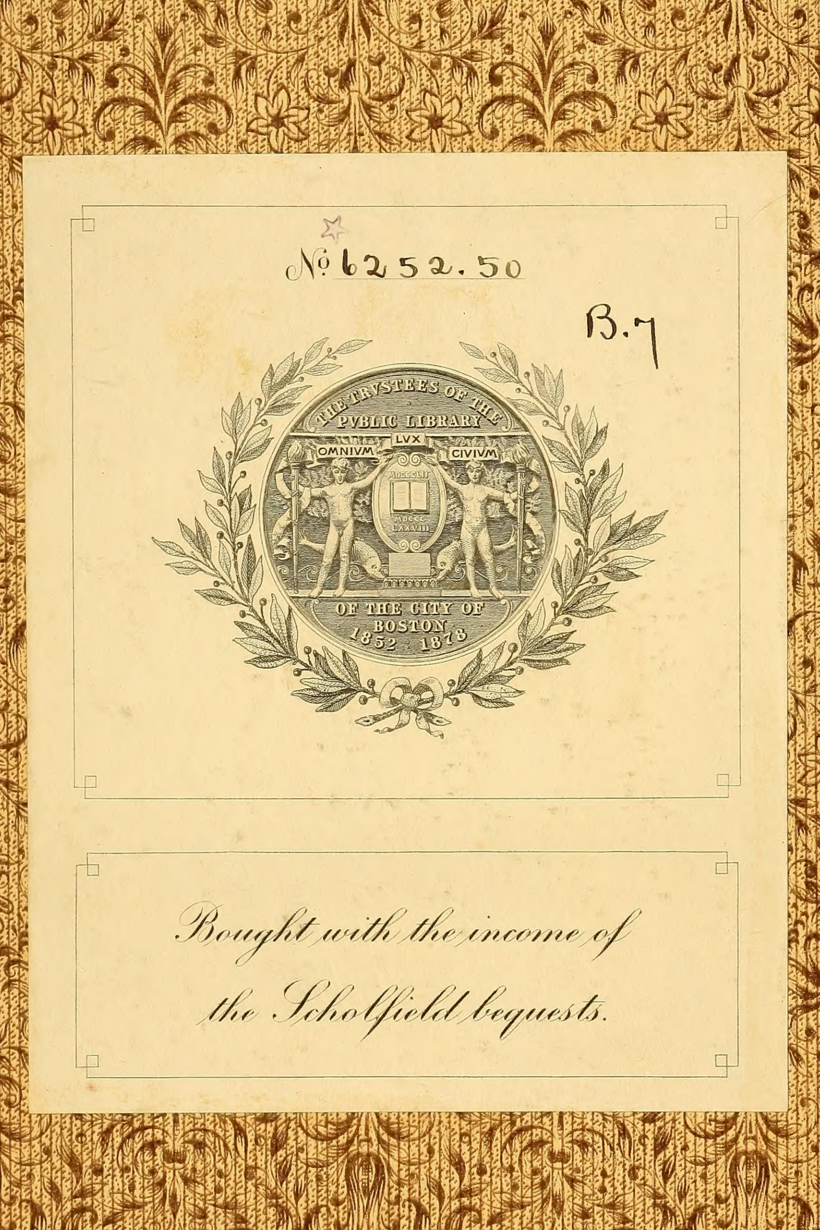
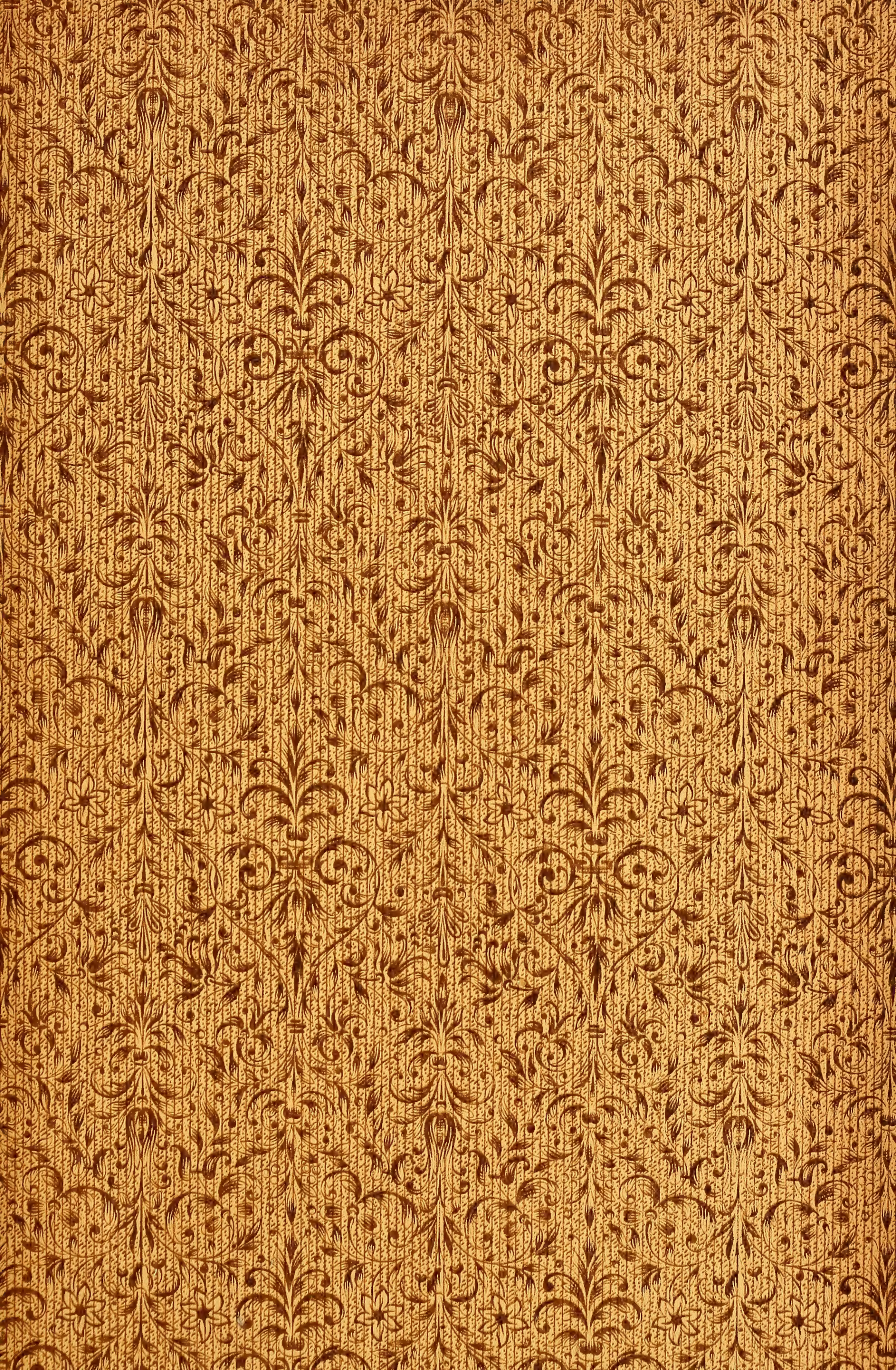
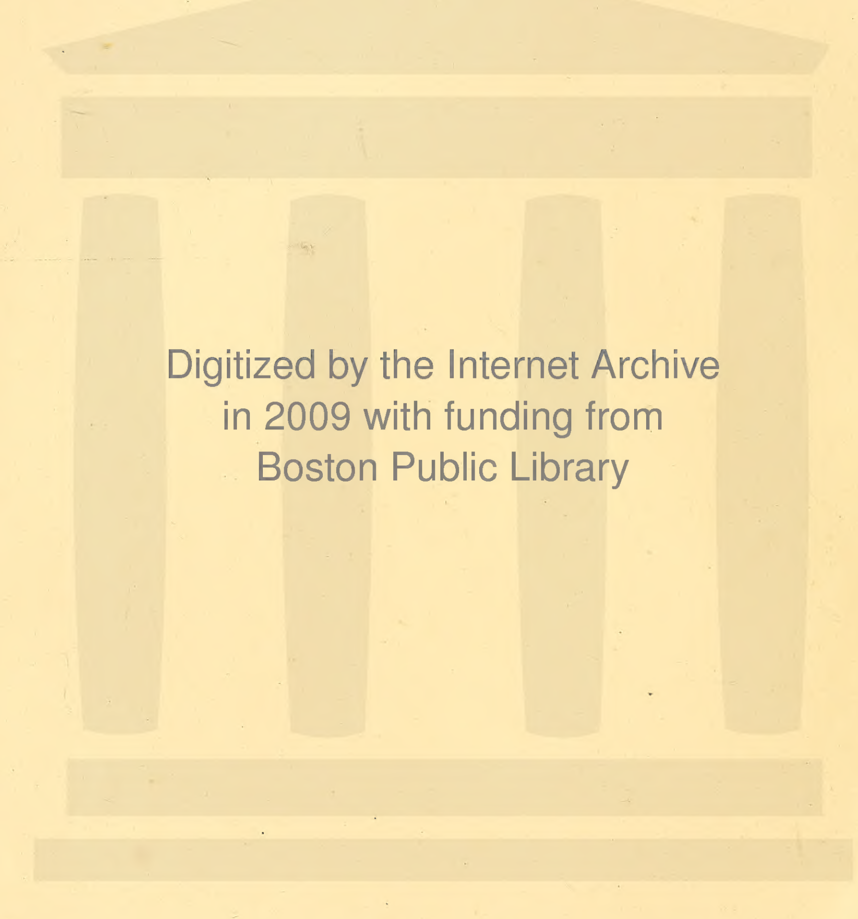



No 6252.50
B.7
THE TRVSTEES OF THE PVBLIC LIBRARY
OMNIVM LVX CIVIVM
OF THE CITY OF BOSTON
1852 1878









Spamers

Illustrierte Weltgeschichte

VII

Dritte, völlig neugestaltete Auflage

Spamers



Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte

unter Mitwirkung andrer bewährter Fachmänner

neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt

von

Prof. Dr. Otto Kaemmel und Dr. Konrad Sturmhoefel

Dritte, völlig neugestaltete Auflage

Siebenter Band

Geschichte der Neueren Zeit

III



Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Kunstbeilagen und Karten

Leipzig

Verlag und Druck von Otto Spamer

1894

Illustrierte



Geschichte der Neueren Zeit

Dritter Teil

Vom Verfall der bourbonischen Macht
bis zum Beginn der großen französischen Revolution

In dritter Auflage

bearbeitet von

Prof. Dr. Otto Kaemmel



Mit 465 Text-Abbildungen sowie 34 Beilagen und Karten

Leipzig.
Verlag und Druck von Otto Spamer
1894

Inhalt

der

Illustrierten Weltgeschichte.

Siebenter Band.

Geschichte der neueren Zeit. III.

Vierter Zeitraum. Fortsetzung.

Das Zeitalter der unumschränkten Monarchie.

Seite

Die Zeit der aufgeklärten Selbstherrschaft in Nord- und Osteuropa. 557

Deutsches Kulturleben im Zeitalter Friedrichs des Großen. 620

Das romanische West- und Südeuropa. 657

Beilagen und Karten.

Geschichte der neueren Zeit.

III.







1 und 2. Siegel König Karls II. von Großbritannien.
(Original im Britischen Museum zu London.)

Vierter Zeitraum. Fortsetzung.

Das Zeitalter der unumschränkten Monarchie.

England unter den letzten Stuarts.

Die Regierung Karls II.
(1660—1685.)

Karl II.

Daß das Haus Stuart sich in den Jahren seiner Verbannung nicht geändert, mit der protestantisch-parlamentarischen Ordnung der Dinge in England sich nicht wirklich ausgesöhnt habe, das hatten schon die ersten Maßregeln Karls II. erwiesen. Trotzdem hat es einer fast dreißigjährigen Mißregierung bedurft, um den abermaligen und diesmal endgültigen Sturz des Geschlechts herbeizuführen. Denn das erste Parlament dieser Periode (1661—79) schien an sich sehr bereit, das Königtum zu unterstützen, ohne freilich seine Rechte preiszugeben, denn es war ganz überwiegend gut anglikanisch und den immer noch sehr zahlreichen protestantischen Dissenters nicht weniger abgeneigt als den Katholiken. Wenn deshalb die alten Kämpfe sich wiederholten, so trifft die Schuld davon in erster Linie Karl II. und eine kleine Minderheit von Männern, denen die persönlichen Wünsche höher standen als die Interessen und oft genug auch als die Ehre der von ihnen regierten Nation. Denn Karl II. erscheint neben seinem nicht selten willkürlichen, aber ernsten, aufrichtig religiösen Vater als ein unwürdiger Nachkomme; persönliche Liebenswürdigkeit, gewinnendes Benehmen und ein oberflächliches Interesse an der geistigen Kultur seiner Zeit verhüllten nur schlecht seinen Leichtsinn, seine Neigung zu Ausschweifungen und den gänzlichen Mangel an fürstlichem Pflichtgefühl. Seine religiöse Gleichgültigkeit vollends, die allmählich in eine entschiedene Hinneigung zum Katholizismus überging, begründete

einen tief-innerlichen Gegensatz zu dem Lande. Als Staatsmann, wenn er überhaupt diesen Namen verdient, lebte er sozusagen von der Hand in den Mund; er hat selbst gesagt, was nach ihm werden solle, darum könne er sich nicht kümmern, und hat so das bittere Urteil gerechtfertigt, das ein Engländer über ihn fällt: „Er hat nie etwas Thörichtes gesprochen und nie etwas Weises gethan."

Als Grundzüge seiner Politik erscheinen, so wenig folgerichtig er wirklich verfährt, das Bestreben nach Verstärkung seiner Krongewalt gegenüber dem Parlament, und der Gedanke, der katholischen Kirche in England Bahn zu machen durch Erweiterung der Duldung für Dissenters und Katholiken. Beides verwickelte ihn nicht nur in immer heftigere Streitigkeiten mit seinem Volke, sondern brachte ihn auch in eine so schimpfliche Abhängigkeit von Frankreich, wie sie England sonst niemals ertragen hat. Dabei war er mit seinem leitenden Minister Edward Hyde, Grafen von Clarendon, dem seine Stellung als Schwiegervater des Herzogs von York einen sehr festen Halt gab, keineswegs völlig einverstanden. Denn so sehr dieser an den königlichen Rechten gegenüber dem Parlamente festhielt, so sehr trat er doch auch für die Herrschaft der anglikanischen Kirche ein und fühlte sich in diesem Streben mit dem Parlamente eng verbunden. Seine Staatsleitung erfüllt die erste Periode der Regierung Karls II. (bis 1667). Ihr folgt dann unter dem sogenannten Cabalministerium eine Zeit rein persönlicher Politik des Königs, der damals einen ernsten Anlauf in der Richtung seiner Hauptziele unternimmt (1667—74); als dieser kläglich mißlingt, schwillt die Opposition des Parlaments so stark an, daß Karl II. sich zur Auflösung desselben entschließt (1681), um nun durch einschneidende Maßregeln seine Krongewalt zu erhöhen. Darüber ereilt ihn der Tod, aber sein Bruder Jakob II. nimmt seine Pläne mit gesteigerter Energie wieder auf.

* * *

Ministerium Clarendon.

Clarendons auswärtige Politik schloß sich insofern an die Cromwells wieder an, als er wie dieser sich im ganzen zu Frankreich neigte, also in Gegensatz zu Spanien trat (s. Bd. VI, S. 495 f.), jedoch mit dem Unterschiede, daß sich Cromwell nicht in unwürdige Abhängigkeit begeben hatte. Mit französischer Hilfe wurde Portugal unterstützt, und dies führte dann auch zu Verhandlungen über eine Vermählung des Königs mit der Prinzessin Katharina, die im Mai 1662 erfolgte, ohne daß sie übrigens Karl II. abgehalten hätte, sich wechselnden Mätressen hinzugeben, wie sein Vorbild Ludwig XIV. Die Verbindung mit Portugal trug auch für den englischen Handel gute Frucht, denn Katharina brachte ihrem Gemahl als Mitgift Tanger in Nordafrika und Bombay in Ostindien zu. Indes lebhafte Unzufriedenheit erregte dann der Verkauf Dünkirchens an Frankreich (November 1662), dessen Eroberung durch Cromwells Rotröcke das Land mit so vieler Genugthuung begrüßt hatte (s. Bd. VI, S. 340), und das jetzt der König um 4 Millionen Livres hingab, allerdings auch, weil es jährlich 120000 Pfund Sterling Kosten verursachte, hauptsächlich aber doch, weil der Kaufpreis seinen verschwenderischen Hofhalt einigermaßen von den Bewilligungen des Parlaments unabhängig machte.

Seekrieg mit Holland (1664—67).

Der dann ausbrechende erste Seekrieg mit Holland (1664—67) war weder volkstümlich, noch wurde er glücklich geführt (s. Bd. VI, S. 546 ff.), und die ohnehin vorhandene Aufregung steigerten im Laufe desselben eine verheerende Pest (1665) und eine furchtbare Feuersbrunst in London, die am 2. (12.) September 1666 ausbrach und binnen vier Tagen über 13000 Wohnhäuser in 400 Straßen, 89 Kirchen, darunter St. Paul, und viele andre öffentliche Gebäude zerstörte, im ganzen etwa zwei Drittel der Hauptstadt; auch ein Teil der Festungsmauern der Altstadt (City) ging dabei zu Grunde.



Charles R

3 Karl II., König von Großbritannien und Irland.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von P. Vanderbanc.

In seiner Aufregung meinte das Volk den Katholiken die Brandstiftung zuschreiben zu müssen. Diesen grundlosen Verdacht verewigte sogar die Inschrift der sogenannten Feuersäule, die an der Stelle errichtet wurde, wo der Brand zu Ende ging.

Sturz Clarendons.

Die herrschende Unzufriedenheit äußerte sich zunächst darin, daß das im Oktober 1666 zusammengetretene Parlament über die ganze Finanzverwaltung lebhafte Beschwerden erhob und trotz der Gegenwirkung Clarendons und des Hofes die Einsetzung einer Kommission beschloß, um das Rechnungswesen eingehend zu prüfen (Dezember). Deshalb wurde es bis zum Oktober 1667 vertagt; aber als die Holländer in die Themse einliefen und die Hauptstadt den Donner ihrer Kanonen vernahm (s. Bd. VI, S. 548), da äußerte sich die Erregung im ganzen Lande so stürmisch, daß die Abgeordneten schon im Juli 1667 zusammentreten mußten, und um so größer war der Verdruß, als der König, sehr verstimmt über die in Aussicht stehende Verweigerung seiner



4 und 5. Medaille auf die Vermählung König Karls II. mit Katharina von Portugal.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Steuerforderungen, sie schon nach wenigen Tagen wieder entließ. Natürlich richtete sich die Erbitterung besonders gegen Clarendon, und da ihm auch Karl II. seine streng-anglikanische, den königlichen Duldungsplänen abgeneigte Haltung nicht verzieh, so erhielt er am 30. August 1667 seinen Abschied. Die dann vom Unterhause beschlossene Anklage des Ministers auf Hochverrat wiesen die Lords allerdings zurück, aber Clarendon zog es doch vor, dem drohenden Schicksale, dem sechsundzwanzig Jahre früher Strafford erlegen war, durch seine freiwillige Entfernung nach Calais zu entgehen (Ende November 1667), und das Parlament verhing dann über ihn die Verbannung. Der Friede mit Holland (21. [31.] Juli 1667), der Abschluß der Tripelallianz und die damit verbundene Schwenkung gegen Frankreich entsprachen der Stimmung des Landes; die folgenden Ereignisse aber bewiesen bald, daß Clarendons Sturz nur einer ganz persönlichen Politik des Königs Raum gemacht habe, zu welcher der entlassene Minister doch niemals die Hand geboten hätte.

Das Cabalministerium.

Die Leitung der auswärtigen Geschäfte im einzelnen überließ seitdem Karl II. einem Ausschuß von fünf Männern (Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley, Lauderdale), deren Namen in ihren fünf Anfangsbuchstaben das Wort „Cabal" bildeten und deren Thaten diese Bezeichnung „Cabalministerium" allerdings rechtfertigten. Denn in schleichenden Ränken suchten sie den Protestantismus und die Verfassung Englands zu untergraben, ohne Gefühl für das Interesse und die Aufgabe ihres Landes. Unter sich waren sie wieder sehr verschieden. Die eigentliche Seele des Kreises war Thomas Clifford, ein eifriger, feuriger Katholik, wirksam als Redner, als Mensch liebens-

würdig, zuverlässig und ehrenhaft. Ihm zunächst in seiner religiös-politischen Anschauung stand Heinrich Graf von Arlington, aber er war ruhiger und umsichtiger als jener. Ashley Cooper dagegen ließ sich in seinem Streben nach Duldung mehr von philosophischen, als von religiösen Grundsätzen leiten, galt im übrigen für ehrgeizig und ränkevoll, während Lauderdale, in seinem Auftreten gebieterisch, hartnäckig in seinen Meinungen, als überzeugter Presbyterianer für größere Duldsamkeit eintrat.



6. Edward Hyde, Graf von Clarendon.
Nach dem Gemälde von D. Loggan gestochen von G. White.

Dem König in seinen persönlichen Neigungen am nächsten stand unzweifelhaft Georg Villiers, Herzog von Buckingham, der Sohn jenes Günstlings der beiden ersten Stuarts und ihm mannigfach ähnlich. „Niemand schien weniger für die Geschäfte geboren zu sein. Er versäumte die Sitzungen des Geheimen Rates, wenn irgendwelches Vergnügen ihn abrief; man konnte ihn oft tagelang nicht finden, und wenn man ihn wiedersah, war er indes andrer Meinung geworden.“ In Liebesabenteuern und Duellen, Jagden und Wettrennen, im Theater und bei nächtlichen Gelagen vergeudete er die Zeit wie der König. Dennoch besaß er eine große Gabe für politische Dinge, nur daß er sich allein von persönlichen Interessen, Neigungen und Abneigungen leiten ließ.

Friede von Aachen.

Diesem aus Katholiken und Dissenters wunderlich gemischten Ministerium standen nun im Parlament und auch sonst die Reste der Clarendonschen Partei unter Führung William Coventrys gegenüber, nur daß sie nicht bloß für die Alleinherrschaft der anglikanischen Kirche, sondern auch für den vollen Umfang der parlamentarischen Rechte eintraten, was Clarendons Sache nicht gewesen war. Doch sicherten die neuen Minister ihre Stellung durch den Erfolg ihrer auswärtigen Politik, die ganz unzweifelhaft im Abschluß des Friedens von Aachen (2. Mai 1668) lag, und konnten das



7. Großschatzmeister Thomas Lord Clifford von Chudleigh.
Nach dem Gemälde von Peter Lely gestochen von H. Robinson.

Parlament im Mai dieses Jahres vertagen. Seitdem traten ihre Bestrebungen schärfer hervor. Es handelte sich um nichts Geringeres, als um den öffentlichen Übertritt des Königs zur katholischen Kirche. Die Aufregung, die dieser im Lande hervorrufen mußte, sollte durch das allerdings nur kleine stehende Heer niedergehalten, zuvor aber die Stellung der Krone durch ein enges Bündnis mit Frankreich und große auswärtige Erfolge, einen siegreichen Krieg mit Holland, befestigt werden. Zu diesem Behufe wurde das Heer verstärkt und um London zusammengezogen, die festen Plätze in England und Schottland katholischen Befehlshabern anvertraut, vor allem aber Ver-

Vertrag von Dover (1670)

handlungen mit **Frankreich** angeknüpft und so durch die besonderen Bemühungen der Herzogin Henriette von Orléans, der eifrig katholischen Schwester Karls II., die deshalb selbst über den Kanal kam, der **Vertrag von Dover** zum Abschluß gebracht (Juni 1670). Der König versprach seine Waffenhilfe gegen Holland und seinen öffentlichen Übertritt zum Katholizismus und erhielt dafür sofort 200000 Pfd. Sterl. und für den niederländischen Krieg 800000 Pfd. Sterl. jährlich. Das Versprechen des Über-



8. Lordkanzler Anthony Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury.
Nach dem Gemälde von Peter Lely.

trittes verhüllte zunächst das tiefste Geheimnis; selbst von den Ministern erfuhren nur Clifford und Arlington davon, noch weniger ahnte das Parlament etwas von dem schmachvollen Handel. Die Abhängigkeit Karls II. von Frankreich wurde noch befestigt durch eine französische Mätresse, die schöne Bretonin Luise de Penancoët de Kérouaille, die damals als Hoffräulein der Herzogin von Orléans mit nach England kam, dort blieb und vom König 1673 zur Herzogin von Portsmouth erhoben wurde. Auch französische Geldspenden an englische Minister und Parlamentsmitglieder wurden nicht gespart.

Tagung des Parlaments i. J. 1670.

Noch ehe man in Dover zu Ende gekommen war, war das Parlament im Oktober 1669 wieder zusammengetreten, hatte damals 400000 Pfd. Sterl. und dann im Februar 1670 eine Abgabe von Wein auf sieben Jahre bewilligt, deren jährlichen Ertrag man auf 300000 Pfd. Sterl. berechnete. Ja, noch im Sommer 1670 gewährte es bedeutende Summen zur Verstärkung der Kriegsflotte, ohne freilich zu wissen, daß diese dem Kriege mit Holland gelte; vielmehr glaubte und wünschte es, daß England an der Tripelallianz festhalte, sich also keinesfalls mit Frankreich verbünde. Nur in kirchlicher Beziehung trat ein gewisser Gegensatz zur Krone heraus, denn es nahm ein scharfes Gesetz gegen die gottesdienstlichen Versammlungen der Dissenters, die „Conventikel“, an und führte in seiner Adresse an den König Beschwerde über die Nachsicht, die man den Katholiken erweise. Dieser hütete sich jedoch vorläufig, es zum offenen Kampfe darüber kommen zu lassen, sondern vertagte im April 1671 das Parlament auf ein volles Jahr.

Der zweite Seekrieg und die Duldungsakte.

Diese Frist sollte benutzt werden, um den schon längst vorbereiteten großen Schlag zu führen. Es ging doch die tiefste Erregung durch England, als es im Anfang des Jahres 1672 klar wurde, wem die gewaltigen Rüstungen Frankreichs galten und auf wessen Seite die englische Flotte kämpfen sollte. „Alle protestantischen Herzen erzitterten“ bei diesem Anblick, niemals war England widerwilliger in einen Krieg gegangen. Nun wechselten doch schon am 13. (23.) März bei Wight Engländer und Holländer die ersten Lagen, und noch wogte die Aufregung darüber durch alle Schichten des Volkes, als die königliche Duldungsakte vom 15. (25.) März grell den Weg beleuchtete, den Karl II. einzuschlagen gedachte. Sie hob die Strafgesetze gegen die Katholiken und Dissenters auf, gestattete jenen sofort freien Hausgottesdienst und versprach diesen, eine Anzahl Orte für öffentlichen Gottesdienst anzuweisen. Nur die Katholiken jubelten, die Dissenters waren über diese Anwendung des angeblichen Königsrechts, von bestehenden Gesetzen ohne Zustimmung des Parlaments zu entbinden, kaum weniger betroffen als die Anglikaner. Nicht lange, so verfügte die Schatzkammer ebenso eigenmächtig die Einstellung der Zahlungen an die Staatsgläubiger für das Jahr 1672, um alle Mittel für den Krieg zu verwenden, eine Maßregel, die Tausende aufs empfindlichste traf. Unter solchen Umständen schob der König den Zusammentritt des Parlaments zweimal hinaus, um wenigstens im Glanze eines großen Waffenerfolges ihm gegenübertreten zu können. Doch dieser blieb aus, und die furchtbare Gefahr, in welche die glaubens- und stammverwandte Republik durch die Franzosen mit Hilfe der Engländer gestürzt wurde, steigerte eher die Teilnahme für die Niederländer, also auch die Aufregung gegen die Regierung. Schließlich zwang die Geldnot Karl II., das Parlament doch wiederzuberufen (Februar 1673), und so viel wenigstens erreichte die feurige Rede Lord Shaftesburys (Ashley), daß es ohne Widerrede 70000 Pfd. Sterl. für den Krieg bewilligte, denn ohne Vorteil oder gar mit Schande bedeckt sollte allerdings die englische Flotte nicht heimkehren. Aber ebenso einmütig erhob sich das Unterhaus gegen die Duldungsverordnung, indem es in seiner Adresse an den König nachdrücklich betonte, kirchliche Strafgesetze könne nur das Parlament aufheben. Da es nun ganz unthunlich war, das Parlament aufzulösen, weil sonst die Geldbewilligung hinfällig, also die Fortsetzung des Krieges unmöglich geworden sein würde, so zog der König die Duldungsverordnung zurück, gab also für diesmal den Versuch auf.

Die Testakte (1673).

Doch dabei blieb es nicht; der einmal erwachte Argwohn führte weiter. Als am 12. (22.) März 1673 das Unterhaus in letzter (dritter) Beratung über die von den Lords bereits genehmigte Bill verhandelte, nach der die Strafgesetze für die Dissenters, die den Suprematseid schwören würden, aufgehoben werden sollten, beantragte Harwood,

in das Gesetz die Bestimmung einzuschieben, daß in Zukunft niemand ein Staatsamt bekleiden oder eine öffentliche Thätigkeit ausüben dürfe, der nicht das Dogma von der Transsubstantiation, also die katholische Abendmahlslehre, abschwören wolle. Denn nur so glaubte man mit voller Sicherheit die Katholiken von dem englischen Staatswesen ganz ausschließen zu können, weil sie von jeder andern Verpflichtung durch ihre Geistlichkeit dispensiert werden könnten, nicht aber von jenem Glaubenssatze. Nach heißen Debatten fand dieser Antrag (die sogenannte Testakte), der die Katholiken von allen Ämtern und vom Parlamente ausschloß, die Genehmigung der beiden Häuser,



9. Jakob, Herzog von York (später König Jakob II.).
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von H. Cause.

und auch der König willigte ein, um nur die Steuerbewilligung nicht zu gefährden. So scheiterte denn auf klägliche Weise der Plan des Cabalministeriums, noch ehe er sich wirklich zu entwickeln vermochte, ja er führte zu einem schweren Rückschlage, der die Stellung der Katholiken in England viel ungünstiger gestaltete als jemals zuvor.

Die ganze bisherige Regierung wurde zugleich gesprengt, denn Clifford mußte zurücktreten, weil er die Bedingung der Testakte nicht erfüllen konnte; kurz danach legte aus demselben Grunde auch Jakob von York, der mutmaßliche Thronfolger, die Würde des Großadmirals nieder, denn schon lange war er im geheimen zur katholischen Kirche übergetreten, und seine zweite Vermählung (mit Maria von Modena) befestigte ihn noch mehr in seiner Überzeugung, die er nun auch offen kundgab.

Unter dem tiefen Eindruck dieser besorgniserregenden Thatsache trat das Parlament im Oktober 1673 wieder zusammen. Die geforderten Bewilligungen lehnte es diesmal ab, unmutig auch über die erfolglose Kriegführung. Nach kurzer Vertagung wieder berufen (Januar 1674), forderte es sogar die Entfernung Buckinghams und Lauderdales und erzwang schließlich durch die Verweigerung weiterer Geldmittel den Frieden mit Holland (9. [19.] Februar 1674). Karls II. Politik war auf allen Punkten vollständig geschlagen.

Das Ministerium Lord Danbys.

Es blieb ihm zunächst nichts übrig, als zu den Gedanken Clarendons zurückzukehren. Die Oberleitung der Geschäfte fiel an den Großschatzmeister Lord Danby, der für ebenso leichtfertig und selbstsüchtig galt wie die andern, aber ein stärkeres Nationalgefühl besaß. Ihm gegenüber trat der aus dem Staatsdienst entlassene Lord Shaftesbury an die Spitze der parlamentarischen Opposition. Diesen Zwiespalt verstand Ludwig XIV. vortrefflich für sich auszunutzen, indem er den König durch regelmäßige geheime Zahlungen immer fester an das französische Interesse fesselte, während die Spanier und Niederländer einflußreiche und solchen Lockungen zugängliche Parlamentsmitglieder bestachen, unsaubere Geschäfte, die England zur Schande gereichten, jedenfalls es während des noch fortdauernden zweiten Raubkrieges zur Neutralität bestimmten. Eine Wendung trat erst ein, als Frankreichs Erfolge die Besorgnis vor seiner Übermacht selbst beim König erweckten. Daher willigte er in die Vermählung Wilhelms III. von Oranien mit seiner Nichte Maria, der Tochter Jakobs von York (September 1677) und schloß im Januar 1678 einen Vertrag mit Holland, der ihn zur Friedensvermittelung verpflichtete und wirklich den Frieden von Nimwegen herbeiführen half (s. Bd. VI, S. 564).

Das „papistische Komplott" u. die Auflösung des Parlaments.

Da das Parlament mit dieser Haltung einverstanden war, so schien die Hoffnung auf ein friedliches Verhältnis zwischen ihm und der Regierung berechtigt. Da erwachte das kaum eingeschläferte Mißtrauen von neuem, als ein übelberüchtigter, höchst unzuverlässiger Mensch, Titus Oates, von einem angeblich vielfach verzweigten Komplott berichtete, das bis in die Jesuitenkollegien Frankreichs und Belgiens hineinreichen und nichts Geringeres bezwecken sollte als die gewaltsame Zurückführung Englands unter die Herrschaft des Papsttums. Noch war damals die Pulververschwörung nicht vergessen, noch war die Londoner Feuersbrunst, welche die Protestanten ja auch katholischer Brandstiftung zuschrieben, in lebhafter Erinnerung, und so wurden auf ungenügende Angaben hin viele Katholiken zur Untersuchung gezogen, von den Geschworenengerichten, die natürlich ganz unter dem Einflusse der Volksstimmung standen, verurteilt, viele hingerichtet, andre gefangen gehalten. Das dauerte jahrelang fort, eine wirkliche Verfolgung der englischen Katholiken, wie sie sonst nicht vorgekommen ist. Getragen von dieser leidenschaftlichen Erregung beantragten die Lords die Entfernung aller „Papisten" vom Hofe, von der Regierung und aus dem Parlament. Infolgedessen blieb Jakob von York den Sitzungen des Staatsrates fern, und die katholischen Lords traten aus dem Oberhause. Als aber nun selbst Danby, ein abgesagter Feind der Papisten und entschiedener Gegner des französischen Bündnisses, des Hochverrats beschuldigt wurde, da ging des Königs Nachgiebigkeit zu Ende: am 24. Januar 1679 sprach er die Auflösung des Parlaments aus.

Das zweite Parlament.

Damit aber entbrannte der Kampf nur mit steigender Heftigkeit. Denn die Neuwahlen waren der Regierung weit ungünstiger als die früheren, und mit vollem Bewußtsein nahm die Mehrheit dieses zweiten Parlaments, von Shaftesbury und William Russell geführt, die Ziele des ersten wieder auf: Sicherung der anglikanischen Landeskirche, Auflösung des stehenden Heeres und Abgrenzung der königlichen und parlamentarischen Rechte. Sein erster Sieg war der Sturz Danbys durch eine

Anklage vor den Lords, die ihn auf fünf Jahre in den Tower brachte (März 1679); aber auch den Herzog von York veranlaßte der König, um die Erregung zu beschwichtigen, in eine Art von Verbannung nach Brüssel zu gehen, von wo aus er sich später nach Schottland begab. Die Oberleitung der Geschäfte übernahm vorerst William Temple. Als Stifter der Tripelallianz war er vor dem Verdachte katholisch-französischer Neigungen geschützt und bemühte sich jetzt, durch Berufung mehrerer Parlamentsmitglieder, z. B. Shaftesburys und Russells, in einen erweiterten Staatsrat



10. William Lord Russell.
Nach dem Gemälde von P. Lely gestochen von H. Robinson.

eine Vermittelung anzubahnen. Doch umsonst. Die Aussicht auf die nach Erbrecht unzweifelhafte Thronfolge des katholischen Herzogs von York — denn rechtmäßige Kinder hatte Karl II. nicht — trieb die Mehrheit des Unterhauses zu dem Versuche, den Herzog von der Thronfolge auszuschließen und diese einem protestantischen Mitgliede des Königshauses zu übertragen. In der That nahm das Unterhaus am 22. Mai 1679 diese „Exklusionsbill" in erster Beratung mit einer großen Mehrheit an. Wenige Tage später (am 27. Mai) schuf es durch die Genehmigung der sogenannten Habeascorpusakte das feste Bollwerk für die persönliche Sicherheit

Die Exklusionsbill und die Habeascorpusakte.

und Freiheit jedes Engländers bis auf den heutigen Tag, denn nach ihr darf niemand in Haft gebracht werden, ohne daß ein schriftlicher Befehl die Gründe dafür angibt; der Gefangene muß ferner binnen einer bestimmten Frist, gewöhnlich drei Tage, vor den Untersuchungsrichter gestellt und darf in kein Gefängnis außerhalb seiner Grafschaft gebracht werden; endlich muß in bestimmten Fällen seine Freilassung gegen Bürgschaft erfolgen. Der König war fest entschlossen, seinem Bruder die Nachfolge



11. William Temple.
Nach dem Gemälde von Peter Lely gestochen von P. Vanderbanc.

zu sichern, aber eben deshalb genehmigte er die Habeascorpusakte, um die Volksstimmung für sich zu gewinnen, und verfügte dann erst die Vertagung, später die Auflösung auch des zweiten Parlaments.

Das dritte Parlament.

Doch dies, verbunden mit der Entlassung Shaftesburys und Russells aus dem Staatsrat, erweiterte nur die Kluft. Verstärkt kehrte die Opposition ins Unterhaus zurück, und am 21. November 1680 nahm dasselbe die Exklusionsbill endgültig an. Nur ihre Verwerfung durch das Oberhaus rettete dem Herzog von York die Krone. Schon aber hatten die Führer des Unterhauses den Ersatzmann für ihn in Bereitschaft, das war Jakob, Herzog von Monmouth, ein stattlicher junger Herr von großer Liebenswürdigkeit und deshalb auch sehr beliebt, der natürliche Sohn Karls II. von der schönen Waliserin Lucy Walters, die, wie wenigstens Monmouth behauptete,

einst im geheimen mit ihm vermählt gewesen war oder wenigstens ein Eheversprechen von ihm erhalten hatte. Auch Frankreich schien gar nicht abgeneigt, den Herzog von Monmouth zu begünstigen, denn mit großer Gewandtheit wußte nun der französische Gesandte Barillon bald bei ihm, bald beim Herzog von York neue Hoffnungen zu erwecken, und so durch die Nährung des inneren Zwistes England von jeder Einmischung in die festländischen Streitigkeiten abzuhalten. Der König freilich war weit davon entfernt, Monmouth als erbberechtigt anzuerkennen; vielmehr lenkte er, jetzt mit dem Parlament in argem Zwiespalt, in die Bahnen zurück, die einst das Cabalministerium eingeschlagen hatte: er warf sich ganz und gar Frankreich in die Arme, um durch die reichen Hilfsgelder Ludwigs XIV. von den Bewilligungen des widerspenstigen Parlaments sich unabhängig zu machen und gegen dasselbe den Beistand des Königs sich zu sichern. Als ihm deshalb der französische Gesandte zwei Millionen Livres jährlich in Aussicht stellte, da verpflichtete er sich, jeder Verbindung gegen Frankreich fern zu bleiben, und vertagte am 20. Januar 1681 das Parlament.

Das Parlament zu Oxford (1681).

Kurz nachher löste er es abermals auf und eröffnete das neugebildete (vierte) bereits am 21. März 1681 in Oxford. Nur acht Tage hatte es Bestand, denn die Opposition beharrte bei dem Gedanken, den Herzog von York von der Regierung auszuschließen; sie wollte ihm jetzt allenfalls zwar den Titel des Königs lassen, die wirkliche Gewalt dagegen einem „Protektor“ und dem Geheimen Rate übertragen. Schon am 29. März erfolgte die Auflösung. Sie trieb Karl II. vollständig Ludwig XIV. in die Arme. Während sich dieser anschickte, seine gewaltsamen Reunionen zu vollziehen und Straßburg wegzunehmen, hielten französische Zahlungen den König und nicht minder eine Anzahl von Mitgliedern des Parlaments in schmachvoller Abhängigkeit, England, die stärkste Macht des Protestantismus, in würdeloser Unthätigkeit.

Whigs und Tories.

In den leidenschaftlichen Kämpfen um die Exklusionsbill tauchten auch zuerst die beiden Namen auf, die seitdem den beiden großen parlamentarischen Parteien Englands geblieben sind, zunächst Spitz- oder Schimpfnamen zur Bezeichnung der Freunde und Gegner der Exklusionsbill. Jene nannte man Whigs („Sauertöpfe“) nach einer Bezeichnung der eifrigen Presbyterianer in Schottland, die um diese Zeit einen verzweifelten Bandenkrieg gegen die harte Herrschaft der Anglikaner begonnen hatten, diese Tories („Straßenräuber“) nach ähnlichen Haufen katholischer Irländer zu Cromwells Zeit (s. Bd. VI, S. 487). Doch ging der Gegensatz tiefer. Denn die Whigs standen auf dem Boden der Volkssouveränität und betrachteten die Staatsverfassung als einen Vertrag zwischen Fürst und Volk, der sich von selber löse, sobald er von einer Seite nicht beobachtet werde, das Volk also unter Umständen zum Widerstande berechtige. Kirchlich erwiesen sie sich duldsam gegen die Dissenters. Die Tories dagegen betonten das göttliche Recht des Königtums, verwarfen also jeden Widerstand gegen dasselbe und forderten die Alleinherrschaft des Anglikanismus. Diese Scheidung der Parteien nach den Überzeugungen beruhte aber wesentlich auf der nach Ständen und Interessen, die sie vertraten. Die Torypartei wurzelte in der landsässigen Gentry, den freien Bauern und Pächtern, den Bürgerschaften der Binnenstädte und der niederen Geistlichkeit; zu den Whigs hielten sich die meisten großen Geschlechter, die höheren Geistlichen, die Großhändler und Geldmänner und infolgedessen die Hauptstadt. Die Tories verfochten also im wesentlichen die Interessen des platten Landes, demnach der Landwirtschaft, und waren deshalb in ihren politisch-kirchlichen Anschauungen konservativer, auch einer kriegerischen Politik nach außen grundsätzlich abgeneigt, weil wesentlich sie ihre Lasten fühlten und von ihren etwaigen Vorteilen, der Ausdehnung des Handels und der Kolonisation u. dgl. nicht unmittelbar berührt wurden. Die Whigs wieder traten für eine solche ein, denn in ihren Händen lagen Handel und Schiffahrt. Nach allem ergibt sich, daß die große

Mehrheit der Wählerschaft an sich auf Seite der Tories stehen mußte; nur ungeschickte Leitung derselben konnte den Whigs einmal die Majorität verschaffen. Es waren im Grunde die alten Gegensätze zwischen den „Kavalieren“ und „Rundköpfen“, die hier wieder auflebten, ihrer Natur nach unausgleichbar, befestigt noch durch Familienüberlieferungen und deshalb maßgebend bis heute.

Die Reaktion gegen die Whigs.

Der Auflösung des Oxforder Parlaments folgte eine scharfe Reaktion gegen die Whigs, begünstigt durch die Ermüdung und Übersättigung des Volkes an parlamentarischen Parteikämpfen und seine tiefgewurzelte Königstreue, die von der immerhin bedenklichen Änderung des Erbrechts, der Quelle so vieler Leiden für England, nichts wissen wollte und sich jetzt in zahlreichen Ergebenheitsadressen an den König aussprach.



12. Trachten aus der Zeit Karls II.

Nach einem gleichzeitigen Originale.

So konnte Karl II. weiter gehen. Als das Geschworenengericht von London und Middlesex den Lord Shaftesbury von der Anklage auf Umsturz der Monarchie freigesprochen hatte, zur Freude der Hauptstadt, deren Bürgerrecht er besaß, beschloß der König, die städtischen Freiheiten überhaupt einzuschränken. Er ließ sich von London und einigen andern Städten die Urkunden, in denen sie enthalten waren, ausliefern und durch gerichtlichen Spruch sie für verwirkt erklären, und wenngleich das strenge Urteil nicht wirklich durchgeführt wurde, so machte er doch fortan die Wahl der Gemeindebehörden (in London des Lordmayors und der beiden Sheriffs) von seiner königlichen Genehmigung abhängig, denn von ihnen hing die Bildung der Geschworenenliste ab. Weiter ließ er seinen Bruder Jakob nach London zurückkehren (April 1682) und an den Sitzungen des Staatsrats wieder teilnehmen, und da auch Ludwig XIV.

sich jetzt sehr entschieden für sein Erbrecht aussprach, so gewann die Stellung des Herzogs immer mehr an Festigkeit.

Die konstitutionelle Verschwörung (1682).

Unter diesen Umständen dachten Shaftesbury, Russell, Algernon Sidney und andre Führer der Whigs an Gegenmaßregeln, und da ein Parlament, das ihnen den offenen Angriff verstattet hätte, augenblicklich nicht vorhanden war, so griffen sie zu dem bedenklichen Auskunftsmittel einer geheimen Verschwörung. Sie wollten



13. Sidney, Graf von Godolphin.
Nach dem Gemälde von Gottfried Kneller gestochen von T. W. Mote.

Jakob von Monmouth auf den Thron erheben, dadurch die protestantische Erbfolge sicherstellen, dann die jährliche Berufung des Parlaments, die freie Wahl der städtischen Behörden und die Unabhängigkeit der Landwehr (Militia) von königlichen Befehlen gesetzlich feststellen, endlich auch die Alleinherrschaft des Anglikanismus, die „Uniformität", beseitigen. Bewaffnete Aufstände in London, Bristol, Newcastle und Schottland sollten die Erhebung unterstützen. Da sich aber einzelne Teilnehmer, wie vor allem Russell, gegen jede Anwendung von Gewalt aussprachen, auch Monmouth selber nur halben Herzens bei der Sache war, so verzweifelte Shaftesbury am Gelingen seines Planes und entzog sich der Verfolgung, die er kommen sah, durch die Flucht nach Brüssel.

Das Kornhauskomplott (1683).

Sein Tod (Januar 1683) ersparte es ihm, die Erfüllung seiner Voraussage zu erleben. Zwar nicht die von ihm geleitete Verschwörung wurde entdeckt, wohl aber ein andrer, mit ihr in einem gewissen Zusammenhang stehender Anschlag auf den König und seinen Bruder, das sogenannte Kornhauskomplott (Ryehouseplot). Der Leiter desselben war ein alter Soldat Cromwells, Rumbold, der ein Haus in Hogsdown (Herfordshire) besaß und den Plan faßte, Karl II. und Jakob bei der Reise von Newmarket nach London in einem nahen Hohlwege aufzulauern, um sich ihrer dort zu bemächtigen. Der zufällig etwas frühere Aufbruch beider vereitelte den Anschlag, und irgendwelcher Mitwisser verriet ihn. Die wichtigsten Teilnehmer wurden verhaftet und hingerichtet, ohne daß es großes Aufsehen erregt hätte, aber ihre Aussagen führten auf hochgestellte Männer, auf deren Hilfe sie im entscheidenden Augenblicke gerechnet haben mochten, und brachten auch Russell mit mehreren andern das Verderben. So sehr auch Russell die Absicht eines Gewaltstreichs in Abrede stellte, daß er an Widerstand gedacht hatte, konnte und wollte er nicht leugnen. So sprachen die Geschworenen das Schuldig über ihn aus, und bald darauf besiegelte er am 21. Juli 1683 seine politisch-religiöse Überzeugung mit dem Tode unter dem Beil, als ein frommer Christ und tapferer Mann. Ihm folgte auf demselben Wege Algernon Sidney (am 8. Dezember); Monmouth dagegen kam mit der Verbannung davon.

Karls II. Tod.

Die mißlungene Verschwörung verstärkte nur die Stellung des Königs. Er zog Jakob von York mehr und mehr zu den Geschäften hinzu, gab ihm seine früheren Ämter zurück, geriet aber auch in immer tiefere Abhängigkeit von Frankreich, von dessen Geschenken er lebte. Alle wichtigen Geschäfte regelte er mit seiner Mätresse, der Herzogin von Portsmouth, und seinen nächsten Vertrauten, Sunderland und Sidney Godolphin, in ganz persönlicher Weise, wie ein unumschränkter Monarch. Das Land war äußerlich ruhig, der Handel blühte; kein Wunder, daß sich Karl II. als Sieger fühlte. Da traf ihn am Morgen des 2. (12.) Februar 1685 ein Schlaganfall. Obwohl er sich davon wieder einigermaßen erholte, erschien doch sein Zustand so verzweifelt, daß die Herzogin von Portsmouth, der alten Hinneigung des Königs zum Katholizismus eingedenk, heimlich einen katholischen Priester zu ihm rufen ließ, einen alten schottischen Benediktiner, der ihm nach der Schlacht von Worcester zur Flucht verholfen hatte, und so starb Karl II. am 6. (16.) Februar 1685 nach Empfang der katholischen Sakramente, von seinen Kindern umgeben und trotz seiner großen Fehler auch von seinem Volke wegen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit aufrichtig betrauert. Die Herzogin von Portsmouth kehrte nach Frankreich zurück mit einem Sohne von Karl II. und mit ansehnlichen Einkünften ausgestattet, stiftete hier ein Nonnenkloster und starb erst 1734 im Alter von 85 Jahren, nachdem sie noch den Sturz der Stuarts und das Ende Ludwigs XIV. weit überlebt hatte.

Die Regierung Jakobs II.

(1685—88.)

Lage bei Jakobs II. Regierungsantritt.

Es war einer der verhängnisvollsten Augenblicke der europäischen Geschichte, in dem Jakob II. den Thron Englands bestieg. Mit vollkommener Rücksichtslosigkeit entfaltete soeben das französische Königtum seine Übermacht nach innen und nach außen, und so scharf zugespitzt waren bereits die Gegensätze, daß der Ausbruch eines großen europäischen Krieges unvermeidlich schien. An seinem Ausgange hing das Schicksal des Weltteils; die Zukunft des Protestantismus und der Staatenfreiheit stand ebenso auf dem Spiele wie hundert Jahre zuvor, da Philipp II. seine Armada gegen England rüstete. Und auch diesmal lag die Entscheidung bei England. Seine Partei-

nahme für oder gegen Ludwig XIV. mußte das Schicksal des Kampfes bestimmen. Wohin seine Geschichte und seine Interessen es wiesen, das unterlag keinem Zweifel: an der Spitze der protestantischen Welt konnte es die glänzende Rolle des Vorkämpfers gegen Frankreichs Übermacht spielen. Diese rühmliche Aufgabe konnte Jakob II. nicht



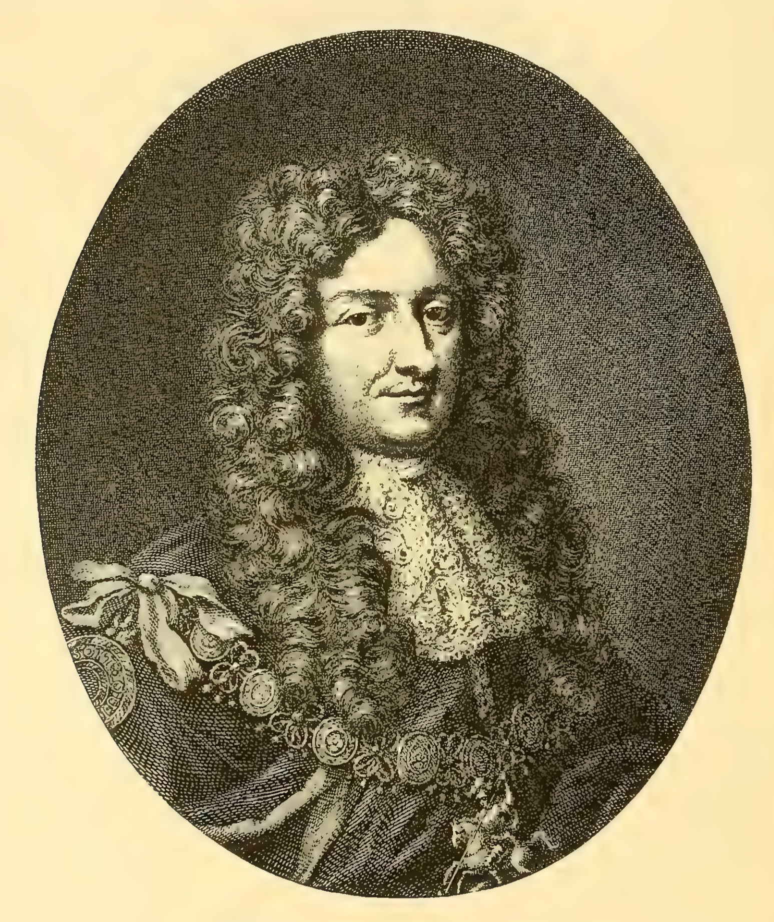
14. Jakob II., König von Großbritannien und Irland.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von P. Giffart.

entgehen, wenn er sich entschloß, sein katholisches Glaubensbekenntnis als Privatsache zu behandeln und dem protestantischen Charakter seines Volkes gemäß zu regieren. Er zog es jedoch vor, den entgegengesetzten Weg einzuschlagen.

Jakob II.

In der Verbannung aufgewachsen wie sein älterer Bruder, war er doch diesem wenig ähnlich. Als Soldat unter Turenne, später als Admiral der englischen Flotte, hatte er kriegerische Tüchtigkeit bewährt und mehr Entschiedenheit und Festigkeit

entwickelt als Karl II. Aber er besaß auch dessen natürliche Liebenswürdigkeit nicht im entferntesten, vielmehr galt er für hart, ja unbarmherzig, so daß er in Schottland unbewegt den Folterqualen von Gefangenen zuschaute und John Churchill (Lord Marlborough) einmal von ihm äußerte: „Sein Sinn ist so hart wie der Marmor dieses Kamins.“ Sein Übertritt zum Katholizismus entwickelte vollends in ihm einen starren



15. Großschatzmeister Lorenz Hyde, Graf von Rochester.

Nach dem Gemälde von Gottfried Kneller gestochen von J. Houbraken.

Fanatismus, der das ernsthafteste Hindernis nicht eher sah, als bis er mit dem Kopfe daran stieß. Zwar die Ansprache, mit der er am 16. Februar 1685 die Huldigung des Geheimen Rates erwiderte, befriedigte allgemein, denn er erklärte, daß er Kirche und Staat in ihrer gesetzlichen Verfassung aufrecht erhalten, die Rechte der Krone behaupten, aber nichts antasten werde, was einem andern gehöre. Doch wenige Tage später ließ er den katholischen Gottesdienst in seiner Schloßkapelle bei offenen Thüren halten, gegen das Herkommen und die Gesetze des Landes, da es, wie er sagte, eines großen Königs unwürdig sei, seinen Glauben zu verbergen. Das war wie ein Programm seiner ganzen Regierung. Denn was sein Bruder zwar im Grunde auch gewollt, aber nicht folgerichtig erstrebt hatte, das wollte er mit hastiger Energie allem Widerstande zum Trotz durchführen: das königliche Ansehen sollte befestigt, dem Katho-

lizismus freie Bahn gemacht werden durch die Aufhebung der Strafgesetze und des Testeides. Anfangs meinte er beides im Einvernehmen mit dem Parlament und den Anglikanern durchführen zu können; aber er trug später kein Bedenken, auf die Hilfe Frankreichs zu rechnen, als jene Hoffnung sich als hinfällig erwies. Denn die Anglikaner wollten von der Gleichberechtigung einer so unduldsamen, herrschsüchtigen Kirche wie der damaligen katholischen, mit gutem Grunde nichts wissen, und die Parlamentswähler verwarfen das Bündnis mit Frankreich, neigten vielmehr zu Holland und Spanien.

Zunächst freilich blieb der unausgleichbare Gegensatz noch verhüllt. Lord Halifax übernahm den Vorsitz im Geheimen Rate (Council), obwohl er anglikanisch und franzosenfeindlich war; Großschatzmeister (d. i. erster Minister) blieb der gleichgesinnte Lorenz Hyde, Graf von Rochester, der ältere Sohn Clarendons (s. S. 2) und schon in der letzten Zeit Karls II. um die Ordnung der Finanzen verdient. Auch machte es den besten Eindruck, daß der König das Parlament schon für den Mai 1685 berief, besonders um von ihm die nachträgliche Bewilligung der inzwischen forterhobenen Abgaben (Zölle und Accise) zu erlangen, deren er verfassungsmäßig bedurfte.

Jakob II. und das schottische Parlament.

Mit diesem Parlament hätte nun in der That jede gemäßigt vorgehende Regierung sehr gut auskommen können. Denn seine Mitglieder waren fast ebenso gut königstreu und anglikanisch gesinnt wie die des Parlaments von 1661, überdies konnte das Beispiel des schottischen Parlaments darin nur bestärken. Dies nämlich schloß sich um so enger an Jakob II. an, als er sich während seines längeren Aufenthaltes in Edinburg allgemein beliebt zu machen gewußt hatte, und von der andern Seite der bewaffnete Bund der sogenannten „wilden Whigs“, die am Covenant streng festhielten und politisch betrachtet fast als Republikaner gelten konnten, alle gemäßigt Gesinnten zum Anschluß an den König drängte. Deshalb bedrohte das schottische Parlament die geheimen Zusammenkünfte (Conventikel) der Covenanters und die darin auftretenden Geistlichen mit den strengsten Strafen, erklärte seinen Abscheu vor allen revolutionären Ideen und bewilligte nicht nur dem Könige alle Zölle und Accisen, wie sie sein Vater erhoben hatte, auf Lebenszeit, sondern sicherte sie auch für alle seine rechtmäßigen Nachfolger in gleicher Weise zu. Anderseits wurden freilich alle Akte und Statuten, die jemals zur Sicherung der protestantischen Religion gegeben worden, mit Ausnahme der den Covenant betreffenden, feierlich bestätigt.

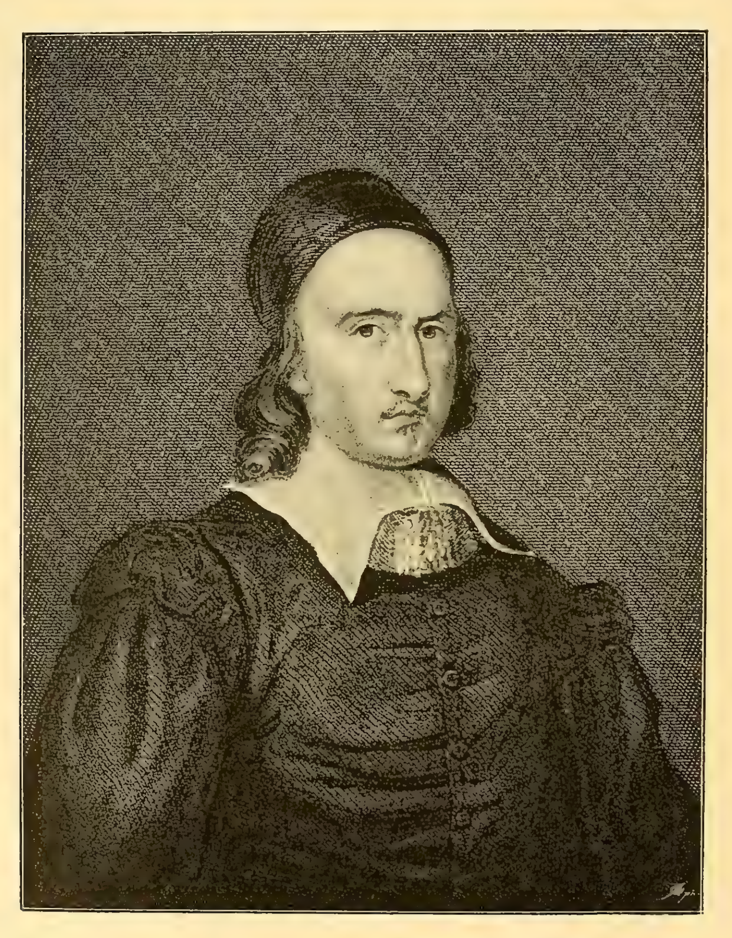
Jakobs II. erstes u. letztes Parlament.

Unter dem Eindrucke dieser Vorgänge eröffnete Jakob II. am 22. Mai 1685 persönlich sein erstes und letztes englisches Parlament. Die Thronrede befriedigte allgemein, denn sie wiederholte die Erklärung im Geheimen Rat und begnügte sich im übrigen, die Bewilligung der Abgaben in der bisherigen Höhe und auf Lebenszeit des Königs zu verlangen. Diese erfolgte auch anstandslos im Unterhause, selbst die im Jahre 1670 genehmigte Weinsteuer (diese auf acht Jahre) wurde nicht versagt, und nur darin zeigten sich leichte Anzeichen eines inneren Gegensatzes, daß einzelne Redner die Aufhebung der städtischen Freibriefe, das Verhältnis zu Frankreich und das Gesetz gegen die Dissenters (Nonconformisten) in Erinnerung brachten. Doch ging kein eigentlicher Antrag durch. Jedenfalls schien die Stellung des Königs dem Parlamente gegenüber so fest wie nie zuvor, und was nun kam, konnte sie nur noch mehr befestigen: eine unglückliche Erhebung in England und Schottland.

Erhebung unter Argyle und Monmouth.

Unter den Schotten, welche die Ereignisse unter der Regierung Karls II. nach den Niederlanden vertrieben hatten, befand sich auch der Sohn jenes Argyle, der nach Wiederherstellung der Stuarts als eines der vornehmsten Opfer gefallen war (s. Bd. VI, S. 504). Archibald Campbell, Graf von Argyle war im Jahre 1681 der ihm wegen angeblichen Hochverrats drohenden Todesstrafe nur mit Hilfe seiner Tochter entkommen und lebte seitdem in Holland, ein strenger, bibelfester Covenanter,

aber auch erfüllt von dem Gefühl seiner Würde als Stammhaupt des Clans der Campbell, der den ganzen Südwesten der schottischen Hochlande einnahm. Mit ihm traten nun andre flüchtige Schotten, eifrige Covenanters wie er und geschworene Feinde Jakobs II., die sich zahlreich in Amsterdam, Utrecht und Rotterdam aufhielten, in Verbindung, um ihn zu einem Umsturzversuche in Schottland zu bewegen. Doch wollten sie ihm nur beistehen, wenn gleichzeitig ein ähnlicher Versuch in England gemacht werde. Dafür konnten sie keinen geeigneteren Führer finden als den Herzog Jakob



16. Archibald Campbell, Graf von Argyle.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde gestochen von H. T. Ryall.

von Monmouth, der seit 1682 ebenfalls als Verbannter in Holland lebte, und zwar am Hofe seines Verwandten Wilhelm von Oranien. Freilich wich er erst dem Andringen seiner Freunde, als er sich entschloß, aber die Sache schien nicht aussichtslos, da er im Südwesten Englands sehr viel Anhang zu haben glaubte. Es sollten deshalb auch zwei selbständige Unternehmungen gewagt werden, die eine gegen Schottland, die andre gegen England. Zwei Kundgebungen der Verbannten leiteten sie ein. Die Schotten stellten sich darin auf den streng-covenantischen, fast republikanischen Standpunkt. Auch Monmouth wollte die Entscheidung über die künftige Verfassung Englands einem freigewählten Parlament überlassen, sprach sich insbesondere für jährliche

Berufung desselben, Wiederherstellung der städtischen Freiheiten, auch für Aufhebung der Strafgesetze gegen die protestantischen Dissenters und ihre volle Gleichberechtigung mit den Anglikanern aus.

Verlauf des schottischen Aufstandes.

So ging Argyle am 2. Mai 1685 mit etwa 300 Mann auf drei Kriegsschiffen und mit reichlichen Vorräten an Waffen und Munition in See. Nach glücklicher Fahrt erreichte er schon am 6. die Orkneyinseln; daß er dort landete, verriet jedoch zu zeitig seine Ankunft, ohne ihm etwas zu nützen. Denn die schottische Regierung entbot auf der Stelle die Lehnsleute der Argyles nach Edinburg, hielt 16 von ihnen fest und entließ die andern nur gegen Bürgschaft, so daß sie sich nicht zu rühren wagten; außerdem bot sie die Milizen der westlichen Grafschaften auf, wo voraussichtlich Argyle landen mußte. In der That betrat er an der Südspitze der langgestreckten felsigen Halbinsel Cantire bei Campbelltown den Boden seiner Heimat, und auf den Kriegsruf, den er nach alter Weise an seine Clangenossen ergehen ließ, sammelten sich bei Tarbetcastle 1800 Mann unter Duncan Campbell. Doch die Führer waren nicht einig. Argyle wäre am liebsten in seinen unzugänglichen Hochlanden geblieben, wo er jedem Angriff trotzen konnte; die ihn begleitenden Edelleute aus dem südlichen Schottland aber wünschten vor allem nach den „Niederlanden" vorzudringen, während sie für Argyles alte schottische Häuptlingschaft kein Verständnis hatten, so wenig wie die Campbells sich um den Covenant kümmerten. Widerwillig gab Argyle schließlich nach. Die Waffen ließ er in dem unzugänglichen festen Klippenschlosse Ealangierig am südlichen Ausgange des Loch Ridun bergen, dann rückte er ostwärts an der Nordseite der breiten Mündung des Clyde vor. Aber währenddem nahmen ein paar englische Fregatten das Schloß mit allen seinen Vorräten ohne Widerstand weg. Das kleine Heer selbst hatte überall die Milizen schon auf den Fersen, und bei dem Versuche, durch einen raschen Nachtmarsch an ihnen vorüber nach Glasgow zu gelangen, verirrte sich der Haufe in Sumpf und Moor und geriet dadurch gänzlich auseinander. Argyle selbst dachte nun mit wenigen Begleitern sich wieder nach den Hochlanden durchzuschlagen, dabei jedoch wurde er eingeholt und gefangen nach Edinburg gebracht. Schon am 30. Juni endete er wie sein Vater unter dem Beile, standhaft und seiner Überzeugung treu bis zum letzten Atemzuge.

Der Zug Monmouths.

Um dieselbe Zeit durfte sich Monmouth noch in stolzen Hoffnungen wiegen. Ebenfalls mit drei Schiffen, aber mit schwächeren Mitteln versehen als Argyle, landete er nach einer stürmischen Überfahrt am 11. Juni im kleinen Hafen von Lyme Regis am Westende von Dorsetshire. Hier unterhielt er mit einigen bedeutenden Familien der Gentry Verbindungen, glaubte auch mit gutem Grunde auf die eifrig-puritanischen Freeholders und die wohlhabenden Fabrikstädte dieser Grafschaft wie des benachbarten Somerset rechnen zu dürfen. Wirklich nahm ihn nun, als er am Abend mit einer Handvoll von Leuten einzog, die kleine Hafenstadt begeistert auf, beim weiteren Vormarsche landeinwärts schlossen sich die gegen ihn aufgebotenen Milizen an, und mit lautem Jubel begrüßte ihn die Bevölkerung von Taunton, das im Bürgerkriege so tapfer den „Kavalieren" des Königs widerstanden hatte (s. Bd. VI, S. 474). Dadurch ermutigt, ließ er sich hier auf dem Marktplatze als König ausrufen und setzte in einer Proklamation bereits einen Preis auf den Kopf des „Herzogs von York" (Jakobs II.). Schon hatte er 5000 Mann um sich, er machte sich Hoffnung, Bristol zu nehmen und damit eine allgemeine Erhebung der Whigs im ganzen Lande hervorzurufen.

Doch die rasche Entschlossenheit, die allein solche Erfolge hätte sichern können, ging ihm ab, und die Regierung säumte nicht mit kräftigen Gegenmaßregeln. Schon am 15. Juni beschloß das Parlament eine Bill of attainder gegen ihn, die ihn als Hochverräter erklärte (s. Bd. VI, S. 454), und bewilligte dann 400 000 Pfd. Sterl.

zu außerordentlichen Ausgaben. Weiter eilte der Herzog von Beaufort, einer der größten Herren des westlichen England, nach Bristol, um dies für den König zu sichern. Albemarle (Monks Sohn) bot die Milizen auf, und Duras Lord Feversham, ein Neffe Turennes, führte einige reguläre Truppen nach dem Westen, darunter das soeben von Tanger zurückgekehrte zweite Regiment. Als nun Monmouth am 24. Juni in der Nähe von Bristol anlangte, wagten die Whigs dort nicht sich zu rühren, denn Beaufort hatte 70 ihrer Führer festgenommen und drohte, vom Schlosse aus die Stadt in Grund und Boden zu schießen, wenn sie sich für die Rebellen erkläre. Das war der Wendepunkt, Monmouth wich wieder nach Süden zurück. Unterwegs hatte er schon mehrfach Angriffe zu bestehen, vor allem aber erfuhr er, daß Argyle verloren sei, daß Taunton aus Furcht vor der Rache des Königs ihm seine Hilfe versage und Albemarle sich seiner Fahrzeuge bemächtigt habe. Noch indes beschloß er, es auf einen ernsten Kampf ankommen zu lassen. Von dem hohen Kirchturme von Bridgewater aus übersah er am 5. Juli die Stellung Fevershams, der auf dem Sedgemoor östlich der Stadt seine 2500 Mann Truppen und 1500 Mann Milizen, von einigen Entwässerungsgräben gedeckt, in drei Abteilungen sorglos lagern ließ, während die Artillerie noch eine gute Strecke weit zurück war. Hier sollte ihn ein nächtlicher Angriff treffen. Wirklich brachten Monmouths Kolonnen, wie sie um 1 Uhr mitternachts unerwartet im Dunklen herankamen, die Königlichen zunächst in Verwirrung, aber seine Reiterei, fast nur mit schwerfälligen Ackerpferden und Karrengäulen beritten, prallte an der feindlichen Infanterie, die Fevershams Generalleutnant John Churchill schleunigst ordnete, vollständig ab und geriet in Unordnung, nur sein Fußvolk, Bauern und Kohlenbergleute, hielt, von Monmouth mit der Pike in der Faust geführt, lange unverzagt stand, und auch dann noch, als die Munition ausging und der anbrechende Morgen des 6. Juli die Überlegenheit des Feindes deutlich erkennen ließ, schlugen sich die Leute aufs hartnäckigste mit Gewehrkolben und Sensenspeeren, bis die königliche Artillerie herankam und die Reiterei über sie herfiel. Doch die Tapferen hatten ihr Leben teuer verkauft: ihrer 1000 lagen tot auf der blutigen Heide, dazwischen 800 Tote und Verwundete der Königlichen. Flüchtig drängten die Massen durch die Straßen von Bridgewater rückwärts, die Sieger aber, besonders das Regiment des Obersten Percy Kirke, das zu Tanger im Kampfe mit Barbaren selber barbarisch geworden war, wüteten scheußlich gegen die Gefangenen und Wehrlosen. Monmouth selber war noch während des Kampfes vom Schlachtfeld weggeritten und suchte verkleidet mit einem einzigen Begleiter, einem Deutschen, nach der Südküste zu entkommen. Aber schon kannte man hier überall den Ausgang des Kampfes, und die 5000 Pfd. Sterl., die auf seinen Kopf gesetzt waren, wirkten mehr als die Anhänglichkeit an den Herzog, er wurde erkannt, ergriffen und als Gefangener nach London gebracht, wo er als Sieger einzuziehen gehofft hatte.

Monmouths Hinrichtung.

Nach allen Regeln des Gesetzes hatte Monmouth seinen Kopf verwirkt, es blieb ihm nur noch übrig, standhaft in den Tod zu gehen. Aber in dem jungen Manne siegte zunächst die natürliche Sehnsucht zu leben; er suchte sich also durch das Geständnis seines Unrechts zu retten und bat selbst um die Gnade einer Audienz beim König. Jakob II. war noch so grausam, in ihm durch die Gewährung derselben eine Hoffnung auf Begnadigung zu erwecken; aber obwohl Monmouth kniefällig um sein Leben flehte, wies ihn der Oheim unwillig zurück. Zitternd war der Gefangene gekommen, festen Schrittes ging er hinweg und bereitete sich zum Tode vor als protestantischer Christ. Sein Ende (18. [28.] Juli 1685) auf Towerhill, der alten Richtstätte der Hochverräter, war gräßlich, denn erst beim fünften Streiche des Beiles, das der Henker unsicher führte, erlosch das Leben in dem Opfer.



17. Jakob, Herzog von Monmouth.

Nach dem Gemälde von Peter Lely gestochen von A. Blooteling.

Der Niederwerfung des Aufstandes folgte eine alles Maß überschreitende Rache. In den westlichen Grafschaften ließ der rohe und dazu nicht einmal rechtschaffene Oberrichter George Jeffreys etwa 320 Menschen zum Tode, 840 zur Sklaverei in den westindischen Kolonien verurteilen, oft auf unbedeutende Vergehen oder unzuverlässige Aussagen hin. Um die Güter der Verurteilten stritt sich dann die rohe Habgier der Richter und selbst der Hofdamen. Noch heute lebt in den Landschaften, die sie betrafen, die Erinnerung an diese „blutigen Assisen" wie an den mörderischen Kampf auf dem Sedgemoor, das letzte größere Gefecht, das auf englischem Boden geschlagen worden ist. Drei Jahre später aber haben sie, die damals ihre Männer unter Monmouths Fahnen stellten, dem Befreier Wilhelm III. von Oranien den ersten Halt geboten.

Die „blutigen Assisen".

Das königliche Dispensationsrecht und das Parlament.

Für den ersten Augenblick befestigte der Erfolg über Argyle und Monmouth die Stellung Jakobs II. so, daß er der Verwirklichung seiner Pläne näher trat. Um seiner Truppen für alle Fälle sicher zu sein, ernannte er eine Reihe katholischer Offiziere kraft des ihm nach seiner Auffassung zustehenden Dispensationsrechts (von der Testakte) und stellte ihnen, um sie für alle Fälle zu sichern, ihre Patente unter dem großen königlichen Siegel aus. So sehr dies auch dem Sinne der Testakte entgegenlief, es erfuhr doch zunächst keinen offenen Widerspruch. Um so größere Hindernisse stellten



18. Robert Spencer, Graf von Sunderland.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde gestochen von W. H. Mote.

sich dem Gedanken einer allgemeinen Aufhebung dieses Gesetzes wie der Strafbestimmungen gegen die Katholiken und Dissenters entgegen. Denn aufs stärkste wurde eben damals das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Protestanten und ihres Gegensatzes zur katholischen Kirche durch die Verfolgung der Reformierten in Frankreich und die Aufhebung des Edikts von Nantes erregt. Auch von den anglikanischen Kanzeln erklang laut der Ruf des Mitleids und der Entrüstung, mit offenen Armen wurden die Flüchtlinge aufgenommen und durch eine Kirchenkollekte, welche der König genehmigen mußte und die gegen 200000 Pfd. Sterl. einbrachte, reichlich unterstützt. Bis 1695 wanderten etwa 70000 französische Protestanten in Großbritannien und Irland ein; sie ließen sich namentlich in London nieder, wo sie allmählich gegen 30 Kirchen errichteten, aber auch in Dover, Bristol, Exeter, Edinburg u. a. m. Anderseits

feuerte wiederum den König das Vorgehen Ludwigs XIV. an. Er entließ jetzt Halifax und Albemarle, weil sie nicht vollständig mit ihm übereinstimmten, ernannte den verhaßten Jeffreys, als er von den „blutigen Assisen" zurückkehrte, zum Lordkanzler und beriet nun alles mit einem kleinen Kreise meist katholischer Vertrauter, unter denen der selbstsüchtige Sunderland und der ehrgeizige Jesuit Petre die Hauptrolle spielten.

Das Novemberparlament von 1685.

Das Parlament, am 9. November 1685 von neuem eröffnet, brachte den Gegensatz zum offenen Ausdruck. Gleich die Thronrede erregte Anstoß, denn während sie das Doppelte der bisherigen Bewilligung für die Armee verlangte und die Ernennung katholischer Offiziere als eine selbstverständliche Sache behandelte, erwähnte sie der Absicht, die Verfassung in Staat und Kirche ungeschmälert aufrecht zu erhalten, mit keiner Silbe. Nun wurden zwar 700000 Pfd. Sterl. anstandslos bewilligt, aber die



19. Nonconformistischer Prediger.
Nach einem Stiche in Tempests „Cries of London", 1688—1702.

Adresse des Unterhauses betonte entschieden die Testakte, von der nur das Parlament entbinden könne, was der König sehr übel aufnahm, und das Oberhaus beschloß, die Thronrede in genauere Beratung zu ziehen. Um sein Dispensationsrecht nicht offen in Zweifel ziehen zu lassen, vertagte der König darauf hin schon am 20. November das Parlament und schickte sich nun an, durch rasches Vorgehen eine Reihe vollendeter Thatsachen zu schaffen, die dann dies Parlament oder auch ein neugebildetes wohl oder übel genehmigen müsse.

Umbildung der Gerichtshöfe

Um zunächst die Autorität eines richterlichen Ausspruches für das Dispensationsrecht zu gewinnen, ersetzte Jakob II. einen Teil des Personals der oberen Gerichtshöfe durch gefügigere Männer und erreichte dadurch wirklich, daß von zwölf Richtern, die Jeffreys zu diesem Zwecke berufen hatte, zehn das Recht des Königs, von Gesetzen vorkommenden Falles zu entbinden, förmlich anerkannten (Juni 1686). Auf Grund dieser Entscheidung wurde dann der katholische Oberst Hales von der damals gegen ihn erhobenen Anklage sich gegen die Testakte vergangen zu haben, freigesprochen.

Zu dieser gewichtigen Waffe fügte Jakob sehr bald eine zweite. Als der Bischof **Compton** von London, ein eifriger Anglikaner von sehr entschieden protestantischer Überzeugung, sich weigerte, auf die Forderung des Königs den Pfarrer Sharpe seiner Stelle zu entheben, weil er die Behauptung von der alleinseligmachenden Kraft der katholischen Kirche, übrigens in sehr maßvoller Weise, widerlegt hatte, schickte sich Jakob an, sein königliches Supremat über die Hochkirche energisch zur Geltung zu bringen. Zu diesem Zwecke erneuerte er den **Kirchenrat** (High Commission), den die Revolution beseitigt hatte, indem er die Aufsicht über die Geistlichkeit an drei Bischöfe und vier Laien unter Vorsitz des Lordkanzlers Jeffreys übertrug. Das erste Geschäft der neuen Behörde war die einstweilige Enthebung des Bischofs Compton. Aber welch ein Widerspruch lag doch darin, daß diese oberste Kirchengewalt einen katholischen König vertrat und sich gegen die anglikanische Kirche wandte, deren Oberhaupt dieser König zu sein erklärte!

Rochesters Entlassung. Die irischen Verhältnisse.

Im Besitz dieser neuen Machtmittel schritt Jakob bald von einer Neuerung zur andern. Im Anfang des Jahres 1687 entließ er seinen ersten Minister Lord Rochester, da er das Ansinnen, zum Katholizismus überzugehen, rundweg abwies, wie man auch erwartet hatte. Aus **Irland** rief er den bisherigen Statthalter, den Herzog von **Ormond**, eines der Häupter der Anglikaner, schon 1685 zurück und übertrug die bürgerliche Gewalt an Lord **Clarendon**, Rochesters Bruder, die militärische an den ränkevollen Iren Graf **Tyrconnel**, der zu seinen Vertrauten gehörte, und da Clarendon natürlich für den Plan des Königs, die Regierung der Insel allmählich den Katholiken zu überliefern und die protestantischen Edelleute als „Feinde des Königs“ zu entwaffnen, sich als unbrauchbar erwies, so vereinigte 1687 Tyrconnel auch die bürgerliche Verwaltung mit seinem Heerbefehl. So spitzten sich bald die Dinge in Irland höchst gefährlich zu. Denn das **Siedelungsgesetz** (Act of Settlement) Karls II. von 1660 hatte weder die eingeborenen Iren, noch die englischen Kolonisten befriedigt, weil ein Teil, aber eben nur ein kleiner Teil der eingezogenen Güter zurückgegeben werden sollte, so daß zwei Drittel des Grund und Bodens in den Händen der englischen Protestanten blieben, und auch das „Erläuterungsgesetz“ von 1665 hatte daran wenig geändert. Während somit der alte Zwist fortwucherte, behandelte zugleich das englische Parlament die grüne Insel mit rohem Egoismus wirtschaftlich vollständig als Ausland. Vom Verkehr mit den Kolonien wurde Irland 1663 ausgeschlossen, so daß seine trefflichen Häfen unbenutzt blieben; in demselben Jahre wurde die aufblühende irische Viehzucht, für die sich das Land bei seinen herrlichen Weiden besonders eignet, durch das Verbot, irisches Vieh nach England auszuführen, lahmgelegt. Nur in der Schafzucht und der Leinweberei, die Ormond einsichtig pflegte, konnte Irland noch etwas leisten. So wurde gleichzeitig der Gegensatz zwischen den Iren und den englischen Ansiedlern genährt und ein tiefer Spalt wirtschaftlichen Haders zwischen Irland und England aufgerissen.

Verkündigung der Gewissensfreiheit.

In England aber suchte der König für den Gedanken der Duldung zunächst die protestantischen Dissenters zu gewinnen und verkehrte deshalb viel mit dem begeisterten Führer der Quäker, **William Penn**, dessen schwärmerischer Idealismus die drohenden Gefahren nicht sah, die aus der Kirchenpolitik Jakobs II. für den gesamten Protestantismus entsprangen. Darauf erfolgte der erste Schritt in Schottland. Da dort der Versuch, das Parlament für die Aufhebung der kirchlichen Strafgesetze zu gewinnen, völlig gescheitert war (1686), so erklärte der König kraft seines Dispensationsrechtes in einem Erlasse an den Geheimen Rat in Edinburg die **Gewissensfreiheit** (12. Februar 1687); nur die strengen Covenanters blieben auf Hausgottesdienst beschränkt. Am 18. April verkündigte nun Jakob II. auch für England vollständige

Duldung aller Kirchen und Sekten unter Aufhebung der Strafgesetze und des Testeides; schon vorher hatte er die Eröffnung katholischer Kapellen in seiner Hauptstadt befördert, und im Juli empfing er, ein in England seit fast anderthalb Jahrhunderten nicht mehr gesehenes Schauspiel, einen päpstlichen Nuntius, der in einer Reihe von sechsspännigen Karossen seine Auffahrt hielt.

Und doch sagte sich Jakob II. sehr gut, daß sein Volk alle seine Schritte für ungesetzlich halten werde, sofern nicht ein Parlament sie genehmigt. Da das jedoch von dem dermaligen Parlament nie zu erwarten stand, so verfügte er am 2. Juli 1687 seine Auflösung und arbeitete seitdem mit allen Kräften daran, die Wählerschaft des Unterhauses seinen Plänen gefügig zu machen. Zu diesem Zwecke ließ er die Anglikaner aus den städtischen Ämtern möglichst entfernen und durch Dissenters ersetzen; er beseitigte etwa zwei Drittel der bisherigen Sheriffs und einen großen Teil der Lordleutnants, ernannte Dissenters oder Katholiken an ihrer Stelle, und an alle diese Beamten erging die Aufforderung, bei den künftigen Wahlen für die Duldungserklärung einzutreten. Die widerstrebende Mehrheit des Oberhauses aber sollte durch Ernennung zahlreicher neuer Lords (Peersschub) in eine ohnmächtige Minderheit verwandelt werden.



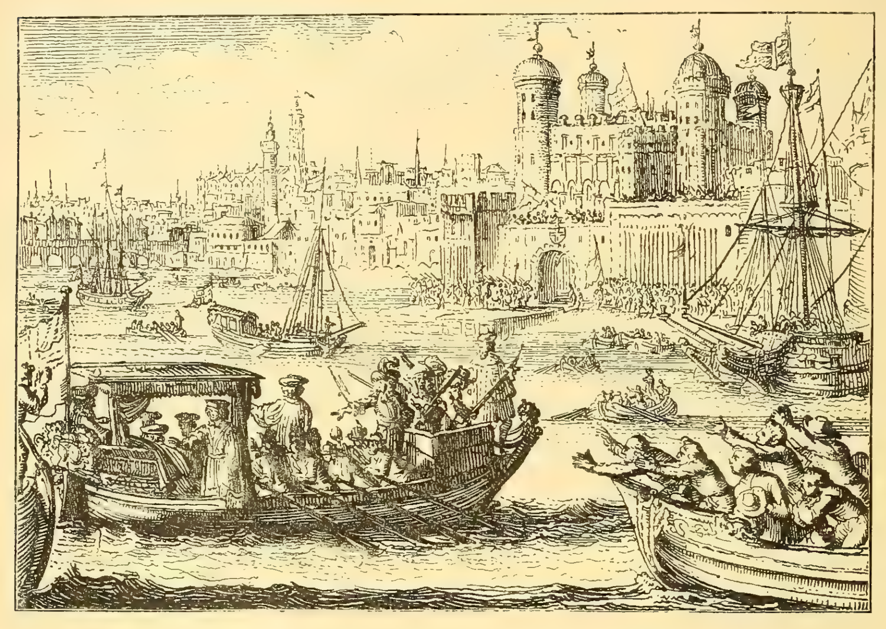
20 und 21. **Medaille auf den Prozeß der Bischöfe.** (Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

Prozeß der Bischöfe.

Der ganzen Rechtsordnung des englischen Staatswesens drohte völliger Umsturz, wenn es dem König möglich blieb, kraft seines Dispensationsrechtes thatsächlich die gesamte gesetzgeberische Gewalt an sich zu reißen und damit das Parlament beiseite zu schieben. Doch das englische Volk war nicht gemeint, diesem schlechtweg revolutionären Vorgehen, das sich nur dürftig unter den Formen des Rechtes verbarg, sich zu beugen. Der erste energische Widerstand ging von der anglikanischen Kirche aus, sonst der festesten Stütze des Königtums. Als am 4. Mai 1688 der Geheime Rat befahl, die Duldungsverordnung durch Verlesung in allen Kirchen bekannt zu machen, beschlossen die meisten Bischöfe, durch den greisen Erzbischof Sancroft von Canterbury berufen, eine Adresse an den König, in der sie ihn baten, den Befehl des Geheimen Rates als einen ungesetzlichen zurückzunehmen, und beauftragten sieben Bischöfe, sie ihm zu überreichen. Jakob II. empfing sie höchst ungnädig (20. Mai), doch die befohlene Verlesung unterblieb entweder, oder die Gemeinde verließ, wo sie versucht wurde, sofort das Gotteshaus. Noch aber meinte der König den Widerstand brechen zu können: er befahl die Verhaftung der Sieben.

Freilich war es sehr bedenklich, daß das Volk die Barke, welche die Gefangenen nach dem Tower führte, mit Segenswünschen und Gebeten begleitete, daß die Soldaten am Eingange der Festung, am „Verräterthore“, vor ihnen auf die Kniee fielen und

um ihren Segen baten. Nichtsdestoweniger beharrte der König dabei, die Sieben wegen ihrer „Schmähschrift", nämlich jener Petition, vor Gericht zu stellen. Mit größter Spannung und Aufregung erwarteten die Hauptstadt und das Land das Urteil der Geschworenen, denn ihr Wahrspruch über die Bischöfe erschien zugleich als das Urteil des Volkes über das königliche Dispensationsrecht, die Grundlage von allem, was Jakob II. gethan hatte, und Tausende erfüllten deshalb am 29. Juni 1688, an dem der Prozeß zu Ende ging, die Höfe des Gerichtsgebäudes und die angrenzenden Straßen, als die Jury unter atemloser Stille der Versammlung wieder erschien und ihr Obmann das „Nichtschuldig" verkündigte. Betäubender Jubelruf erhob sich von den Bänken und Galerien, er pflanzte sich im Sturme fort durch alle Straßen, die Themse entlang bis an das Lager der Truppen, wo sich eben der König



22. Die sieben Bischöfe werden nach dem Tower gebracht.
Nach einem gleichzeitigen Stiche von R. de Hooghe.

befand, die Glocken läuteten, und am Abend war ganz London festlich erleuchtet. Und so ging es fort durch ganz England und Schottland. In diesen Tagen sprach die Nation ihr Verdammungsurteil über die Politik ihres Königs.

Geburt eines Thronerben.

Nichtsdestoweniger hätte sie an eine Revolution noch kaum gedacht, wäre nicht kurz zuvor ein Ereignis eingetreten, das alle Hoffnung auf eine friedliche Wendung zerstörte. Da König Jakob schon in vorgerückterem Alter stand (er war damals 55 Jahre) und bis jetzt keinen Sohn hatte, so hatten, wie man meinte, seine Neuerungen schwerlich lange Bestand, denn die Nachfolge mußte an seine protestantische Tochter Maria, die Gemahlin Wilhelms III. von Oranien, übergehen. Da war diese Aussicht vernichtet worden durch die unerwartete Geburt eines Thronfolgers am 10. Juni 1688; sie sicherte die katholische Dynastie und alles, was sie erstrebte. Das war, in Verbindung mit der Freisprechung der Bischöfe, das Signal zur „glorreichen Revolution". Doch gelingen konnte sie nur, weil in diesem Augenblicke das Gesamtinteresse des protestantischen Europa den Sturz der Stuarts gebot.



23 und 24. Siegel König Ludwigs XIV.
(Original im Britischen Museum zu London.)

Frankreichs Macht im Niedergange.

Die europäische Verwickelung.

(1685—1688.)



Ungeheurer Zündstoff lag um 1685 in Europa angehäuft. Alle europäischen Mächte beinahe hatte Ludwig XIV. in gewaltthätigem Übermute verletzt, durch die Verfolgung der Reformierten die evangelischen Staaten unvergeßlich beleidigt, und selbst der milde Papst Innocenz XI. sah mit Abneigung auf dies Verfahren, denn ihm war jede gewaltsame Bekehrung verhaßt und nicht minder die gallikanische Kirchenpolitik, die der „allerchristlichste König" verfolgte. Und doch, wie schwierig erschien es, die Kräfte zum Widerstande gegen das französische Übergewicht zu finden! Denn zwar war Frankreich fast vereinzelt, aber Jakob II. von England stand auf seiner Seite, Deutschlands Kräfte nahm der Türkenkrieg in Anspruch, und so groß überall die Erbitterung über Ludwig XIV. sein mochte, so wenig liefen doch auch die Interessen der einzelnen Mächte zusammen. Geeinigt werden konnten sie erst durch neue Übergriffe, aus denen sich die Schrankenlosigkeit der französischen Ansprüche unwidersprechlich ergab.

Ludwig XIV. und die Pfalz.

Kein Land war von ihnen mehr bedroht als die Kurpfalz. Im Jahre 1671 hatte der Kurfürst Karl Ludwig (1648—80) seine Tochter Elisabeth Charlotte an den Herzog Philipp von Orléans vermählt, um sein Land möglichst wirksam gegen jede Vergewaltigung zu schützen. Sie hatte dabei schriftlich jedem Anspruch auf den Allodialbesitz ihres Hauses entsagen müssen. Aber so wenig der Verzicht seiner spanischen Gemahlin auf das spanische Erbe Ludwig XIV. abhielt, dasselbe für ihre Nachkommen in Anspruch zu nehmen, so wenig glaubte er sich jetzt durch die Unterschrift seiner Schwägerin gebunden; vielmehr als mit dem Kurfürsten Karl 1685 die pfalz-simmernsche Linie im Mannesstamme ausstarb und das Erbe an Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg fiel, so erhob er in ihrem Namen, so wenig sie selber damit

einverstanden war, Ansprüche auf die Allodien Simmern, Lautern, Sponheim und Germersheim, also auf beträchtliche Teile der linksrheinischen Pfalz; er wollte seinen Bruder damit in den Kreis der Reichsfürsten einführen und so thatsächlich die französische Grenze nach dem Rheine vorschieben.

Bündnis von Augsburg.

Dieser Gefahr gegenüber schlossen bereits am 12. Januar 1686 Brandenburg, Schweden und Wilhelm III. von Oranien eine Übereinkunft, in der sie sich verpflichteten, jede Verletzung der Verträge von Münster, Nimwegen und Regensburg (s. Bd. VI, S. 714) durch Frankreich mit gewaffneter Hand zu hindern. Daraus erwuchs durch den Anschluß Österreichs, Spaniens (für Burgund), Bayerns, des fränkischen und schwäbischen Kreises, und andrer kleinerer Reichsfürsten, zu denen später noch die Kurpfalz und der oberrheinische Kreis kamen, das Verteidigungsbündnis von Augsburg (9. Juli 1686) zu demselben Zwecke. Natürlich fand auch nun der wiederholte Antrag Ludwigs XIV., durch Verwandlung des Regensburger Waffenstillstandes (von 1684) in einen Frieden die „reunierten" Lande endgültig an Frankreich abzutreten, keine Annahme, und die militärische Tüchtigkeit, die sich die deutschen Truppen im Türkenkriege erwarben und der Welt bewiesen, ließ jetzt der Hoffnung Raum, daß sie trotz der Fortdauer dieser Kämpfe auch den Franzosen die Spitze würden bieten können. Schon entwarf der Große Kurfürst den kühnen Plan zum Marsche auf Paris (s. Bd. VI, S. 717).

Streit um Köln.

Doch noch an einem zweiten Punkte stießen die Interessen Ludwigs XIV. mit denen Deutschlands und seiner Bundesgenossen zusammen. Keiner der rheinischen Fürsten hielt so sehr an Frankreich fest als der Erzbischof-Kurfürst von Köln, Heinrich Maximilian von Bayern (1650—88), zumal er völlig unter der Leitung von Wilhelm Egon von Fürstenberg stand, dem Bruder dessen, der Straßburg verriet. Um nun auch nach dem Tode des Wittelsbachers sich den maßgebenden Einfluß in Köln zu sichern, wußte Ludwig XIV. es durchzusetzen, daß Fürstenberg, damals schon seit 1682 Bischof von Straßburg, zum Koadjutor, also zum Mitregenten und zwar mit dem Rechte der Nachfolge gewählt wurde (7. Januar 1688). Schon diese Wahl wurde indes weder vom Kaiser und den deutschen Fürsten noch vom Papste anerkannt, da ein französischer Unterthan nicht Reichsfürst sein könne. Als nun Heinrich Maximilian am 3. Juni 1688 starb, da maßen sich in dem Wahlkampfe der Kölner Domherren die großen Mächte Mitteleuropas. Während Fürstenberg der Unterstützung Frankreichs sicher war, suchte der Kaiser den erst siebzehnjährigen Prinzen Joseph Clemens von Bayern zu befördern, und Brandenburg wußte in Verbindung mit Holland die Wahl des französischen Kandidaten in den drei übrigen Bistümern (Münster, Hildesheim und Lüttich), die der Vorgänger besessen hatte, wirklich zu verhindern. Im kölnischen Wahlgange siegte nun zwar Fürstenberg mit dreizehn Stimmen gegen neun (von 24) über den Wittelsbacher, also mit der einfachen Mehrheit; da aber zu einer gültigen Wahl nach dem Kirchenrechte zwei Drittel der Stimmen erforderlich gewesen wären, weil beide Bewerber schon andre Bistümer besaßen (Joseph Clemens Regensburg und Freising), so konnte er nicht als rechtmäßiger Erzbischof gelten. Um nun den unberechenbaren Folgen einer Wiederholung der Wahlhandlung zu entgehen, erkannte der Kaiser sowie Papst Innocenz XI. Joseph Clemens an, und die Kurfürsten nahmen ihn in ihr Kollegium auf, Ludwig XIV. dagegen erklärte sich für seinen Kandidaten, der auch sofort die Zügel der Regierung ergriff. Offenbar stand das ganze Ansehen des Königs auf dem Spiele, wenn er hier zurückwich. Vorwärtsgehen aber hieß hier den europäischen Krieg heraufbeschwören.

Einem solchen glaubte freilich der König mehr als gewachsen zu sein. Stand doch auch England auf seiner Seite. So verflochten sich aufs engste die englischen

und die festländischen Dinge. Sollte Frankreich nicht mit überwältigender Übermacht auftreten, so war für seine Gegner ein Umsturz in England unumgänglich. Möglich aber wurde er nur durch die Beseitigung Jakobs II., und der einzige, der dies zu vollbringen vermochte, war sein Schwiegersohn Wilhelm III. von Oranien.

Wilhelm III. und die englischen Parteien.

Der Prinz hatte lange und mit Recht als ein Anhänger der Stuarts gegolten, deren Blut auch in seinen Adern floß, und war den Anglikanern als strenger Calvinist, den Männern des Parlaments wegen seiner monarchischen Gesinnung verdächtig geworden. Erst die zweite Wendung Karls II. zu Frankreich hinüber seit etwa 1681 näherte ihm die Whigs und die gemäßigten Anglikaner, die zwar nicht für die Beseitigung der



25. Joseph Clemens von Bayern, Erzbischof von Köln.
Nach einem gleichzeitigen Schwarzkunstblatte von P. Schenk.

Testakte, wohl aber für eine beschränkte Duldung der protestantischen Dissenters eintraten. Diese Verständigung angebahnt zu haben, ist in erster Linie das Werk des Dr. Gilbert Burnet, der damals im Haag weilte, weil er seine Sicherheit in England durch seine freimütige Geschichte der englischen Reformation gefährdet hatte. Ganz auf dem Standpunkte der parlamentarischen und duldsamen Anglikaner stehend, vermochte er allmählich den Prinzen zu überzeugen, daß die Aufrechterhaltung der Macht des Parlaments und der Vorherrschaft der anglikanischen Kirche für England eine Notwendigkeit sei, und ebenso bedeutsam war es, daß auf seine Anregung die Prinzessin Maria ihrem Gemahle erklärte, sie werde, wenn ihr die Nachfolge in England nach dem Tode des Vaters zufalle, das biblische Gebot an die Frauen beobachten: „Gehorchet euren Männern in allen Dingen“, d. h. also, sie werde ihm die volle

Herrschaft einräumen, nicht die peinliche Stellung eines Prinz-Gemahls. Der kalte, verschlossene, wortkarge Wilhelm sagte Burnet kein Wort des Dankes, aber er trat von Stund an in ein vertrauensvolles inniges Verhältnis zu ihm, das nur der Tod gelöst hat. Wie der Prinz seine Stellung zu den Vorgängen jenseit des Kanales auffaßte, das wurde den Engländern zuerst klar, als er sich rund heraus weigerte, die Folgerungen Jakobs II. aus dem Dispensationsrechte anzuerkennen, und dann 1687 in einem offenen Briefe, den der Ratspensionär Fagel unterzeichnete, ein förmliches Programm aufstellte: Aufhebung der Strafgesetze für die protestantischen Dissenters und Gewährung öffentlicher Religionsübung für sie, nicht für die Katholiken, und Festhalten an der Testakte. Er brachte die tiefste Wirkung auf beiden Seiten hervor; die Whigs und die Anglikaner sahen seitdem in Wilhelm ihr Haupt, Jakob II. seinen gefährlichsten Feind.

Wilhelms Entschluß und Vorbereitungen.

Schwerlich indessen wäre es zu einer offenen Erhebung gekommen, wenn nicht die Geburt des Prinzen von Wales (10. Juni 1687) und die europäische Verwickelung den Prinzen Wilhelm wie seine Bundesgenossen vorwärts getrieben hätten. Nicht sogleich nach diesem entscheidenden Ereignisse gingen die Gegner Jakobs II. vor, sondern erst, als die Freisprechung der sieben Bischöfe (29. Juni) die wahre Stimmung des englischen Volkes enthüllt hatte. Da ging bereits am 30. Juni, unterzeichnet von sieben Lords beider Parteien, die entscheidende chiffrierte Depesche an Wilhelm ab. Sie forderten ihn auf, noch vor Ende des Jahres nach England zu kommen, aber mit so starker Heeresmacht, daß er sich allein behaupten könne; erst dann sei eine Erhebung der Nation möglich, dann aber auch gewiß, denn neunzehn Zwanzigstel derselben stünden auf seiner Seite. Noch boten sie ihm nicht die Krone, aber sie erklärten den Prinzen von Wales für untergeschoben, wovon damals ganz England, übrigens durchaus mit Unrecht, fest überzeugt war, und so blieb doch wohl nur die Aussicht auf Jakobs Beseitigung in der einen oder andern Form. Diese Erklärung bestimmte den Entschluß des Prinzen. Eine längere Zögerung konnte unabsehbare Gefahren heraufbeschwören. Wenn damals Ludwig XIV. seine gewaltige militärische Übermacht zu einem raschen Stoße gegen Holland benutzte, dann vermochte Wilhelm nicht nach England hinüberzugehen, und Jakobs II. Stellung wurde dadurch überhaupt wahrscheinlich unangreifbar. Freilich galt es noch manche schwere Bedenken zu überwinden. Die Generalstaaten waren an sich zu einem kriegerischen Unternehmen keineswegs geneigt, auch voll Besorgnis vor einem französischen Angriff. Mit Mühe nur gelang es Wilhelm mit Benutzung dieser Lage, zunächst die Behörden von Amsterdam, deren Stimme in den holländischen Provinzialstaaten und damit auch in den Generalstaaten maßgebend war, von der Notwendigkeit des Zuges zu überzeugen. Als Generalkapitän der Republik ordnete er dann umfassende Seerüstungen an. Schon im Juli wurden 9000 Matrosen ausgehoben, im August gingen zwei Geschwader in See, zunächst um die heimkehrende Smyrnaflotte gegen einen etwaigen Angriff der Engländer zu decken; die Landtruppen sammelten sich auf der Mooker Heide, also weit drin im Lande, um jeden Verdacht zu vermeiden. Doch außer stande, vor einem französischen Einfall das niederländische Gebiet mit eignen Kräften zu sichern und zugleich ein Heer nach England zu werfen, mußte Wilhelm darauf Bedacht nehmen, an den norddeutsch-protestantischen Staaten einen sicheren Rückhalt zu gewinnen. Keiner hatte mit schärferem Blick und wärmerer Teilnahme diese Verhältnisse verfolgt als der Große Kurfürst von Brandenburg (s. Bd. VI, S. 717), und wenn ihm sein Nachfolger Friedrich III. auch an Scharfblick und schwungvoller Thatkraft weit nachstand, für das Unternehmen seines oranischen Vetters trat er doch mit ganzer Seele ein. Am 27. Juli 1688 schloß er ein Bündnis mit Hessen-Kassel zum Schutze der Rheingrenze. Im tiefsten Geheimnis verabredete



Wilhelms III. von Oranien Abfahrt von Helvoetsluys und Landung an der Südküste Englands, 5. (15.) Nov. 1688.

Nach der Radierung von P. Nolpe.

A Wilhelm III. zu Pferde
B Leibwache Wilhelms III.
C Englische Herren bewillkommnen Wilhelm III.
D Schloß und Stadt Dartmouth
E Holländische Besatzung
F Garde zu Fuß
G Garde du Corps
H Graf von Solms
I Wackop
K Fagel.
L Nassau.
M Balfort
N Fregatte „Briel"
O Transportschiffe mit Truppen
P Kriegsschiffe in Schlachtordnung
Q Schaluppen und Boote Truppen landend
R Zelte der Offiziere.
S Mannschaftszelte
T Stadt Exeter
V Die Torbai
1 Wilhelms III. Abfahrt
2 Abschied von der Begleitung
3 Postillon Wilhelms III.
4 Geschwader Wilhelms III.
5 Geschwader Herberts
6 Geschwader Ademondes
7 Truppen
8. Jachten und Boote mit Suchbauern



ferner der brandenburgische Geheimrat Paul von Fuchs in Celle mit dem englischen Vertrauten Wilhelms III., Lord **Bentinck**, die Sendung brandenburgischer Truppen nach den Niederlanden, deren Zahl dann auf 9000 Mann bestimmt wurde, und auch Herzog Georg Wilhelm von **Celle** wurde in das Einverständnis hereingezogen. Endlich traf Ende August Friedrich III. mit Wilhelm selbst in Minden zusammen. Noch einmal tauchten schwere Bedenken auf, als in den ersten Tagen des September Ludwig XIV. durch seinen Gesandten Graf d'Avaux im Haag drohend erklären ließ, daß er den ersten feindlichen Schritt gegen den König von England, seinen Verbündeten, als einen Bruch mit Frankreich betrachten werde, und Jakob II. Aufklärungen über die Rüstungen forderte. Doch sie schwanden sehr bald, denn Frankreichs Interesse war es vielmehr, am Mittelrhein festen Fuß zu fassen, als die Niederlande abermals zu überfluten, und so folgte der König Louvois' Rat und ließ unter dem Eindruck der Erstürmung Belgrads, welche die Eroberung Ungarns zu vollenden schien (s. Bd. VI, S. 761), am 15. (25.) September 1688 den Herzog Philipp von Orléans und Marschall Boufflers ohne Kriegserklärung mit 80000 Mann in der unverteidigten Pfalz einmarschieren. Jener nahm schon am 6. Oktober die Reichsfestung Philippsburg, dann besetzten beide vereinigt Mannheim, Heidelberg und mit Bewilligung des französisch gesinnten Erzbischofs auch Mainz. Der „**dritte Raubkrieg**" war ausgebrochen.

In den Niederlanden atmete man auf. Am Oberrhein beschäftigt und des Krieges gegen ganz Deutschland sicher, konnte Ludwig XIV. an einen Angriff auf Holland nicht mehr denken, und während nun Brandenburg die norddeutschen Fürsten in Bewegung setzte und Sachsen, Celle, Hannover, Wolfenbüttel für den Krieg am Rheine gewann, konnte Wilhelm III., gestützt auf diesen mächtigen Rückhalt, den Befreiungszug nach England beginnen.

Die „glorreiche Revolution".

(1688—1689.)

Nicht ein holländisches noch ein englisches Unternehmen allein war dieser Zug, sondern eine allgemeine Schilderhebung des nordeuropäischen Protestantismus gegen den katholischen Stuart, der die Verfassung Englands zu durchbrechen, sein Reich in einen französischen Vasallenstaat zu verwandeln drohte. In dem Heere von 14000 Mann, das sich im Lager von Nimwegen sammelte, standen außer den in den Niederlanden freiwillig zurückgebliebenen sechs englischen und schottischen Regimentern zwei brandenburgische Infanterieregimenter, eine schwedische Abteilung, dazu zahlreiche französische Reformierte, unter ihnen der Marschall Friedrich Hermann von **Schomberg** (Schönberg), der gefeierte Befreier Portugals, der aus brandenburgischen Diensten übergetreten war und die brandenburgischen Hilfstruppen, 5300 Mann Infanterie und 660 Kürassiere, nach Holland geführt hatte (s. Bd. VI, S. 545 f., 714); die Reiterei bestand fast ganz aus brandenburgischen, überhaupt deutschen Schwadronen. Nur die Flotte, in drei Geschwader geteilt, war ausschließlich holländisch. Noch wußte niemand, außer wenigen Vertrauten, wem die Rüstung gelte; erst am 27. September (7. Oktober) teilte Wilhelm den deputierten Räten der Generalstaaten seine Absicht mit, sie aber verpflichteten sich bei ihrem Amtseide, zu schweigen. Erst als das Ziel des Geschwaders gar nicht mehr zu verkennen war, ließ der Prinz dem kaiserlichen Hofe eine Mitteilung zugehen, die dort die beste Aufnahme fand; selbst Innocenz XI. billigte das Unternehmen, das gegen Frankreichs drückende Übermacht gerichtet war.

Zugeständnisse Jakobs II.

Je unleugbarer es nun wurde, daß die Rüstungen des Prinzen dem Stuart galten, desto unruhiger wurde die Stimmung Jakobs II. Es schien sich für ihn nur ein Weg zur Rettung zu öffnen: die Verständigung mit den Anglikanern, und wirklich beschloß er, ihn zu betreten. In seiner Proklamation vom 21. September 1688 gab er die fernere Ausschließung der Katholiken vom Unterhause zu und wollte nur einige drückende Bestimmungen der Gleichförmigkeitsakte (s. Bd. VI, S. 504) beseitigt wissen, um eine erweiterte Duldung herbeizuführen, dagegen das Gesetz selber nicht aufheben. Da er sich somit ziemlich entgegenkommend zeigte, so verlief auch eine Besprechung mit den Bischöfen im ganzen befriedigend. Dem folgten sehr erhebliche Zugeständnisse. Am 5. Oktober sprach der König die Aufhebung der Hohen Kommission aus, am 6. brachte Jeffreys die Londoner Freibriefe zurück, die katholische Kapelle in London wurde geschlossen, die abgesetzten Beamten zum großen Teil wiederhergestellt. Da aber Jakob II. nicht bewogen werden konnte, die Berufung eines Parlaments zu bewilligen, so erschienen die Konzessionen keineswegs genügend und also auch seine eigne Stellung wenig befestigt, zumal da auch das Heer trotz der katholischen Offiziere sich nicht eben als zuverlässig erwies. Da suchte der König doch wieder Anlehnung an Frankreich, das sich zu Geldzahlungen bereit erklärte; er entließ Anfang Oktober Sunderland, weil er nicht damit übereinstimmte. Dadurch wieder mißtrauisch gemacht, weigerten sich die Bischöfe rund heraus, das Volk zum Widerstande gegen den Prinzen zu ermahnen, und forderten die Berufung der Lords, ohne die sie sich zu nichts verpflichten könnten; der Ratspensionär Fagel aber sagte dem britischen Gesandten offen, das Mißvergnügen der englischen Nation über „das unregelmäßige Verhalten einiger in bezug auf die Religion und Freiheit des Landes" müsse gehoben, der König und die Nation wieder in gutes Einvernehmen gebracht werden. Es war die Ankündigung der bevorstehenden Einmischung des Oraniers.

Wilhelms III. Landung.

In allen Kirchen der Niederlande flehten die protestantischen Gläubigen zu dem Herrn der Heerscharen, die Unternehmung zu schirmen zur Ehre seines Namens und zum Heile seines Volkes, als am 1. (11.) November 1688, nachdem ein erster Versuch durch heftigen Weststurm vereitelt worden war, die prächtige Kriegsflotte mit ihren Transportschiffen, im ganzen über 600 Fahrzeuge in drei Geschwadern, bei günstigem Nordostwinde von Helvoetsluys in See ging. Die Flagge des Prinzen wehte vom Hauptmast der Fregatte „Briel"; sie zeigte neben den vereinigten Wappen Oraniens und Englands in drei Fuß hohen Buchstaben die Worte: „Für die protestantische Religion, für ein freies Parlament", darunter den mannhaften altoranischen Wahlspruch: „Je maintiendray" („Ich halte fest"). Anfangs lief die Flotte nach Nordwest, so daß die leichten Fahrzeuge, die der englische Admiral Lord Dartmouth zu ihrer Beobachtung aus der Themse sandte, die Nachricht zurückbrachten, der Feind scheine im Norden, etwa in Yorkshire, landen zu wollen. Dann aber lenkte der Prinz um und steuerte am 3. (13.) November vormittags vor frischem Winde in den Kanal hinein. Seine Flotte bedeckte das Gewässer der Meerenge von einer Küste zur andern, von Dover bis Calais. „Die Kriegsschiffe auf dem äußersten rechten und linken Flügel salutierten beide Festungen zugleich, die Truppen waren unter Waffen auf dem Deck der Schiffe aufgestellt; das Schmettern der Trompeten, der Klang der Cymbeln, das Wirbeln der Trommeln waren gleichzeitig auf der englischen und französischen Seite des Kanals vernehmbar. Zahllose Zuschauer krönten die weiße Küste von Kent, eine andre ungeheure Menschenmasse bedeckte das Gestade der Picardie. Ein französischer Reformierter, der den Prinzen begleitete, beschrieb viele Jahre später dies Schauspiel als das prachtvollste und ergreifendste, das menschliche Augen jemals gesehen hätten. Beim Untergang der Sonne befand sich die Flotte auf der Höhe von Beachy Head,

dann wurden die Laternen angezündet, und auf viele Meilen war die See ein Feuermeer." Genau hundert Jahre zuvor war auch eine feindliche Flotte gegen die englische Küste gesegelt, um eine protestantische Fürstin zu stürzen und das Land zur römischen Kirche zurückzuführen; jetzt nahte sich ein andres Geschwader, um einen katholischen König zu beseitigen, der Englands Verfassung und Protestantismus bedrohte. Die spanische Armada war gescheitert, weil sich die bedrohte Nation einmütig ihr entgegenstellte, die oranische Streitmacht siegte fast ohne Kampf, weil die Engländer sie als Befreierin begrüßten. Am 5. (15.) November nachmittags ließ die oranische Flotte in der geräumigen Torbai die Anker fallen und begann sofort die Ausschiffung; die Kriegsschiffe deckten sie gegen einen etwaigen Angriff der englischen Flotte. Diese folgte zwar mit vollen Segeln, aber wenige Meilen weiter östlich hielt plötzliche Windstille sie fest, dann warf sie der aufspringende Westwind zurück. Fromme Engländer meinten darin ein unmittelbares Eingreifen des Himmels erkennen zu müssen.

Der Abfall.

Einige Tage nach der Landung blieb alles still; in der Hauptstadt gingen die Geschäfte ihren Gang wie immer, und nur Truppenmärsche nach dem Süden deuteten Ungewöhnliches an. Bald aber regte sich das Volk. Überall verbreitete sich die Proklamation des Prinzen, einzelne Edelleute erschienen in seinem Hauptquartier, und zuerst in Exeter, wo Wilhelm mit glänzendem militärischen Gepränge am 9. (19.) November seinen Einzug hielt, brachte Lord Edward Seymour eine „Assoziation" zustande, deren Genossen sich durch ihre Unterschrift verpflichteten, für die Zwecke Wilhelms einzutreten; bald geschah dasselbe in ganz Somerset und Dorset. Noch hätte vielleicht Jakob II. eine Wendung herbeiführen können, hätte er sich bestimmen lassen, ein Parlament zu berufen; aber seine katholische Umgebung hielt ihn bei dem Beschlusse fest, darein nicht zu willigen, solange der Prinz in England stehe. Er wollte also das Glück der Waffen versuchen und begab sich deshalb zu seinem Heere nach Salisbury (9. [19.] November). Da er aber seinen Truppen nicht recht traute — denn schon waren einige Schwadronen unter Canbury übergegangen — da in der That die Obersten zum Teil dem Prinzen zuneigten und das erste Garderegiment sich sogar in seiner Gesamtheit laut gegen die Politik des Königs erklärte, so beschloß dieser die Stellung aufzugeben und selber nach London zurückzukehren (19. [29.] November). In der Nacht danach ritten John Churchill, dem er besonders vertraut hatte, der Herzog von Grafton, ein natürlicher Sohn Karls II., und eine ganze Schar von Offizieren zum Feinde hinüber; ja seine Tochter Prinzessin Anna flüchtete heimlich aus Whitehall nach dem Norden, und schon vorher war ihr Gemahl, Prinz Georg von Dänemark, ein persönlich allerdings ganz unbedeutender Mensch, verschwunden. „Gott helfe mir", rief der König bei dieser Nachricht aus, „meine eignen Kinder verlassen mich." Und nun nahm der Abfall von Tage zu Tage mehr überhand. In Chester erhob sich der Lord de la Mere; der Graf von Devonshire brachte erst diese Landschaft, dann Nottingham in Bewegung, in York rief Lord Danby die Edelleute und Milizen für den Prinzen auf. Der Graf von Bath brachte Cornwallis zum Anschluß, auch Bristol, Portsmouth und Hull erklärten sich für den Prinzen, dann auch drei walisische Grafschaften, sogar das streng-anglikanische Oxford. In manchen Küstenstrichen griff das Landvolk zu den Waffen, um eine französische Landung abzuwehren, die man, übrigens ohne Grund, befürchtete, allerorten aber wurden die „Papisten" entwaffnet, viele von ihnen verhaftet. So konnte Wilhelm ohne Widerstand in Salisbury einziehen, empfangen von Mayor und Aldermen, von Dechant und Kapitel und vom stürmischen Jubel des Volkes begrüßt; wenige Tage später (6. Dezember) nahm er sein Hauptquartier in Hungerford, auf dem halben Wege nach Oxford. Bereits umgaben ihn hier die ersten Edelleute Englands. Seine Reiter aber schweiften schon weit nach Osten: eine branden-

burgische Schwadron unter Oberst von der Marwitz rannte auf dem Marktplatze von Reading ein irisches Reiterregiment über den Haufen und nahm ihm seine Standarten ab, eines der wenigen kleinen Gefechte dieses unblutigen Feldzugs.

Da brach König Jakobs Mut zusammen. Am 27. November (7. Dezember) schon kündigte er die Berufung des Parlaments an und versammelte die Peers, um mit ihnen Rats zu pflegen. Auf ihr wenig ehrerbietiges Drängen versprach er, das Parlament am 15. Januar 1689 zu versammeln, eine allgemeine Amnestie zu gewähren und mit dem Prinzen zu unterhandeln. Wunderlicherweise aber sandte er zu diesem Zwecke den Lord Halifax, der im geheimen entschieden für Wilhelm war und bei diesem nun statt die Zwecke des Königs zu fördern, sich für dessen gänzliche Beseitigung erklärte. Da konnten die Unterhandlungen unmöglich Erfolg haben. Überall von Abfall und Verrat umgeben, seiner Hauptstadt, seines Heeres nicht mehr sicher, faßte



26. Gruppe aus dem Krönungszuge Wilhelms III. und seiner Gemahlin Maria: Die Königin mit ihrem Hofstaate. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

da Jakob II. den Entschluß, seine Familie und sich selber nach Frankreich zu retten, vielleicht daß er bei einer Wendung der Dinge, wie sie in England nicht unerhört war — so stellte ihm Pater Petre vor — den Thron seiner Väter wiedergewinne.

Jakobs II. Flucht.

In der Nacht des 9. (19.) Dezember 1688 verließ zunächst die Königin mit ihrem jungen Sohne die Hauptstadt und erreichte von Gravesend aus bei günstigem Winde die französische Küste, in der nächsten Nacht folgte der König. Noch hatte er die ausgefertigten Einberufungsschreiben für die Parlamentsmitglieder vernichtet; als er über die Themse fuhr, warf er das große Siegel in den Strom, damit kein gültiger Regierungsakt ausgefertigt werden könne. Aber in der Nähe von Faversham wurde er, als er in See gehen wollte, von einem Haufen von Fischern, die in ihm einen Jesuiten vermuteten, festgehalten und fast ausgeplündert; obwohl sie ihn dann erkannten, weigerten sie sich doch, ihn loszulassen; erst eine Abteilung seiner Leibgarde, die von London herbeikam, befreite ihn aus seiner wunderlichen Lage. Am 16. [26.] Dezember fuhr er wieder in seiner Hauptstadt ein, sogar von vereinzelten Zurufen begrüßt; aber seine neubelebten Hoffnungen sanken rasch, als sich die Aldermen der City weigerten, auch nur für seine persönliche Sicherheit zu bürgen, und Gehorsam wurde ihm überhaupt nicht mehr geleistet. Vielmehr zerrissen alle Bande der Ordnung, denn zwar

hatte sich schon am 11. (21.) Dezember eine Art provisorischer Regierung gebildet, doch sie konnte nicht verhindern, daß noch am Abend dieses Tages aufgeregte Volkshaufen die katholischen Kapellen, die Häuser angesehener Katholiken, sogar die Hotels fremder Gesandten stürmten; ja die Nähe der verhaßten irischen Truppen steigerte die Aufregung so, daß eines Nachts die Milizen unter Waffen traten, weil sie einen Überfall befürchteten. So erschien in der That der Prinz der Hauptstadt als Retter aus unabsehbarer Verwirrung. Er konnte nicht mehr zögern, sich ihrer zu bemächtigen und damit seinen Erfolg zu besiegeln. Schon stand er in Windsor, und am 17. (27.) Dezember nachts 11 Uhr räumten die Coldstreamgarden die Posten von Whitehall vor den Truppen des Grafen Solms. Am nächsten Morgen brachte eine Barke den König unter holländischem Geleite die Themse abwärts nach Rochester. Drei Stunden später zog Wilhelm III., den Marschall Schomberg im Wagen zur Seite, mit 6000 Mann in London ein, von einer unzählbaren Volksmenge jubelnd begrüßt. Im Palaste von St. James nahm er sein Quartier. Er war Herr von England.

Wilhelm III., König von England.

Seinen ersten Akt als solcher hatte er bereits am 11. (21.) Dezember, auf die Nachricht von Jakobs Flucht, durch den Tagesbefehl vollzogen, durch den er die englische Armee aufforderte, sich unter sein Kommando zu stellen. Sie that dies zum Teil nur widerstrebend, aber sie gehorchte doch und wurde in weitentlegenen Quartieren durch das Land verteilt, während Wilhelms eigne Truppen in und um London zusammenblieben; die Brandenburger lagerten um Kensington. Im Besitze der Heergewalt hätte der Oranier sich wahrscheinlich ohne Mühe durch einfache Erklärung der Krone bemächtigen können, und in der That wurde ihm der Vorschlag dazu gemacht, er aber lehnte das in seiner bedächtigen, kühl berechnenden, maßvollen Weise rundweg ab: er wolle festhalten an den Grundsätzen seiner Proklamation. Auf den gesetzlichen Weg sollte die Revolution zurückgeführt werden, sich nicht ins Ziellose fortsetzen. Schon am 21. (31.) Dezember berief er deshalb die Lords und legte ihnen die Frage vor, wie die Freiheit von England und der Protestantismus wiederhergestellt werden könnten. Noch dachten die Tories, dies im Einvernehmen mit König Jakob zu bewirken, forderten diesen deshalb auf, zur Berufung des Parlaments die Hand zu bieten. Doch dann hätte er unzweifelhaft die Aufhebung seiner Duldungsverordnungen zugestehen müssen, und dagegen sträubte sich, wie er sagte, sein religiöses Gewissen. So zog er es vor, allen Schwierigkeiten durch die Flucht aus dem Wege zu gehen. Am 23. Dezember (2. Januar) verließ er ungehindert Rochester und erreichte in zweitägiger, stürmischer Überfahrt den kleinen Hafen von Ambleteuse. In St. Germain-en-Laye empfing Ludwig XIV. den flüchtigen König, der seine Krone verspielt hatte, aber er behandelte ihn als den rechtmäßigen Monarchen und umgab ihn mit fürstlicher Pracht und fürstlichen Ehren.

Mit seiner Entfernung vereinfachte sich die Lage. Die Nation war nicht mehr gebunden, ihn als König zu behandeln, sie konnte ihr Schicksal selbst entscheiden, doch sie wollte es nur in den althergebrachten, gesetzlichen Formen. Am 23. Dezember bereits beschlossen die Lords, wie im Jahre 1660, eine „Konvention“ zu berufen und bis zu ihrem Zusammentritt dem Prinzen von Oranien die Regierung zu übertragen; dem stimmten dann die Gemeinen bei. Denn nur in der schnellen Herstellung einer gesetzlichen Gewalt lag die Rettung; zeigten sich doch bereits in Irland, ja selbst in Schottland die Vorboten des Bürgerkrieges.

In der Konvention, die nun vollkommen unter den Formen eines regelmäßigen Parlaments am 22. Januar (1. Februar) 1689 zusammentrat, standen sich Tories und Whigs wie in Schlachtordnung gegenüber und stritten noch einmal in heißer



27. **Maria II., Königin von Großbritannien und Irland.**

Nach dem Gemälde von Gottfried Kneller gestochen von J. Smith.



William R.

28. Wilhelm III., König von Großbritannien und Irland.
Nach dem Gemälde von Gottfried Kneller gestochen von W. Ward.

Debatte über alle die schweren Fragen, die seit Jahrzehnten das Inselreich bewegten, dort die Verfechter des göttlichen Königsrechts und des unbedingten leidenden Gehorsams, hier die Vertreter der Vertragstheorie und des berechtigten Widerstandes. Einen vollkommenen Sieg erfocht keine Partei, doch in der Sache triumphierten die Whigs. Denn am 28. Januar beschlossen die Gemeinen: König Jakob habe den ursprünglichen Vertrag zwischen Fürsten und Volk gebrochen und durch seine Entfernung selbst auf die Krone verzichtet, der Thron sei also erledigt. Das Oberhaus fügte noch die Erklärung hinzu, daß ein „papistischer" König England nicht regieren könne. Noch aber stand das Schwierigere bevor: die Neubesetzung dieses Thrones. Die Tories dachten teils an ein Protektorat, teils wollten sie die Krone an eine der beiden Töchter Jakobs II. übertragen. Doch Wilhelm erklärte durch seine Freunde mit ruhiger Bestimmtheit: er habe nichts gegen einen solchen Ausweg, nur werde er dann nach Holland zurückkehren. Es wurde dadurch sehr bald klar, daß der Prinz die ganze Gewalt oder gar nichts wollte, und was sollte werden, wenn er seinen Posten verließ? Da entschloß sich denn die Konvention, die Krone Englands an Wilhelm und Maria in Gemeinschaft zu übertragen, doch so, daß Wilhelm III. die Ausübung der Regierungsrechte allein verbleibe. In dieser Form nahm der Oranier die königliche Herrschaft feierlich an (13. Februar).

„Erklärung der Rechte."

Zugleich galt es aber, die Grenze zwischen der königlichen und parlamentarischen Machtvollkommenheit so zu ziehen, daß die Wiederkehr der alten Kämpfe möglichst verhindert wurde. Das war die Aufgabe der „Erklärung der Rechte" (Declaration of rights). Sie bestimmte, daß das königliche Dispensationsrecht nur mit Zustimmung des Parlaments ausgeübt werden könne, bestätigte dasselbe im vollen Besitz des Steuerbewilligungsrechts und der Befugnis, ein Heer aufzustellen und das Kriegsgesetz zu verhängen, gab ihm also diejenigen Rechte, welche die Stuarts als ausschließliche Kronrechte zu behaupten gestrebt hatten.

Die „Duldungsakte" (1689).

Auch in kirchlicher Beziehung behauptete eine mittlere Richtung den Sieg. Dabei muß beachtet werden, daß seit der Wiederherstellung der Stuarts sich die Zahl der Dissenters sehr vermindert hatte und nur noch etwa 4 Prozent der Gesamtbevölkerung betrug, während die Katholiken vollends eine verschwindende Minderheit (1/2 Prozent) darstellten, daß also die Härte der bisherigen Gesetze doch nur einen kleinen Teil des Volkes traf. Schon im März 1689 ging nun beinahe ohne Debatte die Duldungsakte durch, die der erste Staatssekretär, Lord Nottingham, einer der hervorragendsten Vertreter der duldsameren Anglikaner, der sogenannten niederkirchlichen Partei, eingebracht hatte. Sie ließ zwar der Theorie gemäß alle bisherigen Strafgesetze gegen die Nonconformisten bestehen, sicherte aber zugleich allen denjenigen protestantischen Dissenters, die den Huldigungseid leisten und eine Erklärung gegen das Papsttum unterschreiben würden, sowie denjenigen ihrer Priester und Lehrer, die das Glaubensbekenntnis der 39 Artikel (s. Bd. V, S. 601) mit Ausnahme von drei derselben annähmen, also Hunderttausenden, Freiheit des Gewissens und des Gottesdienstes; die Katholiken freilich schloß sie von dieser Wohlthat durch jene Forderungen aus, und später (1700) wurde ihnen außerdem nicht nur die Erwerbung von Grundbesitz, sondern auch die Erziehung ihrer Kinder in ihrem Glauben untersagt (bis 1832). Der zweite Antrag Nottinghams auf innere Vereinigung und Versöhnung der protestantischen Parteien (Comprehensionbill) fand keine Annahme, da die Dissenters ihr widerstrebten.

In den Bahnen, die ihm diese Bestimmungen anwiesen, hat sich seitdem das öffentliche Leben Englands bewegt. Auf absehbare Zeit war damit der Streit zu gunsten des Parlaments entschieden. Das „Statut der Rechte" erhob diese Beschlüsse

29. Inneres der Westminsterabtei zu London. Nach einem Kupferstiche von Delamarcade.

zum Landesgesetz (3. November 1689), und die glänzende Krönung Wilhelms III. und Marias in der Westminsterabtei am 11. April 1689 besiegelte dies Ergebnis der „glorreichen Revolution". Wohl sind die Engländer befugt, sie so zu nennen. Nur mit Hilfe der Fremden ist sie vollbracht worden, und, äußerlich betrachtet, hat sie nichts Hinreißendes, aber großartig für alle Zeiten bleiben die feste Entschlossenheit, mit der die Nation dem König, der ihre Verfassung gebrochen hatte, den Gehorsam verweigerte, und der gesetzliche Sinn, mit dem sie die Neuordnung der Verhältnisse vollzog.

Wilhelm III. König von Schottland.

Was in England geschah, konnte unmöglich ohne tiefgehende Einwirkung auf **Schottland** bleiben. Zwar sprachen sich dort die Bischöfe, die ihre ganze Stellung den Stuarts verdankten, entschieden für Jakob II. aus, doch die Presbyterianer, die erbitterten Feinde der bischöflichen Würde überhaupt, hatten im Lande und deshalb



30. Holländische Garden Wilhelms III.
Nach einem gleichzeitigen Stiche von L. Scherm.

auch in der „Konvention" (seit 14. März 1689) vollkommen das Übergewicht. Infolgedessen erklärte diese Versammlung wie in England den Thron für erledigt, ja, was dort nicht geradezu ausgesprochen worden war, den König Jakob II. für abgesetzt und stellte nach dem Muster der englischen „Erklärung der Rechte" die „**Forderung der Rechte**" (Claim of rights) auf, die noch weiter ging als jene. Sie hielt an der Ausschließung der Katholiken vom schottischen Throne und an dem alten protestantischen Krönungseide nachdrücklich fest, ebenso an der vollständigen Unabhängigkeit der Richter von der Krone, das Bistum aber erklärte sie für aufgehoben und stellte somit für alle Zeiten die ursprüngliche Form der presbyterianischen Kirche wieder her. Am 11. Mai 1689 nahmen sodann Wilhelm und Maria auch die schottische Krone feierlich an. Schon stand im Hintergrunde der Gedanke der vollen staatlichen Vereinigung Englands und Schottlands, aber an der Selbständigkeit ihrer abweichenden Kirchenverfassungen hielten beide Nationen fest, und dies führte den gemeinsamen König unabweislich auf den Gedanken der kirchlichen Duldung, der Wilhelms III. Anschauung ohnehin entsprach.

So leicht verhältnismäßig der Sturz des Hauses Stuart in England und Schottland gelungen, so schwer fiel es doch der neuen Herrschaft, sich wirklich zu befestigen. Wilhelm III. besaß nicht die Fähigkeit, sich in England beliebt zu machen, und ist es dort auch niemals geworden. Schweigsam und kalt, der englischen Sprache nur unvollkommen mächtig, in seinen Neigungen und Gewohnheiten ein ganzer Holländer, deshalb in England niemals ganz heimisch, that er nichts, um seine englischen Unterthanen für seine Persönlichkeit einzunehmen. Die glänzenden Hoffeste der Stuarts fielen weg, im Theater erschien er nie, für Wettrennen und dergleichen Zerstreuungen zeigte er keinerlei Teilnahme, und statt in Whitehall oder St. James zu wohnen, zog er sich nach Hamptoncourt oder Kensington zurück und bemühte sich dort, den üppigen, regellosen Baumwuchs des englischen Parkes unter die Schere holländischer Gartenkunst zu nehmen. Zum Glück wurden seine Mängel durch seine Gemahlin Maria ergänzt, eine stattliche, lebhafte, bewegliche Frau, der er mit inniger Liebe zugethan war, so wenig er davon für gewöhnlich merken ließ.

Wilhelm III. und die Engländer.

Auch seine Verwaltung empfahl den neuen Herrscher zunächst wenig. Von Whigs und Tories erhoben, mußte Wilhelm seine Minister aus beiden Parteien nehmen, und das ließ die Regierung im Innern unsicher und schwankend erscheinen. Halifax machte er zum Großsiegelbewahrer, Nottingham zum ersten Staatssekretär, dem Tory Mordaunt übertrug er das Schatzmeisteramt, obwohl der Mann gar nichts davon verstand; nur die Leitung der auswärtigen Politik behielt er sich selber vor, und er mußte es thun, weil sonst leicht ein bedenklicher Gegensatz zwischen der Geschäftsleitung in England und in den Niederlanden hätte entstehen können. Denn hier war ja Wilhelm, der König von Großbritannien, zugleich Statthalter und Generalkapitän der Republik, eine wunderliche Verbindung, die nur die gleichmütige Geduld des Oraniers zu behaupten vermochte. Nicht minder bewundernswürdig ist die Art, wie er die zahllosen inneren Schwierigkeiten überwunden hat, und das während eines großen europäischen Krieges.

Die erste „Meutereibill“ und das stehende Heer in England.

Wie unzuverlässig die britischen Truppen seien, bewies die Meuterei eines der schottischen Regimenter, das, als es nach den Niederlanden gebracht werden sollte, eigenmächtig nach Schottland aufbrach. Es bedurfte holländischer Truppen, um es wieder zum Gehorsam zurückzuführen (März 1689). Dieser Fall aber gab die Veranlassung zur ersten sogenannten „Meutereibill“ (Mutiny bill). Da nämlich bis jetzt die englischen Truppen weder Kriegsgericht noch Kriegsrecht kannten, also jedes militärische Vergehen von bürgerlichen Richtern abgeurteilt werden mußte, so war die Zucht dieser Regimenter immer eine äußerst schlaffe gewesen. Durch jene Meuterei davon überzeugt, daß es so nicht fortgehen könne ohne große Gefahr, gewährte damals das Parlament auf sechs Monate dem König das Recht, die Armee einem scharfen Kriegsgesetz zu unterwerfen, und gestand damit zugleich die Thatsache eines stehenden Heeres formell zu. Was im Jahre 1689 zunächst auf kurze Zeit bewilligt wurde, das mußte in der Folge jedes Parlament wiederholen, aber niemals hat es die Genehmigung zum Unterhalt einer stehenden Armee unter dem Kriegsgesetz für länger als ein Jahr ausgesprochen, so daß dies genau genommen immer noch als eine, wenn nicht ungesetzliche, so doch unregelmäßige Einrichtung gilt, die mit der Verfassung in keinem inneren Zusammenhange steht.

Und doch war es in dieser kampferfüllten Zeit nicht möglich, ihre Wohlthaten allen Staatsbürgern ohne Ausnahme zu teil werden zu lassen. Gegenüber nämlich den zahlreichen verhafteten „Jakobiten“ wurde damals die Habeascorpusakte auf Zeit außer Kraft gesetzt, weil ein Rechtsverfahren, wie sie es vorschrieb, augenblicklich unmöglich schien.



31 und 32. Siegel König Wilhelms III. und der Königin Maria II. von Großbritannien.
(Original im Britischen Museum zu London.)

Der dritte Raubkrieg.

(1689—97.)

Der Kampf auf den britischen Inseln.

Ob sich die neue Ordnung der Dinge in Großbritannien behaupten werde, das hing jedoch keineswegs allein von den Engländern, sondern vor allem von dem Gange des gewaltigen Krieges ab, der fast gleichzeitig mit der „glorreichen Revolution“ auf dem Festlande ausgebrochen war. Deshalb bilden die Ereignisse auf den britischen Inseln einen untrennbaren Teil des „dritten Raubkrieges“.

Aufstand in Schottland.

Die Anhänger Jakobs II. in England waren nicht die schlimmsten Feinde Wilhelms III. In Schottland wie in Irland kam es zu bewaffneten Erhebungen, die in gefährlichster Weise mit dem Kriege gegen Frankreich zusammengriffen. Jedenfalls war der Sturz Wilhelms III. im höchsten Maße ein französisches Interesse, besonders seitdem er durch das Bündnis von Wien (12. Mai 1689) Österreich, das Deutsche Reich und Spanien mit England und Holland zur Bekämpfung der Übermacht Ludwigs XIV. vereinigt hatte, er aber erschien als die Seele desselben. Zum Glück für ihn ging der Aufstand in Schottland verhältnismäßig rasch zu Ende. Hier gab es auch in den „Niederlanden“ eine nicht unbedeutende Partei, die mit der Hinneigung zur bischöflichen Kirchenverfassung treue Anhänglichkeit an das heimische Geschlecht der Stuarts verband und deshalb die rasche, gewaltsame Beseitigung des Bistums, die Absetzung aller anglikanischen Geistlichen und das förmliche Verbot ihres Bekenntnisses, die das schottische Parlament damals verfügte, ebenso schmerzlich empfand wie die Entthronung Jakobs II. durch einen fremden Prinzen. Doch zu wirklichem Aufstande ließen sich nur, wie einst unter Montrose (s. Bd. VI, S. 473, 476), die halbkeltischen Hochländer fortreißen, und diese aus politisch-nationalen, nicht aus

kirchlichen Gründen. An ihre Spitze trat John Graham von Claverhouse, Marquis von Dundee, in den festländischen Feldzügen militärisch gebildet, dann Adjutant Jakobs II., ein Mann von aufrichtig protestantischer Überzeugung und durchaus ehrenhafter Gesinnung. Als das kleine, tüchtige schottische Heer, das Jakob II. nach England zog, um es für seine Zwecke zu verwenden, zur Anerkennung Wilhelms III. genötigt worden war, hatte Dundee mit nur 50 Reitern sich von ihm getrennt und nach den schottischen Hochlanden geworfen. Hier brachte er die waffenlustigen Clans in Bewegung; wiederum wurde das blutige Eibenkreuz, das uralte Kriegszeichen, von Thal zu Thal getragen, und im Mai 1689 konnte Dundee über zahlreiche Scharen von Hochschotten Heerschau halten, stattliche Leute in ihrer heimischen Tracht, den



1 2 3 4 5

33. Schottische Trachten um 1700.
1 Vornehme Frau. 2 Clanhäuptling. 3, 4, 5 Clansleute.
Nach Kretschmer, „Trachten der Völker".

gewürfelten Plaid um die Schulter, die bebänderte Mütze auf dem Kopfe, den leichten Schild am linken Arm und das breite, lange altkeltische Schlachtschwert (Glaymore) in der Faust; nur wenige führten Feuerwaffen. Dundee verstand es vortrefflich, diese wilden Scharen zu behandeln, deren Führer nicht dazu zu bewegen gewesen wären, einem ihresgleichen zu gehorchen, aber dem Fremden wenigstens notdürftig Folge leisteten. Freilich konnte er seine Haufen nur im Gebirgskriege brauchen, der jedem von Jugend auf vertraut war; in der Ebene wären sie regelmäßigen Truppen schwerlich gewachsen gewesen. Deshalb gelang es auch dem Befehlshaber der kleinen königlichen Streitmacht, Hugh Mackay, seine Gegner im Hochlande festzuhalten; ja, im Juli 1689 drang er durch den gefahrvollen Engpaß von Killincrankie, der von Perth her nach den Grampianbergen hinaufführt, bis in die Nähe des Felsenschlosses

Blair Athol vor. Hier nahm Dundee am Abend des 26. Juli den gebotenen Kampf an, obwohl er den 4000 Mann Mackays nur 2000 Mann entgegenzusetzen hatte. Das Feuergefecht war indes nicht nach dem Geschmacke seiner Hochländer; deshalb formierte ihr Feldherr sie in dichte Sturmkolonnen, und nun warfen die Schotten ihre Gewehre weg, nahmen den Schild in die linke, das lange Schlachtschwert in die rechte Hand und stürzten sich, wie einst ihre Vorfahren an der Allia, in stürmischem Anlauf mit lautem Kriegsgeschrei auf die dünne Linie der englischen Bataillone, die eben beschäftigt waren, das Bajonett aufzupflanzen. Im Nu waren sie durchbrochen und zersprengt, ein einziges Regiment hielt zusammen, mit Mühe entging Mackay der Gefangenschaft.

Aber der Sieg blieb ohne alle Folgen, so gewaltig auch die Nachricht in Edinburg wirkte. Dundee war während des Kampfes tödlich verwundet gefallen, und die schottischen Häuptlinge gerieten sofort in Zwist, so daß Mackay Zeit behielt, seine Truppen wiederzusammeln. Und als nun auch noch ein wütender Angriff der Hochländer auf ein Infanterieregiment in dem Städtchen Dunkeld von diesem in heldenmütigem Verteidigungskampfe abgeschlagen worden war (21. August), da zogen die Clans nach Hause, nach keltischer Art ebenso unfähig zur Ausdauer wie unwiderstehlich in ihrem stürmischen Anlaufe, und eine Kette von militärischen Posten durch das Gebirge bis Inverneß deckte seit jener Zeit die Ebenen gegen ihre räuberischen Einfälle. Doch fügten sich die hochländischen Clans der neuen Regierung vollständig erst im Jahre 1692, nachdem Wilhelm III. den Stammeshaß der Campbells zur grausamen Ausrottung der widerstrebenden Macdonalds von Glencoe benutzt hatte, ein dunkler Flecken auf dem lichten Schilde seines Ruhmes. Die Anhänglichkeit an das Haus Stuart ließ sich auch damit nicht vernichten.

Der Krieg in Schottland war zu Ende, die Hoffnung Dundees, von hier aus England anzugreifen, jedenfalls den größten Teil der englischen Armee hier festzuhalten, war gescheitert, und unbesorgt vor einer schottischen Empörung, konnte Wilhelm III. seine ganze Kraft auf die Unterwerfung Irlands richten.

Der Aufstand in Irland und Jakob II.

In Irland hatten die Maßregeln Jakobs II. (s. S. 27) ihre Früchte getragen. Sein Statthalter Richard Talbot, Herzog von Tyrconnel, hatte binnen kurzem noch vor Jakobs Sturze alle bürgerliche und militärische Gewalt in die Hände der katholischen Iren gebracht und dadurch den Gegensatz zwischen den Eingeborenen und den Kolonisten nur verschärft. Wilhelms III. Erhebung in England trieb die Dinge zum Äußersten, ein neuer Rassen- und Religionskrieg entbrannte. Überall verschanzten sich die englischen Grundbesitzer in ihren Landhäusern, Haufen bewaffneter Iren durchzogen mordend und plündernd das Land, bald waren ihrer 50000 unter Waffen, und erschreckt unterwarfen sich die meisten von Engländern bewohnten Städte der neuen Regierung. Fast nur noch zwei Ortschaften im Norden, in Ulster, hielten stand: Londonderry an der Mündung des Foyle und Enniskillen auf einer Insel zwischen den beiden Erneseen, jenes eine Kolonie aus der Zeit Jakobs I., dieses eine Ansiedelung alter Soldaten Cromwells (s. Bd. VI, S. 439, 488). So konnte in der That Tyrconnel mit einiger Aussicht auf Erfolg Jakob II. einladen, nach seinem getreuen Königreich Irland zu kommen, um von hier aus auch die Eroberung Englands zu versuchen. Durch die Großmut Ludwigs XIV. reichlich ausgestattet, landete der König am 12. (22.) März 1689 im Hafen von Kinsale an der Südküste und zog zwölf Tage später unter dem Jubel der katholischen Bevölkerung in Dublin ein, begleitet von dem französischen Diplomaten Graf d'Avaux, denn für Frankreich knüpften sich an dieses irische Unternehmen weitreichende Entwürfe. Es handelte sich gar nicht bloß um die Wiedereinsetzung Jakobs II.; Colberts Nachfolger, sein Sohn, der Marquis de Seignelay,

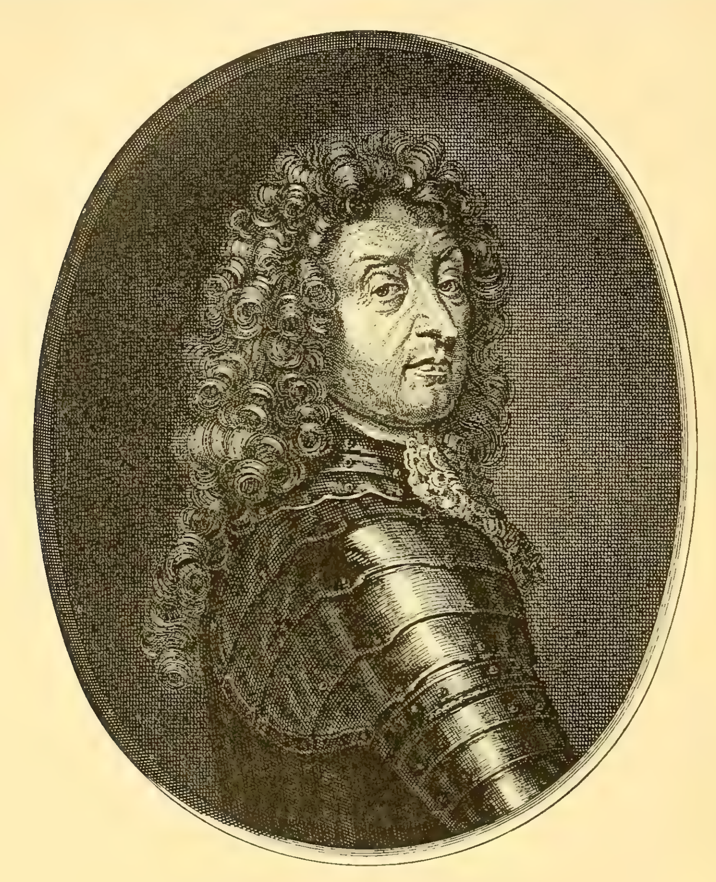
dachte vielmehr vor allem dem englischen Handel einen dauernden Schaden zuzufügen, indem er den Verkehr mit Irland in französische Hände brachte. Diese Bestrebungen fanden lebhaften Anklang bei der irisch-katholischen Partei, welche die Insel ganz von England losreißen und unter französischen Schutz stellen wollte, Widerstand aber bei den englischen Jakobiten, die sie nur als Ausgangspunkt für die Wiedereroberung Englands betrachteten. Mit diesem Gegensatz verflocht sich ein zweiter. Jakob II. und seine französischen Ratgeber kamen mit dem Gedanken, einen haltbaren Ausgleich zwischen den Eingeborenen und den englisch-protestantischen Kolonisten herbeizuführen, der diesen



34. **Marquis de Seignelay, französischer Marineminister.**
Nach dem gleichzeitigen Gemälde von Mignard.

im ganzen ihre Güter belassen hätte; die Iren dagegen wollten von einem solchen schlechterdings nichts hören, sondern forderten alles Land zurück, das ihren Vorfahren entrissen worden, denn dafür hatten sie sich erhoben. Wie aber war dann eine Versöhnung zu hoffen, und wie konnte Jakob II. glauben, daß er, wenn er die Engländer in Irland als Besiegte behandelte, jemals ihre Landsleute daheim für seine Herrschaft gewinnen könne? Nichtsdestoweniger gab er diesen irischen Forderungen schließlich nach, als das irische Parlament am 7. (17.) Mai 1689 in Dublin zusammentrat und sie zu den seinigen machte, denn es bestand fast nur aus Katholiken und meist aus solchen, deren Väter unter Cromwell ihre Güter verloren hatten. Es verlangte und erhielt die Aufhebung der Landverteilung Cromwells, d. h. die Einziehung der meisten protestantisch-englischen Güter; es erklärte weiter durch eine Bill of attainder alle

diejenigen, die nicht binnen einer kurz bemessenen Frist Jakob II. als König anerkennen würden, für schuldig des Hochverrats, wollte sie daher durch Güterverlust strafen, und entwarf eine förmliche Ächtungsliste von etwa 2500 Namen, Maßregeln echt irischer Rachsucht und fast ein größeres Unrecht als Cromwells Verfahren, denn die englischen Kolonisten hatten Hunderttausende von Pfund Sterling und beinahe fünfzig Jahre fleißiger Arbeit auf die Kultur des Landes verwendet. Andre Beschlüsse, die für alle Bekenntnisse Religionsfreiheit gewährten, also die ungerechte Vorherrschaft der anglikanischen Kirche



35. Marschall Friedrich von Schomberg.
Nach dem Gemälde von Gottfried Kneller gestochen von B. Picart.

in einem überwiegend katholischen Lande aufhoben und die katholische Bevölkerung von der Zahlung des Zehnten an die anglikanische Geistlichkeit befreiten, entsprachen eher der Billigkeit. Aber im ganzen erklärte damals das irische Parlament den Engländern den Krieg auf Leben und Tod und machte jede Versöhnung unmöglich.

Londonderry und Enniskillen.

Doch die verhaßten „Sachsen“ setzten sich entschlossen zur Wehr. In Londonderry widerstand eine Bevölkerung von 20000 Menschen, darunter 7000 Waffenfähige, unter Leitung des Pfarrers Walker einer Einschließung und einer entsetzlichen Hungersnot 105 Tage lang mit einem ausdauernden Heldenmute, der an die Belagerung Leidens erinnert, bis endlich am 30. Juli 1689 drei englische Schiffe die Flußsperre der Irländer durchbrachen und der halbverhungerten Bevölkerung Lebensmittel zuführten; die Irländer aber zogen ab. Die Enniskillener wiederum, durch zahlreiche Flüchtlinge

verstärkt, durchstreiften auf ihren raschen Kleppern weit und breit die Umgegend und erfochten an demselben Tage, an dem sich Londonderrys Schicksal entschied, bei Newton Butler unter dem Schlachtruf „kein Papsttum!" (No popery) den vollständigsten Sieg über einen weit stärkeren irischen Heerhaufen. Wenige Wochen später landete Marschall Schomberg mit 6000 Mann englischer, holländischer und hugenottischer Truppen in der Bai von Carrickfergus (Ulster).



Le Mal de Tourville

36. Admiral Anne Hilarion de Costentin, Graf de Tourville.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Die Lage in Irland 1689 und 1690.

Jakob II. war durch die schlimmen Nachrichten, die ihm aus dem Norden zukamen, ziemlich niedergeschlagen, aber die Iren, aufgeschreckt durch Schombergs Erscheinen, stellten ihm in wenigen Tagen 30000 Mann zur Verfügung, freilich im Grunde genommen nur eine Verbindung keltischer Clans von unsicherem Gehorsam, aber immerhin den Engländern weit überlegen, so daß der König dem Marschall bis Dundalk entgegengehen konnte. Diesem lag es fern, das Schicksal Irlands unter so ungünstigen Verhältnissen an den Ausgang eines Schlachttages zu knüpfen, er hielt sich in seinem verschanzten Lager. Der verhältnismäßige Erfolg, der darin allerdings

für die Iren lag, und die Kunde von ansteckenden Krankheiten, die Schombergs kleines Heer arg mitnahmen, ermutigte die leicht erregbaren Iren aufs neue, und niemals ging es in Dublin lustiger und leichtsinniger zu als in dem Winter von 1689 auf 1690, da Jakob II. dort Hof hielt, von den irischen Häuptlingen und Clangenossen umgeben und oft mit einer Vertraulichkeit von ihnen behandelt, die den in strenger Etikette erzogenen Franzosen sehr auffiel. Die Zuversicht steigerte sich, als im März 1690 ein trefflich ausgerüstetes französisches Korps von 6300 Mann anlangte, dessen Befehlshaber, Graf Lauzun, zugleich d'Avaux als Gesandter ablöste. Außerdem behauptete die französische Flotte augenblicklich das Übergewicht. Admiral Tourville hatte Weisung erhalten, die englische Küste zu blockieren; selbst eine Landung seiner Flotte, die sofort eine Erhebung der englischen und schottischen Jakobiten hätte veranlassen können, schien nicht unmöglich.

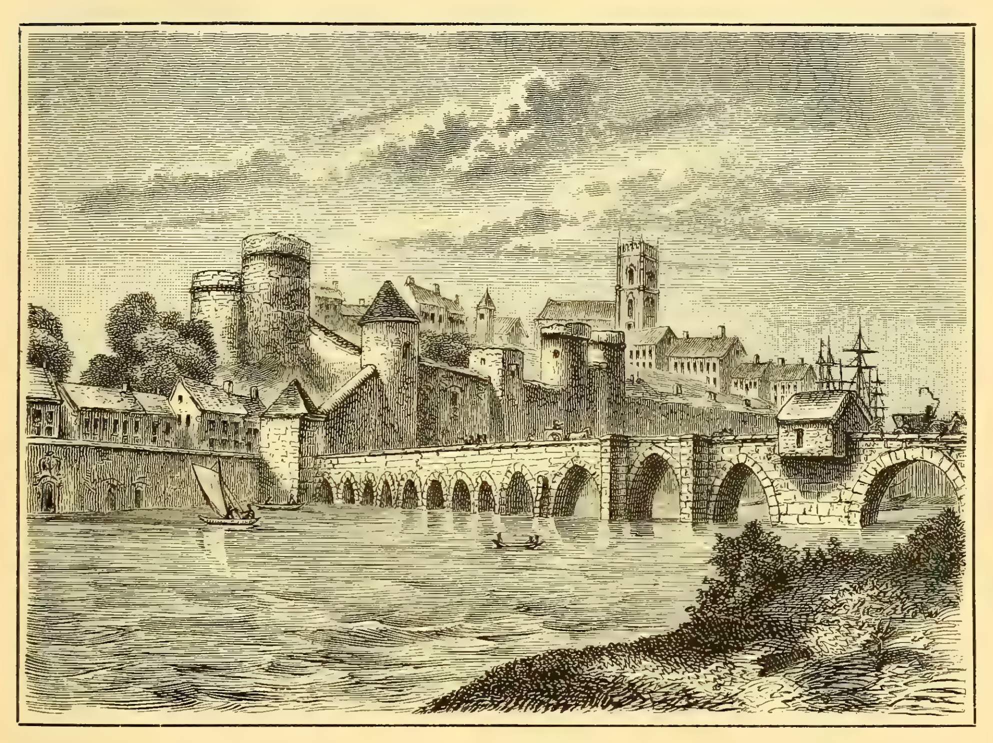
König und Parlament in England.

Denn die Unzufriedenheit war auch in England nicht gering. Das sogenannte Konventionsparlament, ganz überwiegend whigistisch, wollte den Sieg für die möglichste Unterdrückung der Tories ausbeuten, zeigte deshalb auch keine Neigung, die von Wilhelm III. beabsichtigte Amnestie zu bewilligen, und strebte danach, die königlichen Rechte möglichst einzuschränken, widerstand deshalb den Anträgen der Regierung auf Aufstellung eines festen Staatshaushaltplanes (Budget), der den König einigermaßen unabhängiger gemacht hätte. Erst nach der Auflösung des Konventionsparlaments brachten die Neuwahlen auch die gemäßigteren Tories in größerer Zahl ins Unterhaus (März 1690). Infolgedessen bewilligte das Parlament eine wenig beschränkte Amnestie und ordnete den Staatshaushalt in der Art, daß die Einkünfte, die der Vorgänger genossen, vor allem auch die aus den Zöllen und der Accise, dem regierenden Königspaare als „Zivilliste“ (civil list) für die Bedürfnisse des Hofes und der Zivilbeamten auf Lebenszeit zugesprochen, die übrigen von einer parlamentarischen Bewilligung auf je vier Jahre abhängig gemacht werden sollten. Die Regierung aber ging überwiegend an gemäßigte Tories über. Nichtsdestoweniger war die jakobitische Partei, zu der namentlich viele Geistliche gehörten, keineswegs unbedeutend, nicht wenige weigerten auch jetzt noch den Treueid (die sogenannten Nonjurors, Eidverweigerer).

Schlacht an der Boyne (1. Juli 1690).

Unter so bedrohlichen Anzeichen beschloß Wilhelm III., persönlich nach Irland zu gehen. Am 1. Juni 1690 verließ er London, am 11. den Hafen von Chester, am 14. mittags landete er in der Bai von Carrickfergus; schon am Nachmittage traf er mit Schomberg zusammen und wurde mit ihm darüber einig, daß die Armee sofort über Armagh gegen Dundalk sich in Bewegung setzen solle, denn dort stand Jakob II. „Das Gras soll nicht wachsen unter den Hufen unsrer Rosse“, sagte Wilhelm. Sein Heer, etwa 36000 Mann, war eines der schönsten, das jemals auf der Insel erschien, in seiner Zusammensetzung aus Engländern, Deutschen (Brandenburgern), Holländern, Dänen und (reformierten) Franzosen (diese allein stellten drei Infanterieregimenter und ein Reiterregiment) nicht weniger bunt als dasjenige, das im November 1688 nach England übersetzte, aber einig in dem Hasse gegen die Grundsätze, die der Gegner verfocht. Auf die Nachricht, Wilhelm sei gelandet, wichen die Iren und Franzosen aus ihrer an sich unhaltbaren Stellung südwärts hinter die Boyne zurück, die breit und wasserreich zwischen grünen Wiesen fließt und bei Drogheda sich in die Irische See ergießt. Sie waren nicht stärker als etwa 23000 Mann und hatten deshalb auch gar nicht die Absicht zu schlagen; aber Wilhelm, der eben eine rasche Entscheidung wünschte, entwickelte bereits am frühen Morgen des 30. Juni seine Vortruppen am linken Ufer der Boyne, froh, des feindlichen Lagers endlich ansichtig zu sein. Die irische Artillerie war bald zum Schweigen gebracht; er selber ließ sich durch einen Streifschuß an der rechten Schulter, der die Iren schon veranlaßte, über seinen Tod

zu jubeln, nicht abhalten, noch in der Nacht bei Fackelschein sein Heer zu mustern, und wurde überall von lautem Jubel empfangen. Am nächsten Tage, 1. Juli, wollte er den Übergang erzwingen, und zwar zunächst auf dem rechten Flügel, wo Meinhard von Schomberg, der Sohn des alten Marschalls, stand, dann in der Front mit dem Zentrum. Kaum war jener fast unangefochten übergegangen, als sich die Franzosen nach diesem Punkte flußaufwärts in Bewegung setzten, um nicht im Rücken gefaßt zu werden; gleichzeitig aber begannen die Massen des englischen Zentrums den Fluß zu durchwaten, das Fußvolk bis an die Schulter im Wasser. „Hier sind eure Verfolger!“ rief Marschall Schomberg seinen Hugenotten zu, auf die Feinde zeigend. Kaum waren die irischen Bataillone dieses keck vordringenden Feindes ansichtig geworden, als sie



37. Limerick in Irland.
Nach einem gleichzeitigen Stiche.

fast ohne Schuß davon liefen, wie Hammel, sagt ein Augenzeuge. Nur die treffliche irische Reiterei that ihre Schuldigkeit; bis in den Fluß ging sie den Feinden entgegen und warf sie einen Augenblick zurück, der greise Marschall Schomberg selber fiel im Handgemenge. Jetzt aber kam auch der linke englische Flügel unter Wilhelm durch die Boyne, der König selber an einer so tiefen Stelle, daß sein Pferd schwimmen mußte; dann setzte er sich, den bloßen Degen in der linken Hand, an die Spitze der tapferen Dragoner von Enniskillen mit den Worten: „Ihr sollt heute meine Garde sein!“ Nach blutigem Gefecht wurden auch die letzten Schwadronen der Irländer überwältigt, die meisten zusammengehauen.

Niederwerfung der Iren (1690—92).

Ohne von den erschöpften Siegern nachdrücklich verfolgt zu werden, flüchteten die Reste der irisch-französischen Armee nach Dublin. Jakob aber gab den Kampf in Irland kleinmütig auf und segelte sofort aus dem Hafen von Waterford nach Frankreich

zurück, mit ihm flüchteten die vornehmsten Katholiken der Hauptstadt. Schon am 4. Juli zog Wilhelm in Dublin ein; er meinte mit dem irischen Aufstande nun rasch ein Ende machen zu können. Indes die Iren beschlossen, hinter den breiten Shannon zurückzugehen und hier den Kampf noch fortzusetzen. Da Wilhelm in England nötiger war als in Irland, so überließ er die Fortsetzung des Kampfes seinen Generalen. Diese eroberten kurz danach Cork und Kinsale; doch bildete Tyrconnel in Connaught, auf das feste Galway gestützt und von Frankreich her einigermaßen unterstützt, ein neues Heer. Erst die Schlacht bei Anghrim (12. Juli 1691) brach die Kraft der Iren, auch Galway fiel, und mit der Übergabe des seit dem August belagerten und tapfer verteidigten Limerick an der Shannonmündung am 3. Oktober 1692 ging der Kampf zu Ende. Die „Kapitulation von Limerick" gewährte den katholischen Irländern die Ausübung der katholischen Religion, wie sie unter Karl II. bestanden hatte, ließ allen Einwohnern der Stadt und den Besatzungstruppen der übrigen Festungen ihre Güter, Rechte und Freiheiten, die sie damals gehabt hatten, gab dem irischen Adel das Recht, Waffen zu tragen, und forderte von ihm nur den Eid der Treue. Die irischen Truppen erhielten die Erlaubnis, in französische Dienste zu treten, was 12000 von ihnen wirklich thaten.

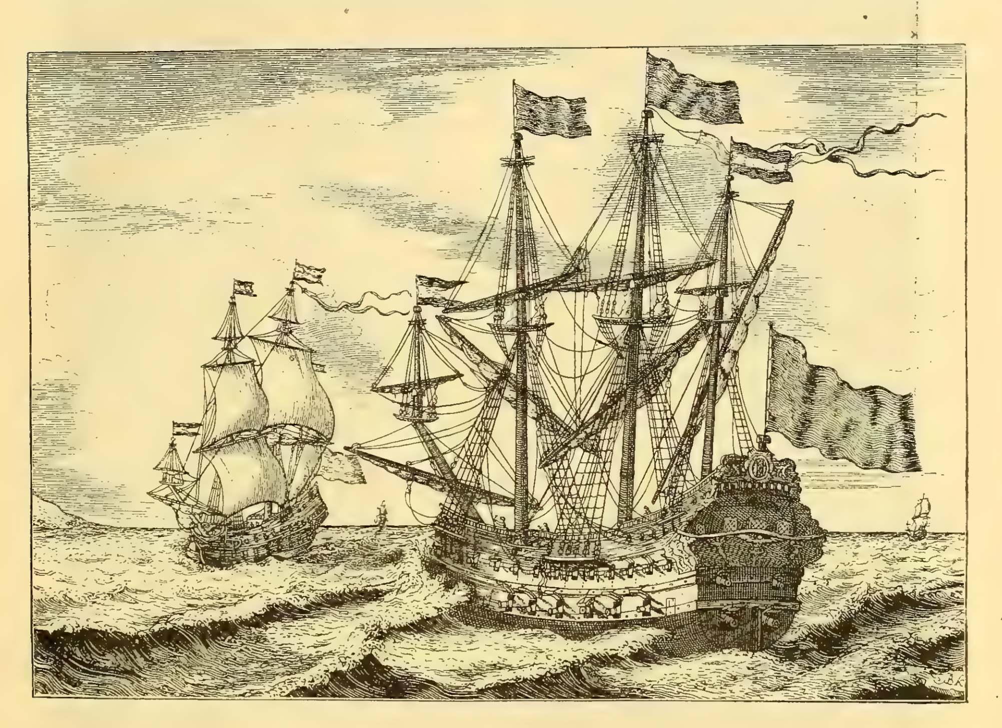
Es war die letzte irische Revolution. Freilich brachte die „Kapitulation von Limerick" keine Versöhnung zwischen den Engländern und den Iren, wie eine solche auch nach den früheren Revolutionen nicht erzielt worden war, denn die angelsächsischen Sieger fuhren fort, die Insel als unterthänige Provinz erbarmungslos zu mißhandeln und auszubeuten (s. unten). So schoß eine Saat des Hasses ins Kraut, die noch zweihundert Jahre später ihre blutigen Früchte tragen sollte, und bis zur Gegenwart wirkt Irland zerrüttend auf das ganze britische Reich. Es ist die Vergeltung für jahrhundertelange Sünden.

Der Seekrieg und die Schlacht bei La Hogue.

Vorbereitungen zum Seekampfe.

Als die Franzosen im Juli 1690 den Kampf in Irland aufgaben, hatten sie doch durchaus nicht die Absicht, auf die Wiederherstellung Jakobs II. in England selbst zu verzichten. Denn um dieselbe Zeit erfocht Admiral Tourville am Vorgebirge Beachy Head einen erheblichen Vorteil über ein holländisches Geschwader, das der englische Admiral Lord Torrington allein ließ (30. Juni 1690). Dafür wurde dieser in den Tower gesetzt, aber die Franzosen behaupteten seitdem zur See unzweifelhaft ebenso das Übergewicht, wie damals zu Lande. Darauf hin planten sie für das Jahr 1692, während der Kampf in Irland immer noch fortging, eine Landung in England selbst. Im Lager bei dem Kap La Hogue wurde ein Heer von 15—20000 Mann vereinigt, das auf 300 Transportschiffen, gedeckt von einer gewaltigen Kriegsflotte, über den Kanal geworfen werden sollte. Doch die Berechnungen, auf die man das Unternehmen gründete, erwiesen sich sämtlich als unzutreffend. Stürmisches Wetter hielt zunächst die Mittelmeerflotte unter d'Estrées, 35 Linienschiffe, im Meerbusen von Biscaya zurück. Obwohl nun Tourville nur 44 Linienschiffe unter seinem Befehle vereinigen konnte, so erhielt er doch die bestimmte Weisung zu schlagen, denn Ludwig XIV. und Jakob II. hofften auf eine Empörung in England, rechneten auch darauf, die Holländer würden sich mit den Engländern nicht vereinigen können und ein Teil der englischen Flotte würde übergehen. In der That hatte hier Jakob II., der sie ja früher als Großadmiral persönlich befehligt hatte, zahlreiche Anhänger, zu denen der Admiral Lord William Russell in erster Linie gehörte, aber im entscheidenden Augenblicke überwog doch das Bewußtsein der Pflicht gegen das Vaterland dergleichen

persönliche Stimmungen. Russell ließ Jakob II. wissen, er werde wie ein Engländer fechten und auch auf ihn, den König, unfehlbar feuern lassen, sobald er ihn auf dem Deck eines französischen Schiffes erblicke. Die jakobitisch gesinnten Offiziere aber gewann mit feinem Takt Königin Maria, die damals ihren in den Niederlanden verweilenden Gemahl als Regentin vertrat. Sie ließ dem Admiral schreiben, sie habe gehört, daß unter seinen Offizieren viele nicht ganz zuverlässig seien, sie glaube das jedoch nicht und vertraue ihrer Treue. So an ihrer Ehre gefaßt, unterzeichneten die tapferen Männer eine Ergebenheitsadresse, in der sie jenen Verdacht als unbegründet zurückwiesen und die Königin ihrer unbedingten Treue versicherten. Auch auf dem Lande



38. Kriegsschiff aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.
Nach einer gleichzeitigen Radierung von Ludolph Bakhuyzen.

wurden alle Vorkehrungen getroffen zum Empfange des Feindes, vor allem die Milizen überall aufgeboten und bei London 13000 Mann zusammengezogen. Dem gegenüber wagte die jakobitische Partei nicht, sich zu rühren.

Schlacht bei La Hogue (1692).

Trotz alledem liefen die Franzosen voll Siegeszuversicht von Brest aus; viele Seeoffiziere schrieben sogar vor der Abfahrt an ihre Verwandten, die nächsten Briefe würden sie aus England datieren. Am Morgen des 19. (29.) Mai 1692 kam auf der Höhe von Kap Barfleur etwa in der Mitte des Kanales die endlose Linie der vereinigten englischen und holländischen Flotte in Sicht. Jene war 63, diese 36 Linienschiffe stark, ungerechnet die Fregatten, die größte und schönste, die jemals in diesen Gewässern erschienen ist. Da aber das Wetter neblig war, so vermochte Tourville zunächst nicht die ganze ungeheure, meilenweite Ausdehnung der feindlichen Geschwader zu übersehen; auch hoffte er, daß sie bei der herrschenden Windstille ihre volle Stärke nicht würden ins Gefecht bringen können, ging also unbedenklich mit seinem Admiralschiff, dem prächtigen, von Schnitzereien und Vergoldung strahlenden „Soleil royal“

(„Königliche Sonne"), einem mächtigen Dreidecker von 104 Geschützen, auf sie los, als Russell eben seine Schlachtlinie gebildet hatte. Auf dreiviertel Musketenschuß ließ die „Britannia", Russells Flaggenschiff, die „Königliche Sonne" herankommen, dann begrüßte sie die Gegnerin mit ihren donnernden Breitseiten aus 100 Stückpforten, und anderthalb Stunden lang tobte nun der Geschützkampf zwischen den beiden feuer-



39. Admiral Edward Russell, Graf von Orford.
Nach dem Gemälde von Th. Gibson gestochen von Geo. Vertue.

speienden Ungeheuern, bis endlich die „Königliche Sonne", an Rumpf und Takelwerk schwer beschädigt und aus allen Abflußröhren (Speigaten) Blut speiend, aus dem Gefecht gezogen werden mußte. Darauf erst entwickelte sich der allgemeine Kampf, denn ein leichter Ostwind gestattete jetzt den Verbündeten, ihre ganze Stärke ins Gefecht zu führen, und oft fielen nun zwei oder drei ihrer Schiffe gemeinsam ein feindliches an. Die Franzosen fochten heldenmütig, aber die Überlegenheit der Feinde

war so groß, daß die Schlacht mit der völligen Vernichtung der schwächeren Flotte geendet haben würde, hätte nicht nachmittags gegen vier Uhr ein einfallender Nebel die Fortsetzung des Kampfes unmöglich gemacht. Die Franzosen, zunächst nur schwach verfolgt, flüchteten mit vollen Segeln nach der Küste der Normandie. Sieben ihrer Schiffe erreichten glücklich Brest, drei Cherbourg, darunter die „Königliche Sonne“, zwölf liefen beim Vorgebirge La Hogue auf den Strand; die übrigen wagten die tollkühne Fahrt zwischen den verräterischen Klippen und schäumenden Wellen der Enge von Alderney nach St. Malo. Die Engländer folgten rasch nach den beiden ersten Ankerplätzen. Am 22. Mai nahm Delaval, in Booten angreifend, die Schiffe vor Cherbourg und steckte sie in Brand, am Tage darauf erschien Russell vor La Hogue. Da seine schweren Linienschiffe nicht in das seichte Wasser vordringen konnten, in dem das feindliche Geschwader unter dem Schutze der Strandbatterien und des Landheeres lag, so sandte der englische Admiral am Nachmittag mehrere hundert Boote gegen sie. Unter dem Feuer vom Gestade her drangen die Engländer siegestrunken vor und steckten sechs der bewegungslos liegenden Schiffe in Brand; am nächsten Tage wiederholten sie das bei den noch übrigen. Die ganze Bai war ein Feuermeer, und in hilfloser Verzweiflung blickte Jakob II. auf den Untergang des stolzen Geschwaders, das ihn nach England hatte hinüberführen sollen, während von der siegreichen Flottille herüber das „God save the king“ tausendstimmig ihm entgegenklang. Damit endete die Schlacht von La Hogue, wie sie nach der Stelle heißt, wo sich die letzten Kämpfe abspielten. Die Überlegenheit der Franzosen zur See war vollständig zerstört, eine Landung in England und damit die Wiederherstellung Jakobs II. kaum noch möglich, und zugleich war es der erste wirklich entscheidende Sieg des ganzen Krieges. Um so größer und berechtigter war nun der Jubel, mit dem ihn London und ganz England begrüßten, um so verdienter die Ehren, welche die Nation den gefallenen und den überlebenden Helden widmeten. Für die dienstunfähig gewordenen Seeleute wurde damals das großartige Hospital von Greenwich gegründet.

Das Ergebnis des Sieges von La Hogue wurde auch nicht erschüttert, als im Juli 1693 Tourville eine große englische Handelsflotte, die von Portsmouth nach dem Mittelmeer bestimmt war, aber nicht genügende Deckung hatte, in der Bucht von Lagos an der portugiesischen Südküste angriff, 45 Kauffahrer verbrannte und 17 wegnahm. Es war die Rache für La Hogue. Doch vor einer französischen Landung sicher und auch im Innern jetzt besser befestigt, konnte die Regierung Wilhelms III. ihr Augenmerk besonders dem fremdländischen Kriege zuwenden.

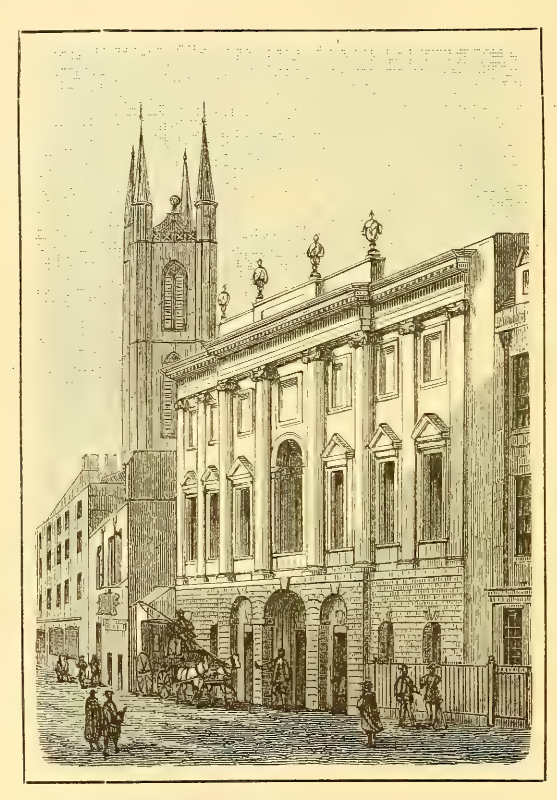
Befestigung der neuen Ordnung in England

Seit der Rückkehr aus Irland hat Wilhelm III. im ganzen in gutem Einvernehmen mit dem Parlament regiert, dessen Macht sich unter ihm mehr und mehr befestigte, weil der König seiner zu seiner großen europäischen Politik dringend bedurfte und schon deshalb außer stande war, sich mit ihm in Streit einzulassen. Dasselbe regelte zunächst die Besteuerung von neuem, indem es die indirekten Abgaben, besonders die Verbrauchssteuer (Accise) erhöhte und weiter ausdehnte, und mit Beseitigung der sogenannten Rauchfang- oder Herdsteuer, einer Art Grundsteuer, die sehr verhaßt war und doch wenig einbrachte (im Jahre 1685 nur etwa 200000 Pfd. Sterl.), die Landtaxe einführte, eine Abgabe von Grundrente und beweglichem Vermögen, die um das Jahr 1700 jährlich etwa 2 Mill. Pfd. Sterl. ergab. Je bedeutender aber diese Bewilligungen waren, desto weniger ließ sich dem Parlament das Recht der Beaufsichtigung der Ausgaben bestreiten. Sie wurden seitdem stets auf ein Jahr bewilligt und festgestellt, mit Ausnahme der „Zivilliste“ (s. S. 50). Recht wirksam wurde diese Kontrolle aber erst durch das Zugeständnis der Krone, daß das Unterhaus jedesmal auf drei Jahre gewählt (Triennialbill) und das Parlament alljährlich

berufen werden solle (endgültig erst 1694). Damit war jedem Versuche, ohne die Volksvertretung zu regieren, wie ihn Karl I. gemacht hatte, für immer ein Riegel vorgeschoben.

Bank von England.

Eine festere Grundlage erhielt sodann die englische Finanzwirtschaft durch die Errichtung der Bank von England. Darauf führte die Notwendigkeit, für die Staatsanleihen, welche die Fortdauer des französischen Krieges unvermeidlich machten, eine sichere Bürgschaft zu gewinnen, statt wie bisher den Staatsgläubigern übermäßig hohe Zinsen zu gewähren (20—25 Prozent). Zu diesem Zwecke bildete der Schotte



40. Das ursprüngliche Gebäude der Bank von England.

William Paterson, ein weitgereister Mann, eine Gesellschaft von meist whigistischen Geldmännern und französischen Reformierten, die ihr Kapital zusammenschossen, um die damals geplante Anleihe zu übernehmen. Der Staat sollte diese auf eine Erhöhung des Pfund- und Tonnengeldes und andrer Auflagen anweisen und die von der Bank ausgegebenen Quittungen für eingelegte Gelder, ihre „Noten", als gültige Wertzeichen und Zahlungsmittel anerkennen, dadurch also ein sicheres Papiergeld schaffen. Am 18. April 1694 wurde die so entworfene Bill im Unterhause angenommen, am 23. auch im Oberhause. Fortan bediente sich die Regierung dieser Bank bei ihren Anleihen, und je mehr Zutrauen sich das Geldinstitut allmählich erwarb, desto höher stiegen die Beträge, die ihm die Privatleute anvertrauten, desto mehr wuchs die Bedeutung der Bank für die ganze Volkswirtschaft, desto enger aber knüpfte sich auch das Interesse zahlloser Engländer an das Fortbestehen der Staatsgewalt, die der Bank die feste rechtliche Grundlage gab.



Die Seeschlacht bei La Hogue am 19. (29.) Mai 1692.

Oberes Bild: Kampf zwischen der englisch-holländischen und der französischen Flotte. — **Unteres Bild:** Vernichtung der französischen Schiffe bei La Hogue und Cherbourg.

Nach dem gleichzeitigen Kupferstiche von R. de Hooge.



Die nächsten Jahre trugen trotz mannigfacher Schwankungen noch mehr dazu bei, Wilhelms III. Stellung zu befestigen und die Macht des Parlaments zu erweitern. Der Tod seiner trefflichen Gemahlin Maria, die am 28. Dezember 1694 einem heftigen Anfall der damals umgehenden Blattern erlag, vom König wie von der Nation aufs tiefste betrauert, schien zunächst die Verbindung der Tories mit ihm zu zerreißen, da diesen im Grunde immer nur Maria als das gesetzmäßige Oberhaupt des Staates gegolten hatte; er trug aber dazu bei, die Prinzessin Anna, die vermutliche Erbin des Thrones, die mit der Schwester schlecht gestanden hatte, ihm zu nähern, und er konnte es nach seiner Rückkehr von dem glänzenden Feldzuge des Jahres 1695, der mit der Eroberung von Namur abschloß, wagen, das zwiespältige Parlament aufzulösen (11. Oktober). Das neugewählte Unterhaus, im wesentlichen whigistisch, also dem Könige grundsätzlich zugethan, bewilligte die Heeresstärke in der bisherigen Höhe (80 000 Mann) und faßte zugleich den tief eingreifenden Beschluß, die zum größten Teil durch das Beschneiden um etwa die Hälfte entwerteten Silbermünzen einzuziehen und nach dem früheren Schrot und Korn umzuprägen, um so der unerträglichen Unsicherheit im Verkehre ein Ende zu machen. Die Kosten der Einziehung und Neuprägung übernahm die Staatskasse, dem Parlament aber fiel ganz von selbst damit die Aufsicht über die gesamte Münzprägung zu.

Die „Assoziation".

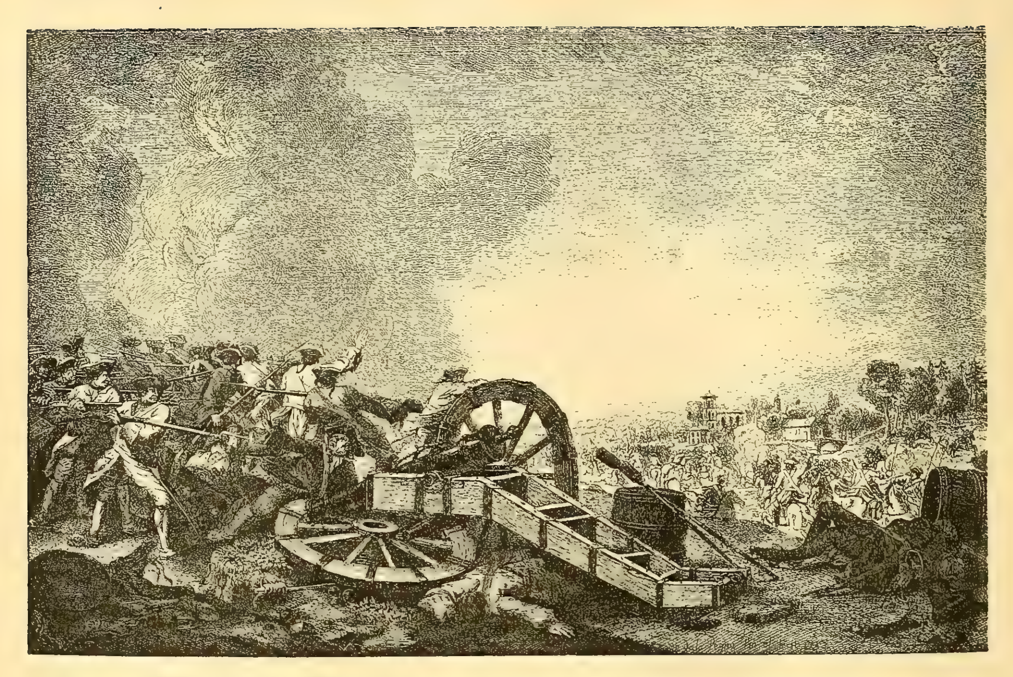
Ein letzter Versuch Jakobs II., mit französischer Hilfe in England zu landen, sobald es gelungen sei, sich Wilhelms III. auf dem Wege zur Jagd nach Richmond zu bemächtigen, förderte nur das Bewußtsein des engsten Zusammenhanges zwischen ihm und der englischen Nation. Der Anschlag ward am 13. Februar 1696 durch einen Irländer verraten, die Jagd unterblieb, einige Verschworene fielen der Regierung in die Hände und wurden hingerichtet, zugleich kräftige Maßregeln zur Abwehr jedes feindlichen Angriffs getroffen. Davon unterrichtet, kehrte Jakob nach St. Germain zurück, das Parlament aber beschloß, eine „Assoziation" aufzurichten, deren Mitglieder sich verpflichten sollten, die Thronfolgeordnung aufrecht zu erhalten, auch für den Fall, daß eine Verschwörung Erfolg haben sollte. Wer dieser Assoziation nicht beitrat, sollte zu keinem öffentlichen Amte Zutritt finden. Ein weiterer Beschluß erkannte ausdrücklich das ausschließliche Recht Wilhelms III. auf die Krone von England an. Das Übergewicht der Whigs, das sich darin zeigte, äußerte sich einige Zeit danach noch in der Bill of attainder, die den Kapitän Fenwick als Mitwisser der jakobitischen Verschwörung zum Tode verurteilte (Januar 1697), und in der Verlängerung des Privilegs der Bank von England bis zum Jahre 1710, womit erst ihre Begründung vollendet wurde.

So trug der große Kampf, der Wilhelm III. stürzen, England den Stuarts wieder unterwerfen sollte, das wesentlichste dazu bei, die neue Ordnung der Dinge zu befestigen und die Macht des Parlaments unerschütterlich zu begründen.





41 und 42. Münze Wilhelms III. aus dem Jahre 1695.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)



43. Schlachtszene zwischen Fußvolk und Reiterei (zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts).
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Hyacinthe de la Peyne.

Der Krieg auf dem Festlande.

Das Bündnis von Wien.

Unter den drohendsten Anzeichen eines großen festländischen Krieges war Wilhelm III. im November 1688 nach England hinübergegangen. Noch war dort nichts entschieden, als Ludwig XIV. am 15. November die Kriegserklärung auch an Holland erließ. Sie konnte aber an dem Gange der englischen Revolution nichts mehr ändern, und damit trat England an die Spitze des großen europäischen Kriegsbundes gegen Frankreich. Am 12. Mai 1689 schlossen der Kaiser und das Reich, England, Holland und Spanien in Wien ein Schutz- und Trutzbündnis zur Wiederherstellung der Grenzen von 1648 und 1659; sie verpflichteten sich gleichzeitig, den ältesten Sohn Leopolds I., Joseph (I.), bei der römischen Königswahl zu unterstützen, den jüngeren, Karl, als Erben der spanischen Monarchie anzuerkennen, wenn König Karl II. ohne rechtmäßige Erben stürbe. Niemals hatte Europa den französischen Übergriffen sich einmütiger widersetzt; doch wenn das geschah und der Bund solange zusammenhielt, so war das in erster Linie das Verdienst Wilhelms III. und seines holländischen Vertrauten, des Ratspensionärs Anton Heinsius. Mit zäher Geduld galt es, die oft widerstrebenden und kurzsichtigen „Regenten“ der Niederlande für die schweren Leistungen zu gewinnen, die der Krieg erforderte, mit rücksichtsvoller Höflichkeit und genauester Personalkenntnis die stolzen Fürsten des Deutschen Reiches zu immer neuen Anstrengungen anzuspornen, mit kluger Berechnung und aufopfernder Selbstverleugnung die Parteien des englischen Parlaments zu beherrschen; aber es gelang, und so schlugen in den spanischen Niederlanden und längs der ganzen Rheinlinie, wie an den Pyrenäen und in Italien neun Jahre hindurch die Waffen zusammen.

Die erste Verwüstung der Pfalz.

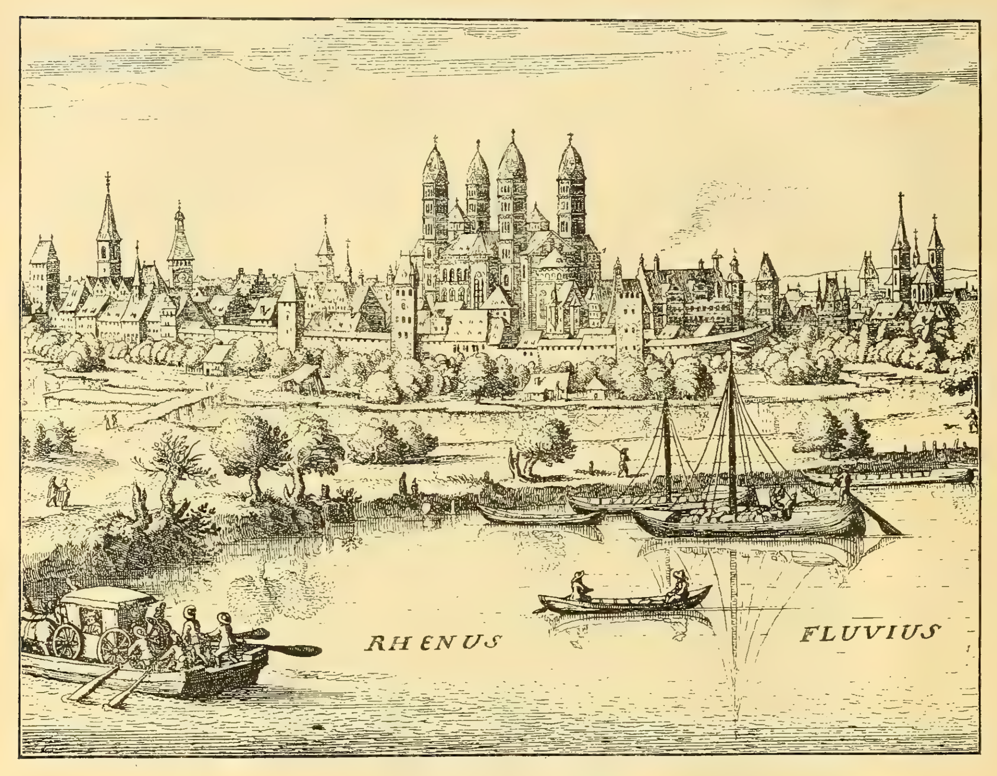
Selbst die gewaltigen Rüstungen Ludwigs XIV. schienen ungenügend, alle die im Herbst 1688 eingenommenen Stellungen am linken Rheinufer festzuhalten. Um nun aber diese Landschaften auch nicht dem Feinde zu überlassen und zugleich Frankreich vor einem Einfall der Deutschen wirksam zu schützen, erlangte Louvois von Ludwig XIV. den barbarischen Befehl, die blühende Rheinpfalz in eine Wüste zu



44. General Melac, im Hintergrunde das brennende Heidelberg.
Nach dem gleichzeitigen Gemälde von Schmitt in der Kunst- und Altertümersammlung zu Heidelberg.

verwandeln und nur Mainz zu behaupten („brûlez le Palatinat!"). So begann im März 1689 jene scheußliche Verheerung durch die Truppen des „allerchristlichsten Königs", die für immer seinen und der Franzosen Namen mit Schmach bedeckt hat und niemals vergessen werden kann. Das Ärgste leistete General Melac, der wilde Montclar dagegen zögerte mit der Ausführung, von Scham ergriffen. Am 2. März begann die Zerstörung von Heidelberg mit der Verwüstung des prachtvollen Schlosses,

am 5. März betraf Mannheim dasselbe Schicksal. Am 27. Mai wurde auch den Bewohnern von Speier verkündigt, es sei der Wille des Königs, daß ihre Stadt zerstört werde. Ihre beste Habe sollten sie indes wegführen dürfen und selbst in Frankreich eine Zuflucht finden. Darauf fielen die Mordbrenner über die unglückliche Stadt her, schändeten den herrlichen Dom, rissen die Gebeine unsrer Kaiser aus ihren Grüften und spielten Kegel mit ihren Schädeln; die 400 Wagen aber, welche die beste Habe der Bürger wegbringen sollten, belegten die Frevler hinterher auch noch hohnlachend mit Beschlag. Das unglückliche Worms wurde am 31. Mai nachmittags an allen Ecken angezündet und war am nächsten Morgen nur noch ein Schutthaufen. Dann



45. Speier im 17. Jahrhundert.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von M. Merian.

gingen Kreuznach, Ladenburg, Oppenheim, Bretten (Melanchthons Heimat), Alzei, Bruchsal, Frankenthal, Pforzheim, Baden, Rastatt und zahllose Dörfer in Flammen auf. Sogar Saatfelder wurden umgepflügt, die Obstbäume und Weinpflanzungen umgehauen. Und als die jammernden Pfälzer den Oberbefehlshaber, den Herzog von Créqui, um Erbarmen flehten, setzte er ihren Thränen und Bitten nur das kühle Wort entgegen, das für den hochzivilisierten Barbaren jede Schändlichkeit rechtfertigte: „Der König will es“, und wies ihnen eine Liste von 1200 Ortschaften, die alle noch der Zerstörung verfallen seien. Mit unendlichem Kummer verfolgte Elisabeth Charlotte, die unschuldige Veranlassung des Krieges, diese Greuelthaten. Schon am 20. März schrieb sie: „Ich kann nicht lassen zu bedauern und zu beweinen, daß ich meines Vaterlandes Untergang bin, und alle des Kurfürsten (Karl Ludwig) Sorge und Mühe auf einmal so über einen Haufen geworfen zu sehen. — Alle Nacht deucht mir, ich



46. Reichsfeldherr Karl V., Herzog von Lothringen.
Nach einem gleichzeitigen Schwarzkunstblatt von A. Blooteling.

sei zu Heidelberg oder zu Mannheim und sehe alle die Verwüstung." Und dabei durfte sie ihren Schmerz nicht einmal zeigen.

Durch Deutschland aber scholl bei der Kunde von den Unthaten in der Pfalz ein Schrei leidenschaftlicher Entrüstung, und in zahlreichen Flugschriften kam die Erbitterung zum Ausdruck, aber auch die Zuversicht künftigen Sieges. Bald würden, so sagt ein lateinisches Flugblatt, die Frommen ausrufen können:

„Türke, wo ist dein Stachel,
Franzmann, wo ist dein Sieg?"

und ein deutsches ruft die Deutschen in folgenden feurigen Versen zum Kampfe auf:

„Auf, der Fürst des Heers des Herrn lässet zu dem Aufbruch blasen,
Weil er siehet weit und fern die verdammten Mörder rasen;
Er kann ihre Wütereien in der Länge nicht erseh'n,
Er will uns davon befrei'n, balde, balde soll's gescheh'n!"

Die Franzosen im Übergewicht (1689—1692).

In der That zeigt der beginnende Kampf das Deutsche Reich in lange nicht gesehener Eintracht und Kraftentfaltung. Schon im Oktober 1688 war Johann Georg III. von Sachsen mit 14000 Mann in Franken erschienen, Friedrich III. von Brandenburg am Niederrhein; er deckte Köln und Koblenz, so daß die Franzosen nur Bonn zu besetzen vermochten. Gegen Mainz aber rückte im Frühjahr 1689 der Reichsfeldherr Karl V. von Lothringen mit brandenburgischen, sächsischen und süddeutschen Truppen heran und zwang die tapfer verteidigte Festung am 1. September zur Übergabe. Nicht einmal den gehofften militärischen Nutzen hatte also die Verwüstung der Pfalz den



47. François Henry de Montmorency-Bouteville, Herzog von Luxembourg, Marschall von Frankreich.
Nach dem Gemälde von H. Rigaud gestochen von Tardieu.

Franzosen gebracht. Auch am Niederrhein stritten die Deutschen nicht erfolglos, vielmehr entrissen die Brandenburger unter den Augen ihres Kurfürsten Bonn, Rheinberg und Kaiserswerth den Franzosen wieder.

Seit dem Jahre 1690 traten aber die spanischen Niederlande mehr und mehr als der wichtigste Teil des festländischen Kriegsschauplatzes hervor. Von Holland her führte Georg Friedrich von Waldeck, der frühere leitende Minister des Großen Kurfürsten (s. Bd. VI, S. 633), damals einer der Vertrauten Wilhelms III. und während seiner Abwesenheit stellvertretender Generalkapitän der Niederlande, ein holländisches Heer nach Belgien, vom Niederrhein her rückten die Brandenburger gegen die Mosel vor.

Schlacht bei Fleurus.

Aber in der Schlacht bei Fleurus südlich von Brüssel am 1. Juli 1690 erlitt Waldeck durch die überlegene Führung des Marschalls Luxembourg eine völlige Niederlage. Mit 38000 Mann und 60 Geschützen hatte er eine Stellung inne, die auf den Flügeln durch Dörfer, in der Front durch ein sehr zerschnittenes Gelände



le mal. de catinat

48. Nicolas de Catinat, Marschall von Frankreich.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

geschützt wurde. Luxembourg aber, an Zahl wesentlich stärker, hielt den Feind im Mitteltreffen und auf dem rechten Flügel zunächst hin, umging dann den linken Flügel, und indem er gleichzeitig mit voller Wucht in der Front angriff, erfocht er einen glänzenden Sieg, der ihm selbst nur 3—4000 Mann, den Verbündeten fast das Doppelte kostete. Nur der Anmarsch der Brandenburger von der Maas her hielt die Franzosen von weiterem Vordringen ab.

Savoyen.

Auch im Süden behaupteten diese zunächst noch das Übergewicht. Hier glaubte Ludwig XIV. in Viktor Amadeus II. von Savoyen-Piemont einen um so zuverlässigeren Bundesgenossen zu besitzen, als die französischen Besatzungen in Pinerolo und



49. General Menno Baron van Coehorn.
Nach dem Gemälde von Netscher gestochen von E. Marcus.

Casale das Land vollständig beherrschten. Aber eben dies wurde für den emporstrebenden, verschlagenen und in seinen Mitteln stets unbedenklichen Herzog die Veranlassung, sich so drückender Fesseln zu entledigen. Von Wien aus entgegenkommend behandelt und mit einigen italienischen Reichslehen, die er beansprucht hatte, ausgestattet, von England und Holland gegen das Versprechen, die Verfolgung gegen die Waldenser einzustellen und ihre Besitzungen zurückzugeben, mit Hilfsgeldern versehen, schloß er sich dem Kriegsbunde gegen Frankreich an und dachte nun jene beiden Festungen wiederzuerobern. Seine Unternehmungen blieben zunächst freilich ohne Erfolg. Denn Marschall Catinat erfocht über seine Truppen den Sieg bei der Abtei Staffarda (18. August 1690), bemächtigte sich des Passes von Susa, nahm dann Nizza und Saluzzo.

Das Kriegsjahr 1691.

Nicht weniger blieben die Franzosen im Jahre 1691 im Vordringen. Unter den Augen des Königs und des Dauphins brachte in den Niederlanden Vauban das wichtige Mons zur Übergabe (8. April); an den Pyrenäen nahmen die Franzosen

Urgel, ihre Flotte, damals unzweifelhaft überlegen, beschoß Barcelona. Auch der plötzliche Tod des Marschalls Louvois, der den Krieg ganz besonders betrieben hatte (16. Juli 1691), brachte in der französischen Politik zunächst keine Veränderung hervor; Ludwig XIV. ersetzte nur den selbstbewußten und oft heftigen Minister durch dessen geschmeidigeren Sohn, den Marquis de Barbesieux. Der friedlich gesinnte Pomponne, der damals ins Konseil trat, und der treffliche Leiter der Finanzen, Graf Pontchartrain, konnten ihre Stimme noch nicht zu Gehör bringen.

Namur und Steenkerken.

Vielmehr erschien im Frühjahr 1692 Ludwig XIV. selbst im Felde, von Vauban begleitet. Am 11. (21.) Mai hielt er Heerschau im Lager von Givry bei Mons, am 16. (26.) Mai stand er vor Namur, dem stärksten Bollwerk Belgiens, das der Niederländer Coehorn, der bedeutendste Nebenbuhler Vaubans, beträchtlich verstärkt hatte und selbst verteidigte. Aber nach wenigen Tagen schon fiel die Stadt, am 30. Juni, als Coehorn schwer verwundet worden war, auch ihre Citadelle hoch über dem tiefeingeschnittenen Thale der Maas. Ludwig rühmte sich des Unternehmens als seiner glänzendsten Kriegsthat. Die unerwartet rasche Übergabe der Stadt vereitelte auch den Entsatzversuch, zu dem Wilhelm III. bereits persönlich heranzog, und ein Angriff auf Luxembourgs überlegene Armee von 80000 Mann schien wenigstens in ihrer ursprünglichen Stellung zwischen Namur und Brüssel unmöglich. Erst als der Marschall weiter westlich gegangen war, um einen Angriff Wilhelms auf Mons abzuwehren, und bei Steenkerken, etwa halbwegs zwischen dieser Stadt und Brüssel, sein Lager aufgeschlagen hatte, griffen ihn am frühen Morgen des 24. Juli (3. August) Wilhelms Truppen überraschend von allen Seiten an. Doch der tapfere Widerstand der Franzosen, die glänzende Verwegenheit, mit der ihre Garden, mehrere Prinzen von Geblüt an der Spitze, ihnen entgegentraten, endlich das rechtzeitige Erscheinen Boufflers' entschied nach blutigem Ringen den Tag gegen die Verbündeten. Der Jubel in Paris kannte keine Grenzen, selbst die furchtbare Niederlage von La Hogue war vergessen, obwohl die Franzosen bei Steenkerken schließlich doch nur einen Angriff abgeschlagen hatten.



50 und 51. Medaille auf die Eroberungszüge Ludwigs XIV. in den Niederlanden.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Nicht glücklicher fochten im Süden die Piemontesen. Verstärkt durch waldensische und hugenottische Abteilungen, brach Viktor Amadeus in den Dauphiné ein, verbrannte zur Vergeltung für die Verwüstung in der Pfalz gegen 80 Ortschaften und nahm Embrun. Da sich jedoch seine Hoffnung, die südfranzösischen Hugenotten zur Erhebung zu bringen, nicht erfüllte, auch Catinat in der Nähe stand und das Landvolk die Pässe durch Verhaue zu sperren begann, so trat der Herzog unverrichteter Sache wieder seinen Rückzug an.

Wie bedeutsam war es also unter solchen Umständen, daß die Engländer in demselben Jahre noch Irland völlig unterwarfen und durch den Seesieg bei La Hogue die Überlegenheit der französischen Flotte brachen! Erst durch diese Erfolge wurde es möglich, das Gleichgewicht auf dem Festlande allmählich herzustellen.

Schlacht bei Neerwinden (1693).

Zuerst im Jahre 1693 kam dies zur Geltung. Als die Franzosen, zunächst wiederum unter der persönlichen Führung Ludwigs XIV., von Namur aus vorgingen, trat ihnen Wilhelm III. mit 40000 Mann Fußvolk und 20000 Reitern von seinem festverschanzten Lager bei Löwen aus entgegen, und obwohl die große Überlegenheit des französischen Heeres (120000 Mann) seinen Sieg wahrscheinlich machte, so scheute doch Ludwig XIV. die Gefahren einer Feldschlacht und kehrte, ohne dem Feind nur ins Auge gesehen zu haben, von diesem seinem letzten Feldzuge ruhmlos nach Versailles zurück, indem er den Befehl an Luxembourg übergab. Dieser wußte Wilhelm III. durch einen Scheinangriff auf Lüttich aus seiner Stellung zu locken und wandte sich dann plötzlich mit 60000 Mann gegen ihn. Doch fast unter den Augen des Feindes verwandelten die Verbündeten während einer Nacht ihr Lager um Neerwinden und Landen (karolingischen Andenkens) in eine furchtbare Festung, die von 45000 Mann und 180 Geschützen verteidigt wurde. Hier griff sie Luxembourg am Morgen des 19. (29.) Juli an. Nachdem die französische Artillerie, die hier in große Batterien zusammengefaßt war, den Sturm vorbereitet hatte, ging Luxembourgs Infanterie vor. Dreimal nahmen und verloren seine Bataillone Neerwinden, aber unter dem furchtbaren Feuer der Gegner schmolzen sie schrecklich zusammen, und nur der kühne Angriff der französischen Garden, die Neerwinden endlich im Rücken faßten, nahmen und behaupteten, erzwang schließlich den Rückzug Wilhelms III. mit dem Verlust fast seiner sämtlichen Artillerie. Aber neben 14000 Verbündeten waren 8000 Franzosen tot und verwundet und eine Ausnutzung des Sieges war wieder unmöglich. Nur Charleroi fiel in Luxembourgs Hände.

Die zweite Zerstörung Heidelbergs (1693).

Nicht erfolgreicher führten in diesem Jahre die Franzosen den Krieg an den übrigen Grenzen. Am Oberrhein nahmen sie am 18. Mai 1693 zum zweitenmal das notdürftig wiederhergestellte Heidelberg, das der feige oder verräterische kaiserliche Kommandant Heidersdorf fast ohne Gegenwehr übergab. Was noch übrig war von Schloß und Stadt, verfiel diesmal einer barbarischen Zerstörung. Der herrlichste Teil des Schlosses, der Otto-Heinrichsbau, wurde verbrannt, die Thore und Befestigungen gesprengt, die Gewölbe verschüttet oder durch Minen zerstört. Die meisten Kirchen und die Universitätsgebäude gingen ganz oder größtenteils in Flammen auf, nur einige Dutzend Häuser blieben verschont. Gegen die unglücklichen Einwohner aber wüteten die entmenschten Banden wie einst die Kaiserlichen und Ligisten in Magdeburg. Und auf die Kunde dieser unvergeßlichen Schandthat ließ Ludwig XIV. ein Tedeum anstimmen und eine Denkmünze schlagen mit der Ansicht der brennenden Stadt und der Inschrift: Rex dixit et factum est. Zugleich benutzten die Franzosen ihren wohlfeilen Sieg, um überall in den protestantischen Kirchen der Pfalz katholische Geistliche einzusetzen. Aber einen wirklichen Erfolg trugen sie im Felde auch hier nicht davon.



Heidelberg vor der Zerstörung.

Nach einem Kupferstiche von M. Merian

Zwar führte der Dauphin sie weiter nach Schwaben hinein, doch auf die Kunde, daß Ludwig von Baden, der große Türkensieger, seine Reichstruppen mit den sächsischen vereinigt habe, die ihr Kurfürst Johann Georg IV. persönlich heranführte, und im verschanzten Lager bei Heilbronn den Angriff erwarte, wich er wieder hinter den Rhein zurück.





52 und 53. Denkmünze auf die Zerstörung Heidelbergs und der kurfürstlichen Gruft.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

In Oberitalien gingen im Jahre 1693 die Piemontesen sogar zum Angriff auf Pinerolo über, und wenn dann auch Catinat durch den Sieg bei Marsaglia (4. Oktober) sie zur Aufhebung der Belagerung zwang, er vermochte doch eben nur sich zu behaupten, nicht vorzudringen. Das Gleichgewicht der Kräfte begann sich herzustellen.

Savoyen 1693.

Der Feldzug des Jahres 1694 bestätigte dies Verhältnis, ja das Übergewicht begann bereits langsam sich den Verbündeten zuzuwenden. Während sich Frankreichs Mittel mehr und mehr erschöpften, befestigten sich die Finanzverhältnisse Englands. Seit der Schlacht von La Hogue wurde der französische Seehandel gehemmt, der mit dem spanischen Amerika überhaupt ganz verboten war, und dabei verschlang der Krieg alljährlich über 60 Millionen Livres, allein für Pferdekäufe gingen etwa 8 Millionen aus dem Lande. In dieser Not hatte Ludwig XIV. schon im Jahre 1692 alle städtischen Ämter für verkäuflich erklärt (s. Bd. VI, S. 521) und Anleihen um hohe Zinsen aufgenommen; 1694 mußte eine Einkommensteuer aushelfen, der auch die königlichen Prinzen sich nicht entzogen, und die Geistlichkeit spendete 10 Mill. Livres für den Krieg. Mochten aber auch die besitzenden Klassen der Franzosen diese Lasten mit patriotischer Aufopferung tragen, die Masse des Volkes litt doch entsetzlich unter den immer höher geschraubten Auflagen und den furchtbaren Menschenopfern, die der Krieg verlangte. Ungleich günstiger standen dagegen diese Verhältnisse in England und Holland. Seit der Gründung der englischen Bank brachte der Staat mit Leichtigkeit bedeutende Anleihen auf und konnte für 1694 die Kosten eines Heeres von fast 90000 Mann auf dem niederländischen Kriegsschauplatze decken. An der Spitze desselben erschien Wilhelm III., den Franzosen unter dem Dauphin und dem Marschall von Luxembourg fast überlegen. Beide Armeen begnügten sich deshalb mit kleinen Gefechten, um nicht an einem Schlachttage alles zu verlieren, und das einzige Ergebnis des Feldzuges war die Einnahme des unbedeutenden Huy durch Wilhelm; aber Luxembourg erkannte mit Besorgnis, daß der Feind an Zahl ihm mindestens gewachsen sei, sowie auch an Kriegsübung die Franzosen selbst fast erreicht habe.

Der Feldzug 1694. Gleichgewicht der Kräfte in den Niederlanden.

Kämpfe in Süddeutschland und an der spanischen Grenze 1694.

Auch in Süddeutschland hielt ihren Vormarsch, den sie im Juni mit ihrer gewöhnlichen übermütigen Siegeszuversicht begannen, Ludwig von Baden in seinem verschanzten Lager bei Wiesloch südlich von Heidelberg glücklich auf. An der spanischen Grenze fochten sie nur so lange siegreich, als sie die elend verpflegte und geführte spanische Armee allein sich gegenüber hatten. Im Mai 1694 durchbrach da Noailles deren Stellungen am Ter, nahm Palamos und das angeblich unbezwingliche Gerona und belagerte Barcelona, von Tourvilles Flotte unterstützt. Doch das Erscheinen eines englisch-holländischen Geschwaders unter Russell zwang ihn zum Rückzuge bis Toulon. Und auch an der nordfranzösischen Küste machte sich die Überlegenheit der englischen



54. François de Neufville, Herzog von Villeroi, Marschall von Frankreich.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

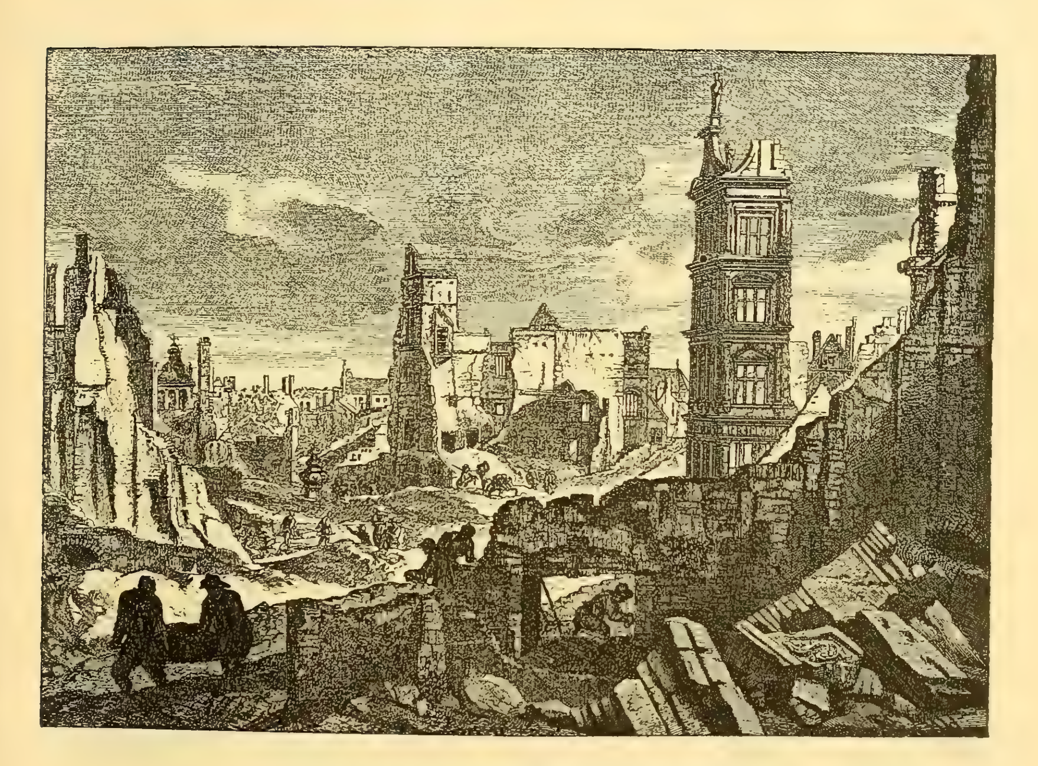
Flotte bemerklich. Sie konnte eine Landung bei Brest versuchen, die allerdings an Vaubans Gegenanstalten scheiterte, sie beschoß Dieppe, Havre, Gravelingen und Calais. Die Franzosen begannen in eine mehr verteidigende Stellung zurückzuweichen.

Wendung in Belgien.

Das Jahr 1695 brachte in der That die große Wendung in den Niederlanden. Wieder erschien hier Wilhelm III. mit einem trefflichen englisch-holländisch-deutschen Heere, an seiner Seite Kurfürst Max Emanuel von Bayern, damals Statthalter von Belgien. Ihnen gegenüber standen nach Luxembourgs Tode (4. Januar 1695), der einen unersetzlichen Verlust für Frankreich bedeutete, die Marschälle Villeroi und Boufflers, jener in verschanzten Linien zwischen Lys und Schelde, dieser an der Sambre. Wilhelm III. wandte sich anfangs gegen Villerois Stellung bei Ypern; da

Die Wiedereroberung von Namur.

aber ein Angriff auf sie keine günstigen Aussichten bot, so ging er Ende Juni gegen Namur vor, dessen Eroberung drei Jahre zuvor Ludwig XIV. als seine glänzendste Kriegsthat betrachtete. Seitdem hatte Vauban den Platz noch mehr verstärkt, er galt damals für die stärkste Festung Europas. Um so größer mußte die Bedeutung der nunmehrigen Belagerung sein. Kaum hatte Boufflers Zeit gehabt, sich mit seinem Armeekorps nach Namur zu werfen, als Wilhelm III. es einschloß, und schon am 2. Juli eröffnete Coehorn, der die Werke einst selbst erbaut hatte, die Laufgräben gegen seine eignen Wälle im Wettkampf mit den Arbeiten seines großen französischen Nebenbuhlers. Am 3. August bereits fiel die Stadt, doch Boufflers zog sich in die Felsencitadelle über dem Maasthale zurück und erwartete hier den Entsatz durch



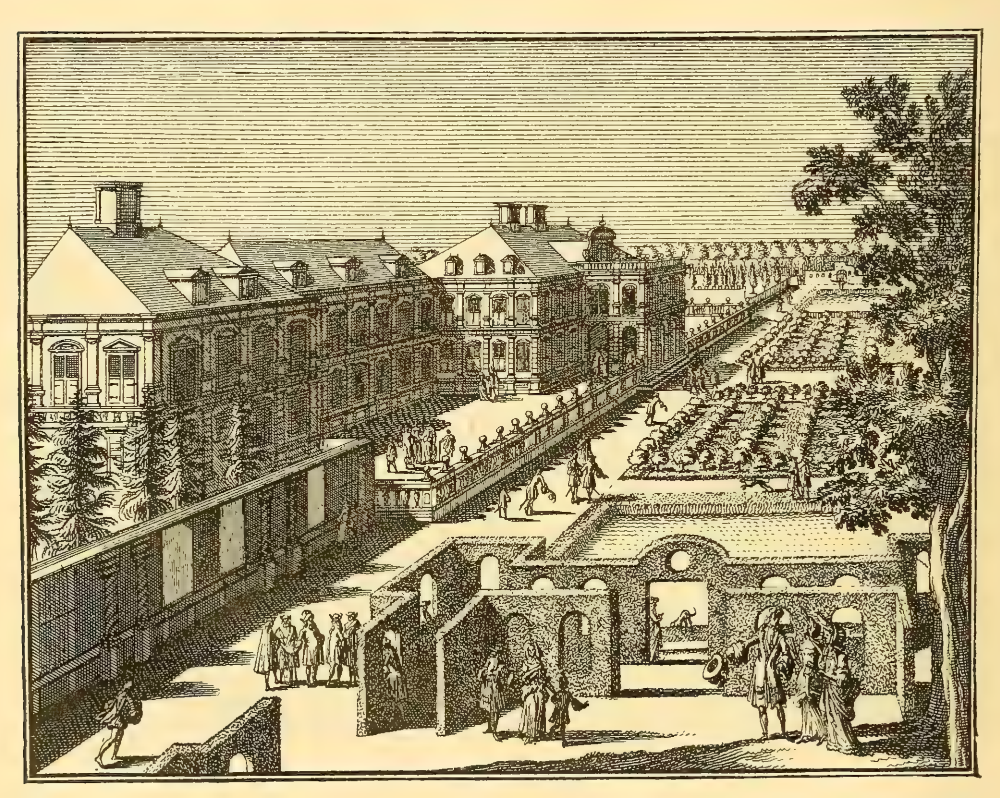
55. Trümmerstätte in Brüssel nach dem Bombardement (1695).

Villeroi. Dieser hatte inzwischen im Rücken Wilhelms Brüssel angegriffen und 36 Stunden lang mit glühenden Kugeln überschüttet, die etwa 1500 Häuser zerstörten und in den Vorräten der herrlichsten Spitzen und Teppiche greuliche Verwüstung anrichteten. Da aber der König dadurch sich von Namur nicht abziehen ließ, so wandte sich Villeroi mit 80000 Mann gegen ihn. Wilhelm begegnete ihm indes in so starker Stellung, daß der Marschall drei Tage lang ihm gegenüberstand, ohne die Schlacht zu wagen, dann zog er ab und überließ die Citadelle von Namur ihrem Schicksale. Hier hatte schon die Beschießung aus 120 Kanonen und 44 Mörsern begonnen, „ein Feuer, wie das der Hölle, vor dem die Erde bebte", sagt ein Augenzeuge. Als die Bresche in die Außenwerke gelegt war, gingen wetteifernd Engländer und Holländer, Brandenburger und Bayern stürmend vor und nahmen nach blutigem Ringen die angegriffene Front. Da übergab am 26. August (5. September) Boufflers

gegen freien Abzug der zusammengeschmolzenen Besatzung die tapfer verteidigte Feste. Der Wendepunkt des Krieges war eingetreten, das zeigte auch der stürmische Jubel, mit dem London, die tiefe Bestürzung, mit der Paris das große Ereignis aufnahm.

Abfall Piemonts.

Noch immer indes lehnte Ludwig XIV. die jetzt angebotene schwedische Vermittelung ab, und wirklich gelang im Jahre 1696, das auf keinem der Kriegsschauplätze durch bedeutendere Vorgänge bezeichnet war, seinen Diplomaten ein Sieg, der seinen Generalen jetzt versagt blieb. Im August 1696 schloß Viktor Amadeus den Vertrag von Turin mit Frankreich ab. Denn nicht um Erhaltung des europäischen Gleichgewichts war es dem Herzog zu thun gewesen, sondern um die eigne Vergrößerung, und diese gewährte Ludwig XIV. durch die Einräumung von Casale und Pinerolo,



56. Schloß von Ryswyk im 17. Jahrhundert.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von J. V. Viane.

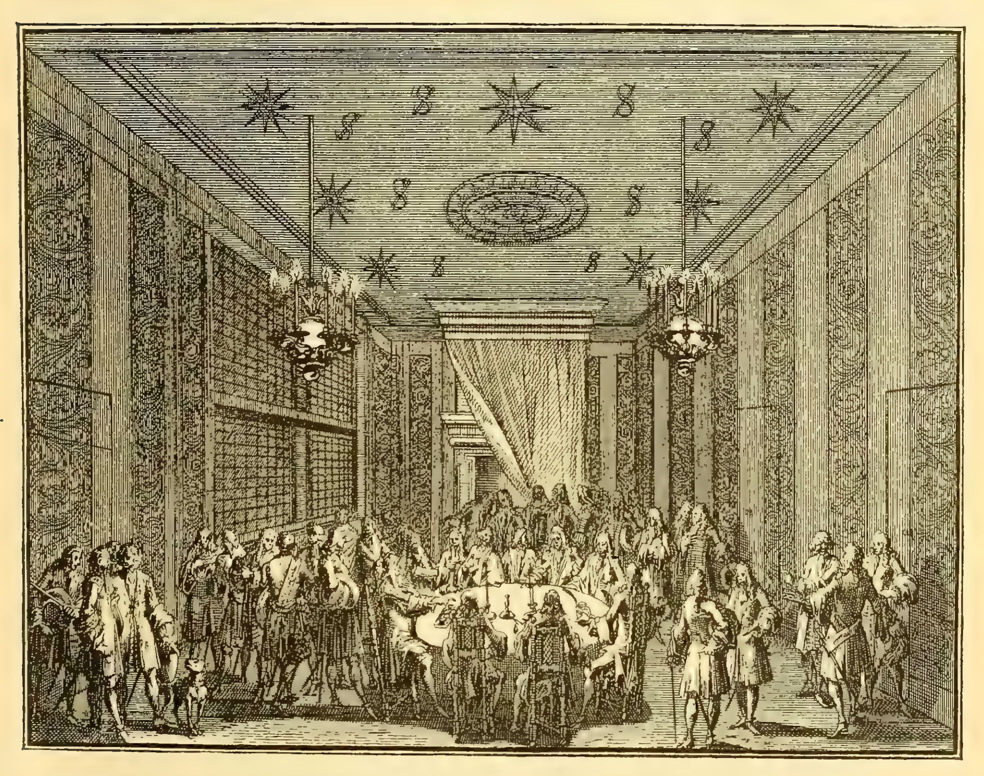
um deren Erwerbung willen Piemont sich ja den Verbündeten angeschlossen hatte. Dafür vereinigte der Herzog sein Heer mit dem französischen und nötigte dadurch Österreich und Spanien zum Waffenstillstande für Italien. Der erste Keil war in das europäische Kriegsbündnis getrieben, und verstärkt durch die Truppen, die bisher in Piemont gestanden hatten, erschien Catinat in den Niederlanden.

Friede von Ryswyk

So einigermaßen wieder im Vorteil und zugleich durch das Mißlingen des jakobitischen Anschlags auf Wilhelm III. (Februar 1696, s. oben S. 37) darüber belehrt, daß Jakob II. seine Aussichten auf den englischen Thron verspielt habe, nahm Ludwig XIV. endlich die schwedische Vermittelung an. Da sich auch die Verbündeten unter dem Eindrucke des Abfalls der Piemontesen damit einverstanden erklärten, so trafen

ihre Bevollmächtigten mit dem schwedischen Bevollmächtigten, Baron Lilienroth, in dem oranischen Schlosse Ryswyk zwischen Delft und dem Haag zusammen, unter sorgfältiger Beobachtung der strengsten Etikette.

Die Begegnung war von diesem Standpunkte aus deshalb besonders schwierig, weil König Wilhelm als solcher von Frankreich noch gar nicht anerkannt war. Deshalb fuhren auch die Gesandten beider Parteien in demselben Augenblicke an verschiedenen Eingängen des Schlosses vor und berieten gesondert in zwei durch einen Saal getrennten Zimmern, so daß der schwedische Vermittler fortwährend zwischen ihnen hin und her gehen mußte, um Antrag und Antwort zu überbringen. Erst als sich dieser Verkehr als zu schwerfällig erwies, beschlossen die Gesandten, miteinander in persönliche Verhandlungen einzutreten, und erschienen nun gleichzeitig an den beiden entgegengesetzten Eingängen des Saales, machten gleichzeitig ihre Verbeugung und nahmen dann erst an dem Mitteltische Platz.

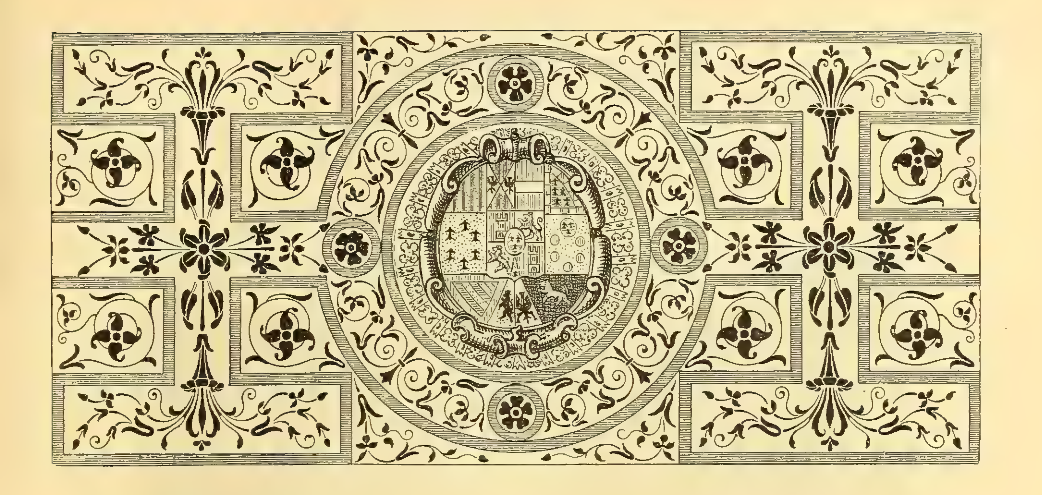


57. Unterzeichnung des Friedens von Ryswyk am 20. September 1697.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von J. V. Liane.

Anfangs schienen die Aussichten auf friedlichen Abschluß noch gering. Denn wenn die Verbündeten auf den Grenzen von 1648 und 1659 bestanden, wollten die Franzosen weder Luxemburg und Straßburg herausgeben, noch Wilhelm III. als König von Großbritannien anerkennen. Allmählich gelang es jedoch den Diplomaten Ludwigs XIV., die Gegner einzeln zu sich herüberzuziehen, zunächst England. Denn der König entschloß sich, Jakob II. fallen zu lassen zu gunsten Wilhelms III. Dem folgte Spanien, als die Franzosen am 10. August 1697 Barcelona nahmen und das südamerikanische Cartagena ausplünderten, Ludwig XIV. aber seinerseits Luxemburg preisgab. Endlich gab auch Holland nach, gelockt durch das Anerbieten eines günstigen Handelsvertrags mit Frankreich, der die Eingangszölle erheblich herabsetzte, und schwer

geschädigt in seinem Handel durch glückliche Kapereien der Franzosen. Da sahen die deutschen Bevollmächtigten mit ihrer Forderung auf Herausgabe Straßburgs und der übrigen zehn elsässischen Reichsstädte sich von ihren bisherigen Verbündeten schnöde im Stiche gelassen; ja Anton Heinsius, der Vertreter der Niederlande, die zweimal durch deutsche Waffen vor Frankreich gerettet worden waren, bezeichnete jene Bedingung wegwerfend geradezu als den „Traum eines kranken Gehirns". Schließlich mußten die Deutschen zufrieden sein mit der Herausgabe der meisten Reunionen, Breisachs und Freiburgs i. Br., Straßburg blieb französisch. Noch zuletzt aber wußte Ludwig XIV., hierin von Österreich unterstützt, der katholischen Kirche einen großen Vorteil zu erhandeln durch die Bestimmung, daß in den deutschen Landschaften, die er wieder räumte, überall da, wo auch nur vorübergehend katholischer Gottesdienst gehalten worden wäre, derselbe auch nach dem Friedensschlusse gestattet sein sollte (Ryswyker Klausel). Von einer Erleichterung des Loses der französischen Hugenotten war dagegen keine Rede.

Auf diese Bedingungen hin unterzeichneten am 20. September 1697 Frankreich, die beiden Seemächte und Spanien, am 30. Oktober auch Österreich und die deutschen Reichsstände den Frieden von Ryswyk. Gewiß waren die Verbündeten weit entfernt davon, das erlangt zu haben, wofür sie im Wiener Vertrage die Waffen einzusetzen sich verpflichtet hatten, aber zum erstenmal war Ludwig XIV. um einen Schritt zurückgewichen. Von den „reunierten" Gebieten behielt er nur wenige, wenn auch wichtige, das Deutsche Reich hatte sich gleichzeitig gegen ihn und gegen die Türken behauptet, und das neue englische Königtum war ihm unbesiegbar geblieben; zur stärksten Macht Europas neben Frankreich emporgewachsen, bildete es ein festes Bollwerk des politischen Gleichgewichts und des Protestantismus.



Die Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges.

Die spanische Erbfolge und die großen Mächte.

Spanische Zustände.

Verfall der monarchischen Macht.

Jahrzehntelang stand bereits die Frage nach der Regelung der spanischen Erbschaft drohend am politischen Horizonte Europas, doch so tief war die einst gewaltige Monarchie Philipps II. gesunken, daß man nach ihrem Willen dabei kaum fragte. Bei allen drei Eroberungskriegen Ludwigs XIV. hatte sie schließlich den größten Teil der Verluste getragen, auf den Schlachtfeldern wurde ihr vormals so gefürchtetes Heer kaum noch genannt, und im Innern ist ihre Geschichte nur die eines fortgesetzten Verfalles, den schwache Versuche zu Reformen nicht aufzuhalten vermögen. Während in Frankreich ein starkes Königtum alle Kräfte des Volkes durch eine streng-einheitliche Verwaltung zusammenfaßte, machten die Spanier keine Anstalten, die einzelnen Kronlande, die selbständig, zumeist durch Stammesart und Sitte, zuweilen sogar durch tiefen Haß geschieden, nebeneinander standen und lediglich durch das Herrschergeschlecht zusammengehalten wurden (s. Bd. VI, S. 314 und S. 341), in einen wirklichen Staat zu verwandeln. Und dies Königtum schwand mehr und mehr zu einem Schatten zusammen, denn alle wirkliche Macht lag in den Händen der Provinzialstatthalter, die schon immer eine große Selbständigkeit genossen hatten, und unter dem schwachen Karl II. rissen die solange zurückgesetzten Granden auch die Reichsregierung an sich. Der tiefe Verfall der spanischen Volkswirtschaft lähmte natürlich auch die Finanzkraft des Staates. Die Regierung konnte ohne fortgesetzte Anleihen um hohe Zinsen selbst das Notdürftigste nicht mehr bestreiten. Die Armee, übrigens kaum noch 20000 Mann stark, höchst unregelmäßig bezahlt und schlecht bekleidet, löste sich fast in Banden von Bettlern auf, welche die Landstraßen unsicher machten und in den Garnisonstädten jeden anständig gekleideten Menschen um eine Gabe ansprachen; kaum die Garden erhielten Sold. Und da somit das Königtum jedes Machtmittels entbehrte, so war der größte Monarch der Christenheit jedem Pöbelauflauf in seiner Hauptstadt wehrlos preisgegeben und nicht selten zu unwürdigen Zugeständnissen gezwungen. Trotzdem ließ sich der Hof weder in seiner prunkvoll förmlichen Etikette, noch in seiner Verschwendung und Prachtliebe stören. Auch der

Adel, träge und gleichgültig gegen jede andre Thätigkeit als die im Dienste des Staates und der Kirche, wie auch das in dumpfe Bigotterie versunkene Volk, lebte nach wie vor des Glaubens, daß dies Spanien die erste Macht der Welt sei und bleibe; die übermäßig zahlreiche Geistlichkeit aber, deren Reichtum und Wohlleben einen schneidenden Gegensatz bildeten zu der Bettelhaftigkeit der Massen, dachte nur



59. **Karl II., König von Spanien.**

Gemälde von Claudio Coello im Pradomuseum zu Madrid.

Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Elsaß.

noch an die Behauptung ihrer Macht und ihres Besitzes, stand dem Throne in trotziger Unabhängigkeit gegenüber und verfolgte nicht mehr spanische, sondern nur noch römisch-kirchliche Interessen. Von einem geistigen Leben ist außer auf dem Gebiete des schon allmählich absterbenden Dramas und der Malerei, die aber auch schon längst ihren Höhepunkt überschritten hatte, kaum mehr die Rede. Umgeben von solchen Zuständen kämpfte die Krone mühsam mit dem steigenden Einflusse der Granden, bis diese, im

geraden Gegensatze zu den französischen Verhältnissen, schließlich die Regierung thatsächlich in ihre Hände brachten, damit aber auch die einzige Gewalt zerstörten, welche die verschiedenen Teile der Monarchie noch zusammenhielt.

Karl II

Für Karl II., der beim Tode des Vaters kaum vier Jahre zählte (s. Bd. VI, S. 545), übernahm seine Mutter Maria Anna von Österreich, eine kluge und aufrichtig fromme Frau, die Regentschaft, zunächst beraten von einer Junta, die sich aus den höchsten Beamten zusammensetzte. Bald aber gewann den größten Einfluß auf die Geschäfte ihr deutscher Beichtvater, der Jesuit Eberhard Neidhard aus Steiermark, der schon unter Philipp IV. an der Finanzverwaltung beteiligt, dann durch Maria Anna zum Großinquisitor erhoben worden war. Doch sein Bestreben, größere Sparsamkeit im Hofhalt einzuführen, vor allem freilich der Groll über die herrschende Stellung eines Fremden erweckte ihm die heftigste Feindschaft der Granden und namentlich Don Juans, der als natürlicher Sohn des verstorbenen Königs lieber die Krone getragen hätte und jedenfalls die Leitung des Staates für sich begehrte. Da der unglückliche Ausgang des ersten Raubkrieges und der alte Haß gegen die Fremden auch das Volk gegen ihn aufregte, so mußte die Regentin endlich in Neidhards Entfernung willigen (Februar 1669), ohne daß dieser jedoch aufgehört hätte, ihr von Rom aus, wo er erst im Jahre 1680 als Kardinal starb, seinen Rat zu erteilen. Infolgedessen nahm allmählich sein früherer Vertrauter, Fernando de Valenzuela, Neidhards Stellung am Hofe ein. Als ihn aber die Königin im Jahre 1676 in den Rang der Granden erhob, schlossen diese eine förmliche Verbindung miteinander, um ihren Einfluß auf die Regierung zu behaupten, und forderten Don Juan, den natürlichen Sohn Philipps IV. (s. Bd. VI, S. 318), auf, mit bewaffneter Mannschaft nach Madrid zu kommen (Dezember 1676). Maria dachte anfangs sich in Segovia zu behaupten, aber das Volk von Madrid stellte sich jubelnd auf des Prinzen Seite, und selbst der willenlose junge König ließ sich bewegen, ihm nach seinem Einzuge das Geleit nach der Kirche der Muttergottes von Atocha, der Schutzpatronin Spaniens, zu geben. Darauf mußte die Königin-Mutter sich nach Toledo zurückziehen, Valenzuela wurde nach den Philippinen verbannt, Don Juan aber zum ersten Minister und Präsidenten aller Räte erhoben. Seitdem herrschten thatsächlich die Granden; Don Juan wie seine Nachfolger waren lediglich ihre dienstbaren Werkzeuge. Der körperlich und geistig schwache, auch in seiner Erziehung verwahrloste König Karl II. war trotz mancher Anläufe niemals im stande, die Geschäfte selbst zu leiten, und so schwankte Spanien zwischen den Parteien der Granden hin und her, verlor in der auswärtigen Politik jede Stetigkeit und wurde zugleich in seinem inneren Zusammenhange mehr und mehr gelockert. Don Juans Erhebung hatte zunächst eine Abwendung von Österreich und eine Anlehnung an Frankreich zur Folge, die in der Verlobung Karls II. mit der schönen und lebhaften Maria Luise von Orléans, einer Nichte Ludwigs XIV., zum Ausdruck kam. Da aber diese Verbindung den nachteiligen Frieden von Nimwegen keineswegs hinderte und Don Juan überdies an Rückerwerbung der Krongüter dachte, so war seine Stellung völlig erschüttert, als er am 17. September 1679 starb. Sein Nachfolger, der Herzog von Medina Celi, vermochte den französischen Reunionen nicht zu begegnen und nahm deshalb im Mai 1685 seinen Abschied; Graf Oropesa, der ihn ersetzte, suchte einige Ordnung im Staatshaushalte herzustellen und bahnte wieder ein besseres Verhältnis, schließlich ein Bündnis mit Österreich an, wurde aber entlassen, als der dritte Raubkrieg zunächst unglücklich verlief (1691). Und da nun Maria Luise nach kinderloser Ehe 1690 gestorben war, zur allgemeinen Betrübnis ganz Spaniens, so drängte sich die Notwendigkeit einer Regelung der Erbfolgefrage immer unabweislicher auf.

Die großen Gegensätze.

Ansprüche auf die spanische Herrschaft.

Von drei Seiten erhoben sich Ansprüche auf die spanische Erbschaft. Ludwig XIV., der Gemahl der ältesten Tochter Philipps IV., machte sie geltend für seinen Enkel, den Herzog Philipp (V.) von Anjou. Dagegen behauptete Kaiser Leopold I., der sich 1666 mit Philipps IV. jüngerer Tochter Margareta Theresia vermählt hatte, ein Vorrecht, weil sein Schwiegervater das Erbrecht auf diese seine Gemahlin übertragen, Maria Theresia aber auf ihren Anspruch Verzicht geleistet habe, was Ludwig XIV. zwar nicht bestritt, aber doch als nicht maßgebend auffaßte (s. Bd. VI, S. 545). Nun war jedoch der Anspruch Margareta Theresias auch auf ihre Tochter Maria Antonia übergegangen, die Gemahlin des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, und durch sie wieder auf den Kurprinzen Joseph Ferdinand (geb. 1692). Um die Frage noch mehr zu verwickeln, hatte Maria Antonia bei ihrer Vermählung ihr spanisches Erbrecht auf Leopold I. und ihre jüngeren Brüder Karl und Joseph übertragen. Streng genommen, verdiente nun allem Anscheine nach das Haus Österreich hier den Vorzug. Wie aber hätten, schon aus rein dynastischen Gründen, Ludwig XIV. und Max Emanuel zurücktreten mögen? Und zudem standen noch ganz andre Interessen auf dem Spiele. Denn wenn Frankreich seinen Willen durchsetzte, so beherrschte es thatsächlich Spanien und gewann damit ein erdrückendes Übergewicht in Europa, außerdem drohte es England und Holland mit der schwersten Schädigung ihrer ganzen Volkswirtschaft. Deshalb gestaltete sich der Spanische Erbfolgekrieg gleichzeitig zu einem Kampfe gegen die französische Vorherrschaft in Europa und zu einem gewaltigen See- und Kolonialkriege, der besonders für Nordamerika die künftige Gestaltung der Dinge vorbereitet hat.

Handelspolitische und koloniale Fragen.

Schon die Kriege zwischen Holland und England, das Verhältnis Hollands zu Frankreich und den Ostseemächten waren ganz besonders durch die wirtschaftlichen Interessen bestimmt worden. So feindlich aber auch zeitweilig die beiden westeuropäischen Seemächte zusammengestoßen waren, gegenüber Frankreich sahen sie sich doch aufeinander angewiesen, seitdem das dort herrschende Merkantilsystem den französischen Markt ihnen fast gänzlich verschloß (s. Bd. VI, S. 526) und Frankreichs Handel sich im Mittelmeer entfaltete. Trat jetzt Spanien mit ihm in engere Verbindung, so drohte diese Konkurrenz unüberwindlich zu werden, denn dann verwandelte sich das Mittelmeer in einen französisch-spanischen See, worauf ja schon im dritten Raubkriege de Seignelays Absichten deutlich genug gerichtet gewesen waren. Wichtiger noch war es, wenn sich etwa die spanischen Gebiete dem französischen Handel öffneten und dem englisch-holländischen schlossen. Bis jetzt hatte Belgien ein vorteilhaftes Absatzgebiet für das Getreide, die Woll- und Kolonialwaren der beiden Seemächte gebildet, ein noch weit ausgedehnteres aber Spanien selbst. Denn bei dem gänzlichen Verfall des spanischen Gewerbes mußte das Ausland ihm neun Zehntel des Bedarfs an Industrieprodukten liefern, England besonders die Tuche, Holland die Fabrikate aus der Wolle der spanischen Merinoschafe, Irland die Leinwand, alle zusammen die zahllosen Bedürfnisse des Schiffbaues, und da Spanien nur wenige Waren, wie Weine und getrocknete Früchte, dagegen zu bieten hatte, also mit barem Gelde bezahlen mußte, so flossen die Erträge der spanisch-amerikanischen Bergwerke mittelbar größtenteils in die Kassen der Engländer und Niederländer. Nicht weniger lag der Handel mit dem spanischen Amerika thatsächlich fast ganz in ihren Händen, da die Spanier selbst nur einen kleinen Teil des wachsenden Bedarfs der Kolonien an Fabrikaten befriedigen konnten. Auf Rechnung englischer und holländischer Kaufleute wurden die Gallionen meist befrachtet, ohne übrigens für



60. Ludwig XIV., König von Frankreich, im Alter von 63 Jahren.

Gemälde von Hyacinthe Rigaud, jetzt im Museum des Louvre zu Paris.

Dieses Bild wurde im Jahre 1700 auf Befehl Ludwigs XIV. für seinen Enkel Philipp V. von Spanien ausgeführt. Nachdem es aber vollendet war, fand es der König so gelungen, daß er an Philipp eine Kopie sandte, während das Original im Thronsaale zu Versailles aufgestellt wurde.

Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Elsaß.

die nach den Kolonien gehenden Waren Eingangszoll bezahlen zu müssen, da sie dafür alljährlich eine bestimmte Abfindungssumme entrichteten. Beinahe bedeutender noch war der Schmuggelhandel, den die englischen und holländischen Niederlassungen in Westindien nach den Küsten des süd- und mittelamerikanischen Festlandes hin trieben, und den allerdings die verfallene spanische Kriegsflotte nicht hindern konnte, wohl aber die französische. Endlich war sehr zu fürchten, daß der in Westindien wenig ausgedehnte, in Nordamerika aber sehr große französische Kolonialbesitz, sobald er an den ungeheuren spanischen Vizekönigreichen Anlehnung fand (s. Bd. VI, S. 528 ff.), den englischen überflügeln werde.

Teilungsverträge und Testament.

Diese Erwägungen haben vor allem die Stellung Englands und damit Hollands zur spanischen Erbfolgefrage bestimmt. Es kam deshalb auch weniger auf die Meinung des spanischen Hofes, als auf die Interessen der europäischen Großmächte an, und deren Absichten wieder wurden durch die spanischen Parteien selbst gefördert. Die Königin-Mutter sprach sich für Joseph Ferdinand aus, die Königin für Erzherzog Karl, die Granden dagegen waren entschieden für den französischen Bewerber. Am liebsten hätte nun Ludwig XIV. seinem Enkel die gesamte spanische Monarchie verschafft und ließ in diesem Sinne auch seinen gewandten Botschafter Marquis d'Harcourt in Madrid arbeiten; gleichzeitig aber trat er, um unter allen Umständen wenigstens einen Teil der spanischen Erbschaft seinem Hause zu retten, gegenüber den Seemächten mit Teilungsvorschlägen hervor. Auf Grund derselben verständigte er sich wirklich mit ihnen über einen (ersten) Teilungsvertrag (11. Oktober 1698). Danach sollte Ferdinand von Bayern Spanien selbst mit seinen Kolonien und Belgien erhalten, Neapel und Sizilien an Frankreich, Mailand an Österreich fallen. Inzwischen verfügte jedoch Karl II. unter dem Einfluß d'Harcourts und der Granden, denen der Gedanke an eine Zersplitterung der stolzen Monarchie und die Einmischung der unmittelbar gar nicht beteiligten Seemächte unerträglich war, in seinem (ersten) Testament vom 28. November 1698 über alle seine Länder zu gunsten des Kurprinzen von Bayern, dessen Nachfolge auch für England und Holland annehmbar gewesen sein würde, weil sie die Machtverhältnisse nicht änderte. Schon schwelgte Max Emanuel in dem Gedanken, als Regent für seinen Sohn in Madrid einzuziehen, und traf in Brüssel alle Vorbereitungen zur Übersiedelung, da rafften die Pocken Joseph Ferdinand hinweg (6. Februar 1699). Damit waren alle bisherigen Abmachungen vernichtet. Aufs neue begann also die Arbeit der Diplomaten. Nach längeren Verhandlungen einigte sich Frankreich mit den Seemächten über einen zweiten Teilungsvertrag (Herbst 1699), der Spanien mit seinen Kolonien und den Niederlanden einem der beiden Erzherzöge, Neapel, Sizilien und Mailand dem französischen Dauphin zuwies. Wiederum jedoch und aus denselben Gründen trat dem ein zweites Testament Karls II. entgegen. Da er jetzt nur zwischen einem Bourbon und einem Habsburger zu wählen hatte, so entschied er sich für jenen, also für Philipp von Anjou, denn nur der französischen Macht trauten die Spanier die Fähigkeit zu, die Einheit der spanischen Monarchie allem Widerspruch zum Trotz zu behaupten, und auch Papst Innocenz XII. sprach sich für diese Anordnung im katholischen Interesse aus. Schon waren Karls II. Tage gezählt, als er seinen Namen unter das verhängnisvolle Testament setzte; am 1. November 1700 verschied er. Erst am 9. November empfing Ludwig XIV. in Fontainebleau die Todesnachricht. Nahm er das Testament des verstorbenen Königs an, so brach er damit den Vertrag mit den Seemächten und führte vermutlich den Krieg um die spanische Erbschaft herbei. Trotzdem entschied er sich, angesichts der glänzenden Aussichten für sein Haus und der mißlichen Verhältnisse namentlich in England, für die Annahme der Erbschaft, obwohl im Widerspruche mit mehreren seiner



Erklärung zu dem Bilde:

„Ludwig XIV. proklamiert seinen Enkel Philipp zum König von Spanien."



1. König Ludwig XIV.
2. König Philipp V. von Spanien.
3. Herzog von Berry.
4. Herzog von Bourgogne.
5. Der Grand Dauphin, Sohn Ludwigs XIV.
6. Prinz von Conti.
7. Herzog von Orléans, Bruder Ludwigs XIV.
8. Herzog von Maine.
9. Graf von Toulouse.
10. Philipp von Orléans, der spätere Regent.
11. Herzog von Vendôme.
12. Herzog von Enghien (Sohn des großen Condé).
13. Marquis de Castelelos-Rios, spanischer Gesandter.
14. Marquis de Torcy, Minister.
15. Boileau.
16. Marquis de Puy Segur, später Marschall.
17. Kardinal d'Estrée.
18. Marschall Vauban.
19. Lachaise, Beichtvater des Königs.
20. Bossuet.
21. Mansart.
22. Bourdaloue.
23. Herzog von Noailles.
24. Marquis de Louville.
25. Herzog von Berwick, später Marschall.
26. Herzog von Beauvilliers.
27. Herzog von Villars, später Marschall.
28. Generalprokurator d'Aguesseau.
29. Ein Edelmann von der spanischen Gesandtschaft.
30. Gualterio, päpstlicher Nuntius.
31. Der Kaplan der spanischen Gesandtschaft



61. Ludwig XIV. proklamiert seinen Enkel Philipp als König von Spanien.
Geschehen den 16. November 1700. Nach dem Gemälde von Gérard gestochen von Thibault.

Philipp V. König von Spanien.

Minister (12. November). Demnach erklärte er dem spanischen Gesandten, daß er die letztwillige Verfügung Karls II. annehme. Am 16. November stellte er den Enkel dem Hofe als König von Spanien vor und war selbst der erste, der ihn mit der Anrede „Majestät“ begrüßte. Am 23. Januar 1701 betrat Philipp V. bei Fuentarabia unter dem Donner der Geschütze zuerst den Boden Spaniens. Die Bourbonen schickten sich an, das ungeheure Erbe der spanischen Habsburger für sich allein zu behaupten.

Verhandlungen zwischen Frankreich u. den Seemächten.

Die Aussichten dafür waren keineswegs ganz ungünstig. Österreich, von dem der nächste Widerspruch ausgehen mußte, warf allein kein sehr großes Gewicht in die Wagschale, England und Holland aber schienen einem Kriege entweder fürs erste nicht geneigt oder nicht gewachsen. Denn England, die stärkste Macht, mit der Ludwig XIV. rechnen mußte, wurde seit dem Ausgange des dritten Raubkrieges von den gemäßigten Tories durch die Mehrheit des Unterhauses beherrscht, und diese Partei war wie in der Regel gegen einen Krieg, namentlich einen festländischen. Wilhelm III. war zwar von seiner Notwendigkeit überzeugt, doch an die parlamentarische Zustimmung natürlich gebunden. Er sah sich also vor die schwierige Aufgabe gestellt, das widerstrebende England mit sich fortzureißen, und hat sie mit einer staatsmännischen Meisterschaft gelöst, die gerade seine sonst so widerspruchsvolle Doppelstellung als König von Großbritannien und als Statthalter in den Niederlanden mit Vorteil zu verwerten wußte. Auf die Generalstaaten wirkte als sein treuer Bundesgenosse der Ratspensionär Anton Heinsius, Kaspar Fagels Nachfolger, und Hollands dadurch bestimmte Haltung drängte wieder allmählich England vorwärts. Wilhelms bester Helfer aber ist schließlich Ludwig XIV. gewesen, denn sein rücksichtsloses Vorgehen öffnete nach und nach selbst den Tories die Augen.

So sehr die leitenden Kreise Hollands von der furchtbaren Gefahr, die für sie in der Thronbesteigung Philipps V. lag, durchdrungen waren, so blieb ihnen, da die Republik allein den Krieg nicht führen konnte, zunächst doch nichts übrig, als Zeit zu gewinnen, bis England sich entschloß, und bis sich die zahlreichen Geschäfte abwickeln ließen, die holländische Kaufleute in Frankreich betrieben. Daher begnügte sich die niederländische Regierung mit der Beschwerde über den Bruch des Teilungsvertrages in Paris und mit der Verzögerung der Anerkennung Philipps V., bald aber trieb das rasche Vorgehen Ludwigs XIV. zu thatkräftigeren Maßregeln. Im Februar 1701 schloß er ein Bündnis mit Bayern, im März ein zweites mit Köln, französische Truppen besetzten Mailand und Mantua, und was für Holland noch ungleich mehr bedeutete, im Februar auch Belgien, aus dessen nördlichen Grenzfestungen (der sogenannten „Barriere“) sie die niederländischen Besatzungen hinausdrängten; endlich sicherte der König seinem Enkel in Spanien auch das Recht der Nachfolge in Frankreich zu. Immer deutlicher trat es hervor, daß Ludwig XIV. auf die möglichst enge Vereinigung beider Reiche hinarbeitete und schon gegenwärtig thatsächlich auch Spanien regierte.

Entschluß zum Kriege in England.

Das brachte denn auch in England den tiefsten Eindruck hervor. Als Wilhelm III. am 22. März 1701 mit einer sehr vorsichtig und kühl gehaltenen Thronrede das Parlament eröffnete und ihm eine holländische Denkschrift vorlegte, die nach dem Vertrage von 1689 von England Unterstützung für den Fall ernster Gefahr verlangte, gab ihm das Unterhaus die begehrte Vollmacht, an den Verhandlungen im Haag teilzunehmen, wo ein Ausgleich zwischen Holland und Frankreich versucht werden sollte. Die Forderungen freilich, mit denen hier die Seemächte auftraten, waren schwerlich geeignet, ihn zu fördern. Denn sie verlangten Bewilligung holländisch-englischer Garnisonen in einer Reihe belgischer Festungen, Aufrechterhaltung der bisherigen Handelsverträge, Gleichberechtigung der englischen und holländischen Kaufleute in Spanien mit den



62. Philipp V., König von Spanien.
Gemälde von Hyacinthe Rigaud im Louvre zu Paris.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Elsaß.

französischen, Bürgschaften gegen die Vereinigung Frankreichs und Spaniens und die grundsätzliche Anerkennung auch des habsburgischen Erbanspruches. Deshalb lehnte der französische Unterhändler, Graf d'Avaux, auch jedes Eingehen auf solche Forderungen bestimmt ab, versuchte vielmehr Holland zu sich herüberzuziehen und verweigerte schließlich dem englischen Gesandten Stanhope zwar nicht den Zutritt zu den Verhandlungen, wohl aber das Recht der Abstimmung. Wenn nun jener Versuch vergeblich blieb, so steigerte diese Abweisung die Erregung in England. Als Holland im Mai



63. Anton Heinsius, Ratspensionär von Holland.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde gestochen von Claessens.

dringend sofortige Unterstützung forderte, da es bereits von französischen Truppen und Festungen umgeben sei, ermächtigte zuerst das Oberhaus Wilhelm III. zum Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses; dann erklärte sich auch das Unterhaus zur geforderten Hilfeleistung bereit und forderte den König auf, „zur Aufrechterhaltung der europäischen Freiheit" beizutragen. Nunmehr fest überzeugt, daß der Krieg unvermeidlich sei, sprengte Ludwig XIV. die Haager Konferenzen thatsächlich durch die Forderung, sie nach Paris zu verlegen, und durch Ablehnung jedes habsburgischen Erbanspruches (Juli 1701). Wilhelm III. eilte selber nach dem Haag, um die Dinge dort zum Abschluß zu bringen.

Die „Große Allianz".

Aber wenn er den Kampf gegen Frankreich beginnen wollte, so bedurfte er offenbar auch des Einvernehmens mit Österreich, dessen Erbanspruch den Seemächten ja erst die formelle Befugnis gab, gegen Philipp V. aufzutreten. Einem solchen Bündnis stellten sich freilich in Wien nicht geringere Hemmnisse entgegen, als anfangs in London. Zwar um das Herzogtum Mailand als erledigtes Reichslehen einzuziehen, geschahen sofort Schritte, indem Prinz Eugen mit 30000 Mann dahin entsandt wurde, aber einem Kriege um die spanische Erbschaft waren die nächsten Vertrauten Kaiser Leopolds I., ältere Herren wie die Grafen Harrach, Mansfeld, Salaburg abgeneigt; sie hätten eine Verständigung mit Frankreich über die Erwerbung der italienischen Nebenlande vorgezogen, besonders auch, weil ihnen die Einmischung der protestantischen Seemächte widerwärtig war. In diesem Sinne wirkte auch Rom. Dem gegenüber sprach sich der ältere Sohn Leopolds, der römische König Joseph I., feurig, leidenschaftlich und ehrgeizig wie er war, für die nachdrückliche Bekämpfung des französischen Übergewichts aus, und wurde von Graf Salm, Kaunitz und Prinz Eugen sowie von dem kaiserlichen Gesandten in London, Graf Wratislaw, wirksam unterstützt. Da diese Männer jedoch nur Rat geben konnten, aber nicht regierten, so schritten die Unterhandlungen zunächst recht langsam vor. Des Kaisers Forderung, ihm die italienischen Gebiete und Belgien zu bewilligen, setzten die Seemächte zunächst das Angebot nur Mailands und Belgiens entgegen (Juni 1701); da dies jedoch die Abneigung des Wiener Hofes, sich mit ihnen überhaupt einzulassen, noch steigerte, so erklärte sich Wilhelm III. Anfang August schließlich auch zur Überlassung Neapels und Siziliens bereit, freilich nur unter der Bedingung, daß der Kaiser den Seemächten die Erwerbung der spanisch-amerikanischen Besitzungen gestatte. Auf dieser Grundlage endlich unterzeichneten am 7. September 1701 die Vertreter Österreichs, Englands und Hollands im Haag die sogenannte „Große Allianz".

Umschlag der Stimmung in England.

Mittlerweile war in England die Stimmung entschieden zu gunsten des Krieges umgeschlagen. Denn in der bedrohlichsten Weise für England entwickelten sich die handelspolitischen Entwürfe der Franzosen. In Paris bildete sich eine Gesellschaft für den Handel mit Mexiko und Peru, in St. Malo eine solche für die Negereinfuhr in den spanischen Kolonien; eine dritte sollte den Alleinhandel mit spanischer Wolle in die Hand nehmen. Und während sich so Frankreich anschickte, den Verkehr mit dem spanischen Amerika ausschließlich für sich zu erwerben, sperrten zwei Erlasse Ludwigs XIV. allen englischen Manufakturen und Bergwerkserzeugnissen den französischen Markt. Zu diesen schweren Bedrohungen der volkswirtschaftlichen Interessen Englands fügte der König schließlich auch noch eine Kränkung seiner nationalen Ehre und einen Wortbruch. Am 17. September 1701 erkannte er am Sterbelager Jakobs II., im Widerspruche mit dem Frieden von Ryswyk, dessen Sohn Jakob (III.) als König von England an. Und doch hatten dort soeben König und Parlament nach dem Tode des Thronerben Wilhelms von Glocester (30. Juni 1700), des ältesten Sohnes der Prinzessin Anna sich geeinigt, die Prinzessin Sophie von der Pfalz, die Tochter Elisabeths und Friedrichs V., somit Enkelin Jakobs I. und damals Gemahlin Ernst Augusts, des ersten Kurfürsten von Hannover (1692), für den Fall, daß Anna ohne Nachkommen sterbe, auf den Thron Englands zu berufen und Jakob (III.) auszuschließen (Juni 1701). Alle Empfindungen des stolzen Volkes hatte also Ludwig gegen sich aufgeregt. Als Wilhelm III. wieder aus Holland zurückkehrte, begrüßte ihn die Hauptstadt mit einer Begeisterung, die sie ihm lange versagt hatte, eine Flut von Ergebenheitsadressen versicherte ihn der unbedingten Anhänglichkeit des Landes, und zahlreiche Jakobiten schwuren ihm jetzt den bisher verweigerten Eid der Treue. So konnte er es wagen, das Unterhaus aufzulösen und Neuwahlen auszuschreiben,

Thronfolge des Hauses Hannover.

welche die veränderte Stimmung der Wählerschaft zum Ausdruck bringen sollten und brachten. Denn allerdings behaupteten die Tories auch jetzt noch ihre Sitze, aber nur dadurch, daß sie für den Krieg zu stimmen versprachen, und so trug das neue Unterhaus einen ganz andern Charakter.

Wilhelms III. letztes Parlament u. Tod.

Es war einer der größten Augenblicke seines großen Lebens, als Wilhelm III. am 11. Januar 1702 das neue Parlament eröffnete. In wuchtiger Rede wies er darauf hin, daß England die Wage der Welt in den Händen halte; die Augen Europas seien gerichtet auf seine Volksvertretung, denn es handle sich um die höchsten Güter, um Freiheit und Religion, um den letzten kostbaren Augenblick zur Wahrung von Englands Ehre und Englands Einfluß. Beide Häuser antworteten mit einer Zustimmungsadresse; dann ließ ihnen der König Rechenschaft ablegen über seine Leitung der auswärtigen Politik, über die Verträge mit Dänemark und Schweden, den besonderen Bund zwischen Holland und dem Kaiser und eine Übereinkunft zwischen den Seemächten über ihre Leistungen für den Krieg (11. November 1701). Trotzdem bewilligte das Parlament zwar 40000 Matrosen, lehnte aber die Werbung englischer Regimenter ab und sprach sich für das Ermieten festländischer Truppen aus, damit das englische Volk nicht gar zu sehr vom Kriegseifer erfaßt werde. Den Erlaß der Kriegserklärung stellte es dagegen dem König anheim.

Wilhelm III. stand am Ziele. Zum drittenmal bewährte er sich als die Seele eines großen mitteleuropäischen Bundes gegen Frankreichs Übermacht. Was der Friede von Nimwegen vereitelt, der von Ryswyk nur halb geleistet hatte, das schien jetzt vollendet werden zu können. Doch des Königs Tage waren gezählt. Nur seine unbeugsame Willensstärke hatte das Siechtum seines schwachen Körpers bezwungen; jetzt brach es plötzlich hervor, als er durch einen an sich nicht gefährlichen Sturz mit dem Pferde sich den rechten Arm beschädigt hatte, und diesmal überwältigte es ihn. Ein verzehrendes Fieber rieb seine letzten Kräfte rasch auf. Gefaßt sah er dem nahenden Tode ins Auge. Er sterbe ohne Kummer, sagte er seinem getreuen langjährigen Freunde Bentinck (Graf Portland). Am 18. März vernahm er noch die Nachricht, daß der Feldzug in Belgien eröffnet sei; am frühen Morgen des 19. März verschied er. Als dem Retter Europas vor der bourbonischen Übermacht, als Erhalter des Protestantismus, als Durchbildner der englischen Verfassung gebührte ihm nicht nur ein britischer, nicht ein holländischer, sondern ein europäischer Ruhm. Und so fest hatte er seinem Staate die Bahnen vorgezeichnet, daß er auch nach Wilhelms Tode sich jahrzehntelang in ihnen bewegt hat.

Das Deutsche Reich und die „Große Allianz".

Wenn auch England durch ihn thatsächlich zur leitenden Macht Europas gegenüber Frankreich erhoben worden war, so konnte es doch, ebenso wie Holland, die militärischen Mittel zum Landkriege nur aufbringen mit Hilfe der deutschen Reichsfürsten, die ihre schlagfertigen Regimenter den Seemächten in Sold gaben, und auch Österreich wäre ohne ihren Beistand unvermögend gewesen, den Kampf aufzunehmen. Da nun jeder dieser Herren seine eigne Politik verfolgte, meist durch die Interessen seines Hauses, nicht durch die seines Landes oder gar durch die des Reiches bestimmt, so bedurfte es eines ganzen Netzes von Verträgen, um sie an die „Große Allianz" zu fesseln. Brandenburg-Preußen, der bedeutendste Staat, aber seit des Großen Kurfürsten Tode ohne eigentlich selbständige Politik, hatte sich schon durch den „Kronvertrag" vom November 1700 gegen Anerkennung der Königswürde verpflichtet, dem Kaiser für die Eroberung Mailands 8000 Mann zu stellen, obwohl ein großer Staatsmann wie Friedrich Wilhelm seine gesammelte Kraft damals sicher in den Nordischen Krieg geworfen hätte, statt sie im Interesse des Kaisers nutzlos zu zersplittern; außerdem schloß sich der neue „König in Preußen" noch durch ein besonderes

Abkommen selbständig der „Großen Allianz“ an (30. Dezember 1701). Dasselbe thaten die welfischen Fürsten, ferner Kurpfalz, Trier, Mainz, später auch der schwäbische, fränkische und oberrheinische Kreis (März 1702). Kursachsen dagegen sah sich durch den Nordischen Krieg schon vollständig in Anspruch genommen.

Doch auch auf deutschem Boden fand Frankreich wie immer seine Bundesgenossen. Abgesehen von den Subsidienverträgen, die ihm die schwache Hilfe der Herzöge von Sachsen-Altenburg und Sachsen-Gotha sicherten, gewann Ludwig XIV. den Kurfürsten Max Emanuel von Bayern. Tief getroffen durch die Zerstörung seiner ehrgeizigen Hoffnungen, die er an das Leben seines Sohnes geknüpft hatte, ließ sich der Kurfürst, hochstrebend und unternehmend wie er war, durch die Aussicht auf die Erwerbung Belgiens und der Rheinpfalz auf Frankreichs Seite ziehen und versprach, ihm 25000 Mann zu stellen (9. März 1701). Seinem Beispiele folgte Joseph Clemens von Köln und Lüttich, wenngleich im Widerspruch mit dem Domkapitel und den Ständen; französische Truppen besetzten Lüttich, Rheinberg und Kaiserswerth.

Die Machtstellung Ludwigs XIV.

Dagegen beherrschte Ludwig XIV. außer Spanien auch noch Belgien und Italien. Jenes hielt der neue Statthalter, der Marquis von Bedmar, in vollkommener Abhängigkeit, indem er nach des Königs Weisung solche spanische Anordnungen, die den französischen widersprachen, einfach unbeachtet ließ. Ohne sich um den Widerspruch der Stände zu kümmern, legte er Steuern auf und hob Truppen aus, um die reichen Kräfte des Landes viel ausgiebiger zu benutzen, als es die schlaffe spanische Verwaltung in den letzten Jahrzehnten jemals gethan hatte. In Italien behaupteten französisch-spanische Besatzungen Mailand, Neapel, Sizilien und die toscanischen Presidios (s. Bd. VI, S. 272); von hier aus beherrschten sie militärisch und dadurch auch politisch die übrigen Gebiete der Halbinsel. Viktor Amadeus II. von Savoyen, schon seit dem Ende des dritten Raubkrieges an Frankreich gebunden (S. 70), schloß sich auch jetzt, von Osten und Westen umfaßt und gelockt durch die Aussicht auf Erwerbung des westlichen Teiles von Mailand, Ludwig XIV. an, vermählte seine Tochter Maria Luise mit Philipp V. von Spanien und ließ sich zum Oberbefehlshaber der verbündeten Streitkräfte in Oberitalien ernennen. Vertrauen bestand allerdings zwischen ihm und den Franzosen niemals. Venedig dagegen zog es vor, sein festländisches Gebiet beiden Parteien zu öffnen, statt sich an einem Kriege thätig zu beteiligen, der seine Handelsinteressen im Orient ganz unberührt ließ. Papst Innocenz XII. endlich schwankte zwischen der Sympathie mit den beiden großen katholischen Mächten, die sich jetzt so eng miteinander verbunden hatten, und der Furcht vor ihrem Übergewicht in Italien, weshalb er auch Philipp V. die Belehnung mit Neapel verweigerte. Zu einer wirklichen Teilnahme am Kriege kam er nicht, so wenig wie Portugal, das sich den Franzosen für die früher geleistete Hilfe verpflichtet fühlte, und dabei auch für seinen Kolonialbesitz von England und Holland zu fürchten hatte. Es schloß deshalb zwar ein Bündnis mit Frankreich, doch ohne ihm Waffenhilfe zu leisten, und befriedigte anderseits die Seemächte durch Begünstigung ihres Schmuggelhandels mit Spanisch-Amerika.

Gewaltig in der That entfalteten sich im Anfang des Jahres 1702 die militärische Macht und die Aufstellung Ludwigs XIV. Zu seinem eignen Heere von 205000 Mann kamen 25000 Mann Belgier, 8000 Spanier in Mailand, 15000 Piemontesen, 25000 Bayern; alles in allem stand ihm eine Heeresmacht von 278000 Mann zu Gebote. Sie beherrschten Belgien, Süddeutschland, Italien, und vor allem lenkte sie und die Kräfte ganz Spaniens ein Wille gegenüber der vielköpfigen und uneinigen „Großen Allianz“.



64 und 65. Siegel der Königin Anna. (Original im Britischen Museum in London.)

Der Spanische Erbfolgekrieg.

(1701—14.)

Ergebnislose Kämpfe.

Die neue Regierung in England.

Die Verbündeten hatten es bald schmerzlich zu empfinden, daß nicht mehr wie im letzten Kriege ein großer Fürst sie führte. Wilhelms III. Nachfolgerin, seine Schwägerin Anna (1702—14), war keine Elisabeth. Die Tochter Jakobs II. und der Anna Hyde, also Enkelin des Kanzlers Edward von Clarendon (s. Bd. VI, S. 502), geboren am 6. Februar 1655, war sie fern vom Hofe mit ihrer älteren Schwester Maria im strengen Anglikanismus erzogen worden, ohne daß man Sorge getragen hätte, ihre natürlichen Fähigkeiten zu entwickeln. Sie war deshalb zwar von Herzen wohlwollend und dadurch allgemein beliebt, aber langsam und schwerfällig in ihren Entschlüssen, überhaupt geistigen Anstrengungen abhold, und ließ sich mehr von Gefühlen und Gewohnheiten als von Überzeugungen beherrschen. Sie bedurfte also stets fremder Hilfe und befand sich am wohlsten, wenn eine feste Hand ihr jedes Schwanken ersparte. Eine solche besaß zwar nicht ihr Gemahl, Prinz Georg von Dänemark (seit 1683), dem sie trotz seiner geringen Bedeutung aufrichtig zugethan blieb, wohl aber ihre Hofdame, Sara Jennings, eine ebenso schöne und stattliche Frau wie die Königin selbst, dazu geistvoll, schlagfertig, energisch und herrisch, in jeder Beziehung geeignet, die Mängel ihrer Herrin, von der sie durchaus als Freundin behandelt wurde, zu ergänzen. Ihr Werk war 1688 die Flucht Annas aus London gewesen, die ihren Vater Jakob II. so tief erschütterte. Sie that aber noch mehr, sie bildete seit ihrer Vermählung mit dem glänzenden John Churchill, Herzog von Marlborough, das Bindeglied zwischen der Königin und der herrschenden Partei.

Marlborough.

Kein englischer Staatsmann und Feldherr hat sich vor Wellington ein so europäisches Ansehen erworben wie Marlborough. Unter Karl II. bereits war er an den Hof gekommen, auffallend durch seine männliche Schönheit und seine elegante Haltung. Dann hatte er im zweiten Raubkrieg unter französischer Fahne gedient.



66. Anna, Königin von Großbritannien und Irland.
Nach dem Gemälde von Elbfas.

Jakob II. erhob ihn zum Peer und Mitglied des Oberhauses, und wesentlich sein Verdienst war die Bewältigung des Monmouthschen Aufstandes (S. 24). Wenn er trotzdem unter den ersten zu Wilhelm III. mit übertrat, so geschah das mehr aus politischer Berechnung als aus persönlicher Neigung, wie er denn auch zu dem neuen König nicht eben gut stand. Anna dagegen, die ihm zugethan blieb, weil sie im Herzen immer auf der Seite ihres Vaters stand und deshalb zu den strengen Tories neigte, ernannte ihn sofort zum Ritter ihres höchsten Ordens und zum Befehlshaber aller



67. Sara Jennings, Herzogin von Marlborough.
Nach dem Gemälde von Peter Lely gestochen von H. F. Ryall.

englischen Truppen auf dem Festlande, damit im Grunde auch zum politischen Vertreter des Reiches gegenüber den Bundesgenossen. Dazu eignete er sich in der That wie kein andrer, ein Mann von gemessenem und doch einnehmendem Wesen, auch in kleinen Dingen von peinlicher Pünktlichkeit und in allem von zäher Ausdauer, von natürlicher Verstandesschärfe und untrüglichem Gedächtnis. Als einen ausgeprägten Parteimann konnte man ihn nicht bezeichnen. Er war den Tories angenehm durch seine Beziehungen zu Jakob II. und Anna, mit den Whigs stand er durch seine Gemahlin in Verbindung. Sein persönliches Ziel war die Unterordnung der Parteiinteressen unter die des Landes, und als solche faßte er damals die kräftige Führung des Krieges

gegen Frankreich. Um diese schwierige Stellung zu behaupten, bedurfte er vor allem der Hilfe seiner thatkräftigen Gemahlin. Denn sie hielt die Königin in dem Gedankenkreise der führenden Männer, unter die in London selbst vor allem der Großschatzmeister Sidney Godolphin gehörte, und wehrte den Einfluß der strengen Tories ab, der um so gefährlicher war, als die Königin ihnen innerlich zuneigte und ihr Oheim, Graf Rochester (Clarendon), Vizekönig von Irland, bis an sein Ende ein ränkevoller Jakobit und der entschiedenste Gegner des ganzen Krieges blieb. Aber es ist klar, wie eng Marlboroughs Thätigkeit als Staatsmann und Feldherr mit seiner Stellung in England zusammenhing. Ein glänzender kriegerischer Erfolg befestigte sie, eine entscheidende Niederlage hätte auch seine politischen Freunde daheim und damit ihn selbst um ihre Herrschaft gebracht.

Die neue Regierung in Holland.

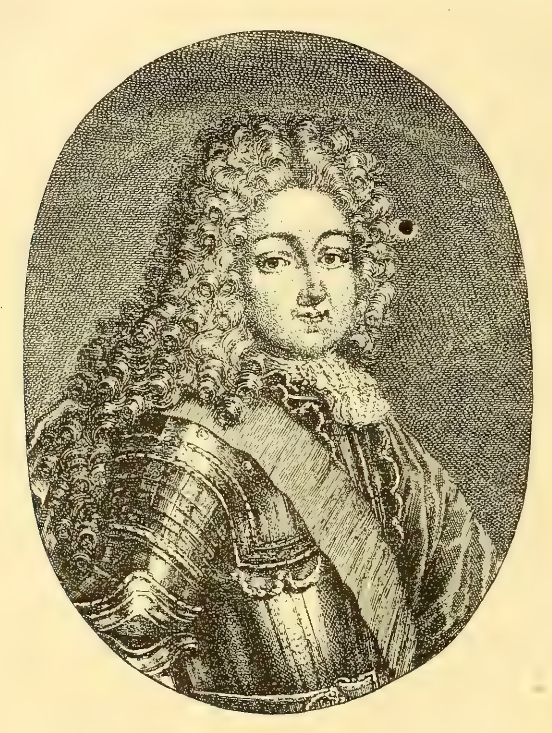
Nicht minder unsicher erscheinen die Verhältnisse in dem verbündeten Holland. Die Republik hatte keine Ursache, auf die Regierungszeit Wilhelms III. mit besonderem Hochgefühl zurückzusehen. Durch die Verbindung mit dem mächtig aufstrebenden England war ihr Ansehen gesunken, ihr Handel nicht gefördert worden, und die fast monarchische Gewalt, die der Statthalter seit der Erlangung der Erblichkeit (1674) durch die Besetzung der meisten Stadtmagistrate mit Männern aus neuen Familien und durch sie wieder auf die ganze Verwaltung ausübte, hatte die alten Parteigegensätze keineswegs abgeschwächt. Da Wilhelm III. ohne männliche Nachkommen starb, so war abermals das Statthalteramt erledigt, und die Jugend seines erst zehnjährigen Vetters, Johann Wilhelm Friso, der 1696 seinem Vater Heinrich Kasimir als Statthalter in Friesland und Groningen gefolgt war, bot den Regenten den willkommenen Vorwand, die Übertragung des Amtes in den fünf Provinzen der nunmehr ausgestorbenen älteren Linie auf die jüngere zu verweigern. Denn unter gewaltsamen, zum Teil blutigen Auftritten stürzten die altpatrizischen Geschlechter, die sogenannte „neue Welt“, die seit 1674 regierenden neuen Familien, die „alte Welt“, in allen Binnenprovinzen und in Seeland, wobei die demokratische Partei, erbittert über die harte Herrschaft der „alten Welt“, hilfreiche Hand leistete. Den Siegern gelang es leicht, das statthalterlose Regiment zu erneuern und seitdem fast ein halbes Jahrhundert hindurch zu behaupten (1702—47). Unter diesen Umständen verdankte die Republik ihre fortdauernde Geltung nicht den friedensseligen „Regenten“, sondern im wesentlichen dem alten Genossen Wilhelms III., dem Ratspensionär Anton Heinsius (1689—1720). Ein Mann von der Art des Jan de Witt, von unscheinbarem Äußern, einsam für sich lebend, unermüdlich bei der Arbeit, pünktlich und von eingehendster Sachkenntnis, aber gut oranisch hielt er Holland in den Bahnen der auswärtigen Politik Wilhelms III., soweit diese nach seiner Überzeugung die besonderen niederländischen Interessen gefördert hatte, nämlich den Handelsvorteil und die militärische Beherrschung Belgiens durch Besatzungen in seinen wichtigsten Plätzen, der sogenannten „Barriere“. Mit dem glänzenden Marlborough und dem großen Türkensieger Prinz Eugen bildete der bescheidene Geschäftsmann Heinsius das „europäische Triumvirat“, an dem schließlich die weltumspannenden Pläne Ludwigs XIV. zerschellen sollten.

Zunächst hatte es freilich diesen Anschein durchaus nicht. Denn die Kräfte der Verbündeten waren zur See allerdings den französischen weit überlegen, zu Lande dagegen ihnen nicht einmal gewachsen und überdies auch dadurch im Nachteile, daß sie allerorten angriffsweise vorgehen mußten, während die Gegner sich in sicheren und bequemen Stellungen nur zu verteidigen hatten. Nur eines glich dieses ungünstige Verhältnis bis zu einem gewissen Grade aus: Frankreichs große Feldherren waren fast alle tot, auf der Seite der Verbündeten aber stand Prinz Eugen im vollen Glanze seiner Türkensiege und neben ihm bald fast ebenbürtig der Engländer

Marlborough. Sie fesselten nach den ersten Jahren des Schwankens und der Mißerfolge das Glück dauernd an ihre Fahnen.

Prinz Eugen in Italien (1701—1703).

Am ehesten stießen die feindlichen Heere in Oberitalien zusammen, wohin bereits im Sommer 1701 Prinz Eugen auf schwierigen Gebirgspfaden ins Veronesische hinabgestiegen war. Zunächst hatte er sich den alternden Marschall Catinat und Viktor Amadeus, die beide einander mißtrauten, an der unteren Etsch gegenüber, wobei sie sich auf das unbezwingliche Mantua stützten. Durch das glückliche Gefecht bei Carpi erzwang er sich zunächst den Übergang über den Fluß, überschritt dann auch



68. Ludwig, Herzog von Vendôme, Marschall von Frankreich.
Nach einem Kupferstiche von E. Desrochers.

den Mincio und den Oglio, die damalige Ostgrenze des Herzogtums Mailand. Nun wagte zwar Marschall Villeroi, der dem zögernden Catinat beigegeben worden war, wieder über den Oglio vorzugehen, doch Eugen warf ihn bei Montechiaro zurück (2. September) und nötigte ihn, im Mailändischen die Winterquartiere zu beziehen. Während derselben öffnete er sich Mirandola durch Bestechung, damit den Einmarsch in Parma und Modena, begann die Belagerung von Mantua und holte durch einen kecken Handstreich Villeroi als Gefangenen aus Cremona heraus (1. Februar 1702). Erst als der Herzog von Vendôme, Eugens Vetter, ein sittenloser, aber geistreicher und gewandter Mensch und als Feldherr bedeutend, den Befehl übernahm, trat ein Rückschlag ein. Durch den Sieg bei Luzzara (15. August 1702) bahnte er sich den Weg zur Belagerung Mirandolas und zum Entsatz von Mantua. Eugen aber, fast zur Verzweiflung gebracht durch die elende Verpflegung und Besoldung seiner Truppen, ging Anfang des Jahres 1703 selbst nach Wien, um dort die Leitung des Kriegswesens zu übernehmen, und überließ die Fortführung des italienischen Krieges dem

tüchtigen Guido von Starhemberg, der nun mit schwachen Kräften den östlichen Teil der Po-Tiefebene behauptete.

Die niederländischen Feldzüge (1701—1703).

Auch in den Niederlanden und am Niederrhein hielten die Kräfte einander zunächst das Gleichgewicht. Schon im Jahre 1701 hatten hier die Holländer, von den Ständen des Erzstifts gerufen, Köln besetzt, die Preußen die Belagerung von Kaiserswerth



69. Louis Hektor Herzog von Villars, Marschall von Frankreich.
Nach dem Gemälde von Hyacinthe Rigaud gestochen von Rochefort.

begonnen. Im folgenden Jahre standen sich auf belgischem Boden die Heere in ihren verschanzten Verteidigungsstellen gegenüber, die Franzosen unter Boufflers und Bedmar von der Mündung der Westerschelde bis zur Maas, die Engländer und Holländer von der Oosterschelde bis zum Rhein, mit vorgeschobenen Truppen in Maastricht. Beide Parteien waren einer Entscheidungsschlacht abgeneigt, da eine solche keine erheblichen Vorteile bringen konnte; die Holländer wurden obendrein durch die

herkömmlichen Bedenklichkeiten ihrer Felddeputierten und ihrer alten Generale bei jedem Schritte gehemmt. Im Jahre 1702 ging die Angriffsbewegung von den Franzosen aus. Boufflers brach überraschend bis Nimwegen durch und siegte unter den Mauern der Stadt (10. Juni), worauf die Verbündeten ganz hinter Rhein und Waal zurückwichen. Erst Marlborough, der jetzt den Oberbefehl übernahm, riß seine zaudernden Kameraden zum Gegenstoße fort, drängte Boufflers in seine alten Stellungen zurück und nahm Venloo und Lüttich. Für das Jahr 1703 vermehrten die Seemächte, einem neuen Bundesvertrag zufolge, ihr Heer so ansehnlich, daß es den Franzosen um etwa 30000 Mann überlegen war und diese sich nicht aus ihren Verschanzungen rührten, aber Marlborough mußte sich zunächst mit der Einnahme von Bonn begnügen (15. Mai) und sah dann, als er die Holländer endlich zu allgemeinem Vormarsch bewogen hatte, das Unternehmen durch die schlechte Leitung des Generals Obdam scheitern, der sich bei Eekeren vor Antwerpen eine unrühmliche Schlappe holte (30. Juni). Einer Feldschlacht widersetzten sich die Felddeputierten aufs hartnäckigste, sie gestatteten wieder nur die Belagerung einiger Festungen, von denen damals Huy, Limburg und Geldern, letzteres durch die Preußen, fielen. Angewidert von der ganzen Art dieser Kriegführung, die eine Entscheidung gar nicht wollte, sondern ihre Hauptaufgabe in der Erhaltung des kostbaren Söldnerheeres und der Barriere sah, erklärte Marlborough dem Ratspensionär offen, daß er unter diesen Umständen das Kommando überhaupt nicht wieder übernehmen werde, und ging nach England, wo seine eigne Stellung ins Wanken zu geraten drohte.

Max Emanuel von Bayern in Süddeutschland.

Bedeutsamere Ereignisse entwickelten sich in Süddeutschland, zum unverkennbaren Vorteil der Franzosen. Hier stand das Reichsheer unter Ludwig von Baden am Oberrhein, gestützt auf Breisach, Freiburg, Philippsburg und die befestigten Schwarzwaldpässe, ihm gegenüber Catinat im Elsaß, aber mit schwachen Kräften und ohne Selbstvertrauen. So gelang den Deutschen unter der persönlichen Leitung des römischen Königs Joseph nach einer langen Belagerung die Einnahme von Landau (9. September 1702), und schon dachte der König an den Einmarsch im Elsaß, als der Losbruch Max Emanuels von Bayern die ganze Lage in Süddeutschland mit einem Schlage völlig veränderte. Anfangs hatte es noch geschienen, als werde der ehrgeizige Kurfürst durch das Anerbieten des Kaisers, gegen sein bayrisches Stammland Neapel und Sizilien einzutauschen, sich zur Großen Allianz herüberziehen lassen; da aber Leopold, aus Rücksicht auf seinen Sohn Karl, dem Abkommen schließlich seine Genehmigung versagte, so eröffnete Max Emanuel den Feldzug mit der Überrumpelung der alten Reichsfestung Ulm (Anfang September 1702). Dadurch in den Besitz der oberen Donau und der südlichen Schwarzwaldstraßen gelangt, forderte er den Marschall Villars, Catinats Nachfolger, auf, zu ihm zu stoßen. Dieser ging bei Neuenburg über den Rhein und drängte Ludwig von Baden zurück (Oktober); doch die Zumutung, über Freiburg durch das finstere Höllenthal nach der oberen Donau vorzurücken, wies er mit der bezeichnenden Bemerkung ab, dazu sei er doch nicht Teufel genug.

Angriff auf Tirol.

Erst das Jahr 1703 brachte die Verwirklichung des kühnen Planes. Tallard am Oberrhein zurücklassend, gelangte Villars im April durch die unverteidigten Engen des Kinzigthales in zwölf Tagen nach der Donau und vereinigte sich hier mit dem Kurfürsten bei Riedlingen. Anfangs dachten beide gegen Wien hin vorzudringen; später aber faßten sie den Gedanken, die bisher ganz selbständigen beiden Kriegsschauplätze in Oberitalien und Süddeutschland miteinander in Verbindung zu setzen. Sie selbst wollten von Norden, Vendôme sollte von Süden in Tirol einrücken, um dies für Bayern zu gewinnen. Die Aussichten schienen dafür nicht ungünstig, denn in Tirol herrschte damals Unzufriedenheit mit der kaiserlichen Regierung, und zudem war das



70. Kurfürst Max Emanuel von Bayern.

Nach einem Gemälde in der Kunst- und Altertümersammlung zu Heidelberg.

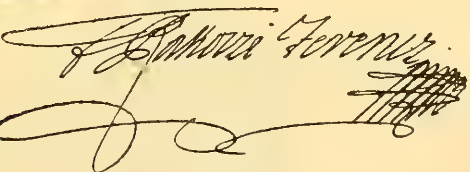
Land fast unverteidigt, da der Landtag sich zu keiner erheblichen Bewilligung herbeiließ und in Wien die ärgste Geldnot herrschte. So rückte Max Emanuel mit 9000 Mann Bayern und 2500 Franzosen das Innthal aufwärts, nahm Kufstein ohne Gegenwehr (18. Juni) und zog bereits am 2. Juli in Innsbruck ein, wo die Landesbehörden ihm huldigten. Schon fühlte er sich als den Herrn des Landes und schob seine Truppen gegen den Brenner vor, um Vendôme die Hand zu reichen; da erhob sich, zum erstenmal in der neueren Geschichte, der südtirolische Landsturm gegen die verhaßten Bayern. In hartnäckigen Gefechten wies er die bayrischen Angriffe am Brenner ab, darauf brach der Aufstand auch im Innthale los, und das zwang den Kurfürsten zur Räumung Innsbrucks (26. Juli), zum eiligen Rückzuge über die steile Scharnitz nach Bayern. Nur Kufstein vermochte er zu behaupten. Im Norden war alles schon im wesentlichen vorüber, als Vendôme vom Gardasee her vor Arco erschien und es nach tapferer Gegenwehr einnahm (August). Doch das wacker verteidigte Trient vermochte er trotz heftiger Beschießung nicht zu bezwingen und trat deshalb, da die Niederlage des Kurfürsten das ganze Unternehmen ohnehin vereitelte, unter entsetzlichen Verheerungen den Rückzug an (September). Doch blieb es nicht bei dem Scheitern des Angriffs auf Tirol. Unter Verwüstungen drangen die rachgierigen Tiroler bis fünf Stunden vor München vor, kaiserliche Korps nahmen Schärding am Inn und rückten in der Oberpfalz ein, Ludwig von Baden wandte sich gegen Augsburg, General Styrum gegen Donauwörth. Doch von allen Seiten bedroht, bewies Max Emanuel eine Schlagfertigkeit und Widerstandskraft, welche die Gegner in Erstaunen setzte. Über Styrum siegte er bei Höchstädt (20. September); dann zwang er den Reichsfeldherrn zur Räumung von Augsburg und zum Rückzuge nach dem Bodensee; endlich bedrohte er durch die Eroberung Passaus (1. Januar 1704) Österreich aufs gefährlichste, und da noch vor Ende des Jahres 1703 Vauban Altbreisach, Tallard Landau zur Übergabe gebracht hatte (November), so nahmen die Franzosen und Bayern am Schlusse des Feldzuges eine überaus bedrohliche Stellung im südlichen Deutschland ein.

Aufstand in Ungarn.

Ein Vorstoß gegen Wien schien jetzt nicht nur möglich, sondern auch erfolgreich, seitdem die Ungarn abermals die Fahne des Aufruhrs erhoben hatten. Nachdem die kaiserliche Regierung die Anerkennung des habsburgischen Erbrechtes bereits im Jahre 1687 durchgesetzt hatte (s. Bd. VI, S. 760), machte sie den Versuch, in Ungarn die höchst notwendige Verwaltungsreform nach dem Muster Deutsch-Österreichs durchzuführen und sich dabei, wie immer, auf die Vorherrschaft des Katholizismus zu stützen. Daher wurden die evangelischen Deutschen aus ihren Stellungen verdrängt und durch katholische Magyaren, Slowaken und Polen ersetzt, hier und da auch deutsche Klöster gegründet und ein Deutscher, Prinz Christian August von Sachsen-Zeitz, zum Erzbischof von Gran, also zum Primas von Ungarn erhoben. Freilich erwies sich die einheimische katholische Priesterschaft zuletzt doch meist unzuverlässig. Um nun zunächst die völlig zerrütteten Finanzen des Landes zu ordnen, legte die Regierung kurz vor dem Frieden von Karlowitz (1699) dem Lande eine außerordentliche Steuer von vier Millionen Gulden auf, allerdings ohne ständische Bewilligung, weil diese damals nicht zu erlangen war, aber so schonend für den Adel, daß auf diesen nur ein Sechzehntel des Betrages, das übrige auf Bürger und Bauern fiel. Trotzdem stieß sie damit auch beim Adel auf hartnäckigen Widerstand, den der Erzbischof Paul Széchényi von Kalocsa leitete, und erregte zugleich durch ihre protestantenfeindliche Haltung das Mißtrauen der evangelischen Bundesgenossen. Die offene Erhebung begannen die Bauern an der Theiß (1702). Doch richtete sich diese zunächst mehr gegen den Steuerdruck und die Adelsherrschaft als gegen den Kaiser; erst als Franz Rákóczy II., der Enkel des

Siebenbürgerfürsten Georg Rákóczy II., der lange in Wiener Neustadt festgehalten worden, dann aber im November 1701 nach Polen entkommen war und hier die Unterstützung des französischen Gesandten am polnischen Hofe, Marquis du Héron, gefunden hatte, sich im Juni des Jahres 1703 an die Spitze stellte und einzelne Edelleute sich ihm anschlossen, wuchs die Empörung zu einer national-ungarischen an. Eugens Vermittelung blieb ebenso vergeblich wie die verwüstende Kriegführung des Generals Heister, und bereits setzte sich Rákóczy mit Ludwig XIV. in Verbindung.





71. Franz Rákóczy II.

Nach einem gleichzeitigen Schwarzkunstblatte.

Abfall Piemonts von Frankreich.

Um dieselbe Zeit gelang es den Franzosen, auch Oberitalien fast vollständig zu bemeistern. Schon mit Prinz Eugen hatte Viktor Amadeus über den geplanten Anschluß an die Große Allianz verhandelt, um sich der lästigen Bundesgenossenschaft der Franzosen und des Übermutes ihrer Generale zu entledigen, aber auch Vendôme hatte längst Verdacht geschöpft. Im September 1703 genau von den Plänen des Herzogs unterrichtet, ließ er mehrere piemontesische Reiterregimenter entwaffnen und behandelte das Land als ein feindliches. In dieser Not schloß der österreichische Gesandte Graf Auersperg den Bund mit dem Herzog ab, der ihm als Preis den westlichen Teil des

mailändischen Gebietes zwischen Tessin und Sesia zusprach (3. November 1703), und Viktor Amadeus bot seine tapferen piemontesischen Bauern zum Volkskriege auf. Aber seine Lage war fast verzweifelt, denn der Wiener Hof zögerte mit der Bestätigung des Vertrages, der für den bedrängten Piemontesen allzugünstig schien, und an militärischen Beistand von den Kaiserlichen war nicht zu denken, denn Starhemberg stand



72. Feldmarschall Sigbert, Graf von Heister.
Nach dem Kupferstiche in Arneth, „Prinz Eugen“.

mit nur schwachen Kräften und ohne Geld bei Ostiglia am Po (unterhalb der Minciomündung), von 47000 Gegnern unter Vendôme umschlossen und vom Herzog durch weite Entfernung und die angeschwollenen Zuflüsse des Po getrennt. Als aber die Gefahr für die Piemontesen aufs höchste stieg, als Vendôme Vercelli nahm, als Casale fiel und auch Savoyen von Frankreich her bedroht wurde, da wagte Starhemberg mit etwa 12000 Mann mitten im Winter den kühnen Marsch quer über die nördlichen Ausläufer des Apennin, stets den Feind in der Flanke, und gewann bei Asti glücklich die Verbindung mit dem Herzog (14. Januar 1704). Politisch sicherte ihn England,

indem es die Bürgschaft für den Novembervertrag übernahm. In klarer Erkenntnis, daß die Führung der Allianz in diesen Händen liege, schloß sich Viktor Amadeus seitdem entschieden der englischen Politik an.

Spanisch-portugiesische Verhältnisse (1701—1703).

Waren so bis jetzt die Ergebnisse des Kampfes in Mitteleuropa den Verbündeten keineswegs günstig, so waren sie auf der Pyrenäischen Halbinsel über die ersten Ansätze noch nicht hinausgekommen. Kastilien, das Kernland der spanischen Monarchie, hatte im Januar 1701 Philipp V. mit Jubel begrüßt, als den Sohn einer spanischen Prinzessin, den Enkel Philipps IV. Für die höchst nötigen Reformen im Lande konnte man freilich von ihm nichts erwarten, denn der junge König war nicht zum Befehlen, sondern nur zu unterwürfigem Gehorsam erzogen, ohne Einsicht, schläfrig, trübsinnig, wie nur je ein spanischer Habsburger, und also fremder Leitung dringend bedürftig. Diese übernahm zuerst der ganz französisch gesinnte greise Kardinal Portocarrera; dann aber faßte eine energische Frau, Maria Anna von Trémouille, Fürstin von Orsini, die Oberhofmeisterin der jungen Königin Maria Luise von Savoyen, alle die den Franzosen feindlich gesinnten Parteien zusammen, die Altspanier, die gar keine Veränderung wollten, wie die spanischen Reformfreunde, um mit ihrer Hilfe Spanien nach französischem Muster in eine unumschränkte Monarchie umzugestalten, nach außen jedoch die Selbständigkeit auch Frankreich gegenüber zu wahren. Die feurige junge Königin unterstützte schon durch ihre allgemeine Beliebtheit den Plan, der König that wenigstens nichts dagegen.

Obwohl somit die Aussichten für die Erhebung des Erzherzogs Karl (III.) sehr gering waren, so meinte doch der kaiserliche Hof alle die nicht französisch gesinnten Spanier geradezu als seine Bundesgenossen betrachten zu dürfen, rechnete auf eine allgemeine Erhebung zu gunsten Karls und drängte deshalb die Seemächte zu einer Landung in Andalusien. Als aber im September 1702 der englische Admiral Georg Rooke vor Cadiz erschien, fand er die Festung unangreifbar und die andalusischen Milizen so stark, daß er nach einigen planlosen Verwüstungszügen, die nur erbitterten, wieder absegelte (30. September). Auf der Heimfahrt fiel ihm in der Bucht von Vigo (Galicien) die reiche Silberflotte in die Hände. Zehn Gallionen wurden genommen, die andern versenkt oder verbrannt; aber den Jubel der Engländer über die Beute dämpfte bald die Erwägung, daß ein großer Teil des Geschwaders auf englische und holländische Rechnung befrachtet gewesen sei.



73 und 74. Denkmünze auf die Zerstörung der spanischen und französischen Flotte vor Vigo.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Erst 1703 gelang der Allianz wenigstens ein diplomatischer Erfolg, der weiteres vorbereitete: Portugal schloß sich an sie an und versprach, den Angriff auf Kastilien zu unterstützen (16. Mai 1703). Viel wichtiger noch war der Handelsvertrag, den dann der englische Gesandte Methven mit Portugal abschloß (27. Dezember). Denn danach sperrte dies allen andern Nationen außer England die Wolleinfuhr und erhielt dagegen für seine Weine, das wichtigste Landesprodukt, niedrige Eingangszölle in den englischen Häfen, ein Abkommen, das Portugal in vollkommene volkswirtschaftliche Abhängigkeit von England gebracht und seine natürliche Entwickelung verkümmert hat.

Der Camisardenkrieg.

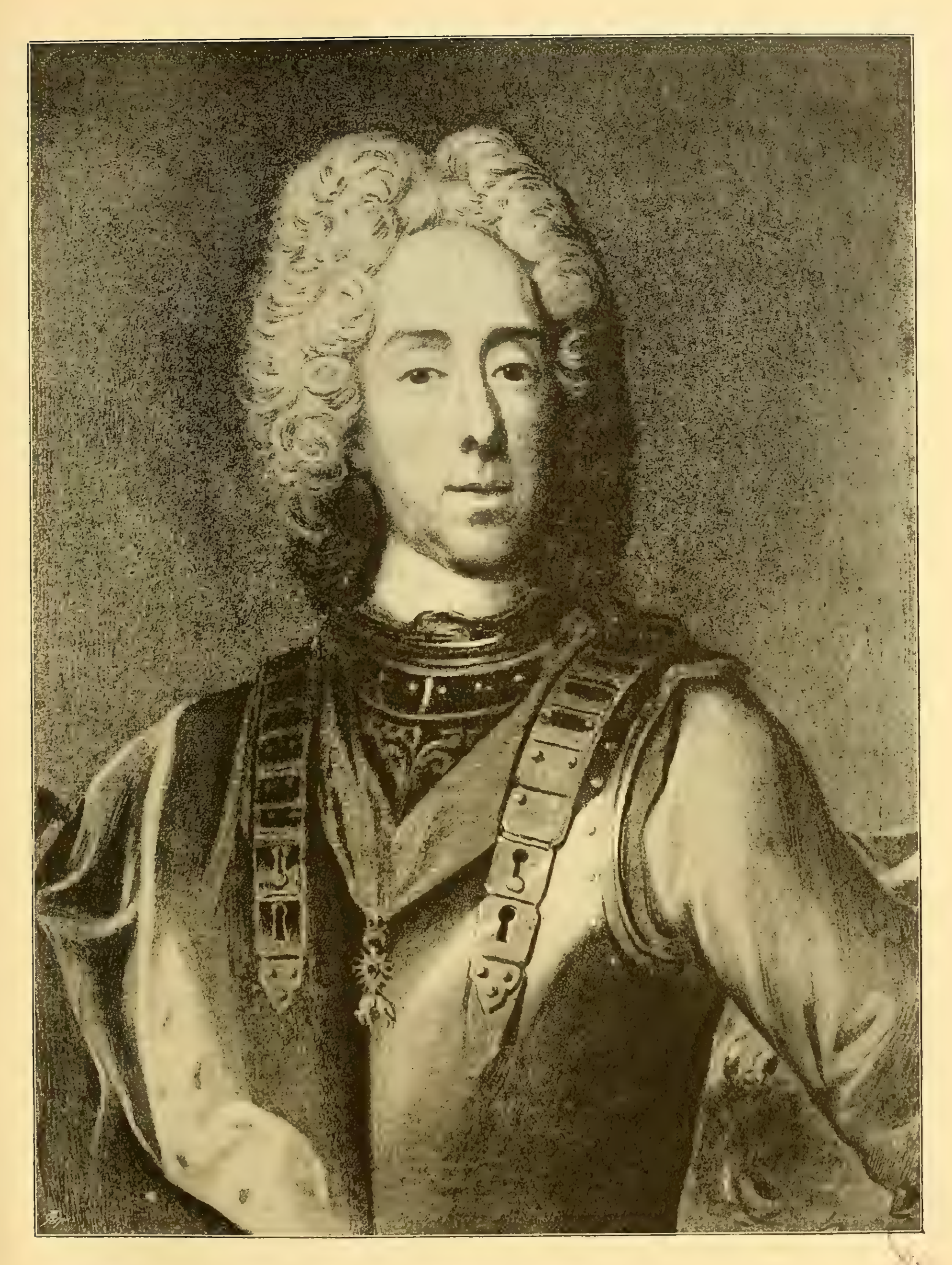
Die Mißerfolge der Verbündeten in den ersten drei Kriegsjahren vereitelten auch die von mancher Seite genährte Hoffnung, den gefährlichen Aufstand der Hugenotten in den Cevennen gegen Ludwig XIV. benutzen zu können. Zur Verzweiflung getrieben durch die fortgesetzten Verfolgungen, erhob sich im Juli 1702 das Landvolk des Gebirges unter Führung des erst zwanzigjährigen, hochbegabten Jean Cavalier, eines einfachen Bäckerburschen; bald schwollen seine Scharen, „Camisarden" (Hemdenleute) nach ihren weißen Leinenkitteln genannt, zu Tausenden an, und erfüllt von verzweifeltem Mute wie von finsterem Fanatismus, brachen sie in die katholischen Ortschaften der Ebene ein, wo sie mit wilder Grausamkeit gegen Priester und Einwohner wüteten; im Beginn des Jahres 1703 erfochten sie sogar einen Sieg unter den Mauern von Nîmes. Mit gleicher Grausamkeit vergalt ihnen Marschall Montrevel an der Spitze eines Heeres von 60000 Mann; 466 Dörfer ließ er niederbrennen, 20000 Menschen ins Elend treiben, Hunderte zum Tode verurteilen, aber er vermochte die Camisarden nicht zu bezwingen, und schon zeigten sich englische Agenten und holländische Offiziere unter ihnen. Da sandte Ludwig XIV. den Marschall Villars an Montrevels Stelle (1704). Dieser bewältigte endlich den Aufstand, indem er zahlreiche fliegende Kolonnen durchs Gebirge sandte, alle wichtigen Plätze besetzte und zugleich die sich Unterwerfenden mit Milde behandelte. Da ergab sich Cavalier mit den meisten im Mai 1704 gegen Zusicherung einer Amnestie und Erlaubnis zur Auswanderung; die unbezähmbarsten Fanatiker wurden bis zum Ende des Jahres zumeist vernichtet, eine letzte Zuckung 1705 durch Marschall Berwick niedergeschlagen. Aber das verödete und entvölkerte Gebirgsland der Cevennen predigte noch lange von der Unduldsamkeit Ludwigs XIV. und seiner Geistlichkeit.

Die Entscheidung.
(1704—1709.)

Als das Jahr 1703 zu Ende ging, erschien die Lage der Verbündeten wenig günstig. Nur in den Niederlanden hatten sie einige bescheidene Erfolge aufzuweisen, in Süddeutschland behauptete dagegen Max Emanuel eine höchst bedrohliche Stellung, in Ungarn tobte ein sehr gefährlicher Aufstand, in Oberitalien schwebte Viktor Amadeus in größter Bedrängnis, Spanien hatte Philipp V. einmütig anerkannt, und nur Portugal hatte sich den Verbündeten angeschlossen. In England wankte Marlboroughs Macht. Fiel sie, so trat England wahrscheinlich von der Allianz zurück, und damit brach diese zusammen. Dringend bedurften die Verbündeten also eines großen, entscheidenden Sieges im Felde.

Die Entscheidung in Süddeutschland.

Nirgends war ein solcher so notwendig für den Kaiser, als an der oberen Donau, von wo ihm beständig die größte Gefahr drohte. Deshalb richtete er denn auch ein unmittelbares Hilfegesuch nach London, und als dies gewährt worden war, trennte sich Marlborough von den Holländern in Belgien, die doch zu keinem kräftigen Vor-



Eugenio von Savoy

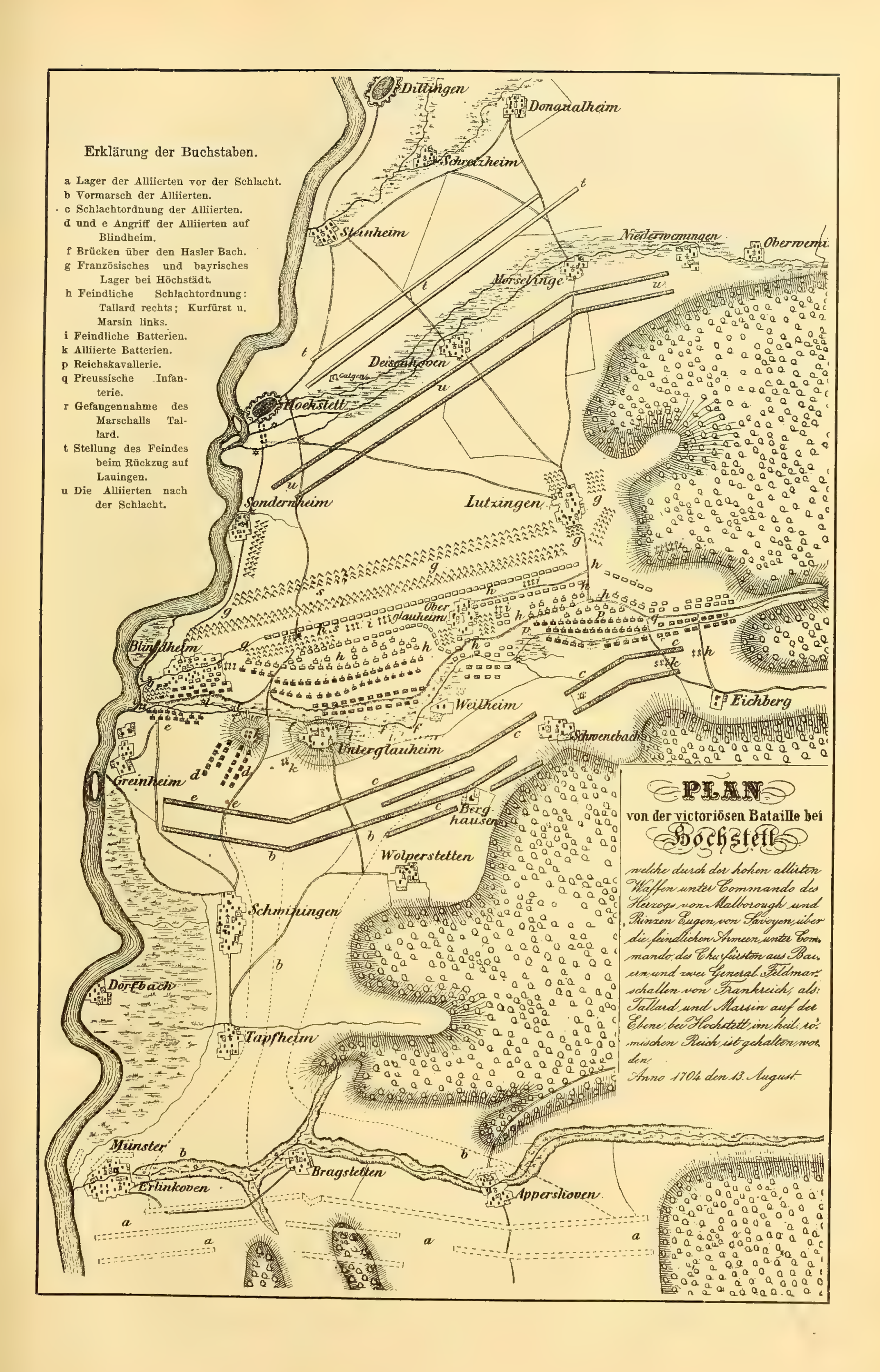
75. Prinz Eugen „der edle Ritter", Oberbefehlshaber der kaiserlichen Heere.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde im Schlosse Gripsholm.

gehen zu bewegen waren, und marschierte mit 25000 Mann nach dem Oberrhein. Hier stand Ludwig von Baden mit nur 36000 statt der verwilligten 80000 Mann Reichstruppen; er vermochte deshalb nicht zu hindern, daß Tallard von Freiburg her durch das Höllenthal den Schwarzwald überschritt und am 18. Mai 1704 bei Villingen seine Vereinigung mit Marsin, Villars' Nachfolger im süddeutschen Heerbefehl, bewerkstelligte. Da erschien Anfang Juni Prinz Eugen in Ludwigs Hauptquartier, und wenige Tage später traf auch Marlborough über Heilbronn in Großheppach ein. Eine Besprechung der drei Feldherren (12. Juni) stellte den Plan für den Sommerfeldzug fest. Während Eugen die Behauptung der nördlichen Schwarzwaldpässe übernahm, gingen Marlborough und Ludwig von Baden gegen Bayern vor. Max Emanuel blieb ihnen zur Seite und ließ den Schellenberg bei Donauwörth verschanzen, um den Donauübergang zu behaupten; da er selbst jedoch mit der Hauptmasse seines Heeres einige Meilen westwärts bei Lauingen stehen blieb, so erstürmten die Verbündeten am 2. Juli den Schellenberg, und verheerend ergossen sich nun ihre Scharen über Bayern. Marlborough wandte sich südwärts gegen Augsburg, Ludwig begann die Belagerung von Ingolstadt und nahm deshalb an den folgenden Ereignissen keinen Anteil. Offenbar aber drängte alles zu einer großen Entscheidung. Denn abermals führte Tallard vom Oberrhein her stattliche Scharen heran und vereinigte sich Anfang August mit dem Kurfürsten und Max Emanuel bei Augsburg; Eugen aber eilte gleichzeitig mit 18000 Mann in kühnem Parallelmarsch nach Donauwörth, um zu Marlborough zu stoßen. Wären nun die Bayern und Franzosen rasch dazwischengekommen, so konnten sie mit Leichtigkeit jeden der beiden Feldherren einzeln schlagen. Wirklich überschritten sie am 10. August bei Lauingen die Donau, und Eugen machte sich auf hartnäckigste Verteidigung seiner Stellung bei Donauwörth gefaßt, bis Marlborough da sei. Doch der gefürchtete Angriff erfolgte nicht, vielmehr blieb das feindliche Heer bei Lauingen stehen, so sehr der Kurfürst vorwärts trieb, und am 11. August abends traf Marlborough bei Eugen ein. Sie zählten zusammen 52—54000 Mann mit 60 Geschützen, die Bayern und Franzosen 56—58000 Mann mit 90 Kanonen.

Schlacht bei Höchstädt (1704).

Indem nun beide Armeen in der breiten Thalebene der Donau gegeneinander rückten, näherten sie sich bereits am 12. August in der Gegend von Höchstädt auf eine Entfernung von zwei Stunden. Am 13. August früh 3 Uhr brachen die Verbündeten auf, rechts am gebirgsartigen Abfalle der schwäbischen Hochebene hin Eugen, links an der Donau Marlborough. Die Franzosen hatten das Dröhnen des feindlichen Generalmarsches deutlich genug gehört, meinten aber, die Gegner wollten nordwärts abziehen, einer Schlacht ausweichen, und wurden über diesen Irrtum erst belehrt, als ihre Vorposten im Morgennebel die Spitzen der feindlichen Heersäulen herankommen sahen.

Im hellsten Sonnenschein, unter den herausfordernden Klängen ihrer Kriegsmusik entfalteten dann beide Teile ihre Schlachtordnung, ein unvergeßlich prächtiger Anblick für alle, die es sahen. Die Franzosen und Bayern bildeten ihre Linie einige hundert Schritt hinter dem Nebelbach, der, vom Gebirge herunterkommend, Lutzingen und Oberglauheim rechts, Unterglauheim links läßt und etwas unterhalb Blindheim (Blenheim) sich in die Donau ergießt. Den rechten Flügel um Blindheim befehligte Tallard, den linken, der sich auf Lutzingen und Oberglauheim stützte, der Kurfürst und Marsin, doch erschienen beide Flügel beinahe als selbständige Heere, denn das Zentrum bestand nur aus Reitermassen ohne jeden Rückhalt von Infanterie. Schwieriger war der Aufmarsch der Verbündeten. Eugen übernahm die Aufgabe, am Rande des Gebirges hin die sehr feste bayrische Stellung zu stürmen, Marlboroughs Truppen entfalteten sich in der Thalebene gegen Oberglauheim und Blindheim, und zwar in vier Treffen, im ersten und dritten die Infanterie, im zweiten und vierten die Reiterei. So begann um Mittag die gewaltige Schlacht. Vier Stunden lang tobte sie ohne Entscheidung. Umsonst stürmten die englischen Bataillone das verschanzte Blindheim, umsonst die Hannoveraner Oberglauheim, im Mitteltreffen prallten drei mächtige Stöße der englischen Schwadronen ab, und



Erklärung der Buchstaben.
a Lager der Alliierten vor der Schlacht.
b Vormarsch der Alliierten.
c Schlachtordnung der Alliierten.
d und e Angriff der Alliierten auf Blindheim.
f Brücken über den Hasler Bach.
g Französisches und bayrisches Lager bei Höchstädt.
h Feindliche Schlachtordnung: Tallard rechts; Kurfürst u. Marsin links.
i Feindliche Batterien.
k Alliierte Batterien.
p Reichskavallerie.
q Preussische Infanterie.
r Gefangennahme des Marschalls Tallard.
t Stellung des Feindes beim Rückzug auf Lauingen.
u Die Alliierten nach der Schlacht.
PLAN
von der victoriösen Bataille bei
Hochstett
welche durch der hohen alliirten
Waffen unter Commando des
Herzogs von Malborough und
Prinzen Eugen von Savoyen über
die feindlichen Armeen unter Com-
mando des Churfürsten aus Bai-
ern und zwei General Feldmar-
schallen von Frankreich, als:
Tallard und Marsin auf der
Ebene bei Hochstett im heil. rö-
mischen Reich ist gehalten wor-
den
Anno 1704 den 13. August.
Dillingen
Donaualheim
Schretzheim
Steinheim
Niederwemingen
Oberwemi
Morselinge
Deisenhoven
Galgen
Hochstett
Sondernheim
Lutzingen
Ober glauheim
Blindheim
Weilheim
Eichberg
Unterglauheim
Schwenebach
Greinheim
Berghausen
Wolperstetten
Schwiningen
Dorfbach
Tapfheim
Münster
Erlinkoven
Bragstetten
Appershoven

auch am rechten Flügel, wo Max Emanuel die Schlacht mit glänzender Bravour leitete, gewannen die tapferen Preußen Leopolds von Dessau nur langsam Boden. Da sahen die Franzosen nach 4 Uhr, während nur das Geschütz herüber und hinüber brüllte, wie sich die ganze englische Schlachtordnung gegenüber ihrem Zentrum unter ihren Augen durcheinander schob, und gegen 5 Uhr war sie verwandelt: in den beiden ersten Treffen stand jetzt die Reiterei, 150 Schwadronen, hinter ihnen die Infanterie. Um 6 Uhr schmetterten die Fanfaren, die Geschwader setzten an. Zweimal hielten zwar noch die französischen Reitermassen des Mitteltreffens den furchtbaren Stoß aus, aber sie fanden keinen Rückhalt am Fußvolk, während die Bataillone der Verbündeten die weichenden Reiter aufnahmen und ihnen Raum ließen, sich neu zu formieren. Da brausten die feindlichen Schwadronen zum drittenmal heran, und jetzt jagten die Franzosen in wilder Flucht nach Norden und Süden auseinander. Ihr Zentrum war zerrissen, eine weite Lücke klaffte zwischen ihren Flügeln; bei dem vergeblichen Bemühen, die fliehenden Massen hinter Höchstädt zu sammeln, wurde Tallard selbst gefangen. In dem Moment erstürmten die Hannoveraner Oberglauheim, und ein preußischer Bajonettangriff trieb die bayrischen Garden über Lutzingen hinaus. Nur dem Schutze der einbrechenden Dunkelheit verdankte der Kurfürst einen leidlichen Rückzug. Die Franzosen in Blindheim aber, von allen Seiten umschlossen, waren ohne Rettung verloren und streckten deshalb am Abend die Waffen, noch 9000 Mann stark.



77 und 78. Denkmünze auf die Schlacht bei Höchstädt am 13. August 1704.
(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen zu Wien.)

Es war der erste und der glänzendste Sieg des ganzen Krieges. Triumphierend meldete Marlborough vom Schlachtfelde weg durch eine kurze Bleistiftdepesche seiner Gemahlin das Gelingen des Donaufeldzuges, das die wankende Große Allianz aufs neue befestigte und seine eigne Stellung unangreifbar machte. Allerdings zählten auch die Verbündeten 12000 Mann an Toten und Verwundeten, aber von dem feindlichen Heere war die Hälfte tot, verwundet oder gefangen, Gepäck und Geschütz fast ganz verloren. Die Reste kamen erst bei Ulm einigermaßen zur Besinnung; nur der Kurfürst von Bayern, der doch am schwersten getroffen war, blieb umsichtig und gefaßt. Aber zum längeren Ausharren konnte er die Franzosen nicht bewegen. Sie bestanden auf der Räumung Süddeutschlands und gingen, alles in allem nur noch 20000 Mann, über den Rhein zurück. Süddeutschland war befreit.

Feldzüge des Jahres 1705.

Am liebsten hätte Marlborough den glänzenden Sieg nun noch ausgenützt zum Einfall in Frankreich, aber die deutschen Generale begnügten sich mit der Einnahme von Landau (25. November), und Marlborough konnte den geplanten Feldzug nur durch die Überrumpelung von Trier und die Eroberung des starken Trarbach vorbereiten. Als er dann im Jahre 1705 an der Mosel aufwärts rückte, fand er Villars in fester Verteidigungsstellung bei Sierck, entschlossen, nur die Grenzen Frankreichs zu decken. Deshalb kam es auch nicht zu der allgemein erwarteten Schlacht. Vielmehr wandten sich die Engländer wieder nach den Niederlanden, wo inzwischen die Franzosen die Belagerung von Lüttich unternommen hatten. Marlborough zwang sie jedoch zum Rückzuge in eine feste Stellung hinter der Dyle zur Deckung von Löwen, Brüssel und Antwerpen.



le Pr. et Duc de Marlborough

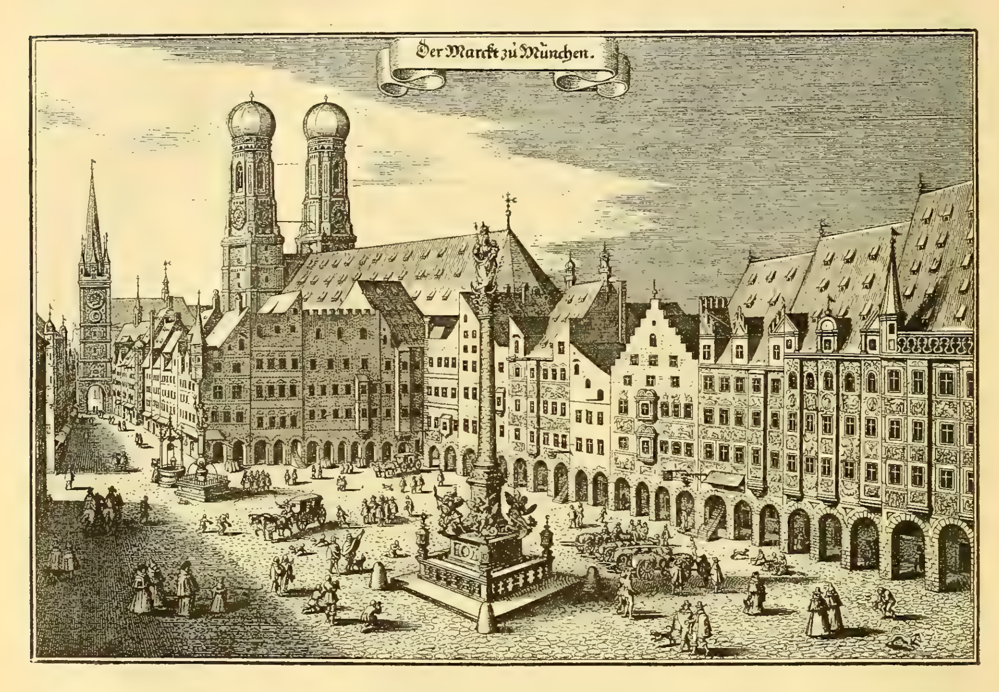
79. John Churchill, Herzog von Marlborough.

Gemälde von Adrian van der Werff.

Nach einer Photographie von Ad Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Elsaß.

Der Aufstand in Bayern.

Einen kräftigeren Angriff auf Frankreich verhinderten im Jahre 1705 auch bedenkliche Unruhen in Bayern. Nach der Schlacht bei Höchstädt behandelte der Kaiser das Land als ein erobertes. Der Kurfürstin blieben nur die Einkünfte einiger Ämter und die Residenz in München, die Bevölkerung wurde mit Kriegssteuern überlastet und auch durch die einquartierten Truppen, meist protestantische Reichskontingente, arg mitgenommen. Als nun gar noch eine Aushebung von 12000 Mann angeordnet



80. Der Markt zu München zu Anfang des 18. Jahrhunderts.
Nach Merian, „Topographia Bavariae".

wurde, da erhob sich im Oktober 1705 zuerst in der Inngegend ein Aufstand des Landvolkes, der, von entlassenen Soldaten geleitet, sich rasch über ganz Ober- und Niederbayern verbreitete.

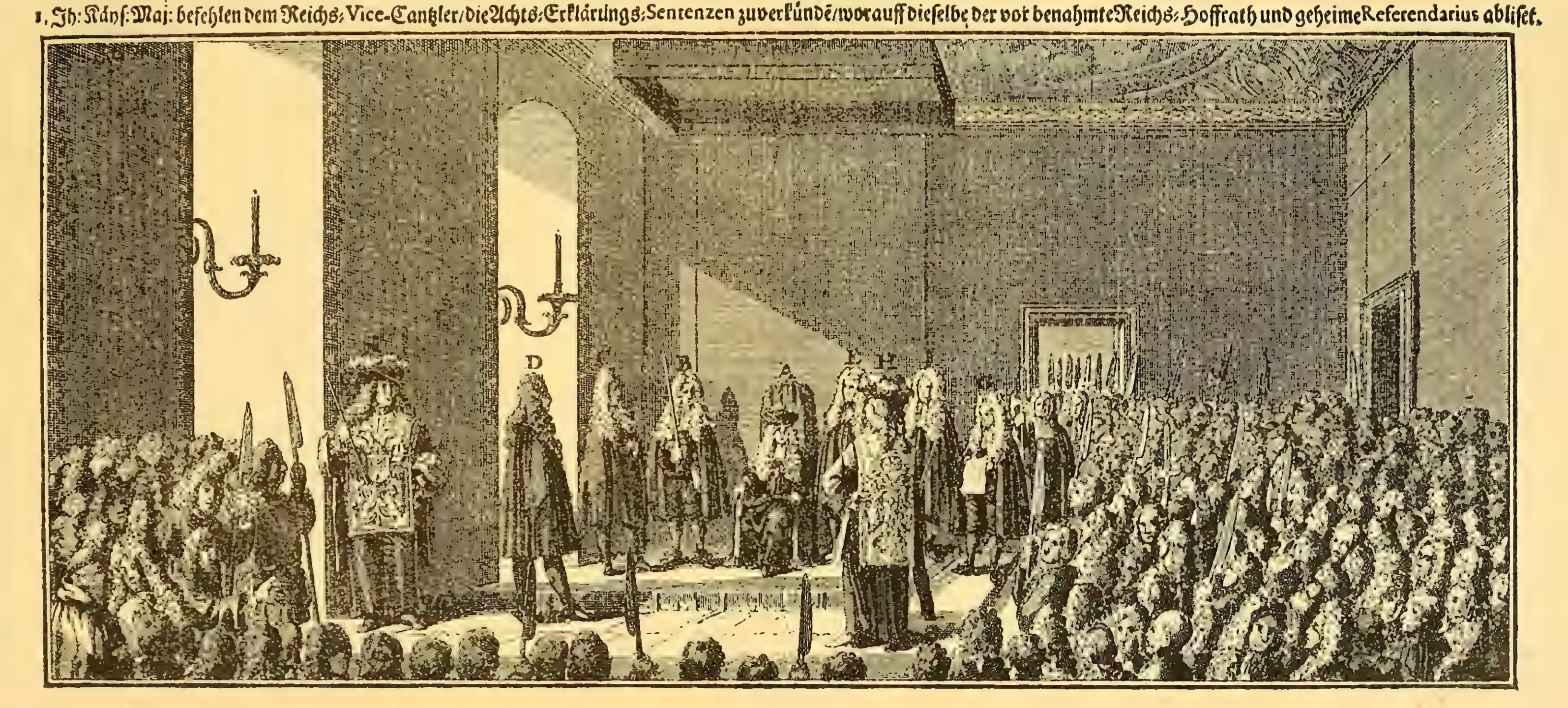
„Lieber bayrisch sterben,
als kaiserlich verderben!"

so klang es damals in den dichten Scharen des Landesaufgebotes. Braunau, Burghausen und Schärding fielen den Bauern in die Hände, ein Angriff auf München, dessen Bürgerschaft sich gleichzeitig erheben sollte, wurde geplant, und wirklich erschienen in der Christnacht des Jahres 1705 die oberbayrischen Landstürmer, etwa 2800 Mann stark, vor der Hauptstadt. Der „rote Turm" am Isarthor fiel in ihre Hände, doch der Angriff auf die Stadt selbst wurde abgeschlagen, der aufständische Haufe nach dem Kirchhofe von Sendling zurückgedrängt und nach heldenmütiger Gegenwehr zur Ergebung gezwungen. Trotzdem wurden die Besiegten zum großen Teil von den erbitterten Kaiserlichen zusammengehauen, und durch massenhafte Hinrichtungen übten diese eine furchtbare Rache an den Gefangenen. Doch machte erst die Erstürmung von Braunau (Januar 1706) der Erhebung ein Ende. Das bayrische Volk hat ihr Gedächtnis treulich bewahrt und ihr in der sagenhaften Gestalt des riesenstarken Schmiedes Balthasar (Balthes) Mayr von Kochel, der das Löwenbanner schwingend

Abbildung / welcher Gestalt von Ihro Käyserl: Majestät / die Achts-Erklärung wider die beede Gebrüder / und gewesene Chur-Fürsten von Cölln und Bayrn / auff dem Ritter-Saal / den 29. April / Anno 1706. in Wienn vorgenommen / und vollzogen worden.

A. Ihro Käyserl: Majestät. B. Der Obrist-Hof-Marschall (Titul) Herr Graff Carl zu Waldstein. C. Käyserl: Obrist-Hofmeister / Ihro Durchl: Herr Carl Theodor Otto Fürst von Salm / rc. D. Käyserl: Hartschier-Hauptmann (Titul) Herr Maximilian Guidobald Graf von Martiniz / rc. E. Käyserl: Obrist-Cammerer (Titul) Herr Leopold Johann Donat Trautson / Graf zu Falckenstein / rc. F. Käyserl: Reichs Vice-Cantzler (Titul) Herr Friderich Carl Graf von Schönborn / rc. G. Käyserl: Reichs-Hof-Rath und Geheimer Referendarius (Titul) Herr Caspar Florentz von Consbruch / rc. H. Die Reichs-Herolde.

I. Ih: Käys: Maj: befehlen dem Reichs-Vice-Cantzler / die Achts-Erklärungs-Sentenzen zuverkündē / worauff dieselbe der vor benahmte Reichs-Hoffrath und geheime Referendarius abliset.



Kaiser Joseph I. erklärt die Reichsacht wider die Kurfürsten Joseph Clemens von Köln und Max Emanuel von Bayern.

Faksimile eines gleichzeitigen Kupferstichs.



auf dem Sendlinger Kirchhofe fiel, auch einen volkstümlichen Helden verliehen. Nach Niederwerfung des Aufruhrs verhing der Kaiser mit Zustimmung des Reichstages die Acht über Max Emanuel und den Erzbischof von Köln (April 1706); die Oberpfalz fiel an die Kurpfalz zurück, die damit auch ihren alten Platz im Kurfürstenrate wieder einnahm, das Gebiet rechts des Inn wurde zu Oberösterreich geschlagen. Es schien mit der alten Selbständigkeit und Bedeutung Bayerns zu Ende zu gehen.

Entscheidung in den Niederlanden.

Die Stellung der Habsburger wurde durch die Erfolge der nächsten Jahre in ungeahnter Weise befestigt. Zuerst über die spanischen Niederlande fiel die Entscheidung. Ermutigt durch ihren glücklichen Widerstand im Jahre 1705, gingen hier die Franzosen im Jahre 1706 über ihre Verschanzungen hinaus vor. Diese Bewegung wurde ihnen verhängnisvoll. Denn Marlborough griff sie am 23. Mai bei Ramillies, nördlich von Gembloux, mit 56000 Mann und 100 Geschützen an. Villeroi hatte die Hauptmasse seines Heeres von 60000 Mann auf dem linken Flügel in einer fast unangreifbaren Stellung vereinigt, weil er hier den Hauptstoß erwartete; den rechten dagegen, der wesentlich aus Reiterei bestand, so wenig gedeckt aufgestellt, daß er leicht umgangen werden konnte. Daher beschäftigte Marlborough den rechten Flügel durch Scheinangriffe und brachte dann dem linken, der vom andern nicht rechtzeitig unterstützt werden konnte, eine vernichtende Niederlage bei. Da er nur einen Teil seiner Truppen im Feuer gehabt und daher nur mäßige Verluste (3600 Mann auf 56000 Mann) erlitten hatte, so konnte er diesmal eine kräftige Verfolgung einleiten und den Sieg wirklich ausbeuten. Schon am 25. Mai fiel Löwen, und da die Franzosen nicht einmal die Scheldelinie hielten, sondern bis hinter die Lys zurückwichen, so ergaben sich rasch hintereinander Mecheln, Brüssel, Gent, Brügge, Antwerpen, Oudenarde, und das Land huldigte dem Erzherzog Karl als seinem rechtmäßigen Herrn.

Sieg der Kaiserlichen in Italien.

Wenige Monate später endete mit einem ähnlichen durchschlagenden Erfolge der Krieg in Oberitalien. Mit Mühe behauptete sich hier seit Anfang des Jahres 1704 Viktor Amadeus gegen die französische Übermacht unter Vendôme. Seine Festungen hatte er fast alle verloren, seine Hauptstadt Turin wurde belagert, und einen Versuch Eugens, im Sommer 1705 zu ihrem Entsatze zu marschieren, vereitelte die erfolglose Schlacht bei Cassano an der Adda (16. August), wo unter den Klängen des Dessauer Marsches zum erstenmal die blauen preußischen Bataillone in Italien fochten und ihr Führer, der kühne Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, sich zuerst seinen Ruhm verdiente. So war die Lage noch im Beginn des Feldzuges von 1706. Das eine französische Heer unter dem Herzog de la Feuillade belagerte abermals das von Graf Daun verteidigte Turin, das zweite stand an der unteren Etsch. Doch in dem Moment, wo Eugen, verstärkt durch preußische, sächsische, pfälzische und hessische Truppen, sein Hauptquartier in Verona genommen hatte und die Franzosen bereits hinter den Mincio drängte, erhielt Vendôme die Weisung, den Oberbefehl an der durch die Niederlage von Ramillies schwer gefährdeten Nordostgrenze Frankreichs zu übernehmen. Ihn ersetzte der Herzog von Orléans, der Sohn der Elisabeth Charlotte, ein junger Mann ohne jede Kriegserfahrung und beraten durch Marsin, der seit dem Tage von Höchstädt das rechte Selbstvertrauen verloren hatte und jetzt obendrein von der fixen Idee besessen wurde, daß er in diesem Feldzuge umkommen werde. Statt deshalb am Mincio die Schlacht anzunehmen, trat die französische Armee den Rückzug über Mailand in der Richtung auf Turin an und rüstete sich, übrigens gegen den Wunsch des Herzogs von Orléans, durch die Vereinigung mit dem Belagerungsheer 30000 Mann stark, den Angriff des kaiserlichen Heeres westlich von Turin in ausgedehnten verschanzten Stellungen zwischen der Dora riparia und Stura zu erwarten, statt ihm ins freie Feld entgegenzugehen. Ungestört durch die Gegner vereinigte sich Prinz Eugen,

A. Franz. Belagerungslinien.
B. Artilleriepark.
C. Brücken über Dora und Po.
D. Laufgräben } gegen die Citadelle.
E. Parallelen }
F. Erste Stellung der franz. Batterien.
G. Zweite Stellung der franz. Batterien.
H. Dritte Stellung der franz. Batterien.
I. Angriff auf die Schanzen.
L. Angriff auf den bedeckten Weg.
M. Verbindung der Laufgräben und Seitenschanzen.
N. Breschen und eroberte Werke.
O. Neue franz. Befestigung von den Alliierten angegriffen am 7. Sept.
P. Rechter Flügel an der Stura.
Q. Linker Flügel an der Dora.
R. Meierhöfe, bei denen sich die Franzosen neu formierten.
S. Flucht der Franzosen auf Pignerolo zu.
T. Schlachtordnung der Alliierten.

1. Angriffsfront der Stadt.
2. Angriffsfront der Citadelle.
3. Neue Befestigungen.
4. Bastion und Schanzen.
5. Hornwerk und Schanze.
6. Befestigungen zum Schutze des Thals.
7. Schanze am Zusammenfluss des Po und der Dora.
8. Grosses Werk zum Schutze der Povorstadt.
9. Befestigungen der königl. Weinberge.
10. Erdwerke.
11. Bastion und Ravelin S. Lazar }
12. Bastion und Schanze V. Amadeus }
13. Hilfsschanzen }
14. Bastion S. Moritz } der Citadelle.
15. Bastion und Halbmond }
16. Grosse Befestigung im Innern }

81. Plan der Belagerung und des Entsatzes von Turin am 7. September 1706. Nach Arneth, „Prinz Eugen"

der den Franzosen parallel südlich des Po marschiert war, dann den Tanaro überschritten hatte und Turin im Süden umging, am 1. September mit Viktor Amadeus und führte am 7. September seine Kolonnen, 24000 Mann und 6000 Pferde, unter dem heftigen Geschützfeuer der Franzosen von Westen her zum Angriff. Zuerst am linken Flügel erstürmten die Bataillone Leopolds von Dessau die hartnäckig verteidigten Schanzen an der Stura. Dann entschied sich der Kampf auf der ganzen Linie durch das Vorgehen des Herzogs Viktor Amadeus gegen das feindliche Zentrum, und ein Ausfall Dauns verwandelte den Rückzug der Franzosen in verwirrte Flucht. Statt nun dem geschlagenen Heere einen festen Rückhalt zu bieten, verlor Feuillade, der Kommandeur des Belagerungsheeres, völlig die Besinnung und ordnete den überstürzten Rückzug auch seiner Truppen nach Osten hin über den Po, also nach den lombardischen Festungen an. Wirklich überschritten die Franzosen, allerdings mit Aufopferung ihres Lagergeräts, den Po. Allein auf die falsche Nachricht hin, diese Straßen seien schon im Besitze des Feindes, bogen sie dann doch nach Westen um und gingen auf Pinerolo zurück. Ihr ganzes Lager fiel den Verbündeten in die Hände, Marsin war tot, Orléans schwer verwundet. Um 1 Uhr bereits war der Kampf zu Ende, um 4 Uhr zog Viktor Amadeus, ihm zur Seite Prinz Eugen, durch die Porta del Popolo, das heutige Siegesthor, unter dem Geläute aller Glocken und dem Jubel der Einwohner in seine befreite Hauptstadt ein. Damit war der Kampf in Oberitalien im wesentlichen zu Ende. Orléans führte die Trümmer seines Heeres nach Frankreich zurück, Novara und Pavia entwaffneten ihre französisch-spanische Besatzung, und Mailand empfing am 26. September den siegreichen Prinzen Eugen jubelnd als Befreier. Die noch übrigen Plätze überlieferten die Franzosen gegen freien Abzug. Nachdem dann im Juli 1707 der kaiserliche General Daun auch Neapel fast ohne Schwertstreich besetzt hatte — nur Gaëta fiel erst nach längerer Gegenwehr — war die Eroberung des spanischen Italien für die Habsburger vollendet.

Kaiser Joseph I.

Diese Waffenerfolge umgaben die junge Regierung des Kaisers Joseph I. (1705—11), der am 5. Mai 1705 seinem Vater Leopold I. gefolgt war, mit strahlendem Glanze. Er war als erster Sohn Leopolds aus dessen dritter Ehe mit Therese von Pfalz-Neuburg am 26. Juli 1678 geboren und hatte eine sorgfältige Erziehung erhalten, die seine gute Begabung entwickelte und ihm unter anderm die Herrschaft über sieben Sprachen (darunter auch das Tschechische und Ungarische) verschaffte. Schon seit 1687 trug er die Krone von Ungarn, seit 1690 die des römischen Königs. Als der Spanische Erbfolgekrieg ausbrach, drängte er auf energische Kriegführung und unterstützte nach Kräften den Prinzen Eugen gegen die älteren Räte des Vaters. Der Tod desselben machte ihm dann freie Bahn. Prinz Eugen hatte sein vollständiges Vertrauen; neben ihm stand als Führer des kaiserlichen Kabinetts und „Premierminister“ der Fürst von Salm, als persönlicher Vertrauter der Jugendfreund des Kaisers, Leopold Matthias Graf von Lamberg. Seinem Vater körperlich wie geistig ganz unähnlich, von mittlerer Größe, aber schlank gewachsen und von kräftigem Bau, lebhaft, feurig, durchdrungen von dem Bewußtsein seiner fürstlichen und kaiserlichen Würde, auch in kirchlicher Beziehung selbständiger und von seinen Beichtvätern daher weniger abhängig, ließ er ein straffes, monarchisches Regiment und thatkräftige Verfolgung seiner Ziele erwarten.

Joseph I. gegenüber Rom.

Unter den ersten, die dies zu fühlen bekamen, war Papst Clemens XI. (1700—1721), aus dem urbinatischen Hause der Albani. Seitdem die Habsburger die frühere Macht Spaniens auf der Halbinsel gewonnen hatten, stand ihnen das Papsttum ebenso feindlich gegenüber wie seiner Zeit den Spaniern und neigte sich zu Frankreich. Bereits die Kriegssteuern, die Eugen zum Unterhalt seines Heeres in

Parma und Piacenza erhob, hatten Papst Clemens XI. zu einem Protest veranlaßt, weil auch die Geistlichkeit zu jenen Leistungen herangezogen worden und die Lande päpstliche Lehen seien. Joseph I. antwortete darauf mit der Besetzung Commacchios als eines Reichslehens (Mai 1708). Dazu kam jetzt die Zusicherung des Kaisers an die Neapolitaner, daß alle kirchliche Ämter nur an Landesangehörige verliehen werden sollten, was wiederum Clemens XI. als Eingriff in seine Rechte betrachtete. Von



82. Kaiser Joseph I.
Nach dem Gemälde von F. Stampart gestochen von J. A. Pfeffel.

scharfen Schreiben und Gegenschreiben gingen beide Teile zur Anwendung der Waffen über. Aber das eilig zusammengeraffte buntscheckige Heer des Papstes, 30000 Mann, hielt nirgends stand, als die Kaiserlichen unter Daun, teilweise deutsch-protestantische Regimenter, von Norden und Süden her im Kirchenstaate einmarschierten, die Romagna und Ancona besetzten (November 1708), sogar Rom bedrohten. Da Rom von keiner Seite, auch von Frankreich nicht, auf Beistand zu rechnen hatte, so beeilte sich Clemens XI., am 15. Januar 1709 seinen Frieden mit dem Kaiser zu schließen. Er erkannte Karl III. als König von Spanien an, räumte den Kaiserlichen das



83. Ungarischer Husarenoffizier.

Nach einem Kupferstiche von Gaspar Luyken bei Abraham a S. Clara, „Weltgalerie". Nürnberg 1703.

Durchzugsrecht nach Neapel ein und setzte seine Armee auf 5000 Mann herab. Dagegen räumte der Kaiser den Kirchenstaat und versprach, die Streitfragen über Parma, Piacenza und Commacchio einem gemischten Schiedsgericht zu unterwerfen. Auch hier behaupteten also die Habsburger die Oberhand.

Kaiser Joseph I. und der ungarische Aufstand.

Diese Siege konnten auch auf das Verhältnis des Hauses Habsburg zu Ungarn nicht ohne Rückwirkung bleiben. In den Jahren 1704—5 hatte der ungarische Aufstand, von den Franzosen heimlich gefördert, rasch genug Boden gewonnen. Auch die Siebenbürger schlossen sich ihm teilweise an, nur nicht die dortigen Sachsen, und riefen in Weißenburg Franz Rákóczy zum Fürsten aus (6. Juli 1704), und im nördlichen und östlichen Ungarn bildeten auf dem Tage von Szécsen (September 1705) die Anhänger des Fürsten eine „Konföderation“, deren Ziel eine Art ungarischer Adelsrepublik unter einem machtlosen habsburgischen Titularkönig, etwa nach polnischem Muster war. Sie dachten dabei an den damaligen römischen König Joseph, und wirklich trat dieser schon damals im Rate seines Vaters für rasche Beendigung der ungarischen Unruhen durch billige Zugeständnisse ein. Als Joseph den Thron bestiegen hatte, bot er die Hand zum Ausgleich, und Franz Rákóczy richtete am 8. Juli 1705 ein Schreiben an ihn, das die friedfertigsten Gesinnungen beteuerte. Thatsächlich erschienen freilich dem Kaiser die Forderungen der ungarischen Konföderation als ganz unannehmbar, da ihre Erfüllung den Verzicht auf alles seit 1687 Errungene in sich schloß. Der Krieg ging also fort, und zwar mit günstigem Erfolge für die habsburgische Sache. Der glänzende Sieg des Generals Herbeville beim Zsibopaß an der siebenbürgischen Grenze (11. November 1705) sicherte dem Kaiser in wenigen Wochen Siebenbürgen. Um die dadurch gedrückte Stimmung zu benutzen, begann Joseph I. im Winter 1705—6 Verhandlungen in Tyrnau unter der Vermittelung der Seemächte und versprach in einem Manifest die Beobachtung der althergebrachten Rechte und Freiheiten Ungarns (20. Januar 1706), in einem zweiten Amnestie für alle, die zu seinen Generalen übertreten würden. Diese Kundgebungen blieben auch keineswegs ohne Erfolg, zumal die offenbare Willkür und der harte Steuerdruck der Adelsherrschaft die Bevölkerung und namentlich die deutschen Städte Oberungarns zur Verzweiflung trieben. Aber der Trotz der ungarischen Opposition hielt an der unannehmbaren Forderung der Wahlmonarchie fest, und mit dem Ablaufe des Waffenstillstandes am 24. Juli 1706 begann der Kampf aufs neue. Die Kaiserlichen vermochten zunächst kaum ihre Grenzen zu decken und verloren vorübergehend sogar Gran. Diese Erfolge und die trotzdem wachsende innere Unzufriedenheit trieben Rákóczy zum Äußersten; auf dem Konföderationstage von Onód (Mai 1707) ließ er mehrere der angesehensten Männer niedermachen oder hinrichten und setzte die förmliche Erklärung des Abfalls vom Hause Habsburg durch (22. Juni). Doch der Protest der beiden ungarischen Erzbischöfe und sämtlicher Bischöfe, einer großen Anzahl von Magnaten und von zwölf Freistädten gegen diese Beschlüsse bewies, daß Rákóczy kein Recht habe, sich für den Vertreter der ungarischen Nation zu halten, und Heisters Sieg bei Trencsin (August 1708) sprengte Rákóczys Heer völlig auseinander. Seitdem suchten allmählich Magnaten und Städte ihren Frieden mit dem Kaiser, nur nicht Rákóczy und seine nächsten Anhänger. Die letzten Aufständischen unterwarfen sich endlich gegen unbeschränkte Amnestie und Zusicherung der alten kirchlichen wie politischen Rechte Ungarns auf dem Konvente von Szathmár (April 1711). So endete die ungarische Revolution, die letzte auf anderthalb Jahrhunderte, mit der Behauptung des Landes durch die Habsburger, aber auch mit dem Verzicht auf den Gedanken, die gesamte Ländermasse, die ihnen gehorchte, in einen einheitlichen Staat zu verwandeln.

Feldzüge in Spanien (1704—1707).

Während die französischen Heere aus den spanischen Nebenlanden überall zurückwichen, behaupteten sich die bourbonischen Waffen siegreich im Kernlande der Monarchie, weil ihnen hier eine tiefgehende Volksbewegung Rückhalt gab. Erst am 8. März 1704 erschien Erzherzog Karl, dürftig ausgerüstet, an Bord einer englisch-holländischen Flotte in Lissabon. Aber hier gestaltete sich seine Lage wenig tröstlich. Die Portugiesen blickten mit Abneigung auf die ketzerischen Hilfstruppen, ihre unfähigen Offiziere voll Neid auf die besser gerüsteten Bundesgenossen. Karl selbst, ein arbeitsamer und streng-



84. Karl III., König von Spanien (der spätere Kaiser Karl VI.).
Nach dem Gemälde von F. Stampart gestochen von P. van Gunst.

sittlicher, aber noch sehr junger Herr (geb. 1. Oktober 1685), besaß weder Erfahrung in großen Geschäften, noch Selbständigkeit des Urteils, wurde vielmehr noch immer wesentlich von seinem herrischen Erzieher, dem Fürsten Liechtenstein, geleitet. So kam es, daß das spanische Heer unter Marschall Berwick, einem natürlichen Sohne Karls II. von England, statt den Angriff der Verbündeten abzuwarten, selbst in Portugal eindrang, bis die Junihitze es zum Abzuge nötigte. Nur an einer Stelle gelang den Engländern ein bedeutender Erfolg. Am 4. August 1704 nahmen Admiral Rooke und Prinz Georg von Hessen-Darmstadt die unbezwingliche Felsenfestung Gibraltar

durch einen kecken Handstreich; aber sie ergriffen davon Besitz nicht in Karls III. Namen als Königs von Spanien, sondern für England, das damit den Anfang machte zur Begründung seiner Herrschaft im Mittelmeer. Mehrere Versuche der Spanier und Franzosen im Sommer 1704 und im Winter 1704—5, den Platz wiederzunehmen, dort die unentschiedene Seeschlacht vor Malaga, die am 24. August 1704 der Graf von Toulouse, ein natürlicher Sohn Ludwigs XIV. und der Montespan,



85. Charles Mordaunt Graf von Peterborough.
Nach dem Gemälde von Dahl gestochen von W. F. Fry.

den Verbündeten lieferte, hier der stürmische Angriff des Marschalls Tessé von der Landseite her, scheiterten, der letztere an der tapferen Gegenwehr Georgs von Hessen-Darmstadt.

Katalonien für Karl III.

Für Karls Sache eröffneten sich günstigere Aussichten erst durch die Unzufriedenheit Kataloniens mit Philipps V. Regierung, der die Hoffnung der Landschaft, ihre alten Sonderrechte (Fueros), die ihnen Philipp IV. entrissen, wiederzuerhalten, nicht erfüllt hatte. Darauf bauend nahm der neue englische Oberbefehlshaber, der hochherzige, kühne und begabte Lord Peterborough, Karl III. und den Prinzen Georg an Bord und segelte nach der spanischen Ostküste. In Denia (Valencia) gelandet, ließ er Karl zum König von Spanien ausrufen (11. August 1705), darauf nahm

er durch verwegenen Angriff die hochragende Bergfestung Montjuy über Barcelona, wobei Georg von Hessen-Darmstadt fiel, und zwang die bourbonische Besatzung zum Abzuge; am 24. Oktober empfing Karl die Huldigung seiner katalonischen Hauptstadt. Und nun erhob sich das Volk in ganz Katalonien, Aragonien und Valencia; unter



86. Spanischer Offizier.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche in Abraham a S. Clara, „Weltgalerie". Nürnberg 1703.

blutigen Szenen stürzte es allerorten die bisherigen Behörden, sobald sie sich nicht sofort der neuen Regierung anschlossen, und setzte revolutionäre Ausschüsse (Juntas) an ihre Stelle. Erst durch diese Erhebung der aragonischen Lande faßte der Habsburger wirklich Fuß in Spanien. Der europäische Krieg aber wurde dadurch gleichzeitig zu einem spanischen Bürgerkriege zwischen Kastilianern und Katalanen, die um die Behauptung ihrer alten Sonderrechte erbittert fochten.

Feldzüge gegen Kastilien (1706 u. 1707).

Um so größere Anstrengungen machte die Regierung in Madrid, jene abtrünnigen Provinzen wieder zu bemeistern. Ein kastilianisch-französisches Heer von 18000 Mann unter Marschall Tessé schloß im Frühjahre 1706 Barcelona ein, eine französische Flotte unter dem Grafen von Toulouse sperrte die Seeseite, und schon war das beherrschende Fort Montjuy in den Händen der Franzosen, und die Lage Karls III. wurde bedenklich, als die Ankunft eines englischen Geschwaders die Aufhebung der Belagerung und den Rückzug Tessés erzwang (6. Mai 1706). Nun rückten die feindlichen Heere von beiden Seiten in Kastilien ein, und da Berwick ihnen nicht mehr als 10000 Mann entgegenzustellen hatte, besetzten sie bereits am 2. Juli Madrid. Philipp V. war mit seinem Hofe und den höchsten Beamten nach Burgos geflüchtet. Aber leidenschaftlich flammte da der Stolz der Kastilianer gegen die ketzerischen Fremden und die aufständischen Katalonier empor, die ihnen einen König aufzwingen wollten. Scharenweise strömten die Freiwilligen unter Berwicks Fahnen, Madrid erhob sich gegen die fremde Besatzung, und im September mußten die Verbündeten Kastilien räumen, aber den Rückweg nach Südosten, nach Valencia, einschlagen, da ihnen der Weg nach Westen durch die spanischen Streifscharen gesperrt wurde. Triumphierend zog nun Philipp V. am 27. Oktober wieder in seiner Hauptstadt ein, fester als jemals vorher mit seinem Volke verbunden. Einen zweiten Angriff des habsburgischen Heeres von Valencia her wies der Marschall Berwick wenige Stunden von der kastilischen Grenze bei Almanza zurück (25. April 1707).

So war Karls III. Herrschaft durchaus auf die aragonesischen Landschaften beschränkt. Kastilien blieb den Verbündeten unbezwinglich, weil die Bevölkerung opferwillig ihren König stützte. Dieselbe Erfahrung ergab sich aus einem Angriff auf Südfrankreich, ein Unternehmen, das mehr dem Interesse der englischen Herrschaft über das Mittelmeer als habsburgischen Zwecken diente. Eine englische Flotte erschien mit einem österreichisch-italienischen Heere unter Prinz Eugen und Viktor Amadeus vor Toulon (Ende Juli 1707). Doch die Befestigungen erwiesen sich zu stark, die Kräfte der Belagerer nicht ausreichend, und die benachbarten Landstriche unterstützten das Heer des Marschalls Tessé so kräftig, daß schließlich nichts übrig blieb als der Rückzug (Mitte August). Als zweifelloses Ergebnis der bisherigen Kriegführung stellte sich also heraus, daß die Eroberung der gesamten spanischen Monarchie den Habsburgern ebenso unmöglich sei, wie den Bourbonen die Behauptung der spanischen Nebenlande. Sechs weitere Kriegsjahre haben dieses Resultat lediglich bestätigt.

Vergebliche Friedensverhandlungen.

Unter diesen Umständen dachte endlich auch Ludwig XIV. an Friedensverhandlungen. Er bot während des Jahres 1707 im Haag die Abtretung Spaniens an Karl III., die Belgiens an Holland an, für Philipp V. aber wünschte er nur die spanisch-italienischen Landschaften zu behaupten, außerdem sollte Max Emanuel wieder nach Bayern zurückgeführt werden. Anfangs schienen diese Anträge günstige Aufnahme zu finden. Denn Holland empfand ebenso schwer die Störung des gewohnten Handelsverkehrs durch den Krieg als das rasche Aufsteigen der englischen Marine. Aber weder Österreich noch England wollten von einem Verzicht auf die zuerst erhobenen Ansprüche etwas wissen, vor allem wirkte Marlborough für die Fortsetzung des Krieges im Interesse Englands; ja eine feierliche Kundgebung der Verbündeten hielt ihre ursprüngliche Absicht, dem Hause Habsburg das gesamte spanische Erbe zu verschaffen, aufs bestimmteste fest.

Englisch-schottische Union.

Daß England den Frieden verwarf, macht ein Blick auf die dortigen Zustände sehr erklärlich. Soeben nämlich hatte es die längst geplante „Union", die volle Verschmelzung mit Schottland zu einem Einheitsstaate vollzogen und damit erreicht, woran Jahrhunderte sich vergeblich abgemüht hatten. Nicht äußere Gewalt, wohl

aber der Zwang der Umstände hat dieses große Werk zur Reife gebracht, allem Widerstreben zum Trotz. Ein Sonderdasein Schottlands war in der That unmöglich geworden. Nicht bloß war das Land von leidenschaftlichen Parteiungen kirchlicher und politischer Art zerrissen, die zum Teil in der verschiedenen Nationalität seiner Bewohner wurzelten, sondern es sah sich auch von allen Vorteilen des englischen Verkehrs und der englischen Kolonisation ausgeschlossen, somit unausbleiblich zum wirtschaftlichen Stillstande, also zum Rückgange verurteilt. Ja wenn es nicht gelang, die protestantische Thronfolge in Schottland so zu ordnen, wie sie England schon geordnet hatte, so drohte der Versuch einer jakobitischen Reaktion, die in den noch sehr zahlreichen Anhängern der Stuarts, vor allem in den Hochländern, eine feste Stütze finden mußte und wahrscheinlich zunächst glückte, Schottland aber nur in neue unabsehbare Wirren mit England stürzte. Vor solchen Gefahren konnte nur die volle Vereinigung beider Reiche zu einem Einheitsstaate retten. Dem widerstrebten freilich noch schottischer Stolz und englischer Eigennutz, und gegen Anfang des Jahres 1705 standen sich Schotten und Engländer sogar so feindlich gegenüber, daß ein kriegerischer Zusammenstoß nicht außer Rechnung blieb. Da war es der neue Vizekönig von Schottland, der Herzog von Argyle, der Urenkel des alten Gegners der Stuarts (s. Bd. VI, S. 504), der reichste Grundherr des Landes, ein eifriger Presbyterianer und Whig, der allmählich die Anhänger der Union um sich versammelte. Nach heißen Debatten, in denen mit dieser Partei die Jakobiten und Männer wie Lord Belhaven und Fletcher, die Verfechter einer im Grunde genommen republikanischen Staatsordnung, aufs heftigste zusammenstießen, siegten endlich die Unionisten über die zwiespältigen Gegner, und so beschloß das schottische Parlament, einen Ausschuß zur Beratung der Union niederzusetzen (12. September 1705). In langen Verhandlungen mit einem Ausschuß des englischen Parlaments, der den Schotten, eben weil sie die schwächeren waren, ein echt staatsmännisches Entgegenkommen bewies, stellte dieser den Entwurf zur Union in 23 Artikeln auf. Dieser fand zuerst Annahme im letzten schottischen Parlament (27. Januar 1707), dann auch im englischen Parlament, und am 17. März 1707 konnte die Königin Anna diesem verkünden, daß der Entwurf zum Gesetz geworden sei und ein Reichsverband vom 1. Mai an beide Völker umschließen werde. Die Union stellte rechtlich Engländer und Schotten völlig gleich, sie gewährte diesen vollen Anteil am englischen Handel und verband beide Länder zu einem einheitlichen Zollgebiet, wogegen die Schotten nur einen geringen Teil der englischen Staatsschuld übernahmen. Das gemeinsame Parlament sollte künftig aus 185 erblichen englischen und 16 gewählten schottischen Peers, sowie aus 513 englischen und 45 schottischen Unterhausmitgliedern bestehen. Die Thronfolge war natürlich gemeinsam. Doch sicherten besondere Bestimmungen hüben und drüben („Sicherheitsakte") die schottisch-presbyterianische wie die bischöflich-anglikanische Kirchenverfassung beider Reiche.

Jakobitischer Landungsversuch in Schottland.

So vollzog sich mitten in einem großen europäischen Kriege die Aufrichtung des großbritannischen Einheitsstaates, ein Werk nüchternster Erwägung, nicht auflodernder Begeisterung, aber vielleicht eben deshalb um so dauerhafter, so daß es auch alle Zeit unzerstörbare Geltung behielt. An Widerstand dagegen hat es in Schottland freilich auch nachmals nicht gefehlt. Schon im Jahre 1708 versuchte Jakob (III.), auf die Erregung bauend, die dort der Unionsbeschluß hervorgerufen hatte, mit französischer Hilfe von Dünkirchen her eine Landung. Aber seinen Anschlag auf Edinburg vereitelte die englische Flotte; die Absicht, nach Inverneß zu gehen und von dort die Hochlande aufzuwiegeln, scheiterte an der mangelhaften Kenntnis des gefährlichen Fahrwassers und durch widrige Winde. So kehrte das Geschwader unverrichteter Sache wieder heim.

15*

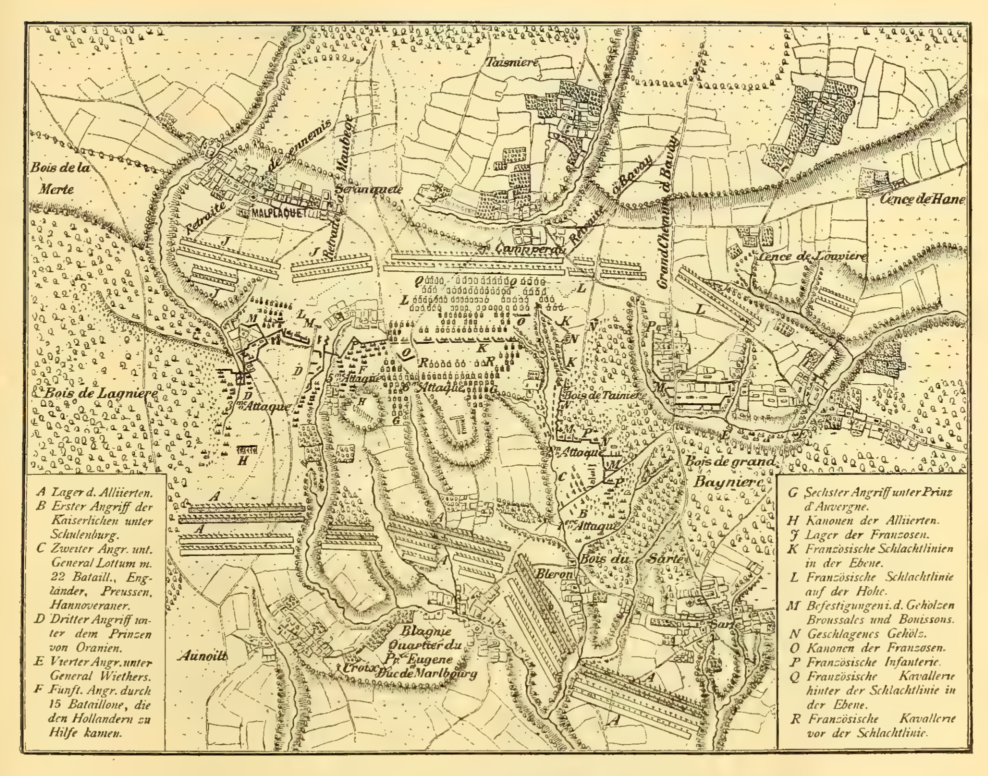
Villars erobert die Stollhofener Linien (1707).

Das vereinigte Großbritannien warf ein verstärktes Gewicht in die Wagschale des europäischen Krieges. Es war dies auch wünschenswert für die Große Allianz, denn auf dem süddeutschen Kriegsschauplatze war im Jahre 1707 dem Grafen Villars ein großer Erfolg gelungen. Seit Jahren hatte hier Ludwig von Baden, da er nur über unzureichende Streitkräfte gebot, in verschanzten Stellungen dafür Ersatz gesucht. Von Philippsburg bis Stollhofen, unweit Rastatt, dehnten sich seine Schanzen in einer Länge von etwa zwölf Stunden längs des Rheins; andre schlossen sich hier an und sperrten die Rheinebene nach dem Gebirge hin ab. Das Ganze galt mit Recht als ein Muster der Befestigungskunst, und wirklich hatten diese Stollhofener Linien jahrelang die Thäler des nördlichen Schwarzwaldes, namentlich die Straßen am Neckar und an der Murg, für die Franzosen gesperrt und das südwestliche Deutschland geschützt. Jetzt war Ludwig am 4. Januar 1707 gestorben, und Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth, früher ein tüchtiger Herr, jetzt aber alt, stumpf und gebrechlich, sein Nachfolger geworden. Da überraschte Villars, bei Stollhofen und Lauterburg in der Nacht des 22. Mai 1707 mit 40000 Mann den Rhein überschreitend, die deutschen Schanzen, und da die Besatzungstruppen kopflos nach Durlach zurückwichen, so bemächtigte er sich ohne Gegenwehr der ganzen Stellung. Schon am Abend des 23. Mai war er in Rastatt, am 8. Juni zog er in Stuttgart ein, seine Reiter streiften bis auf das Schlachtfeld von Höchstädt, und der Markgraf wich bis in die Gegend von Nördlingen zurück. Überall wurden schwere Brandschatzungen und Lieferungen eingetrieben. Erst als der Kurfürst von Hannover den Oberbefehl über das Reichsheer übernahm, wich Villars hinter den Rhein zurück.

Schlacht bei Oudenarde (1708).

In Belgien hatten die Franzosen während des Jahres 1707 unter dem Herzog Heinrich von Vendôme ihre Stellungen zwischen Fleurus und Gembloux gegen Marlborough behauptet. Für das Jahr 1708 aber stellten die Franzosen, nachdem Desmarets ihre Finanzen einigermaßen wieder in Ordnung gebracht hatte, fünf Heere auf, nämlich in Flandern, am Mittelrhein, in dem Dauphiné, in Katalonien und in Kastilien. Auch war der Anfang des belgischen Feldzuges für sie nicht unglücklich. Denn begünstigt von der tiefen Verstimmung der katholischen Belgier über die oft recht harte Verwaltung der kalvinistischen Holländer, nahm Vendôme Brügge und Gent wieder ein, so daß Marlborough das Schlimmste voraussah. Da half abermals Prinz Eugen. Er hatte zunächst Anordnungen für die Verteidigung Süddeutschlands getroffen, wo Kurfürst Ernst August von Hannover den Oberbefehl über das verstärkte Reichsheer führte, und man erwartete deshalb allgemein einen deutschen Vormarsch nach der Saar und der oberen Mosel gegen die Heere des Kurfürsten von Bayern und des Marschalls Berwick, als Eugen, wie Marlborough vier Jahre zuvor nach Schwaben, nach den Niederlanden eilte, um abermals in Gemeinschaft mit dem englischen Feldherrn die Entscheidung herbeizuführen. Und abermals, wie zwei Jahre zuvor in Italien, kam ihm die Unsicherheit der Führung auf französischer Seite zu Hilfe. Neben den erprobten Vendôme als den Oberbefehlshaber hatte Ludwig XIV. seinen ältesten Enkel, den Herzog von Burgund, gestellt, der doch nur widerwillig gehorchte und Vendôme zu peinlichen Rücksichten auf seine Meinung zwang. Ohne etwas voneinander zu wissen, beide auf dem Marsche begriffen, stießen die feindlichen Heere bei Oudenarde an der oberen Schelde, südlich von Gent, aufeinander (11. Juli 1708). Bei raschem Entschluß hätten die Franzosen die augenblicklich schwächeren Gegner überwältigen können, aber der Widerstreit zwischen ihren Befehlshabern verzögerte den Angriff so sehr, daß die Verbündeten Zeit behielten, ihre Schlachtordnung zu entfalten. Und als dann wieder Vendôme dem Herzog von Burgund befahl, mit seinem (linken) Flügel vorzugehen, begann dieser, statt zu gehorchen, sich zu verschanzen und sah dem

Kampfe unthätig zu. Und nun entwickelte sich die Schlacht als eine wenig zusammenhängende Menge einzelner Infanteriegefechte auf sehr durchschnittenem, für die Reiterei ganz ungeeignetem Gelände, bei denen den Verbündeten die größere Selbständigkeit ihrer verschiedenen Heereskontingente zu gute kam. Erst gegen 8 Uhr abends endete die Schlacht mit dem Rückzuge der Franzosen, aber die Dunkelheit verhinderte jede Verfolgung. Trotzdem vermochten sie jetzt den Einmarsch in Frankreich nicht mehr zu hindern: Eugen erschien vor Lille. Noch hoffte Vendôme den Platz zu entsetzen, zumal da Marschall Berwick inzwischen von der Mosel her eingetroffen war; aber



87. Plan der Schlacht bei Malplaquet.
Nach Arneth, „Prinz Eugen".

der Zwiespalt mit diesem und mit dem Herzog von Burgund, den er beriet, vereitelte den Plan, und so ergab sich Lille an die Verbündeten (23. Oktober 1708). Auch Gent und Brügge fielen noch im Dezember wieder in ihre Hand.

Friedensverhandlungen zu Haag.

Die Schläge dieses Jahres waren so empfindlich, daß Ludwig XIV., gebeugt durch sein unaufhörliches Mißgeschick und gedrängt auch durch den Herzog von Burgund, sich abermals zu Friedensanerbietungen entschloß. Im Mai 1709 erschien sein Minister Torcy im Haag und brachte dort mit dem Ratspensionär Heinsius einen vorläufigen Friedensvertrag zustande (28. Mai), nach dem Spanien mit den amerikanischen Besitzungen und allen europäischen Nebenlanden an Karl III. fallen, auch Philipp V. von Frankreich her nicht mehr unterstützt werden sollte. Außerdem gab Frankreich Straßburg, Breisach und Landau heraus, versprach, alle seine Festungen am Oberrhein zu schleifen und an Karl III. Lille, Tournai, Ypern und einige andre Plätze abzutreten (28. Mai). Doch soweit war Ludwigs XIV. Kraft und Stolz noch nicht

gebrochen, daß er solche Bedingungen hätte annehmen mögen, er verwarf sie und baute wieder auf das Glück seiner Waffen. Da folgte nach wenigen Monaten die mörderische Schlacht bei Malplaquet unweit Maubeuge (11. September 1709), dicht an der belgischen Grenze auf französischem Boden. Noch niemals hatten in den Kriegen Ludwigs XIV. so große Massen einander gegenübergestanden. 80000 Franzosen, davon 30000 Reiter, mit 80 Geschützen gegen 100000 Verbündete, davon 40000 Reiter, mit 120 Geschützen. „Bis an die Zähne verschanzt" und durch Waldungen und sehr zerschnittenes Gelände gedeckt, erwarteten die Franzosen den Ansturm

Schlacht bei Malplaquet (1709).



88. Brotverteilung im Louvre zu Paris während der Hungersnot im Winter 1709—1710. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

ihrer Gegner. Nach einer einleitenden Kanonade scheiterte ein verfrühter Angriff der kaiserlichen Bataillone auf den linken französischen Flügel unter den schwersten Verlusten, aber die Franzosen vermochten aus ihrer festen Stellung nicht rasch genug zur Verfolgung überzugehen, und auf dem andern Flügel gewannen die Verbündeten unter fortgesetzten mörderischen Angriffen langsam, aber stetig Boden, bis sie die Franzosen umfaßten und gegen Nachmittag 3 Uhr zum Rückzuge nötigten. Die Schlacht kostete beiden Teilen zusammen gegen 34000 Mann, wovon zwei Drittel auf die Verbündeten kamen, zerstörte den Kern der holländischen Armee und war doch kein durchschlagender

Sieg der Verbündeten, denn die Franzosen bewerkstelligten einen geordneten Rückzug und verloren nur die Festung Mons (Oktober). Immerhin wirkte der furchtbare Druck des Krieges in Verbindung mit dem Elend einer schrecklichen Hungersnot, der Folge eines furchtbar strengen Winters (1709—10), so stark auf Ludwig XIV., daß er im Jahre 1710 sich abermals zu Friedensunterhandlungen entschloß, und vielleicht hätten sie diesmal zum Ziele geführt, wenn die Verbündeten nicht schließlich ihre Forderungen allzusehr überspannt hätten. England hielt unbedingt an Karl III. als

Neue Friedensverhandlungen.



89. Feldmarschall Graf Guido von Starhemberg. (Zu S. 120.)
Nach einem Kupferstiche in Arneth, „Prinz Eugen".

Erben ganz Spaniens fest, um seines eignen Vorteils willen, Holland verlangte eine ausgedehnte Barriere in Belgien, das Deutsche Reich, besonders die süddeutschen Stände, begehrte die Herausgabe nicht bloß des Elsaß, sondern auch der Franche Comté, und Österreich endlich forderte ebenfalls die gesamte spanische Monarchie, ja sogar den Beistand Ludwigs XIV. zur Verjagung seines Enkels aus Spanien! Darüber wurden die Verhandlungen im Juli 1710 wieder abgebrochen; da jedoch die Verbündeten damals Douai, Bethune und andre Plätze von Französisch-Flandern nahmen, so dachte der König ernsthaft daran, Philipp V. zum Verzicht auf Spanien zu bewegen.

Kämpfe in Spanien (1710).

Aber immer deutlicher trat es hervor, daß alle Anstrengungen der Verbündeten, Philipp V. aus Kastilien zu verdrängen, vergeblich seien, und in der That unterstützten die Engländer Karl III. weniger um seines guten Rechtes willen als wegen der Vorteile, die er ihrem Handel und ihrer Mittelmeerherrschaft hatte bewilligen müssen. Seit Stanhope im Jahre 1708 Minorca erobert hatte, hielten die Engländer einen zweiten Stützpunkt ihrer Seeherrschaft neben Gibraltar, Port Mahon, besetzt, als Pfand für eine spanische Anleihe. Ein Handelsvertrag machte ihnen noch weiter das Zugeständnis, daß die Eingangszölle für englische Waren in Spanien durch eine spanisch-englische Kommission festgesetzt, der Verkehr mit Spanisch-Amerika einer spanisch-englischen Handelsgesellschaft überlassen werden sollte, Grund genug, um Karl III. nachdrücklichst zu unterstützen. Allein der Widerstand Kastiliens war nicht zu brechen. Zwar siegten Lord Stanhope und der kaiserliche Feldherr Guido von Starhemberg bei Almenara, unweit Lerida (Ende Juli 1710), drängten das bourbonische Heer nach Aragonien zurück, nahmen nach einem zweiten Siege vor Saragossa (19. August) auch diese Hauptstadt ein und verfolgten das geschlagene Heer so hitzig, daß Philipp V. bereits am 7. September mit seinem Hofe und den Spitzen der Behörden von Madrid nach Valladolid flüchtete und sein Nebenbuhler Karl III. ohne Widerstand in Madrid einzog. Aber den erfinderischen Plan Stanhopes, durch eine Zwangsanleihe die begüterten Einwohner der Hauptstadt an das Interesse des habsburgischen Königs zu fesseln, vereitelten diese dadurch, daß sie dem König Philipp nach Valladolid folgten, und inzwischen sammelten sich, wie schon im Jahre 1706, die Scharen des kastilianischen Aufgebots um die Trümmer des königlichen Heeres, dessen Befehl der Marschall Vendôme übernommen hatte. In ihren Verbindungen bedroht, mußte die habsburgische Armee schon im November Madrid wieder räumen, um in mehreren Kolonnen den Rückzug über Saragossa nach Katalonien anzutreten. Dabei wurde Stanhope bei Brihuega eingeholt, geschlagen und selbst gefangen. Starhemberg sicherte sich seinen Rückzug nur durch ein neues Treffen bei Villaviciosa (10. Dezember), verdankte es aber nur seiner eignen meisterhaften Führung, wenn er seine 7000 Mann glücklich nach Barcelona brachte. Auf dies und auf Tarragona war seitdem das spanische Königtum der Habsburger beschränkt.

Der Zerfall der Großen Allianz und die Friedensschlüsse. (1711—14.)

Sieg der Tories in England.

Diese Erfahrungen verstärkten das Gewicht der Gründe, die sich allmählich in England gegen die Fortführung des Krieges geltend machten, und wie England die Große Allianz zustande gebracht hatte, so erzwang es jetzt durch seinen Rücktritt den Frieden. Für den Kampf waren mit ganzem Herzen immer nur die Whigs gewesen. Sie hatten, unter dem Eindrucke des glänzenden Sieges von Höchstädt, bei den Wahlen zum zweiten Parlament der Königin Anna im Jahre 1705 die entschiedene Mehrheit auch im Unterhause gewonnen und diese in dem ersten großbritannischen Parlament vom Jahre 1708 noch verstärkt. Im Ministerium herrschte die ihnen günstige Mittelpartei unter Sidney Godolphin, die auswärtige Politik leitete Marlborough, und solange dessen Gemahlin die Königin Anna beherrschte, solange war nicht zu fürchten, daß die Gegenpartei bei ihr Gehör finde, obwohl Anna im Herzen durchaus den hochkirchlichen Tories zuneigte und am liebsten sogar ihren Stiefbruder Jakob (III.) als ihren Nachfolger anerkannt gesehen hätte, an Stelle der Kurfürstin Sophie von Hannover. Nun aber schärften sich doch allmählich die Gegensätze, denn in der Bevölkerung begann sich ein Umschwung zu gunsten der Tories

zu vollziehen. Zwar wuchs ja der Volkswohlstand sehr rasch, aber auch die Staatsschuld stieg von 1697 bis zum Ende des Spanischen Erbfolgekrieges von 20 Millionen auf 53 Millionen Pfund Sterling, und die Zinsenlast trug in Form erhöhter Steuern das ganze Volk, den Zinsengenuß und die Vorteile des erweiterten Handels dagegen hatte nur eine Minderheit. Außerdem zeichnete sich die Verwaltung der Whigs keineswegs durch Redlichkeit aus, sogar Marlborough ist von dem Vorwurfe des Unterschleifs öffentlicher Gelder nicht verschont geblieben. Noch verhinderte es Lady Marlborough, daß die Königin von diesen Dingen erfuhr; indes ihr Stolz wurde



90. Robert Harley, Graf von Oxford.
Nach dem Gemälde von Gottfried Kneller gestochen von J. Smith.

der lange beherrschten Fürstin allmählich unbequem, und eine junge Dame, die deren Gunst zu gewinnen verstand, Abigail Hill (die spätere Lady Masham), wußte allmählich die Stellung der alten Vertrauten zu untergraben. Sie aber stand bereits in geheimer Verbindung mit zwei Männern, die früher selbst der Mittelpartei und bis 1708 dem Ministerium angehört hatten, dann aber ausgetreten waren und sich den Tories zugewandt hatten, Robert Harley und Lord St. John (Bolingbroke). Beide waren ränkevoll und ehrgeizig, der letztere „der geistreichste, geschickteste, aber zugleich gewissenloseste Mann seiner Zeit“, ein Egoist durch und durch, der viel für England gethan, aber sich niemals Dank damit verdient hat, weil er alles nur um seiner selbst, nicht um des Landes willen that. Endlich kam die erste Entscheidung durch einen ganz

persönlichen Streit über die Beförderung des Obersten Hill, des Bruders der späteren Lady Masham, der sich bei Almanza ausgezeichnet hatte, und dem die Königin ein Regiment verleihen wollte, während die Lady Marlborough aus Haß gegen ihre Nebenbuhlerin widerstrebte. Nach einer heftigen Auseinandersetzung zwischen den beiden Damen wurde die Herzogin vom Hofe entfernt (Anfang 1710). Jetzt hatten Harley



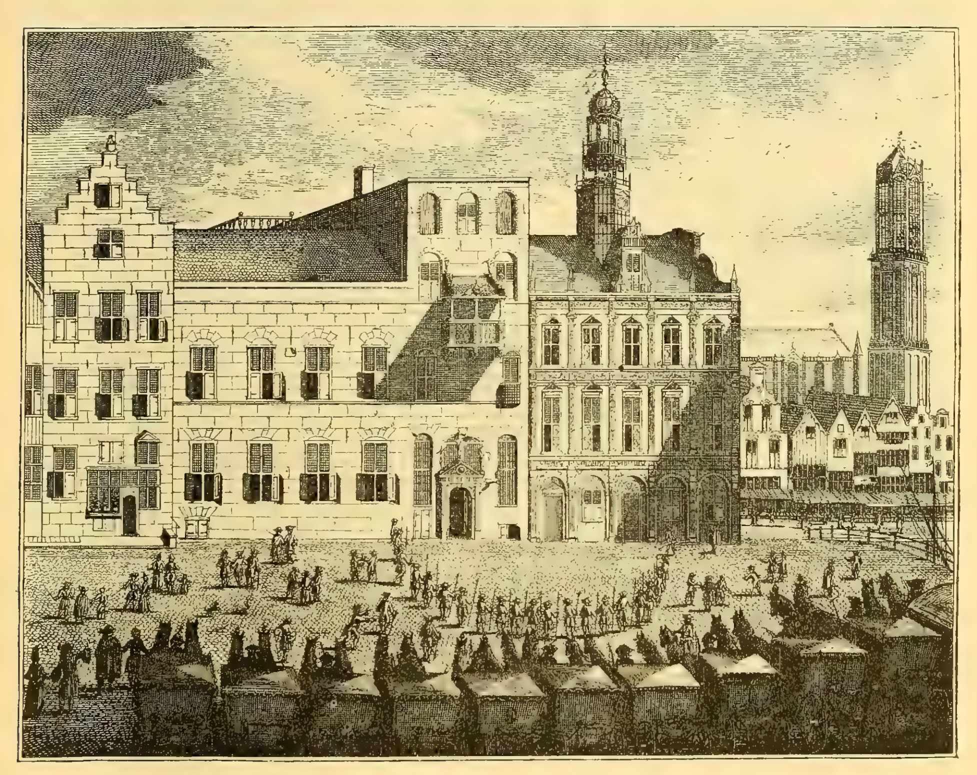
91. Henry St. John, Graf von Bolingbroke.

Nach dem Gemälde von Gottfried Kneller gestochen von W. T. Fry.

und St. John gewonnenes Spiel. Die Königin, durch zahlreiche Adressen über die Stimmung der Nation unterrichtet, entließ zuerst den Staatssekretär Sunderland, dann auch Sidney Godolphin (August 1710) und berief Harley und St. John ins Ministerium, jenen als Schatzkanzler, diesen als Staatssekretär. Auf deren Rat löste sie sodann das whigistische Unterhaus auf (Oktober 1710) und machte auch das noch whigistische Oberhaus gefügiger durch die Ernennung von zwölf Tories zu seinen Mitgliedern (Peersschub).

Marlboroughs Sturz. Zerfall der Großen Allianz.

Zugleich begannen geheime Unterhandlungen mit Frankreich. Die allgemeine Weltlage kam den Tories zu statten. Seitdem durch den frühen Tod Kaiser Josephs I., den am 17. April 1711 die schrecklichen Blattern wegrafften, sein Bruder Karl (VI.) Herrscher Österreichs und deutscher Kaiser geworden war, hätte die Erwerbung der gesamten spanischen Monarchie für ihn die alte Macht Karls V. wiederhergestellt und das europäische Gleichgewicht, für das sich die Seemächte doch erhoben, kaum weniger bedroht als Frankreichs Übergewicht. Deshalb verständigten sich bereits am 8. Oktober 1711 England und Frankreich über Friedenspräliminarien. Die spanischen Nebenlande sollten vom Hauptlande getrennt werden und Philipp V. auf sein Erbrecht in Frankreich verzichten, wodurch die sonst mögliche Vereinigung beider Staaten



92. Das Rathaus zu Utrecht zur Zeit der Friedensverhandlungen im Jahre 1712. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

für immer verhindert werden sollte. Nun fiel auch Marlborough; der Vorwurf des Unterschleifs gab der Königin die willkommene Veranlassung, ihm durch ein kurzes Handschreiben seine Entlassung anzukündigen (1. Januar 1712). Alle Bemühungen Hollands und des Kaisers, in dessen Auftrage Prinz Eugen sogar persönlich im Anfang des Jahres 1712 in London erschien, konnten England nicht mehr bei der Großen Allianz festhalten; schon Ende Januar 1712 begannen die Friedensunterhandlungen in Utrecht.

Friede von Utrecht.

Da die wichtigsten Grundlagen bereits feststanden, so war die Verständigung verhältnismäßig leicht, obwohl zunächst weder der Kaiser noch die Reichsstände an den Besprechungen teilnahmen. Die Teilung der spanischen Monarchie entschied Philipps V. Erklärung (5. November 1712), daß er das Hauptland Spanien für sich wähle und

sein Erbrecht an der französischen Krone auf seinen jüngeren Bruder, den Herzog von Berry, übertrage. Eine spätere Abweichung von dieser Bestimmung verhinderte fortan das Interesse des Hauses Orléans, das nun das nächste Anrecht auf den französischen Thron gewann, falls die königliche Linie aussterben sollte. Die Nebenlande Belgien, Mailand, Neapel und Sardinien sollten an Karl VI, d. h. an Österreich, fallen, der westliche Teil des Herzogtums Mailand, zwischen Sesia und Ticino, aber und Sizilien mit dem Königstitel an Viktor Amadeus von Savoyen-Piemont. England erhielt Gibraltar und Port Mahon, damit die herrschenden Stellungen im westlichen Mittelmeer, dazu in Nordamerika die streitigen Gebiete, Neufundland und



93. Marschall Villars erstürmt die Schanzlinien von Denain am 27. Juli 1712.
Nach dem gleichzeitigen Gemälde von Alaux gestochen von Frillai. (Galeries de Versailles.)

das 1710 von den Engländern eroberte Acadien (später Neuschottland und Neubraunschweig genannt), also eine sehr erhebliche Erweiterung seines dortigen Kolonialbesitzes nach Norden hin und die Anerkennung seines Alleinrechts auf den Pelzhandel in den Ländern an der Hudsonsbai. Außerdem sollten die Engländer in Frankreich den meistbegünstigten Nationen gleichgestellt und der Negerhandel nach Spanisch-Amerika bis zu 5000 Köpfen jährlich ihnen verstattet sein (Assientovertrag). Preußen wurde für rückständige spanische Hilfsgelder durch das sogenannte Oberquartier Geldern mit der gleichnamigen Hauptstadt entschädigt und erlangte die europäische Anerkennung seiner Königswürde. Die Kurfürsten von Bayern und Köln sollten von der Reichsacht losgesprochen werden und in ihre Länder zurückkehren dürfen, die Katalonier dagegen gaben England und Holland preis.

Noch dauerte inzwischen der Krieg in den Niederlanden ungehindert fort, obwohl der neue englische Oberbefehlshaber, der Herzog von Ormond, jede Angriffsbewegung verweigerte. Trotzdem begann Eugen die Belagerung von Landrecies an der oberen Sambre und ließ seine Reiter bis Soissons streifen; aber nach der Veröffentlichung des englisch-französischen Präliminarfriedens und der Waffenruhe zog Ormond mit den englischen Truppen am 16. Juli ab (nur seine deutschen Soldtruppen hielt Prinz Eugen zurück), und Marschall Villars erstürmte am 27. Juli 1712 die von den Holländern unter dem Grafen von Albemarle nur schwach verteidigten Schanzlinien von Denain, entsetzte Landrecies, nahm Douai, Quesnoy u. s. f. Da die Holländer gar nichts mehr thaten, so mußte Prinz Eugen den Fortschritten der Franzosen ruhig zusehen. Nun nahm auch Holland den Frieden an gegen die Bewilligung des Besatzungsrechts in einigen belgischen Festungen längs der französischen Grenze, der Barriere, und die Sperrung der Schelde für allen Handelsverkehr, ein gewiß recht kärglicher Preis für so lange Anstrengungen, und am 11. April 1713 unterzeichneten ihn die Vertreter Frankreichs und der Seemächte zu Utrecht.



94 und 95. Denkmünze auf den Frieden von Rastatt.
(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen in Wien.)

Die Friedensschlüsse von Rastatt und Baden.

Es war mehr stolz als klug, wenn Karl VI. als Kaiser noch immer auf der Herausgabe nicht nur des Elsaß, sondern auch der Franche Comté bestand und deshalb den Krieg am Oberrhein noch fortsetzte. Aber mit der erbärmlichen sogenannten Reichsarmee, d. h. den buntscheckigen Kontingenten der südwestdeutschen Reichsstände, vermochte im Jahre 1713 selbst Prinz Eugen die Franzosen unter Villars nicht an der Einnahme von Landau und des tapfer verteidigten Freiburg zu hindern. Er selber unterhandelte dann mit diesem seinem Gegner über den Frieden in Rastatt (7. März 1713). Frankreich behielt Landau und gab nur Freiburg, Breisach und Kehl heraus; sogar die berüchtigte Ryswyker Klausel (s. S. 72) blieb in Kraft. Im übrigen beruhte die Abkunft auf den Utrechter Bedingungen, und nur noch formelle Bedeutung hatte die Anerkennung des Friedensschlusses durch die Reichsstände zu Baden im Aargau am 7. September 1714.

Unterwerfung Kataloniens.

Noch wehrten sich aber mit dem Mute der Verzweiflung, bewundert und bemitleidet von ganz Europa, die preisgegebenen Katalonier in Barcelona. Karl VI. war schon im Jahre 1711 nach Österreich heimgekehrt, hatte aber seine treffliche Gemahlin Elisabeth Christine (von Braunschweig) als Statthalterin und Graf Starhemberg als

Befehlshaber zurückgelassen. Doch im September 1712 zogen die Engländer ab, im Mai 1713 auch die Österreicher. Trotzdem verteidigte sich Barcelona, die geforderte Unterwerfung verschmähend, heldenmütig gegen Marschall Berwick; erst am 11. September 1714 drangen seine Sturmkolonnen in die Stadt. Harte Strafgerichte trafen die Besiegten hier und in Aragonien, die letzten Reste landschaftlicher Selbständigkeit in Katalonien, Aragonien und Valencia wurden vernichtet, die kastilianische Verfassung allgemein eingeführt.

Ergebnisse des Spanischen Erbfolgekriegs.

Der Spanische Erbfolgekrieg, der damit zu Ende ging, begründete eine neue Gestaltung der europäischen Staatenwelt. Die spanische Monarchie, anderthalb Jahrhunderte lang ihre herrschende Macht, war aufgelöst, ihre drohende Verbindung mit Frankreich und damit die Vorherrschaft der romanischen Völker in Europa und Amerika war vereitelt. Der Löwenanteil des Sieges gehörte **England**. Es hatte den großbritannischen Einheitsstaat begründet und die Anfänge seiner Herrschaft im Mittelmeer, es hatte den ersten Anlauf genommen, die Zukunft Nordamerikas zu entscheiden im Sinne der protestantischen Germanen. In seiner Volkswirtschaft und seinem geistigen Leben reich entwickelt, war es die erste Macht Europas geworden, und tief gesunken war ihm gegenüber die künstliche Machtstellung der Niederlande; sie waren fortan „das Boot im Schlepptau des englischen Linienschiffes“. Österreich hatte dagegen durch die Erwerbung der entlegenen und fremdartigen spanischen Nebenlande an innerer Stärke nicht gewonnen, sondern verloren, während Savoyen-Piemont den ersten Schritt zur Herrschaft über Oberitalien gethan hatte.

Französische Zustände seit dem dritten Raubkriege.

Wirtschaftlicher Rückgang.

Erschöpft und verarmt ging Frankreich aus der furchtbaren Kriegszeit hervor. Die Staatslasten waren bis zur Unerträglichkeit gesteigert durch Ämterverkäufe, Münzverschlechterung, Einführung der Kopfsteuer, Erhöhung der indirekten Abgaben und Wiederherstellung der Getreidezölle, die Colbert in Nordfrankreich beseitigt hatte (s. Bd. VI, S. 523). Und das alles vermochte die Kosten des Krieges, der Verwaltung und des Hofhalts so wenig zu decken, daß schon um 1700 bei einer Jahreseinnahme von 117 Mill. Livres der jedesmalige Fehlbetrag sich auf 10—12 Mill. belief und allmählich die Schuldenlast bis auf 730 Mill. Livres anschwoll. Gegen Ende des Spanischen Erbfolgekrieges vollends waren die Finanzen unheilbar zerrüttet, die Ausgaben auf 258 Mill. gesteigert, die Schuldenlast bis auf 2 Milliarden vermehrt. Jene erste Schuldensumme mußte schon mit 40 Mill. Livres jährlich verzinst werden, von einer regelmäßigen Verzinsung der zweiten konnte gar keine Rede mehr sein. Da half man sich mit Herabsetzung der Zinsen, mit Vermehrung des Papiergeldes, das der Staat dann selber nicht für voll annahm, mit Zwangsanleihen und andern fast räuberischen Mitteln. Und das alles sollte das Land aufbringen trotz der furchtbaren Nachwirkungen der Aufhebung des Edikts von Nantes, trotz der Stockungen in Handel und Gewerbe, die der Krieg unvermeidlich mit sich brachte, trotz schwerer Hungersnot, die zwischen 1679 und 1696 viermal und dann wieder 1708—1709 das Land heimsuchte. Am schwersten litt die **Landwirtschaft**, also die große Masse der Bevölkerung. Da die Getreidepreise durchschnittlich sehr niedrig blieben und die Produktionskosten vielfach gar nicht mehr lohnten, außerdem der Staat den Reingewinn des Bauern fast ganz für sich in Anspruch nahm, so ging der Getreidebau, namentlich auf schlechterem Boden, zurück, nach Vauban von etwa 1670 oder 1680 bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts um ein Drittel, und Tausende von fruchtbaren Äckern waren bald ganz verödet. Trotzdem überstieg die Getreideproduktion noch immer im Durchschnitt den



96. Französisches Zeitbild: Vornehme Dame in der Kirche.
Nach einem Kupferstiche von J. D. de St. Jean (1685).

Bedarf des Landes. Geschäftsstockung, Verarmung, Hunger, Bettel und Verzweiflung, das waren die Ergebnisse einer vierzigjährigen Selbstherrschaft schon nach den übereinstimmenden Berichten der Intendanten von 1697. Und Marschall Vauban, einer der genauesten Kenner seines Vaterlandes, zugleich der eifrigste Diener seines Königs und einer der edelsten Männer seiner Zeit, berechnete etwas später, im Jahre 1707: 10 Prozent der Franzosen seien an den Bettelstab gebracht und bettelten wirklich, 50 Prozent seien nahe daran, 30 Prozent überschuldet, nur 10 Prozent, nämlich der Adel, der gelehrte Richterstand, die Geistlichkeit, der höhere Bürgerstand, also die herrschenden Klassen, noch in guten Verhältnissen, dazu aber gehörten alle vom König Besoldeten. Ein wahrhaft grauenvolles Bild des Verfalls enthüllten Angaben aus einzelnen Landschaften. In der südfranzösischen Provinz Périgord, die nie unmittelbar vom Kriege berührt worden, war die Bevölkerung schon kurz vor dem Jahre 1700 um ein Drittel gesunken; in der fruchtbaren Beauce (um Orléans) begnügten sich die Landleute mit Hafer- und Gerstenbrot, nur Reichere konnten dazu Fleisch genießen. Kein Wunder, denn Artois z. B. zahlte an regelmäßigen Steuern 400000 Livres, an Kriegsleistungen das Doppelte, Languedoc 18 Millionen an Steuern, während der Handelsumsatz nur 24 Millionen betrug. Der Handel Rouens hatte um neun Zehntel abgenommen, der normannische Stockfischfang um vier Fünftel. Die schönen Heerstraßen im Innern verfielen, da kein Geld vorhanden war, sie im Stande zu halten, zwischen der Normandie und der Bretagne war zu Lande fast jeder Verkehr unmöglich.

Kirchliche Verhältnisse.

Solchen Beobachtungen konnte sich selbst ein König nicht verschließen, der sonst nichts mehr sah als den Glanz seines Hofes und den Ruhm seiner Heere. Zuerst auf dem kirchlichen Gebiet kündigte sich ein unverkennbarer Rückgang seiner Selbstherrlichkeit an. Schon im Jahre 1693 mußten die französischen Bischöfe dem Papst ihr Bedauern über die gallikanischen Beschlüsse von 1682 aussprechen, und wenn diese auch nicht gerade aufgehoben wurden, so nahm doch der König die Verfügung zurück, in der er jede Abweichung von ihnen mit Strafe bedroht hatte. Selbst den Hugenotten kam diese mildere Stimmung in etwas zu gute: ein königlicher Erlaß zog das Gebot, die Messe zu besuchen, zurück und gab ihnen somit wenigstens eine Art Gewissensfreiheit (Dezember 1698), ohne daß freilich die Unterdrückung sonst irgendwie eingestellt worden wäre. Von wirklicher Umkehr war überhaupt keine Rede; der König sah vielmehr in seinen letzten Jahren in der Befestigung der päpstlichen Gewalt die seiner eignen und suchte deshalb auch in der Kirche alle freieren Regungen auszurotten.

Litterarische Opposition. Pierre Bayle.

Umsomehr entwickelte sich deshalb die Bekämpfung der unumschränkten Monarchie in der Litteratur. Einer der schärfsten Köpfe Frankreichs war damals Pierre Bayle (1647—1706).

Pierre Bayle war der Sohn eines reformierten Predigers in Languedoc, wurde erst in Toulouse, dann in Genf gebildet, und 1675 Professor der Philosophie in Sedan. Die Schließung dieser protestantischen Akademie 1681 trieb ihn nach Rotterdam, wo er bis 1693 eine Professur am Gymnasium illustre bekleidete. Als Philosoph verfocht er in mehreren kleinen Schriften die Philosophie des Cartesius, dann griff er in schneidigen Streitschriften die Aufhebung des Edikts von Nantes schonungslos an und enthüllte die verheerenden Folgen der kirchlichen und politischen Tyrannei, die sich darin aussprach. Für weitere Kreise noch von Bedeutung wurde die von ihm nach dem Muster des „Journal des Savans" gegründete gelehrte Zeitschrift „Nouvelles de la république de lettres". Den größten Einfluß aber gewann er durch sein „Dictionnaire historique et critique" (Rotterdam 1697), ein Realwörterbuch, in dem er mit nüchternster Kritik, unbeirrt durch Autorität und Vorurteile, überall die nackte Thatsache aus dem Wust verworrener Überlieferung und kritikloser Gläubigkeit herauszuschälen oder mindestens die Unhaltbarkeit des bisher Angenommenen nachzuweisen versteht. Damit wurde er als „der Patriarch des kritischen (achtzehnten) Jahrhunderts" weit über Frankreich hinaus gerühmt.

Wie Bayle sich gegen den kirchlichen Despotismus wandte, so forderte schon im Jahre 1690 die Flugschrift „Die Seufzer des geknechteten Frankreich" die Berufung

der Reichsstände, und Marschall Vauban schlug in seiner Schrift „Projet d'une dîme royale 1707“, indem er die Zustände des Landes schonungslos enthüllte, eine gründliche Umgestaltung des Steuerwesens vor, was freilich den hochverdienten Mann um die Gnade des Königs brachte.

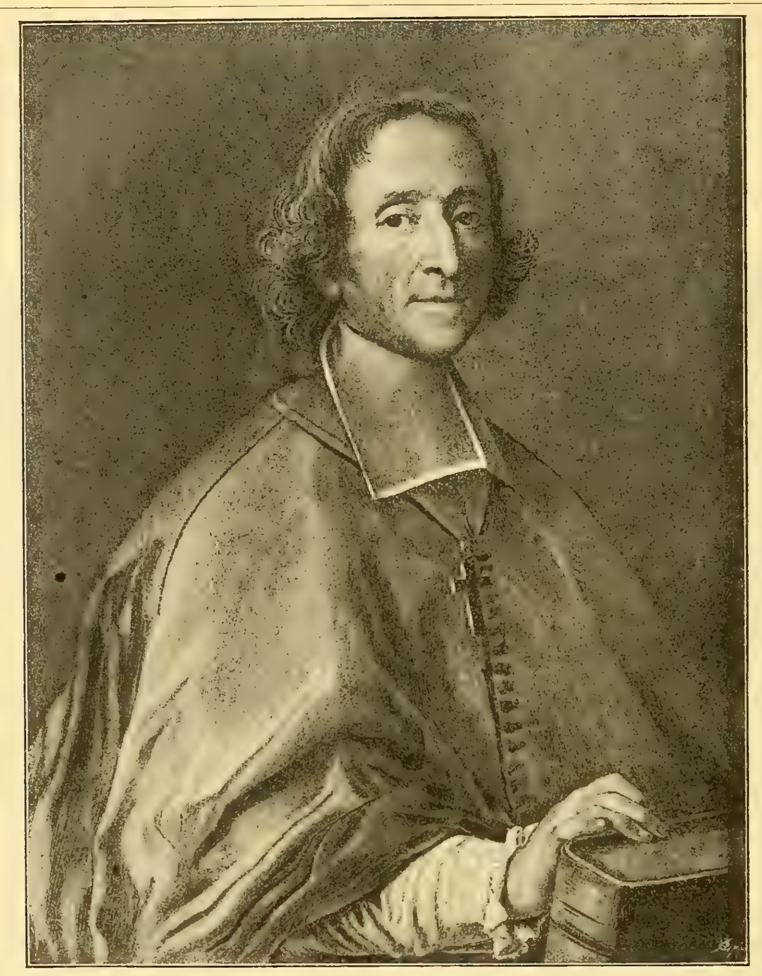
Marie de Lamothe-Guyon.

Am tiefsten begründet aber erscheint die Richtung auf kirchlich-politische Umgestaltung in den edlen Vertretern der Schule von St. Sulpice, in Frau Marie de Lamothe-Guyon und François de Lamothe-Fénelon (1651—1715). Bei jener wog



97. Pierre Bayle.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Chereau.

das religiöse Interesse vor. Angeregt durch das Vorbild des edlen Spaniers Michael Molinos in Rom, stellte sie der unduldsamen, veräußerlichten römischen Kirche eine innerliche, auf inniger Betrachtung und herzlicher Versenkung in Gott beruhende, gegen Andersgläubige tolerante Religiosität entgegen, ähnlich etwa den späteren deutschen Pietisten oder den älteren Mystikern (Quietismus). Die Jesuiten erwirkten jedoch im Bunde mit Ludwig XIV. die Verwerfung dieses Quietismus durch Rom (1687), Molinos selbst wurde zum Widerruf gezwungen und in lebenslänglicher Klosterhaft gehalten, dann Frau von Guyon auf Bossuets Betrieb Ende 1695 ebenfalls verhaftet. Da kam ihr Hilfe von Fénelon.



98. François de Salignac de la Lamothe-Fénelon, Erzbischof von Cambrai.
Nach dem Gemälde von Hyacinthe Rigaud.

Fénelon.

Fénelon stammte aus einem alten Adelsgeschlechte des südlichen Frankreich und war am 6. August 1651 auf dem Stammschloß Fénelon in Périgord geboren. Nachdem er eine höchst sorgfältige Erziehung genossen hatte, widmete er sich dem geistlichen Stande, studierte in Cahors und Paris, predigte schon 1669 mit Auszeichnung, trat dann in das Seminar von St. Sulpice und empfing 1674 die Priesterweihe, um sich nun ganz der Seelsorge und der Armenpflege zu widmen. An der Arbeit für die „Bekehrung" der Protestanten nahm er eifrigen Anteil, erst als Leiter eines Vereins vornehmer junger Damen für die katholische Erziehung protestantischer Mädchen, dann als Missionar unter den Protestanten in Poitou, ohne daß er freilich hier besonderen Erfolg gehabt hätte. Aber er hatte sich der Hofgesellschaft durch seine Thätigkeit so empfohlen, daß ihn der König im September 1689 zum Lehrer seines Enkels, des Herzogs Ludwig von Burgund (geb. 1680) berief, obwohl er für einen verkappten Jansenisten galt. Im Verein mit dem Gouverneur des Prinzen, dem trefflichen Herzog von Beauvilliers, löste Fénelon seine schwierige Aufgabe aufs glänzendste. Aus einem allerdings hochbegabten und für alles Gute empfänglichen, aber auch heftigen, stolzen, trotzigen Knaben machte er in wenigen Jahren einen jungen Mann, der sich selbst fest zu beherrschen wußte, an freiem, unbefangenem Verkehr seine Freude hatte und allen mit Liebenswürdigkeit und Humanität entgegenkam. Die Akademie erkannte Fénelons wissenschaftliche Bedeutung an, indem sie ihn 1693 zu ihrem Mitgliede ernannte; der König gab ihm 1694 die Abtei St. Valery, 1695 das Erzbistum Cambrai.

Aus seiner Aufgabe, den künftigen König von Frankreich zu erziehen, und aus seiner echt humanen, durch das eifrige Studium der griechischen Litteratur noch gefestigten Gesinnung erwuchs ihm die Erkenntnis von der Notwendigkeit politischer Reformen. Er faßte als den Zweck des Staates nicht den Glanz und die Macht der Krone, sondern das Wohl des Volkes. Da er mit den höchsten Kreisen in Verbindung stand, so durfte er vielleicht auf einigen Erfolg rechnen. Schon im Jahre 1694 wagte er in der Form eines Briefes an den König die allerbitterste Verurteilung des verschwenderischen Hoflebens sowie der gesamten Eroberungspolitik seit dem Jahre 1672; dann schrieb er, zunächst nur für seinen Zögling, den „Telemach“ (Aventures de Télémaque), der in der Form einer Schilderung der Abenteuer, die Telemach auf seinen angeblichen Irrfahrten zur Aufsuchung seines Vaters Odysseus bestanden, das Bild einer aufgeklärten, wohlwollenden Selbstherrschaft entwirft. Ohne Willen des Verfassers gedruckt (vollständig erst 1699 im Haag), erregte das Buch den heftigsten Zorn des Königs, er wies Fénelon an, in seinen Sprengel zu gehen (August 1697), und da der Erzbischof sich gleichzeitig kirchlich verdächtig gemacht, indem er für Frau von Guyon auftrat, so konnte er sich nur durch demütige Unterwerfung vom Banne retten (1699). Nichtsdestoweniger fuhr er fort, für seine Überzeugung einzutreten: während des Spanischen Erbfolgekrieges forderte er in zahlreichen Briefen und Denkschriften an die ihm befreundeten Minister und den Herzog von Burgund, zuletzt in einem förmlichen Verfassungsentwurf (1711) die vollkommene Umgestaltung der Verwaltung und die Berufung der Reichsstände. So erscheint der edle Mann als ein Vorläufer des Zeitalters der Aufklärung. Er sollte eine Wendung zum Bessern nicht mehr erleben. Tief erschüttert durch den frühen Tod seines fürstlichen Zöglings (1712) und durch das Unglück Frankreichs, starb er kurz nach dem Ende des Spanischen Erbfolgekrieges am 7. Januar 1715.

Der Jansenismus und die Bulle Unigenitus.

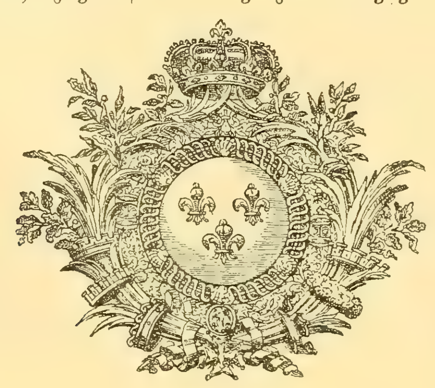
In mittelbarer Verbindung mit dieser politischen Opposition regte sich abermals die kirchliche in der Form des Jansenismus, an ihrer Spitze der Kardinal-Erzbischof von Paris, Noailles. Da der König hierin ebensogut einen Angriff auf sein Ansehen wie auf das des Papstes sah, so erwirkte er von Clemens XI. die uneingeschränkte Verdammung der fünf Sätze Jansens in der Bulle Vineam domini (Juli 1705). Das Pariser Parlament registrierte sie, und äußerlich unterwarf sich ihr alles, nur nicht die Nonnen von Port-Royal. Darauf ließ Ludwig XIV. das Kloster aufheben und zerstören (Oktober 1709). Nur noch ein zerfallender Bogen erinnert jetzt an die alte Bildungsstätte. Aber der Kampf brach von neuem aufs heftigste los, als die Jesuiten die Verdammung eines vielgelesenen Andachtsbuches des Jansenisten Quesnel (gest. 1719), das Noailles empfohlen hatte, verlangten. Aufgefordert vom König, erließ Clemens XI. die berufene Bulle Unigenitus (September 1713). Sie verdammte zehn Sätze jenes Buches und verwarf aufs bestimmteste nicht nur die jansenistische Gnadenlehre, sondern auch jede freie Auslegung der Heiligen Schrift und jedes Recht der eignen Meinung gegenüber päpstlicher Entscheidung. Es war die thatsächliche Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit. Trotzdem nahmen das Pariser Parlament und eine Versammlung von 51 Bischöfen die Bulle mit einigen Beschränkungen an (Februar 1714), nur Noailles protestierte mit einigen andern, und sein Widerstand fand die stille Billigung von Tausenden. Auch das sonst damals so fügsame Pariser Parlament weigerte sich, die Bischöfe, die sich jenem Beschlusse nicht unbedingt fügen würden, zu verfolgen.

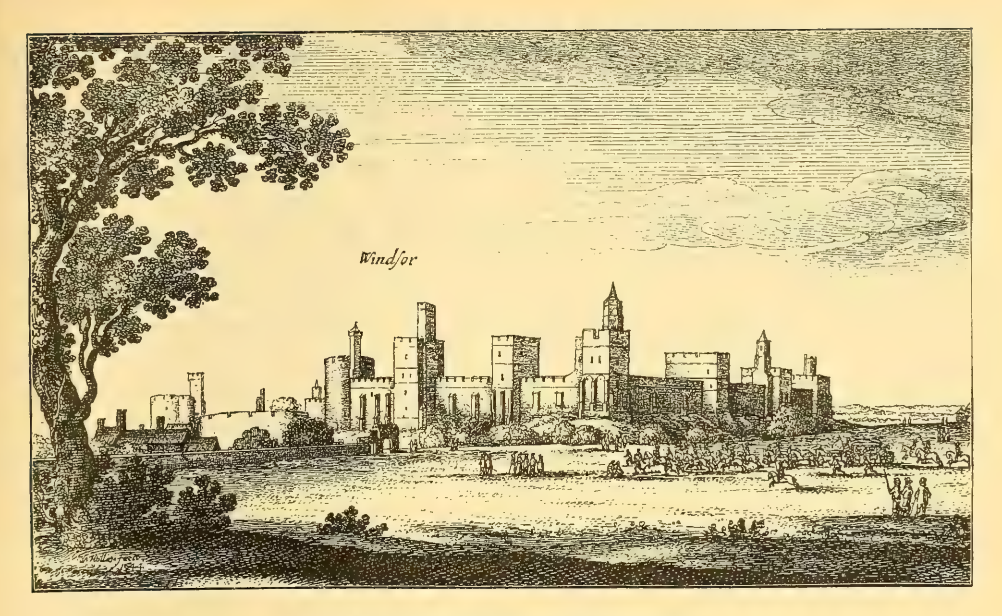
So endete die äußerlich so glorreiche Regierung Ludwigs XIV. mit einem erschreckenden Ergebnis. Schlimmer noch als die Verarmung und Entvölkerung des Landes, die ein längerer Friede wohl wieder in das Gegenteil verwandeln konnte, waren das tiefe Mißtrauen der Nation gegen ihr Königshaus, der Sieg des Jesuitismus in der französischen Kirche und die Vernichtung des französischen Protestantismus.

Seitdem den Franzosen keine Wahl mehr blieb, als unbedingte Unterwerfung unter eine despotische Regierung und eine nicht minder despotische Kirche, oder offene Auflehnung gegen beide, seitdem die Kirche jede freiere Bildung, wie sie im Wesen des Protestantismus liegt, verdammte, seitdem wurden die Gebildeten allmählich zu abgesagten Feinden beider, das schlimmste Unglück, das ein Volk treffen kann.

Ludwigs XIV. Ende.

So hatte die gesamte Regierungsweise des Königs Schiffbruch gelitten in der That und in den Augen der Welt. Der stolze König selbst aber, wie hatte er in dem letzten seiner Kriege den Kelch der Demütigungen bis auf die Hefe leeren müssen! Und wie einsam war es um ihn geworden! Sein Bruder Philipp von Orléans starb bereits im Juni 1701 ganz überraschend. Dann, eben, als das Unglück am unerbittlichsten die französischen Waffen verfolgte, hatte Schlag auf Schlag das Herz des alternden Fürsten getroffen. Am 13. April 1711 starb der Dauphin an den Blattern, die damals ihren verheerenden Lauf durch Europa begannen; am 18. Februar 1712, wenige Tage nach dem Tode seiner Gemahlin Maria von Savoyen, raffte das Scharlachfieber den Herzog von Burgund, Fénelons Zögling, die Hoffnung Frankreichs, dahin, am 8. März 1712 dessen älteren Sohn, den Herzog von Bretagne, am 4. Mai 1714 den Herzog von Berry. Nur ein fünfjähriger Knabe, Ludwig (XV.), der jüngste Sohn des Herzogs von Burgund, blieb übrig. Wohl bewahrte der König auch jetzt noch äußerlich seine Haltung, aber wenn er einmal etwa mit Elisabeth Charlotte von Orléans allein war, dann hielt er die Thränen nicht zurück. Seine gewohnte Regierungsarbeit freilich that er nach wie vor mit gleicher Energie. Als ihm einmal, da sie ihn doch mehr und mehr angriff, die Minister den Vorschlag machten, jede Angelegenheit erst in einer Vorberatung bis zu einem fertigen Vorschlage für ihn zu führen, rief er unwillig aus: „Wie, bin ich zu alt, um zu regieren?“ Da traf ihn im August 1715 nach einer Conseilsitzung beim Abendessen ein leichter Schlaganfall. Er faßte ihn als eine Mahnung an den nahen Tod und eilte jetzt, sein Haus zu bestellen. Für Ludwig XV. sollte ein Regentschaftsrat unter Teilnahme seiner natürlichen, nunmehr legitimierten Söhne und unter Vorsitz des Herzogs Philipp von Orléans die Geschäfte vorläufig führen; jene erhielten sogar ein Anrecht auf die Krone, wenn die legitime Linie aussterbe. Kurz darauf ereilte ihn der Tod. Er verschied zu Versailles am 10. September 1715 einsam, wie er zuletzt gelebt hatte; selbst Frau von Maintenon war nicht zugegen; sie hatte St. Cyr aufgesucht, das sie nicht mehr verließ und wo sie am 15. April 1719 dem König im Tode folgte. Fast 77 Jahre zählte Ludwig XIV., da er starb; 72 davon war er dem Namen nach, 54 in Wirklichkeit König gewesen. Mehr als zwei Menschenalter hindurch war mit ihm das Geschick Frankreichs verknüpft gewesen, kein Wunder, daß die Franzosen seiner immer drückender gewordenen Herrschaft müde waren. Daher begrüßte das Volk seinen Tod mit Jubel und beschimpfte sogar den feierlichen Leichenzug auf dem Wege zur Königsgruft von St. Denis.





99. Windsor Castle, Sommersitz König Karls II.
Nach einem Kupferstiche von Wenzel Hollar.

Englisches Kulturleben seit der Wiederherstellung der Stuarts.

Verfassung und Verwaltung.

Seit der „glorreichen Revolution" nahm England eine herrschende Stellung in den europäischen Dingen ein. Wohl verdankte es diese zunächst einem großen Fürsten, doch noch mehr seiner Verfassung, seiner Volkswirtschaft, seiner Wissenschaft, mit einem Worte den Leistungen eines tüchtigen, energischen Volkes.

Das Parlament.

Die „glorreiche Revolution" hatte den Verfassungskampf zwischen Königtum und Parlament entschieden mit dem Siege des Parlaments, und was damals aufgerichtet wurde, das ist auch in der Folgezeit bestehen geblieben, oder weiter entwickelt, und dann niemals wieder umgestürzt worden. Allerdings bedarf es auch nach 1688 der Zustimmung des Königs zu den Beschlüssen des Parlaments, und nichts Erhebliches kann ohne seine Einwilligung geschehen, er beruft auch nach wie vor die Mitglieder des Geheimen Rats, die Minister. Aber schon ist es ganz unmöglich, ein Ministerium zu halten im Widerspruch mit der Mehrheit des Unterhauses, und so wird dieses, seit 1694 auf drei Jahre gewählt und alljährlich berufen (S. 55), die leitende Macht auch in der Staatsverwaltung. Das parlamentarische Gesetzgebungsrecht ist seit 1689 gesichert durch die Einschränkung des königlichen Dispensationsrechts, das Steuerbewilligungsrecht ist anerkannt für alle Staatseinkünfte und ausgedehnt zu einem höchst eingreifenden Aufsichtsrecht über den gesamten Staatshaushalt, dessen Ordnung mit Ausnahme der Zivilliste seit 1692 jährlichen Beschlüssen unterliegt (a. a. O.); die Aufstellung eines Heeres, die Verhängung des Kriegsgesetzes ist ganz abhängig von den Beschlüssen des Parlaments. Und doch ist hinlänglich dafür gesorgt, daß dies Parlament jemals aufhöre, die treue Vertretung der Wählerschaft zu sein, denn der König kann es auflösen, sobald nach seiner Ansicht die Meinung derselben nicht mehr durch seine Abgeordneten zum Ausdruck gebracht wird, und durch

Ausschreibung von Neuwahlen von ihnen an die Wähler gleichsam Berufung einlegen. Da nun die Minister im wesentlichen der Mehrheit des Unterhauses entsprechen, so entsteht daraus notwendig eine von dessen wechselnden Mehrheiten völlig abhängige Staatsleitung, eine Parteiregierung, die sich im 18. Jahrhundert wenigstens niemals durch Selbstlosigkeit und Redlichkeit, sondern durch das Gegenteil ausgezeichnet hat, denn die sehr einträglichen hohen Ämter gelten als Beute der siegreichen Partei. Gleichwohl hat sich diese Parteiregierung mit der Wohlfahrt des Staates vertragen, weil Tories und Whigs trotz tiefgehender Verschiedenheit ihrer politischen und kirchlichen Grundsätze doch die Grundlagen der bestehenden Verfassung als etwas Gegebenes, Unverrückbares betrachteten, also gleich konservativ und gleich patriotisch waren, das erste als praktische Engländer und als durch und durch aristokratische Parteien, als zwei große, festgeschlossene Genossenschaften, das zweite, weil diese Edelleute, im Unterschiede von der festländischen Aristokratie, seit Jahrhunderten in der mühsamen Verwaltung staatlicher und kommunaler Ehrenämter gelernt hatten, die Interessen des Staates, der Gesamtheit denen ihres Standes voranzustellen. Deshalb ist auch das Gesetz der Königin Anna vom Jahre 1711, welches das bisherige, den Besitzverhältnissen widersprechende Übergewicht der städtischen Vertreter im Unterhause vernichtete und dies thatsächlich zu einer Versammlung von Landedelleuten machte, für England nicht von Nachteil gewesen, so unlogisch die Verhältnisse waren, die es schuf. Bisher — seit 1660 — war das Wahlrecht in den Grafschaften, also auf dem platten Lande, an den Besitz eines sogenannten Freiguts geknüpft, d. h. eines Landguts, dessen Inhaber, er mochte Eigentümer oder Pächter sein, beim Tode ursprünglich ein Streitroß zu stellen gehabt hatte, also ein Rittergut besaß. In den Städten aber knüpfte sich das Wahlrecht entweder ebenfalls an den Besitz von Freilehen in der Stadtflur, oder an die städtische Steuerpflicht oder an den Besitz eines eignen Herdes; zuweilen ernannte auch der Magistrat mit der vornehmsten Gilde den Abgeordneten. Seit 1711 aber durften die Städte und Burgflecken zu Abgeordneten nur solche Männer wählen, die 300 Pfd. Sterl. reines Einkommen aus Freilehen hatten; da es aber so große Güter innerhalb der Stadtfluren damals nicht mehr gab, so vermochten nur Mitglieder der Gentry dieser Bedingung zu entsprechen; diese also setzte sich seitdem vollständig in den Besitz des Unterhauses. Somit war dies weiter als jemals davon entfernt, eine wirkliche Volksvertretung darzustellen. Der Bauernstand als solcher und eine Reihe neuaufblühender Städte waren überhaupt gar nicht vertreten, die übrigen Stadtbürger wenigstens nicht durch ihresgleichen, die Gesamtzahl der Wähler belief sich im ganzen auf nur etwa 200000 Köpfe bei einer Gesamtbevölkerung (Englands) von 7—8 Millionen. Ohne diese Beschränkung wären allerdings die geschlossenen aristokratischen Parteien, auf denen das ganze parlamentarische Regiment beruhte, unmöglich gewesen, und außerdem entsprach sie dem in England durchaus feststehenden Grundsatze, daß alle politischen Rechte aus politischen Pflichten entstehen. Nur bedeutete die Herrschaft des Parlaments nicht etwa die Herrschaft oder gar die Freiheit des gesamten Volkes, sondern die Herrschaft einer verhältnismäßig kleinen, besitzenden und gebildeten Minderheit, die den Zweck des Staatslebens darin erblickten, ihre Interessen zu schützen und zu fördern.

Selbstverwaltung der Grafschaften und Städte.

Aber allerdings, die Last der politischen Pflichten lag ganz wesentlich auf den Schultern der Nobility und Gentry (vgl. Bd. V, S. 575 f.). An der Selbstverwaltung der Grafschaften und Städte waren die Stuarts zweimal gescheitert; auf ihr beruhte die gebietende Stellung des Parlaments, denn das Königshaus fand unter diesen unbesoldeten Ehrenbeamten keinen, der ihm als Werkzeug gegen die Rechte der Landesvertretung hätte dienen mögen, und doch hatte sogar Karl II. an der

Ausbildung dieser Selbstverwaltung arbeiten müssen. Von dem Amte des Sheriffs, den der König auf ein Jahr aus den begüterten Landedelleuten der Grafschaft ernannte, hatte sich endgültig unter Karl II. als ein selbständiges Amt das des Lordlieutenants abgezweigt, früher nur eine gelegentlich nach Bedürfnis vergebene Stellung. Der Lordlieutenant, ebenfalls vom König unter denselben Bedingungen wie der Sheriff ernannt, führte seitdem die militärische und administrative Oberleitung der Grafschaft, vor allem den Befehl über die Miliz, während dem Sheriff die Leitung des Schwurgerichts blieb. Das Amt wurde auch von Lords gesucht. Auch die übrigen Ehrenbeamten, die Friedensrichter für Handhabung der Grafschaftspolizei und der niederen Gerichtsbarkeit (seit 1264), die „Oberkonstabler" (high constablers), ihre Gehilfen in den kleineren Unterbezirken, die Coroners (eigentlich Vertreter des Interesses der Krone, seit 1194), die Gehilfen des Sheriffs bei Leichenschauen, Strandungen u. dgl. werden von den berechtigten Unterhauswählern der Grafschaft gewählt, und zwar die Friedensrichter auf Lebenszeit, genießen aber wie die andern das volle Ansehen königlicher Beamter. Ebenso gehen aus der Wahl der Eingesessenen und aus der Klasse der Grundbesitzer des ländlichen Kirchspiels die Kirchenvorsteher für den Volksunterricht und die Armenaufseher für die Armenpflege hervor, desgleichen die Beamten der selbständigen Stadtgemeinden und die Gemeindevertretung (s. Bd. V, a. a. O.).

Rechtspflege.

Nehmen schon diese durchweg unentgeltlich zu versehenden Ehrenämter Zeit und Kraft der Wohlhabenden, insbesondere der Grundbesitzer, außerordentlich in Anspruch, so wird dieser Anspruch noch erweitert durch die Berufung zum Schwurgericht (Jury). Nur die Richter der drei großen königlichen Gerichtshöfe, der Königsbank (Kings bench, etwa Hofgericht, seit 1178), der Appellinstanz für Strafsachen, des Allgemeinen Gerichts (Court of common pleas) für bürgerliche Streitfälle und des Rechnungshofes (Court of exchequer, seit Heinrich I., 1100—1135) für Prozesse, die das Interesse des Staatsschatzes betreffen, sind besoldete Beamte, denen jedoch die Unabsetzbarkeit im Jahre 1701 ausdrücklich verbürgt wurde. Zur Strafrechtspflege in erster Instanz gehen seit der Festsetzung der Magna Charta (1215) alljährlich viermal „reisende Richter" (itinerant justices) zu den „Assisen" in die Grafschaften, die zu diesem Zwecke in sechs, später sieben große Gerichtsbezirke zusammengefaßt wurden; das Urteil selbst fällen jedoch die (24) Geschworenen, die der Sheriff aus den Eingesessenen der Grafschaft beruft, und den Angeklagten gewährt die Habeascorpusakte vom Jahre 1679 ein Maß von Sicherheit gegen parteiische Behandlung, das man in allen andern europäischen Staaten damals vergeblich suchte.

So stellte dies England mit seiner Selbstverwaltung, seiner unabhängigen Rechtspflege, seiner parlamentarischen Regierung den schärfsten Gegensatz dar zu der Zentralisation, der Unsicherheit des Rechts, der Unumschränktheit des Königtums in Frankreich. In diesem Gegensatze spiegelt sich der Unterschied des germanischen und des romanischen Staatswesens.

Irische Zustände seit 1692.

Freilich ist es den Engländern niemals in den Sinn gekommen, die Freiheit, die sie selbst genossen, auch andern zu bewilligen, wenn dies ihrem eignen Interesse widersprach. Irland wurde, obwohl es doch teilweise mit englischen Kolonisten besetzt war, mit einer geradezu räuberischen Brutalität behandelt und erlebte seine schlimmste Zeit nicht etwa unter einer despotischen Monarchie, sondern unter der Parlamentsherrschaft des freien England. Die englische Habeascorpusakte, das Palladium der persönlichen Freiheit jedes Engländers, galt in Irland nicht; die Unabsetzbarkeit der Richter, die Bürgschaft für jede unabhängige Rechtspflege, bestand nicht für Irland. Das irische Parlament war ein Hohn auf den Begriff einer Volksvertretung, selbst mit dem großbritannischen verglichen. Das Oberhaus bestand aus englischen Groß=

grundbesitzern, die sich fast niemals in Irland aufhielten und im Parlament selten erschienen, und aus anglikanischen Bischöfen, die stets englischer Abkunft waren. Für das Unterhaus (300 Mitglieder) konnten katholische Iren schon seit 1691 nicht mehr gewählt werden, seit 1727 auch nicht mehr wählen; selbst die Dissenters wurden 1704 vom Parlament ausgeschlossen; fünf Sechstel der irländischen Bevölkerung waren also überhaupt nicht vertreten. Im irischen Unterhause saßen also nur Anglikaner, d. h. Engländer, und da 216 davon in Burgflecken gewählt wurden, die von ihren Grundherren völlig abhängig waren, so lag die Zusammensetzung des Hauses durchaus in deren Händen. Obendrein löste sich das Unterhaus nur mit dem Tode des jeweiligen Monarchen, nicht in regelmäßigen Fristen, wie das englische, auf, verlor also jeden Zusammenhang mit dem Volksleben, und wurde obendrein selten berufen, weil der König aus Irland in Form von Pachterträgen konfiszierter Güter, Herdsteuern, Accisen und Zöllen sehr beträchtliche Einkünfte zog, die ihn von parlamentarischen Bewilligungen unabhängig machten. Es hatte selbst den Regierungsvorlagen gegenüber nicht einmal das Recht zu Verbesserungsvorschlägen (Amendements), sondern konnte sie nur annehmen oder ablehnen. So wurde das irische Parlament aus einer Vertretung Irlands ein gefügiges englisches Werkzeug zur Unterdrückung Irlands. Ferner war die höchste richterliche Instanz für Irland nicht etwa das irische, sondern das englische Oberhaus, was noch 1719 feierlich bekräftigt wurde; die höchsten Ämter, vor allen das des Statthalters (Lordlieutenant), lagen in den Händen anglikanischer Engländer und waren auf irische Kosten so hoch besoldet, daß im Anfange des 18. Jahrhunderts der Statthalter Lord Wharton binnen zwei Jahren ein Vermögen von 45000 Pfd. Sterl. „ersparen" konnte. Und doch lebten auch diese Herren fast niemals im Lande, kümmerten sich kaum um ihr Amt und verzehrten das irische Geld in England. Außerdem erhielten eine Menge oft sehr unwürdiger Persönlichkeiten in England reiche Pensionen aus irischen Einkünften.

Die irische Kirche.

Die Staatskirche in Irland war und blieb die anglikanische; sie war also lediglich dazu da, etwa 6—800 häufig fast unbeschäftigten englischen Priestern fette Pfründen zu sichern, keineswegs um das Seelenheil des irischen Volkes zu fördern, also das Gegenteil von dem, was sie hätte sein sollen, ein schreiender Widerspruch mit dem Wesen der Kirche. Die katholische Kirche und ihre Bekenner, also die weit überwiegende Mehrheit der Irländer, wurden Jahrzehnte hindurch fast ebenso schlimm behandelt, wie die Hugenotten in Frankreich seit 1675. Schon 1698 wies ein Gesetz alle katholischen Bischöfe, Dekane und Ordensgeistliche aus; die Zahl der Priester blieb möglichst beschränkt, ihre Thätigkeit an ihren Wohnsitz gebunden. Nur Kapellen ohne Glocken und Türme dienten dem Gottesdienste, um 1728 immerhin 892 „Meßhäuser" und 54 Privatkapellen mit 1455 Priestern; sogar 51 allerdings sehr kleine Mönchsklöster erhielten sich. Ihre theologische Bildung aber mußten sich diese Geistlichen in St. Omer oder Salamanca holen, wofür ihnen noch harte Strafen drohten. Jede katholische Waise erhielt seit 1703 einen protestantischen Vormund und sollte anglikanisch erzogen werden. Mischehen waren so gut wie verboten; ein katholischer Priester, der eine solche einsegnete, wurde später (1735) sogar mit dem Tode bedroht. Vom Parlament, von allen Ämtern des Staates und der Gemeinden, vom Dienst in Heer und Flotte und von allen höheren Schulen waren die Katholiken ausgeschlossen. Katholische Eltern hatten also, da es bei Strafe des Vermögensverlustes verboten war, die Kinder ins Ausland zu senden, und kein Katholik eine Schule einrichten durfte, nur die Wahl, ihre Kinder in tiefster Unwissenheit aufwachsen oder sie protestantisch erziehen zu lassen. Weitaus die Mehrzahl zog das erstere vor.

Aber die irischen Katholiken wurden nicht nur von aller höheren Bildung ausgeschlossen, kirchlich aufs ärgste gedrückt und politisch entrechtet, sondern auch wirtschaftlich planmäßig heruntergebracht. Nur etwa der elfte Teil des anbaufähigen Landes war im Besitz der katholischen Iren geblieben, das übrige gehörte englischen Grundherren, und diese lebten meist in England oder in Dublin, preßten durch ihre „Prokuratoren" den Pächtern und Bauern „Folterrenten" (rack rents) ab und behandelten sie, nach dem Urteile eines protestantischen Statthalters, oft schlimmer als Negersklaven. Kein Katholik durfte von einem Protestanten ein Grundstück durch Kauf, Erbschaft oder Schenkung erwerben; kein katholischer Grundbesitzer durfte frei über sein Eigentum verfügen, sondern er mußte es zu gleichen Teilen unter seine



100 und 101. Bischof und Richter aus der Zeit Karls II.
Nach Stichen von W. Hallar.

Kinder vererben (1703), so daß es binnen wenigen Jahrzehnten überhaupt keine irgendwie bedeutende grundbesitzende katholische Familie in Irland mehr gab. Trat aber etwa der älteste Sohn zum Anglikanismus über, so fiel ihm sofort noch bei Lebzeiten des Vaters dessen ganzes Grundeigentum zu und diesem blieb nichts als die Verwaltung. Ferner durfte kein Katholik Pachtverträge über 31 Jahre hinaus abschließen; machte er während dieser Zeit Ameliorationen, so mußte er sofort den Pachtschilling erhöhen, wenn er nicht die Pacht ganz verlieren wollte (1703), was dann zu den niederträchtigsten Angebereien führte. Kein „vermögender" Papist endlich durfte in den Hafenstädten Galway und Limmerick wohnen, und sein Geschäftsbetrieb im Lande unterlag einer besonderen quälerischen Taxe (quarterage). Trotz dieser furchtbaren Zwangsgesetzgebung blieb doch die Zahl derer, die zum Anglikanismus übergingen, so gering, daß 1703—73 im ganzen nicht mehr als 4088 Katholiken ihren Glauben wechselten.

Englische Volkswirtschaftspolitik in Irland.

Der erbarmungslose Druck wurde noch gesteigert durch die Beschränkungen, die beide Parlamente, das von Anglikanern beherrschte irische wie das britische, der irischen Volkswirtschaft im Interesse der englischen Fabrikanten und Kaufleute auferlegten. Schon 1696 verbot ein englisches Gesetz, Waren aus dem englischen Amerika unmittelbar nach Irland zu führen, 1698 mußte das irische Parlament die irischen Tuche und Wollwaren mit einem Ausfuhrzoll bis zu 20 Prozent ihres Wertes belegen, der einem Ausfuhrverbot ziemlich gleichkam. So blieb dem armen Lande nur noch die Leinweberei, und auch diese wurde der englischen zu Gefallen vielfach benachteiligt. Die meisten Tuchfabriken aber gingen ein; in vielen Orten, die sonst davon gelebt hatten, stand um 1720 kein Webstuhl mehr, und schon 1700—1 mußten 20—30000 Arbeiter Armenunterstützung erhalten. An eine Wiederherstellung des im Kriege Zerstörten konnte das verarmende Volk kaum denken; noch nach 1700 lagen in Drogheda und andern Orten die von Cromwells Truppen zusammengeschossenen Kirchen in Trümmern.

Ergebnisse.

In seiner kirchlichen Freiheit aufs ärgste eingeschränkt, von allem Anteil am Staate und von aller höheren Bildung ausgeschlossen, wirtschaftlich planmäßig herabgedrückt und doch bis aufs Blut ausgesogen, beherrscht und geplündert von einem Beamtentume, einem Adel und einer Priesterschaft, die nicht seines Stammes und Glaubens waren, und an dem Lande nur insoweit ein Interesse hatten, als es ihnen Einkünfte lieferte, sank das katholisch-irische Volk in Bettelarmut und Schmutz, Stumpfsinn und Roheit hinab. Schon 1708 nennt Jonathan Swift die Iren eine führerlose, feige und daher völlig ungefährliche Masse, und in der That blieb die „grüne Insel" Jahrzehnte hindurch vollkommen ruhig. „Alle Straßen, Wege und Häuser", so schildert derselbe Jonathan Swift die irischen Zustände, „sind belagert von bettelnden Weibern, denen fünf bis sechs Kinder folgen, alle in Lumpen gehüllt und den Vorübergehenden um ein Almosen anflehend, Kinder, die ohne Unterricht und Erziehung aufwachsen und zu Dieben werden, schon weil sie keinen Unterhalt finden." „Die Wohnungen der Armen sind Düngerhaufen, ihre Nahrungsmittel das Blut ihres Viehes und das Unkraut ihrer Felder", schrieb Sheridan 1728. So war Irland ein Jahrhundert hindurch ein Schandfleck für England, und die irischen Zustände bildeten das tiefdunkle Gegenbild zu den Verhältnissen Englands, dessen wirtschaftliche Größe zum Teil sogar auf der Knechtung der Nachbarinsel beruhte.

Volkswirtschaft.

Die englische Landwirtschaft.

Zwar mußte die englische Volkswirtschaft auf jede unmittelbare Förderung durch die Staatsgewalt, wie sie den französischen Anschauungen entsprach, verzichten, aber mittelbar wurde sie von der parlamentarischen Gesetzgebung sehr stark beeinflußt und zwar durchaus zu gunsten des Großgrundbesitzes und des Großkapitals der herrschenden Stände. Noch behauptete damals die Landwirtschaft den Vorrang, denn sie beschäftigte etwa vier Fünftel des gesamten Volkes. Der Grundbesitz lag aber bereits zum größten Teil in den Händen der großen Eigentümer, ein Verhältnis, das sich seitdem immer mehr zu gunsten derselben verschob, denn sie vermehrten ihren Besitz noch fortwährend auf Kosten der kleinen Eigentümer, indem sie willkürlich vom Gemeindelande durch „Einzäunung" (enclosure) Besitz ergriffen. Im 18. Jahrhundert betrug der Umfang dieser enclosures im ganzen nicht weniger als 2 Millionen Acres. Schon um das Jahr 1700 zählte man daher nur noch etwa 160000 Freisassen mittleren Besitzes (freeholders, yeomen), und etwa ebenso groß war die Ziffer der wohlhäbigen Pächter. Aber die große Hauptmasse der ländlichen Bevölkerung bestand

bereits aus Tagelöhnern ohne Landbesitz. Der Bodenanbau, noch ohne Fruchtwechsel betrieben, ließ in England und Wales fast den dritten Teil der gesamten Grundfläche (12 Millionen von fast 40 Millionen Acres) als ungenütztes Sumpf-, Heide- und Bergland, über den siebenten Teil (6 Millionen Acres) als Forsten und Parks liegen und unterwarf noch nicht das Viertel (9 Millionen Acres) dem Pfluge; 12 Millionen blieben Wiesen und Weiden. Doch vergrößerten die enclosures im ganzen den benutzten Boden. Bei so großen Weideflächen behauptete neben dem Weizenbau, der alljährlich etwa 800000 Viertel (Quarters) für die Ausfuhr lieferte und noch bis 1765 überhaupt eine solche ermöglichte, die Viehzucht die größte Wichtigkeit. Die englischen Schafherden vor allem erzeugten alljährlich soviel Wolle, daß für die Ausfuhr eine Masse von 3 Mill. Pfd. Sterl. an Wert übrig blieb; freilich wurde auch der gleiche Erwerbszweig in Irland rücksichtslos unterdrückt (s. S. 137). Die Lage der englischen Landarbeiter war damals im ganzen nicht schlecht. Um 1688 verdiente ein Tagelöhner wöchentlich durchschnittlich 4 Schillinge, in einzelnen Gegenden Südenglands auch mehr. Das Einkommen eines Freeholders in guter Lage schätzte man um 1688 auf etwa 90 Pfd. Sterl., eines Gentlemans auf 280, eines Baronets auf 880 und eines Lords auf 3200 Pfd. Sterl. Der Kaufwert des Geldes aber betrug damals etwa das Doppelte und Dreifache des heutigen.

Bergbau.

Wie die Landwirtschaft so trat auch der Bergbau in den Dienst der englischen Industrie. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts begannen die Kohlenschächte, vor allen die von Newcastle, das Brennmaterial in immer größerer Fülle zu liefern, und zwar nicht nur für den inländischen Bedarf, sondern auch für die Ausfuhr nach Holland und Belgien, so daß im Jahre 1708 bereits 1 Million Pfund Kohlen gefördert wurden und 500 Fahrzeuge von ihrem Transport beschäftigt waren. Die Ausbeute an Zinn aber betrug um dieselbe Zeit 1200000 Pfund.

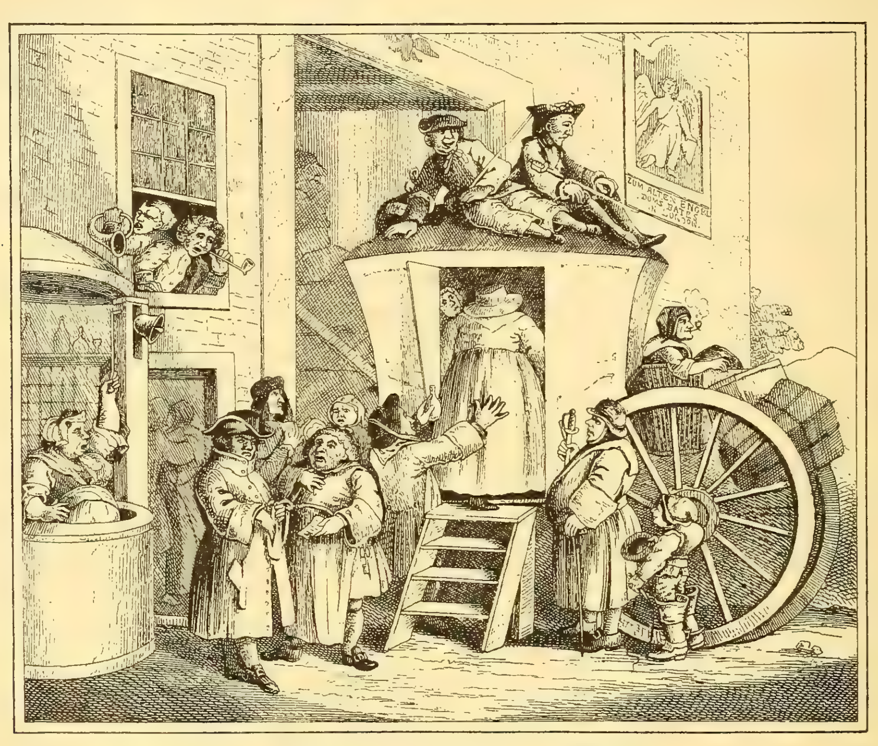
Die englische Industrie.

Die Industrie, bis gegen 1680 mehr auf gröbere Erzeugnisse beschränkt, nahm seitdem den lebhaftesten Aufschwung, besonders durch die Sperrung der französischen Häfen infolge der Kriege, welche die Engländer nötigte, ihren Bedarf selbst zu decken und durch die Einwanderung zahlreicher französischer Hugenotten; im ganzen kamen 1685—95 etwa 90000 (s. Bd. VI, S. 618). Sie besiedelten in London fast ganz das weite Spitalfield und erbauten in und um die Stadt gegen 30 Kirchen, begründeten auch in Southampton, Dover, Yarmouth, Bristol, Exeter, Norwich, Edinburg und anderwärts geschlossene Kolonien und wurden 1709 in das englische Bürgerrecht aufgenommen. Ganze Industriezweige, wie die Fabrikation von Glas, Papier, Seide u. dgl. brachten sie zuerst ins Land und entwickelten sie so rasch, daß sie schon während des Spanischen Erbfolgekrieges beträchtliche Steuern abwarfen. Sehr bedeutend war auch die Produktion von Bier und Spirituosen. Mit der steigenden Entwickelung des englischen Gewerbfleißes im engsten Zusammenhange steht das Aufblühen unbedeutender Flecken des Nordwestens zu beträchtlichen Städten. So wurde Manchester damals zuerst wichtig für die Verarbeitung der Baumwolle, Leeds (neben Norwich) für die der Wolle, Sheffield und Birmingham für Eisen- und Stahlwaren. Auch den handarbeitenden Klassen kam das einigermaßen zu gute, ihre Lage gestaltete sich damals etwas günstiger als sonst in Europa. Der Wochenlohn eines städtischen Arbeiters betrug durchschnittlich etwa 6 Schilling. Die Fabrikanten waren freilich unausgesetzt bestrebt, ihn herabzudrücken, um die fremde Konkurrenz besser aushalten zu können, und zogen daher bereits in großer Ausdehnung Kinder hinzu, oft schon vom sechsten Lebensjahre an. In Norwich, dem Hauptsitze der englischen Tuchmacherei, berechnete man, daß diese armen Geschöpfe den Fabrikanten alljährlich 12000 Pfd. Sterl. über ihren eignen Unterhalt hinaus verdienten. Schon unter Karl II. aber erscholl

gelegentlich der Ruf nach Lohnerhöhung, und auf der andern Seite machte um 1700 der Schotte Fletcher allen Ernstes den Vorschlag, die Sklaverei gesetzlich wiedereinzuführen. Seit Karl II. wurde wenigstens jede Verbindung von Arbeitern zur Erlangung besserer Löhne als „Verschwörung“ (conspiracy) bestraft. Dafür fiel ein erschreckend großer Teil des Volkes der Armenpflege anheim, unter Karl II. gelegentlich ein Fünftel! Die Armenlast der Gemeinden und Grafschaften erforderte um das Jahr 1685 im ganzen gegen 700000 Pfd. Sterl., später sogar 8—900000 Pfd. Sterl. jährlich.

Verkehrswesen.

Sehr spät hat sich, was bei einer so entwickelten Gewerbthätigkeit auffallen kann und nur aus dem Überwiegen der bequemen Wasserwege erklärlich ist, der Binnenverkehr besserer Transportmittel zu erfreuen gehabt; hier stand England weit hinter



102. Landkutsche zu Anfang des 18. Jahrhunderts.
Nach einem Kupferstiche von William Hogarth.

Frankreich und Holland zurück. Der Ausbau des gegenwärtig so großartigen Kanalnetzes war kaum begonnen; die Landstraßen, deren Unterhalt noch lediglich den Kirchspielen oblag, befanden sich im schlechtesten Zustande, der bei ungünstigem Wetter und im Winter den Verkehr aufs äußerste erschwerte, in entlegeneren Landesteilen ganz unmöglich machte. Erst die Einführung des Chausseegeldes im Beginn des 18. Jahrhunderts brachte hier Besserung. Die Kosten des Warentransports auf kleinen Karren oder starken Packpferden standen deshalb lange unverhältnismäßig hoch. Aus gleichem Grunde unternahmen kräftige Männer ihre Reisen gewöhnlich zu Pferde, wofür die königliche Post die Tiere von Station zu Station stellte. Wer das nicht wollte oder konnte, mußte im eignen Wagen vier- oder gar sechsspännig fahren. Die erste regelmäßige Personenbeförderung zu Wagen (Stage coach) richtete ein Privatunternehmer im Jahre 1660 zuerst zwischen London und Oxford ein. Seit 1669 legte die sogenannte

„fliegende Kutsche" diese Strecke mit bisher unerhörter Eile statt in zwei Tagen in einem Tage (13 Stunden) zurück, und seit 1685 verbanden dergleichen Fahrgelegenheiten London mit allen größeren Städten gewöhnlich dreimal wöchentlich. Dabei brauchte man z. B. nach York und Exeter vier Tage. Die königliche Post, die zuerst von Karl I. eingerichtet worden, in der Revolutionszeit wieder eingegangen und erst unter Karl II. wiederhergestellt worden war, beförderte nur Briefe und Pakete und stellte für Reiter die Pferde, Wagen nur für den König und hohe Beamte. Ihre reinen Einnahmen stiegen 1661—85 von 20000 auf 70000 Pfd. Sterl., ein Beweis für das rasche Anwachsen des Binnenverkehrs. Die Gasthäuser waren von alters her zahlreich, geräumig und meist gut, gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden die besseren sogar elegant. Gewisse Gefahren mußte der Reisende freilich auch in England mit in den Kauf nehmen. Denn berittene Straßenräuber, meist gutgekleidete Herren mit gutem Benehmen, die den Reisenden mit vorgehaltener Pistole, aber sonst höflich das Geld abforderten, zeigten sich gar nicht selten und erfreuten sich sogar einer gewissen Popularität wegen ihrer Kühnheit und Schlauheit.

Englands auswärtiger Handel.

Größere Aufmerksamkeit auch der Staatsgewalten nahm der auswärtige Handel in Anspruch. Seit 1695 war ein Handelsrat mit seiner Überwachung betraut. Die Handelsflotte erreichte zwar noch bei weitem nicht die Bedeutung der holländischen in ihrer Blütezeit (s. Bd. VI, S. 375), zählte aber im Jahre 1704 doch 3281 Seeschiffe mit 261 222 Tonnen, dank der Navigationsakte. Die Einfuhr stieg von 1662 bis 1699 von 4016000 Pfd. Sterl. auf 5640000 Pfd. Sterl., die Ausfuhr in demselben Zeitraume von 2022000 Pfd. Sterl. auf 6788166 Pfd. Sterl. Am wichtigsten war der Verkehr mit Holland, wohin zwischen 1699 und 1705 englische Reeder jährlich Waren von fast 2 Millionen Pfd. Sterl. an Wert verschifften, während die Einfuhr von dort nur etwa den vierten Teil dieser Summe erreichte. Nächstdem stand der Handel mit den englischen Kolonien in Nordamerika. Der mit den spanischen Besitzungen entzieht sich sicherer Schätzung, weil er entweder als Schmuggel oder auf spanischen Schiffen betrieben wurde. Den Verkehr mit Frankreich störten seit dem Jahre 1689 beständige Kriege; vorher war er nicht unbedeutend, aber wenig vorteilhaft für England gewesen, da er sich wesentlich auf die Einfuhr französischer Luxusartikel beschränkt hatte.

Ostindische Kompanie.

Die Schwierigkeit der Verbindungen mit überseeischen Ländern erklärt es, daß sich damals große Handelsgesellschaften des Verkehrs bemächtigten und gewisse Zweige desselben für sich allein in Anspruch nahmen. So gab es eine Levantische, Ostafrikanische, Baltische Kompanie, Gesellschaften für den Walfischfang wie für den nordamerikanischen Pelzhandel.

Keine jedoch gewann größere Bedeutung als die Ostindische Kompanie, obwohl bei weitem langsamer als die holländische. Erst im Jahre 1612 verwandelte sie sich in eine Art von Aktiengesellschaft, während bis dahin immer nur einzelne Gruppen von Mitgliedern auf eigne Rechnung eine Unternehmung geführt hatten, erst 1624 erhielt sie die Gerichtsbarkeit über ihre Beamten im Auslande, endlich im Jahre 1661 das Recht, mit nichtchristlichen Staaten Krieg zu führen und Frieden zu schließen, wovon sie indes, solange das indische Reich der Mongolen noch in seiner Blüte stand, kaum Gebrauch zu machen vermochte. Erst Karl II. gab ihr das Münzrecht. Überhaupt beginnt ihre Blüte nicht vor der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, da sie bis dahin unter der Feindschaft der Holländer (s. Bd. VI, S. 384 f.), dem Druck des Bürgerkrieges und einer mangelhaften Organisation zu leiden hatte. Seitdem vermehrte sich die Einfuhr aus Indien schnell, auch ihr Gewinn stieg rasch, besonders durch die Einfuhr von Salpeter und Thee, der seit dem Jahre 1668 in England ein

verbreitetes Getränk wurde. Im Jahre 1676 konnte sie ihr Kapital verdoppeln und jahrelang ihren Aktionären 20 Prozent Dividende zahlen. Diese günstige Lage trieb ihre Anteilscheine, welche noch 1664 um nur 70 Prozent zu haben gewesen waren und sich in verhältnismäßig wenigen Händen befanden, schon 1676 auf 245, im Jahre 1688 auf 200, die Zahl ihrer Bediensteten auf 80000. In dieselbe Zeit fällt auch eine raschere Entwickelung ihrer Niederlassungen in Indien. Im Binnenlande war anfangs ihre wichtigste Faktorei zu Delhi (seit 1613), an der Westküste zu Surate. Aber im Jahre 1668 erwarb sie von der Krone Bombay, das sechs Jahre zuvor Katharina von Portugal Karl II. als Heiratsgut gebracht hatte (s. S. 4), und das die Kompanie seit 1687 an Stelle Surates zu ihrem Hauptstapelplatze an der Malabarküste machte. Schon früher hatte sie sich an der Koromandelküste in Madras festgesetzt (1640), wo sie das Fort St. Georg anlegte, sowie am Hugly, einem der Mündungsarme des Ganges (1656), wo später am Fort William Kalkutta erwuchs. An die Begründung einer politischen Herrschaft konnte indes die Kompanie erst denken, als das Mogulreich zu verfallen begann; vorläufig waren ihre Niederlassungen nichts als notdürftig befestigte und von indischen Söldnern (Seapoys) besetzte Faktoreien, für die sie den indischen Landesfürsten Grundzins zahlte, wie jeder andre Besitzer.

Ganz andre Verhältnisse bildeten sich jenseit des Atlantischen Ozeans. Während in Indien die ersten Grundsteine zu einer Herrschaft über ein ungeheures, von alten Kulturvölkern dicht besetztes Gebiet gelegt wurden, erwuchs an der Ostküste von Nordamerika eine Reihe von Ackerbaukolonien mit englischer Bevölkerung, die Anfänge zu einem selbständigen germanischen Reiche von einer unabsehbaren Zukunft.

Fortgang der englischen Ansiedelungen in Nordamerika.

Die staatsrechtlichen Formen.

Welche großartigen Aussichten sich den Franzosen in Nordamerika in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts boten, ist schon früher erwähnt worden (Bd. VI, S. 528 ff.), ebenso wie die Anfänge der englischen Kolonisation auf der Ostküste (s. Bd. VI, S. 443 f.). Seitdem hatte sich diese fröhlich weiter entwickelt und zwar in den drei Formen, die für sie überhaupt maßgebend gewesen sind, als Eigentümerkolonien, bei denen das gesamte Eigentum des Landgebiets mit den wichtigsten Hoheitsrechten einem oder mehreren Grundbesitzern (proprietor) von der Krone übertragen wurde, wie in Maryland und Rhode-Island, als Freibriefkolonien, die einer Handelsgesellschaft in ähnlichen Formen gegeben wurden, wie z. B. Virginien und ursprünglich wenigstens der Theorie nach Massachusetts, und als Kronkolonien, wo die Regierung unmittelbar die Verwaltung führte. Im ganzen gediehen die Niederlassungen der ersten Klasse am besten. Denn die großen Eigentümer selbst hatten sowohl die notwendigen sehr bedeutenden Mittel als auch das höchste persönliche Interesse, ihr Aufblühen kräftig zu fördern. Lord Baltimore z. B. verwandte in den ersten Jahren etwa 40000 Pfund Sterl. Dagegen wirkte die vielköpfige und nachlässige Verwaltung der Handelskompanien und ihr Handelsmonopol oft ungünstig. Doch richtete sich unter den späteren Stuarts das Bestreben immer mehr darauf, alle Kolonien in Kronkolonien zu verwandeln, für die auch in der Folgezeit das Statut Karls I. von 1625 maßgebend blieb.

Carolina.

Die erste neue Niederlassung in diesem Zeitraume wurde Carolina (1663 und 1665). Karl II., nach dem es genannt wurde, übertrug das Land acht großen Herren (Clarendon, Monk, Shaftesbury u. a.), diese aber statteten es mit Religionsfreiheit, unabhängiger Gesetzgebung und einer Volksvertretung aus, die dem Gouverneur zur Seite stand, und verwandten auf die erste Einrichtung 12000 Pfund Sterling. Die

im Jahre 1669 im Auftrage der Eigentümer von dem Staatsrechtslehrer und Philosophen John Locke (s. unten) ausgearbeitete Musterverfassung nach streng-aristokratischen Grundsätzen erlangte niemals praktische Geltung, weil sich die Ansiedler diese nur theoretisch ausgeklügelten Bestimmungen nicht gefallen ließen, und wurde im Jahre 1693 förmlich zurückgenommen. Überhaupt gewannen die politischen Verhältnisse hier erst sehr allmählich eine etwas festere Gestalt. In Nordcarolina, das sich lange auf die dürftigen Siedelungen am Albemarleflusse beschränkte und durch ungeheure Sumpfstrecken von Südcarolina getrennt war, zeigten sich die Ansiedler lange Zeit hindurch widerspenstig und rebellisch, da viel Gesindel von Westindien herüberkam; erst als das Land 1718 in eine Kronkolonie verwandelt wurde, besserten sich die Zustände. Südcarolina zählte 1665 erst etwa 800 Einwohner, erhielt aber 1670 durch die Gründung von Charlestown (Charleston), das übrigens erst später an seinen jetzigen Platz verlegt wurde, einen festen städtischen Mittelpunkt, den keine andre Kolonie damals besaß. Streitigkeiten der Kolonisten mit den Eigentümern und Kämpfe mit den benachbarten Spaniern (seit 1680) hemmten das Wachstum; noch 1708 zählte das Land kaum 10 000 Einwohner; 1719 wurde es Kronkolonie.

New York und New Jersey.

Auf Carolina folgte New York. Nach dem Ende der holländischen Herrschaft im Jahre 1664 aus Neuniederland (s. Bd. VI, S. 382, 548) umgetauft, wurde dieser Landstrich damals dem Herzog Jakob von York übertragen, der nun wieder große Grundherrschaften an einzelne Eigentümer (die Familien Cortland, Livingstone, Philipps, Rensselaer u. a.) verlieh und eine Verwaltung ganz im Sinne der unumschränkten Monarchie hier einrichtete.



103. Siegel von Ost-Jersey.

Mit seiner Thronbesteigung (1685) verwandelte sich das Land von selbst in eine Kronkolonie. Am Anfange des 18. Jahrhunderts erschienen hier die ersten Deutschen, 1708 Pfälzer, 1709 mehrere Tausend andre. Sie ließen sich zuerst am Unterlaufe des herrlichen Hudsonstromes nieder und besiedelten dann die schönen Thäler des Mohawk und des Schoharie. New Jersey, das ursprünglich zu New York gehört hatte, ging schon im Jahre 1664 an zwei große Eigentümer (Lord Berkeley und George Carteret), später an eine ganze Anzahl von Besitzern über, doch erhielt es eine ziemlich freie Verfassung und wurde erst nach dem Jahre 1703 Kronkolonie.

Pennsylvanien.

Die merkwürdigste und ausgedehnteste der neuen Kolonien aber war Pennsylvanien, die Gründung des großen Quäkers William Penn (1681).

William Penn wurde 1644 in London geboren. Sein Vater war Admiral und stand als Eroberer von Jamaika 1655 (s. Bd. VI, S. 495) beim Hofe, namentlich beim Herzog Jakob von York, dem Großadmiral der Flotte, in hohem Ansehen. Von besonderem Einfluß auf den begabten und früh nachdenklichen, religiös gestimmten Knaben war seine Mutter. Schon als Student in Oxford seit 1659 hielt er sich von dem lärmenden Treiben seiner Kommilitonen fern

und gab sich mit einigen wenigen Gleichgesinnten religiösen Betrachtungen hin. Da er darüber die anglikanischen Kirchengebräuche versäumte, so wurde er schließlich von der Universität verwiesen, und der erzürnte Vater verbot ihm das Haus. Indes vermittelte die Mutter zwischen beiden; der junge Penn wurde nach Frankreich und Italien geschickt, um ihn auf andre Gedanken zu bringen, und mußte sich nach seiner Rückkehr, weil der Vater ein Flottenkommando im (2.) Seekriege mit Holland übernommen hatte, der Verwaltung des väterlichen Hauses widmen, weshalb er sich auch vorübergehend in London mit Rechtswissenschaft abgab. Aber der Absicht des Vaters, ihn an den Hof zu bringen, damit er dort Karriere mache, wozu er alle Aussicht hatte, widersetzte er sich entschieden, und als ihn der Vater nach Irland an den glänzenden Hof des Vizekönigs, des Herzogs von Ormond, schickte und ihm die Verwaltung seiner irischen

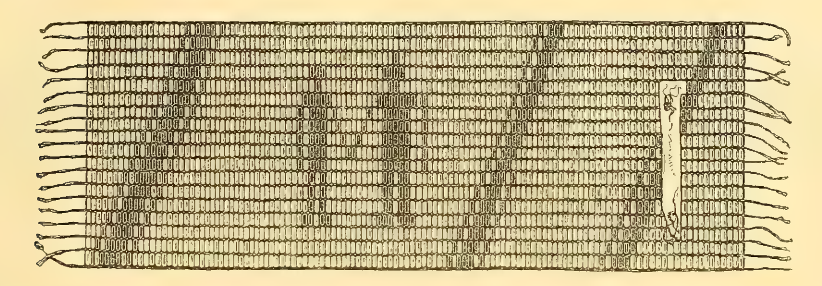


104. William Penn.
Nach einem Kupferstiche.

Güter übertrug, trat William in Cork mit den Quäkern in Verbindung und schloß sich dieser Sekte an. Abermals aus dem Vaterhause verwiesen, begann er als Wanderprediger in England zu reisen und verbreitete in Wort und Schrift die Grundsätze der Quäker. Wegen Ketzerei sieben Monate lang in den Tower gesetzt, erweichte er endlich das Herz des Vaters, und dieser starb 1670, mit dem Sohne versöhnt. William aber wurde abermals eingekerkert, weil er als Quäker den Unterthaneneid (wie jeden Eid) verweigerte. Später durchzog er predigend Holland und Deutschland und vermählte sich 1672 mit Maria Springett.

Die fortwährenden Bedrückungen im Mutterlande brachten die Quäker auf den Gedanken, wie seiner Zeit die Puritaner, eine Freistatt jenseit des Weltmeeres zu suchen. Schon im Jahre 1674 kaufte eine Gesellschaft von Quäkern von den beiden Eigentümern New Jerseys den westlichen Teil dieser Kolonie; im nächsten Jahre kamen

die ersten Quäker unter Fenwick und gründeten Salem am Delaware. Schon 1677 wurde für die neue Niederlassung ein Grundgesetz ausgearbeitet, 1681 der erste Landtag abgehalten. In demselben Jahre kaufte William Penn mit elf andern einen großen Teil vom östlichen, meist von Puritanern besiedelten, New Jersey und erwarb zugleich als Entschädigung für eine Schuld von 16 000 Pfund Sterling, die sein Vater von der Krone zu fordern hatte, das ganze Land am Delaware in der Ausdehnung von drei Breiten- und fünf Längengraden. Nach dem Wunsche Karls II., dem der freimütige und stolze Mann gefiel, taufte Penn das Gebiet Pennsylvania, „Waldland Penns“. Schon im Jahre 1682 ging W. Penn selbst hinüber. Die milde und menschenfreundliche Art der Sekte sprach sich auch darin aus, daß Penn durch einen förmlichen Vertrag die Anerkennung seines Besitzes von den Indianern



105. Wampum, dem William Penn zur Erinnerung an den Vertrag mit den Indianern übergeben. Aufbewahrt in der Pennsylvania Historical Society zu Philadelphia.

erlangte und den Ausgleich der Streitigkeiten zwischen Weißen und Roten Schiedsgerichten übertrug. Demgemäß gab er auch dem 1683 gegründeten Hauptorte den Namen Philadelphia „Stadt der Bruderliebe“ und gewährte als Grundherr den europäischen Ansiedlern eine sehr freie Verfassung. Die Kolonie entwickelte sich rasch und zählte 1688 schon 12000 Einwohner. Einen gewissen Anteil daran gewannen schon damals deutsche Ansiedler aus der Pfalz, die vor dem kirchlichen Drucke 1683 aus ihrer Heimat auswanderten und in der Nähe von Philadelphia unweit des Delaware Germantown gründeten. Von Pennsylvanien trennte sich 1691 Delaware als selbständiges Gemeinwesen. — Penn selbst besuchte seine Schöpfung nochmals 1699, namentlich um Streitigkeiten zu schlichten, die sich besonders aus dem Widerspruche seiner Stellung als großer Grundherr mit den demokratischen Anschauungen der Quäker ergaben. Gewinn und Dank hatte er wenig; er kam sogar in Schulden, wurde daheim mehrmals gefangen gesetzt und vielfach angefeindet, und starb nach schwerem Siechtum 1718.

Virginien, Maryland und Massachusetts.

Von den älteren Niederlassungen entwickelte sich Virginien anfangs nur langsam, da die Kompanie mehr ihr Handelsinteresse als das Wohl der Einwanderer im Auge hielt. Dennoch rentierte das Ganze, als kaufmännisches Geschäft betrachtet, nicht nur gar nicht, sondern verursachte sogar allmählich etwa 200 000 Pfund Sterling Verluste. Erst die Verwandlung der Kolonie in eine Kronkolonie (1624) bahnte rascheren Fortschritt an. Später hatte Virginien unter den heimischen Wirren zu leiden, da sich hier die eingewanderten Puritaner und die Royalisten feindselig gegenüberstanden. Die ersteren setzten es 1652 durch, daß Virginien an die Regierung Cromwells übergeben wurde, doch gewannen 1660 die Royalisten wieder die Oberhand. Unter Karl II. kam es jedoch gegen den königlichen Gouverneur Berkeley 1676 zu einer Art von bewaffneter Erhebung unter dem jungen, leidenschaftlichen, aber sehr

begabten Nathanael Bacon, die indes nach dessen baldigem Tode blutig unterdrückt wurde. Die „glorreiche Revolution“ 1688 begrüßten die Virginier in ihrer Mehrheit mit großer Freude; sie tauften ihre neue Hauptstadt Wilhelm III. zu Ehren Williamsburg und begründeten 1700 das „Williams and Marys College“, den Kern der virginischen Universität. — Die Eigentümerkolonie Maryland erreichte zwischen 1660 und 1668 bereits eine Einwohnerzahl von 12 000 Köpfen. Das katholische Bekenntnis ihres „Eigentümers“, des Lord Baltimore, gab 1691 dem König Wilhelm III. Veranlassung, auf die Beschwerde unzufriedener Protestanten hin Maryland als Kronkolonie einzuziehen; der fünfte Lord Baltimore erhielt, als die Familie zum Anglikanismus übergetreten war, das Land 1715 wieder zurück, allein die 1691 verfügte Ausschließung der Katholiken von öffentlicher Religionsübung blieb bestehen. — Wenn



106—111. **Münzen von Massachusetts aus den Jahren 1652 und 1662.**

1 Drei Pence. 2 Sechs Pence. 3 Zwei Pence.

Massachusetts, wie ursprünglich das ganze Gebiet zwischen New York und Kanada (Akadien) hieß, rasch aufblühte, so verdankte es dies im wesentlichen der thatsächlichen Verwandlung in eine Eigentümerkolonie, die durch die Verlegung des Sitzes der (sogenannten nordvirginischen oder westenglischen) Kompanie in die Kolonie herbeigeführt wurde (1629), da seitdem die Mitglieder der Gesellschaft mit den übrigen Ansiedlern unter einer ganz demokratischen Verfassung mehr und mehr verschmolzen. Den wiederhergestellten Stuarts fügte sich Massachusetts erst nach längerem Zögern 1661. Die Aufhebung des alten Freibriefs durch Karl II. im Jahre 1684 machte Wilhelm III. im Jahre 1691 wieder rückgängig und gestaltete im freieren Sinne die Verwaltung neu. Keine Kolonie hat seitdem ein lebhafteres Gefühl ihrer Unabhängigkeit bewiesen. Von Massachusetts trennte sich im Jahre 1662 Connecticut als Eigentümerkolonie unter Winthrop, 1680 New Hampshire.

So schoben sich die englischen Niederlassungen von Süden her immer weiter gegen die Grenze des französischen Kanada vor, sie begannen es aber auch von Norden her zu umfassen, als 1669 eine englische Gesellschaft den Freibrief für den Alleinhandel mit den unwirtlichen, aber an Pelztieren überreichen Gebieten um die Hudsonsbai erhielt. Ihre ersten Ansiedelungen, dem Zwecke der Kompanie und dem rauhen Klima gemäß nicht Ackerbaukolonien, sondern befestigte Handelsfaktoreien, entstanden am südlichen Teile der Hudsonsbai, das Gebiet selbst erhielt nach seinem ersten Gouverneur den Namen Prinz-Ruprechtsland.

Innere Entwickelung der Kolonien im allgemeinen.

Die fortwährenden Indianerkriege, die besonders in Virginien sehr heftig waren und nur in Massachusetts und Pennsylvanien länger vermieden wurden, waren zwar sehr lästig und führten 1675 zu einem Bunde der Neuenglandstaaten, konnten aber die Entwickelung der Ansiedelungen nicht ernsthaft hemmen. Nach ihren wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen waren die einzelnen Landschaften voneinander sehr unterschieden. In den puritanischen Neuenglandstaaten und in Pennsylvanien, deren Klima etwa dem mitteleuropäischen entspricht, entwickelten sich freie, demokratische Bauernschaften. In den Staaten südlich von Maryland ab, deren Klima zu warm ist, um

weißen Ansiedlern schwere, anhaltende Arbeit im Freien zu gestatten, bildete sich dagegen, besonders auf der Grundlage des in Virginien zuerst gepflegten Tabaksbaues, ein Stand von großen Landbesitzern aus, die ihre ausgedehnten Güter (Plantagen) mit schwarzen und weißen Sklaven bewirtschafteten. Während der Handel mit unfreien weißen Arbeitern (Kriegsgefangenen, Verbrechern und dergl.) bald aufhörte, gewann die Einfuhr von Negersklaven einen immer größeren Umfang. Am größten waren die Sklavenherden einzelner Besitzer in Virginien und Maryland, wo sie oft nach vielen Hunderten zählten, kleiner in Carolina. In Südcarolina zählte man 1708 unter 10000 Einwohnern nur 1360 Freie. In Virginien wuchs die Zahl der Slaven langsamer. Hier gab es 1649 erst 300 Sklaven, 1661 etwa 2000, während um dieselbe



112. Zwei-Pence-Münze von Massachusetts.

Zeit diese Kolonie etwa 40000 Einwohner hatte. Jedenfalls wurde in diesen Gebieten die Negersklaverei die Grundlage des gesamten wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lebens. Die Ansiedelungen beschränkten sich zunächst auf die Küsten und die schiffbaren Flüsse; das Innere war noch von unermeßlichem Urwalde bedeckt, der sich erst allmählich lichtete. Die Straßen pflegte man einfach durch Einschnitte an den Bäumen zu bezeichnen. Am schnellsten entwickelte sich Virginien, nicht nur, weil es die erste und älteste aller Kolonien war (daher the Old Dominion), sondern auch, weil dort der Boden dem Anbau von Tabak besonders begünstigte und die zahlreichen schiffbaren Flüsse bequeme Straßen ins Innere boten. Bedeutende städtische Mittelpunkte bildeten sich indessen hier nicht, der virginische Pflanzer lebte stolz und selbstherrlich auf seiner Plantage. Für den Unterricht hatten die Neuenglandstaaten von Anfang an gut gesorgt (s. Bd. VI, S. 444); noch in unserm Jahrhundert war dort das rotangestrichene Schulhaus unfehlbar in jedem Dorfe zu finden, und im Jahre 1700 entstand zu New Haven in Connecticut ein zweites Colleg, das Yale College nach seinem größten Wohlthäter Elihu Yale genannt. In Maryland und den Carolinas wurde der Unterricht dagegen noch sehr vernachlässigt.

Verfassung der Kolonien.

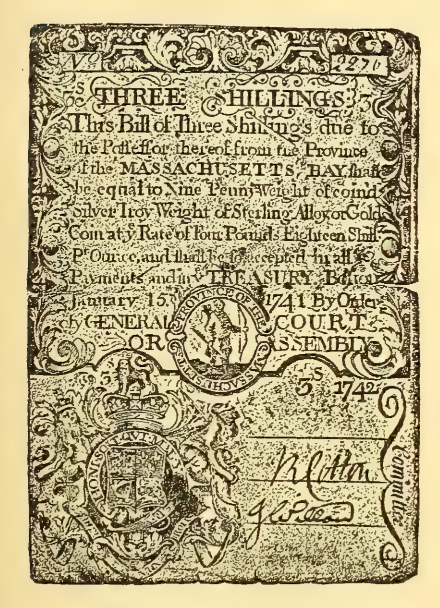
Schwerlich würden die englischen Niederlassungen so verhältnismäßig rasche Fortschritte gemacht haben, hätte nicht England, im Gegensatze zu dem französischen Verfahren, ihnen eine sehr freie Bewegung gestattet, und wären nicht die Ansiedler von Haus aus an Selbstverwaltung gewöhnt gewesen. Dem Gouverneur (governor), den je nach den besonderen Verhältnissen die Krone oder der Eigentümer oder auch die Kompanie ernannte, zuweilen aber, wie in Connecticut, auch die freien Ansiedler wählen durften, stand ein Rat (Council) und eine Volksvertretung (Assembly) zur Seite, die den Rat gewöhnlich wählte und selbständig über Gesetzgebung und Besteuerung beschloß. Es war natürlich, daß mit dem Wachstum der Bevölkerung und des Wohlstandes den Kolonisten

zunächst die grundherrschaftliche Stellung der Eigentümer lästig wurde, und da die Krone ihnen entgegenkam, so verwandelten sich die meisten Eigentümerkolonien binnen wenigen Jahrzehnten in Kronkolonien. Aber auch der Krone und dem Parlament gegenüber suchten die Kolonien ihre Selbständigkeit mehr und mehr auszudehnen. Zunächst unterlagen die kolonialen Gesetze der Zustimmung der Krone, sollten den englischen möglichst entsprechen und nach einer Bestimmung Wilhelms III. ungültig sein, wenn sie Gesetzen entgegenliefen, die in England über die Kolonien gegeben wurden. Berufungen an britische Gerichtshöfe stellten außerdem einen gewissen Zusammenhang mit dem Mutterlande her. Aber im Grunde immer streitig war das Recht der Besteuerung. Virginien erklärte schon im Jahre 1624, daß nur seine Assembly diese Befugnis besitze, Massachusetts behauptete dasselbe bereits 1634; doch legte gegen einen ähnlichen Beschluß in New York Wilhelm III. sein verfassungsmäßiges Veto ein (1691). Dieser staatsrechtliche Streitpunkt hat später den äußeren Anlaß zur Losreißung der Kolonien vom Mutterlande gegeben. Nur vorübergehend und ohne dauernden Erfolg griff die Krone unmittelbar in die Verhältnisse der Kolonien ein. Durch den Gouverneur Andros machte sie 1686 den Versuch, alle nördlichen Landschaften von Delaware bis an die Nordgrenze unter einer Verwaltung von Boston aus zu vereinigen, allein die „glorreiche Revolution" gab schon 1688 den einzelnen Gebieten ihre Selbständigkeit wieder.

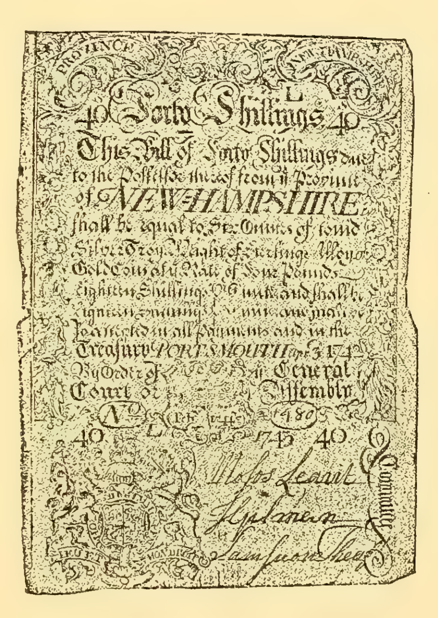
Die Kolonien und das Mutterland.

In seiner Handelspolitik verfolgte England den Kolonien gegenüber zwar nicht die Grundsätze der Absperrung wie Spanien, strebte aber doch mehr und mehr danach, sie den wirtschaftlichen Interessen des Mutterlandes unterzuordnen, nicht viel anders wie das unglückliche Irland, nur daß das ferne angelsächsische Nordamerika sich schließlich nicht fügte, sondern sich losriß. Die Virginische Gesellschaft hatte das ihr zustehende Alleinrecht thatsächlich allerdings nicht behauptet, vielmehr einen sehr lebhaften Verkehr besonders in Tabak zwischen Virginien und Holland entstehen lassen (vgl. Bd. VI, S. 443). Die Navigationsakte von 1651 unterwarf den Handel der Kolonien stärkeren Beschränkungen, doch wurde sie nur gegenüber den royalistisch gesinnten Pflanzern von Barbadoes wirklich durchgeführt. Aber seit der Wiederherstellung der Stuarts, die in dieser Beziehung durchaus als Cromwells Erben erscheinen, tritt mehr und mehr das Bestreben hervor, die Waren der Kolonien, in denen England nicht mit ihnen zu wetteifern vermochte, wie Zucker, Tabak, Baumwolle, Indigo, Ingwer, Farbholz u. a. dem ausschließlichen Verkehr mit dem Mutterlande vorzubehalten, um niedrigere Preise derselben zu behaupten, den Erzeugnissen dagegen, in denen beide sich Konkurrenz machten, wie Korn, Pökelfleisch, Fische, Holz u. a., alle europäischen Länder zu öffnen, damit sie nicht durch Überflutung des englischen Marktes dessen Preise allzusehr drückten. Darauf zielte die Verschärfung der Navigationsakte vom Jahre 1660. Eine weitere ergab sich aus der Verfügung von 1663, daß europäische Waren nach den Kolonien nur aus englischen Häfen verschifft werden durften. Selbst der Verkehr zwischen den einzelnen Kolonien in den Waren der ersten Gattung unterlag seit 1672 denselben Abgaben, wie bei der Einfuhr in England. Diesen Beschränkungen widersetzten sich die Ansiedler lange Zeit; der Aufstand Bacons in Virginien 1676 wurde teilweise dadurch veranlaßt, Rhode-Island unterwarf sich erst im Jahre 1700. Geradezu ein Hemmnis wurde es aber für die gewerbliche Entwickelung Nordamerikas, seit mit der „glorreichen Revolution" auch in England die Grundsätze des Merkantilsystems zur Herrschaft gelangten. Denn jetzt ging das Bestreben der englischen Handelspolitik mehr und mehr darauf aus, den Gewerbfleiß der Kolonien womöglich ganz zu unterdrücken, um sie zu einem ergiebigen Markte für die Industrie des Mutterlandes zu machen, während man die Erzeugung der Rohstoffe,

deren dieses bedurfte, thunlichst begünstigte. Deshalb wurde z. B. der Tabaksbau in England untersagt; auf der andern Seite verbot schon 1690 eine Verfügung die Ausfuhr von Wollwaren aus den Kolonien gänzlich, später im Jahre 1719 untersagte ihnen ein Gesetz die Anfertigung von Eisenwaren. Gewiß erweckte diese Behandlung unter den Ansiedlern eine lebhafte Unzufriedenheit, die dem Triebe nach Selbständigkeit neue Nahrung zuführte, aber sie machte zunächst diese aufblühenden Niederlassungen für das Mutterland auch um vieles wertvoller. Um das Jahr 1700 berechnete man den Wert ihrer Ausfuhr schon auf etwa 800 000 Pfund Sterling, der Einfuhr auf eine Million Pfund Sterling. Vom virginischen Tabak verbrauchte England alljährlich allein elf Millionen Pfund, das europäische Festland 17 Millionen.



113. Drei-Schillingnote von Massachusetts von 1741.



114. Vierzig-Schillingnote von New Hampshire von 1742.

Verhältnis zu den französischen Niederlassungen.

Je bedeutender nun dieser Verkehr wurde, desto höher war in England auch die Besorgnis vor einer Verbindung der ohnehin schon sehr bedeutenden französischen mit der spanischen Kolonialmacht gestiegen. Schon stießen mit jener die englischen Kolonisten feindlich zusammen, so in der Frage des Pelzhandels bei den Irokesen und an der Hudsonsbai, den die Franzosen für sich allein beanspruchten, und in den wichtigen Fischereigründen um Neufundland (Terre neuve). Schon suchten auch die Franzosen durch eine Kette kleiner Forts die Engländer von dem Verkehr mit den Irokesen und mit dem Mississippibecken abzusperren. Wäre jene Verbindung gelungen, dann hätte die Zukunft auch Nordamerikas wahrscheinlich den katholischen Romanen gehört. Diese Erwägungen vor allem hatten die Stellung Großbritanniens und damit auch Hollands im Spanischen Erbfolgekriege bestimmt (s. S. 76). Sein glücklicher Ausgang beseitigte nicht nur diese Gefahr, sondern vergrößerte das englische Gebiet auch durch das nur von wenigen französischen Ansiedlern besetzte Akadien und Neufundland, auf dessen ergiebigen Fischereigründen die Franzosen allerdings ausgedehnte Rechte behaupteten, und gab den Engländern das Alleinrecht auf den Pelzhandel in den Hudsonsbailändern (s. oben S. 124).

London als Hauptstadt.

London.

Der Mittelpunkt der gesamten englischen Volkswirtschaft wurde mehr und mehr London. Neben der Altstadt (City) und dem königlichen Palast von Whitehall wuchsen schon unter den letzten Stuarts im Nordosten und Westen neue Stadtteile aus dem Boden, ohne übrigens politisch mit der City zu verschmelzen, die vielmehr bis heute ihre abgesonderte Gemeindeverfassung bewahrt hat, und im Jahre 1687 berechnete man die Zahl der Einwohner der 111215 Häuser, die zusammen London bildeten, auf 696000, eine Ziffer, hinter der damals jede andre englische Stadt unendlich weit zurückstand, da selbst die nächstgrößte, Bristol, noch nicht 30000 Einwohner und Orte wie Norwich, York, Exeter nur etwa 10000 Einwohner hatten. Freilich mit Paris verglichen, hatte London äußerlich nicht viel Empfehlenswertes. Das Pflaster war schlecht, die Unsauberkeit auch in den eleganteren Stadtteilen groß, die Menge der Bettler arg und die Sicherheit besonders bei Nacht sehr gering; in manche Viertel getraute sich kaum die Polizei. Das ist allerdings erklärlich, denn bis zum Jahre 1685 entbehrte selbst die City noch der Straßenbeleuchtung, und auch dann, als sie ein unternehmender Privatmann für mondlose Nächte einrichtete, hielt sich diese zunächst ebenso überschwenglich gepriesene als bitter angefeindete Neuerung in bescheidenen Grenzen. Trotz dieser Übelstände war jedoch die wirtschaftliche Bedeutung Londons beständig im Steigen. Im Jahre 1704 besaß es 560 Seeschiffe mit 84882 Tonnen, also den dritten Teil der gesamten englischen Handelsmarine, und man berechnete, daß es ein Sechstel der gesamten Landtaxe aufbringe, aber ganz gut die Hälfte derselben tragen könne, da zwei Drittel des gesamten Barvorrats in London aufgehäuft seien. Wuchsen doch auch die Mieterträge der Häuser außerordentlich rasch. Die Londoner Börse begann somit auch bald die von Amsterdam zu überflügeln.

Kaffeehäuser und Zeitungen.

Natürlich warf diese Hauptstadt auch ein gewaltiges politisches Gewicht in die Wagschale, freilich in ganz andrer Weise als Paris, da es in England eine zentralisierte Verwaltung nicht gab. Wohl aber ersetzte diesen Mangel an Zentralisation der Verwaltung das parlamentarische Leben, das seit 1707 für ganz Großbritannien in London seinen natürlichen Mittelpunkt fand. Je größer die Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten wurde, desto mehr erwachte nun das Bedürfnis nach rascherem Austausch der Gedanken, einer schnelleren Kenntnisnahme der Neuigkeiten. Diesem Bedürfnis kamen eine Zeitlang die Londoner Kaffeehäuser entgegen. Das erste begründete während der Revolutionszeit ein Kaufmann, der lange in der Türkei gelebt hatte; bald aber vermehrten sie sich so, daß jede Klasse der Einwohner ihre besonderen, festen Lokale hatte. Immerhin vermittelten sie einen lebendigeren, regelmäßigen Meinungsaustausch doch nur für die Londoner, nicht für das Land. Dem konnten auch nicht die üblichen gelegentlich erscheinenden Flugschriften, sondern nur periodische Blätter, Zeitungen, dienen. Die erste derselben, die „Londoner Zeitung" (London Gazette) wurde, wie die „Gazette de France", 1666 von der Regierung gegründet und erschien zunächst zweimal wöchentlich, brachte aber über Parlamentsverhandlungen und Staatsprozesse, also über die wichtigsten inneren Angelegenheiten, kein Wort, sondern berichtete nur über Vorgänge mehr äußerlicher Art. Deshalb tauchten zuerst im Streit um die Exklusionsbill unabhängige periodische Blätter auf, doch wurden sie dann rasch unterdrückt. Außerhalb der Hauptstadt wagte sich noch gar kein Unternehmen derart ans Tageslicht, begreiflich genug, denn abgesehen von Cambridge und Oxford besaß damals ganz England noch keine Druckerpresse, und selbst 1724 gab es in 34 Graf=



London vor dem großen Brande vom Jahre 1666.

Nach Merian.



schaften noch keine solche. Das Neuigkeitsbedürfnis der Provinz mußten infolgedessen geschriebene Zeitungen befriedigen, die um so beliebter waren, als sie sich an eine so strenge Beschränkung des Stoffes wie die „Londoner Zeitung" nicht banden. Erst mit der „glorreichen Revolution" und ihren Folgen entwickelte sich die Tagespresse rascher. Wilhelms III. Regierung verschaffte sich sofort ein dienstbares Blatt im „Oranischen Anzeiger" (The Orange Intelligencer), und von 1688 bis 1692 entstanden nicht weniger als 26 neue Zeitungen; da sie indes die Verhandlungen des Parlaments noch

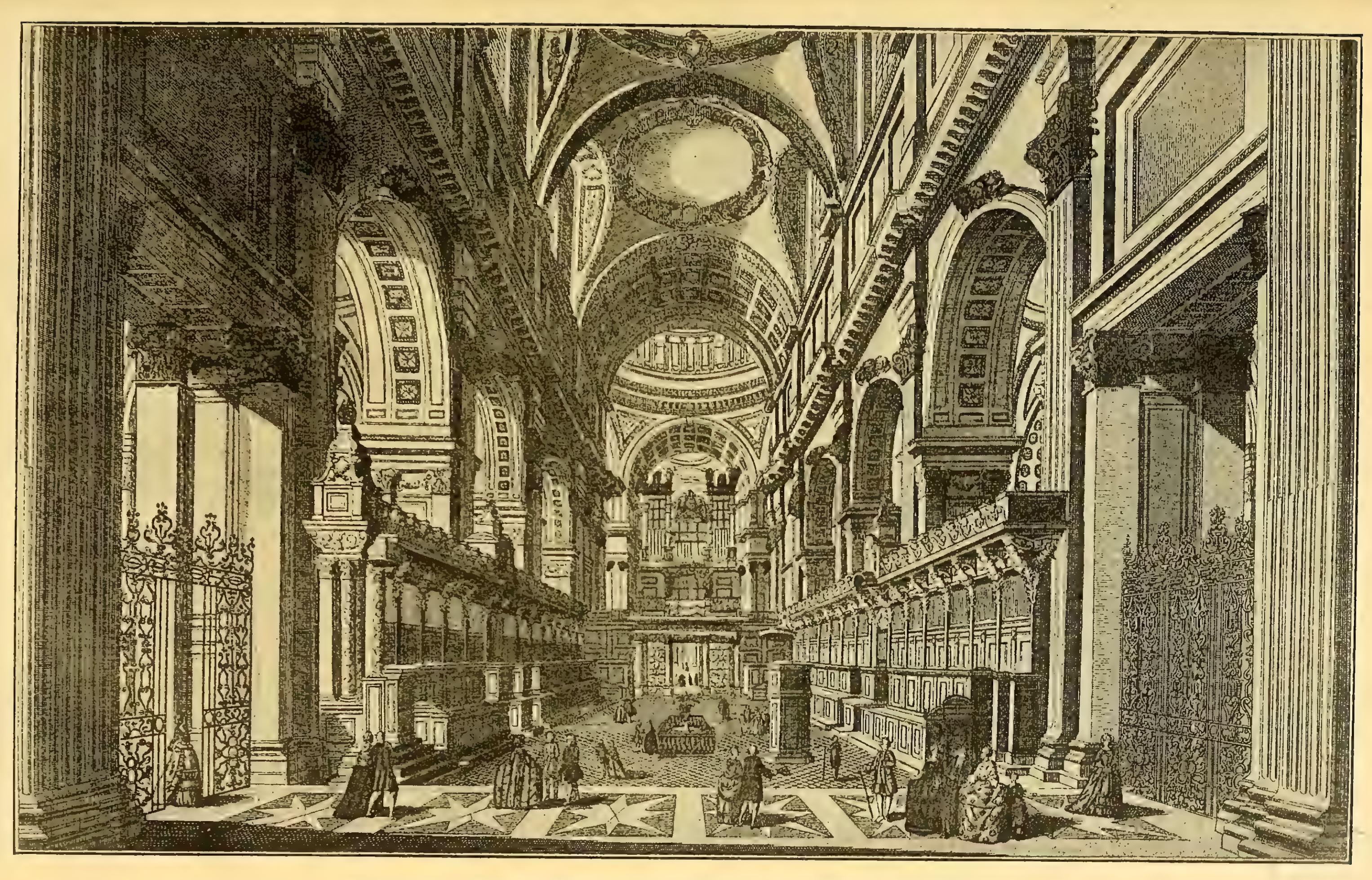


115. Christoph Wren, Erbauer der Paulskirche in London.
Nach dem Gemälde von Gottfried Kneller gestochen von J. Smith.

nicht veröffentlichen durften, so erhielten sich die geschriebenen Zeitungen noch lange neben ihnen. Als dann mit dem Jahre 1693 die volle Freiheit der Presse eintrat, weil damals das Zensurgesetz von 1685 nicht wieder erneuert wurde, wuchsen auch der Tagespresse die Schwingen. Im Spanischen Erbfolgekriege besaß London schon 18 politische Zeitungen (sieben mehr als 1852), und in dieser erregten Zeit entstand auch das erste täglich erscheinende Blatt, der „Tägliche Kurier" (Daily Courant). Da auch die Provinzen dem Beispiel der Hauptstadt rasch folgten, so wurde zum erstenmal in der Geschichte die periodische Presse bald eine Macht im politischen Leben des Landes, dessen Volk (oder vielmehr die herrschende Minderheit), wie ein Engländer damals schrieb, „eine Nation von Staatsmännern" geworden war.



116. Die Paulskirche zu London. Nach einer Originalphotographie.



117. Das Innere der Paulskirche zu London. Nach einem Stiche aus dem 17. Jahrhundert.

Der Hof und die Litteratur.

Geistiges Leben.

Die Bedeutung Londons, die es durch Volkswirtschaft und Politik erhielt, wurde noch verstärkt durch die Rolle, die es im geistigen Leben Englands spielte. Der sittenlose, aber auch glänzende und buntbewegte Hof Karls II. ließ sich in dieser Beziehung mit dem Ludwigs XIV. vergleichen; aber nach dem Sturze der Stuarts hörte der Palast von Whitehall auf, der Mittelpunkt vornehmer Geselligkeit zu sein, denn Wilhelm III. war allzu sehr Holländer, um sich in seiner englischen Umgebung wohl zu fühlen, auch häufig auf längere Zeit abwesend, Königin Anna zu bequem, um an den geistigen Interessen ihrer Zeit lebhafteren Anteil zu nehmen, und die ersten Könige aus dem Hause Hannover erschienen noch mehr als Fremde wie selbst Wilhelm III. Georg I. verstand nicht einmal Englisch. So bewegte sich das geistige Leben Englands nur bis zu Karls II. Tode in einer gewissen Abhängigkeit vom Hofe, seitdem aber in vollkommener Freiheit, und wahrlich nicht zu seinem Schaden.

Kunst.

Verhältnismäßig gering erscheint die künstlerische Entwickelung. Die Maler sind fast alle Fremde, nur in der Architektur trat als Nachahmer des Inigo Jones (s. Bd. VI, S. 446) bedeutsam ein Engländer hervor, Christopher Wren, der in dem Neubau der Paulskirche (1675—1710) ein riesiges Abbild der römischen Peterskirche schuf und überhaupt Londons baulichen Charakter nach dem großen Brande von 1666 wesentlich bestimmte.

Charakter der englischen Bildung.

Auch die englische Bildung macht, verglichen mit der Zeit Elisabeths, unter den letzten Stuarts den Eindruck der Verflachung. Das klassisch-humanistische Interesse, das für jene bezeichnend war (s. Bd. V, S. 578), war unter den Stürmen der Revolution und Restauration fast verschwunden, die Kenntnis des Griechischen nur bei einzelnen Geistlichen größerer Städte noch anzutreffen, die Pflege des Italienischen vergessen und mehr und mehr durch die Aufnahme des Französischen als eleganter Hofsprache ersetzt. Vollends auf den Sitzen des Landadels und in den Pfarrhäusern der ländlichen Orte sah es kümmerlich genug aus, und von der feinen klassischen Bildung der besten Frauen der Renaissancezeit war nach der Revolution auch bei den vornehmsten und elegantesten Damen keine Spur mehr zu finden. Viel schlimmer wirkte jedoch die furchtbare Entsittlichung der höheren Stände unter Karl II., die der französischen derselben Zeit sicher nichts nachgab (vgl. Bd. VI, S. 504 f.). Es erschien jetzt nicht nur lächerlich, sondern unter Umständen geradezu gefährlich, dem allgemeinen Zuge zu schamloser Leichtfertigkeit nicht zu folgen, denn wer das nicht that, kam sofort in den Ruf eines „Rundkopfes“, d. h. eines Rebellen gegen König und Kirche.

Dramatische Dichtung.

In so verpesteter Luft konnte auch die Dichtung nicht rein bleiben, am wenigsten die dramatische, das treueste Spiegelbild nationalen Lebens. Das Lange Parlament hatte im Jahre 1647 die Theater geschlossen, Karl II. eröffnete sie sehr bald wieder, um dem allgemeinen Wunsche entgegenzukommen, und privilegierte im Jahre 1663 zwei Schauspielergesellschaften, die sich nach alter Weise als „des Herzogs (von York) Gesellschaft“ (the Duke's Company) und als „des Königs Diener“ (the King's servants) bezeichneten, die letztere Truppe deshalb, weil sie im königlichen Theater von Drury-Lane spielte. An Pracht der Ausstattung übertraf diese Bühne bei weitem die Shakespeares (s. Bd. V, S. 715), und auch der Vorrat an Dramen, die Zahl der dramatischen Dichter wuchsen außerordentlich rasch unter dem fördernden Einfluß hohen Honorars, das zuweilen 700 Pfund Sterling für ein Lustspiel betrug. Dem entsprach nun freilich sehr wenig der innere Gehalt. Da beinahe zwei Jahrzehnte lang eine öffentliche Bühne nicht hatte bestehen dürfen, da schon vorher Ben Jonson dem Volksschauspiele Shakespeares entsagt hatte (s. Bd. V, S. 720), so knüpften die Tragödiendichter der Restaurationszeit nicht an diesen größten Dramatiker an, sondern sahen das Heil in der

„Nachahmung der Alten“, thatsächlich also der Franzosen, zu deren entschiedensten Bewunderer Karl II. selbst in den Jahren seiner Verbannung geworden war. Anfangs wirkte die Erinnerung an Shakespeares Größe wenigstens soweit noch nach, daß man, wie das Schlagwort lautete, Shakespeareschen Geist in französische Formen gießen wollte, aber man verstand jenen im Grunde schon nicht mehr, und so blieben am Ende nur die Formen übrig.



118. John Dryden.
Nach dem Gemälde von Gottfried Kneller gestochen von G. Vertue.

Der echte Vertreter dieser Übergangszeit ist John Dryden (1631—1700), sittlich haltlos wie seine Genossen alle und deshalb wie sie an die Gnadenerweise der vornehmen Herren und des Hofes gefesselt. Shakespeares Geist suchte er im Schlachtenlärm und in Geistererscheinungen, den Franzosen sah er den Reimvers, die sentimentalen Liebesverhältnisse und die fremdartigen Stoffe ab, wie schon die Titel seiner Stücke verraten („Die indianische Königin“, „Der indianische Kaiser“, „Die Eroberung von Granada“) und glaubte damit die „heroische Tragödie“ geschaffen zu haben, bis diesem von seinen

bewundernden Zeitgenossen geteilten Irrtum die „Schauspielerprobe“ des witzigen Herzogs von Buckingham, eine satirische Posse von schärfster Lauge, ein jähes Ende bereitete und die „heroische Tragödie“ unter unauslöschlichem Gelächter begrub (1671). Drydens spätere Schöpfungen näherten sich deshalb dem französischen Vorbilde noch mehr, nur daß er dem Alexandriner jetzt den alteinheimischen reimlosen Blancvers (s. Bd. V, S. 714) vorzog und zuweilen sogar prosaische Stellen einwob. Auch für seine formell vollendeten lyrischen, epischen und satirischen Gedichte waren ihm die Franzosen, namentlich Boileau, maßgebend, für seine Fabeln, den noch jetzt gelesensten Stücken seiner Werke, Lafontaine. Jedenfalls hat er, von ganz England bewundert, der französischen Tragödie dort für nahezu zwei Menschenalter zur Herrschaft verholfen und somit die Fortentwickelung des nationalen Schauspiels vollständig unterbrochen.

Im Lustspiel waren die englischen Dichter selbständiger, doch nicht zu ihrem Heile, denn so geistvoll und witzig einzelne derselben sein mögen, wie Congreve, ihre Stücke sind doch ebenso unsittlich in ihren Anschauungen und frech in ihren Worten wie die Gesellschaft, die sie schildern und die sie beklatschte, denn stets siegt in ihnen die elegante Sittenlosigkeit über die unbeholfene Tugend. Erst nach Karls II. Tode trat ein Rückschlag ein, vornehmlich seit Jeremias Collier in seinem bekannten Buche „Über die Zuchtlosigkeit und Unheiligkeit der englischen Bücher“ (1698) rücksichtslos mit der gesamten dramatischen Litteratur seiner Zeit ins Gericht gegangen war. Die tiefe Wirkung des Angriffs bewies zugleich, daß der Kern des englischen Volkes von der moralischen Fäulnis noch nicht angefressen war, und außerdem machte sich in immer weiteren Kreisen eine lebendige Teilnahme für ernste Wissenschaft geltend, die diese leichtfertige Dichtung in den Hintergrund drängte.

Die „Aufklärung“.

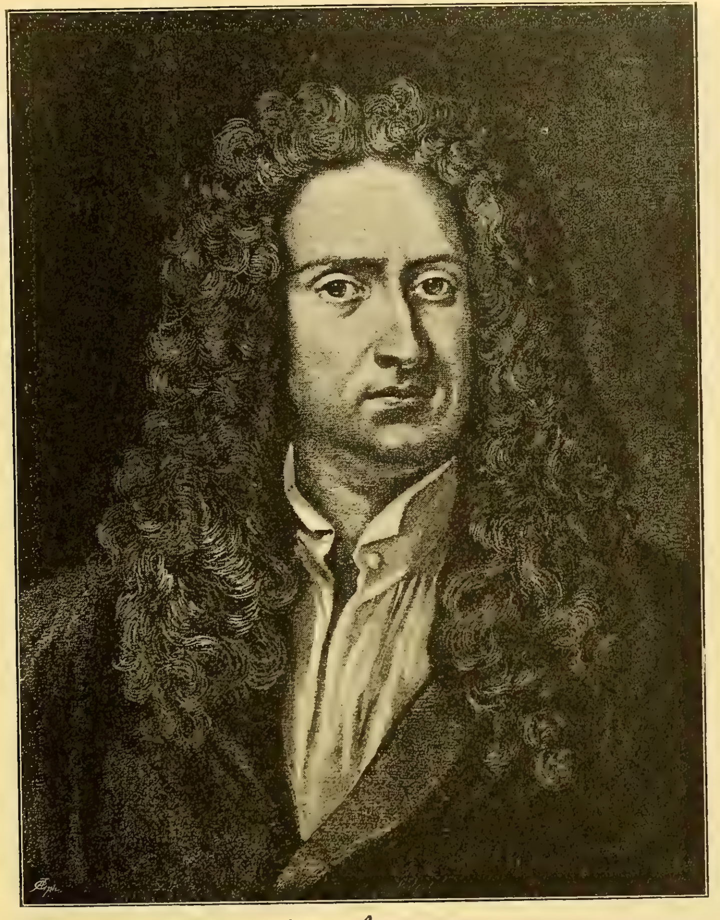
Die englische Wissenschaft wurde durchaus beherrscht von der naturwissenschaftlichen Methode, die zuerst Bacon begründet hatte (s. Bd. VI, S. 506); sie wirkte auf Philosophie und Poesie, auf Politik und Volkswirtschaft hinüber, und so entstand in England zuerst jene Richtung, die als „Aufklärung“ das gesamte 18. Jahrhundert beherrscht und auf die Bildung aller Kulturvölker den größten Einfluß geübt hat.

Naturwissenschaft.

In der Naturwissenschaft übernahmen die Engländer die Fortbildung dessen, was weniger sie selbst als andre Völker bisher geschaffen hatten. Kopernikus' Anschauungen hatten durch Johann Keplers drei Gesetze und durch Galileis Entdeckungen (s. Bd. VI, S. 349) Befestigung und Weiterführung erfahren; doch die innere Begründung der Notwendigkeit des Weltbaues schuf erst ein Engländer. Inmitten des Lärms der politischen und kirchlichen Kämpfe bildete sich im Jahre 1645 zu London das sogenannte „unsichtbare Collegium“, eine kleine naturwissenschaftliche Gesellschaft mit wöchentlichen Zusammenkünften. Aus dieser erwuchs dann im November 1660 eine förmliche Akademie, die schon 1662 Karl II. als die „königliche Gesellschaft der Wissenschaften“ (Royal Society of Sciences) anerkannte (s. Bd. VI, S. 506). Ausschließlich den Naturwissenschaften gewidmet, gab sie nun den kräftigsten und nachhaltigsten Anstoß zu rastloser Forschung, sie machte in den höheren Ständen ohne Unterschied der Partei das Interesse daran zur Modesache und hob damit zugleich die gesellschaftliche Geltung der Gelehrten und Dichter mächtig, denn auch die hervorragendsten Staatsmänner Englands rechneten es sich damals zur Ehre, die Bekanntschaft bedeutender Schriftsteller zu machen. In diesem Kreise erwuchs das großartige Werk Isaak Newtons (1643—1727).

Isaak Newton.

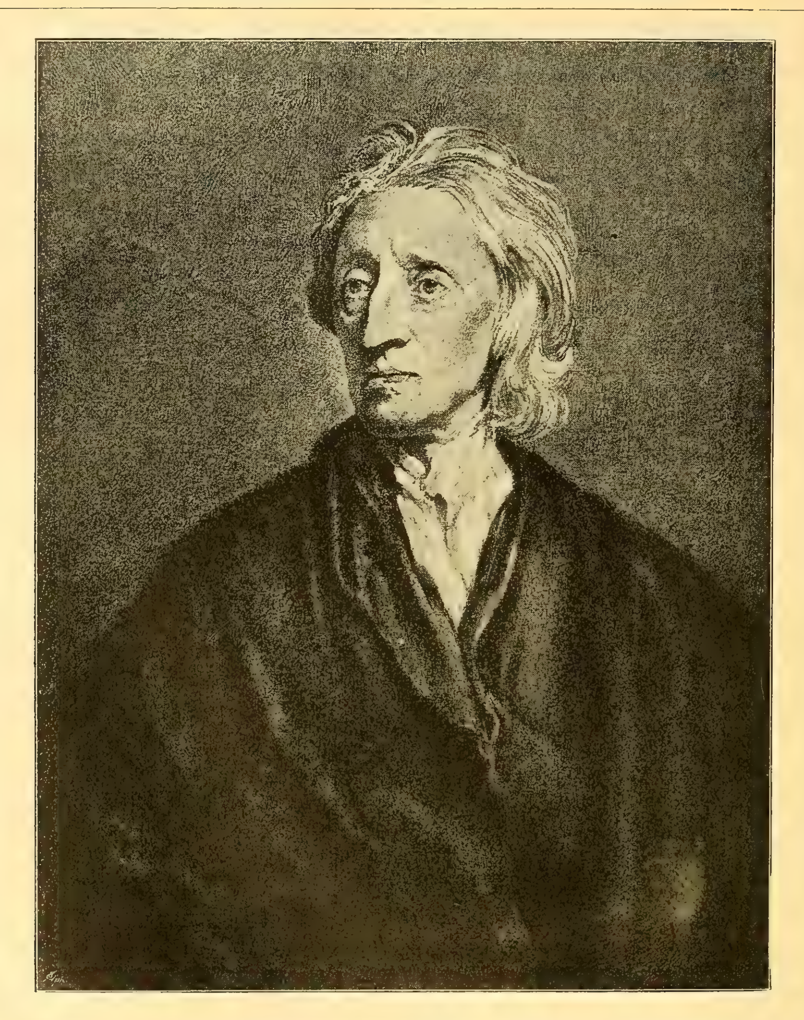
Am 5. Januar 1643 geboren, lernte Newton in Cambridge die mathematischen Sätze fast spielend, entdeckte schon 1664 die Differenzialrechnung (etwa gleichzeitig mit Leibniz), bald nachher die Grundlagen zu seiner später so bedeutsam gewordenen Farbenlehre. Im Jahre 1666 durch die große Pest aus London in ländliche Einsamkeit getrieben, wurde er durch die Beobachtung eines vom Baume fallenden Apfels zur Auffindung seiner bahnbrechenden Lehre von der Schwerkraft (Gravitation) angeregt. Der Gedanke, daß im Weltall dieselbe Kraft



119. Isaak Newton.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

wirke, die den Apfel zur Erde gezogen hatte, durchblitzte ihn. Er bildete diese Lehre seitdem langsam aus, aber erst am 10. Dezember 1684 trug er sie in der königlichen Gesellschaft teilweise, im Februar 1685 vollständig vor, und 1687 erschienen auf Anordnung derselben seine „Philosophiae naturalis principia mathematica“ (mathematischen Grundsätze der Naturwissenschaft), nach Laplaces Urteil „das größte Werk des menschlichen Geistes“. Durch Newtons Entdeckung wurde die Astronomie zur Mechanik des Himmels, alle ihre Lehrsätze wurden Folgerungen aus einem einzigen physikalischen Grundsatze, die Keplerschen Gesetze ließen sich sofort mit größter Strenge aus dem Prinzip der allgemeinen Anziehung ableiten. Aber die Wirkungen des genialen Werkes reichten noch weit über die Kreise der Astronomie hinaus. Eine Welt ohne Wunder und Willkür, eine Welt ewiger, stillwaltender Gesetzmäßigkeit that sich vor den Augen der Menschheit auf; für phantastische Träume blieb kein Raum mehr in ihr.

Trotzdem lag es Newtons frommem Sinne ganz fern, von dem wissenschaftlichen Gebiete aus auf das der religiösen Erfahrungen und Empfindungen übergreifen zu wollen. Er vertrat vielmehr in seinen theologischen Schriften die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit wunderbarer Eingriffe Gottes in den Gang seiner Weltordnung. Aber er lebte lange genug, um der Ausbildung einer Philosophie zuzusehen, die Bahnen einschlug, die er verabscheut hätte.



120. John Locke.
Nach dem Gemälde von Gottfried Kneller.

John Locke.

Den Geist voraussetzungsloser, nüchterner Beobachtung der uns umgebenden Natur in die Philosophie eingeführt und damit die „Aufklärung" des 18. Jahrhunderts begründet zu haben, ist das Werk John Lockes (1632—1714). John Locke, in Oxford gebildet und dort bereits mit Vorliebe naturwissenschaftlichen, namentlich aber medizinischen Studien ergeben, sah sich später durch seine Verbindung mit Lord Shaftesbury (s. S. 160) in den Staatsdienst gezogen, nach dessen Übergang zur Whigpartei jedoch genötigt, nach Frankreich zu gehen (1675), von wo er erst mit Wilhelm III. im Jahre 1688 zurückkehrte. Kurz danach ließ er sein längst vorbereitetes Buch „Versuch über den menschlichen Verstand" erscheinen. Nüchtern untersucht er, wie vor ihm Cartesius (s. S. 405) die Grenzen der menschlichen Erkenntnis; aber im Gegensatze zu diesem Vorgänger bezeichnet er als die einzigen Quellen sicherer Erkenntnis

die äußeren Sinneseindrücke und die Beobachtung der inneren Vorgänge; die Ideen sind nach ihm nicht ursprünglich im Menschen vorhanden, sondern zusammenfassende Ergebnisse langer Beobachtung. Seine Anschauung (Sensualismus) hat sich seitdem in England als die herrschende Philosophie behauptet, aber weder Locke noch die Mehrzahl seiner Landsleute hat ihre Grundsätze auf den Offenbarungsglauben streng angewandt, Locke selbst versuchte vielmehr denselben zu stützen durch den Nachweis, daß er der menschlichen Vernunft entspreche, nur verfocht er auch die unbedingte Duldung für alle religiösen Meinungen mit Ausnahme der Katholiken und Gottesleugner (Atheisten), welche die bürgerliche Freiheit gefährdeten. Ebenso konservativ, ein rechter Engländer, zeigt sich Locke in seiner Staatslehre (1689), die den ausgesprochenen Zweck verfolgt, die „glorreiche Revolution" auch philosophisch zu rechtfertigen und Filmers „Patriarcha" (1680) zu widerlegen, der aus der väterlichen Gewalt die unumschränkte Macht des Königs abgeleitet hatte. Dabei stimmt er mit dem eifrigen Republikaner Lord Sidney, der seine Überzeugung im Jahre 1683 mit dem Leben büßte (s. S. 17), insofern überein, als er ebenfalls von dem Grundsatze der Volkssouveränität ausgeht, mit dem geschworenen Gegner desselben Hobbes insofern, als auch er den Staat aus dem Vertrage entstehen läßt, der dem Naturzustande ein Ziel setzt. Aber dieser Naturzustand ist nach Locke nicht etwa ein Kampf aller gegen alle, sondern ein Dasein in allgemeiner Freiheit, und der Vertrag, der den Staat schafft, überträgt dem Fürsten keineswegs eine unbeschränkte, sondern eine durch feste Gesetze begrenzte Macht, nämlich die ausübende Gewalt, während das Volk die höhere, die gesetzgebende Gewalt sich selbst vorbehält, und nur so lange darf der Fürst jene behaupten, solange er sie nicht mißbraucht, denn alsdann ist das Volk berechtigt, kraft seiner Souveränität sie ihm selbst mit Gewalt, also durch Revolution, wieder aus den Händen zu nehmen. Mit diesen Sätzen, die zum erstenmal die nachmals so bedeutsame Lehre von der Gewaltenteilung aussprechen, rechtfertigt Locke ebensowohl die Revolution des Jahres 1688 als die englische Verfassung selbst, die jener Lehre entspricht, er wurde aber auch der Vorläufer Montesquieus und Rousseaus.

Der Deismus.

Auf ihn wie auf Newton gehen nun die Freidenker (Deisten) zurück, die den Maßstab ihrer naturwissenschaftlichen und philosophischen Anschauungen an den Kirchenglauben legen und eine von ihm ganz unabhängige Weltanschauung zu begründen versuchen. Vorläufer der Deisten erscheinen schon viel früher. So wollte schon 1642 und 1646 der Arzt Thomas Browne die biblischen Wunder natürlich erklären, und der berühmte Geolog Thomas Burnet bezeichnete 1680 die mosaische Schöpfungsgeschichte als vernunftwidrig. Der erste Deist im eigentlichen Sinne ist jedoch John Toland (gest. 1722). Er wollte zunächst zwar die Vernunftmäßigkeit des Christentums erweisen, aber er deutete alles Geheimnisvolle als vernunftwidrig weg. Heftige Angriffe drängten ihn immer weiter, bis er schließlich alle positiven Religionen auf Priestertrug zurückführte und in seinem wunderlichen Buche „Pantheistikon" (1720) den Versuch machte, eine „natürliche" Religion auf pantheistischer Grundlage aufzustellen und ihren Bekennern sogar eine Art gottesdienstlicher Ordnung zu empfehlen, deren Gesänge und Gebete antiken Schriftstellern entnommen sind. Nicht so weit gingen Anthony Collins und William Lyons, die sich damit begnügten, ein freies, von jeder Glaubensrichtung unabhängiges Denken als ein Recht der Vernunft zu fordern. Besonderen Anklang fanden die Deisten keineswegs; der großen Masse des Mittelstandes galten sie schlechtweg als Atheisten, und die höchst einflußreichen moralischen Wochenschriften (s. unten) bekämpften die ganze Richtung aufs entschiedenste. Doch ihren Grundsatz von der Berechtigung des freien vernunftgemäßen Denkens haben auch ihre Gegner nicht zu bestreiten gewagt.

Shaftesburys Sittenlehre.

Gleichzeitig mit dieser Bewegung entwickelte sich eine neue Sittenlehre. Ihr hervorragendster Begründer ist Lord Shaftesbury (1671—1713). Einer durch und durch antik-klassischen Bildung, die ihm Latein und Griechisch gleich lebenden Sprachen nahe brachte und ihn ganz und gar mit antikem Geschmacke und antiker Denkweise durchdrang, verdankte er die Eigentümlichkeit einer feinfühligen, harmonischen Künstlernatur. Wie er sie in der vollendeten Form seiner Dialoge, Briefe und Rhapsodien



121. Anthony Ashley Cooper, dritter Graf von Shaftesbury.
Nach dem Gemälde von Peter Lely.

offenbarte — systematische Abhandlungen schrieb er nicht — so auch in seiner Philosophie. Ihm ist das innerste Wesen der Gottheit die Harmonie, die auch Natur, Kunst und Leben beherrscht, die Tugend gilt ihm als Harmonie, das Laster als ein Kampf gegen diese. Ein Denker dieser Art glaubte kaum der Kirche zu bedürfen, denn sie konnte ihm nach seiner Ansicht nichts geben, was er nicht durch innere Arbeit errang; er wollte nicht von der Religion zur Tugend, sondern von der Tugend zur Religion gelangen, und deshalb war er auch der entschiedenste Feind kirchlicher Unduldsamkeit; doch ebenso zuwider war ihm die Gewaltherrschaft, welche die Tugend unmöglich mache. Ja es hängt wohl mit seiner Künstlernatur zusammen, daß er den rohen „Natur-

zustand" eines Hobbes verwarf und als der erste den Staat als eine in der Natur des Menschen begründete, aus der Familie sich notwendig entwickelnde Gemeinschaft betrachtete.

Volkswirtschaftslehre.

Naturgemäß gewann die beobachtende Methode der englischen Philosophie auch Einfluß auf die Fragen des wirtschaftlichen Lebens, das große Zeitalter der englischen Volkswirtschaftslehre begann entsprechend dem Wachstum des Nationalreichtums. Zahlreiche Schriftsteller, wie William Temple, Dudley North, Charles Davenant u. a. m., bestrebten sich, das Geheimnis der holländischen Handelsgröße zu ergründen und das Ergebnis in Regeln für ihr eignes Volk zu fassen. Daher befürworten sie die Pflege der Seefischerei und den Handel nach Indien, verteidigen die Navigationsakte, empfehlen dagegen volle Handelsfreiheit im Innern und raten dazu, die direkten Abgaben nach holländischem Muster möglichst durch indirekte zu ersetzen. Dabei erörtern sie die Lehren von Wert und Preis, von Gold und Münze, von Zinsfuß und Arbeitslohn, von Handelsbilanz und Handelsfreiheit mit solcher Einsicht und Klarheit, daß Adam Smith, der Begründer der sogenannten klassischen englischen Volkswirtschaftslehre, diese Lehren schon alle abgeschlossen vorfand. Ganz besonders bedeutsam waren die praktischen Vorschläge Daniel Defoes (s. unten), denn er wies zuerst nachdrücklich auf die Gründung von Banken, Versicherungsgesellschaften und Sparkassen hin und brach damit den wichtigsten Fortschritten der neueren Zeit die Bahn.

Lehrdichtung; Pope.

Die nüchterne, verständige, moralisierende Art, die damals die englische Gesellschaft beherrschte, war der Dichtung an sich nicht günstig, sie ließ nur einer Verstandespoesie Raum, nach der ohnehin die Herrschaft des französischen Vorbildes drängte. Daher traten die Zwittergattungen, in erster Linie das Lehrgedicht und die Fabel, in zweiter die Idylle, das Schäfergedicht und die Satire als die herrschenden auf, selbst das Drama wurde durch und durch lehrhaft, und auf die Regelmäßigkeit des Verses, den Wohllaut des Reimes fiel ein Hauptgewicht. Um so förderlicher wirkte die ganze Richtung auf die Ausbildung einer klaren, flüssigen Prosa. Dieser formalen Gewandtheit, nicht der dichterischen Begabung, verdankte auch Alexander Pope (1688—1744) seine unbestrittene Herrschaft über die Dichter seiner Zeit und die ungeteilte Bewunderung, die ihm selbst das Ausland entgegenbrachte. Sein „Versuch über die Kritik" ist eine Poetik nach der Weise Boileaus, der „Lockenraub" schildert im Anschluß an einen unbedeutenden Vorgang, den Raub der Haarlocke einer schönen Dame, das Leben der vornehmen Welt unter komischer Hereinziehung der Elfen- und Gnomenwelt, der „Versuch über den Menschen" will auf Grund der Anschauungen Shaftesburys die vorhandene Welt als die bestmögliche erweisen, die „Dunciade" verspottet die Gegner Popes, die seine Shakespeare-Ausgabe abfällig beurteilt hatten. Fast ebensoviel Ruhm als durch seine selbständigen Dichtungen erwarb er sich dann auch durch die Übersetzung des Homer, die freilich weniger eine solche, als eine im Geschmacke der Zeit „verschönernde", thatsächlich verschnörkelnde Bearbeitung des griechischen Epos ist.

Das lehrhafte Drama.

Wie vollständig die verstandesmäßige Dichtung der allgemeinen Neigung der Engländer entsprach, zeigt nichts besser als ein Blick auf das gleichzeitige Schauspiel und Lustspiel. Hatte das Drama der Stuartzeit alle Sitte verhöhnt, so wurden die Dramatiker unter Königin Anna trockene Sittenprediger. In streng-französischer Form führen sie zumeist moderne, frei erfundene Stoffe vor, um irgend eine moralische oder politische Wahrheit zu erhärten, und sie versäumen deshalb nie, am Schlusse des Ganzen den zu erweisenden Satz auszusprechen, ganz wie etwa die Fabeldichter. Den Höhepunkt dieser Gattung bezeichnet Addisons Drama „Cato" (1713), eine Warnung vor dem Bürgerkriege. Weil der leidenschaftliche Zwist zwischen Whigs und Tories einen solchen damals heraufbeschwören zu müssen schien, wurde es mit solcher Begeisterung aufgenommen, daß es im Drury-Lanetheater 35 Abende hintereinander



A Pope

122. Alexander Pope.
Nach dem Gemälde von Gottfried Kneller gestochen von G. White.

bei ausverkauftem Hause gespielt, dann aber als ein Musterdrama überall, auch in Deutschland, bewundert und vielfach nachgeahmt wurde. Ein wirklich frisches volkstümliches Werk ist auf diesem Gebiete nur die „Betteloper" Gays (1688—1732), eine Satire zugleich gegen die unredliche Verwaltung des Ministeriums Walpole und gegen die italienische Oper, deren Bravourarien sie die einfachen, ergreifenden Melodien bekannter Volkslieder entgegensetzte.

Die moralischen Wochenschriften.

Weit tiefer als dies moralisierende Drama haben die moralischen Wochenschriften auf die Denkweise der englischen Mittelklassen eingewirkt. Es ist dies im wesentlichen das Werk zweier Männer, Steele und Addison. Jener, Redakteur der amtlichen „Londoner Zeitung", gab daneben seit 1709 eine selbständige Zeitschrift, den „Plauderer" (Tattler) heraus, der unter der Maske einer damals volkstümlichen Figur, des Isaak Bickerstaff (Stabschwinger), neben politischen Neuigkeiten vor allem treue Sittenschilderungen aus dem englischen Leben, erbauliche Betrachtungen, Theater=

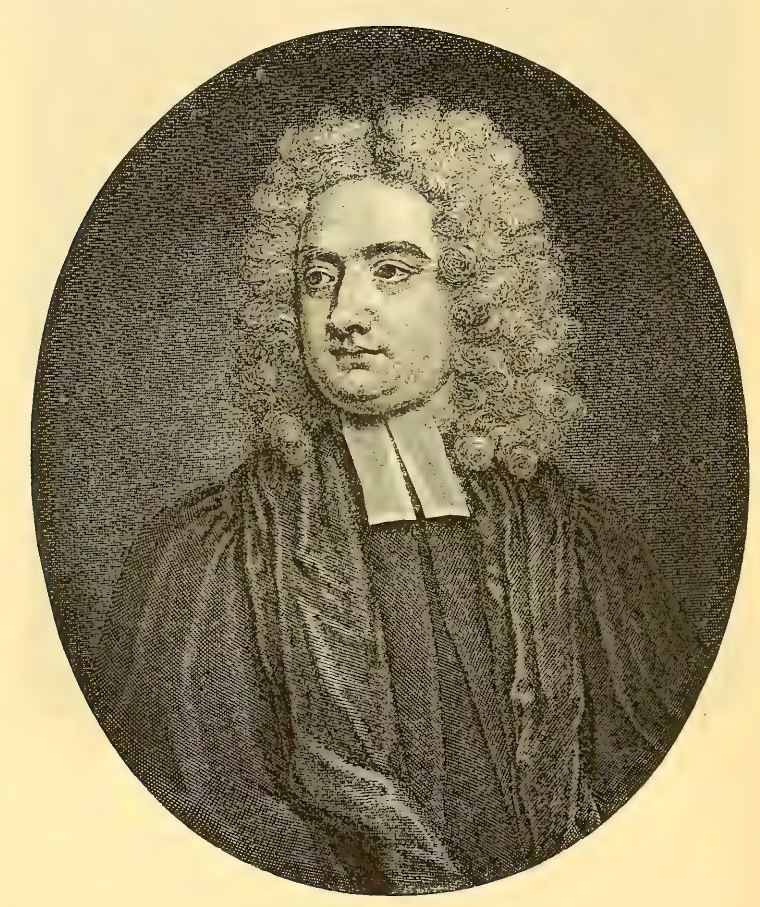


123. Joseph Addison.
Nach dem Gemälde von Gottfried Kneller gestochen von J. Smith.

und Kunstkritiken brachte. Bald lieferten die besten Schriftsteller Englands ihre Beiträge, auch Addison, und da allmählich der Charakter des Blattes ein andrer wurde, so entschloß sich Steele, es mit Addison durch ein andres fortzusetzen, das er den „Zuschauer“ (Spectator) nannte (1711). Diesmal wählte Addison die Form der Unterhaltungen eines Freundeskreises, und diese novellistische Einkleidung verlieh den kleinen Aufsätzen, die er brachte, eine Lebenswahrheit, die den „Zuschauer“ zur Lieblingslektüre vieler Tausende machte. Um seine Leser nicht zu ermüden, ließ Addison schon Anfang des Jahres 1713 den „Vormund“ (Guardian) an seine Stelle treten; da er indes, mit seinem „Cato“ beschäftigt, dem Unternehmen nicht seine beste Kraft zuwandte, so gedieh es nicht recht, so wenig wie ein paar andre Fortsetzungen unter verschiedenen Titeln. Besseres Glück machte eine neue Folge des „Zuschauers“. Doch unterbrach deren Weiterführung der Eintritt Addisons in den Staatsdienst mit der Thronbesteigung Georgs I. (Ende 1714). So kurz demnach die Wirksamkeit dieser Wochenschriften gewesen ist, so haben sie doch um die Veredelung des englischen Lebens ein großes Verdienst.

Der lehrhafte Roman. Defoe.

Die novellistische Einkleidung der Wochenschriften bahnte zugleich für England den Übergang zu einer neuen Gattung an, die später in allen modernen Litteraturen den breitesten Raum einnehmen sollte, zum Roman. Zunächst trat er in zwei Formen auf, als belehrender und satirischer; jenen vertrat Daniel Defoe, diesen Jonathan Swift. — Defoes wechselvolles Leben (1661—1731) wurde von Anfang an durch seine religiöse Überzeugung bestimmt; als Dissenter sah er sich bald gehetzt und verfolgt, bald als Ratgeber der Regierung berufen. Er bewunderte und verteidigte



Jonat: Swift:

124. Jonathan Swift.
Nach dem Kupferstiche von Geo. Vertue.

Wilhelm III., zu Annas Zeiten unterhandelte er mit bestem Erfolge über die englisch-schottische Union, und aufs wirksamste griff er in die Kämpfe seiner Zeit mit politischen und volkswirtschaftlichen Schriften ein. Dichterischen Arbeiten wandte er sich erst zu, als er sich im Jahre 1715 ganz und gar vom politischen Treiben zurückgezogen hatte. Vier Jahre später erschien sein unsterbliches Werk: „Leben und seltsame Abenteuer des Robinson Crusoe" (1719). Wohl mögen ihm dazu die Schicksale des schottischen Matrosen Seldcraig (Selkirk), der wegen Ungehorsams von seinem Kapitän ausgesetzt worden war und von 1704 bis 1709 einsam auf der kleinen Insel Juan Fernandez im Großen Ozean gelebt hatte, die erste Anregung gegeben haben, aber der Grund-

gedanke und die Ausführung gehören Defoe ganz allein an. In der Schilderung der Abenteuer Robinsons zeigt er das Aufsteigen des Menschen von der hilflosen Barbarei zu höherer Kultur, zu einer geordneten, freien, duldsamen Gemeinschaft, also den gesamten Entwickelungsgang der Menschheit, und zwar mit so packender, überzeugender Anschaulichkeit, daß das Buch einen unerhörten Erfolg hatte, in alle Kultursprachen übersetzt wurde und allmählich eine ganze Litteratur von Robinsonaden hervorgebracht hat, die noch kaum als abgeschlossen gelten kann.

Der satirische Roman. Jonathan Swift.

Erscheint Defoe nicht nur als ein feiner Menschenkenner, sondern auch als ein warmer Menschenfreund, sein Buch als ein Spiegel der Menschenwelt, so ist Jonathan Swift (1667—1745) ein bitterer Verächter seines Geschlechts, und seine Werke zeigen alles wie verzerrt. Aus Armut, nicht aus Neigung, war der junge anglikanische Irländer aus Dublin in den geistlichen Stand getreten. Da er hier sich weder am Platze fühlte, noch recht vorwärts kam, so verbitterte sich das Gemüt des leidenschaftlichen und dabei ehrgeizigen Mannes mehr und mehr, er verlor sittlich und politisch jeden Halt, diente mit seiner scharfen Feder bald den Tories, bald den Whigs, heute der englischen Gewaltherrschaft in Irland, morgen den unterdrückten Iren. Endlich verkümmerte sein reicher Geist unter einem unheilbaren Nervenleiden, ohne daß er wirklich dem Wahnsinn verfallen wäre. So wurde er durch sein unglückliches Leben zum Satiriker; aber von dem Humor, der die großen Satiriker wie Cervantes, Rabelais und Fischart so liebenswürdig macht, weil er zeigt, daß sie das, was sie verspotten, gern bessern möchten, zeigt Swift nur sehr wenig, seine Feder ist wie in Galle getaucht. Im „Märchen von der Tonne“ (1704) verhöhnt er die drei großen christlichen Glaubensbekenntnisse, deren Vertreter Peter (Rom), Martin (Luther) und Hans (Calvin) sich alle auf das Testament ihres Vaters berufen, doch stets es nach Bedürfnis und Gefallen drehen und deuteln und sich dabei untereinander aufs grimmigste verfolgen. Und das sollte nach Swifts Behauptung eine Schrift zu gunsten der englischen Hochkirche sein! Die „Briefe eines Tuchhändlers“ (1723) enthalten die schärfsten und leider höchst berechtigten Angriffe gegen die ganze englische Verwaltung Irlands, ja sie fordern unverhohlen zur Empörung auf. Das Bedeutendste aber hat er in „Gullivers Reisen“ (1720—25) geleistet, in Anschluß an die beliebten abenteuerlichen Seefahrten und Entdeckungen. Freilich will er nicht belehren, wie Defoe, sondern vielmehr das ganze menschliche Treiben als verächtlich verspotten. Gulliver kommt erst nach der Zwergeninsel Liliput, deren kleine Leute dieselben Kämpfe aufführen wie Swifts englische Zeitgenossen und den Reisenden für einen Riesen halten, dann nach Brobdingnag, dem Lande ungeschlachter, prassender Riesen, denen er für einen Zwerg gilt. Auf der schwebenden Insel Laputa lernt er die Mathematiker kennen, die alles, auch das kleinste, nach mathematischer Berechnung thun, und endlich macht er die Bekanntschaft göttlicher Pferde. Ihnen erscheint er selbst als Affe, und sie wiederum lernt er so schätzen, daß er nach seiner Heimkehr die Menschen unerträglich findet wie Swift selber. Deshalb bringt das Buch bei aller Kunst der Schilderung nur in seinen ersten noch humoristischen Teilen eine wohlthuende Wirkung hervor, und nur diese haben dauernden Wert behalten.

So erscheint England im „Zeitalter der Königin Anna“, wie die vier Jahrzehnte von 1688 bis 1727 gern genannt werden, trotz tiefdunkler Schattenseiten doch als ein Land, wie es damals in Europa kein zweites gab, mächtig und doch frei, reich und doch voll geistiger Regsamkeit, lange die führende Macht Europas nicht nur in der großen Politik, sondern auch auf dem Gebiete der Bildung. Und diese reiche Entwickelung glich nicht einer rasch aufgeschossenen und ebenso rasch wieder welkenden Blüte, wie die Hollands, denn sie beruhte nicht, wie diese zum großen Teile, auf der Schwäche der Nachbarn, sondern auf dem festen Grunde eines großen nationalen Staates.



125. Königsschloß zu Krakau. Nach einer Originalphotographie.

Rußlands Aufsteigen unter Peter dem Großen.

Während im Westen die Pläne auf die Begründung einer dauernden Hegemonie Frankreichs scheiterten, und England dort zur leitenden Machtstellung aufstieg, vollzog sich eine gewaltige Umwälzung in Osteuropa. Das halbasiatische Reich der Moskowiter begann äußerlich europäische Formen anzunehmen, und indem es mit Glück den alten Kampf um die baltischen Küstenlande wiederaufnahm, drängte es sich in den Kreis der europäischen Mächte ein, um von nun an mit immer steigendem Gewichte auf ihnen zu lasten. Deutschland aber verdrängte im Bunde mit Rußland die schwedische Macht fast ganz von deutschem Boden. So verlor Schweden mit jenen Gebieten seine künstliche Großmachtstellung und trat auf die Stufe einer Macht zweiten Ranges zurück. Diese tiefgreifende Umgestaltung war ebensowohl das Ergebnis der energischen Anstrengungen des größten russischen Herrschers als des rettungslosen Verfalles, in den das polnische Reich versunken war. Sein Schicksal begann sich unaufhaltsam zu erfüllen.

Die Ostmächte bis zum Nordischen Kriege.

Polen seit dem Ausgange der Wasas.

Vollendung der Wahlmonarchie.

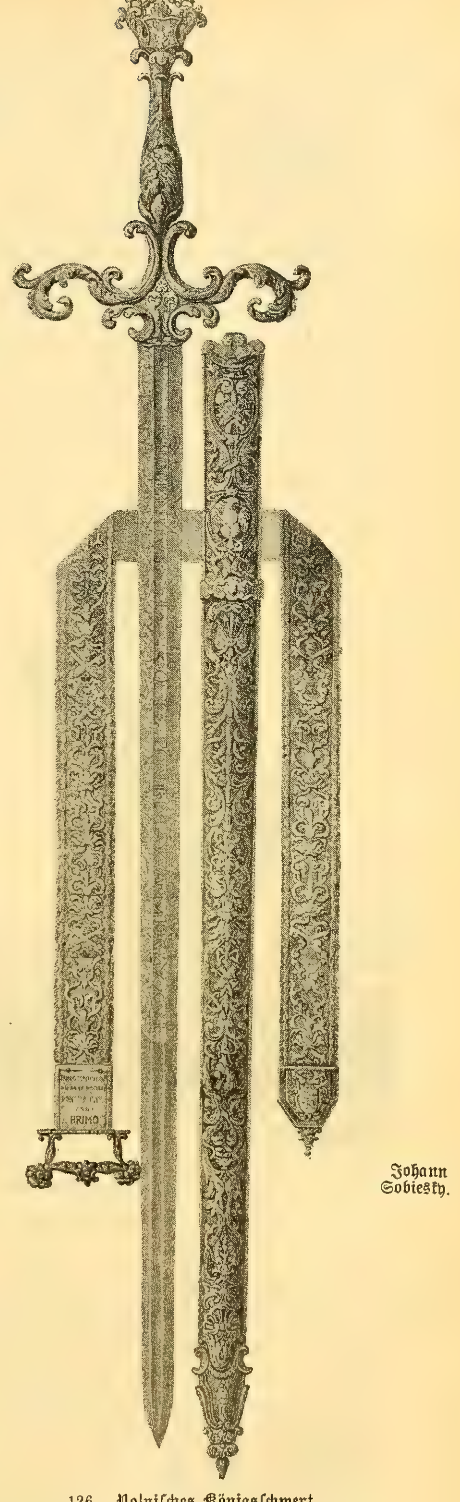
Aus dem Doppelkriege mit Schweden und Rußland war Polen im Frieden von Andrussow (1667) geschwächt und verkleinert hervorgangen, und die Abdankung Johann Kasimirs, der im September 1668, der unausgesetzten Parteikämpfe überdrüssig, die Krone niederlegte, um sich nach Frankreich zurückzuziehen, wo er 1672 starb, löste vollends den polnischen Adel von allen Rücksichten auf ein bestimmtes Königsgeschlecht und ließ ihm ungehinderte Freiheit der Wahl. In allen diesen Königswahlen entschied nun erst recht nicht das Interesse des Landes, sondern die

Selbstsucht und Geldgier der Wähler. Wenn trotzdem diese Schattenkrone noch mehr beinahe wie früher von auswärtigen Fürsten umworben wurde, so erklärt sich dies aus persönlichem Ehrgeiz und aus dem Blick auf die bedeutenden Machtmittel, die Polen noch immer darbot, aber zum Segen ist die Herrschaft ausländischer Könige weder diesen selbst noch den Polen geworden.

Nach Johann Kasimirs Abdankung ging am 19. Juni 1669 aus den erbittertsten Wahlkämpfen wie durch Zufall Michael Wisniowiecki hervor (1669—73), der, seiner Ohnmacht sich bewußt, nur unter Thränen in die Annahme der Krone willigte. In der That vermochte er die ungeheuren Schwierigkeiten seiner Stellung nicht zu bewältigen. Zwei Reichstage sah er durch das Liberum Veto zerrissen und sich selbst doch den heftigsten Vorwürfen ausgesetzt, weil er Bürgerliche beim Zollwesen anstelle, eine Ausländerin (Eleonore von Österreich, Schwester Leopolds I.) ohne Zustimmung der Stände geheiratet habe u. a. m.; ja endlich wollte man ihn als unfähig absetzen. Kam doch auch ein unglücklicher Türkenkrieg hinzu. Erst der glänzende Sieg des Großkronfeldherrn Johann Sobiesky bei Choczim (s. Bd. VI, S. 747) befreite Polen von der Gefahr, und da an dem Tage der siegreichen Schlacht (10. November 1673) der König starb, so wurde der Thron frei für den Sieger, der nun am 21. Mai 1674 als Johann III. den polnischen Thron bestieg (1673—96). Seine Wahl war ein Sieg der französischen Partei, die damals, während des zweiten Raubkrieges, in Polen einen Bundesgenossen gegen Deutschland zu gewinnen suchte.

Johann Sobiesky.

Johann Sobiesky, sorgfältig erzogen und auch auf Reisen gebildet, besonnen und gerecht, war der letzte bedeutende König von Polen und führte zum letztenmal helle Tage des Ruhmes über den sinkenden Staat herauf. Ihm verdankte Polen die siegreiche Fortsetzung des Türkenkrieges, und ohne seine Hilfe wäre der Entsatz von Wien im Jahre 1683 nicht möglich gewesen (s. Bd. VI, S. 750 ff.). Später jedoch hemmte die französische Partei die kräftige Weiterführung dieses Kampfes, als dessen wichtigster Erfolg es erscheint, daß er die Tataren von Ungarn fern hielt und damit den deutschen Heeren die Eroberung des Landes erleichterte. An dem Versuche vollends, im Innern des Staates Reformen durchzuführen, erlahmte auch Sobieskys



126. **Polnisches Königsschwert.**

Auf dem Griff der polnische Königsadler in Silber. Die Klinge ist ein Geschenk des Papstes Innocenz XI. an Johann Sobiesky zur Erinnerung an den Sieg bei Choczim 1673. Der Gurt ist in den päpstlichen Farben, Gold auf Rot, gestickt und mit Agraffen versehen mit dem Wappen der Odescalchi, der Familie des Papstes Innocenz XI.

Kraft. Die Errichtung eines ausreichenden stehenden Heeres nach dem Beispiele der Nachbarstaaten mißlang, weil natürlich die Stände darin eine Beeinträchtigung ihrer Selbstherrlichkeit erblickten, und selbst die Bemühungen Johanns, die Nachfolge durch Erhebung seines ältesten Sohnes Jakob zu ordnen, schlugen aus gleichem Grunde fehl. Dabei wurde es immer weniger möglich, mit dem Reichstage zu regieren, denn regelmäßig sprengte ihn das Veto eines Landboten. Unter sehr trüben Aussichten in die Zukunft starb Johann Sobiesky am 27. Juni 1696.

Wieder bewarben sich ausländische Fürsten um den polnischen Thron. Denn es war für den noch fortdauernden Doppelkrieg gegen Frankreich und die Türkei von größter Bedeutung, Polen auf die eine oder die andre Seite zu ziehen. Sobieskys



127. **Bewaffneter polnischer Edelmann.**



128. **Polnischer Haiduck.**

Nach Abraham a S. Clara, „Weltgalerie“. Nürnberg 1703.

Der Wahlkampf 1696/7.

Sohn Jakob hatte wenig Aussicht, um so erfolgreicher arbeitete der französische Gesandte, Abbé Polignac, für seinen Kandidaten, den Prinzen Franz Ludwig von Conti, dem zunächst von Österreich nicht weniger als drei Bewerber gegenübergestellt wurden, der Pfalzgraf Karl Philipp von Neuburg (Jülich-Berg), der Herzog Leopold von Lothringen und Max Emanuel von Bayern. Schon glaubte Polignac sein Spiel gewonnen zu haben, als ein neuer Gegner auftauchte, Friedrich August I. von Sachsen. Von Wien aus, wohin er sich im März 1697 begeben hatte, um ungestörter seinen Vergnügungen leben zu können, sandte er seinen Vertrauten, den Obersten Jakob von Fleming, nach Warschau mit dem Auftrage, für ihn um die erledigte Krone zu werben. Dem gewandten, in der Wahl seiner Mittel ganz unbedenklichen, dazu reichlich mit Geld versehenen Unterhändler, der auch verwandtschaftliche Beziehungen

in Polen besaß, gelang es in kurzer Zeit, die Häupter der französischen Partei auf seine Seite zu ziehen, und auch Österreich unterstützte jetzt den Sachsen, der seit seiner Beteiligung am Türkenkriege in Wien wohl gelitten war. Ein Hindernis schwerster Art freilich gab es noch zu bewältigen: der König von Polen mußte der katholischen Kirche angehören. Für Friedrich August war das kaum ein Hindernis. Einmal konnte von einer festen religiösen Überzeugung bei ihm überhaupt kaum die Rede sein, und wenn ihn eine Kirche anzog, so war es sicherlich nicht die damalige lutherische mit ihrer starren Rechtgläubigkeit und ihren einfachen Kultusformen, sondern die katholische mit ihrer Jesuitenmoral und der Pracht ihres Gottesdienstes. Seit Johann Georg II. schon hatte der katholische Süden die Albertiner unwiderstehlich gelockt, und zwei Mitglieder des Hauses waren bereits zur katholischen Kirche zurückgekehrt, Albert von Sachsen-Weißenfels und Christian August von Sachsen-Zeitz, damals Kardinal und Bischof von Raab. Als nun die blendende Aussicht auf die polnische Königskrone hinzutrat, da ließ sich Friedrich August leicht von der Wahrheit der römisch-katholischen Lehre überzeugen und legte am Pfingstsonntage (1. Juni) 1697 zu Baden bei Wien in die Hände des Bischofs von Raab insgeheim das katholische Glaubensbekenntnis ab.

Wahl Augusts des Starken.

Mit dieser entscheidenden Nachricht eilte Fleming abermals nach Polen und arbeitete, von den Jesuiten jetzt eifrig unterstützt, durch Überredung und Bestechung nachdrücklich für seinen Herrn. Trotzdem hatte während seiner kurzen Abwesenheit Polignac für Prinz Conti so erfolgreich gewirkt, daß etwa zwei Drittel der Wähler für diesen zu stimmen bereit waren, und in der That ist es auch zu einer regelmäßigen Wahl nicht gekommen. Am 7. (17.) Juni 1697 rief der Erzbischof von Gnesen als Primas von Polen und Leiter des Wahlreichstages auf dem Felde von Wola bei Warschau den französischen Prinzen zum König aus; als er aber mit seinem Anhange nach der Stadt zog, um dort das Tedeum zu singen, proklamierte der Bischof von Kujavien Friedrich August von Sachsen und stimmte, wie der Brauch verlangte, auf dem Wahlfelde selbst das Tedeum an. Hielten nun beide Parteien an ihren Kandidaten fest, dann war ein Bürgerkrieg unvermeidlich. Es kam indes nicht soweit, denn Conti war weit entfernt, Friedrich August nahe und wohl im stande, seinem Anspruch Nachdruck zu geben. Mit 8000 Mann sächsischer Truppen erschien er in Krakau, dessen festes Schloß ihm Graf Wielopolski übergab; am 13. (23.) Juli beschwor in seinem Namen Fleming die Pacta conventa und versprach, die dem Reiche entrissenen Gebiete wieder herbeizubringen. Obwohl nun die französische Partei den Krieg ankündigte, so ließ sich doch Friedrich August in Krakau mit überschwenglicher Pracht krönen (5. [15.] September). Erst als die sächsische Partei an Zutrauen und Stärke sehr gewachsen war, erschien Ende September Prinz Conti an Bord eines französischen Geschwaders vor Danzig. Doch die Stadt sperrte ihm die Thore, und Fleming näherte sich mit einigen Tausend Reitern, so daß der Franzose unverrichteter Sache die Anker lichtete. Am 15. Januar 1698 zog darauf Friedrich August auch in Warschau ein, und bis zum Mai unterwarf sich ihm das ganze Land.

Rußland unter den ersten Romanows.

Während der polnische Staat allmählich jede feste Ordnung verlor, strebte Rußland nach den zerstörenden und verlustvollen Kämpfen, die dem Aussterben des Hauses Rurik gefolgt waren, unter der Leitung der ersten Romanows kräftig empor. Dabei vollzog sich zugleich eine Erweiterung der zarischen Gewalt, und durch sie eine langsame Annäherung an westeuropäische Verhältnisse, wie sie schon im 16. Jahrhundert Iwan IV. und Boris Godunow versucht hatten. Damit drang aber auch der Gegensatz

zwischen dem abendländischen Wesen und dem Altrussentum in das russische Volksleben hinein, der seitdem die innere Geschichte des Reiches und seine Haltung gegenüber Europa bestimmt hat.

Michael I.

Die Regierung Michaels I. (1617—45) hatte natürlich noch unter den Nachwirkungen der vorhergehenden Periode des Bürgerkrieges schwer zu leiden. Die Verwaltung war zerrüttet, das Beamtentum unzuverlässig und bestechlich. Der sogenannte Landrat (Bd. VI, S. 16) wurde selten berufen und kam über eine beratende Stimme niemals hinaus. Da nun der Zar persönlich wenig Thatkraft entwickelte, so war es für Rußland ein Glück, daß sein Vater Philaret, der Patriarch von Moskau, eine Art Mitregentschaft übte und als „großer Herr" (Welikij Gossudar) jeden Regierungsakt mit unterzeichnete, und daß nach seinem Tode (1634) auch sein Nachfolger Joseph dieselbe Stellung behauptete. Nach außen war Michael nicht besonders glücklich. Im Kriege mit Polen 1632—34 verlor er endgültig Smolensk (Bd. VI, S. 652); Asow, das die donischen Kosaken im Jahre 1637 durch Überraschung den Türken entrissen hatten, mußte als unhaltbar im Jahre 1642 wieder geräumt werden.

Alexej unter Vormundschaft.

Erst unter Alexej (1645—76) begann Rußland, allerdings unter heftigen Kämpfen, sich kräftiger zu entfalten, nachdem die ersten Jahre der Mißregierung überwunden waren. Da nämlich der Zar noch in sehr jungen Jahren stand, so übte sein Erzieher Boris Morosow den größten Einfluß auf die Geschäfte und befestigte ihn noch mehr durch die Vermählung des jungen Fürsten mit Maria Miloslawskij, deren Schwester er selbst zur Frau nahm. Seitdem beuteten die Miloslawskijs und ihr Anhang den Staat schamlos aus. Auch die Mitglieder des höchsten Gerichtshofes erlagen der Bestechung, Monopole selbst auf die notwendigsten Lebensmittel wurden willkürlich an Begünstigte verliehen. Erst ein Volksaufstand in Moskau am 1. und 2. Juni 1648 machte diesen Dingen ein Ende, mehrere der verhaßtesten Beamten wurden erschlagen, Morosow aus der Umgebung des Zaren entfernt, die Monopole abgeschafft. Doch richtete sich die Bewegung durchaus nicht gegen Alexejs unumschränkte Macht an sich, sondern nur gegen seine schlechten Ratgeber, von jener erwarteten die Russen nach wie vor alles, und von ihr gingen denn nun auch die nächsten Reformversuche aus.

Abendländische Reformen.

Zuerst gelang es, eine Art von allgemeinem Landrecht (Ulofhenie) durch Zusammenstellung der weltlichen Erlasse der byzantinischen Kaiser, der zarischen Ukase und der Beschlüsse der Bojaren zustande zu bringen; der Landrat nahm das Gesetzbuch an (1649), und es wurde im ganzen Reiche verkündigt. Zur besseren Überwachung der gesamten Verwaltung errichtete dann Alexej die Kammer der geheimen Angelegenheiten, die aus untergeordneten, also ganz abhängigen Beamten bestand und mit unumschränkter Macht ausgestattet war. Endlich gaben die Kriege mit Polen die Anregung zur Umgestaltung des russischen Heerwesens nach europäischem Muster. Da nämlich das Adelsaufgebot sich als ebenso ungenügend erwies wie die damals 40 000 Mann starken Strelizen (Bd. VI, S. 22) bei ihrer Unbotmäßigkeit und mangelhaften Ausrüstung, so zog Alexej, wie vorübergehend schon sein Vater, zahlreiche protestantische Nordländer, Deutsche, Engländer, Holländer und Schotten, als Offiziere in seine Dienste, darunter Alexander Leßley und Patrick Gordon, und verwandte sie zur Bildung europäisch einexerzierter, aber einheimischer Regimenter, zu denen die Edelleute und die Geistlichkeit Leibeigene als Rekruten stellten und sich auch viele Freiwillige aus der Ukraine meldeten. Besonders zuverlässig erwiesen sich die finnischen Mordwinen und Tschuwaschen von der Wolga. Aber den abendländischen Einfluß vertraten ebenso zahlreiche Ausländer, die als Kaufleute oder Gewerbtreibende in allen größeren Städten lebten und deren man um 1672 im ganzen etwa 18 000 zählte.

Besonders wichtig als Sitz derselben war die „deutsche Vorstadt“ (Sloboda) bei Moskau, die Alexej wiederherstellte, nachdem sie im Bürgerkriege zerstört worden war (s. Bd. VI, S. 21); aber westeuropäische (deutsche, holländische, englische, schottische) Kolonien gab es auch in Archangelsk, Wologda, Nishnij-Nowgorod, Jaroslaw u. a. m., und schon errichteten europäische Fürsten Konsulate in Rußland. Auch sonst bahnten sich mannigfache feste Beziehungen zum Westen an. Die reformierte Gemeinde in Moskau hatte den späteren Bürgermeister von Amsterdam, Nikolaus Witsen, einen guten Kenner Rußlands, zum



129. Zar Alexej Michailowitsch.

Nach dem Gemälde in der Romanowgalerie zu St. Petersburg.

Patron, die lutherische Herzog Ernst den Frommen von Sachsen-Gotha und Altenburg (gest. 1674), der ihr auch Geld für Kirche und Schule sandte. Auch das Theatrum Europaeum, die verbreitetste deutsche Zeitchronik, brachte oft Mitteilungen aus und über Rußland. Daneben wirkten für die Annäherung der Russen an europäische Sitte auch die Beziehungen zu Polen, von wo sich namentlich durch die zahlreichen, meist auf der (kleinrussischen) Akademie zu Kiew gebildeten Hauslehrer in russischen Bojarenfamilien die Kenntnis nicht nur der polnischen Sprache und Sitte, sondern auch des Lateinischen verbreitete.

Die russische Kirche.

Fand dies Eindringen abendländischer Bildung schon bei der Masse des russischen Volkes Widerstand, so sah die Mehrheit der russischen Geistlichkeit darin geradezu eine Gefahr für die kirchliche Rechtgläubigkeit. War doch die russisch-griechische Kirche auf einer völlig andern Grundlage erwachsen, als die abendländischen Kirchengenossenschaften und deshalb auch in ihren Einrichtungen ganz verschieden. Während in der römisch-katholischen Kirche die Weltgeistlichkeit herrschte, bildeten und bilden in Rußland die Klostergeistlichen, die Mönche oder die „schwarze Geistlichkeit" (tschornoje duchowenstwo) den herrschenden Stand, dessen Mitglieder alle höheren geistlichen Stellen besetzen und die geistlichen Seminarien leiten. Die eigentliche Seelsorge in Stadt und Land fällt ausschließlich der weltlichen „weißen Geistlichkeit" (bjeloje duchowenstwo) zu, die im ganzen sehr dürftig ausgestattet und gebildet ist, aber einen erblichen, privilegierten Stand (allerdings mit der Möglichkeit des Austritts) bildet, seitdem 1314 dem Weltpriester die Ehe mit einer Jungfrau geboten worden war, wenngleich



130. Das Erlöserthor zu Moskau, erbaut unter Iwan III.

Nach einer Originalphotographie.

mit Ausschluß einer zweiten Vermählung, so daß der Geistliche, der seine Frau verliert, austreten oder Mönch werden muß. An der Spitze stand damals der Patriarch von Moskau. Die Gewalt desselben in seinem besonderen Sprengel wie die der Bischöfe, von denen die vornehmsten als Metropoliten bezeichnet wurden, erstreckte sich über sämtliche Kirchen und Klöster, Weltgeistliche und Mönche seines Bezirks, war also immer sehr groß. An den zahlreichen, zum Teil sehr reichen Klöstern nahmen zwei den Vorrang ein, die den Ehrentitel einer Lawra führen, das Dreieinigkeitskloster des Heiligen Sergius bei Moskau (Trojzkaja Lawra), der alte Hort Rußlands in seinen Unabhängigkeitskämpfen (s. Bd. VI, S. 56), und das ehrwürdige Höhlenkloster bei Kiew, beide berühmte und vielbesuchte Wallfahrtsorte. Aus dieser verschiedenen Rangstufe der Welt- und Klostergeistlichkeit entwickelte sich frühzeitig ein scharfer, bis heute fortdauernder Gegensatz zwischen beiden. Er wurde noch dadurch verschärft, daß die herrschende schwarze Geistlichkeit die alte byzantinische Überlieferung, die abhängige weiße Weltgeistlichkeit, die aus den unteren Volksschichten hervorging, mehr das national-russische Element vertrat.

Reformversuche des Patriarchen Nikon.

Der Streit aber, der sich damals erhob, ergab sich wesentlich aus dem tiefen Bildungsstande der Geistlichkeit, namentlich der weltlichen, deren Mitglieder damals nur selten des Schreibens kundig waren, und aus der lediglich an Äußerlichkeiten festhaltenden Religiosität des russischen Volkes. So erklärt es sich, daß die Texte der Heiligen Bücher durch unwissende Abschreiber oft bis zur Sinnlosigkeit entstellt, von andern willkürlich umgestaltet worden waren. Aufs heftigste stieß nun auf diesem Gebiete das Alte mit dem Neuen zusammen. Zunächst befand sich das Patriarchat von Moskau in den Händen streng-altgläubiger Männer, denn sowohl Philaret als dessen Nachfolger Joseph (gest. 1654) hielten eifrig am Stoglawnik fest (s. Bd. VI, S. 22), und der letztere ließ auch eine Durchsicht der Texte der Heiligen Schrift und der gottesdienstlichen Bücher vornehmen, die alles ausmerzte, was nicht mit jenem Gesetzbuche übereinstimmte. Doch mit Nikon (1654—66) begann eine neue Zeit.

Nikon (ursprünglich Nikita) war der Sohn armer Eltern bäuerlichen Standes in der Nähe von Nishnyj-Nowgorod. Hier erhielt er auch in einem Kloster seine gelehrte Vorbildung, trat dann als Mönch dort ein und wurde bald, da er sich durch ehrliche Frömmigkeit und Gelehrsamkeit hervorthat, zum Vorsteher des Klosters im weltfernen Onegasee befördert. Auf einer Dienstreise nach Moskau traf er mit dem Zaren Alexej zusammen, der den Mann alsbald schätzen lernte und ihn nach Moskau an die Spitze des Heilandsklosters (Nowospaßkij Monastyr) berief. Nach etwa drei Jahren einer gesegneten Wirksamkeit wurde Nikon zum Metropoliten von Nishnyj-Nowgorod ernannt, und als er dort durch sein entschlossenes und zugleich maßvolles Auftreten einen gefährlichen Tumult gegen die fremden Kaufleute beschwichtigt hatte, 1654 auf den Patriarchenstuhl von Moskau erhoben.

Nikon zeichnete sich ebensowohl durch hingebende Berufstreue und asketische Strenge, wie durch freieren Sinn und ungewöhnliche Gelehrsamkeit aus. Er bewährte diese als Patriarch zunächst dadurch, daß er die oft willkürliche Textgestaltung seines Vorgängers verwarf und auf Grund eines reichen und zuverlässigen handschriftlichen Materials einen neuen Text der Heiligen Schrift herstellen ließ, dem eine Synode in Moskau und alle Patriarchen der griechisch-orientalischen Kirche (von Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem) ihre Zustimmung gaben. So hoffte Nikon, die mannigfachen Verschiedenheiten in den kirchlichen Gebräuchen, die sich an die abweichenden Texte knüpften, zu beseitigen, obwohl sie lediglich Äußerlichkeiten betrafen, wie die Form des Kreuzschlagens, die Aussprache des Namens Jesus (altruss. Isus für neuruss. Iisus), die Form der Hostie, des Tauf- und Trauungszeremoniells u. dgl. m. Aber er drang auch auf sittliches Leben und bessere Bildung der Priester und gründete deshalb Seminarien, auf denen auch Latein und Griechisch gelehrt werden sollten.

Das allgemeine Konzil.

Diese Bestrebungen erweckten jedoch nicht nur lebhafte Unzufriedenheit in der Masse der Geistlichkeit, sondern brachten Nikon auch in den Verdacht ketzerischer Gesinnung und riefen eine steigende Bewegung gegen ihn hervor, die Männer leiteten wie Iwan Neronow in Moskau und Nikita in Susdal. Nikon begegnete ihnen anfangs mit Strenge, belegte die widerstrebenden Geistlichen mit Strafen und entsetzte den Bischof Paul von Kostroma, ohne die üblichen Formen des Verfahrens festzuhalten, sogar seines Amtes. Da ihn aber die ungünstige Entscheidung eines Rangstreites belehrte, daß er der Gunst des Zaren nicht mehr sicher sei, so zog er sich im Jahre 1658 in das Auferstehungskloster (Woskresenskij Monastyr) westlich von Moskau zurück, ohne übrigens dem Patriarchat selbst entsagen zu wollen. Um den ganzen Streit zu entscheiden, berief darauf Alexej ein allgemeines Konzil der griechisch-orientalischen Kirche nach Moskau, das letzte, das überhaupt stattgefunden hat. Außer zahlreichen hohen Geistlichen aus Rußland waren auch die Patriarchen von Antiochia und Alexandria persönlich anwesend, dazu sechs griechische, ein georgischer und ein serbischer Metropolit. Das Konzil, das im Dezember 1666 feierlich eröffnet wurde, entsetzte zunächst Nikon seines Amtes und seiner geistlichen Würde und verurteilte ihn zu lebenslänglicher Buße in einem entfernten Kloster; aber gegen alle Erwartungen der Altgläubigen verwarf es dann den Stoglawnik samt den von Joseph „verbesserten" Texten, nahm die von Nikon aufgestellten Texte an und fügte 35 neue Satzungen in bezug auf kirchliche Zeremonien hinzu, gegen die Widerspenstigen aber schleuderte es den Bann. Alles dies geschah unter dem Einflusse der gebildeteren fremden Prälaten.

Die Kirchenspaltung.

Obwohl nun die Änderungen keineswegs Sätze des Glaubens, sondern lediglich Äußerlichkeiten betrafen, so veranlaßten diese Beschlüsse doch eine tiefgehende Spaltung innerhalb der russischen Kirche. Die „Altgläubigen" (Starowjerzy) oder, wie die Gegner sie nannten, die „Abtrünnigen" (Raskolniki, von russ. raskol, Spaltung), sagten sich von der Kirche als einer ketzerischen los. Zu ihnen hielten namentlich die niederen Stände, während der Hof, der Adel, die Mehrzahl der Geistlichen und der größte Teil der städtischen Bevölkerung den neuen Ritus annahmen. So bedeutete der kirchliche Gegensatz zugleich einen Gegensatz der Bildungsstufe; die „Altgläubigen" wollten volkstümlich und bäurisch sein und von aller höheren Bildung nichts wissen, am wenigsten von westeuropäischer Kultur. Eine heftige Verfolgung umgab die Raskolniken bald auch noch mit dem Schimmer des Märtyrertums. Im Jahre 1668 brach im fernen Norden ein Aufstand der Sektierer los, der sich auf das hochangesehene Solowezkijkloster im Weißen Meere stützte. Sieben Jahre lang widerstand das befestigte Kloster auf seiner Insel den Regierungstruppen, und auch das furchtbare Strafgericht, das der endlichen Übergabe folgte, brach die Kraft der Sektierer keineswegs. Im Gegenteil, im Norden gewann diese Anschauung immer mehr Boden. Viele flüchteten über die Grenze, andre siedelten sich in den unermeßlichen Waldungen Nord- und Westrußlands an, lebten dort als Bauern und schickten nach allen Richtungen Missionare als Händler und Arbeiter verkleidet durch Rußland, um den „lebendigen Samen" ihres Glaubens auszustreuen. Wurden sie aufgespürt, so schlossen sich wohl Männer und Frauen in ihren Häusern ein und verbrannten sich freiwillig. Das eifrige Lesen in der Offenbarung St. Johannis bestärkte die Leute in dem fanatischen Glauben, das Ende der Welt und die Ankunft des Antichrists stehe nahe bevor. Von einer so mächtigen Bewegung bedroht, sah sich die Staatskirche zum engsten Anschluß an den Zaren getrieben und war somit außer stande, den etwaigen Neuerungen des Herrschers entgegenzutreten, so wenig sie auch sie billigen mochte. Die Raskolniki aber standen seitdem, auch politisch betrachtet, im Gegensatz zur Regierung.



131. Nikon, Patriarch von Moskau.

Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

Erwerbung des Kosakenlandes.

Während sich so im Inneren des Staates Neues vorbereitete, nahm er nach außen einen kräftigen Anlauf. Der Friede von Andrussow im Jahre 1667 gab den Russen die verlorenen Gebiete von Smolensk, Tschernigow und Severien zurück und fügte dazu das Kosakenland am Dnjepr, das seitdem als ein selbständiger Staat durch Personalunion mit Rußland verbunden blieb (s. Bd. VI, S. 670); den darüber später mit der Türkei ausbrechenden Krieg beendete der Friede von Radzin (Januar 1681) auf zwanzig Jahre mit der Anerkennung des dermaligen Besitzstandes.



132. Donischer Kosak.
Nach einem alten Stiche.

Die neue Erwerbung war aber nicht bloß militärisch wichtig, sie förderte auch die schon erwähnte Einwirkung polnischer und kleinrussischer, also einer dem Abendlande näher stehenden Bildung auf das Zarenreich.

Ausbreitung der russischen Herrschaft in Sibirien.

Und eben Kosaken waren es zumeist, die damals die russische Herrschaft über das ganze nördliche Asien ausbreiteten, dessen Eroberung der kühne Jermak unter Iwan IV. begonnen hatte (s. Bd. VI, S. 60 f.). Von Fluß zu Fluß drangen die unerschrockenen Männer mit ihren leichten Kähnen vor und errichteten an allen wichtigen Punkten ihre kleinen hölzernen Forts (Ostrogi), unter deren Schutze nach und nach Städte erwuchsen. So entstand am Jenissei im Jahre 1619 Jenisseisk, 1627

Krasnojarsk, 1628 wurde die Lena erreicht, 1632 unter den Jakuten das nach ihnen genannte Jakutsk gegründet. Sieben Jahre später (1639) fuhr Iwan Moskwitin mit zwanzig Mann den Aldan und seine Nebenflüsse aufwärts und erreichte, über das hohe Küstengebirge hinübersteigend, als der erste das Ostgestade Asiens am Ochotskischen Meere (1639). Andre Scharen drangen auf den Fluten des Eismeeres ostwärts allmählich bis in das Gebiet der Tschuktschen vor (1646). Kurz darauf (1648)



133. Zar Feodor Alexejewitsch.
Nach dem Gemälde in der Romanowgalerie zu St. Petersburg.

gelangte Deschnew, von der Kolyma aus die äußerste Ostspitze Asiens umsegelnd, in die Beringsstraße und, um das tschuktschische Vorgebirge herumfahrend, bis zur Mündung des Anadyr, wo er 1649 das Fort Anadyrskoj Ostrog erbaute. Damit war endlich die Trennung der Alten und der Neuen Welt erwiesen. Auch südwärts nach dem gewaltigen Gebirgsringe, der im Norden das ostasiatische Hochland umgürtete, breiteten sich die Russen bereits aus. Im Jahre 1643 standen die ersten Kosaken am großartigen Baikalsee, dem riesigsten Gebirgssee der Erde, im Jahre 1661 gründeten

sie an seinem Ausflusse, der reißenden, kristallhellen Angara, Irkutsk. Etwas früher noch vollführte Chabarow, der kühnste aller Kosakenführer, die Olekma und den Tungur aufwärts dringend, mit einer Handvoll Leuten unter tausend Abenteuern den kühnen Zug von der oberen Lena über das Jablonojgebirge zum Amur (1653), den Pojarkow, von Jakutsk aus am Aldan hinaufziehend, bereits im Jahre 1644 an einer andern Stelle erreicht hatte. So haben die Russen binnen etwa 60 Jahren die ganze ungeheure Ländermasse vom Ural bis an den Großen Ozean durchzogen und erobert und ihre Besiedelung begonnen.

Zar Feodor

Nach Alexejs Tode bestieg sein ältester Sohn erster Ehe Feodor den Thron (1676—82). Ihm gelang es, die letzte Schranke zarischer Allgewalt zu beseitigen, den unleidlichen Zwang, bei jeder Anstellung die Würde des Geschlechts, dem der Ernannte angehörte, zu berücksichtigen, da kein Bojar einem andern gehorcht hätte, dessen Familie jünger, also weniger verdient, als die seinige war (das Mjestnitschestwo, Rangordnung). Nachdem Feodor bei den Strelizenoffizieren den Anfang gemacht hatte, ließ er mit Zustimmung von Geistlichen und Laien die Rangbücher (Rasrjad), aus denen jene Ordnung zu ersehen war, verbrennen und bedrohte jeden noch Widerstrebenden mit harten Strafen. Aber wenn auch augenblicklich der Widerspruch schwieg, die Mehrheit der Bojaren betrachtete das alles doch mit stillem Groll. Der rasche Tod Feodors brachte bald den großen Kampf zum Ausbruch, den Kampf der westeuropäischen Gesittung mit dem halbasiatischen Altrussentum, das in dumpfer Beschränkung jede, auch die notwendigste, Neuerung von sich wies.

Peter der Große in den Anfängen seiner Regierung.

Die Wirren im J. 1682

Der schnelle Tod Feodors (27. April 1682), den viele einer Vergiftung schuld gaben, bot, da eine gesetzliche Thronfolgeordnung in Rußland auch jetzt nicht bestand, den Anlaß zu heftigen Erschütterungen. Unter dem Einflusse des Patriarchen Joachim entsagte zunächst der schwachsinnige Bruder Feodors, Iwan, seinem Anspruch, und der Halbbruder desselben, der Sohn Alexejs aus seiner zweiten Ehe mit Natalia Naryschkin, der erst zehnjährige Peter (geb. 30. Mai 1672), wurde unter der Vormundschaft seiner Mutter zum Zaren erhoben und Artamon Matwejew, Natalias Verwandter, der als ein hochgebildeter und einsichtsvoller Mann Peter in seinen ersten Jahren ein väterlicher Erzieher gewesen, dann aber durch höfische Ränke verdrängt worden war, nach Moskau zurückgerufen. Gegen diese Herrschaft der Naryschkins arbeiteten jedoch sofort die Miloslawskijs, die Verwandten der ersten Frau Alexejs; sie verbündeten sich mit Peters ehrgeiziger, herrschsüchtiger, aber auch sehr begabter und energischer Stiefschwester Sophia und mit Fürst Wassilij Galizyn. Ihre Werkzeuge wurden die Strelizen, die ebenso durch die letzten Maßregeln des verstorbenen Zaren wie durch unregelmäßige Soldzahlungen erbittert waren. Als der Versuch, den Patriarchen für den Umsturz zu gewinnen, mißlang, brachen die Strelizen, gereizt durch das absichtlich ausgesprengte Gerücht, Iwan sei auf Anstiften der Naryschkins ermordet worden, am Morgen des 15. Mai in blutige Empörung aus. Auf der Roten Treppe des Palastes im Kreml erschlugen sie unter Natalias und Peters Augen ihren Befehlshaber, den greisen Dolgorukij Matwejew, dann eine Anzahl höherer Beamten und Offiziere. Nach mehreren schrecklichen Tagen gelang es Sophia, ihre Absicht wenigstens zum großen Teil durchzusetzen. Am 18. Mai wurden Peter und Iwan als Herrscher anerkannt, und die Regentschaft an Sophia und Natalia in Gemeinschaft übertragen.

Sophia und die Raskolniken.

Bald freilich riß die willenskräftige Sophia die Gewalt allein an sich, sie nannte sich „Selbstherrscherin von ganz Rußland“ und wurde von dem verständigen, gebildeten und maßvollen Wassilij Galizyn beraten, der die Bahn europäischer Reformen keineswegs zu verlassen gedachte. Indessen da die neue Regierung von den Anhängern des Alten erhoben worden war, so mußte sich Sophia natürlich auch auf diese stützen, überhäufte deshalb die Strelizen mit Gütern und Ehren und vertraute den beiden Fürsten Chowanskij, Vater und Sohn, die Verwaltung der „Strelizenkammer“ an. Bald jedoch drängten die Altrussen weiter. Als Raskolniken strebten die Chowanskij, ihre Richtung zur herrschenden zu machen, und gestatteten deshalb dem Priester Nikita



134. Zarin Natalia Kyrillowna Naryschkin, die Mutter Peters des Großen. Nach dem Gemälde in der Romanowgalerie zu St. Petersburg.

Pustoswjat die leidenschaftlichsten Angriffe gegen die Staatskirche; bei einer Disputation zwischen den beiden Parteien kam es sogar zu Thätlichkeiten. Nicht gewillt, sich die Altrussen über den Kopf wachsen zu lassen, ließ Sophia gleich am nächsten Tage durch ergebene Strelizen Nikita festnehmen und ohne weiteres hinrichten, andre Raskolniks knuten und in entfernte Klöster verschicken. Da Chowanskij nichtsdestoweniger fortfuhr, den Strelizen die ärgste Willkür zu gestatten, um sie für sich zu stimmen, und somit die reine Militärherrschaft drohte, verließ Sophia schließlich Moskau und ging nach dem Troizkijkloster; von hier aus rief sie die Bojaren unter Waffen und fand bei der Geistlichkeit nachdrücklichen Beistand. So konnte sie es wagen, die beiden Chowanskij zu sich zu entbieten und auf der Stelle hinrichten zu lassen. Selbst die Strelizen, hierdurch geschreckt, unterwarfen sich und lieferten dreißig ihrer Führer zur Bestrafung aus (Oktober 1682).

Sophias Herrschaft (1682—89).

Damit war Sophias Herrschaft zunächst gesichert. Die Verfolgung dauerte freilich fort; noch 1687 verbrannten sich nicht weniger als 2700 Fanatiker dieser Richtung im Paleostrowskijkloster. Verhängnisvoller für Sophia war es, daß sie über die auswärtige Politik mit ihrem heranwachsenden Bruder Peter bald in Streit geriet. Nachdem sie mit Polen einen endgültigen Frieden auf Grund der früheren Verträge zustande gebracht hatte (26. April 1686), trat sie dem großen europäischen Kriegsbunde gegen die Türken bei und sandte ihre Heere nach Süden zur Eroberung der Krim, deren tatarische Herren ihrer alten Gewohnheit des Menschenraubes in den südrussischen



135. Zarewna Sophia Alexejewna.

Nach dem Gemälde in der Romanowgalerie zu St. Petersburg.

Gebieten noch immer nicht völlig entsagt hatten. Doch zwei russische Feldzüge in den Jahren 1687 und 1689 unter Galizyns Leitung scheiterten mit großen Verlusten, allerdings weniger an der feindlichen Gegenwehr, als an den ungeheuren Entfernungen, der Hitze und dem Wassermangel in der Steppe. Das erschütterte Galizyns und Sophias Stellung. Gestützt auf die Verwandten seiner jungen Gemahlin Jewdokija (Eudokia) Ljapuchin und deren Anhang, wagte Peter jetzt seiner Schwester über ihre mißlungene auswärtige Politik und die Verschleuderung der Krongüter nachdrückliche Vorstellungen zu machen. Darüber kam es zwischen beiden zum Bruch. Im Namen Sophias rief Feodor Schaklowityj die Strelizen zur Erhebung auf und rüstete sich, sie gegen Preobrashensk, den gewöhnlichen Aufenthaltsort Peters, zu führen. Davor



Der Kreml zu Moskau.

Nach einer Originalphotographie



gewarnt, eilte der junge Zar nach dem Troizkijkloster (7. August) und berief die Truppen, namentlich die europäischen Regimenter unter Patrick Gordon, dahin. Obwohl nun ein entschlossener Angriff der Strelizen den Streit wahrscheinlich zu Sophias gunsten beendet haben würde, so verhinderte einen solchen eben die Unsicherheit, wessen Befehlen zu gehorchen sei. Die Entscheidung führte schließlich der Übertritt der ausländischen Offiziere zu Peter herbei. Schaklowityj wurde verhaftet, nach Troizkij gebracht und hingerichtet, Galizyn nach dem Norden verbannt, viele andre noch am Leben gestraft, Sophia zu milder Klosterhaft begnadigt. Am 9. September 1689 zog Peter in Moskau ein, am 12. verfügte er seine ersten Ernennungen, jetzt war er Alleinherrscher.

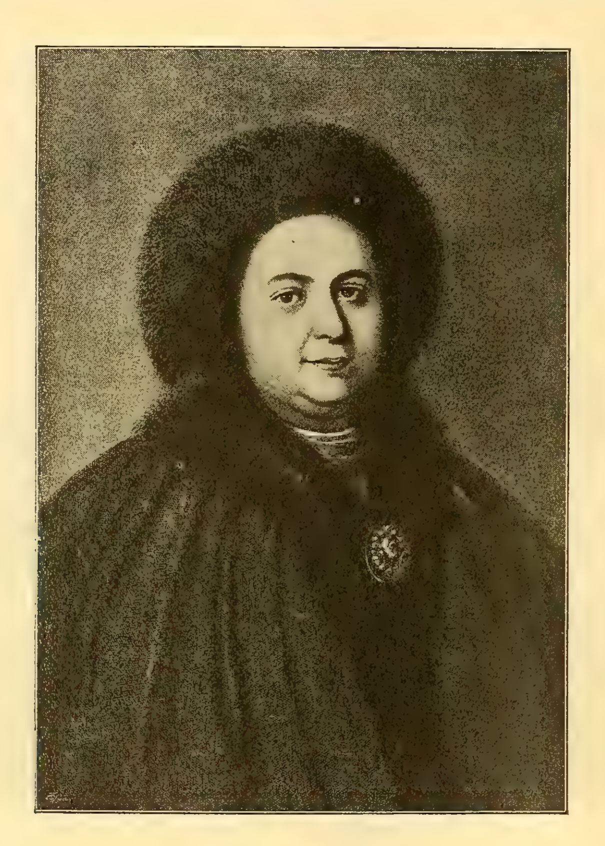


136. Troizkijkloster bei Moskau.
Nach einer Originalphotographie.

Peters Bildungsgang.

Der junge Fürst hatte in seiner bisherigen, halb erzwungenen Zurückgezogenheit zu Kolomenskoje und Preobrashensk eine nur sehr mangelhafte Erziehung genossen, frühzeitig jedoch Neigung und Geschick für technische und militärische Dinge gezeigt, deshalb auch aus seinen gleichalterigen „Spielgenossen" (Potjeschnyje) einige Truppenkörper gebildet, die er selbst nach europäischer Weise einübte. An der Regierung hatte Peter auch nach 1689 keinen wirklichen Anteil, wohl aber nahm seine Beschäftigung mit den Erzeugnissen abendländischer Kultur einen ernsteren Charakter an; er ging in die Lehre bei den Westeuropäern, die in buntem Gemisch die „deutsche Vorstadt" Moskaus bevölkerten und mit ihrer Heimat beständig die engsten Beziehungen unterhielten. Er trat also damit ein in den Bildungskreis der germanisch-protestantischen Welt, nicht der romanisch-katholischen, zu der Polen den Zugang geöffnet haben würde, eine Thatsache von entscheidender Bedeutung.

Von größter Wichtigkeit wurde ihm dabei der Verkehr mit zwei sehr verschieden gearteten Männern, Patrick Gordon und Franz Lefort. Jener, geboren im Jahre 1635 und schon seit 1670 in russischen Diensten, gehörte einem begüterten katholisch-jakobitischen Adelsgeschlechte Schottlands an, wie er denn nie aufhörte, für die Kämpfe in seinem Vaterlande die lebhafteste Teilnahme zu hegen und die Rückkehr dahin zu erstreben. Trotzdem bewährte er sich als treuer Diener seines Herrn, ein vielseitig gebildeter Mann, zuverlässig, von großer Arbeitskraft, der wahre Lehrer Peters, der mit ihm fast täglich verkehrte und ihn in seinem Hause in der deutschen Vorstadt häufig



137. Zarin Jewdokija Feodorowna, erste Gemahlin Peters des Großen.
Nach dem Gemälde in der Romanowgalerie zu St. Petersburg.

besuchte. Geradezu freundschaftlich gestaltete sich des Zaren Verhältnis zu Franz Lefort (geb. 1653, gest. 1699), einem leichtlebigen Genfer von großer persönlicher Liebenswürdigkeit und Uneigennützigkeit, der stets bereit war, mit Peter zu arbeiten oder zu zechen, und sich in Rußland vollkommen heimisch fühlte.

Hier in der deutschen Vorstadt lernte der Zar, nachdem er es einmal gewagt hatte, den Zwang der orientalischen Etikette des Kreml abzustreifen, in ungezwungenem Verkehr mit den Ausländern abendländisches Wesen und Wissen schätzen, und bald ging er mit der Anstelligkeit des echten Russen und der Energie eines bedeutenden Menschen daran, durch eigne angestrengte Arbeit eben das zu lernen, was sein scharfer Blick als das seinem halbbarbarischen Volke zunächst Notwendige erkannte, die Technik des See- und Heerwesens. In zahlreichen, nicht immer ganz ungefähr-

lichen Manövern ließ er seine Potjeschnyje gegen die Strelizen fechten, und seitdem er in einer Rumpelkammer ein halbzerfallenes englisches Boot entdeckt und dies durch einen holländischen Schiffszimmermann hatte wiederherstellen lassen — es wird noch jetzt in St. Petersburg als ein Heiligtum aufbewahrt — kannte er kein größeres Vergnügen, als auf der Moskwa zu segeln. Bald aber entstand eine kleine Flottille auf dem Perejaslawskijschen See; am 1. Mai 1692 lief hier, unter Peters eifriger Mitwirkung erbaut, die erste Jacht vom Stapel. Eine neue Welt ging ihm dann auf, als er in den Jahren 1693 und 1694 Archangelsk besuchte und zum erstenmal die See mit ihren holländischen Schiffen sah. Er kaufte nachmals ein solches



138. Franz Lefort.

Nach dem Gemälde von P. Schenk gestochen von D. Sornique.

und sandte ein russisches, mit heimischen Waren befrachtet, direkt nach Holland; auch die gefährliche Seefahrt nach dem Solowezkijkloster (1694), bei der ein Sturm seinem kleinen Fahrzeuge beinahe den Untergang gebracht hätte, konnte ihn von seiner fast leidenschaftlichen Neigung zur Seefahrt nicht abschrecken.

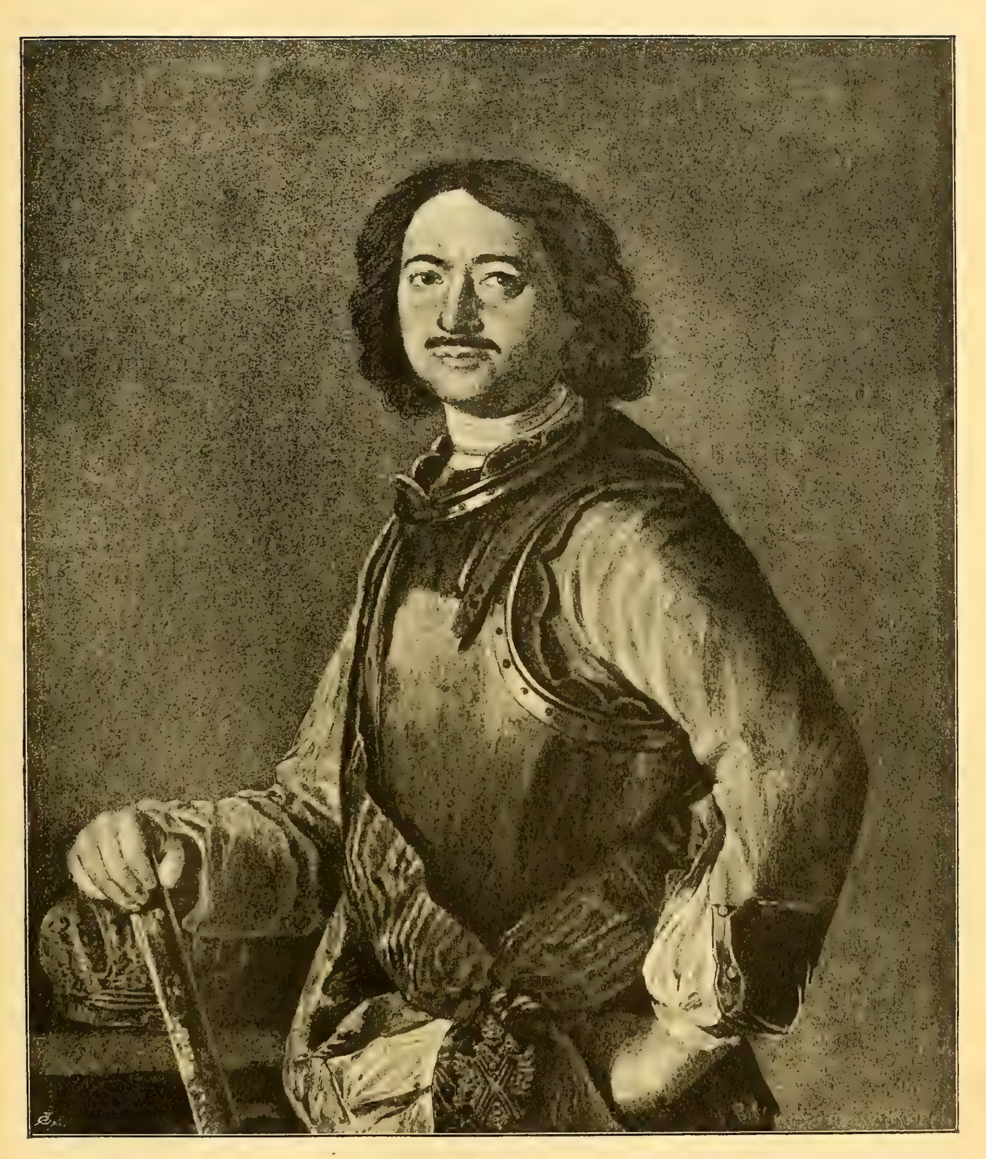
Eroberung von Asow.

Bald sollten alle diese Vorbereitungen eine ernste Probe bestehen. Peter trat ein in den großen Kriegsbund der europäischen Mächte gegen die Türkei, obwohl Sophias Mißerfolge noch im lebhaftesten Andenken stehen mußten. Es galt diesmal nicht der Krim, sondern der Festung Asow an der Mündung des Don, die Michael im Jahre 1642 hatte aufgeben müssen (s. S. 171). Seitdem hatten die Türken sie aufs stärkste befestigt, und in der That scheiterte die erste Belagerung im Jahre 1695 trotz Peters persönlicher Anwesenheit, weil es unmöglich war, den Platz von der Seeseite

her einzuschließen; außerdem fehlte es an abendländischen Ingenieuren, und die Strelizen zeigten sich auch jetzt unbotmäßig. Aber Peters Energie war durch solche Unfälle niemals zu beugen. Im nächsten Jahre war eine Galeerenflotte, die er auf den Werften von Woronesh nach holländischem Modell herstellen ließ, im stande, Asow auch auf der Seeseite abzusperren. Deutsche Ingenieure leiteten die Beschießung, und am 18. Juli 1696 kapitulierte die Festung gegen freien Abzug der Besatzung. Dieser erste Erfolg des jungen Zaren und seiner neugeschulten Streitmacht erregte peinliches Erstaunen in Polen, Verwunderung überall, denn allgemein war das Gefühl, daß der Eintritt Rußlands in die europäische Staatenwelt für diese von der größten Bedeutung sein werde.

Peter im Abendlande.

Gewissermaßen um sein Land bei den abendländischen Völkern einzuführen, dann aber auch, um ihre Zivilisation aus eigner Anschauung kennen zu lernen, entschloß sich Peter, eine große Gesandtschaft nach dem Westen zu schicken und sie selbst unerkannt als Peter Michailowitsch zu begleiten, während Lefort die eigentliche Leitung übernahm. Am 10. März 1697 verließ er Moskau und gelangte über Riga und Mitau nach Libau, wo er zum erstenmal die Ostsee erblickte. Von hier aus fuhr er selbst zur See nach Königsberg, wo ihn Friedrich III. als der erste abendländische Fürst mit ausgesuchter Pracht empfing, auch einen Handelsvertrag mit Rußland abschloß. Der Zar beschäftigte sich hier besonders eifrig mit dem Artilleriewesen. Dann setzte er seine Reise zur See nach Kolberg fort und ging von hier aus, ohne sich in Berlin aufzuhalten, über den Harz nach Holland, denn in diesem sah er die Hochschule der Russen. Am 7. August langte er in Amsterdam an. Hier übernahm der Bürgermeister Nikolaus Witsen, der treffliche Kenner Rußlands und Nordasiens, die Führung des Zaren zu all den Merkwürdigkeiten einer Welthandelsstadt. Im nahen Dorfe Zaandam, dessen Schiffswerften berühmt waren, arbeitete Peter dann acht Tage lang als einfacher Schiffszimmermann und beschäftigte sich daneben eifrig mit Mathematik und Naturkunde. Später gab er sich bei einem Schiffszimmermann (Gerrit Klaas Pool) auf den Werften der Ostindischen Kompanie in Amsterdam geradezu in die Lehre und arbeitete hier im ganzen $4\frac{1}{2}$ Monate (mit einigen Unterbrechungen) am Bau einer Fregatte, „Peter und Paul". Da ihn aber die holländischen Schiffbauer nicht ganz befriedigten, weil sie nicht nach mathematischen Grundsätzen, sondern lediglich nach praktischer Erfahrung verfuhren, so folgte er mit Freuden einer Einladung König Wilhelms III. nach London (Januar 1698). Hier besuchte er mit unermüdlichem Interesse die Uhrmacher und andre Mechaniker, die Werften und Arsenale, die Gärten und Kaffeehäuser, wohnte auch, allerdings ohne rechtes Verständnis, einer Sitzung des Parlaments bei. Nichts jedoch entzückte ihn mehr als eine prächtige Jacht, die ihm Wilhelm III. zum Geschenk machte, und ein großes Seemanöver bei Spithead (20. März). Ganze Ladungen von Waffen, Instrumenten, Manufakturwaren und Scharen von Handwerkern sandte er von England wie von Holland nach Hause. Im April 1698 brach er dann von England wieder nach Holland auf und ging über Kleve, Bielefeld, Minden, Halberstadt, Halle und Leipzig nach Dresden, wo er am 1. Juni abends anlangte und sich einige Tage aufhielt, ohne übrigens den Kurfürsten zu sehen, der damals schon in Polen war. Am 16. Juni zog die russische Gesandtschaft in Wien ein. Hier hatte er mit dem Kaiser mehrere Besprechungen, auch über die gemeinsame Fortsetzung des Türkenkrieges, ohne daß es darüber jedoch zu einer Verständigung gekommen wäre. Statt daß er aber von hier aus die Reise nach Venedig fortsetzen konnte, wo er Bau und Verwendung der Galeeren gründlich kennen zu lernen hoffte, rief ihn die Nachricht von einer neuen Empörung der Strelizen schleunig nach Moskau zurück. Bereits am 19. Juli verließ er Wien.



139. **Peter der Große.**

Die Unterschrift ist russisch und lautet Petr (spr. Pjotr).

Gemälde von A. de Gelder. Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Erhebung der Strelitzen (1698).

In der That stand nichts Geringeres auf dem Spiele als die Zukunft der Reformen, die Peter sich eben anzubahnen bemühte. Die Altrussen, und unter ihnen vor allem die Raskolniken, waren aufs tiefste erbittert. Alles, was dieser Zar that, erschien ihrem zähkonservativen Sinne als gottlose Ketzerei. Daß er sich abendländisch kleidete, sich den Bart schor und so das Ebenbild Gottes verunstaltete, die steife, aber würdevolle Etikette seiner Vorgänger von sich warf, mit Abendländern vertraulich umging, sie sogar seinen Landsleuten vorzog, ihre Sprache redete, ins Ausland reiste, Scharen von ketzerischen Fremden ins heilige Rußland führte, das alles waren ihnen deutliche Beweise, daß dieser Zar der Antichrist selber sein müsse, gegen den sich jeder rechtgläubige Russe zu wehren habe. Da dachten die Altrussen, an ihrer Spitze die Miloslawskijs, daran, mit Hilfe der Strelizen alle Ausländer und alle ihre Gönner zu erschlagen, den Zaren zu entthronen und seinen erst siebenjährigen Sohn Alexej unter Sophias Regentschaft an seine Stelle zu setzen. Die Strelizen, die vor allem damit unzufrieden waren, daß sie nach dem türkischen Kriege meist an die tatarische und polnische Grenze verlegt worden waren, erhoben sich zuerst in der Gegend von Pskow und marschierten gegen die Hauptstadt. Zum Glück für Peter wurde Gordon des gefährlichen Aufruhrs rechtzeitig Herr; mit seinen westeuropäisch gebildeten Regimentern schlug er am 28. (18.) Juni) beim Woskresenskijkloster (sieben Meilen westlich von Moskau) die Strelizen nach kurzem Kampfe aufs Haupt und nahm ihrer gegen 2000 gefangen. Ein grausames Strafgericht folgte nach Peters Rückkehr (4. September). Hunderte wurden oft unter persönlicher Teilnahme des Zaren gefoltert, geknutet und martervoll hingerichtet, er selber soll mehreren mit eigner Hand den Kopf abgeschlagen haben. Sophia, deren Mitschuld festzustehen schien, wurde gezwungen, den Schleier zu nehmen, und blieb fortan in dem Nonnenkloster in Moskau eingeschlossen, wo sie am 3. Juli 1704 starb. Die Strelizen aber, diese russischen Janitscharen, löste Peter durch Erlaß vom Juni 1699 auf.

Anfänge der Reformen.

Damit war die Entscheidung über Rußlands Zukunft in Peters Sinne gefallen. Was seit mehr als einem Jahrhundert von den russischen Herrschern in zahlreichen Anläufen versucht worden war, die Annäherung ihres halbasiatischen Volkes an die europäische Kultur, das strebte der Zar jetzt durchzuführen. Wohl wäre Rußland auch ohne ihn dazu gelangt, denn die Notwendigkeit trieb dazu, aber viel langsamer und in ganz andrer Weise. Und doch entsprach Peters selbstherrliches Verfahren nur den Überlieferungen dieses Reiches, wo der Wille des Herrschers stets die belebende Kraft gewesen war. Deshalb regierte auch er ganz persönlich; als ein Despot, rastlos, unermüdlich, gewaltsam peitschte er sein widerstrebendes, grollendes, am Alten zäh festhaltendes Volk in die Bahnen abendländischer Zivilisation hinein. Mit der Neugestaltung des Heerwesens machte er den Anfang. An Stelle der Strelizen und des allgemeinen Aufgebots, das auf besondere Notfälle beschränkt wurde, traten europäisch bewaffnete, uniformierte und gedrillte Regimenter, gebildet aus den Rekruten, welche die Edelleute und Geistlichen von ihren Gütern zu stellen hatten, befehligt ganz überwiegend von abendländischen, namentlich deutschen Offizieren. Beim Beginne des Nordischen Krieges im Jahre 1700 hatte die russische Armee 2 Garderegimenter (Preobrashensk und Semenow, spr. Semjonow) und 28 andre Infanterieregimenter, die zusammen 34000 Mann zählten und zu einem Drittel der Mannschaften mit Piken, zu zwei Dritteln mit Musketen bewaffnet waren. Die Reiterei bestand aus 14 Dragonerregimentern zu 1000 Pferden. Die Artillerie war zahlreich, aber ohne besondere Bedeutung. Ferner entstand sehr rasch durch Scharen von Handwerkern, die Peter aus dem Westen berief, eine stattliche Kriegsflotte auf dem Schwarzen Meere, und zum unruhigen Erstaunen der Türken erschien schon im Jahre 1699 eine russische

Fregatte vor Konstantinopel. Natürlich erforderten diese Schöpfungen auch große finanzielle Mittel. Sie wurden beschafft durch Erhöhung und bessere Veranlagung der herkömmlichen Kopfsteuer und neue Auflagen auf den Gewerbetrieb. Noch viel tiefer, weil allgemeiner fühlbar, schnitten Umgestaltungen mehr äußerlicher Art. Der Zar verbannte vom Hofe die altrussische Tracht und führte die europäische ein, ebenso mußten die nationalen langen Bärte fallen. Die Einrichtung der Zimmer wurde



140. Oberst der Strelitzen.



141. Strelitze.

Nach gleichzeitigen Radierungen von J. B. Le Prince.

europäisch, und so roh noch die Sitten blieben, so sehr Peter selbst endlose Trinkgelage und derbe Scherze liebte, es bezeichnete immerhin den Übergang zu europäischer Gesittung, daß er ganz und gar im Widerspruch mit der heimischen Weise auch den Frauen den Zutritt zu den Hofgesellschaften öffnete. Und als wenn er recht augenfällig hätte zeigen wollen, daß ein neues Zeitalter für Rußland hereinbreche, so verfügte er durch Ukas vom 20. Dezember 1699, daß sein Volk statt nach der byzantinischen Ära, die von der auf den 1. September 5508 v. Chr. angesetzten Erschaffung der Welt ausging, sich fortan nach der allgemeinen christlichen Zeitrechnung zu richten habe.

Der Nordische Krieg (1700—1721).

Schweden im Übergewicht.
(1700—1709.)

Peters baltische Pläne.

Wollte Peter dem europäischen Einfluß einen breiten Zugang in sein Land öffnen, so war ihm eine direkte Verbindung mit dem Westen unentbehrlich. Bisher hinderten eine solche das feindliche Polen und der schwedische Besitz am Finnischen und Rigaischen Meerbusen, denn der Weg über Archangelsk und das Weiße Meer konnte als eine genügende Verkehrsstraße nicht gelten. Das einfachste Mittel, sie zu gewinnen, bildete die Eroberung der schwedischen Küstenprovinzen, die Wiederaufnahme der alten Pläne, die der Friede von Stolbowa im Jahre 1617 zertrümmert hatte.

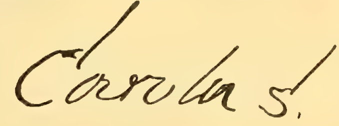
Der Kriegsbund gegen Schweden.

Schon im Jahre 1698 trat diese Wendung gegen Schweden ein. Denn auf seiner schnellen Rückreise von Wien nach Moskau hatte der Zar mit König August von Polen in Rawa bei Krakau persönlich verhandelt und einen gemeinsamen Angriff auf Schweden verabredet (Anfang Juli). Da aber dann die Fortsetzung des Krieges mit der Türkei unmöglich wurde, so genehmigte er den Abschluß des Friedens (3. Juli 1700), obwohl dieser ihm nur Asow beließ, dagegen die begehrte Handelsfreiheit für russische Schiffe auf dem Schwarzen Meere nicht gewährte. Wenige Monate später wurde der große Kriegsbund gegen Schweden abgeschlossen. Noch ehe ihm Rußland beitrat, hatte bereits am 24. März 1698 August von Sachsen mit Christian V. von Dänemark, den alte Eifersucht gegen Schweden und die Verstimmung über die feindselige Haltung des Herzogs Friedrich III. von Schleswig-Holstein-Gottorp dazu antrieben, ein Verteidigungsbündnis abgeschlossen und dies dann nach der Thronbesteigung Friedrichs IV. in Dänemark (1699—1730) in ein Schutz- und Trutzbündnis verwandelt, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Polen jede Mitwirkung für den Krieg verweigerten, ihn also nötigten, ihn mit den Kräften des ganz unbeteiligten Sachsen zu führen. Am 11. November 1700 trat Peter diesem Bunde bei. Nach dem verabredeten Plane sollten die Sachsen in Livland einbrechen, wo Reinhold Patkul, seit 1698 als Generalmajor in sächsischen Diensten (s. Bd. VI, S. 682), zahlreiche Verbindungen mit seinen unzufriedenen Standesgenossen unterhielt und auf eine Erhebung derselben rechnete; die Russen wollten Ingermanland besetzen, die Dänen den Herzog von Gottorp überwältigen. Von den Westmächten war wegen des Spanischen Erbfolgekrieges keine Einmischung zu besorgen, und der junge, bisher im Auslande nur durch tolle Jagden und Ritte bekannte, unerfahrene König von Schweden, Karl XII. (1697—1718), schien kein irgendwie gefährlicher Gegner zu sein.

Karl XII.

Niemals ist eine Hoffnung gründlicher und schneller getäuscht worden, wie diese. Karl XII., der Sohn Karls XI. und der dänischen Prinzessin Ulrike Eleonore, war am 17. Juli 1682 geboren und hatte eine sorgfältige Erziehung erhalten, die seine guten Fähigkeiten rasch entwickelte. So war er weit über sein Alter hinaus gereift, als ihn der Tod seines Vaters am 15. April 1697 auf den Thron berief. In anbetracht seiner Jugend wurde zunächst eine vormundschaftliche Regierung eingesetzt; allein die Zeit der Regentschaft für Karl XI. stand noch in so schlechtem Andenken, daß der Reichstag bereits am 3. November 1697 auf Antrag des Adels beschloß, den König für mündig zu erklären. Kurz nachher trat er wirklich die Regierung an. Unter seinen Ministern genossen Polus und Piper besonderes Ansehen; doch war

142. Karl XII., König von Schweden.
Nach dem Gemälde von Krafft.



Karl XII. viel zu selbständig und zu sehr von der Würde des Königtums durchdrungen, als daß sie großen Einfluß auf seine Entschlüsse geübt hätten. Er besaß keine wirklich geniale Begabung und auch ein großer Staatsmann war er nicht, aber er hatte einen sehr scharfen, praktischen Blick und daher die Fähigkeit, sich in den verwickeltsten Geschäften rasch zurechtzufinden. Vor allem war er Soldat, aufrichtig religiös und sittenrein, nüchtern und streng gegen sich und die Seinen; niemals sah man ihn anders als im blauen Tuchrock seines Heeres und in hohen Reiterstiefeln, am liebsten zu Pferde, aber er teilte auch jede Beschwerde und Entbehrung mit der Armee und hat deshalb seine

Schweden in den verwegensten und verzweifeltsten Feldzügen bis zur äußersten Erschöpfung anstrengen können, ohne daß sie jemals gegen ihn gemeutert hätten. Seine Hauptfehler waren unversöhnliche Rachsucht und eine bis zum Starrsinn gehende Eigenwilligkeit. Fremdem Rate unzugänglich, hielt er an seinen Plänen fest, auch wenn sie ihn in selbstverschuldetes Unglück führten. Aber die Energie des Willens, die sich darin äußerte, rettete ihn zunächst auch vor der äußersten Gefahr.

Die Nachricht vom Einmarsche sächsischer Truppen in Livland traf ihn auf der Jagd. Er führte diese ruhig zu Ende, erklärte jedoch dann im Reichsrate, er würde niemals einen ungerechten Krieg beginnen, aber von einem gerechten nicht eher ablassen, als bis der Feind am Boden liege. Danach handelte er.

Karl XII. gegen Dänemark.

Ohne seinen weit überlegenen Gegnern Zeit zu lassen, fiel er blitzschnell über die ahnungslosen Dänen her. Ganz und gar beschäftigt mit dem Plane, den verhaßten Herzog von Holstein-Gottorp, den Schwager Karls XII., zu überwältigen, hatte Friedrich IV. die dänischen Truppen fast vollständig in Schleswig versammelt. Hier besetzten sie binnen zehn Tagen alle Schanzen des Herzogs, auch Husum und Friedrichstadt; aber Tönning widerstand aufs tapferste, und die Dänen mußten Ende Mai die Belagerung aufheben. Dazu sahen sie sich bald in Holstein den braunschweig-lüneburgischen Truppen unter dem Kurfürsten Georg gegenüber, der nach dem Vertrag von Altona (1679) dem Herzog von Gottorp zur Behauptung seiner Besitzungen Hilfe leistete. Aber während der König unentschlossen und unthätig mehrere Wochen lang bei Segeberg den Feinden gegenüberstand, erschien im Juni eine Flotte von 21 englischen und holländischen Linienschiffen im Sunde bei Helsingör, um die Beobachtung des Altonaer Vertrages zu erzwingen, und am 13. Juli 1700 legte sich die schwedische Flotte, 38 Linienschiffe und 10 Fregatten, vor Malmö. Da eine Beschießung der dänischen Flotte vor Kopenhagen durch die Engländer und Holländer unwirksam gemacht wurde, so unternahm Karl XII. am Nachmittage des 2. August unter dem Feuer seiner Kriegsschiffe an der hohen Küste nördlich von Kopenhagen bei Humlebek mit 4800 Mann die Landung, die von den schwachen dänischen Truppen nicht ernsthaft verhindert wurde. In den nächsten Tagen bis auf 11 000 Mann verstärkt, rückte dann der König auf Kopenhagen vor. Inzwischen traten die Seemächte vermittelnd dazwischen, und am 18. August 1700 willigte Dänemark in den Frieden von Travendahl (bei Kiel), in dem es dem Bündnis mit Sachsen und Rußland entsagte und den Herzog von Gottorp zu entschädigen versprach.

Angriff auf die schwedischen Ostseeprovinzen; Schlacht bei Narwa.

Inzwischen waren die Sachsen und Russen zum Angriff auf die schwedischen Ostseeprovinzen übergegangen. Aber Flemings Versuch, noch im Winter, im Februar 1700, Riga zu überrumpeln, scheiterte an der Wachsamkeit des schwedischen Kommandanten; es gelang den Sachsen nur, die Kobrunerschanze gegenüber von Riga auf dem linken Ufer der Düna zu besetzen und das Fort Dünamünde, das die Einfahrt in den Strom beherrscht, am 26. März zur Übergabe zu nötigen. Allmählich durch sächsische, litauische und kurländische Zuzüge bis auf 20 000 Mann verstärkt, schloß König August Riga im August vollständig ein und begann die Beschießung aus mehr als 100 Geschützen. Indes richtete diese wenig Schaden an, so daß der König am 20. September die Belagerung aufhob. Nur die kleine Festung Kokenhusen an der Düna oberhalb Riga wurde im Oktober zur Ergebung genötigt, um die Verbindung mit Rußland zu sichern. Da die Sachsen so wenig ausrichteten, so war natürlich von einer Erhebung des livländischen Adels keine Rede. Nicht eben glücklicher verlief das Unternehmen Peters. Um den Eingang nach Esthland zu öffnen, begann er im Oktober 1700 mit etwa 30 000 Mann die Belagerung der alten, vielumstrittenen Grenzfestung Narwa. Ohne davon noch Kenntnis zu haben, landete Karl XII. am 6. Oktober mit 6000 Mann

in Pernau, zunächst um dem, wie er noch annahm, bedrängten Riga zu Hilfe zu kommen. Auf die Nachrichten von Narwa beschloß er jedoch, dorthin aufzubrechen, zog den größten Teil der bisher bei Riga verwandten schwedischen Truppen nach Esthland und ließ seine eignen Truppen zur See in stürmischer Überfahrt nach Reval bringen. Sodann rückte er mit nicht mehr als 8000 Mann über Wesenberg so rasch, wie es die fast grundlosen Wege und die schwierige Verpflegung gestatteten, gegen Narwa vor. Durch seine Annäherung in die äußerste Bestürzung versetzt, übertrug



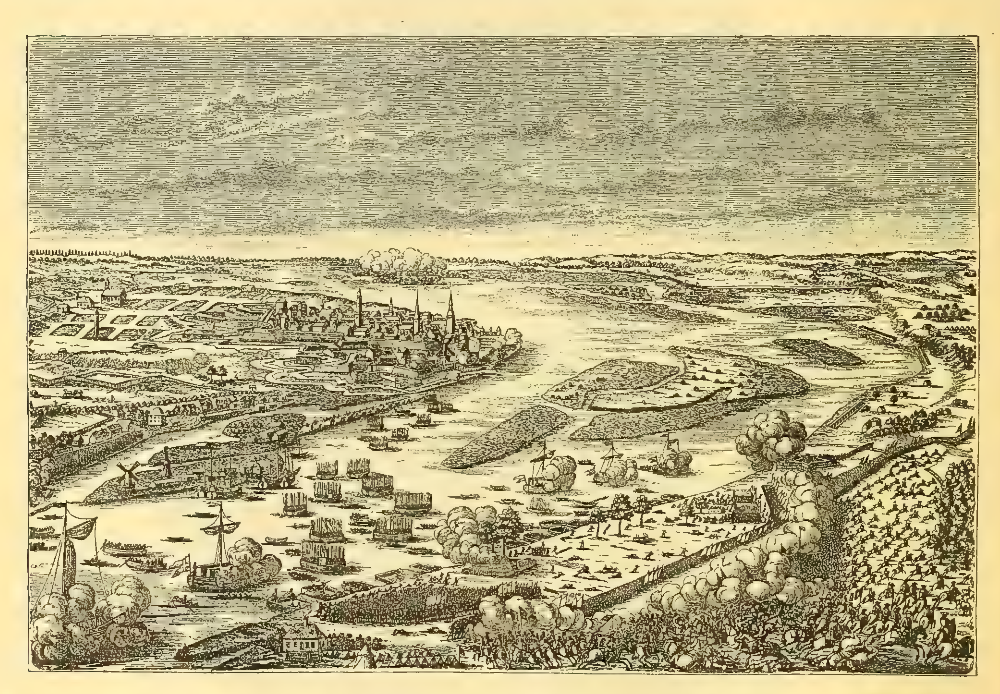
143. Friedrich IV., König von Dänemark.
Nach dem gleichzeitigen Gemälde von Krafft.

Peter den Heerbefehl, den er selbst sich noch nicht zu führen getraute, dem kriegserfahrenen Herzog von Croy und reiste selbst ab. Dieser hielt die noch wenig geübten Russen hinter ihren Verschanzungen, die in der Ausdehnung von einer Meile die belagerte Stadt auf dem linken (westlichen) Ufer hoch über der schnell fließenden Narowa umspannten, und erwartete hier den Angriff der Schweden. Am 30. November kamen diese heran. In mehreren Kolonnen geordnet warfen sie sich am Nachmittage auf die russischen Schanzen, erstürmten diese fast überall im ersten Stoße und sprengten die russische Reiterei in die Narowa. Doch setzte sich der rechte russische Flügel hinter

einer Wagenburg bis in die sinkende Nacht zur Wehr. Da aber die Truppen alles Vertrauen zu ihren fremden Offizieren und umgekehrt diese zu ihnen verloren hatten, so ergab sich am nächsten Morgen erst der rechte, dann auch der linke Flügel der Russen. Die Offiziere wurden kriegsgefangen, die Soldaten entlassen.

Karl XII. über die Düna.

Den Winter 1700—1 brachte Karl XII. in Esthland zu, eifrig mit den Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge beschäftigt. Da er die Russen nicht für besonders gefährlich hielt, so wandte er sich im nächsten Jahre 1701 gegen Livland und Polen. Mit dem grauenden Morgen des 19. Juli 1701 bewerkstelligte Karl XII. unterhalb Rigas im Angesicht der Sachsen und Russen, die der Feldmarschall von Steinau befehligte, in meisterhafter Weise auf Booten seinen Übergang über die 500 m breite



144. Übergang Karls XII. über die Düna.
Nach der Zeichnung eines Augenzeugen.

Düna, schlug die verzweifelt fechtenden Sachsen nach hartem Kampfe, während die Russen gar nicht ins Gefecht kamen, und zwang das geschlagene Heer zum Rückzug nach der Weichsel und nach Pskow.

Karls XII. Einmarsch in Polen.

Karl XII. hatte somit sein nächstes und wichtigstes Ziel, der Sicherung der schwedischen Ostseeprovinzen, erreicht. Aber so tief waren seine Erbitterung und sein Mißtrauen gegen König August, daß er nicht eher ruhen wollte, als bis er ihn mit oder ohne Hilfe der Polen vom polnischen Thron gestoßen habe. Noch war er mit der „Republik Polen" gar nicht im Kriege, da diese ihren König nicht unterstützte, aber es lag auf der Hand, daß sich diese Rechtsfiktion nicht lange werde behaupten lassen, da doch König August den polnischen Boden als Stützpunkt für seinen Kampf mit Schweden benutzt hatte und ihn im Interesse Polens führte. Unterdes warnten Graf Piper und andre erfahrene schwedische Staatsmänner Karl XII., sich in das polnische Wirrsal verstricken zu lassen. Dieser benutzte vielmehr einen Hilferuf der litauischen Sapieha, die mit den Oginski in erbitterter Fehde lagen, um sich durch einen kecken



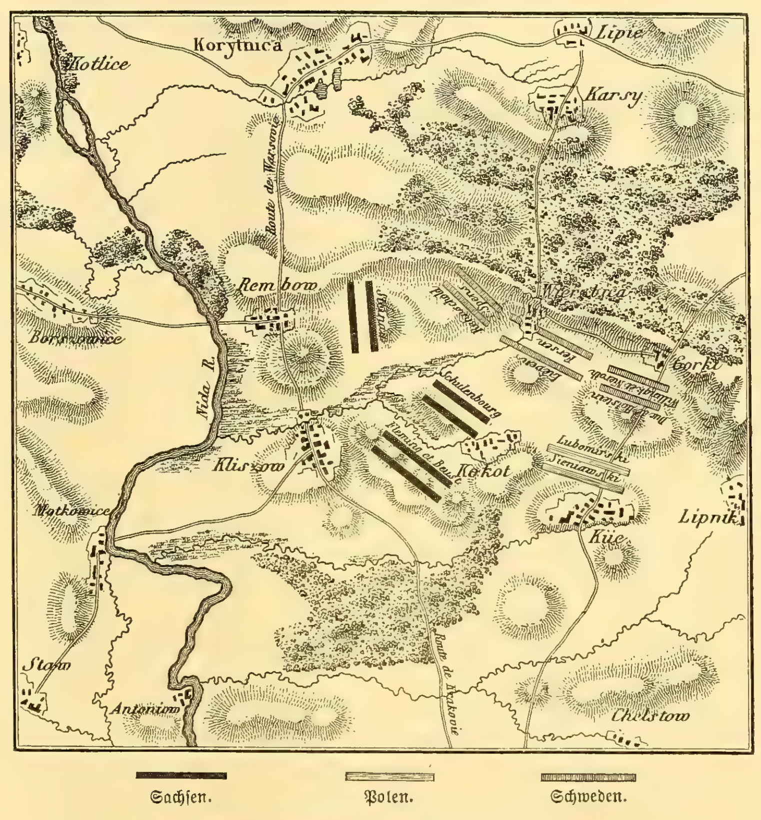
Die Schlacht bei Narwa am 30. November 1700.

Nach einem Kupferstiche von R. de Hooghe.

1 König Karl XII. 2 Herzog Croy, Dolgoruki, [illegible] und andre russische Generale, sich dem König ergebend. 3 Weg von [illegible] nach [illegible] und der Küste. 4 Von den Schweden genommene Befestigungen. 5 Eroberte Batterien. 6 Das alte Rathaus. 8 Zelt des Zaren. 9 Eingestürzte Brücke über die Narowa. 10 Fliehende Russen. 11 Russen, die sich ergeben. 12 [illegible] Morast. 13 Früher von den Russen [illegible] 14 Batterien und Mörser. 16 [illegible] 17 Stadtmauer von Schwedisch-Narwa. 18 [illegible] 19 Iwangorod oder Russisch-Narwa. 20 Brücke zwischen Schwedisch- und Russisch-Narwa. 21 [illegible] 22 Die Untere Stadt. 23 Batterien und Feldlager auf der andern Seite der Narowa. 24 Gehölz. 25 [illegible] 26 Höhe von [illegible] 27 [illegible] und Magazine der Russen im [illegible]



Reiterstreich des wichtigen Kowno am Njemen zu bemächtigen (Januar 1702). Alle Versuche König Augusts, sich mit ihm zu verständigen, auch die Sendung der schönen Gräfin Königsmark, wies er ab, und er meinte leichtes Spiel zu haben, denn der im Dezember 1701 versammelte polnische Reichstag wollte von einer Unterstützung seines Königs in diesem „ungerechten Kriege“ nichts wissen. So brach Karl schon Ende Januar 1702 aus Kurland, wo er den Winter zugebracht hatte, nach Polen auf



145. Plan der Schlacht bei Klissow den 19. Juli 1702.

und marschierte über Kowno und Grodno, wo eine polnische Gesandtschaft vergeblich mit ihm verhandelte, auf Warschau, indem er fortwährend versicherte, daß er nur die Rechte der „Republik“ gegen die Anmaßungen ihres Königs vertreten wolle. Am 24. Mai besetzte er ohne Schwertstreich Warschau. Allein seine Hoffnung, sich hier mit dem Primas von Polen, dem ehrgeizigen und ränkevollen Kardinal-Erzbischof Radziejowski, über die Absetzung Augusts zu verständigen, schlug fehl, und der polnische Senat willigte jetzt nicht nur in die Heranziehung sächsischer Truppen, sondern auch in die Aufstellung der polnischen Kronarmee unter Fürst Lubomirski. Mit dieser vereinigt, stellte sich König August am 19. Juli den auf Krakau marschierenden Schweden bei Klissow entgegen, wurde aber trotz aller Tapferkeit der Sachsen mit schweren Verlusten von dem viel schwächeren Gegner geschlagen und verlor seine sämtlichen (48) Geschütze. Die Polen wichen darauf nach Lemberg, die Sachsen nach Krakau zurück, wagten aber dort weiter keinen Widerstand, so daß die Schweden am 11. August die polnische Krönungsstadt ohne Gegenwehr besetzten.

Spaltungen in Polen.

Seit Karl XII. siegreich im Herzen Polens stand, verwickelten sich die polnischen Dinge in einer so wunderlichen Weise, wie es nur bei der hier herrschenden Anarchie möglich war. Der Schwedenkönig behauptete, nach wie vor die freundschaftlichsten Gesinnungen gegen die „Republik“ zu hegen und nicht ihr Feind, sondern ihr Bundesgenosse gegen den König August zu sein, der ihre Rechte verletzt habe, und in der That begann eine polnische Partei sich ihm zuzuneigen. So gab es einen unklaren Zustand, der weder Krieg noch Friede war, und beständig liefen Kämpfe und Verhandlungen nebeneinander und durcheinander. Inmitten der kläglichen Unschlüssigkeit und kleinlichen Selbstsucht ringsum, wußten nur zwei Männer, was sie wollten, König August, der seine polnische Krone zu behaupten strebte und dafür unbedenklich das Blut seiner sächsischen Landeskinder opferte, und Karl XII., der mit unendlicher Hartnäckigkeit sein Ziel, die Entthronung Augusts, verfolgte, bis der stählerne Wille des Schweden durch all die Zerfahrenheit und Verwirrung hindurchschnitt.

Zunächst schienen die Polen sich für August zu entscheiden. Der Reichstag von Sandomierz sprach sich für ihn aus und forderte von Karl XII. die Räumung Polens, was dieser gar keiner Antwort würdigte. Dann zog August mit seinen sächsischen Truppen im September über Warschau nach Thorn, wo er selbst mit einem Teile derselben Winterquartiere nahm, während er eine andre Abteilung unter Steinau bei Pultusk am Narew stehen ließ zur Sicherung der Verbindung mit Litauen. Ein nach Thorn berufener Reichstag erklärte sich energisch gegen Schweden, ein zweiter in Marienburg bezeichnete sogar alle Polen, die es mit den Schweden hielten, als Reichsfeinde. Da aber der König fern in Westpreußen weilte, so schlug im inneren Polen unter dem Drucke der schwedischen Besatzungen die Stimmung gegen ihn um. Der Großkronfeldherr Lubomirski verhandelte sogar mit Karl über den Anschluß der polnischen Kronarmee an die Schweden, und der galizische Adel stellte sich im Januar 1703 geradezu unter Karls Schutz. Vor allem trat jetzt der Primas Radziejowski offen gegen König August auf, indem er im geraden Widerspruch zu dem königlichen Reichstag in Marienburg die Stände für den 27. März 1703 zum Reichstage nach Warschau entbieten ließ.

Weitere Kriegserfolge Karls XII.

Inmitten dieser Auflösung verhielten sich die schwedischen Truppen, die, bis auf 30 000 Mann verstärkt, teils bei Warschau, teils weiter südlich bei Zawichost an der oberen Weichsel standen, so gut wie unthätig, zumal da ihr König durch einen schweren Beinbruch (30. September 1702) ans Lager gefesselt war. Erst im April 1703 ging er gegen die sächsische Stellung bei Pultusk vor, überschritt auf Böten den Bug und überraschte am 1. Mai die Sachsen (6000 Mann), als sie eben nach der Inselstadt Pultusk ausweichen wollten, mit nur 2000 Reitern derart, daß sie mit schwerem Verlust nach einer festen Stellung bei Ostrolenka zurückgingen, wo sie sich indes festsetzten. Karl XII. verfolgte sie nicht, sondern sandte Steenbock mit der Hauptmasse seiner Truppen gegen Thorn, wo 6000 Sachsen standen. Ende Mai 1703 wurde die feste Stadt, sehr zum Verdrusse ihrer Bürgerschaft, vollständig eingeschlossen und Danzig durch schwere Drohungen dazu gezwungen, den Schweden das Fort Weichselmünde einzuräumen, schwedischen Schiffen den Hafen zu öffnen und eine ansehnliche Geldsumme zu zahlen.

Anschluß einer polnischen Partei an Karl XII.

Unter dem Eindrucke dieser Ereignisse, die doch unleugbar polnische Interessen verletzten, beschloß der polnische Reichstag, der am 18. Juni in König Augusts Gegenwart in Lublin zusammentrat, ein polnisch-litauisches Heer von 50 000 Mann aufzustellen und den König von Schweden zu bestimmten Erklärungen binnen sechs Wochen aufzufordern. Falls diese nicht befriedigend ausfielen, sollte König August bevollmächtigt sein, mit dem Zaren im Namen der „Republik“ über ein Bündnis zu ver-

handeln. Leider waren nun aber die Landboten der großpolnischen Woiwodschaften Posen und Kalisch zu diesen Verhandlungen unter Vorwänden nicht zugelassen worden, weil die Mehrheit ihre Opposition fürchtete. Daher trat in Schroda (Juli) eine besondere großpolnische Konföderation zusammen, die thatsächlich gegen August wirkte, obwohl sie noch nicht offen Farbe bekannte. Schwedische Kriegserfolge verschafften dieser Partei bald Oberwasser. Am 7. September nahmen die Schweden durch überraschenden Leitersturm Posen, und am 15. Oktober übergaben die Sachsen, durch Krankheiten hart mitgenommen, Thorn nach vierwöchiger wirklicher Belagerung und tapferer Gegenwehr an die Schweden und wurden kriegsgefangen. Da inzwischen, wie zu erwarten stand, die Verhandlungen mit Karl XII. vergeblich blieben, so schloß August durch Patkul am 12. Oktober in Warschau ein Bündnis mit dem Zaren, nachdem dieser ansehnliche Truppensendungen und Geldzahlungen in Aussicht stellte. In Sachsen war schon früher die Partei unter dem höheren Beamtentume und dem Adel, die unter der Führung des Oberstkanzlers Grafen Wolf Dietrich von Beichlingen der verlustvollen Teilnahme Sachsens am Nordischen Kriege widerstrebte, durch eine von Patkul, dem damaligen Vertreter des Zaren in Dresden, angezettelte geschickte Intrige gestürzt und Beichlingen als Staatsgefangener auf den Königstein gebracht worden (10. April 1703), so daß die polnische Politik Augusts in seinem Stammlande kein Hindernis mehr fand. Indes kam dies in Polen dem König August keineswegs zu gute. Vielmehr berief jetzt Radziejowski, da er auf keinem andern Wege den Frieden für Polen herstellen zu können meinte, den Reichstag nach Warschau im Einverständnis mit Karl XII. und eröffnete ihn am 30. Januar 1704 mit einer großen Rede, in der er empfahl, die großpolnische Konföderation durch allgemeinen Beitritt zu einer Generalkonföderation zu erweitern. Dies geschah, und als auf ihr Ansuchen der schwedische Vertreter, General Horn, geheime Aktenstücke auslieferte, in denen August dem König Karl als Preis einer Verständigung polnische Gebiete angeboten hatte, beschloß die Generalkonföderation am 16. Februar, den Thron für erledigt zu erklären und dem König August den Gehorsam aufzukündigen. Zum König hatte der Kardinal den Prinzen Jakob Ludwig Sobiesky ausersehen, womit Karl XII. einverstanden war. Auf diese Nachrichten eilte August von Sachsen nach Krakau und berief die ihm geneigten Stände nach Sandomierz, wo sie zu einer Gegenkonföderation zusammentraten; zugleich ließ er, um den Thronbewerber zu beseitigen, den Prinzen Jakob, der damals mit seinen Brüdern Konstantin und Alexander in Ohlau (Schlesien) lebte, mit dem älteren Bruder zwischen Breslau und Ohlau aufheben und nach Leipzig auf die Pleißenburg bringen (27. Februar 1704).

Entthronung Augusts und Wahl des Stanislaus Lesczinski.

Durch beides setzte er seine Gegner in die peinlichste Verlegenheit. Wollte Karl XII. nicht die Früchte seiner Anstrengungen verlieren, so mußte er weit unmittelbarer als bisher in die polnischen Angelegenheiten eingreifen, denn seine von Anfang an unsichere Hoffnung, ganz Polen werde sich von August lossagen, war jetzt zunichte geworden. Um die Warschauer Konföderierten zu decken, legte er in die polnische Hauptstadt eine schwedische Besatzung und sandte den General Renskjöld mit 9000 Mann gegen Krakau, wo sich August aufhielt. Dieser zog sich jedoch nach Sandomierz zurück, um hier den Anmarsch eines russischen Hilfsheeres zu erwarten, so daß Renskjöld sich damit begnügte, bei Radom eine beobachtende Stellung einzunehmen. Anderseits bestand nun Karl XII. nachdrücklich auf der Wahl eines neuen polnischen Königs, ohne die er einen Frieden mit der Republik nicht schließen könne. So verkündigte endlich Radziejowski am 2. Mai 1704 öffentlich die Entsetzung König Augusts und schrieb die neue Königswahl auf den 19. Juni nach Warschau aus. Er dachte dabei an einen auswärtigen Fürsten, weil nur ein

solcher die polnischen Parteien beherrschen könne, aber Karl XII. wollte davon nichts hören, sondern forderte die Wahl eines Polen, und hatte dabei schon den Woiwoden von Posen im Auge, den jungen Stanislaus Leszczinski, einen feingebildeten, ehrlichen und tüchtigen Mann, der des Königs persönliche Gunst rasch gewonnen hatte. Zögernd schlug ihn Radziejowski mit zwei andern vor, aber erst am 12. Juli kam die Wahl zustande, ohne Radziejowski und unter Protest auch andrer Würdenträger, die erst einige Tage nachher sich zur Huldigung bequemten.



146. Stanislaus Leszczinski.
Nach dem Gemälde von Michael Stachowicz gestochen von Geoffroy.

Polnischer Bürgerkrieg.

Wahrhaft kläglich und schmachvoll gestaltete sich seitdem die Lage Polens. Nicht den inneren Frieden brachte den Polen die neue Königswahl, sondern den Bürgerkrieg, und dieser wurde, da die Polen den Übergang von großen Worten und feierlichen Schwüren zu kräftigen Thaten niemals fanden, noch dazu von fremden Fürsten mit fremden Truppen auf polnischem Boden und auf polnische Kosten geführt, beiderseits mit schwachen Heeren, die diese endlosen dünnbevölkerten Tiefebenen niemals zu beherrschen vermochten. Für August standen die Dinge nach der Wahl eines Gegenkönigs kaum schlechter als vorher. Der ganze Osten des Reiches, Litauen, Polesien, Wolhynien, Galizien, hielt an ihm fest. Die Generalgegenkonföderation von Sandomierz erklärte alle Beschlüsse der Warschauer Versammlung für null und nichtig, der Papst sprach sich entschieden für August und gegen Stanislaus aus, der sich mit den Ketzern verbündet habe, rief seinen Nuntius aus Warschau ab und lud den Primas zur Verantwortung nach Rom, wohin Radziejowski allerdings nicht ging.

Karl XII. gewinnt das Übergewicht in Polen.

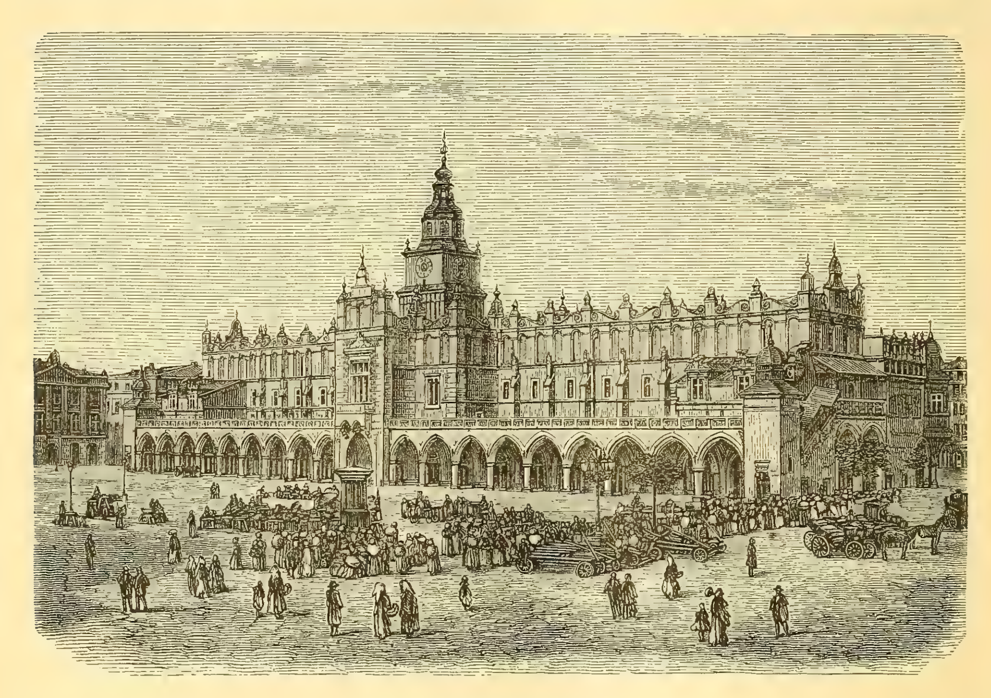
Karl XII. hatte nun die schwierige Aufgabe, Stanislaus, den König seiner Wahl, in ganz Polen zur Anerkennung zu bringen; er konnte nicht mehr behaupten, die „Republik“ gegen ihren gesetzwidrig handelnden König zu vertreten, denn diese „Republik“ war jetzt selbst gespalten. Zunächst wandte er sich selbst gegen Krakau. Aber August wich nach Osten aus, zog russische Hilfstruppen an sich, nahm am 26. August selbst Warschau durch einen kecken Überfall und vereinigte sich mit Schulenburg, der von Sachsen 12000 Mann heranführte und die Schweden unter Meierfelt am 18. August östlich von Posen zurückgeworfen hatte. Inzwischen nahm Karl XII. am 6. September Lemberg, mit großen Vorräten, durch einen kühnen Leitersturm und wandte sich dann in Eilmärschen gegen August. Dieser wich ihm wieder aus und ging nach Krakau, indem er sich von Schulenburg trennte, der sich mit seiner Infanterie und russischen Bataillonen nach der schlesischen Grenze zurückzog, um in Sachsen Winterquartiere zu nehmen. Bei Punitz, zwei Meilen von Lissa, wiesen die Sachsen am 7. November abends in einem glänzenden Rückzugsgefechte die ungestümen Angriffe der schwedischen Reiterei unter Karls persönlicher Führung kaltblütig zurück und nahmen ihr sogar Gefangene und Standarten ab. Obwohl sie trotzdem die Schweden fortwährend auf dem Nacken hatten, erreichten sie doch glücklich die schützende Oder und überschritten sie, ohne weiter behelligt zu werden, nachdem sie in elf Tagen 50 Meilen ohne Rasttag und beständig verfolgt zurückgelegt hatten. Karl XII. selbst bekannte, diesmal besiegt zu sein; er nahm sein Winterquartier in Rawitsch, um das bei Guben stehende sächsische Heer zu beobachten.

Unzweifelhaft hatte er das militärische Übergewicht in Polen behauptet. Daß August zu Anfang des Jahres 1705 wieder nach Sachsen gehen mußte, um dort neue Rüstungen anzuordnen, kam seinen Gegnern noch weiter zu gute. Es gelang den Schweden jetzt mit leichter Mühe, die Sachsen aus Krakau zu vertreiben, die sich nun über Lublin nach Brzesc-Litewski am Bug zurückzogen, um hier die Russen zu erwarten; der Adel der Woiwodschaften Krakau und Sandomierz erklärte sich darauf für Stanislaus, und Radziejowski, der sich damals in Danzig aufhielt, schrieb den Krönungsreichstag auf den 11. Juli nach Warschau aus. Um diese Versammlung zu stören, erschienen die Sachsen mit einem Teile der polnischen Kronarmee, im ganzen 10000 Mann, plötzlich vor Warschau, wurden aber am 31. Juli von den viel schwächeren Schweden bei Rakowice (Wola) in einem glänzenden Reitergefechte zurückgeworfen, und als auch Karl XII. im August in der Nähe eintraf, ging am 4. Oktober die Krönung des Königs Stanislaus ungestört vor sich. Da der Primas Radziejowski kurz vorher vom Papste seines Erzbistums entsetzt worden war, so konnte er die feierliche Handlung nicht vollziehen; kurz nachher (13. Oktober) verschied er in Danzig. Von besonderem Einfluß auf den Gang der Dinge war das alles nicht; August hielt sich mit seinen Truppen bei Grodno, und der Osten des Reiches blieb ihm größtenteils nach wie vor treu. Der Friede und das Bündnis, das Karl XII. endlich am 12. November in Warschau mit der „Republik“ Polen schloß, hatten unter diesen Umständen kaum mehr als eine formelle Bedeutung.

Schlacht bei Fraustadt.

Nur die Waffen, nicht Verhandlungen, konnten den Streit entscheiden. In dieser Erkenntnis brach Karl XII. mitten im Winter bei hartem Frost, der die Flüsse und Sümpfe gangbar machte, gegen August auf und erschien am 24. Januar 1706 ganz überraschend vor Grodno. Aber seine Hoffnung, den Feind hier zum Schlagen zu bringen und ihn zu vernichten, schlug gänzlich fehl. Vielmehr verließ am 28. Januar König August mit der sächsischen und russischen Reiterei die Festung und wies seinen General Schulenburg, der mit 18000 Mann allerdings wenig kriegstüchtiger Truppen bei Sorau in der Niederlausitz stand, an, nach Polen vorzurücken und den General Renskjöld

in seinen Winterquartieren südlich von Posen anzugreifen, während er selbst diesem schwedischen Korps in den Rücken kommen wollte. Widerwillig und ohne Vertrauen zu seinen Leuten führte Schulenburg diesen Auftrag aus und stand am 12. Februar mit etwa 18000 Mann Sachsen und Russen bei Fraustadt an der schlesisch-polnischen Grenze, wo er eine sehr günstige Stellung einnahm. Trotzdem wurde er hier am 13. Februar von den viel schwächeren Truppen Renskjölds (11000 Mann) binnen zwei Stunden völlig geschlagen, da nur ein Teil der Sachsen seine Schuldigkeit that, und rettete nur klägliche Reste aus dem blutigen Kampfe. König August, der bei Kalisch die Nachricht von der Niederlage erhielt, zog sich nach Krakau zurück.



147. Der Marktplatz zu Krakau.
Das den Hintergrund der Ansicht bildende „Tuchhaus“ wurde 1358 erbaut.

Karl XII. gegen Sachsen.

Inzwischen hatten die Russen das unhaltbare Grodno am 10. April geräumt und waren über Brzesc-Litewski nach Kiew zurückgewichen. Karl XII. folgte ihnen unter unsäglichen Schwierigkeiten durch die Prjipetsümpfe bis Pinsk, wandte sich aber, weil er hier schlechterdings nicht mehr vorwärts konnte, im Juli nach dem reichen Wolhynien, um seine Truppen sich hier erholen zu lassen, und beschloß hier, nach Sachsen aufzubrechen, um August zum Verzicht auf die polnische Krone zu nötigen. Am 17. Juli marschierte er von Luch ab, ging bei Horodlo über den Bug, bei Pulawy über die Weichsel und vereinigte sich am 16. August mit Renskjöld. Nur ein schwaches Korps unter Mardefeldt an der Warthe zurücklassend, brach er mit 20000 Mann, ohne sich um die Verwahrungen des Wiener Hofes zu kümmern, in Schlesien ein und überschritt am 2. September bei Steinau die Oder. Den noch immer hart bedrängten evangelischen Schlesiern erschien er wie ein zweiter Gustav Adolf; wo er sich auf seinem Marsche über Haynau, Löwenberg und Greifenberg zeigte, umringten sie ihn mit Jubelrufen, ergriffen seine Hände, küßten sein Kleid und flehten den Segen des Himmels auf ihn herab. Anders in Sachsen, wo die Schweden am 6. September einrückten, denn hier standen sie noch im schlimmsten

Andenken. Ganze Dorfschaften leerten sich vor ihnen, und mit banger Furcht blickten die zurückgebliebenen Bewohner auf diese abgematteten und abgerissenen Leute, die so mager und gelb aussahen wie Zigeuner. Doch sie hielten die strengste Mannszucht und rückten, da Schulenburg die kläglichen Trümmer seines Heeres nach Thüringen zu retten suchte, ohne irgendwo Widerstand zu finden, über Bischofswerda, Bautzen, Meißen und Grimma nach Leipzig vor. In dessen Nähe, unfern dem Schlachtfelde von Lützen, in Altranstädt, nahm Karl XII. am 21. September sein Hauptquartier.

Friede von Altranstädt.

Auf die erste Nachricht, daß Karl XII. im Marsche nach Sachsen sei, hatte August von seinem Hauptquartier Nowo-Grodek an der Weichsel aus seinen Kammerpräsidenten von Imhoff und den Geheimen Referendar Pfießen mit den umfassendsten Vollmachten nachgeschickt. Sie waren sogar ermächtigt, in den Verzicht Augusts auf die polnische Krone zu willigen, wenn sich damit der Einbruch der Schweden in Sachsen verhindern lasse. Die Unterhändler aber gingen, statt geradeswegs zu Karl XII., zunächst nach Dresden, wo sie am 1. September anlangten, und erhielten erst am 11., als die Schweden schon in Bischofswerda standen, Zutritt zum königlichen Hauptquartier. Obwohl nun offenbar der Fall, in dem sie jenes Zugeständnis zu machen befugt waren, gar nicht mehr vorlag, so willigten sie doch dem Grafen Piper gegenüber schon am 12. September in diese entscheidende Bedingung, an der die Schweden unnachsichtlich festhielten, und willigten am 24. September 1706 in den Frieden von Altranstädt. Danach verzichtete König August für sich und seine Nachkommen auf die polnische Krone, entsagte dem Bündnis mit Rußland und lieferte Patkul mit allen schwedischen Überläufern aus. Außerdem versprach er, in Sachsen keine Veränderung mit der Religion vorzunehmen und mit Karl XII. für den Schutz des Protestantismus einzutreten. Bis zur Erfüllung dieser Bedingungen blieben die Schweden in Sachsen, erhoben alle Kosten für ihre Besoldung, Verpflegung und Ausrüstung im Lande, durften Werbungen anstellen und hielten Leipzig und Wittenberg besetzt. Bis zur Ratifikation sollte der Friede geheim gehalten und nur ein zehnwöchiger Waffenstillstand eingestanden werden.

Patkul lebte seit 1704 als kursächsischer Geheimrat und zugleich russischer Gesandter in Dresden. Da er unter allen Umständen den König August an einem Frieden mit Schweden hindern wollte, so geriet er bald in den heftigsten Gegensatz zu den leitenden sächsischen Beamten, die ohnehin den hochfahrenden einflußreichen Fremdling haßten und es ihm nicht verzeihen konnten, daß er an der sächsischen Verwaltung die schärfste Kritik übte. Als er dies auch dem Könige gegenüber in einer ausführlichen Denkschrift 1705 that und zugleich an einem Sonderfrieden zwischen Rußland und Schweden arbeitete, entzog ihm auch August seine Gunst und ließ ihn am 19. Dezember 1705 als Staatsgefangenen auf den Sonnenstein bei Pirna, später auf den Königstein bringen, ohne daß der Zar für seinen Gesandten eingetreten wäre.

Karl XII und die schlesischen Protestanten.

Als Pfießen mit diesem Friedensvertrage in Petrikau vor seinem Herrn erschien, geriet dieser, wie begreiflich, außer sich. Um nicht gegenüber den Polen und dem Zaren als treubrüchig zu erscheinen, nötigte er seine Bevollmächtigten, zunächst die gemachten Zugeständnisse zu verheimlichen und dann die ganze Verantwortung auf sich zu nehmen. So konnte er denn auch trotz aller Bemühungen nicht verhindern, daß Menschikow mit überlegenen Truppenmassen in Polen einrückte und Mardefeldt bei Kalisch am 29. Oktober nach kurzem Widerstande mit seinem Korps die Waffen streckte. August verließ darauf mit den sächsischen Truppen Polen. Im Dezember nach Sachsen zurückgekehrt, traf er am 16. Dezember in Altranstädt mit Karl XII. zusammen und ließ am 1. Januar 1707 den Frieden öffentlich verkündigen. Seinen beiden Unterhändlern ließ er den Prozeß machen und sie beide zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilen. So drohend erschien in diesem Augenblicke die Stellung des Schwedenkönigs, so groß die Gefahr, daß er sein Heer zu gunsten Frankreichs gegen Österreich wende, daß Marlborough im Frühjahr 1707 persönlich nach Altranstädt eilte, um die Gesinnung des Königs zu erforschen und zu bestimmen. Diese Furcht

war jedoch unbegründet, Karl XII. dachte gar nicht an ein französisches Bündnis, nur die Angelegenheit der schlesischen Protestanten hielt er fest im Auge. Denn mit allen Mitteln des Zwanges und der Überredung arbeitete bereits seit 1653 die sogenannte Reduktionskommission an der Vernichtung des Protestantismus, und als mit dem Aussterben des Herzogshauses von Liegnitz-Brieg-Wohlau im Jahre 1675 diese Landschaften in unmittelbaren Besitz des Kaisers übergingen (s. Bd. VI, S. 73), da wurden diese Maßregeln sogleich auch auf sie ausgedehnt, ja sogar die Herzöge von Öls und die Stadt Breslau gezwungen, sie zuzulassen. Kein Protestant durfte ein öffentliches Amt bekleiden, keiner Bürger werden, Kirchen und Schulen wurden geschlossen. Angesichts dieser Vorgänge zwang nun Karl XII. dem Kaiser nach langen und schwierigen Verhandlungen ein überaus demütigendes Zugeständnis ab. Nach dem am 31. August 1707 unterzeichneten Vertrage versprach Kaiser Joseph I. den Evangelischen der Fürstentümer Liegnitz, Brieg, Wohlau, Öls und der Stadt Breslau die Wiederherstellung des kirchlichen Besitzstandes vom Jahre 1648, im übrigen allen schlesischen Protestanten bürgerliche Duldung, Gewissensfreiheit und Zutritt zu den öffentlichen Ämtern, sowie sechs weitere Gnadenkirchen.

Räumung Sachsens.

Erst nach solchen Erfolgen begannen die Schweden am 1. September 1707 den Abmarsch aus Sachsen. Sie führten den unglücklichen Patkul in Ketten mit sich, der ihnen, nachdem er, wie es scheint, einen Vorschlag, ihm heimlich zur Flucht zu verhelfen, aus Stolz oder im Vertrauen auf das Einschreiten des Zaren, abgelehnt hatte, am 7. April ausgeliefert worden war. Durch Werbungen waren sie bis auf 33000 Mann verstärkt, gut genährt, neu ausgerüstet und mit frischen Pferden versehen, alles auf Kosten des unglücklichen Sachsens, dessen Einbußen infolge des schwedischen Einfalls Friedrich August selbst auf etwa 23 Millionen Thaler veranschlagt hat. Nach einem flüchtigen Besuche in Dresden, dessen feine Hofleute noch lange mit Schauder von dem ungenierten Auftreten des rauhen Soldatenkönigs zu erzählen wußten, führte Karl XII. am 6. September sein Heer auf demselben Wege, den er gekommen war, nach Polen zurück, um sich nun gegen die Russen zu wenden.

Die Russen in den schwedischen Ostseeprovinzen; St. Petersburg.

Während die Schweden die weiten Flachlandschaften Polens für Stanislaus Leszczinski eroberten und in Sachsen standen, hatten die Russen sich in den Ostseeprovinzen festgesetzt. Scheremetjew eroberte unter furchtbaren Verheerungen, mehrfach siegreich über schwedische Heerhaufen, Esthland und Livland und zwang nach harter Belagerung unter Peters Augen Dorpat zur Übergabe (24. Juli 1704). Wenige Wochen später nahm ein andres Heer, abermals unter der Leitung des Zaren, das seit dem 30. April von Arved Horn hartnäckig verteidigte Narwa mit Sturm (20. August). Weit wichtiger indes als diese Eroberungen war für Peters Scharfblick die Besitzergreifung der Mündung der Newa, die er als die große natürliche Verkehrsader zwischen dem Innern Nordrußlands und der Ostsee betrachtete und die dies zur Hansazeit, als Groß-Nowgorod den Handel Nordrußlands beherrschte, schon gewesen war. Schon am 22. (11.) Oktober 1702 entriß er den Schweden hier Nöteborg (d. i. Nußburg, Orechowez, wegen der Form der kleinen Insel) am Ausfluß der Newa aus dem Ladogasee und taufte es Schlüsselburg, weil es der Schlüssel für Ingermanland und Finnland sei; im nächsten Jahre nahm er nach kurzer Beschießung das kleine Fort Nyenschanz (14. Mai 1703) an der Mündung der Ochta, unmittelbar oberhalb des heutigen St. Petersburg. Diese Stelle ersah er sich für die Anlage einer neuen Hauptstadt, die in breitem Strome den europäischen Einfluß ins Innere des Reiches leiten sollte, indem sie gewissermaßen Nowgorod ans Meer verlegte, denn die neue Stadt wurde in der That die stolze Erbin des alten hansischen Handelsplatzes. Fast im Angesicht eines schwedischen Geschwaders legte er am 27. (16.) Mai 1703 im

sumpfigen Newadelta, da, wo der prachtvolle, breite und tiefe Strom, nachdem sich die Newka rechts von ihm abgezweigt hat, sich in die große und kleine Newa spaltet, auf einer kleinen Insel den Grund zur „Petersburg" (Peter-Paulsfestung), und ließ seitdem, unbeirrt durch die von der See her drohenden Gefahren, Tausende von leibeigenen Bauern an der Aufschüttung und Befestigung des sumpfigen Grundes arbeiten, obwohl Scharen von ihnen dem ungesunden Klima und den Ausdünstungen der Moräste erlagen. Zum Schutze der neuen Anlage erwuchs dann das Fort Kronschlott (Kronstadt) auf der flachen Sandinsel Kotlin (d. i. Kesselinsel, finnisch Retusaari), die das Fahrwasser nach der Newamündung völlig beherrscht, im Jahre 1704 entstanden am linken Ufer die Admiralität und die Anfänge der Ostseeflotte. Um den Grund der



148. Die Umgebung von Petersburg zur Zeit seiner Begründung.

A Petersburg. B Die Nyenschanze. C Retusaari (Kotlininsel). D Die schwedische Flotte. E Fort Kronschlott (später Kronstadt). F Die russische Flotte.

linken Newaseite zu entsumpfen, ließ Peter, zum Teil mit Benutzung kleiner Flüsse (der Mojka und Fontanka) schiffbare Kanäle anlegen. Noch steht auf der rechten Newaseite unweit der Festung das kleine holländische Ziegelhaus, in dem er während des Baues wohnte.

Inzwischen scheiterte zwar der Angriff Scheremetjews auf Riga, da Lewenhaupt, der mit 7000 Mann bei Mitau stand, ihm bei dem Edelhof Gemauerthof bei Mitau in Kurland entgegentrat und über die russische Übermacht von 20 000 Mann (darunter allerdings nur 4000 Mann Fußvolk) am 16. Juli 1705 einen glänzenden Sieg erfocht. Aber dieser blieb ohne besondere Folgen, und als der Zar selbst mit 40 000 Mann heranzog, mußte Lewenhaupt nach Riga und Dünamünde zurückweichen. Bis auf diese Festung, Reval und einige andre Plätze waren die baltischen Provinzen in den Händen der Russen.

Karls XII. Angriff auf Rußland.

Diese Verluste wurden durch das, was Karl XII. inzwischen in sechsjährigen Mühen und Kämpfen in Polen errungen hatte, schwerlich ausgeglichen. Einen fremden König hatte er dort vom Throne gestoßen und einen einheimischen eingesetzt; aber Stanislaus genoß selbst in den Landesteilen, die ihn erhoben hatten, wenig Ansehen, die andern standen ihm noch feindselig gegenüber, und ein zuverlässiger Bundesgenosse war dies zerrüttete Polen für niemand. Militärisch allerdings beherrschte Karl XII. das eigentliche Polen, als er Ende September 1707 wieder dort anlangte, denn die Russen

wichen vor ihm hinter den Bug zurück, um zwischen Grodno und Wilna Winterquartiere zu nehmen, und die Schweden verstärkten sich durch Zuzüge auf 34000 Mann. Karl XII. gönnte ihnen zunächst Ruhe in den Winterquartieren an der Weichsel unterhalb Warschau und ließ damals auch das Todesurteil an Patkul (s. Bd. VI, S. 682) in seiner unversöhnlichen Rachsucht auf die grausamste Weise durch Rädern und Vierteilen zu Kazimierz an der Weichsel vollstrecken (10. Oktober). Erst als harter Frost eingetreten war, überschritt er am 9. Januar 1708 die gefrorene Weichsel und erreichte am 6. Februar die Umgegend von Grodno. Doch wichen die überraschten Russen ihm aus und gingen über Wilna hinter die Düna zurück. Während nun die schwedischen Offiziere meist den Marsch nach den bedrängten baltischen Provinzen empfahlen, faßte Karl den verwegenen Plan, den Stoß ins Herz des russischen Reiches, auf Moskau, zu führen, um auf diese Weise Rußland dauernd zu schwächen und ungefährlich zu machen.

Die Kosaken und Mazeppa.

Er rechnete dabei in erster Linie auf die Hilfe der Kosaken, in zweiter auf den Beistand der Krimtataren und der Türken. Die Kosaken der Ukraine hatten allerdings mannigfache Gründe zur Unzufriedenheit. Nicht nur bestand zwischen den zahlreichen, neu zugewanderten Einwohnern der Städte und den eigentlichen Kosaken eine feindselige Spannung, sondern die letzteren waren auch vielfach unzufrieden mit der moskowitischen Oberherrschaft und unterhielten Verbindungen mit den Polen und Tataren, in der Hoffnung, gelegentlich einmal ihre volle Selbständigkeit wiedergewinnen zu können. Dieser Richtung neigte auch der damalige Hetman Mazeppa zu.

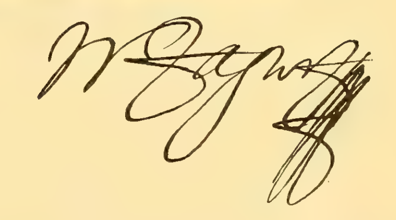
Iwan Stephanowitsch Mazeppa stammte aus einem vornehmen Geschlechte des polnischen Podoliens und war 1644 geboren. Als angehender Jüngling kam er an den Hof des Königs Johann Kasimir von Polen. Da er hier die Eifersucht eines polnischen Magnaten wohl nicht ohne Grund erregte, so ließ ihn dieser mit der rohen Gewaltsamkeit, die dem polnischen Adel zur Gewohnheit geworden war, überfallen, fesseln und nackt auf sein eignes wildes Pferd binden, das dann die Freiheit erhielt. Das geängstete Tier jagte Tag und Nacht mit seiner Last davon und erreichte endlich, oft von Wölfen verfolgt, die heimischen Steppen der Ukraine, wo es entkräftet zusammenbrach. Bauern fanden den ohnmächtigen, halbverhungerten Jüngling und befreiten ihn. Die entsetzliche Romantik dieses Rittes machte Mazeppa zu einem berühmten Manne, er blieb bei den Kosaken und zeichnete sich durch Mut und Umsicht so aus, daß sie ihn 1668 mit Zustimmung ihres Oberherrn, des Zaren, zu ihrem Hetman wählten. Später gewann er auch Peters Gunst, doch fühlte sich der stolze Mann durch die brutale Art, die der Zar im Jähzorn zu entwickeln pflegte, oft schwer verletzt.

Schon als Karl XII. noch im Westen der Weichsel stand, hatte ihm Mazeppa seine Hilfe angeboten, um auf diese Weise den Kosaken die vollständige Unabhängigkeit von Rußland zu erringen. Jetzt, als Karl XII. die Gegend von Wilna erreicht hatte und bei Smorgonje stand, kam ein förmlicher Vertrag mit Mazeppa zustande, und wirklich hatte der Plan des Königs etwas Geniales. Unterstützt von den Kosaken, vielleicht auch von den Krimtataren und verstärkt durch Lewenhaupt, der von Kurland herankam, wollte er sich auf Moskau werfen; die litauische Armee sollte nach demselben Ziele über Smolensk vorgehen, die polnische Kronarmee Kiew bedrohen. Um Mitte Juni sollte sich alles in Bewegung setzen. Freilich waren die Grundlagen dieses Planes von Anfang an brüchig. Ob die Kosaken ihrem Hetman folgen würden, das konnte bei dem eigenwilligen Charakter dieser freien Reiter niemand wissen; ob die Polen und Litauer wirklich kommen würden, vermochte niemand zu verbürgen, und die moskowitischen Kernlande hatten jedem feindlichen Einbruch noch immer einen unbeugsamen Widerstand entgegengesetzt. Dazu kamen die ungeheuren Entfernungen, die bei Regenwetter grundlosen Straßen, die Schwierigkeiten der Verpflegung bei der dünnen Bevölkerung.

Karl XII. gegen Moskau.

Indes im Anfange schien das Glück dem verwegenen Abenteuer des Schwedenkönigs zu lächeln. Bis Mitte Juni 1708 blieb er in der Gegend von Minsk an der Straße nach Smolensk stehen; ihm gegenüber lagerte, gestützt auf Smolensk, die Vorposten bis an die Beresina vorgeschoben, der Zar mit 40—50000 Mann. Am 16. Juni

149. Iwan Stephanowitsch Mazeppa.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde im Schlosse Gripsholm.



brachen die Schweden auf, überschritten am 26. die Beresina bei dem gleichnamigen Dorfe (etwas unterhalb der napoleonischen Übergangsstelle von 1812), drängten die Russen zurück und erfochten am Abend des 12. Juli bei Golowtschin (poln. Holowczyn) durch die glänzende Tapferkeit und Umsicht des Königs über die weit stärkeren Massen Menschikows einen Sieg, der ihnen den Übergang über den Dnjepr bei Mohilew eröffnete. Hier erst trat die verhängnisvolle Wendung ein, die Karl XII. und sein Heer rettungslos ins Verderben führen sollte. Daß er, wenn er geradeswegs weiter ostwärts vorging, Moskau wirklich erreichen konnte, daran zweifelte selbst Peter nicht. Er ließ dort Schanzen aufwerfen und seine alte Hauptstadt eifrig für die Verteidigung einrichten, woran sein Sohn, der Zarewitsch Alexej, aufs angestrengteste arbeitete.

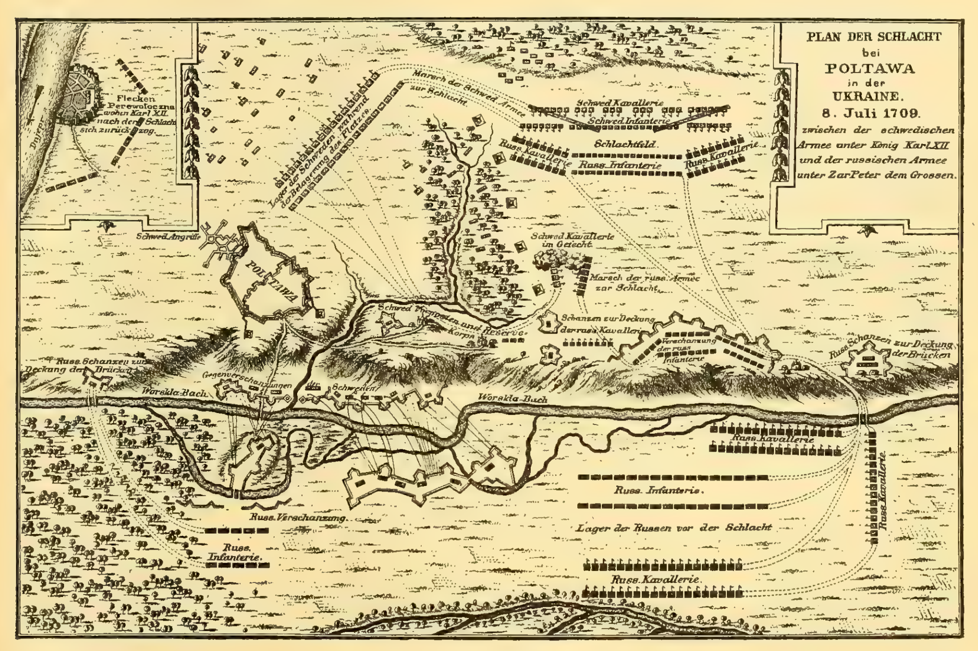
Die Schweden in der Ukraine.

Aber in Mohilew erreichte den König die dringende Bitte Mazeppas, er möge sich der Ukraine nähern, weil sonst die Kosaken schwerlich losschlagen würden. Zum erstenmal schwankte Karl XII. Sollte er Lewenhaupt abwarten, der um Mitte August mit 11 000 Mann und 8000 Proviant- und Munitionswagen schon weit über Wilna hinausgekommen war, und dessen Vorräte die Schweden dringend brauchten, oder sollte er südwärts abbiegen den unsicheren Kosaken zu Gefallen und damit fürs erste seinen Marsch auf Moskau aufgeben, seine Verbindung mit Polen, seiner Operationsbasis, gefährden? Nach manchen nutzlosen, aber furchtbar anstrengenden Hin- und Hermärschen auf grundlosen Wegen entschloß sich der König endlich für den Marsch nach dem Süden, wies Lewenhaupt an, ihm möglichst schnell zu folgen, und brach gegen Ende September von Tatarsk (zwischen Mohilew und Smolensk) nach der Ukraine auf. Durch ein fast menschenleeres und beinahe ungangbares Wald- und Sumpfland erreichte er mit seinen murrenden Truppen am 5. Oktober Mglin im nördlichsten Teile des Kosakenlandes (Sewerien). Hier traf ihn der erste schwere Schlag. Lewenhaupt hatte glücklich den Dnjepr bei Schklow (oberhalb von Mohilew) überschritten, als er am 8. Oktober auf dem Marsche nach dem Sosch (poln. Soz) bei Ljesna (südöstlich von Mohilew) von den Russen angegriffen wurde. Er schlug sie allerdings zurück, aber er verzweifelte jetzt daran, seine endlosen Wagenzüge, die eine Länge von mindestens 60 km einnahmen, durch das feindliche Land weiter zu bringen, ließ sie deshalb zum größten Teile zerstören oder liegen, machte seine Infanterie mit den Zugpferden beritten und erreichte wirklich am 20. Oktober die schwedischen Vorposten bei Starodub, so daß der König jetzt etwa 30 000 Mann unter seinen Befehlen vereinigte. Am nächsten Tage schon begannen die Schweden den Marsch südwärts nach Baturin, dem Hauptwaffenplatze des Kosakenlandes, denn noch immer ließ sich Mazeppa nicht sehen. Endlich an der Desna erschien er, aber er kam fast als Flüchtling. Denn zwar waren etwa 40 000 Kosaken seinem Aufrufe gefolgt, aber nur, weil er ihnen vorgespiegelt hatte, er wolle sie dem rechtgläubigen Zaren gegen die Ketzer zu Hilfe führen. Als er ihnen unterwegs endlich seine wahre Absicht enthüllte, verließen sie ihn bis auf 7000 Reiter. Damit war der ganze Zweck des Feldzuges verfehlt; fast ganz auf sich angewiesen, durch ungeheure Entfernungen und zahlreiche Ströme von Polen geschieden, ohne alle sichere Verbindung, dem Schwarzen Meere näher als der Ostsee, so standen die Schweden mit schwachen Streitkräften und erschöpften Leuten mitten in Feindesland. Und schon waren die Russen heran, sie hatten am 31. Oktober Baturin besetzt und zerstört, sie bedrängten, auch als der Winter mit grimmiger Kälte kam, die Schweden durch fortwährende Streifzüge, und diese litten schwer unter dem Feinde und noch viel mehr unter dem Frost, dem an einem Tage oft Hunderte erlagen, so daß alle Unternehmungen zunächst unmöglich wurden.

Schlacht bei Poltawa.

Der Anbruch des Frühjahres 1709 verbesserte die verzweifelte Lage der Schweden wenig. Eine Rettung des Heeres wäre vielleicht noch möglich gewesen, wenn es westwärts auf Kiew zurückgegangen wäre; allein Stolz und Starrsinn, die niemals durch menschliche Rücksichten auf die Leiden seiner Truppen gemildert wurden, versperrten dem König diesen Weg. Er zimmerte sich jetzt vielmehr ein neues Luftschloß, indem er die Türkei zum Kriege gegen Rußland zu bewegen hoffte. Daher wollte er sich nicht aus der Ukraine entfernen und begann endlich mit ganz unzureichenden Mitteln im April 1709 die Einschließung, im Mai die Belagerung des schon von den Russen besetzten und mit reichen Vorräten versehenen Poltawa am hohen rechten Ufer der Worskla, die in den Dnjepr fällt. Auch 15 000 Saporoger stießen hier zu ihm, aber sie wurden sehr bald abgerufen, da die Russen in ihrem Rücken ihr Land verwüsteten und ihre Setsch (s. Bd. VI, S. 9) zerstörten. Seit Mitte Mai lagerte sich dann

Menschikow gegenüber am andern Ufer der Worskla und setzte sich mit den Belagerten in Verbindung, da die schwedische Einschließung nicht besonders fest war. Anfang Juni erschien der Zar selbst in seinem Lager, diesmal entschlossen zur entscheidenden Schlacht. Am 27. Juni zeigten sich die Russen gegenüber Poltawa und begannen ein Gefecht, in dem Karl schwer am Fuße verwundet wurde; am 27. überschritten sie an einer andern Stelle die Worskla und näherten sich dem schwedischen Lager von Norden her. Jetzt blieb dem König nur noch der verzweifelte Entschluß zur Schlacht, obwohl er nicht einmal ein Pferd besteigen konnte und die Schweden nur noch 20—22 000 Mann zählten, darunter 5000 Kranke, und fast ohne Munition waren, so daß sie die Geschütze im Lager stehen ließen. Die Russen dagegen hatten 40 000 Mann mit 72 Geschützen. So entwickelte sich am 8. Juli 1709 nordöstlich von Poltawa die Schlacht.



150. Plan der Schlacht bei Poltawa.

In ihr erfochten trotz tapferen Widerstandes der Schweden, die Renskjöld in Vertretung des Königs kommandierte, die an Zahl überlegenen, aber auch vortrefflich geleiteten und in neunjährigen Kämpfen gestählten Russen den vollkommensten Sieg. In voller Auflösung, zunächst fast unverfolgt, eilten die Schweden dem Dnjepr zu, um sich auf türkisches Gebiet zu retten; da es aber an Fahrzeugen fehlte, so gelang es nur einem kleinen Teile des Heeres, etwa 1000 Mann samt dem König und Mazeppa, in der Nacht des 11. Juli bei Perewolotschnaja über den Strom zu kommen und die Straße nach der Türkei zu gewinnen; die Hauptmasse, noch gegen 16 000 Mann, streckte am nächsten Morgen, als Menschikow mit 9000 Reitern herankam, die Waffen. „Erst jetzt ist der Grundstein Petersburgs mit Gottes Hilfe endgültig gelegt", schrieb damals der Zar an den Admiral Apraxin; jetzt erst stand in der That seine ganze staatliche Neuschöpfung fest, nachdem sie sich im Feuer eines großen Krieges bewährt hatte, und weithin durch Europa vernahm man die Kunde von Poltawa mit ähnlicher staunender Beklommenheit, wie einst die von Fehrbellin, denn nunmehr war Rußland unwiderruflich in die Reihe der großen Mächte eingetreten und Schwedens Fall als Großmacht entschieden.

Der Fall der schwedischen Macht.

(1709—21.)

Karl XII. und die Türken.

Karl XII. war am 1. August glücklich auf türkisches Gebiet gelangt, wo er freundlich aufgenommen wurde und im Dorfe Warniza bei Bender seinen Wohnsitz aufschlug, indem er den Ort allmählich zu einer Art von verschanztem Lager umgestaltete und sein altes soldatisches Leben fortsetzte. Mazeppa verzweifelte an allem und nahm kurz nach seiner Ankunft Gift (22. September 1709). Der König aber bemühte sich, die osmanische Regierung zum Kriege gegen Rußland mit fortzureißen, und wirklich gelang es seinem gewandten Vertreter in Konstantinopel, dem Polen Stanislaus Ponjatowski, den Gesandten Peters, Tolstoj, aus dem Felde zu schlagen und einen entschiedenen Anhänger der alttürkischen, kriegslustigen Partei, Mohammed Baltadschi, ins Großwesirat zu bringen. Dieser erhob Beschwerde über die Erbauung von Festungswerken bei Asow und Taganrog, verlangte, daß die Russen sich aus Polen zurückziehen, Stanislaus Lesczinski als König von Polen anerkennen und den Schweden alle Eroberungen zurückgeben sollten. Als der Zar das alles natürlich ablehnte, erklärte die Türkei am 30. November 1710 den Krieg, unzweifelhaft für Karl XII. ein glänzender und vielversprechender Erfolg. Verlockt von den Verheißungen des Woiwoden der Moldau, Demetrius Kantemir, der die Erblichkeit seiner Würde und den russischen Schutz durch den Abfall von der Türkei erkaufen wollte, drang Peter in verwegenem Marsche mit etwa 40—50 000 Mann vom Bug bis an den Pruth vor und fand in Jassy die glänzendste Aufnahme; aber südwärts davon zwischen Faltschi und Husch sah er sich bald von den dreifach überlegenen Massen des Großwesirs und der Tataren umschlossen und in so arge Bedrängnis gebracht, daß er schon das Schicksal Karls XII. bei Poltawa vor Augen sah, als seine (zweite) Gemahlin Katharina den Großwesir durch reiche Juwelen und andre Kostbarkeiten bestach und zur Gewährung eines Friedensvertrages bewog (21. Juli 1711). Freilich mußte Peter das schwer errungene Asow wiederherausgeben, die Werke von Taganrog schleifen und das Versprechen geben, seine Truppen aus Polen zurückzuziehen, aber sein Heer und er selbst waren wenigstens gerettet. Tief erbittert über den Friedensschluß, erhob Karl XII. Vorstellungen beim Sultan, und da dieser, obwohl sonst friedliebend, gegen Rußland gereizt war, weil dies die Friedensbedingungen nicht erfüllte, so entließ er Baltadschi in hellem Zorn, berief den kriegslustigen Jussuf Pascha an seine Stelle und erklärte im Dezember 1711 den Krieg zum zweitenmal. Bald schlug jedoch in Konstantinopel die Stimmung wieder um, und die Pforte wollte den Frieden, erklärte zwar im November 1712 zum drittenmal den Krieg, ließ sich jedoch beschwichtigen und gewährte im März 1713 endgültig den Frieden.

Schon längst war der Türkei Karls XII. unerbetene Gegenwart lästig geworden, allmählich wurde sie unerträglich. Da er das angebotene Reisegeld zwar nahm, aber trotz aller Verhandlungen nicht ging, so sandte die Regierung im Februar 1713 schließlich ein ganzes Truppenkorps von 10 000 Mann, darunter selbst Janitscharen, mit Artillerie gegen sein festes Lager, und dies nahm ihn endlich nach tapferem, aber sinnlosem Widerstande gefangen. Über ein Jahr wurde er darauf noch in Demirtasch und Demotika bei Adrianopel fest gehalten, bis endlich die schlimmen Nachrichten aus dem Norden ihn zur Heimkehr bewogen.

Erneuerung des Kriegsbundes gegen Schweden.

Schon vor der Schlacht bei Poltawa, auf die Nachricht von der verzweifelten Lage des schwedischen Heeres in Südrußland, hatte Kurfürst August mit König Friedrich IV. von Dänemark am 28. Juni 1709 das Kriegsbündnis gegen Schweden erneuert, am 15. Juli sich auch mit Brandenburg-Preußen wenigstens zu gemeinsamer Verteidigung verbündet, am 29. Juli mit Rußland ein Bündnis zum Angriff auf Schweden geschlossen. Am 8. August kündigte August den Polen in einer ausführlichen Kundgebung seine Rückkehr an, am 24. überschritt er die polnische Grenze. Die Polen liefen ihm in hellen Haufen zu, die schwachen schwedischen Truppen traten mit Stanislaus auf preußisches Gebiet über, und Friedrich August zog mit 13000 Mann in Warschau ein.



151. Riga zur Zeit des Nordischen Krieges.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Eroberung der baltischen Provinzen durch die Russen.

So entbrannte im Norden der Krieg aufs neue. Ein russisches Armeekorps erschien in Westpreußen und nahm Elbing (28. Januar 1710); mit einem andern bezwang Scheremetjew nach achtmonatiger verzweifelter Gegenwehr Riga, die stärkste Festung der baltischen Provinzen (11. Juli 1710), endlich am 8. Oktober auch Reval. So konnte damals Peter Esthland und Livland förmlich mit Rußland vereinigen, doch geschah das durch einen feierlichen Vertrag mit den Ständen und gegen Gewährleistung der verbrieften Landesrechte. Der Zar selbst bestätigte diese „Kapitulationen“ dem esthländischen Landrat Reinhold von Ungern, der deshalb im Jahre 1712 an ihn nach Petersburg gesandt wurde. Um dieselbe Zeit gelang es Peter, durch die Vermählung seiner Nichte Anna Iwanowna mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Kurland (Januar 1712) auch dies Gebiet, das noch unter polnischer Lehnshoheit stand (s. Bd. VI, S. 607 f.), dem russischen Einfluß zu öffnen. In denselben Jahren gingen die Russen mit Erfolg gegen das schwedische Finnland vor. Nachdem sie schon 1706 einmal Wiborg vergeblich angegriffen hatten, nahmen sie endlich am 13. Juli 1710 Stadt und Schloß nach mehrwöchiger Belagerung. Drei Jahre später, im April 1713, fuhr eine Flotte von 200 russischen Galeeren mit 16000 Mann unter persönlicher Teilnahme des Zaren an der Südküste Finnlands entlang, besetzte ohne Kampf Helsingfors, Borgå und Åbo, und das Landheer schlug die Schweden im Oktober bei Tamerfors. Im nächsten Jahre drangen die russischen Galeeren nach

dem glänzenden Siege Peters bei Hangöudd, der ersten russischen Seeschlacht, bis an die Ålandsinseln vor und verbreiteten Schrecken bis nach Schweden. Der Sieg bei Storkyra in der Nähe von Åbo am 2. März 1714 sicherte den Russen vorläufig den Besitz ganz Finnlands.

Kampf um die schwedisch-deutschen Provinzen.

Weniger glücklich waren um dieselbe Zeit die Dänen. Ihre Landung bei Helsingborg wies ein schwaches schwedisches Korps unter Steenbock siegreich zurück (10. August 1710). Da nun aber die Seemächte befürchteten, daß bei Weiterführung des Krieges die norddeutschen Staaten hereingezogen und also unfähig werden möchten, ihre Truppen wie bisher gegen Frankreich zu stellen, so schlossen sie mit dem Kaiser einen Vertrag ab, das sogenannte Haager Konzert, in dem das Reich und also auch die schwedisch-deutschen Provinzen für neutral erklärt wurden. Der schwedische Reichsrat nahm das an, nicht aber Karl XII., und so schob Peter ohne Rücksicht auf das Haager Konzert seine Truppen weiter westwärts nach Pommern vor, das erste Mal, daß russische Heere auf deutschem Boden erschienen, während die Dänen Bremen und Verden besetzten. Nach Pommern eilte nun der Schwede Steenbock; aber zu schwach, den Feinden standzuhalten, zog er durch Mecklenburg westwärts ab und bahnte sich durch einen glänzenden Sieg über die Dänen bei Gadebusch (20. Dezember 1712) den Weg nach Holstein. Dort verbrannte er das unglückliche Altona zur Vergeltung für die russischen Verwüstungen in Schwedisch-Pommern, sah sich aber kurz darauf von den Dänen in Tönning eingeschlossen und im Mai 1713 zur Ergebung gezwungen. Da somit die Gefahr für die schwedischen Besitzungen immer höher stieg, so entschloß sich Karl Friedrich IV. von Holstein-Gottorp, als Neffe Karls XII. von dessen älterer Schwester Sophia, sein wahrscheinlicher Erbe, einzugreifen. Dem stimmte auch, angesichts der drohenden Gefahr, daß Rußland oder Dänemark sich an der Odermündung festsetzte, Friedrich Wilhelm I. von Preußen zu, der soeben (Februar 1713) seinem Vater gefolgt und nicht willens war, noch länger seine Kräfte im Spanischen Erbfolgekriege nutzlos zu verbrauchen. Er schloß deshalb sofort in Utrecht ab (s. S. 146) und warf nun seine volle Kraft in den Nordischen Krieg, um aus dem Schiffbruch der schwedischen Macht mindestens doch die Odermündungen für Deutschland zu retten. So verständigte er sich mit Holstein-Gottorp über die gemeinsame Besetzung Wismars und Stettins zunächst für Schweden (Juni und Juli 1713). Als dann Stettin sich den belagernden Russen und Sachsen hatte ergeben müssen (Ende September), erlangte Preußen durch den Vertrag von Schwedt (Oktober 1713) das Recht, gegen Erstattung der Belagerungskosten Stettin und das ganze Gebiet bis zur Peene mit Usedom und Wollin zu besetzen.

Rückkehr Karls XII.

Bereits war dies im Laufe des Jahres 1714 geschehen, da erschien plötzlich Karl XII. in der Nacht des 22. November in Stralsund. Die Nachrichten von den unaufhörlichen Verlusten im Norden und von der drohenden Stimmung in Schweden, wo man bereits daran dachte, wenn der König nicht zurückkomme, die Krone seiner Schwester Ulrike Eleonore zu übertragen, hatten endlich seinen Starrsinn gebrochen. Am 14. Oktober 1714 verließ er, zunächst mit großem Gefolge, Demotika und ging nach der Walachei, wo er sich noch einige Zeit in Piteschti aufhielt. Von hier aus nahm er den Weg mit wenigen Begleitern zu Pferde durch Siebenbürgen und Ungarn nach Wien, dann, nur vom Oberstleutnant von Düring begleitet, in steigender Hast über Regensburg, Nürnberg, Hanau, Kassel, Braunschweig und Güstrow. Besiegt, ohne Heer, als Flüchtling kehrte Karl XII. nach dem letzten Trümmerstück der festländischen Besitzungen Schwedens zurück. Aber sein Stolz war ungebeugt. Er verwarf die vorläufige Beschlagnahme Vorpommerns durch Preußen und forderte die unentgeltliche Räumung. Darauf erklärte ihm Friedrich Wilhelm I.

den Krieg (April 1715) und ließ 32000 Mann seiner Truppen mit 28000 Sachsen und Dänen unter Leopold von Dessau gegen Stralsund vorgehen, das sie im Juli einschlossen. Im Oktober wurden die Laufgräben eröffnet, am 12. November durch einen glänzenden Angriff auf die Südküste Rügen erobert und damit die Stadt in der Flanke gefaßt. Als sie bereits aufs Äußerste gebracht und alles zum Sturme bereit war, da verließ am 22. Dezember Karl XII. Stralsund, um endlich, nach mehr als vierzehn Jahren, Schweden wieder zu betreten. An demselben Tage noch ergab sich die Festung und wurde von den Dänen besetzt. Mit dem Falle von Stralsund waren alle schwedischen Besitzungen in den Händen der Verbündeten.

Spaltungen unter den Verbündeten.

Unter diesen Umständen mußte Karl XII. oder vielmehr sein gewandter Günstling Freiherr Georg Heinrich von Görtz (geb. 1668 aus dem fränkischen Geschlechte derer von Schlitz), der früher in holstein-gottorpischen Diensten gestanden hatte und der Form nach auch jetzt blieb, die einzige Rettung in einer Verständigung mit Rußland sehen. Die Gelegenheit schien günstig, denn zwischen Peter und den Dänen war eine fast feindselige Spannung entstanden. Nachdem der Zar sich in Stettin mit Friedrich Wilhelm I. verständigt hatte, war er im Juni 1715 mit 20000 Mann auf Seeland erschienen, um von hier aus mit den Dänen das südliche Schweden anzugreifen. Als aber der festgesetzte Zeitpunkt, der 21. September, herankam, weigerte er seine Mitwirkung, weil die Jahreszeit dafür ungünstig sei, und blieb trotzdem auf Seeland. Die Dänen wurden daher mißtrauisch, daß er sich etwa am Sunde festsetzen wolle, und forderten den Abzug der Russen, der nun auch nicht wohl verweigert werden konnte. Auch England-Hannover sah die Anwesenheit russischer Truppen im Reiche mit dem größten Mißvergnügen, besonders weil Herzog Karl Leopold von Mecklenburg 1716 durch die Heirat mit Katharina Iwanowna Peters Schwiegersohn wurde, während seine Ritterschaft, die mit ihm in beständigem Streit lag, an Hannover Anlehnung fand (s. unten). Auch sonst flößte das rasche Anwachsen der russischen Macht auf und an der Ostsee vielfach schon die lebhaftesten Besorgnisse ein, und daß Peter 1716—17 eine zweite Reise nach Westeuropa unternahm und sie bis Paris ausdehnte, schien vollends auf weitumfassende Pläne zu deuten. Dazu kamen die westeuropäischen Verwickelungen. Die sogenannte Quadrupelallianz (April 1718, s. unten) wollte nicht bloß Spanien, sondern auch den nordischen Mächten den Frieden aufzwingen. Österreich, Hannover und Sachsen nahmen eine gegen Preußen gerichtete feindliche Haltung an, Gefahren, zu deren Bekämpfung Peter und Friedrich Wilhelm sich enger verbanden (Mai 1718).

Karls XII. Feldzüge nach Norwegen.

Während nun Görtz die westeuropäischen Höfe im schwedischen Interesse bereiste, spannte Karl XII. die letzten Kräfte seiner verzweifelnden Schweden an. Das Land hatte bis 1709 im ganzen wenig gelitten, weil das schwedische Heer auf Kosten der Länder lebte, wo es stand und sich wesentlich auch dort rekrutierte, aber seit 1709 hatte es die in Rußland verlorene Heeresrüstung aus eignen Mitteln ersetzen und neue Truppen aus schwedischen Rekruten bilden müssen, während zugleich der Umfang des schwedischen Reiches immer mehr zusammenschrumpfte. Jetzt waren die Mittel des Landes zu Ende. Da ließ Karl XII. minderhaltiges Kupfergeld prägen und es zu vollem Nennwert der Silbermünzen ausgeben und selbst Knaben von fünfzehn Jahren zum Heere ausheben, um durch die Eroberung Norwegens sich für den Verlust der Ostseeprovinzen zu entschädigen. Im Jahre 1716 erschien er am 22. März vor Christiania, konnte aber die starke Citadelle der Hauptstadt, Aggershus, nicht bezwingen und mußte den Rückzug antreten, als die Dänen zu Land und See seine Verbindungen mit Schweden bedrohten. Das nächste Jahr verging unter Zurüstungen für einen neuen Feldzug. Da im Jahre 1718 trockenes Wetter den Schweden zu Hilfe kam,

gelangte General Armfeld über das Gebirge nach Röraas, dessen reiche Bergwerke er plünderte, und von da bis vor Drontheim, die alte Hauptstadt Norwegens; Karl XII. aber begann mit der Hauptarmee, 18000 Mann, im November die Belagerung der Citadelle Frederikften bei Frederikshald (Friedrichshall), welche die Straße nach Christiania beherrscht, und setzte sie fort, obwohl der nordische Winter sie aufs äußerste erschwerte. Da traf den Unermüdlichen am Abend des 11. Dezember 1718 die tödliche Kugel.

Karls XII. Tod.

Nachdem am 8. Dezember das Fort Güldenlöwn im Osten der Festung durch Sturm gefallen war, trieben die Schweden ihre Laufgräben gegen die Festung selber vor und hoben am 11. Dezember, 140 m von den Werken entfernt, die erste Parallele aus. Am Abend ging der König selbst dorthin, da der Feind heftig feuerte und das vorliegende Gelände fortwährend mit Leuchtkugeln erhellte. Gegen 9 Uhr kam der Mond herauf und erleuchtete alles so hell, daß man jeden Gegenstand erkennen konnte. Der König sah, über die Brustwehr gelehnt und den Kopf in die linke Hand gestützt, den Arbeitern zu, die einen Laufgraben auswarfen; dicht hinter ihm stand eine Gruppe seiner besorgten Offiziere. Da sinkt der gehobene Arm des Königs plötzlich herab, und das Haupt neigt sich auf die linke Schulter. Die Offiziere springen zu und heben den König herab, sie halten eine Leiche in den Armen. Eine Kartätschen= oder Falkonettkugel war ihm durch die linke Schläfe in den Kopf gedrungen und hatte ihn auf der Stelle getötet.





152 und 153. Gedächtnismünze auf den Tod Karls XII.

(Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

Umwälzung in Schweden; Friedrich I. König.

Die nächste Entscheidung über das Schicksal Schwedens lag in den Händen der Armee, und wirklich machte General Dücker dem nächstberechtigten Thronerben, dem Herzog Karl Friedrich von Holstein=Gottorp, dem Sohn der Schwester Karls XII., Hedwig Sophie (geb. 1700), den Vorschlag, sich sofort zum König ausrufen zu lassen. Diesem aber fehlte der Mut zu einem so gewaltsamen Schritt, und damit verspielte er die Krone. Denn rasch entschlossen handelten die Führer des schwedischen Adels, so rasch, daß der unbegründete Verdacht, Karl XII. sei auf ihre Veranlassung hin durch Meuchelmord gefallen, entstand. Graf Görtz, der soeben mit Peter I. verhandelt hatte und nach dem Hauptquartier unterwegs war, wurde verhaftet und der Reichstag auf den 11. Februar 1719 nach Stockholm berufen. Während die Wahlen zu ihm stattfanden, ging das ganze Armeekorps Armfelds beim Rückmarsch durch das rauhe unwirtliche Tydsdalgebirge an Hunger und Kälte bis auf 500 Mann zu Grunde (Januar 1719), eine furchtbare Warnung vor der Erneuerung der kriegerischen Politik Karls XII.

Da war es um so natürlicher, daß ein vollkommener Umsturz erfolgte, daß die unumschränkte Monarchie, die unter Karl XI. den Adel eines großen Teils seiner Güter beraubt, unter Karl XII. Schweden ins Verderben gestürzt hatte, durch eine aristokratische Verfassung ersetzt wurde, der zur Republik nichts fehlte als der Name. Der Reichstag stellte die Wahlmonarchie wieder her und erhob auf den schwedischen Thron Karls XII. jüngere Schwester, Ulrike Eleonore, und ihren Gemahl, den Erbprinzen Friedrich (I.) von Hessen=Kassel (1720—1751). Doch dem Königtume

blieb nur ein Schatten von Gewalt. Die Regierung führten fortan die fünf großen Reichsbeamten mit dem Reichsrat, in dem die Krone nur zwei Stimmen hatte, alle ansehnlichen Stellen blieben dem Adel und besonders den Günstlingen der Reichsräte vorbehalten, die Offiziere leisteten der Königin und den Reichsständen den Eid, der Reichstag sollte aller drei Jahre, in dringenden Fällen auch öfter, berufen werden. Schweden wurde die Beute seiner selbstsüchtigen Aristokratie, wie vordem die seiner absoluten Könige.

Friedensschlüsse.

Eine der ersten Maßregeln der neuen Regierung war der Prozeß gegen den leitenden Staatsmann Karls XII., den Grafen Görtz, dem man alles Schlimme auf die Rechnung setzte, was die letzten Jahre über Schweden gebracht hatten. Ein parteiisches Gericht verurteilte ihn nach formlosem Verfahren wegen Hochverrats und ließ ihn am 13. März 1719 enthaupten. Den Krieg fortzusetzen, entsprach weder den Wünschen der Regierung, noch dem Bedürfnis des erschöpften Volkes, und so folgte eine Reihe von Sonderfriedensschlüssen. Hannover erhielt die Stiftslande Bremen und Verden gegen eine Million Thaler (Nov. 1719), Preußen Vorpommern bis zur Peene mit Stettin gegen zwei Millionen Thaler (1. Febr. 1720) und damit den Besitz, den der Große Kurfürst zweimal vergeblich erstrebt hatte; nur Wismar und Vorpommern nördlich der Peene mit Rügen blieben noch den Schweden. Weiter riß Dänemark den gottorpischen Anteil Schleswigs los, vereinigte ihn mit dem königlichen Anteil und stellte das ganze Land widerrechtlich unter das dänische Königsgesetz (Bd. VI, S. 677), trennte es also vom altverbrüderten Holstein. — Mit Rußland währte der Krieg noch mehrere Jahre; erst drei schreckliche Verheerungszüge der russischen Flotte an der schwedischen Ostküste im Juli 1719, 1720 und 1721 erzwangen den Frieden von Nystadt in Finnland (10. September 1721). Er bestätigte einfach das Ergebnis des Krieges, denn er überließ Livland, Esthland, Ingermanland und Karelien (mit Wiborg), die ruhmvollen Eroberungen Gustav Adolfs, an Rußland. Finnland wurde zurückgegeben.

Damit war es zu Ende mit der künstlichen Großmachtstellung Schwedens. Der Hauptteil seines Erbes fiel an Rußland, also an eine trotz alledem halbasiatische Macht, die seitdem mit immer steigender Wucht auf Europa drückte, ein andrer an die norddeutschen Staaten Preußen und Hannover. Die Fremdherrschaft war abermals einen Schritt aus Deutschland zurückgewichen.





154 und 155. Denkmünze auf den Frieden von Nystadt (1721).

(Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

Rußland seit dem Nordischen Kriege.

Peter der Große „Kaiser“.

Es entsprach der Bedeutung, welche das neue Rußland durch seine Erhebung zur herrschenden Macht Osteuropas gewonnen hatte, daß Peter nach Beendigung des Nordischen Krieges den alten Zarentitel mit der europäischen Bezeichnung „Kaiser“ (russisch Imperator) vertauschte, gewissermaßen als Erbe des Oströmischen Reiches, wie der deutsch-römische Kaiser die Reihe der weströmischen Imperatoren fortzusetzen beanspruchte. Die europäischen Mächte sahen darin freilich eine Anmaßung und haben zum Teil lange mit der Anerkennung des neuen Titels gezögert; die erste, die sich dazu verstand, war das besiegte Schweden (1723), die letzte das eifersüchtige Polen (1764).

Rußland und Westasien.

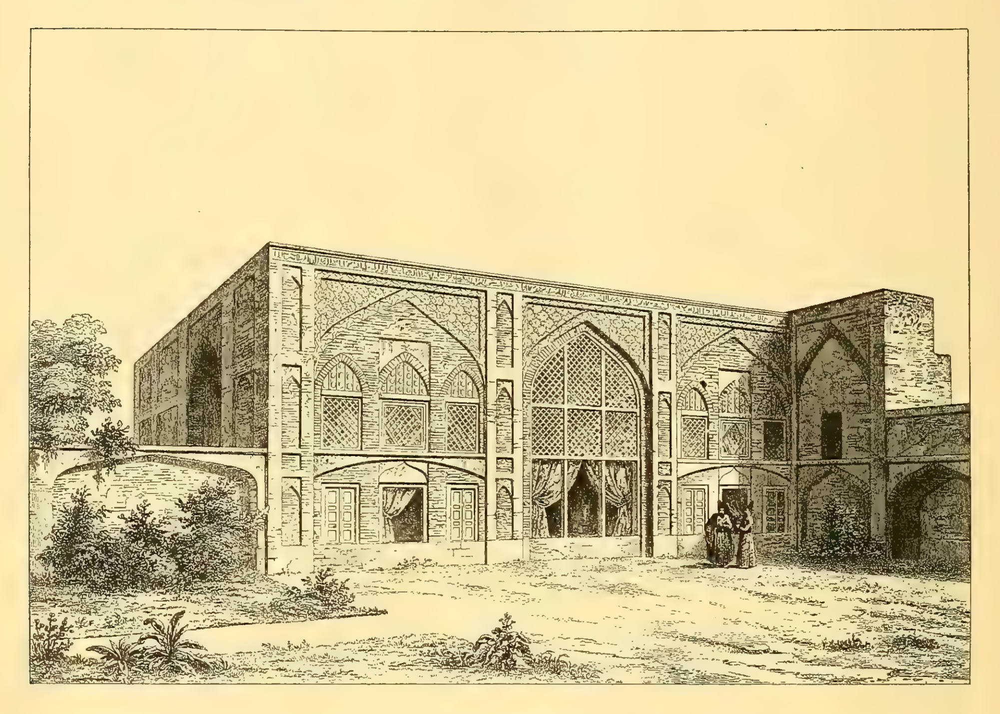
Als Herr des Ostens aber erschien Peter mehr und mehr, indem er seine Macht auch bereits nach Vorder- und Mittelasien vorschob und auch nach dieser Richtung hin seinen Nachfolgern die Wege wies. Im Grunde war dies Ausbreitungsgebiet für Rußland weitaus natürlicher, als das im Nordwesten, denn nach Süden laufen die größten russischen Ströme, dorthin deuteten die alten Beziehungen Moskaus, das ja selbst im Stromgebiete der Wolga liegt; dorthin hat sich immer die russische Auswanderung gerichtet, während den höher kultivierten Völkern des Westens gegenüber sich die russische Volksart immer nur durch Zwangsmittel ausgebreitet hat. Schon in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts waren gelegentlich moskowitische Gesandte als Vermittler in den Streitigkeiten der Bergvölker des Kaukasus aufgetreten, anderseits ließ Peter im Jahre 1699 eine Expedition zur Erforschung des Amu-Darja abgehen, und im Jahre 1714 sandte er eine halbmilitärische Expedition nach Chiwa, die freilich 1717 ein unglückliches Ende nahm. Viel wichtiger noch waren die Handelsbeziehungen zu Armenien und Persien, die von Astrachan aus über das Kaspische Meer besonders armenische Kaufleute vermittelten. Diese hatten gelegentlich durch unbotmäßige Nomadenstämme viel zu leiden.

Vor allem aber erschien die Verwirrung aller Zustände im Persischen Reiche einer Ausbreitung russischer Macht nach dieser Seite hin günstig. Denn von der stolzen Höhe, auf welche Abul Abbas I., der Große (1587—1627), die Perser gehoben hatte, war ihr Reich längst herabgesunken. Abbas hatte mit den Türken glücklich gekämpft, ihnen nach dem Frieden von 1590 (s. Bd. V, S. 472) Ghilân und Aserbeidschan wieder entrissen, die Usbeken im Jahre 1598 aus Chorasan verjagt, 1613 das christliche Georgien erobert, 1621 das portugiesische Ormus zerstört. Als einer der ersten orientalischen Herrscher knüpfte er mit abendländischen Mächten Verbindungen an, namentlich mit Spanien und England, aber er schmückte auch seine neue Residenzstadt Ispahan mit prächtigen Bauten. In seinem Geiste wirkte noch sein Urenkel Abbas II. (1641—66); nach ihm aber zerrissen Thronstreitigkeiten schwacher Herrscher das Reich. Endlich erhob sich im Jahre 1722 der Afghanenfürst Mir Mahmud und zog nach dem Siege bei Ispahan als Herrscher Persiens in die Hauptstadt ein; Tamasp, der Sohn des gestürzten Schah Husein, flüchtete nach Norden. Angesichts der Annäherung dieser Krisis sandte Peter im Jahre 1715 Artemij Wolkskij halb als Gesandten, halb als Kundschafter nach Ispahan. Auf seine günstig lautenden Berichte hin erhob er ihn nach seiner Rückkehr zum Statthalter von Astrachan (1720) und sammelte selbst im Jahre 1722 eine Flotte von 442 Segeln auf dem Kaspischen Meere, die einen Teil des Heeres von 106000 Mann zunächst nach der kaukasischen Küste hinübertrug. Es gelang ihm, im August Derbent



156. **Schah Abbas der Große empfängt den indischen Sultan Tamareb Omayum.**
Gemälde im Palaste der 40 Säulen zu Ispahan, ausgeführt im Auftrage des Schahs Abbas: ein Beispiel persischer Malerei zur Zeit Ludwigs XIV.

zu nehmen, den Schlüssel zu Dagheftan, aber weiteres Vordringen hinderte der Mangel an Lebensmitteln. Doch noch im November desselben Jahres nahm eine andre Heeresabteilung Rescht, und im Sommer 1723 fiel auch Baku den Russen in die Hände. Persien selbst hätte nun weiterem Vordringen wenig Widerstand leisten können, bedenklicher machte die drohende Haltung der Türkei, welche die weithin ausgreifende Politik Rußlands mit größtem Mißtrauen verfolgte. Deshalb begnügte sich der Zar im Frieden vom 12. September 1723 mit der Abtretung von Derbent, Baku, Ghilân und Masenderan, also der West- und Südküste des Kaspischen Meeres, das sich dadurch in einen russischen See verwandelte, wie es die Ostsee ebenfalls zu werden drohte. Im Jahre darauf verständigte sich Peter mit der Türkei dahin, daß die



157. Persisches Wohnhaus.
Haus in der Vorstadt Djoulfu; typisch für alle Häuser in Jspahan; links befindet sich der Harem.
Nach Texier.

ganze Westküste des Kaspischen Meeres bis zum Kur russisch, der Strich von Täbris bis Eriwan und Tiflis osmanisch werden sollte (Juni 1724). Persien schien dadurch aus der Reihe der selbständigen Mächte gestrichen zu sein.

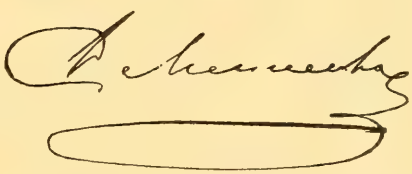
Peters Regierungsweise.

Alle diese auswärtigen Unternehmungen hatte Peter, keineswegs durch planlose Eroberungslust dazu veranlaßt, ins Werk gesetzt, sie hängen vielmehr mit seiner inneren Politik aufs genaueste zusammen. Und in dieser Verbindung vor allem liegt seine Größe. Durch ihn nahm wenigstens äußerlich Rußland das Ansehen eines europäischen Staates an, und die ersten Anfänge wurden gemacht, die reichen Kräfte des Landes und Volkes planmäßig zu entwickeln. Stets unermüdlich, beständig unterwegs, von riesiger Arbeitskraft, das Kleinste wie das Größte überschauend und leitend, freilich auch jähzornig, roh und unter Umständen selbst grausam wie irgend einer der alten Zare, wollte Peter auch alles nach seinem Willen durchführen, alles und alle bevor-

munden, und er vergaß in seiner atemlosen Hast dabei oft, daß eine so gründliche Umwandlung, wie er sie seinem Volke zumutete, sich nicht im Laufe weniger Jahre vollziehen könne, und auch nicht das Werk eines einzelnen Menschen, sondern der geduldigen Arbeit von Millionen sei. Es ist deshalb auch sehr vieles von dem, was er erstrebt hat, unausgeführt geblieben, wie z. B. der Versuch, das ungenügende „Uloshenie" Alexejs (s. S. 172) durch ein großes, allgemeines Gesetzbuch zu ersetzen. Ohne die zahlreichen, meist protestantischen Ausländer, die Peter aus Deutschland,



158. Alexander Danilowitsch Fürst Menschikow.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.



Frankreich, Holland und England herbeizog, und zu denen sich auch die schwedischen Gefangenen von Poltawa gesellten, weil sie von ihrer Regierung niemals ausgewechselt wurden, hätte der Zar überhaupt seine Absichten gar nicht ausführen können. So ist dieser neurussische Staat nicht sowohl eine russische, als eine abendländische, vor allem eine deutsch-holländische Gründung, ausgeführt von einer abendländischen Kolonie unter Leitung eines abendländisch gebildeten russischen Selbstherrschers. Doch fand Peter auch unter seinem eignen Volke begabte und anstellige Gehilfen, so Neplujew, Tatischtschew, Tolstoj, vor allem den unentbehrlichen Alexander Danilowitsch Menschikow (geb. 1672), den Sohn eines Stallknechts, später, nach der nicht unwahrscheinlichen Überlieferung, Pastetenverkäufer in Moskau. Stattlich, gewandt und kräftig, mutig, lebhaften Geistes,

von scharfem Urteil und durchdringender Menschenkenntnis hatte er schon die Gunst des jugendlichen Zaren rasch gewonnen und wurde ihm als Berater, Staatsmann und Feldherr bald unentbehrlich, so oft er auch durch seine Habsucht und Unredlichkeit den Zorn seines Gebieters reizte, der ihn sonst durchaus freundschaftlich behandelte. Auch einzelne Russen aus dem Stande der Gewerbtreibenden und Landwirte gingen mit Verständnis und Eifer auf Peters Gedanken ein, so die Stroganow, Ssolowjew, Possoschkow u. a. m.

Peters des Großen Hof.

Am frühesten und stärksten trat natürlich die Umwandlung in der persönlichen Umgebung des Zaren hervor. Von der feierlichen orientalischen Pracht des alten Zarenhofes war bei Peter keine Spur mehr zu finden. Einfach und anspruchslos für seine Person, erschien er für gewöhnlich in schlichter europäischer Tracht und verwandte für den Hof kaum 60000 Rubel Silber jährlich. Die ganze Bedienung bildeten zwölf Dentschiks, Leute aus guter Familie, und zwölf Leibgrenadiere. Eine neue Rangordnung in sechzehn Klassen warf die alte nach dem ererbten Ansehen der Bojarengeschlechter völlig über den Haufen, da sie den einzelnen nur nach der Stellung im Staatsdienste berücksichtigte (daher Tschin, Rangordnung, und Tschinownik, der in derselben stehende Beamte). Feine Sitte freilich und Sinn für höhere geistige Bildung bürgerten sich an diesem Hofe nur langsam ein; wie Peter im Zorn gelegentlich Männer aus seiner Umgebung eigenhändig prügelte, so liebte er endlose Trinkgelage und rohe Scherze zur Qual fremder Gesandten. Nur **Katharina**, seine zweite Gemahlin (seit 1711), die treue Gefährtin seiner Reisen und selbst seiner Feldzüge, übte einen besänftigenden und mildernden Einfluß auf ihn und seine Umgebung.

Katharina stammte aus der litauischen Familie der **Skworonskij**, die nach Livland übergesiedelt war. Bei der Einnahme von Marienburg 1702 geriet sie in russische Gefangenschaft und kam in Menschikows Haus. Hier lernte sie Peter kennen, sie trat zur griechischen Kirche über und wurde im Jahre 1711 von Peter zu seiner Gemahlin erhoben. Die Trauung fand erst am 17. Januar 1712 in Petersburg statt. So äußerlich und förmlich das Verhältnis Peters zu seiner ersten Frau gewesen war, so herzlich und vertraulich gestaltete sich diese zweite Ehe.

Die Verwaltung.

Wie der Hof, so wurden die Formen der **Verwaltung** mehr europäisch. An Stelle des alten formlosen Bojarenrats (s. Bd. VI, S. 16) trat seit 1711 der **Senat**, aus acht Mitgliedern zusammengesetzt und mit der Oberleitung der Rechtspflege, der Finanzverwaltung und des Heerwesens beauftragt. Die einzelnen Zweige der Verwaltung übernahmen dann nach Aufhebung der alten Kanzleien (Prikasy), deren unklare Befugnisse beständigen Streit veranlaßten, zehn **Regierungskollegien** (1718). Ihre Vorsitzenden waren zugleich Mitglieder des Senats. Besondere Sorgfalt wandte Peter der Einrichtung der Polizei nach französischem Muster zu. In ähnlicher Weise wurde der Woiwode in den Provinzen mit einem beratenden Kollegium von Edelleuten (später Landschaftsrat, Semstwo) umgeben, der Bevölkerung also auch ein gewisser Anteil an der Verwaltung eingeräumt. Letzteres zeigt sich dann auch in der Übertragung der städtischen Steuergeschäfte an gewählte Beamte (Burmistry, Bürgermeister). Freilich litt dies ganze Beamtentum unter dem Fluche der Unzuverlässigkeit und Bestechlichkeit, denn allzulange hatte jeder seine Stellung nur als eine günstige Gelegenheit zur Ausbeutung des Volkes betrachtet. Hier half weder die erbarmungslose Strenge Peters, die ja doch immer nur einzelne traf, noch die Übertragung der umfassendsten Kontrollgewalt an einen „**Generalprokuror**“ (1722), gewissermaßen den Stellvertreter des Zaren, hier konnte nur die allmähliche und gründliche Umwandlung der sittlichen Auffassung des ganzen Volkes wirklich helfen. Um so unentbehrlicher war die belebende Kraft, die vom Zaren ausging; deshalb blieb die unumschränkte Monarchie für Rußland auf lange hinaus noch die einzige mögliche Staatsordnung.

: und
:che.

Brief Peters des Großen an den Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp

betreffend

den Plan einer Vermählung desselben mit des Kaisers zweiter Tochter Anna Petrowna.

Transskription:

Durchlauchtigster Hertzog freundlich vielgeliebter Vetter.

Beyde Ihre Schreiben das eine von Ihnen Selbst, das andere von Ihrem Ministro dem von Buschnitz habe Ich empfangen, deren Inhalt in zweyen Sachen bestehet, die erstere waren eine zwischen Sie und meinem Hause zu stiftenden Verwandschaft, die andere umb Ihnen in Ihren Sachen zu assistiren, wozu viele Potentaten geneigt wären, wenn wir nur mitzutreten würden. Ich antworte, das Ich bereit bin mit selbigen Potentaten mit aller Begierde einzutreten, vnd nach allem vermögen in solchen Sachen zu arbeiten;

Was die Heyraht betrift, so bin Ich auch davon nicht intformirt gewesen, wil es auch nicht seyn, weil Ich Ihre guhten Qualitäten ja eingesehen, erkenne vnd Sie von Hertzen liebe.

Ehe und bevor aber Ihre Sachen würklich in einen bessern Stande gebracht seyen, kan Ich Mich darunter nicht verbinden, denn wenn Ich solches anjetzo thäte, so könte Ich zuweilen gezwungen seyn etwas gegen Willen und das Interesse meines Vaterlandes zu thun, welches Ich doch höher als mein Leben schätze. Ich bin übrigens

Eu: Hoheyten

freundwilliger Oheimb

den 18ten April
1722.

Peter.

Anmerkung: Herzog Karl Friedrich (geb. 1700), der seinem Vater Friedrich IV. von Holstein-Gottorp schon 1702 folgte, hatte 1720 im Frieden zu Friedrichsburg seinen Anteil von Schleswig an Dänemark abtreten müssen. Die Bitte des Herzogs, ihm in seinen Sachen zu assistieren, bezieht sich auf dessen Ansprüche auf den Thron von Schweden, die er als Sohn der älteren Schwester Karls XII. erhoben hatte. Er verzichtete (1723) auf dieselben gegen Zuerkennung des Titels Königliche Hoheit und einer Apanage von 48 000 Thalern Silber. Karl Friedrich ist der Vater des Zars Peters III. und damit der Stammvater des jetzigen russischen Kaiserhauses.

Durchläuchtigster Hertzog freündlich vielgeliebter Vetter

Beyde Ihre Schreiben das eine von Ihrer Dürchl. das andere von Ihrem Ministro dem von Bassewitz habe Ich empfangen, deren Inhalt in zweyen Sachen bestehet, die erstere wegen einer zwischen Ihr und meinem Hause zu stiftenden Verwandtschaft. die andere ümb Ihnen in Ihren Sachen zu assistiren, wozu viele Potentaten geneigt wären, wenn wir nur mitarbeiten würden, worauf Ich antworte, daß Ich bereit bin mit selbigen Potentaten mit aller Begierde mitzuarbeiten, und nach dem vermögen in solcher Sache zu arbeiten;

Brief Peters des Großen an den Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp
betreffend
den Plan einer Vermählung desselben mit des Kaisers zweiter Tochter Anna Petrowna.

Was die Vergangenheit betrifft, so kan ich auch
dennen nicht entsprechend zu lassen, weil
es auch nicht seyn, weilen ich Ihnen gestern
Obligation zu erzeigen verlangen und
frei von Hertzen liebe.
Ihr und über Ihren hohen schrieftlich
in einem letztern stunde gebracht seyn.
kan ich Mich darunter nicht verbinden, denn
wenn ich selbst an jetzige seite, so werde ich zu-
weilen gezwungen seyn etwas gegen 2 ...
und das Interesse meines Vaterlandes zu thun,
welches ich doch höher als mein Leben schätze. Ich bin
übrigens
Ew: schafter
Dienstwilliger Diener
Peter.

Dabei
den 18ten April
1722.

Der Zar und die Kirche.

Sie erweiterte eben damals ihre Gewalt auch über die Kirche. Als im November 1700 der Patriarch Adrian starb, ließ Peter das Amt zunächst unbesetzt und übertrug seine geistlichen Befugnisse einem Oberkirchenrat, den erst Stephan Jaworskij, nach dessen Tode der gebildete, reformfreundliche Feofan Prokopowitsch leitete; aber die Verwaltung des Kirchenvermögens übernahm sofort die Klosterkammer, eine rein weltliche Behörde. Erst im Jahre 1721 wurde das Patriarchat förmlich aufgehoben und seine geistliche Macht an ein Kollegium übertragen, dessen Mitglieder der Zar ernennt und absetzt, den „allerheiligsten, dirigierenden Synod", unter Oberleitung des Generalprokurors, also des kaiserlichen Stellvertreters. Alle Beschlüsse dieser Behörde unterliegen der Bestätigung des Kaisers, mit dem der



159. Krone des Zaren Peter I.
Nach „Antiquités de l'empire de Russie"

Generalprokuror allein den Verkehr des Synods vermittelt. Seitdem ist der Zar zugleich gewissermaßen Kaiser und Papst (Cäsaropapismus). Ein Gegensatz zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt ist also in Rußland unmöglich, und die russische Geistlichkeit hegt eine streng-monarchische Gesinnung. Peter hat diese ungeheure Gewalt im großen und ganzen in verständiger und duldsamer Weise geübt, weil er persönlich einer freieren Richtung huldigte und keine Ader von Fanatismus hatte. Vor allem drang er im „Geistlichen Reglement" auf bessere Bildung und sittliches Leben der Geistlichkeit, auf Beschränkung der Klöster u. s. f. Wenn er gegen die Raskolniken ankämpfte, so geschah dies, weil er sie nicht mit Unrecht für eine seiner Staatsordnung feindliche Genossenschaft hielt. Sobald es indes die politischen Rücksichten erlaubten, behandelte er sie milder. Mit dem Jahre 1714 stellte er die Unterdrückungsmaßregeln gegen sie ein, unter der Bedingung, daß sie sich in die amtlichen



160. Zarin Katharina I. von Rußland.
Nach einem Gemälde in der Romanowgalerie zu St. Petersburg.

Екатерина

Listen eintragen ließen und eine doppelte Kopfsteuer zahlten; etwas später erlaubte er ihnen auch gegen Zahlung von Strafgeldern die ungehinderte Ausübung ihrer besonderen religiösen Gebräuche.

Volkswirtschaft.

Nun sind die Leistungen dieses unumschränktesten aller europäischen Herrscher für die Volkswohlfahrt auch keine geringen gewesen. In seinen volkswirtschaftlichen Plänen huldigte Peter natürlich, wie die ganze Zeit, dem Merkantilsystem. Er begünstigte deshalb vor allem die Entwickelung einer einheimischen Industrie und hatte wirklich die Freude, eine ganze Anzahl von Fabriken entstehen zu sehen, freilich meist unter Leitung von Ausländern. Für die Sicherung des auswärtigen Verkehrs sorgte er durch Anstellung von Konsuln; er richtete Börsen und Jahrmärkte ein, begann mit der Einführung von Posten, ließ sogar im Jahre 1703 zu Moskau die erste russische Zeitung erscheinen und faßte den großartigen Gedanken, die prachtvollen natürlichen Wasserstraßen seines Landes durch Kanäle zu einem festen Netze zu verbinden. Zur Ausführung brachte er zuerst den Kanal zwischen der oberen Msta und Twerza, die bei

Twer in die Wolga fällt, dann (seit 1718) durch den späteren Feldmarschall Münnich den Ladogakanal zur Verbindung des unteren Wolchow mit der Newa, um den Flußschiffen die Fahrt über den stürmischen und klippenreichen Ladogasee zu ersparen. Entzückt äußerte er damals die Hoffnung, dereinst von Petersburg bis Moskau ununterbrochen zu Schiff gelangen zu können. Sein Schoßkind war natürlich St. Petersburg.

Entwickelung von St. Petersburg.

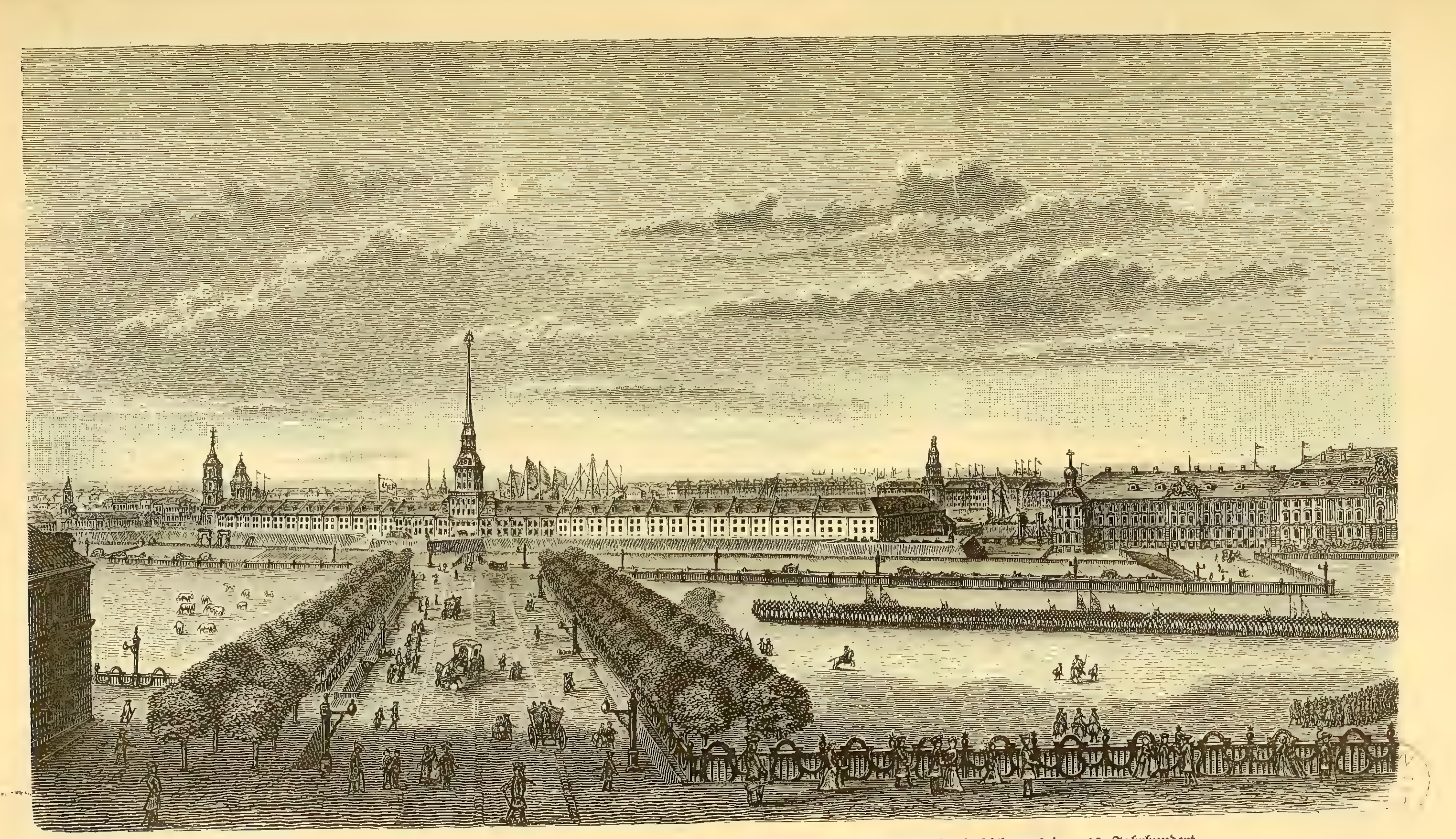
Eine ganz europäische, zunächst zum großen Teil auch von Ausländern, namentlich Deutschen und Holländern, bewohnte Stadt stieg hier aus dem sumpfigen Boden empor. Die Ansiedelung lag zunächst wesentlich auf dem rechten Ufer der Newa, in der Nähe der Festung und auf der Basiliusinsel (Wassilij Ostrow), zwischen der großen und kleinen Newa, auf deren westlichstem Teile auch der „Galeerenhafen“. Doch schon 1705 siedelten sich Deutsche auf dem linken Ufer in der Gegend der heutigen „Eremitage“ an, wo auch die erste deutsche Kirche aus Holz erbaut wurde; an diesem Ufer weiter unterhalb erbaute Peter seit 1704 auch die Admiralität, die er dann regelmäßig mit Wällen und Gräben befestigen ließ. Ganz in der Nähe, etwas weiter landeinwärts, entstand seit 1710 eine hölzerne Isaakskirche, an der Stelle, wo sich jetzt der gewaltige, 1819 begonnene Prachtbau erhebt. Er selbst nahm seinen Aufenthalt schon seit 1711 zeitweilig auf dieser Seite der Newa, indem er hier den schönen „Sommergarten“ in französisch-holländischem Geschmack anlegte und sich dort ein schlichtes „Sommerpalais“ erbaute, dem er später an der Newaseite des Gartens ein „Winterhaus“ hinzufügte. Um die neue Stadt, die ja gar nicht auf russischem, sondern auf finnischem Boden lag, doch möglichst an die nationalrussische Vergangenheit anzuknüpfen, erbaute er 1713 etwas oberhalb der Stadt, am Ende des späteren Newskijprospekts, zunächst aus Holz, Kirche und Kloster des heiligen Alexander Newskij (d. i. des von der Newa), des Großfürsten von Wladimir (Moskau, s. Bd. VI, S. 16), der hier (thatsächlich an der Mündung der Ishora, etwa 18 km weiter ostwärts) am 18. Juli 1241 die Schweden und Ordensritter schlug, ließ 1724 die Gebeine des Großfürsten aus Wladimir hierher überführen und erhob das Kloster zu einer Lawra, in der der Metropolit von Nowgorod seinen Sitz hat. Ebenso ließ er das hochverehrte wunderthätige Bild der Mutter Gottes von Kasan 1721 aus Moskau nach der Dreieinigkeitskirche bei der Festung bringen. Schon 1712 wurde St. Petersburg feierlich zur Residenzstadt erhoben, und der Zar befahl seinen Großen, hier steinerne Häuser zu bauen, deren Größe er je nach der Zahl der Leibeigenen des einzelnen Herrn bestimmte. Um den Ausbau seiner neuen Hauptstadt noch weiter zu fördern, verbot er 1714 für einige Zeit sogar alle Steinbauten im ganzen Reiche. Ebenso wurde der Hafen von Archangelsk ganz gesperrt. So stiegen der Verkehr und die Bevölkerungszahl der neuen Hauptstadt rasch. Bereits im Jahre 1724 betrug die Zahl der eingelaufenen Schiffe 240, die Einwohnerschaft war 1725 schon auf 75000 gestiegen. Schon entstanden auch am hohen Gestade des Finnischen Meerbusens, in der Nähe der Hauptstadt, mehrere Lustschlösser: 1711 Strjelna, 1720 Peterhof, neben einer deutschen Kolonie, 1714 Oranienbaum. Gleichzeitig wurde die Kotlininsel mit Kronstadt stärker befestigt.

Der Landbau und die Leibeigenen.

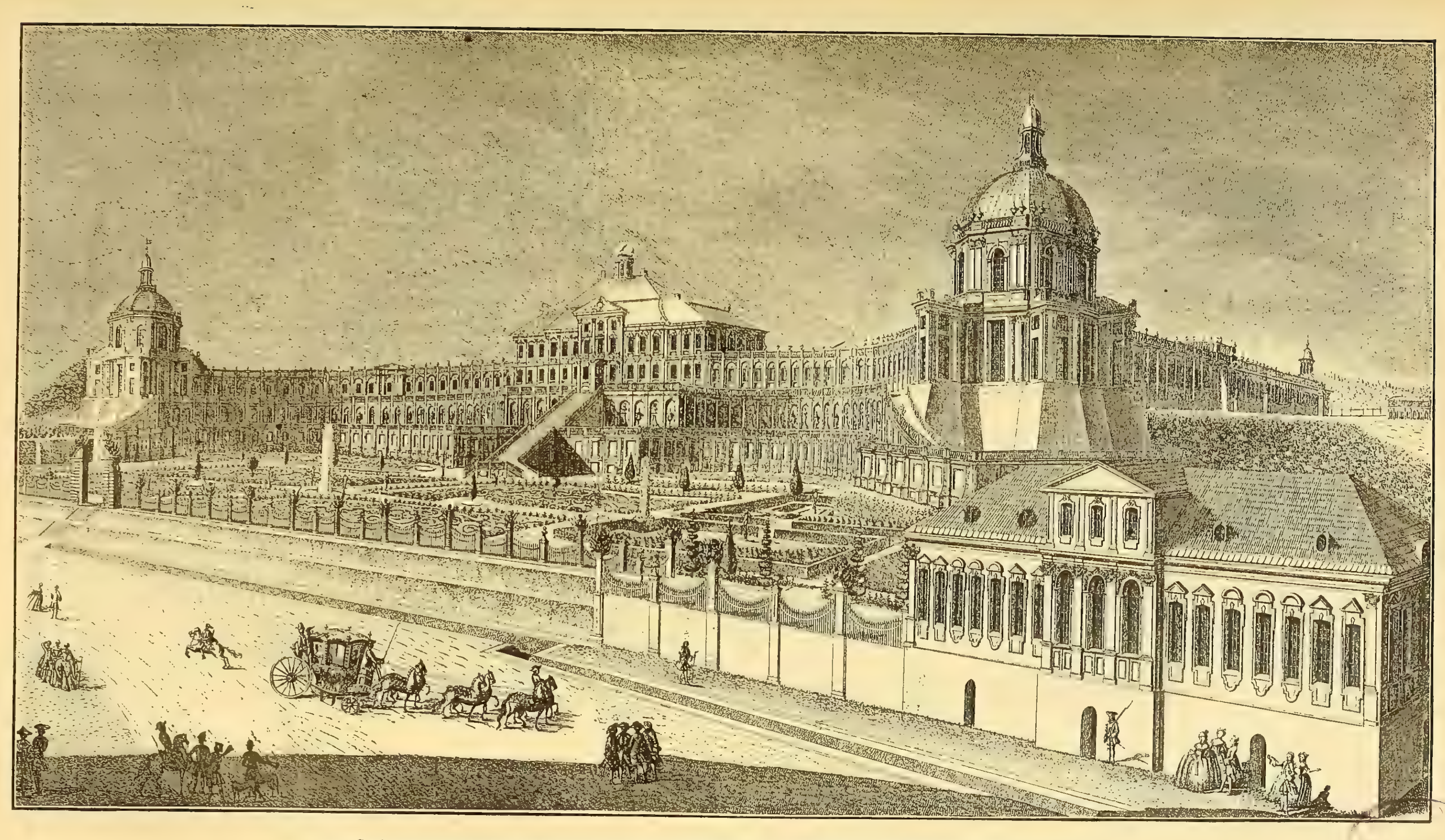
Nur für den Landbau und die damit zusammenhängenden Zweige geschah wenig oder nichts, denn die Anfänge einer besseren Forstwirtschaft, wie sie sich etwa darin zeigen, daß das Fällen von Bäumen, die zum Schiffbau taugten, verboten wurde, hatten offenbar nur das Interesse der Flotte im Auge. Die große Masse des Volkes war eben auch für Peter nur Mittel zu höheren Zwecken. Ja, er hat das Los der Leibeigenen noch verschlimmert, indem er den Grundherren den Verkauf derselben auch ohne die Scholle und ihre Verwendung in Fabriken gestattete, und zudem drückten die mangelhafte Verwaltung durch gewissenlose Beamte und die schwere Last der Besteuerung und Rekrutierung am schwersten auf den Landmann.

Das Schulwesen.

Und doch lag die Hebung dieses Standes an sich in Peters Absicht, wenigstens befahl er überall die Errichtung von Elementarschulen. Wichtiger fast erschien ihm freilich die Förderung des höheren, namentlich des technischen Unterrichts, der doch zunächst nach Lage der Sache nur dem Adel zu gute kommen konnte. Daher die Gründung der Kriegsschule, der Seeakademie, der Ingenieurschule und die Verfügung (1722), daß Adlige, die nicht Schreiben und Lesen und den Gebrauch einer fremden Sprache gelernt hatten, des Erbrechts verlustig gehen sollten. Bei einem so niedrigen Stande der Volksbildung, wie ihn diese Verordnung noch erkennen läßt, war die ebenfalls von Peter und zwar auf Anregung von Leibniz 1724 gestiftete Akademie der Wissenschaften in der Nation selbst noch ohne Wurzel, wurde deshalb auch meist von Ausländern gebildet.



161. Die Admiralität zu St. Petersburg, erbaut von Peter dem Großen seit 1704. Nach einem Kupferstiche aus dem 18. Jahrhundert.



162. Schloß Oranienbaum, erbaut durch Peter den Großen 1714. Nach einem Kupferstiche aus dem Jahre 1761.

Peter d. Gr. und der Zarewitsch Alexej.

Sympathien für seine Bestrebungen hat Peter nur bei den Ausländern und einem kleinen Kreise seiner Landsleute gefunden, die große Masse seiner Völker verharrte ihnen gegenüber in dumpfer Trägheit oder tiefem Groll. Er erlebte es sogar, daß sein eigner Sohn erster Ehe mit Jewdokija Ljapuchin (geb. 18. Februar 1690), Alexej, dieser letzteren Richtung zuneigte. Er hatte von jeher mehr von dem echtrussischen, trägen, unselbständigen Wesen seiner Mutter, als von der lebhaften, thätigen Art des Vaters gezeigt, von dem er nur den Jähzorn und die Brutalität geerbt hatte. Später wirkte das Zerwürfnis der Eltern, das 1698 mit der Verstoßung der Zarin in ein Kloster endete, ungünstig auf den Knaben ein. Der Vater überließ ihn ganz seiner Umgebung, zog ihn erst später (1709) zu den Geschäften herzu und vermählte ihn dann während eines längeren Aufenthalts, den der Zarewitsch zu seiner europäischen Ausbildung in Dresden nehmen mußte, am 14. Oktober 1711 zu Torgau mit der Prinzessin Charlotte Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Schwester der Kaiserin Elisabeth Christine. Aber die Ehegatten kamen zu keinem recht herzlichen Verhältnis, und die Stellung Alexejs zum Zaren wurde nicht besser. Im Gegensatz zu dem thätigen Leben, zu dem ihn der Vater zwang, hing er theologischen Studien und Grübeleien nach, umgab sich am liebsten mit altrussisch gesinnten Männern, Popen und Mönchen und ließ gelegentlich die Hoffnung auf einen baldigen Tod des Vaters durchblicken. Das Verhältnis wurde durch die Vermählung Peters mit Katharina allmählich gespannter, und als Alexejs Gemahlin, gegen die er rasch vollkommen gleichgültig geworden war, nach der Geburt eines Sohnes (Peters II.) starb (11. Oktober 1715), gleich darauf (28. Oktober) aber Katharina ebenfalls einen Sohn (Peter) gebar, da kam es zum Bruch, weil der Thronfolger durch diesen aus seinem Rechte verdrängt zu werden fürchtete. Die Absicht, ihn von der Thronfolge als untauglich auszuschließen, falls er sich nicht gänzlich ändere, hatte ihm Peter schon am Tage vorher in einem ausführlichen Schreiben mitgeteilt. Alexej erklärte sich bereit, zu verzichten, und als der Vater während einer schweren Krankheit im Dezember desselben Jahres ihn vor die Wahl stellte, entweder sein „würdiger" Nachfolger oder ein Mönch zu werden, gab er vor, auch damit einverstanden zu sein. In der That war das aber keineswegs seine Absicht, weil er die Finnin Afrosinja liebte und auf den baldigen Tod des Vaters rechnete. Kurz darauf trat der Zar in Katharinas Begleitung seine zweite Reise nach dem Westen an, die ihn über Danzig, Stettin, Kopenhagen und Amsterdam bis nach Paris führte (1716—17; s. oben). Von Kopenhagen aus forderte er Alexej auf, entweder sofort Mönch zu werden oder sich völlig zu ändern oder zu ihm zu kommen. Diese Gelegenheit benutzte Alexej zur Flucht mit Afrosinja. Er ging zunächst über Libau, Danzig, Frankfurt a. O. und Breslau nach Wien zu seinem Schwager Kaiser Karl VI., wo er am 14. (25.) November eintraf, und fand durch diesen unter falschem Namen Aufnahme erst in Tirol, dann in Neapel (Mai 1717). Indes machte Peter bald den Aufenthaltsort des Sohnes ausfindig, forderte vom Kaiser seine Auslieferung, und Tolstoj bestimmte ihn dann durch Drohungen und Versprechungen im Auftrage des Zaren zur Rückkehr und gleichzeitig zur Verzichtleistung (Oktober). Am Abend des 31. Januar 1718 langte Alexej wieder in Moskau an und am 3. Februar mußte er vor einer großen Versammlung im Kreml den Verzicht auf den Thron feierlich wiederholen. Dabei sicherte man ihm Verzeihung zu, wenn er von dem, was er beabsichtigt habe, nichts verschweige und die nenne, die ihm bei der Flucht geholfen hätten. Auf seine Angaben hin wurde nun eine ganze Anzahl von Personen wegen hochverräterischer Umtriebe vor Gericht gestellt, und obwohl im Grunde genommen alle Folterqualen nichts andres aus ihnen herausbrachten, als daß sie mit der Regierungsweise Peters unzufrieden gewesen waren

und etwa noch ihre Hoffnung auf einen Umschwung nach Peters Tode ausgesprochen hätten, so folgte doch im März 1718 eine Reihe grausamer Hinrichtungen. Alexejs Mutter Jewdokija, mit der er eine gewisse Verbindung unterhalten hatte, wurde im Kloster Staraja Ladoga am Ladogasee eingeschlossen, wo sie 1728 starb, seine Tante Maria Alexejewna in Schlüsselburg (gest. 1723). Da trotzdem Alexejs Aussagen noch nicht genügend erschienen, so ließ ihn der Vater nach St. Petersburg bringen. Anfangs



163. Zarewitsch Alexej Petrowitsch.

Nach dem Gemälde in der Romanowgalerie zu St. Petersburg.

ging er dort frei umher; als aber die unbedachten Aussagen der bereits verhafteten Afrosinja ihn noch mehr verdächtigten, ließ ihn Peter ebenfalls in die Peter-Paulsfestung abführen und den Unglücklichen dort zweimal mit der Knute foltern, von der jeder Hieb Haut und Fleisch wie mit einem scharfen Messer zerschneidet. Schließlich, als ihn das zu weiteren Geständnissen brachte, wurde am 24. Juni über ihn das Todesurteil gefällt. Zwei Tage darauf, am 26. Juni 1718, nachmittags 6 Uhr, starb der Thronerbe im Gefängnis an den Folgen der Folterung.

Peters des Großen Ende.

Der grauenhafte Vorgang, erklärlich allein aus Peters leidenschaftlichem Streben, seine Schöpfung auch über seinen Tod hinaus zu befestigen, hat allerdings zu diesem Ziele geführt, aber die Thronfolge wurde dadurch nicht sicherer. Denn schon 1719 starb Katharinas Sohn zur Verzweiflung des Vaters, und statt nun Alexejs Sohn Peter unbedingt als Nachfolger anzuerkennen, erschütterte der Zar das ohnehin schwankende Erbrecht noch mehr durch den Ukas, daß der Kaiser seinen Nachfolger ernennen und nach Befinden wieder für untüchtig erklären dürfe (7. Februar 1722). Und doch, als er aus dem persischen Feldzuge schon leidend zurückkehrte, ließ er zwar Katharina am 7. Mai 1724 feierlich krönen, aber er fand keine Zeit mehr, die nötigen genaueren Anordnungen zu treffen. An den Folgen einer schweren Erkältung, die er sich im Spätherbst 1724 geholt hatte, als er bei Lachta einem vom Sturme umhergeworfenen Boote aufopfernde Hilfe leistete, starb er am 8. Februar 1725 in seinem „Winterhause" zu St. Petersburg. Sein Grab fand er in der Kathedrale der Peter-Paulsfestung.

Ergebnisse Peters.

Was er geschaffen hat, ist aufrecht geblieben. Er hat sein halbasiatisches Volk mit den äußerlichen Hilfsmitteln der europäischen Kultur in eine gewaltige Macht umgestaltet, aber er hat es nicht vermocht, die orientalische Natur der Russen innerlich umzuwandeln. Der Kampf zwischen der europäischen Bildung und dem Altrussentum hat seitdem die russische Geschichte bestimmt bis zur Stunde, und der tiefe innere Gegensatz zwischen dem Russentum und der abendländischen Kultur ist bestehen geblieben. Während im Südosten der Orient mit dem Verfalle des osmanischen Reiches mehr und mehr zurückwich, war er im Nordosten jetzt tief in das Gebiet der europäischen Völker eingedrungen und erschien hier um so drohender, als er ungeheure materielle Mittel und die unverbrauchte Kraft eines noch jugendlichen Volkes mit den Errungenschaften der europäischen Technik ausstattete, was die Türken stets verschmäht hatten.

Die europäischen Mächte seit dem Frieden von Utrecht.

(1714—40.)

Politische Übersicht (1714—40).

Die große europäische Politik steht in dem müden Vierteljahrhundert, das vom Ende des Spanischen Erbfolgekrieges bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen verstreicht, noch ganz vorwiegend unter dem Einflusse der eben abgeschlossenen Kriegsperiode. Die alten Großmächte, Spanien und die Türkei, die aus dieser als die Besiegten hervorgegangen sind, machen neue Anstrengungen, die Bestimmungen der Friedensschlüsse von Karlowitz und Utrecht umzustoßen. Dabei erringt Spanien schließlich einen halben Erfolg, aber nur für die dort regierenden Bourbonen, nicht für den Staat; die Türkei wird in dem ersten Kriege mit Österreich abermals weiter und wichtiger Gebiete beraubt, und auch der zweite bringt ihr das damals Verlorene nur teilweise zurück. Beiden Mächten gegenüber halten England, Frankreich und Österreich zunächst fest zusammen, zumal da in England das Haus Hannover mit einem neuen Wiederherstellungsversuche der Stuarts zu kämpfen hat, Frankreich des Friedens dringend bedarf, und die in Utrecht festgesetzte Ausschließung der spanischen Bourbonen vom französischen Throne im Interesse des Regenten (Orléans) liegt. Erst später treibt der handelspolitische Gegensatz Frankreich in eine den englischen Interessen feindliche Richtung. Eine zweite Frage, deren Lösung diese Zeit bewegt, ruft das Bestreben Kaiser Karls VI. hervor, die Thronfolge in allen habsburgischen Landen durch die sogenannte Pragmatische Sanktion auch der weiblichen Linie zu sichern und somit den



164. Georg I., König von Großbritannien und Irland.
Nach dem Gemälde von van Somers.

sonst unvermeidlichen Zerfall Österreichs zu verhindern. Trotzdem verwandelt sich das längere Zeit günstige Verhältnis zu Preußen, das damals den Ausbau seiner Verwaltungs- und Heeresordnung auf mehrere Menschenalter hinaus abschließt, unter dem Einfluß der neuauftauchenden Erbfolgefrage in Jülich-Berg, allmählich in eine feindliche Spannung, und es bereitet sich somit der große Kampf um die Emporhebung Preußens zur Großmacht vor. Im Osten ist trotz heftiger innerer Kämpfe das Ansehen Rußlands im beständigen Steigen, und namentlich seit dem Polnischen Thronfolgekriege erringt es in Polen den maßgebenden Einfluß. Zur Entscheidung gebracht wird kaum eine der auftauchenden Fragen, die ganze Zeit erscheint vielmehr als eine Periode des Überganges.

Die Westmächte und Österreich gegenüber der Türkei und Spanien.

Großbritannien unter den ersten Königen des Hauses Hannover.

England seit dem Utrechter Frieden.

Aus dem Spanischen Erbfolgekriege war England als die stärkste Macht Westeuropas hervorgegangen, und innere Erschütterungen schienen ihm fern bleiben zu müssen, da der Utrechter Friede auch die Ansprüche der Stuarts zurückgewiesen hatte. Trotzdem führten eben diese schwere Gefahren für den Staat herauf. Unter geheimer Zustimmung der Königin Anna arbeitete ihr Toryministerium, der verschlagene und unbedenkliche Bolingbroke voran, für die Nachfolge ihres Halbbruders Jakob (III.), und nur der rasche Tod Annas (1. August 1714) und die entschlossene Haltung der Whigs sicherten dem Hause Hannover den Thron.

Georg I. und die Jakobiten.

Am 29. September ans Land gestiegen, wurde Georg I. bereits am 31. Oktober feierlich gekrönt und fand allgemeine Anerkennung. Selbstverständlich ersetzte er das Toryministerium durch ein whigistisches, an dessen Spitze Robert Walpole (geb. 1676) stand, und berief das Parlament auf den 28. März 1715. Dieses, überwiegend whigistisch gesinnt, genehmigte die Verfolgung des nach Frankreich flüchtigen Bolingbroke wegen Hochverrats, seine Güter wurden eingezogen. Doch der vielgewandte Mann wurde als Verbannter dem Hause Hannover gefährlicher als in England; er trat als Staatssekretär in die Dienste Jakobs (III.), ohne daß freilich der erklärte Freigeist jemals das Vertrauen des beschränkten und fanatisch-katholischen Stuart gewonnen hätte, und betrieb, alte Verbindungen in Schottland und England geschickt benutzend, mit allen Mitteln die Wiederherstellung des Stuart. In den schottischen Hochlanden erhob Lord Mar das Banner des alten Herrscherhauses und nahm sogar Perth (28. September 1715), dann folgten die Jakobiten in Nordengland seinem Beispiele, und die Lage Georgs I. war nicht unbedenklich, denn nur 8000 Mann standen ihm zur Verfügung. Indes die Aufständischen vermochten sich nicht zu vereinigen. General Wills zwang die englischen Jakobiten in Preston zur Übergabe (12. November), am nächsten Tage schlug Argyle die Hochländer bei Sherifmoor. Schon war alles vorüber, als Jakob mit nur sechs Begleitern in Peterhead bei Aberdeen ans Land stieg (22. Dezember). Noch war seine Partei stark genug, ihn zum König auszurufen, doch die Hoffnung, die Krone zu behaupten, konnte er nicht mehr hegen. Der Anmarsch Argyles gegen Perth, den tiefer Schnee nicht aufhielt, zwang die Aufständischen zum Rückzuge (Januar 1716), den Stuart zur Flucht nach Frankreich. Mit Verarmung und schweren Strafen büßten es viele Familien, daß sie einer verlorenen Sache treu geblieben waren. Eine neue jakobitische Verschwörung, die auf den Plan hinauslief, den Tower und die Bank von London zu besetzen, wurde rechtzeitig entdeckt und durch harte Maßregeln gegen die Katholiken geahndet (1722).

Befestigung der Parlamentsherrschaft.

Seitdem nicht wieder von ähnlichen Gefahren angefochten, hat Georgs I. Regierung die Parlamentsherrschaft nur befestigt. Der König, mäßig begabt und schwerfällig, stand dem englischen Staats- und Volksleben ganz fremd gegenüber, verweilte deshalb auch am liebsten in Hannover und umgab sich mit deutschen Günstlingen und Mätressen, lernte sogar niemals fertig Englisch und vermochte somit nicht einmal an den Sitzungen des Kabinetts teilzunehmen; was mit ihm verhandelt wurde, mußte Walpole ihm in einem unvollkommenen Latein vortragen, da beide auch des Französischen nicht hinlänglich mächtig waren. Infolgedessen bildete sich seitdem der Brauch, daß das Kabinett niemals im Beisein des Monarchen beriet; sein persönlicher Einfluß also wich zurück



165. Sir Robert Walpole, Graf von Orford.
Nach dem Gemälde von Gottfried Kneller.

vor dem des Ministeriums, das wieder nur aus Mitgliedern der eben herrschenden Partei bestand, und diese Parteiherrschaft erhielt größere Festigkeit durch die im April 1716 im Parlament angenommene Bestimmung (Septennial-Bill), welche die Dauer des jeweiligen Unterhauses auf sieben (statt wie bisher auf drei) Jahre festsetzte (s. S. 55). Desto leichter konnte sich Walpole in seiner Stellung behaupten. Nach außen strebte er den Frieden zu bewahren, liebte es daher, die auftauchenden Fragen statt sie zu entscheiden, durch kleine diplomatische Künste zu vertagen. Aus diesem Grunde schloß er sich eng an Frankreich an und trat gegen die Versuche Spaniens, das Verlorene wiederzugewinnen, entschieden auf (s. unten). Freilich das vermochte er nicht zu hindern, daß Georg I. als Kurfürst von Hannover sich dem Kriegsbunde gegen Schweden anschloß und dadurch Bremen und Verden erwarb (s. S. 211); ja in späterer Zeit hat diese Personalunion zwischen England und Hannover auch auf die englische Politik hinübergewirkt und sie dazu bestimmt, die

welfischen Pläne auf eine beherrschende Stellung in Norddeutschland im Gegensatze zu Preußen zu fördern.

Walpole und die Südseegesellschaft.

Die Bewahrung des Friedens nach einer langen erschöpfenden Kriegsperiode kam natürlich der englischen Volkswirtschaft sehr zu gute, doch störten auch sie vorübergehend wilde Spekulationen, wie gleichzeitig in Frankreich, wenn auch nicht mit gleich verderblichen Wirkungen. Ursache dazu gab die 1711 zum Zwecke der Negereinfuhr und des Schleichhandels nach dem spanischen Amerika gegründete Südseegesellschaft. Damals geriet Walpole mit dem König in so heftigen Zwist über solche Fragen, daß er 1717 vorübergehend zurücktreten und einem Ministerium Stanhope-Sunderland Platz machen mußte. Bald jedoch brachte eine große wirtschaftliche Krisis ihn wieder ans Ruder. Die Südseegesellschaft kam sehr langsam in die Höhe, denn von ihren ersten zehn Expeditionen brachte nur eine Gewinn, alle übrigen Verluste, dann aber glückte ihr manches, und der Kurs ihrer Aktien stieg so, daß sie es im Jahre 1720 unter ihrem Direktor Charles Blunt unternehmen konnte, die unkündbaren Staatspapiere (Annuitäten) mit ihren Aktien aufzukaufen. Infolgedessen faßte das Publikum ein keineswegs gerechtfertigtes Vertrauen zu der Gesellschaft, und alles drängte sich um den Besitz ihrer Papiere; sie stiegen im Nu von 130 auf 300, im August sogar auf 1000 Prozent; außerdem tauchte eine Menge schwindelhafter Gründungen (bubbles, Seifenblasen) auf. Schon im September jedoch sank ihr Kredit ebenso rasch wieder, wie er emporgestiegen war, und Tausende erlitten die größten Verluste. Blunt flüchtete nach Frankreich, das Ministerium trat zurück, und Walpole übernahm abermals die Geschäfte (1720—42). Er begann seine Verwaltung damit, daß er die Südseegesellschaft von ihren Zahlungsverpflichtungen an den Staat entband und die Eigentümer ihrer Papiere mit 33 Prozent abfand. Im übrigen ging unter ihm die englische Politik völlig auf in der Förderung der Industrie und des Handels, und dieser Charakter ist ihr seitdem geblieben. Um den englischen Gewerbfleiß in die Höhe zu bringen, setzte er die Befreiung einer ganzen Reihe von Artikeln desselben von den Ausfuhrzöllen, die vieler Rohstoffe, deren die einheimische Industrie bedurfte, von den Einfuhrzöllen durch.

Die neue Geldaristokratie.

Indem so der englische Handel ins Riesenhafte wuchs, vollzog sich im Innern allmählich eine vollständige Verschiebung der Besitzverhältnisse. Über den alten toryistischen Grundadel gewann bald der whigistische Geldadel das Übergewicht, ja er zog allmählich auch den Landbesitz des ersteren zum großen Teil an sich und verschwägerte sich auch mit den Familien der Gentry. Der Stand der mittleren und der kleinen freien Besitzer (freeholders, yeomen) verschwand fast gänzlich, seine kräftigeren Elemente wandten sich dem städtischen Gewerbe zu, die schwächeren dagegen sanken zu Pächtern und Tagelöhnern herab. So kam schließlich das erschreckende Ergebnis zustande, welches die Statistik 1874—75 zuerst enthüllte, daß nämlich der ganze ländliche Grundbesitz in England, d. i. 72 Millionen Acres ohne die Waldungen, nur 100 000 Menschen und davon wieder 52 Millionen Acres 7000 Besitzern gehört, während z. B. in Preußen die 116 Millionen Morgen ländlichen Grundbesitzes nicht weniger als $2^1/_2$ Millionen Eigentümer haben. Es war eine unheilvolle Wandlung, welche an die letzten Zeiten der römischen Republik erinnert. Dieser neue whigistische Geldadel beherrschte seitdem England. In den Händen der Londoner Bank und weniger großer Handelsgesellschaften, wie namentlich der Ostindischen Kompanie, lag die Leitung der gesamten Volkswirtschaft. Aber auch der Staat hatte sich diesen einseitigen Interessen dienstbar zu machen, denn die Regierung des Hauses Hannover, von den Whigs begründet, konnte sich nur auf sie stützen, und deren Interesse wiederum forderte seinen ruhigen Fortbestand, weil sonst der ganze öffentliche Kredit zusammengebrochen

wäre. Da die jeweilige Regierung aber bereits thatsächlich in den Händen des Ausschusses der Unterhausmehrheit lag, so kam jetzt alles darauf an, diese in Übereinstimmung mit dem Ministerium zu halten. Das erreichte Walpole, der ohne jede Spur von Idealismus die Menschen nahm, wie sie leider waren, durch offenkundige Bestechung der Abgeordneten und der Wähler. Unter ihm wurden manche Parlamentssitze an der Börse wie Aktien gehandelt, durchschnittlich zu 1000 Pfund Sterling das Stück, und man berechnete, daß unter Georg I. von 550 Mitgliedern des Unterhauses 271, unter Georg II. 357 regelmäßig mittelbar oder unmittelbar Bestechungsgelder empfingen. Begreiflicherweise vertrug dieses käufliche Parlament nicht das Licht der Öffentlichkeit, es verbot deshalb im Jahre 1729 und wiederholt 1738 bei strengen Strafen die Veröffentlichung von Berichten über seine Sitzungen; es regierte somit ohne jede Kontrolle und also ohne jede Verantwortung.



166. Siegel König Georgs I.
(Original im Britischen Museum zu London.)

Georg II. Sieg des Kapitalismus.

Alle Interessen des Landes hatten sich denen des regierenden Geldadels unterzuordnen. England kostete zum erstenmal den Segen eines rücksichtslosen Parteiregiments. Wie Walpoles auswärtige Politik deshalb auf die einseitige Förderung des Handels und der Industrie hinauslief, so wurde im Innern die gesamte Steuerpolitik den Kapitalisten zu Gefallen geleitet. Das trat besonders grell hervor unter Georg II. (1727—60). Zwar sprach dieser fertig englisch und war mit den englischen Verhältnissen gründlich vertraut; doch sie irgendwie als Monarch zu beherrschen, war ihm nach Lage der Sache ebenso unmöglich wie seinem Vater, und er ließ dem parlamentarischen Regiment um so lieber freie Hand, als der Minister ihm bei seinem Regierungsantritt 130000 Pfund Sterling verschafft hatte. Daher hatte denn auch der Anlauf, den Walpole zu einer Steuerreform unternahm, einen kläglichen Ausgang, weil er sie nicht mit vollem Ernste angriff und seine Herrschaft nicht gefährden wollte. Um nämlich die Gentry, aus der er selbst hervorgegangen war, zu gewinnen, erwirkte er in den Jahren 1731—32 eine Herabsetzung der Landtaxe (s. S. 55) auf den vierten Teil und noch früher die gänzliche Abschaffung der Salzaccise (1730). Den großen Ausfall hätte am einfachsten eine Einkommensteuer ersetzen können. Doch sie hätte die Kapitalisten am schärfsten herangezogen; statt ihrer führte also das Parlament



167. Georg II., König von Großbritannien und Irland.

Nach dem Gemälde von R. E. Pine gestochen von W. Dickinson.

schon 1731 die Salzaccise wieder ein, welche die unteren Klassen am schwersten traf. Da auch diese bei weitem nicht ausreichte, so deckte es den Fehlbetrag aus der Staatsschuldentilgungskasse, die bis 1735 ganz verausgabt wurde. Wohl brachte Walpole dagegen im März 1733 einen finanziell richtig gedachten und politisch ganz unbedenklichen Gesetzentwurf ein. Danach sollte die Landtaxe ganz abgeschafft und der Eingangszoll auf Wein und Tabak, bei dessen Erhebung die größten Unterschleife vorkamen, durch eine inländische Accise ersetzt werden. Da diese nur entbehrliche und zur Hälfte wenigstens nur den höheren Ständen zugängliche Genußmittel traf, so hätte das Volk die Auflage kaum empfunden; aber eben aus jenen Kreisen erhob sich ein so leidenschaftlicher Federkrieg gegen den Plan, als ob die englische Freiheit in dringendster Gefahr wäre, und so sah sich Walpole genötigt, die Vorlage zurückzuziehen (April 1733). So wuchs zwar unter dieser Regierung der englische Nationalreichtum ungeheuer, aber die Verteilung der Abgaben blieb so ungerecht, wie sie gewesen war: der Grundbesitz war sehr mäßig besteuert, das bewegliche Vermögen, das sich mit reißender Schnelligkeit vermehrte, direkt so gut wie gar nicht; die Last ruhte in der Form von Zöllen und Accisen, welche die Arbeitsstoffe und Lebensmittel verteuerten, fast ausschließlich auf den Schultern der erwerbenden und arbeitenden Klassen. Für sie war die englische Freiheit nicht vorhanden, sie verfielen vielmehr dem Pauperismus und wurden besonders in den Fabriken meist in der brutalsten Weise ausgebeutet. „Frei“ waren nur die „oberen Zehntausend“, die Kapital- und Landbesitzer, die im Parlament regierten und dabei bewiesen, daß es keine selbstsüchtigere, unbarmherzigere Herrschaft gibt als die eines Geldadels. Für die Leiden des unseligen Irland vollends hatte dies Regiment kein Ohr. Es war deshalb kein Zufall, wenn Bolingbroke schon im Jahre 1738 das Heil Englands von einer Kräftigung der monarchischen Gewalt erwartete.

Frankreich unter der Regentschaft.

Herzog Philipp von Orléans.

In mancher Beziehung befand sich **Frankreich** in einer ähnlichen Lage wie England, da es das größte Interesse an der Bewahrung des Utrechter Friedens hatte. Dies entsprach im besonderen den Anschauungen des Herzogs **Philipp von Orléans**, der für den unmündigen **Ludwig** XV. (1715—74) die Regentschaft führte (1715—23), freilich in andrer Weise, als Ludwigs XIV. Testament vorschrieb (s. S. 132). Denn kaum hatte König Ludwig die Augen geschlossen, als Philipp, mit Zustimmung des Parlaments und der Prinzen von Geblüt, das Testament umstieß und nach dem Rechte der Geburt statt des formellen Vorsitzes in einem Regentschaftsrate die volle Regierungsgewalt übernahm (2. September 1715). Ein geistvoller, hochbegabter Mensch, von außerordentlicher Fassungsgabe, gewinnender Liebenswürdigkeit und entschiedenem Feldherrntalent, hatte Philipp (geb. 1674) von dem Charakter seiner trefflichen Mutter, der Pfälzerin Elisabeth Charlotte, doch nichts geerbt, verband vielmehr mit jenen Eigenschaften, dank der Erziehung durch den Abbé **Dubois**, die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen alle sittlichen Grundsätze und den vollendetsten Unglauben, der ihn freilich nicht hinderte, sich dem tollsten Aberglauben hinzugeben; ja es wird von zuverlässiger Seite (Saint-Simon, s. Bd. VI, S. 602) versichert, daß der Herzog zwar nicht an Gott, wohl aber alles Ernstes an den Teufel glaubte und Mittel suchte, mit ihm in Verbindung zu treten. Dem entsprechend war es sein Ehrgeiz, der sittenloseste und gottloseste Mensch zu sein, denn der höfischen Gesellschaft seiner entarteten Zeit galten Unglauben und Ausschweifungen als Kennzeichen des geistreichen Mannes.



168. Philipp II., Herzog von Orléans, Regent von Frankreich.
Nach einem Gemälde in der Kunst- und Altertümersammlung zu Heidelberg.

Trotzdem wirkte nun die Verwaltung des Herzogs auf die politischen und volkswirtschaftlichen Zustände Frankreichs nicht durchweg nachteilig. Um die übertriebene Zentralisation zu mildern, verteilte er die Geschäfte an sechs selbständige Ratskollegien, gab dem Pariser Parlament das alte Recht zurück, über eine königliche Verordnung Vorstellungen zu erheben, den Städten im Jahre 1716 die freie Wahl ihrer Beamten (s. Bd. VI, S. 520). Am schwierigsten war es, den gänzlich zerrütteten Finanzen aufzuhelfen. Die Zinsen der Staatsschuld wurden herabgesetzt, Steuerbeamte, Steuerpächter und Lieferanten zu strenger, oft harter Rechenschaft gezogen, minderwertige



Das Glück der Aktien.

Satire auf den Gründungsschwindel und Spekulationstaumel in Frankreich zur Zeit der Regentschaft. Von B. Picart.

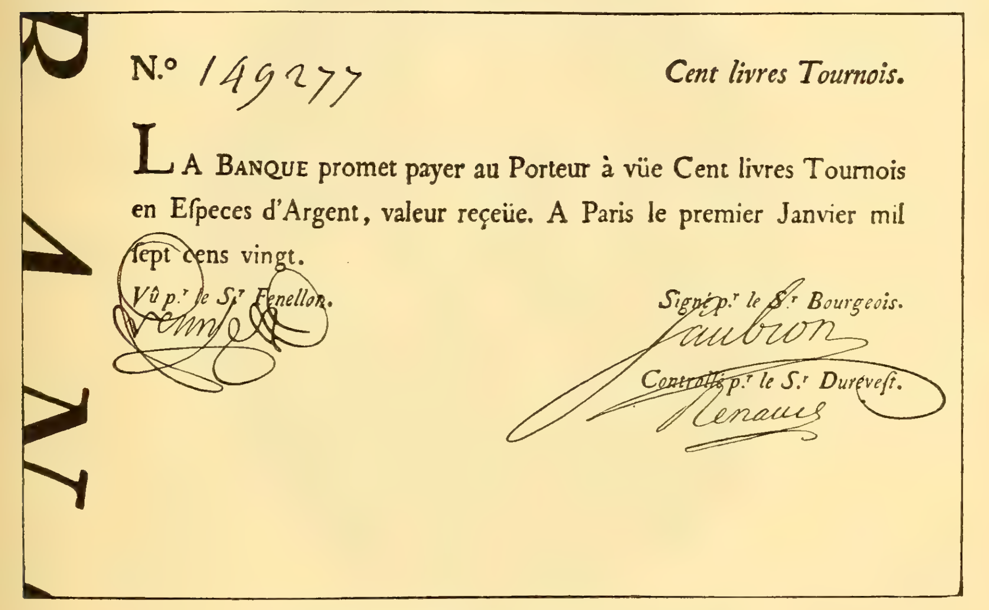
Das Glück auf Aktien, auf seinem Karren, geführt durch die Narrheit, welche gekennzeichnet ist durch ihre gewöhnlichen Attribute und durch den weiten Reifenrock, der ebenfalls eine Narrheit der Zeit ist. Der Wagen wird gezogen durch die hauptsächlichen Gesellschaften, die den Anstoß gegeben haben zu dem verderblichen Handel, wie der Mississippi mit einem hölzernen Bein, der Sudan mit einem gewickelten Bein und einem Pflaster auf dem andern, die Englische Bank, zu deren Füßen eine Schlange u. s. w. Die Vermittler dieses Geschäfts, mit Fuchsschwänzen ausgestattet, zur Bezeichnung ihrer Geriebenheit und Hinterlist, drehen die Räder des Karrens. Man sieht auf den Radspeichen die Kompanien bald hoch bald nieder, wie sich eben die Räder drehen, und den wirklichen Handel mit seinen Büchern und Waren umgestürzt, ja beinabe zerschmettert unter den Rädern des Karrens. Eine große Menschenmenge von jedem Stand und Geschlecht rennt dem Glück nach, um Aktien zu erlangen. In den Wolken macht der Teufel Seifenblasen, die sich mischen mit den Scheinen, die das Glück verteilt, mit Narrenmützen, die einigen als Anteil zufallen, und mit kleinen Schlangen, welche die schlaflosen Nächte, den Neid, die Verzweiflung u. s. w. bezeichnen. Voran fliegt die Fama, die Ansteckung überallhin verbreitend. Der Karren führt diejenigen, welche ihm folgen, zu einer der drei Pforten, die man im Hintergrunde sieht, d. i. das Narrenhaus, das Spital und das Armenhaus.



Münzen zu vollem Nennwert ausgegeben. Da das alles nicht hinreichte, um das ungeheure Defizit zu beseitigen, die Berufung der Reichsstände aber dem Regenten sehr unbequem werden konnte, so geriet er in die Schlingen eines waghalsigen Spekulanten.

John Law und seine Schwindelbank.

Der Schotte John Law, 1671 als Sohn eines Goldschmiedes geboren, dann in London ansässig, wegen eines Duells nach Holland flüchtig, seit 1708 in Paris, hatte in Amsterdam den tiefsten Eindruck von dem großartigen Geldverkehr dieser Welthandelsstadt empfangen und sich eine volkswirtschaftliche Anschauung gebildet, die im einzelnen manches Richtige enthielt, aber im ganzen völlig verfehlt war. Von der Beobachtung, daß der Reichtum eines Volkes zu raschem Umsatz des Geldes führe, zog er den Schluß, daß ein solcher an sich den Reichtum vermehre, daß es also darauf ankomme, zu seiner Förderung möglichst viel Umsatzmittel (Wertzeichen) zu schaffen, was am einfachsten durch Gründung von Noten- (Zettel-) banken nach dem


N.° 149277 Cent livres Tournois.

LA BANQUE promet payer au Porteur à vüe Cent livres Tournois en Especes d'Argent, valeur reçeüe. A Paris le premier Janvier mil sept cens vingt.

Vû p.r le S.r Fenellon.

Signé p.r le S.r Bourgeois.

Controllé p.r le S.r Durevest.

169. Verkleinertes Faksimile einer Note der Lawschen Bank.

Muster der in London und Amsterdam bestehenden geschehen könne. So erwirkte er vom Herzog von Orléans, mit dem er zuerst als vortrefflicher Gesellschafter und ebenso gewandter als glücklicher Spieler in Verbindung getreten war, die Erlaubnis zur Gründung einer Privatbank (Mai 1716), die, unter staatliche Aufsicht und Laws alleinige Leitung gestellt, mit einem Kapitale von 6 Millionen Livres in Aktien zu 5000 Livres ausgestattet sein sollte. In der That gewann sie durch pünktliche Geschäftsführung bald berechtigtes Vertrauen, Handel und Gewerbe begannen sich wieder zu beleben, denn der Zinsfuß für Wechsel ging auf sechs, schließlich auf vier Prozent herab, während vorher nicht unter 30 Prozent Geld zu haben gewesen war. Diese günstigen Erfolge veranlaßten bereits im April 1717 die Verwandlung der Bank in eine Staatsanstalt, deren Noten alle Staatskassen anzunehmen gehalten wurden.

Die Mississippigesellschaft u. Louisiana.

Zum Unglück aber verband nun bald darauf Law sein bis jetzt richtig gedachtes Unternehmen mit einer von vornherein verfehlten Handelsspekulation, der Mississippigesellschaft. Sie sollte die Kolonisierung und Ausbeutung Louisianas, wo man reiche Goldadern zu finden hoffte, in Angriff nehmen (s. Bd. VI, S. 530). Was bis dahin dort

geschehen, sah in der That kläglich aus. Von der Kolonie, die im Jahre 1699 an der sumpfigen Mündung des Mississippi gegründet, 1701 nach dem unschiffbaren Mobile verlegt worden war, waren im Jahre 1712 nur noch 28 Familien im elendesten Zustande übrig, und ebenso hatte der Versuch eines französischen Kaufmanns, Crozet, auf Grund eines für 15 Jahre ihm erteilten Privilegs von dort aus den Schleichhandel nach Mexiko im großen zu betreiben, verdientermaßen zu keinem Ergebnis geführt. Von diesem kaufte die Mississippigesellschaft (Compagnie d'occident) den Freibrief, gab Aktien im Betrage von 100 Mill. Livres aus und verkaufte diese wieder größtenteils





170. John Law.

Nach dem Gemälde von Hyacinthe Rigaud gestochen von G. F. Schmidt.

an die Staatsbank, die dadurch mit ihr in die engste Verbindung trat. Niemand hegte irgendwelchen Zweifel an der Sicherheit und den glänzenden Aussichten des Unternehmens. Die Aktien stiegen rapid, und die Noten der Bank verdrängten allmählich alles Metallgeld aus dem Großverkehr, weil alles Aktien kaufte; ja alle Staatskassen füllten sich mit diesen Papieren. Der Kredit der Bank wurde vollends unzweifelhaft, als der Regent ihr die Generalpacht der Steuern, schließlich auch des Tabaksmonopols und des Münzregals übertrug. Dafür gab ihm die Bank ein Darlehen von 1500 Mill. Livres zu 3 Prozent, er bezahlte damit seine eignen Schulden und verwandelte etwa drei Viertel der sehr hoch zu verzinsenden Staatsschuld in eine sehr niedrig verzinste, indem er für die Staatsschuldscheine Bankaktien gab. Da dies

die Nachfrage nach den Noten der Bank noch mehr belebte, so trug Law kein Bedenken, diese allmählich um noch 900 Mill. Livres zu vermehren, während doch die Bank nicht ein Zehntel dieses Betrages in Metallgeld besaß. Ganz Frankreich wurde nun von einer Art Schwindel erfaßt. Alle Stände, die Geistlichen nicht ausgenommen, drängten sich zu einem rasenden Börsenspiel, selbst Mündelgelder wurden eingezogen und in Banknoten angelegt, im Handumdrehen kolossale Vermögen erworben und wieder verloren, die ehrliche Arbeit wich der atemlosen Jagd nach leichtem Gewinn und üppigem Genuß. Law selbst wurde mit Ehren überhäuft, nach seinem Übertritt zur katholischen Kirche Generalkontrolleur der Finanzen und Mitglied der Akademie. Und doch vermochte kein Mensch vor der Frage standzuhalten, auf welcher realen Grundlage denn eigentlich die Hoffnungen auf so unerhörten Gewinn beruhten. Denn mit Mühe gelang es, einige Tausend Deutsche und Schweizer als Kolonisten anzuwerben und ein paar Hundert freigelassene Verbrecher hinüberzuschicken oder arme Leute, die man einfing. So entstand im Jahre 1717 New Orleans (Orléans nouvelle); aber die meisten Ansiedler erlagen der ungesunden Sumpfluft, und die Stadt bestand bald nur noch aus einigen Holzhütten mit 200 Menschen.

Der Zusammenbruch.

Am ehesten stiegen in Law selber Zweifel am Gelingen seines waghalsigen Unternehmens auf; er begann sich schon im Jahre 1719 durch Gutskäufe zu sichern, und da nun die erwarteten Erträge der zu entdeckenden Goldminen ausblieben, so fielen allmählich die Aktien im Kurs. Die Regierung widerstrebte anfangs, erließ sogar das Verbot, daß keiner mehr als 500 Livres in Metallgeld besitzen dürfe, um die Spekulation aufzumuntern, aber schon im Mai 1720 verfügte sie, daß die Aktien allmählich auf den Nominalwert zurückgebracht werden sollten, und verbot den Staatskassen die Annahme der Banknoten. Das gab das Zeichen zum jähen Zusammenbruch. Alles forderte von der Bank die Barzahlung; dem konnte sie nicht genügen, und schließlich vernichtete die Regierung den tief erschütterten Kredit vollends, indem sie sämtliche Noten außer Kurs setzte (20. Oktober 1720). Es war der offene Staatsbankrott. Vor den Todesdrohungen der Betrogenen flüchtete Law ins Ausland, sein Vermögen wurde eingezogen, und er starb arm in Venedig. Ungeheure Verluste und eine langnachwirkende Erschütterung alles Vertrauens waren die Nachwirkungen des großen Schwindels, denn etwa 2000 Mill. Livres Forderungen an die Bank und an die Kompanie blieben unbezahlt. Nur die Staatskasse hatte noch durch Erleichterung der Schuldenlast einige Vorteile, aber das Gleichgewicht im Staatshaushalt herzustellen, gelang so wenig, daß im Jahre 1722 die städtischen Ämter wieder zum Verkauf ausgeboten wurden.





171 und 172. Spottmünze auf John Law. (Königliches Münzkabinett zu Berlin.)

Louisiana Kronkolonie.

Louisiana verfiel mit dem Zusammenbruche der Lawschen Schwindelunternehmungen der Verachtung und Vernachlässigung. Dazu kamen Kämpfe mit den Indianern, namentlich dem Stamme der Natchez, die 1729 einen verheerenden Einfall in die Ansiedelungen machten und dafür auf einem blutigen Rachezug fast ausgerottet wurden. Da die Mississippigesellschaft sich nicht halten konnte, so übernahm 1732 die Krone die Kolonie. Aber sie entwickelte sich so langsam, daß sie um 1740 nur 5000 Weiße und 2500 Negersklaven zählte. Erst mit dem Anbau des Zuckerrohres begann eine bessere Zeit.



173. Kardinal Guillaume Dubois, französischer Premierminister.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Der Kirchenstreit.

Wie die Regentschaft auf politischem Gebiete wieder in die Bahnen Ludwigs XIV. zurücklenkte, so ging es schließlich auch auf kirchlichem Gebiete. Anfangs schien es, als ob Orléans, kein Freund der Jesuiten, den noch immer unentschiedenen jansenistischen Streit (s. S. 128 ff.) im Sinne der Jansenisten beenden werde. Die Vertriebenen kehrten zurück, Noailles erhielt seinen Sitz im geistlichen Rate wieder, und im März 1717 erklärten vier angesehene Bischöfe in einer Sitzung der Sorbonne die Bulle Unigenitus für verwerflich und appellierten vom Papst an ein allgemeines

Konzil. Die Sorbonne schloß sich an, und da Clemens XI. die angefeindete Bulle in einem scharfen Breve bestätigte (August 1718), die Bischöfe aber mit der Sorbonne sich dagegen verwahrten und das Parlament das Breve sogar unterdrückte, weil es den gallikanischen Freiheiten zuwiderlaufe (Juni 1719), so schien eine Kirchenspaltung bevorzustehen. Das wurde nur durch Dubois' Einfluß verhindert, der, trotz seiner Roheit und seines verworfenen Lebenswandels schon Erzbischof von Cambrai war und den Kardinalshut erstrebte. Kardinal Noailles entwarf nämlich auf seine Anregung eine vermittelnde Auslegung der Bulle, und diese nahmen 40 Bischöfe an (August 1720), worauf ein Edikt der Regierung die Beobachtung der Bulle in Frankreich gemäß dieser Auslegung verfügte, und das Parlament, wenngleich nur unter starken Vorbehalten, dies Edikt registrierte (Dezember 1720). Der Streit schien abgethan, Dubois erhielt zum Skandal aller ehrlichen Leute den Kardinalshut (Juli 1721); aber es hatte sich gezeigt, daß das Königtum auch jetzt die Rechte der gallikanischen Kirche so wenig zu schützen gewillt sei, wie in der letzten Zeit Ludwigs XIV., in seiner Haltung sich vielmehr ganz und gar durch äußerliche Rücksichten bestimmen lasse.

Tod des Regenten.

Für Dubois schien damit die glänzendste Zeit erst angebrochen zu sein. Wie Richelieu übernahm er als Premierminister die Leitung der Regierung. Aber nach wenigen Jahren raffte ihn der Tod hinweg (10. August 1723), und noch in demselben Jahre endete ein Schlagfluß auch das Leben des Regenten in den Armen einer Buhlerin (7. Dezember 1723) so plötzlich, daß das Volk meinte, nach Ablauf des Vertrages habe ihn der Teufel geholt. Ein Jahr zuvor war ihm seine treffliche Mutter vorangegangen (8. Oktober 1722), der dieser Sohn so viel Kummer bereitet hatte, ohne übrigens die kindliche Ehrfurcht ihr gegenüber jemals aus den Augen zu setzen, eine der wenigen Lichtseiten seines Charakters. Sein Nachfolger wurde der Herzog Ludwig Heinrich von Bourbon, der Enkel des „großen" Condé (1723—26).

Die spanische Politik unter Philipp V.

Giulio Alberoni.

Die auswärtige Politik Englands wie Frankreichs wurde, wie schon erwähnt, wesentlich durch die Rücksicht auf Spaniens Haltung bestimmt, und dessen Regierung wieder lag nicht in den Händen des unfähigen und unselbständigen Königs Philipp V. (1701—46), sondern bedeutender Minister. Der erste von ihnen, Giulio Alberoni, kam empor durch Philipps V. Gemahlin Elisabeth von Parma (1714), nachdem diese, eine hochstrebende stolze Dame, die bisher allmächtige Fürstin Orsini sofort nach ihrem Eintreffen auf spanischem Boden beseitigt hatte. Alberoni war armer Leute Kind aus der Gegend von Piacenza, dann in den geistlichen Stand getreten, später als Erzieher eines jungen Italieners nach Frankreich, endlich als Sekretär des Marschalls Vendôme nach Madrid gekommen. Von ihm empfohlen, trat er ins spanische Kabinett und gewann schließlich den Purpur des Kardinals. Große Pläne zum Heile Spaniens erfüllten die Brust des begabten und ehrgeizigen Mannes. Die vernachlässigten Hilfsquellen des Landes sollten durch eine thatkräftige Regierung entwickelt, Heer und Flotte instand gesetzt, die verlorenen italienischen Lande wiedererobert, neue Gebiete für die Kinder der Königin Elisabeth dazu gewonnen werden. In kurzer Zeit gelang dem Minister wirklich Erstaunliches. Die Finanzen wurden leidlich geordnet, Fabriken gegründet und unterstützt durch Heranziehung von Engländern und Holländern. In Cadiz entstand eine Marineschule, in Barcelona und Pamplona neue Citadellen, in Ferrol ein neuer Hafen, eine stattliche Flotte und Armee wurden mit spanischen Erzeugnissen ausgerüstet.

Die Spanier gegen Sardinien und Sizilien.

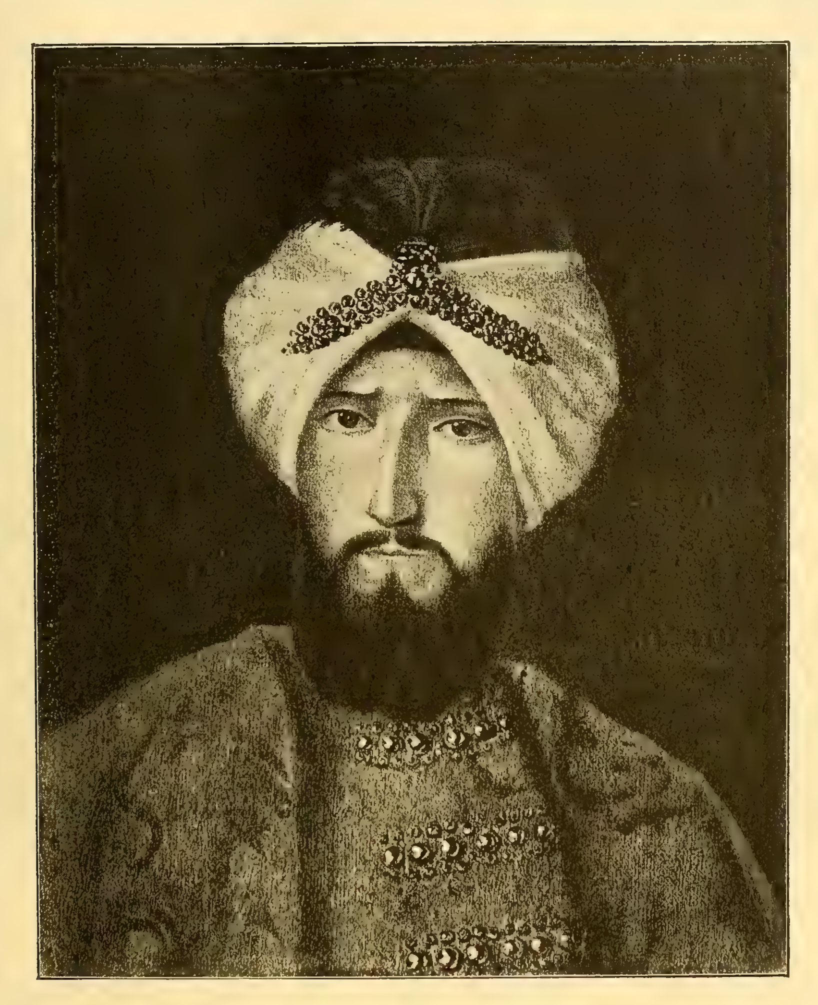
Gleichzeitig knüpfte Alberoni auch mit allen Gegnern der neuen Ordnung Verbindungen an, mit Jakob Stuart, mit den natürlichen Söhnen Ludwigs XIV., die Philipp von Orléans aus der Gewalt verdrängt hatte, mit den französischen Ultramontanen, und im August 1717 erschien ein spanisches Geschwader von zwölf Linienschiffen und 100 Transportfahrzeugen mit 8600 Mann trefflich geschulter und ausgerüsteter Landungstruppen im Mittelmeer. Cagliari auf Sardinien wurde besetzt, dann die ganze



174. Kardinal Giulio Alberoni.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Insel unter dem Beifall der mit der neuen Verwaltung unzufriedenen Eingeborenen erobert. Im Juli des nächsten Jahres 1718 segelte eine noch viel größere Streitmacht, 400 Segel mit 55 000 Mann, nach Sizilien, nahm Palermo und Messina und belagerte die Citadelle der letzteren Stadt. Dieser drohenden Gefahr eines neuen europäischen Krieges setzten England und Frankreich am 18. Juli 1718 ein enges Bündnis zur Aufrechterhaltung des Utrechter Friedens entgegen; Karl VI. aber, in seinen italienischen Besitzungen angegriffen, beendete den bis dahin glänzend geführten

Türkenkrieg durch den Frieden von Passarowitz (s. unten) und trat am 2. August dem Bündnis bei, das durch den Anschluß Hollands im nächsten Jahre sich in eine Quadrupelallianz verwandelte. Gleichzeitig erschien eine englische Flotte unter Admiral Byng in den sizilischen Gewässern, und da die Spanier die Räumung der Insel verweigerten, so vernichtete er die spanische Flotte in der Seeschlacht am Kap Passaro

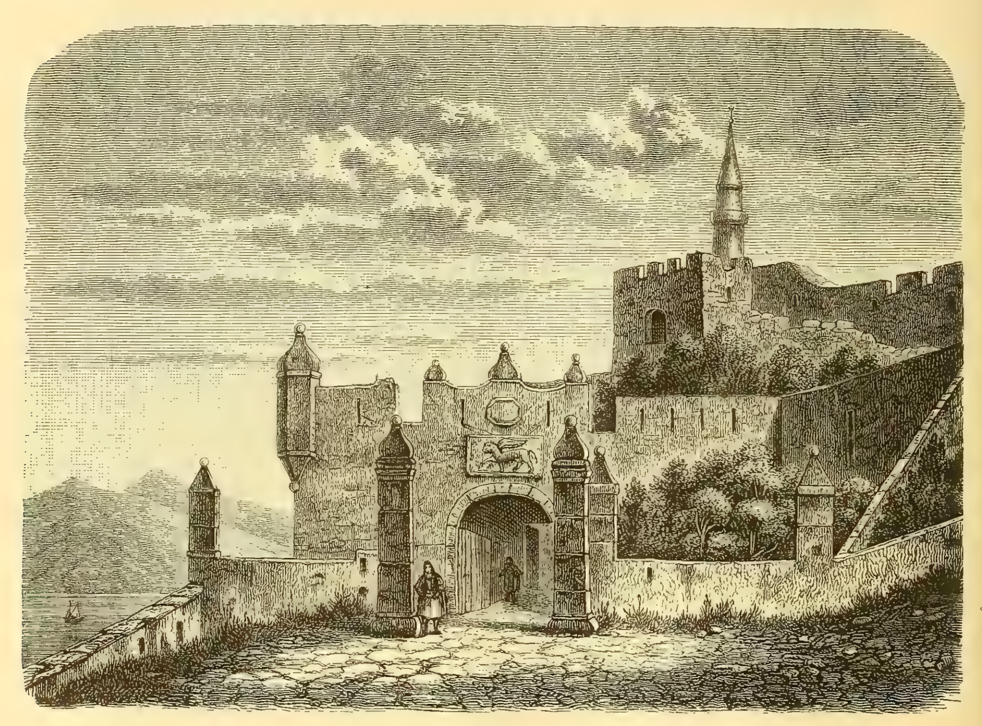


175. Sultan Ahmed III. (Zu S. 240.)
Nach einem gleichzeitigen Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

an der Südostecke der Insel (11. August 1718). Ein französisches Heer aber ging über die Pyrenäen und nahm St. Sebastian und Fuentarabia. Auch in Frankreich selbst wurde die spanische Partei durch die Verbannung des Herzogs von Maine und die Ausweisung des spanischen Gesandten Cellamare unschädlich gemacht und somit Gefahren abgewendet, welche die Zeitgenossen an die Fronde erinnerten. Zwar gab nun Alberoni seine Sache noch nicht auf, sondern ließ in Cadiz eine neue Flotte rüsten, aber am spanischen Hofe hatte er den Boden verloren, und der englische Bevollmächtigte Lord Peterborough bewirkte vollends seinen Sturz (5. Dezember 1719). Er starb erst im Jahre 1752 zu Rom. Schon im Januar 1720 kam dann im

Haag der Friede zustande. Sizilien wurde wieder mit Neapel vereinigt, dafür Sardinien an Savoyen gegeben; die spanischen Bourbonen aber sollten für ihre Ansprüche durch die Anwartschaft entschädigt werden, die Elisabeths Sohn Don Carlos auf Parma und Toscana erhielt, im Falle hier das Haus Medici aussterbe. Zwischen Frankreich und Spanien sollte die Verlobung Ludwigs XV. mit einer Tochter Philipps V. eine engere Verbindung herstellen.

Auf die österreichischen Verhältnisse hat der kurze Krieg, obwohl der habsburgische Besitz eher gewann als verlor, doch einen sehr ungünstigen Einfluß geübt, denn er verhinderte die volle Ausbeutung der glänzenden Türkensiege Prinz Eugens.



176. Venezianisches Thor zu Koron (Morea).

Österreich und die Türkei.

Die Türken gegen Morea.

Von dem glücklichen Ausgange des Krieges gegen Rußland wieder mit Zuversicht erfüllt und über die Spannung zwischen den europäischen Mächten nach dem Ausgange des Spanischen Erbfolgekrieges sehr wohl unterrichtet, brach Sultan Ahmed III. (1702—30) den Krieg zunächst mit Venedig vom Zaune. An Vorwänden konnte es nicht fehlen. Der Wladika von Montenegro (s. Bd. VI, S. 727), Danilo Petrowitsch, hatte in der Christnacht des Jahres 1703 die Tschernagorzen zu einer furchtbaren Erhebung fortgerissen, der alle im Lande weilenden Mohammedaner zum Opfer fielen, und behauptete seitdem eine thatsächliche Unabhängigkeit mit dem Rechte, seinen Nachfolger zu ernennen. Aber als sich die Montenegriner auf den Ruf Peters des Großen (s. S. 206) erhoben und im Juli 1712 ein großes türkisches Heer unter Ahmed Pascha bei Podgoriza durch nächtlichen Überfall vernichtet hatten, brachen im Jahre 1714 die Türken mit erdrückender Übermacht in dem Berglande ein, verwüsteten alles und trieben die Montenegriner teils in die unzugänglichsten Fels-

klüfte, teils über die Grenze, wo sie im venezianischen Cattaro Zuflucht fanden. Als nun Venedig ihre Auslieferung verweigerte und auch die türkischen Beschwerden über die Begünstigung der maltesischen Kaperfahrten kein Gehör dort gefunden hatten, erklärte die Pforte im Dezember 1714 ganz unerwartet den Krieg und ließ im Frühjahr 1715 ein Heer von 100000 Mann mit einer Flotte von 100 Galeeren und Galeassen und 60 andern Kriegsschiffen unter dem Großwesir Damad Ali Pascha gegen Morea vorrücken. Dort hatte die venezianische Regierung seit der Zeit Morosinis (s. Bd. VI, S. 767 f.) für die Hebung des Wohlstandes durch Neuordnung der Verwaltung und Rechtspflege, durch Entwickelung des Gemeindelebens und der Waffentüchtigkeit, durch Bau von Straßen und Ansiedelung griechischer Einwanderer vom Festlande manches gethan. Die Einwohnerzahl stieg infolgedessen von kaum 100000 Seelen — so weit hatte der Krieg die Bevölkerungsziffer heruntergebracht (vgl. Bd. VI, S. 728) — bis zum Jahre 1701 auf über 200000 und wuchs seitdem noch rascher; Ackerbau und Gewerbe begannen sich zu regen, Schulen wurden errichtet, die öffentliche Sicherheit ließ wenig zu wünschen übrig, und die Befestigungsarbeiten, welche die Venezianer in Nauplia auf dem steilen Palamidi, in Castel di Morea, Modon und am Isthmus von Korinth aufführten, schienen auch gegen türkische Angriffe Schutz zu versprechen. Aber die tiefgewurzelte Abneigung der Eingeborenen gegen die römisch-katholischen Herren hatten sie nicht zu überwinden vermocht; die Festungswerke waren noch unvollendet und mit nicht mehr als 8000 Mann Söldnertruppen besetzt, die Flotte zählte nur 17 Schiffe. Mit leichter Mühe nahmen deshalb die Türken Ägina und Korinth, und im Juli 1715 erschien der Großwesir, unterwegs alles verheerend, vor der stärksten Festung der Halbinsel, Nauplia. Nach tapferem Widerstande des Provveditore Alessandro Bono nahmen die Osmanen die Stadt mit Sturm und machten dabei alles nieder. Geschreckt dadurch, übergaben die Besatzungen rasch auch die noch übrigen Plätze, so Castel di Morea, Modon, Koron, selbst das unbezwingliche Felsennest Monembasia (Malvasia); auch Santa Maura räumten die Venezianer, und triumphierend zog der Großwesir an der Seite des Sultans in Adrianopel ein (Dezember 1715).

Ausbruch des österreichisch-türkischen Krieges; die Türken auf Korfu.

Bisher hatte sich Österreich neutral gehalten, als Prinz Eugen den dringenden Bitten des venezianischen Gesandten Gehör verschaffte und im April 1716 ein Schutz- und Trutzbündnis beider Staaten zustande brachte. Österreichs Forderung, den Zustand, wie ihn der Friede von Karlowitz festgestellt, gegenüber Venedig wiederherzustellen, beantworteten die Türken mit der Kriegserklärung. Das Hauptheer führte der Großwesir Ali von Adrianopel über Nissa gegen Belgrad, ein andres landete unter dem Kapudan Pascha (Großadmiral) Kara Mustafa auf Korfu (Juli 1716). Doch schon 1715 war der im Nordischen Kriege bewährte deutsche General Graf Matthias Johann von Schulenburg (s. oben S. 197 f.) auf Prinz Eugens Befürwortung in venezianische Dienste getreten, hatte 18000 Mann deutsche Truppen geworben und die Festungswerke von Korfu eiligst in Verteidigungszustand gesetzt. Seine ebenso umsichtige als heldenmütige Verteidigung rettete die Hauptstadt und zwang die Osmanen nach einem mißlungenen Sturme (19. August) zum Abzuge mit Zurücklassung des Belagerungsgeschützes (September 1716). Die dankbare Republik errichtete dem tapferen deutschen Offizier auf der Stätte seines Ruhmes ein Denkmal (1718). Er aber nahm gleich danach Butrinto an der albanischen Küste, dann noch Prevesa und Vonizza am Eingange des Meerbusens von Arta.

Prinz Eugens Siege.

Freilich trugen zu solchen Erfolgen auch die Nachrichten bei, die von der Donau einliefen. Am 15. August 1716 faßte Prinz Eugen, den mehr als zwanzig junge deutsche Fürsten umgaben, die Türken bei Peterwardein und brachte ihnen binnen fünf Stunden eine vernichtende Niederlage bei. Ali wurde tödlich verwundet, 114 Kanonen,



177. Plan der Schlacht bei Belgrad. Nach Arneth, „Prinz Eugen“.

150 Fahnen erbeutet. Die nächste Folge war die Übergabe von Temesvár, das nach tapferer Gegenwehr am 12. Oktober kapitulierte, die letzte Festung der Türken nördlich der Donau, und kecke deutsche Reiterscharen streiften bis Jassy und Bukarest. Im nächsten Frühjahr vollends strömten zahlreiche Freiwillige aus Deutschland zum kaiserlichen Heere, scharenweise stellten sich auch die Serben unter die kaiserlichen Fahnen, um ihre Unabhängigkeit zu erfechten, der Krieg nahm einen nationalen Charakter an, und ein neuer glorreicher Sieg krönte die Anstrengungen. Vor Belgrad, das Eugen mit 80000 Mann bedrohte, lagerte sich der neue Großwesir Chalil Pascha mit 150000 Mann südlich der Stadt. Er beabsichtigte, die Kaiserlichen von Belgrad abzuziehen und sich dadurch den Weg zum Vorstoß nach Ungarn zu öffnen. Deshalb hatte er sich mit dem in Belgrad kommandierenden Mustafa Pascha über einen gemeinsamen Angriff auf Prinz Eugen verständigt und den 16. August zur Ausführung des Planes bestimmt. Durch Verrat darüber unterrichtet, kam jedoch Eugen den Türken zuvor. Um sich aus der gefährlichen Lage zwischen der Festung und dem feindlichen Heere zu befreien, ging er dem Großwesir entgegen und erfocht am 16. August 1717 in wenigen Stunden den glänzendsten Sieg seiner langen Feldherrnlaufbahn, dessen Andenken noch heute im Volksliede lebt, denn damals klang zuerst in seinem Heere die Weise „Prinz Eugenius der edle Ritter“. Das ganze türkische Lager mit unermeßlicher Beute fiel den Kaiserlichen in die Hände; ihre Generale tafelten nach der Schlacht in dem prächtigen Zelte des Großwesirs. Wenige Tage nach der Schlacht, am 22. August, fiel Belgrad, der Schlüssel Ungarns, durch Übergabe, dann auch noch Schabaz, Semendria, Widdin und Orsowa. Noch waren die Türken willens, den Krieg fortzusetzen, als der Kaiser, in seinen italienischen Besitzungen von Spanien angegriffen, der Vermittelung der Seemächte Gehör schenkte. Am 21. Juli 1718 kam nach langen Verhandlungen in Passarowitz (serb. Posharewatz) bei Semendria der Friede zustande, der glorreichste, den Österreich mit den Türken jemals geschlossen hat. Zwar mußte Venedig Morea aufgeben und sich mit der Behauptung von Korfu, Santa Maura und Cerigo, sowie seiner Eroberungen in Albanien begnügen, feste Stellungen, die durch Schulenburg noch weiter verstärkt wurden, aber Österreich erhielt den Banat, die kleine Walachei bis zur Aluta und den größten Teil Serbiens bis gegen Nissa hin mit Belgrad. Die Eroberung aller Lande bis zur Donaumündung erschien jetzt nur noch als eine Frage der Zeit.



178 und 179. Denkmünze auf den Sieg bei Belgrad am 16. August 1717.

(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen zu Wien.)

Die Pragmatische Sanktion und Jülich-Berg.

Der Erlaß der Pragmatischen Sanktion und Prinz Eugen.

Nicht dieser Gedanke hat jedoch Karls VI. auswärtige Politik in erster Linie bestimmt, sondern der Plan, die anschwellende Ländermasse seines Hauses auch nach seinem Tode in einer Hand vereinigt zu halten. Er hatte deshalb schon am 19. April 1713 ein neues Grundgesetz, bekannt unter dem Namen der Pragmatischen Sanktion, verkünden lassen, nach dem für den Fall, daß er ohne männliche Nachkommen bleibe, das Erbrecht in allen seinen Landen an die Töchter, und erst in Ermangelung solcher auf die Töchter Josephs I. und deren männliche wie weibliche Nachkommenschaft übergehen sollte. Da nun der einzige Sohn Karls VI., der am 13. Mai 1716 geborene Leopold, schon am 4. November desselben Jahres starb, so mußte der vorhergesehene Falle eintreten, im Widerspruch allerdings mit der Erbfolgeordnung Leopolds I., nach der die Töchter des älteren Sohnes Joseph I. denen des jüngeren, Karls VI., voranzugehen hatten. Die nächste Aussicht eröffnete sich nun für Karls VI. älteste Tochter Maria Theresia (geb. 13. Mai 1717), und fortan drehte sich die gesamte österreichische Politik darum, ihr Anrecht bei allen europäischen Staaten zur Anerkennung zu bringen, wiewohl Prinz Eugen mit Recht bemerkte, die beste Bürgschaft für die Gültigkeit der Pragmatischen Sanktion sei ein Heer von 200000 Mann. Aber eine Zeitlang schien es, als ob Prinz Eugen sein Ansehen am Wiener Hofe verloren habe. Er hatte viel zu große Verdienste, als daß sie nicht den Neid kleiner Seelen hätten erregen sollen, die dem stolzen Kaiser vorredeten, daß der Ruhm des großen Feldherrn das Ansehen des Monarchen verdunkle. An der Spitze dieser Mißgünstigen standen Graf Michael Althan, der Liebling des Kaisers, und der böhmische Kanzler Graf Leopold Schlick, und die Kritik, die Eugens alter Gegner, Graf Guido von Starhemberg, an der Kriegführung des Prinzen übte, kam ihnen zu Hilfe. Dahinter aber stand die bei Karl VI. lange Zeit übermächtige spanische Partei. Denn er hatte es nie verwinden können, daß er die spanische Krone verloren hatte, und daher auch den folgenschweren Mißgriff begangen, die Verwaltung der neuerworbenen spanisch-italienischen Gebiete ganz auf dem alten spanischen Fuße zu lassen und die Oberleitung einem „spanischen Rate" in Wien zu übertragen. Da Eugen mit allem Nachdruck für eine streng österreichische Interessenpolitik eintrat, so sah die spanische Partei in ihm mit Recht ihren gefährlichsten Gegner und suchte ihn zu stürzen. Dabei fand sie, abgesehen noch von jenen persönlichen Neidern des Prinzen, ihren besten Bundesgenossen in dem König Viktor Amadeus, der nach dem Besitze des österreichisch gewordenen Mailand strebte. Mit Hilfe eines politischen Abenteurers, des Abbate Tedeschi, und des Reichshofrats Grafen Johann Friedrich von Nimptsch, gelang es, dem Kaiser die Ansicht beizubringen, daß Prinz Eugen sich mit ehrgeizigen Plänen zu gunsten des wittelsbachischen Hauses trage. Allein durch einen Kammerdiener des Grafen Nimptsch von diesen geheimen Umtrieben unterrichtet, begab sich Eugen geradeswegs zum Kaiser, forderte volle Genugthuung und drohte, wenn sie ihm verweigert werde, alle Ämter niederlegen und ganz Europa zum Richter über die ihm widerfahrene Kränkung aufrufen zu wollen. Karl VI. ließ sich überzeugen und ordnete eine strenge Untersuchung an, der, wie gewöhnlich, nur die untergeordneten Werkzeuge des Ränkespiels zum Opfer fielen. Tedeschi wurde im Dezember 1719 zu öffentlicher Auspeitschung, Graf Nimptsch zum Verlust seines Amtes und zweijähriger Festungshaft



180. Kaiser Karl VI.

Nach dem Gemälde von Mart. von Meytens.

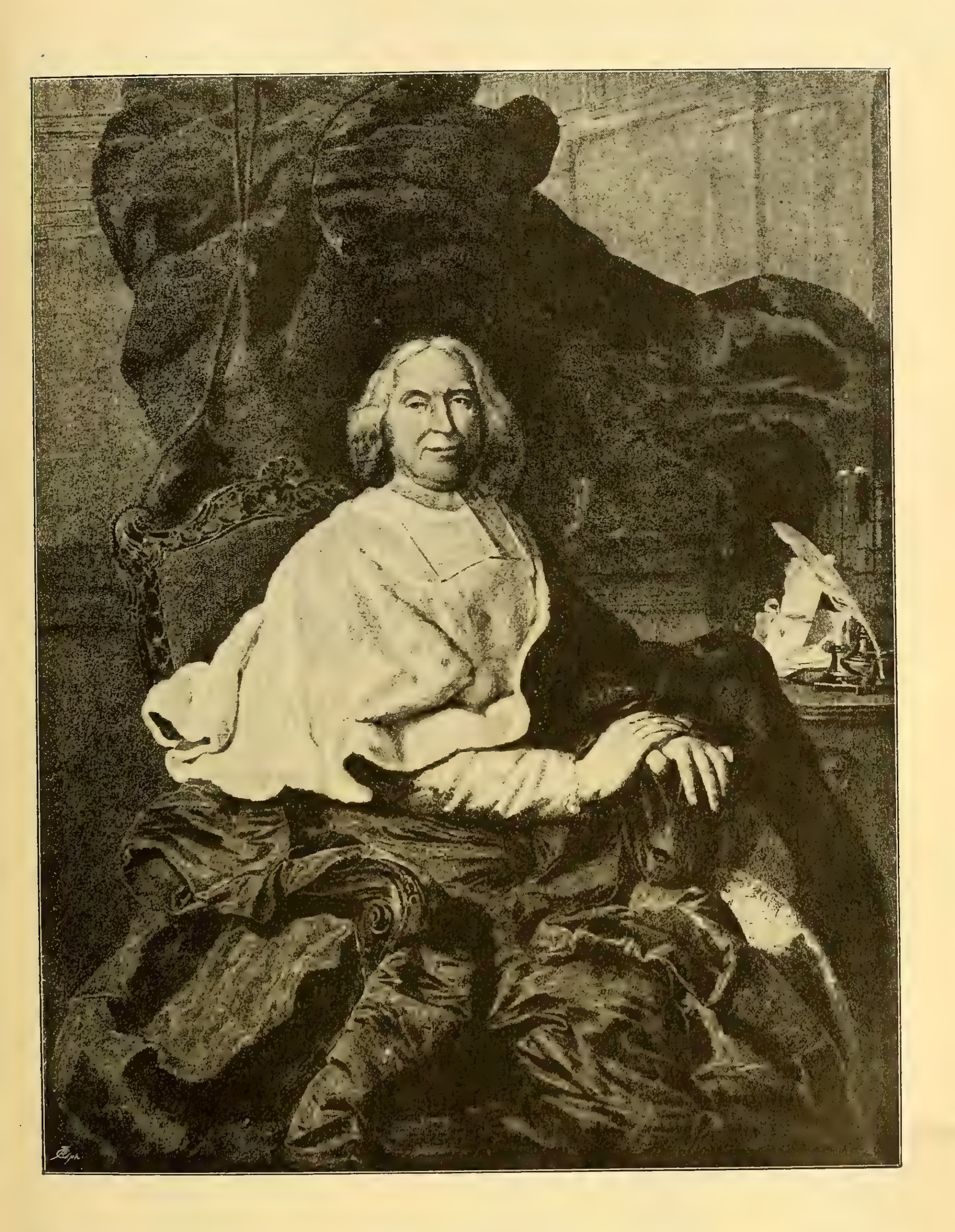
verurteilt. Seitdem stellte sich das alte Verhältnis zwischen dem Kaiser und dem Prinzen Eugen bald völlig wieder her, und nach dem Tode des Grafen Althan 1722 war er thatsächlich der oberste Ratgeber Karls VI., der ohne ihn nichts Bedeutendes mehr that. Nur hier und da suchte ihm die spanische Partei das Feld noch streitig zu machen und benutzte dazu vor allem die Frage, wie die Pragmatische Sanktion allenthalben zur Anerkennung zu bringen sei.

Österreichisch-spanisches Bündnis.

Zunächst gelang die Verständigung mit Spanien. Hier hatte Philipp V., des Regierens in Spanien müde, im Januar 1724 zu gunsten seines Sohnes Ludwig der Regierung entsagt, um bei dem damals sicher erwarteten Tode Ludwigs XV. für den französischen Thron frei zu werden. Als dieser nicht erfolgte, wohl aber sein eigner Sohn am 31. August an den Blattern starb, kehrte Philipp auf den Thron zurück, und sein leitender Minister wurde der Freiherr, später Herzog, Johann Wilhelm von Ripperda, ein Holländer, ursprünglich aber spanischer Abkunft (geb. 1665), später holländischer Gesandter in Spanien und Alberonis rechte Hand, der sich der höchsten Gunst der Königin Elisabeth erfreute. — Er kam selbst im November 1724 nach Wien, um, wie seine Instruktion besagte, ein Bündnis gegen die Türken und Protestanten zu schließen, also die beiden katholischen Mächte zu vereinigen. Im Hintergrunde aber stand der Plan, durch die Vermählung des Infanten Don Carlos mit Maria Theresia eine Vereinigung der spanischen und österreichischen Länder, also die Wiederherstellung der Monarchie Karls V. anzubahnen, zugleich nach Alberonis System das spanische Reich so zu kräftigen, daß es den Kampf mit England um die Handelsherrschaft aufnehmen könne. Um jenen Gedanken entspann sich nun ein heftiger Streit der spanischen und deutschen Partei am Wiener Hofe. Endlich erfocht die erstere wenigstens einen halben Sieg, denn eben damals zerriß die rücksichtslose Art, wie der französische Hof die ihm zur Erziehung anvertraute Verlobte Ludwigs XV. als zu jung zurückschickte, um diesen mit Maria Leszczinska, einer ergebenen Schülerin der Jesuiten, zu vermählen (März 1725), jede spanisch-französische Verbindung und zwang Spanien zu Zugeständnissen gegenüber dem Kaiser. So erkannte Spanien in den Verträgen, welche am 30. April und 1. Mai 1725 in Wien unterzeichnet wurden, die Pragmatische Sanktion an, schloß mit Österreich ein Schutz- und Trutzbündnis besonders zur Wiedereroberung Gibraltars und Menorcas und gewährte einen günstigen Handelsvertrag; dagegen versprach der Kaiser in einem geheimen Artikel, die Erbfolge in Jülich-Berg nach dem Aussterben des Hauses Pfalz-Neuburg dem katholischen Hause Pfalz-Sulzbach zuzuwenden (s. unten), und verhieß in einem neuen Traktat (im August desselben Jahres), zwei seiner drei Töchter mit zwei spanischen Infanten zu vermählen. Diesem Vertrage trat dann auch Kurpfalz bei, als der Kaiser dem Hause Pfalz-Sulzbach das Erbrecht in Jülich-Berg gewährleistete (16. August 1726). Seitdem bestand mehrere Jahre hindurch das beste Einvernehmen zwischen Österreich und Spanien.

Kardinal Fleury.

Dies zwang nun wieder die Westmächte zu engerem Anschluß. Befestigt wurde dies Verhältnis durch den Sturz des Herzogs von Bourbon im Juni 1726 und die Erhebung des Bischofs von Fréjus, Kardinal Fleury, des bisherigen Erziehers Ludwigs XV., zum Premierminister (1726—1743), der als Mann von Geist und Verstand, als nüchterner, praktischer Politiker vor allem auf Erhaltung des Friedens, Ordnung der Finanzen und Förderung der Volkswohlfahrt hinarbeitete. Deshalb machten England, Holland und Frankreich auch gemeinsam Front gegen Spanien und Österreich, als jenes Gibraltar zurückforderte und belagerte (seit Februar 1727), und ließen ihre Kriegsflotten auf österreichische und spanische Schiffe Jagd machen.



le Card. de fleury

181. Kardinal Fleury, französischer Premierminister.
Nach dem gleichzeitigen Gemälde von Hyacinthe Rigaud.

Die jülich-bergische Frage.

In bezug auf Österreich war ihnen natürlich für den Fall eines festländischen Krieges Preußens Anschluß von ganz besonderer Wichtigkeit. Friedrich Wilhelms I. Verhältnis zu Österreich hatte sich damals zu einem sehr gespannten gestaltet, besonders infolge der Haltung des Kaisers in der Sache der magdeburgischen Stände (s. unten); außerdem flößte ihm, der sich als Schirmherrn des deutschen Protestantismus fühlte, auch das enge Einvernehmen Österreichs und Spaniens gerechte Besorgnisse ein, und die wieder auftauchende jülich-bergische Erbfolgefrage nötigte ihn, eine Anlehnung zu suchen. Entgegen nämlich dem Vertrage vom Jahre 1666, der für den Fall, daß das dort regierende Haus Pfalz-Neuburg ausstarb, den Hohenzollern die Erbfolge sicherte (s. Bd. VI, S. 692), behauptete der dermalige Herzog von Jülich-Berg und Kurfürst von der Pfalz, Karl Philipp (seit 1716, geb. 1661), das Erbrecht seines Geschlechtes gehe auch auf die Töchter über, von denen die älteste mit dem Erbprinzen Joseph Karl Emanuel von Pfalz-Sulzbach, dem voraussichtlichen Erben der Kurpfalz, vermählt war (1717).

Bund Preußens mit den Westmächten und Rußland.

So kam am 3. September 1725 das **Bündnis von Herrenhausen** (bei Hannover) zwischen Frankreich, England-Hannover und Preußen auf fünfzehn Jahre zustande. Darin versprachen die Mächte einander Beistand zu leisten und die jülich-bergische Frage zu schiedsrichterlicher Entscheidung zu bringen. Da jedoch den Westmächten viel mehr daran lag, sich Preußens Hilfe im Falle eines europäischen Krieges zu sichern, als dem Könige zur Verwirklichung seiner Ansprüche zu verhelfen, so trat bald eine wachsende Verstimmung zwischen den Verbündeten ein, und Friedrich Wilhelm I. sah sich nach einer andern Stütze um. Er konnte diese kaum anderswo finden als in **Rußland**, mit dem er zur Zeit Peters des Großen in gutem Verhältnis gestanden hatte und das jetzt nach Peters Tode Menschikow als allmächtiger Minister Katharinas I. (1723—1727) ganz in den alten Bahnen hielt. Mit ihm schloß er im August 1726 einen Vertrag, in welchem er sich verpflichtete, in der gottorpischen Sache (s. S. 211), in der England gegenüber Rußland auf Dänemarks Seite stand (s. unten), eine neutrale Haltung zu beobachten.

Einvernehmen zwischen Preußen und Österreich.

Die festere Haltung, welche Preußen infolgedessen einnehmen konnte, und die drohende Gefahr eines europäischen Krieges veranlaßten wieder Österreich, sich ihm zu nähern, um die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion zu erlangen. Denn das Verhältnis zu Spanien war wieder in die Brüche gegangen, da Karl VI. nach dem Rate des Prinzen Eugen die Vermählung Maria Theresias mit Don Carlos entschieden ablehnte. Nach dem vorläufigen Abkommen von **Königswusterhausen** (12. Oktober 1726) sprach Friedrich Wilhelm I., von dem kaiserlichen Gesandten, dem Grafen Seckendorf, einem eifrigen Protestanten, dem österreichisch gesinnten Generalfeldmarschall von Grumbkow und Leopold von Dessau bestimmt, in dem „ewigen" Bündnis von Berlin (23. Dezember 1728) diese Anerkennung aus und erhielt dagegen (trotz des älteren österreichisch-pfälzischen Vertrages) die österreichische Bürgschaft seiner Erbfolge in Berg, während er auf Jülich Verzicht leistete. Diese Wiederherstellung des guten Einvernehmens zwischen Berlin und Wien versprach um so mehr Dauer, als es ganz mit den Gesinnungen Friedrich Wilhelms I. übereinstimmte, der zwar an seiner Souveränität eifersüchtig festhielt, aber eine treue Bundesgenossenschaft mit Österreich allen andern Bündnissen vorzog.

Zerfall der Bündnisse.

Naturgemäß wirkte aber dieser Berliner Vertrag umgestaltend auf die Gruppierung der Mächte überhaupt. Zwischen Preußen und England besonders trat sofort eine feindselige Spannung ein, die durch das persönliche Mißverhältnis der beiden so nahe verwandten Fürsten (Georg II. war Friedrich Wilhelms Schwager) noch mehr geschärft wurde, und Königin Elisabeth von Spanien näherte sich, in ihren Hoffnungen auf den kräftigen



Die Belagerung von Gibraltar durch die Spanier i. J. 1727.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

1. Spanisches Lager bei St. Rochj 2. Spanische Batterien. 3. Anmarsch nach Gibraltar. 4. Spanisches Fort und Batterien, welche die englischen Schiffe beschießen. 5. Spanisches Lager vor Gibraltar. 6 Die Festung Gibraltar. 7. Steinerne Batterie 8 Das Schloß. 9. Minen, die in den Felsen gesprengt worden. 10. Die Stadt Gibraltar. 11. Hafen. 12. Englische Schiffe.



Beistand Österreichs getäuscht und an der Verwirklichung ihres Lieblingsplanes, der Heirat des Don Carlos mit Maria Theresia verzweifelnd, den Westmächten. Ripperda stand dieser Wendung nicht mehr im Wege, denn die Erfolglosigkeit seiner Verwaltung hatte schon im Mai 1727 seine Entlassung herbeigeführt (gest. 1737), und der langwierige Friedenskongreß von Soissons seit dem Juni 1728 gab keinerlei bessere Aussichten. Deshalb verständigte sich Spanien mit den Westmächten im Vertrage von Sevilla (9. November 1729). Diese eröffneten dem Infanten Don Carlos die Anwartschaft auf Parma und Toscana; dagegen versprach Spanien, den Utrechter Frieden zu beobachten und zur Auflösung der Ostindischen Handelsgesellschaft in Ostende mitzuwirken, die dem kleinlichen englisch-holländischen Handelsneide ein Dorn im Auge war. Als aber England die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion zusicherte, opferte der Kaiser für diese unter Umständen ganz wertlose Bürgschaft die aufstrebende Ostindische Kompanie (16. März 1731). Es war ein glänzender Sieg der englischen Handelspolitik. Kurz nachher setzte Preußen die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion auch von seiten des Reiches durch, wobei nur Bayern, Sachsen und Kurpfalz wegen eigner Erbschaftsansprüche Verwahrung einlegten (Januar 1732). Damit aber hatte Preußen dem österreichischen Hofe die erwarteten Dienste geleistet; jetzt glaubte dieser, gestützt auf das neue Einvernehmen mit England, sie entbehren zu können, und so mußte Friedrich Wilhelm bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser in Prag im August 1732 es erleben, daß man ihm rund heraus sagte, er werde sich mit einem Teile von Berg begnügen müssen und namentlich die Hauptstadt Düsseldorf nicht erhalten können.

So wurde diese Prager Zusammenkunft „das Grab der Freundschaft mit dem Kaiser", der Anfang zu der folgenschweren Entfremdung zwischen Österreich und Preußen. Die nächsten Jahre sollten die Kluft nur erweitern.



182 und 183. Siegel Kaiser Karls VI.

Osteuropa im Zeitalter des polnischen Thronfolgekriegs.

Alle damals schwebenden europäischen Fragen flossen schließlich zusammen in einem Kriege, der an sich nur Osteuropa berührte, in dem Kampfe um die Ordnung der polnischen Thronfolge; in ihm aber drängte Rußland den europäischen Mächten seinen Willen auf und unterwarf sich bereits thatsächlich Polen.

Rußland unter den ersten Nachfolgern Peters des Großen.

Menschikow als Leiter Rußlands.

Peter der Große hatte seinem Volke die Richtung seiner Entwickelung gewiesen, aber es für seine Neuerungen keineswegs gewonnen. Deshalb rangen seit seinem Tode die Altrussen beständig mit den Anhängern der westeuropäischen Kultur, den Westlern (Sapadniki), und die ganz ungeregelte Thronfolge verschärfte noch den Gegensatz, da sie bald der einen, bald der andern Partei Hoffnungen auf eine Umgestaltung in ihrem Sinne erweckte. Peters I. Nachfolgerin wurde, weniger durch seinen nicht einmal sicher bekannten Willen als durch Menschikows Entschiedenheit, seine Witwe Katharina I. (1725—27), die nun auch, unwissend und roh wie sie war — sie liebte den Branntweinrausch — die Leitung der Geschäfte dem Günstling völlig überließ. Als „Durchlauchtigster Fürst" und Vorsitzender des „Höchsten Geheimen Rats", der im Februar 1726 errichtet wurde und noch über dem Senate stand, regierte Menschikow das Reich unumschränkt. Um sich diese Stellung noch länger zu sichern, setzte er nach Katharinas Tode (17. [6.] Mai 1727) die Erhebung des kaum zwölfjährigen Peter II. (1727—30) durch, der, als Enkel Peters des Großen von dessen Sohn Alexej (s. S. 222), das beste Anrecht hatte, während von andrer Seite die Thronbesteigung der Tochter Peters I., Anna Petrowna, der Gemahlin des Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp (seit Juni 1725), betrieben wurde. Als Regent und Vormund für den Knaben stützte sich Menschikow besonders auf den deutschen Erzieher Peters, den Freiherrn von Ostermann, der zugleich das Amt des Vizekanzlers bekleidete, suchte aber zugleich seine eigne Familie mit dem Herrscherhause in die engste Verbindung zu setzen, indem er seine Tochter Marie mit Peter II. verlobte und dessen Schwester Natalie seinem eignen Sohne zur Gemahlin bestimmte. Die Kirche suchte er zu gewinnen durch Rückgabe der selbständigen Verwaltung ihrer Güter, die unruhigen Kosaken am Dnjepr durch Bewilligung der freien Wahl ihres Hetmans. Sich selbst wollte er womöglich zum Herzog von Kurland machen.

Kurland

Hier hatte Jakobs Nachfolger, Friedrich Kasimir (1682—1700; vgl. Bd. VI, S. 650 f.), in sinnlosem Hofprunk verschwendet, was der sparsame, tüchtige Vater geschaffen hatte, und zum Unglück bei seinem Tode das Land schließlich einem unmündigen Sohne, Friedrich Wilhelm (1700—1710), hinterlassen. In den Stürmen des Nordischen Krieges hatte sich dieser, um Schutz an Rußland zu finden, am 31. Oktober 1710 mit der Nichte Peters des Großen, der Tochter seines Stiefbruders Iwan, Anna Iwanowna, vermählt, diese aber schon nach vierzehn Tagen als Witwe hinterlassen. Da sonach das Kettlersche Haus am Aussterben war (nur ein Bruder des verstorbenen Herzogs, Ferdinand, lebte noch als kursächsischer General), so begehrte Polen wie Rußland das wichtige Küstenland für sich, und Anna blieb jedenfalls unter russischem Schutze in Mitau. Die kurländischen Stände, besorgt um die Unabhängigkeit des Landes, erhoben nun jenen Prinzen Ferdinand zum Herzog (1710—37). Da dieser aber kinderlos war, so wollte Anna die Nachfolge behaupten und sich daher mit dem schönen, stattlichen Grafen Moritz von Sachsen, einem natürlichen Sohne Augusts des Starken und der Gräfin Aurora von Königsmark (geb. 1696), vermählen, der schon seit 1720 als Feldmarschall in französischen Diensten stand. In der That wählten ihn die kurländischen Stände am 28. Juni 1726 einstimmig zum Nachfolger des Herzogs Ferdinand; aber der polnische Reichstag, der Kurland als anheimgefallenes Lehen betrachtete, erkannte ihn nicht an, von Rußland her erschien Menschikow und zwang schließlich Moritz mit bewaffneter Macht im Februar 1727, Kurland zu verlassen, dem er sich nun selbst als Herzog aufzudrängen suchte.



184. Zarin Anna Iwanowna.
Nach einem Gemälde in der Romanowgalerie zu St. Petersburg.

Menschikows Sturz.

Doch allmählich wurde Menschikows Hochmut ebensowohl für den jungen Zaren unerträglich, den er in der verletzendsten Weise zu hofmeistern pflegte, als für Ostermann, und zugleich regte sich die altrussische Partei, von den Dolgorukij geführt. So fiel der allmächtige Minister im September 1727 von glänzendster Höhe in tiefstes Elend. Ein kaiserlicher Befehl beraubte ihn nicht nur aller seiner Würden und Güter,

sondern verwies ihn auch mit seiner Familie nach Sibirien, und zwar nach dem schrecklichen Beresow (sp. Berjósow) am mittleren Ob, wo die Kälte bis 40° R. steigt, der Sommer nur einen Monat währt und die Erde niemals völlig auftaut. Unterwegs, in der Nähe von Kasan, starb Menschikows Gemahlin, in Beresow seine ältere Tochter; er selbst trug sein Geschick mit Ergebung, bis ihn der Tod erlöste (22. Oktober 1729).

Versuche einer altrussischen Reaktion.

Nach seinem Sturze beherrschten die Dolgorukij den Kaiser und den Hof, namentlich Iwan Dolgorukij machte sich unentbehrlich als Genosse aller Tollheiten des jungen Fürsten; aber zu regieren verstanden diese Altrussen so wenig, daß die Leitung der Geschäfte doch schließlich wieder in die Hände der gehaßten Deutschen fiel. Ohne Ostermanns energische und einsichtige Thätigkeit würde die ganze Verwaltung in völliges Stocken geraten sein. Trotzdem suchten die Dolgorukij seinen Einfluß möglichst zu beschränken; sie bewogen deshalb Peter II., nach seiner prächtigen Krönung im Kreml, die Residenz ganz nach Moskau zu verlegen, sie verlobten ihn trotz seines Widerstrebens mit Katharina Dolgorukij, und als nun auch Natalie, des Zaren Schwester, die bisher allein ihn einigermaßen gezügelt hatte und Ostermanns beste Stütze gewesen war, um dieselbe Zeit starb, da glaubten sie alle Gewalt in den Händen zu haben. In dem Augenblicke rafften die Blattern Peter II. plötzlich hinweg (30. Januar 1730).



185. Medaille mit dem Bildnis Ernst Johanns von Büren (Biron), Herzogs von Kurland. (Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

Rußland unter deutschen Ministern.

Eine neue Gestaltung der Dinge folgte, zunächst mehr in altrussischem Sinne. Auf Antrag des Fürsten Dimitrij Galizyn erhob der Hohe Rat, mit Umgehung des nächsten Erben, des Erbherzogs von Holstein-Gottorp, die verwitwete Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, auf den Thron (1730—40), aber nur unter sehr beschränkenden Bedingungen. Inskünftige sollte Rußland eine Wahlmonarchie, die Kaiserin in den wichtigsten Dingen an die Zustimmung der Magnaten gebunden sein, etwa wie in Schweden seit 1719. Anna unterschrieb zunächst die ihr zugesandte Wahlkapitulation; als sie aber in Moskau bemerkte, wie wenig Sympathien die Sache der Magnaten beim niederen Adel und beim Volke finde, wagte sie es, beraten von Ostermann und ihrem Günstling, dem Freiherrn Ernst Johann von Büren (Biron), dem Sohne eines kurländischen Edelmanns, die neue Ordnung umzustoßen und wurde als unumschränkte Kaiserin allgemein anerkannt (März 1730). Die Dolgorukij ver-

bannte sie zum Teil nach Sibirien, die Residenz verlegte sie nach Petersburg zurück (1732), der Hohe Rat wurde beseitigt und an Stelle der unfähigen Altrussen traten die Deutschen, in ein Kabinett vereinigt. Hier standen neben Ostermann bald ebenbürtig **Büren** und Christoph Burkhard von **Münnich** aus Oldenburg, der Erbauer des Ladogakanals (s. S. 219). Während dieser als Feldmarschall das verfallene Heerwesen wiederherstellte und den Friedensstand der Armee auf 210000 Mann vermehrte, warf Büren mit rücksichtsloser Härte alles zu Boden, was der zarischen



186. *Feldmarschall Christoph Burkhard, Graf von Münnich.*
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Allgewalt widerstrebte, und umgab die Kaiserin mit einem meist aus Deutschen und andern Ausländern neugebildeten Garderegiment (Ismailow), da die beiden altrussischen (Preobrashensk und Semenow, spr. Semjónow) nicht zuverlässig erschienen.

Büren, dieser merkwürdige Mann, dessen wechselvolle Schicksale, Aufsteigen und jäher Sturz und abermaliges Aufsteigen, zu den überraschendsten und erschütterndsten Ereignissen der russischen Geschichte gehören, entstammte einer erst seit 1564 in Kurland ansässigen, reichsdeutschen Adelsfamilie (geb. 1690), hatte eine vorzügliche Erziehung (namentlich in Königsberg) genossen, die ihm geistige Beschäftigung für alle Zeiten unentbehrlich machte, und trat zuerst als Sekretär der Herzogin Anna von Kurland hervor, deren beste Stütze er in ihrer Witwenschaft wurde, so daß sie, als er sich 1723 verheiratete, beinahe in seinen Hausstand eintrat. Auch die Thronbesteigung Annas 1730 änderte nichts an diesem vertraulichen Verhältnis, hob vielmehr Büren hoch empor, denn Anna überschüttete ihn mit Würden und Geschenken, und Karl VI. ernannte ihn zum Grafen des heiligen römischen Reichs. Er war solches Glückes nicht unwert, eine einnehmende Erscheinung von raschem Blick und eindringlicher Beredsamkeit, im höchsten Grade ehrgeizig, aber auch befähigt zur Herrschaft wie wenige.

Polen unter August dem Starken.

Bedrückung der Dissidenten.

Wuchtig kehrte die neue Regierung ihre Macht alsbald nach außen, zunächst gegen Polen. Eine andre Kraft als die Friedrich Augusts hätte hier dazu gehört, um den gänzlichen Verfall abzuwenden. An Einsicht dessen, was not that, hat es bei dem König nicht gefehlt, doch scheiterten seine Versuche an der Selbstsucht des hohen Adels, hinter dem schon der russische Einfluß stand. Schon im Jahre 1717 mußte Friedrich August dem Reichstage versprechen, nie mehr als 18000 Mann Truppen im Lande zu halten und diese obendrein ganz der Verfügung der Stände zu überlassen. Ja er konnte nicht einmal verhindern, daß die fanatische Unduldsamkeit, welche die jesuitische Erziehung dem polnischen Adel einpflanzte (s. Bd. VI, S. 46 f.), sich in verhängnisvollen Beschlüssen gegen die Dissidenten äußerte. Eben jener Reichstag verbot ihnen



187. Das Rathaus zu Thorn.
Nach einer Originalphotographie.

rechtswidrig die Erbauung neuer Kirchen, und als im Juli 1724 zu Thorn der langverhaltene Groll der protestantischen Bevölkerung über den frechen Übermut der dortigen Jesuitenzöglinge sich in einem Auflauf Luft machte, bei dem das Kollegium verwüstet wurde, da erging über die deutsch-protestantische Stadt ein grausames Gericht, das unter dem Namen des „Thorner Blutbades“ Erbitterung und Abscheu in allen evangelischen Landen hervorrief. Der Bürgermeister Rösner und neun Bürger wurden vor dem Rathause auf offenem Markte hingerichtet, die Hauptkirche zu St. Marien und das evangelische Gymnasium den Jesuiten übergeben, der Rat zur Hälfte mit Polen besetzt, trotz preußischer und russischer Verwendung (Dezember 1724). Endlich schloß der Reichstag im Jahre 1733 die Dissidenten griechischen wie protestantischen Bekenntnisses von allen Staatsämtern und vom Reichstage förmlich aus. Und das alles geschah unter der Regierung eines Fürsten, der daheim ein ganz evangelisches Land besaß!

Seine Pläne auf Verstärkung der Krone gab deshalb Friedrich August nicht auf, ja er bot den drei Nachbarstaaten große polnische Gebietsteile an, wenn sie ihm zur Erlangung der Erblichkeit behilflich sein wollten, Rußland Litauen außer Wilna, Preußen das polnisch-preußische Weichselland außer Danzig, Österreich die polnische Zips. Praktischen Erfolg hatten diese Vorschläge nicht; auch die Bemühungen, seinem gleichnamigen Sohne, dem Kurprinzen Friedrich August, die Krone Polens zu verschaffen, fanden keinen Eingang; sie führten nur dazu, daß der Kurprinz zur schmerzlichen Überraschung seines evangelischen Heimatlandes halb gezwungen auf einer Reise nach Italien im November 1712 zu Bologna im geheimen, dann zu Wien im Oktober 1717 öffentlich zum Katholizismus übertrat und damit die Rückkehr des albertinischen Hauses zur römischen Kirche für immer besiegelte. Als August der Starke am 1. Februar 1733 zu Warschau starb, trat Friedrich August II. sofort als Bewerber um die polnische Krone auf.

Augusts Reformpläne und Tod.

Der polnische Thronkrieg.

(1733—35.)

In Polen fand er zunächst wenig Anhang. Die meisten Wähler wollten einen einheimischen Herrn, und die fremden Mächte zeigten sich zunächst geneigt, die Freiheit der Wahl zu achten. Dann aber arbeitete die französische Diplomatie eifrig für Stanislaus Lesczinski, der durch die Vermählung seiner Tochter Maria mit Ludwig XV. in die engsten Beziehungen zum französischen Königshofe getreten war. Dagegen versprach Österreich gegen die bisher verweigerte Anerkennung der Pragmatischen Sanktion dem Kurfürsten von Sachsen seine Unterstützung (Juli 1733), ebenso Rußland gegen den Verzicht auf Livland und die Zusicherung, die Selbstständigkeit Kurlands nicht antasten zu wollen, d. h. es den Russen zu überlassen, die schon im Lande standen. Trotzdem wählten die Polen am 13. September auf dem Felde von Wola fast einstimmig Stanislaus Lesczinski, und erst als ein russisches Heer von 20000 Mann unter Lascy „zur Aufrechterhaltung der polnischen Freiheit“ in Warschau einrückte, da rief ein Haufe sächsisch gesinnter oder bestochener Edelleute am 5. Oktober den Kurfürsten Friedrich August II. als August III. zum König von Polen aus. Der Krieg war damit unvermeidlich, ja er gestaltete sich rasch zu einem fast europäischen.

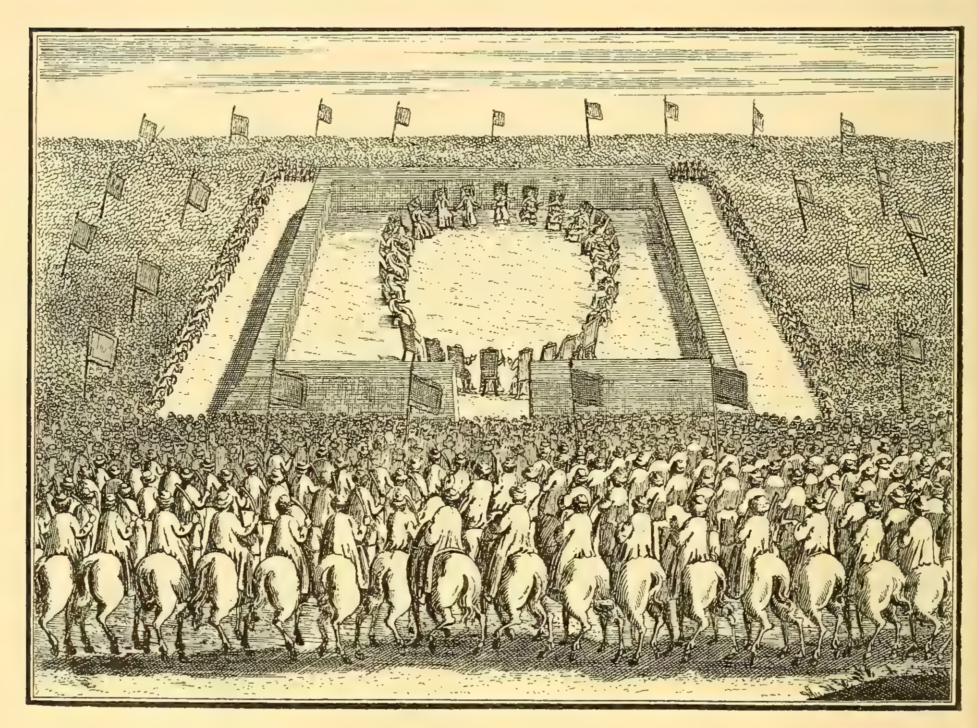
Königswahl.

Denn nicht bloß Frankreich erklärte dem Kaiser den Krieg, sondern auch Spanien und Savoyen, beide, um ihre Vergrößerungspläne in Italien durchzusetzen, und so brach der Kampf gleichzeitig in Polen, am Rhein und in Italien aus. Für Stanislaus Lesczinski erhoben nicht etwa seine adligen Wähler, sondern die deutschen Bürger des gewaltigen, festen Danzig die Waffen; sie verteidigten sich, von einem französischen Hilfskorps unterstützt, monatelang gegen ein russisch-sächsisches Heer, das erst Lascy, dann Münnich führte, und übergaben ihre Stadt erst am 30. Juni 1734 an die Russen, die ihnen eine Brandschatzung von 1 Million Thaler auflegten. Stanislaus entkam, als Bauer verkleidet, unter tausend Gefahren nach Königsberg, wo ihm Friedrich Wilhelm I. ehrenvolle Aufnahme gewährte, indem er den Russen die geforderte Auslieferung rundweg verweigerte, und nun setzten die russischen Truppen überall die Anerkennung Augusts von Sachsen durch. Der Vertrag vom 10. Juli 1736 zwischen ihm und der „Republik“ Polen ordnete vollends das Verhältnis, doch fortan wurde Polen nicht von Warschau, sondern von Petersburg aus regiert.

Die Entscheidung für August III.

Krieg am Oberrhein u. in Italien.

Inzwischen verlief der Krieg am Oberrhein wie in Italien ruhmlos und erfolglos für den Kaiser. Ein französisches Heer besetzte Lothringen, ein zweites nahm die Reichsfestung Kehl, dann auch Philippsburg (18. Juli 1734), das auch Prinz Eugen mit seinen schwachen Kräften nicht entsetzen konnte; denn statt die angebotene preußische Armee von 50000 Mann anzunehmen, hatte Karl VI. sich mit dem Reichskontingent von 10000 Mann begnügt, weil er in der jülich-bergischen Frage Friedrich Wilhelm I. kein Zugeständnis machen wollte. Noch unglücklicher gingen die Dinge in Italien. Die verbündeten Spanier, Franzosen und Piemontesen drängten die Kaiserlichen aus Mailand nach Mantua zurück und schlugen am 29. Juni 1734 bei Parma den General Mercy, der selber fiel. Sein Nachfolger Königsegg siegte zwar an der Secchia (14. und 15. September), erlag aber wenige Tage später bei Guastalla, so



188. Die Königswahl zu Wola am 13. September 1733.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

daß er nach Tirol zurückwich. Gleichzeitig erschienen die Spanier im April 1734 vor Neapel, besetzten die Inseln Ischia und Procida und eroberten bis zum 10. Mai alle die festen Schlösser um die Hauptstadt. Don Carlos hielt seinen feierlichen Einzug in Neapel und ließ sich im Juni als König ausrufen. Der Sieg des Marquis von Montemar bei Bitonto unweit Bari in Apulien am 25. Mai 1734 sicherte ihm das ganze Land; nur Capua hielt Graf Traun bis in den November. Ebenso wurde Sizilien noch vor Ende des Jahres besetzt bis auf Messina, Syrakus und Trapani, die sich aber im Juni 1735 ergaben.

Friede von Wien.

Auch sonst brachte das Jahr 1735 für Karl VI. keine günstigere Wendung. Eugen hielt sich um Bruchsal vorsichtig in der Verteidigung und ging auch nicht zum Angriff über, als Lascy im August 10000 Russen durch Polen und Böhmen nach dem Neckar führte, zum Beweis von dem steigenden Einfluß der slawischen Großmacht.

Die Ankunft der Russen beschleunigte vielmehr eher den Frieden. Am 3. Oktober 1735 kam er in Wien zustande, ein bezeichnendes Probestück der Diplomatie des 18. Jahrhunderts, welche die Länder als Rittergüter und die Völker als Herden behandelte. Danach verzichtete Stanislaus Leszczinski auf die polnische Krone, erhielt dafür aber auf Lebenszeit das Herzogtum Lothringen, das dann an Frankreich fallen sollte. Der bisherige Besitzer, Franz Stephan, der für Maria Theresia bestimmte Gemahl, sollte zur Entschädigung nach dem Tode des letzten Medici, Johann Gaston (gest. 9. Juli 1739), Toscana erhalten. Neapel und Sizilien samt den Presidios an der toscanischen Küste fielen als eine sogenannte Sekundogenitur, d. h. als Besitz des jeweiligen jüngeren Prinzen, an Don Carlos (Karl III.) von Spanien, wofür dieser Parma (erledigt 1731) dem Kaiser überließ. Piemont vergrößerte sich durch einige mailändische Bezirke (Novara, Tortona u. a.). Frankreich sprach für die Aussicht auf den längst erstrebten Gewinn Lothringens, dessen Losreißung vom Reichsverbande die Habsburger zugegeben hatten, die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion aus. Den Löwenanteil an dem ganzen Abkommen trugen die Russen davon, denn ihr Einfluß herrschte seitdem in Polen, und die Wahl Bürens zum Herzog von Kurland im Juni 1737, nach dem Tode Ferdinands, des letzten aus dem Hause Kettler, brachte auch das letzte der alten baltischen Ordenslande thatsächlich in russische Hände.

Entfremdung zwischen Österreich und Preußen.

Prinz Eugen hatte eben noch diesen schmählichen Frieden erlebt, am 21. April 1736 verschied er ruhig, ohne eigentliche Krankheit; man fand ihn morgens tot in seinem Bette. Was folgte, machte diesen für Österreich noch allzufrühen Tod zu einer Wohlthat für den Helden selbst. Das Verhältnis zwischen Österreich und Preußen hat dieser Friede nur noch feindseliger gestaltet. Denn er knüpfte zunächst ein festes Band zwischen Österreich und den Westmächten, namentlich Frankreich, und ließ deshalb die preußische Bürgschaft für die Pragmatische Sanktion als ziemlich wertlos erscheinen. Für viel wichtiger hielt es der Wiener Hof, die Wittelsbacher in Bayern und in der Pfalz für ihre noch immer festgehaltenen Ansprüche auf österreichische Länder zu entschädigen, und eben deshalb sollte Jülich-Berg nicht an Preußen, sondern an Pfalz-Sulzbach fallen, worauf auch Papst Clemens XII. (1730—40) im katholischen Interesse drang. Deshalb forderten am 10. Februar 1739 Österreich, Frankreich, England und Holland in gleichlautenden Noten Friedrich Wilhelm I. auf, die ganze Frage ihrem schiedsrichterlichen Urteil zu überlassen. Als der König dies rund heraus verweigerte, verständigten sich Österreich und Frankreich darüber, daß die niederrheinischen Herzogtümer dem Pfalzgrafen von Sulzbach zufallen sollten (Januar 1739). Damit wurde freilich auch die preußische Garantie der Pragmatischen Sanktion hinfällig, Preußen erhielt Österreich gegenüber wieder freie Hand. Doch in Deutschland hieß es damals: „Die Preußen schießen nicht." Und doch erlitten um dieselbe Zeit die kaiserlichen Heere durch die Türken eine Niederlage nach der andern.

Österreich und Rußland gegenüber der Türkei und Persien.

Türkisch-persischer Krieg.

Das Türkische Reich war damals in heftigen Kampf mit seinen östlichen Grenznachbarn, den Persern, verwickelt. Gegenüber dem russisch-türkischen Teilungsvertrage vom Jahre 1724 (s. oben S. 215) erhob sich Eschreff, stürzte seinen Verwandten Mir Mahmud und ließ ihn samt seinen Anhängern niedermachen. Als er darauf die verlorenen Provinzen von den Türken wieder verlangte und diese ihre Auslieferung verweigerten, kam es zum Kriege. Siegreich in der Schlacht bei Hamadan in Aserbeidschan (20. Nov. 1726), erzwang er von den Osmanen die Anerkennung als Herrscher von Persien, allerdings unter türkischer Hoheit. Kurz danach indessen erschien der frühere

Schah Tamasp, der von den Afghanen im Jahre 1722 vertrieben worden war, aber bei den kriegerischen Nomadenstämmen des Nordwestens Zuflucht gefunden hatte, aufs neue im Felde, unterstützt von dem kühnen Bandenführer Nadir, der sich seinem Herrn zu Ehren Tamasp Kuli Chan, d. h. der edle Sklave des Tamasp, nannte. In mehreren Schlachten wurde Eschreff überwunden, dann auf der Flucht nach Schiras niedergemacht. Zu Ende 1729 zog Tamasp als Besieger der Afghanen in Ispahan ein und begann sofort den Krieg mit den Osmanen um die verlorenen Landschaften. Das führte zu einem Umsturz in Konstantinopel. Erbittert über die Einführung einer neuen drückenden Accise, welche die Mittel zum Perserkriege liefern sollte, empörte sich im September 1730 das Volk, und die Janitscharen erzwangen die Absetzung Ahmeds III. und die Erhebung seines Neffen Mahmud (1730—57), alles unter Führung eines kecken Albanesen, Patrona Chalil, eines Kleiderhändlers, der nun die ganze Regierungsgewalt in seine Hände nahm. Indes wurde er schon am 25. November auf Anstiftung einer ihm abgeneigten Hofpartei niedergemacht, und lange noch dauerten die Unruhen in der Hauptstadt fort.



189. Persische Rüstung aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. (Museum von Zarskoje Selo.)

Besonders bemerkenswert ist der Helm, der von der Spitze herunter durch damaszierte Bänder in einzelne Abschnitte geteilt ist. Die einzelnen Bänder enden in Kartouchen, deren acht mit arabischen Inschriften versehen sind; auf den andern acht befinden sich Kampfszenen. Auch auf dem Nasenschild stehen Inschriften, die der Sûrah entnommen sind. Außen steht: „Im Namen des gnädigen und mitleidigen Gottes!“ innen: „Hilfe Gottes und baldiger Sieg!“

Ende des Hauses Sofi in Persien; Nadir Schah.

Da war auch gegenüber Persien an glückliche Erfolge nicht zu denken. Dort hatte der Schah Tamasp zwar im Januar 1732 die friedliche Rückgabe der russischen Eroberungen an der Südküste des Kaspischen Sees erlangt, weil ihre Behauptung den Russen selbst kostspielig und nutzlos erschien, aber noch in demselben Jahre stürzte Nadir den schwachen Herrscher Tamasp, für den er schon bis jetzt thatsächlich regiert hatte, und erhob dessen Sohn Abbas III., einen Knaben von sechs Monaten. Siegreich eroberte er darauf die verlorenen Provinzen bis Tiflis und Kars zurück und ließ sich im Juli 1736, als Abbas starb, in großer Heeresversammlung an der Mündung des Kur zum erblichen Schah von Persien



190. Schah Nadir von Persien.

Nach einem gleichzeitigen originalen Vorbilde gestochen von J. J. Haid.

ausrufen. Damit war die zweihundertjährige Herrschaft des Hauses Sofi zu Ende (s. Bd. VI, S. 457). Nadir Schah, der Sprößling eines tatarischen Hirtenstammes (1736—47), machte sich bald gefürchtet als Eroberer bis nach Indien hin, wo im Jahre 1739 Delhi, die Hauptstadt des „Großmogul", mit unermeßlichen Schätzen in seine Hände fiel (s. unten). Damals nahm er Kabul, Kandahar und alle Länder bis zum Indus in Besitz, während er auf der andern Seite Afghanistan unterwarf. Freilich war das alles von kurzer Dauer, denn als er 1747 auf einem Feldzuge in Chorasan ermordet worden war, erhob sich Ahmed Abdallah zum selbständigen Herrn von Afghanistan.

Der russisch-türkische Krieg.

Die Verwickelungen im fernen Osten lockten die Russen zu einem neuen Angriffskriege gegen die Türkei, dessen Preis die Wiedereroberung Asows und die Züchtigung, am liebsten die Unterwerfung der unter türkischer Hoheit stehenden Krimtataren sein sollte. Noch immer nämlich streiften Schwärme derselben und der benachbarten Nogajer nach Südrußland hinein, und der französische Gesandte in Konstantinopel, Villeneuve, unterstützt von dem abenteuerlichen Marquis von Bonneval, der als Ahmed Pascha eine Umgestaltung des osmanischen Heer- und Staatswesens nach abendländischem Muster erstrebte, that das möglichste, um die Türkei zum Kriege gegen Rußland zu treiben, damit dies abgehalten werde, in den Polnischen Successionskrieg wirksam einzugreifen. Endlich gelang es ihm, den gemäßigten Großwesir Ali durch den kriegerisch gesinnten Alttürken Ismail zu verdrängen (Juli 1735) und damit die Kriegspartei ans Ruder zu bringen.

Rußland kam indes dem Angriff zuvor. Schon im Oktober 1735 setzte Münnich, die Seele aller dieser Unternehmungen, seine Heerscharen gegen den Süden in Bewegung, und nur Mangel und die ungewöhnliche Kälte, denen über 9000 Mann zum Opfer fielen, hinderten ihn am weiteren Vormarsch; im April 1736 erfolgte die amtliche Kriegserklärung, und nun bewährte sich das russische Heer, zum großen Teil von Deutschen geleitet, vortrefflich. Während Lascy Asow angriff und nahm (1. Juli), erstürmte Münnich nach nur einwöchentlicher Belagerung das feste Perekop, den Schlüssel der Krim (Mai), und drang dann verheerend bis zur Hauptstadt der Halbinsel, Baktschiseraj, vor (28. Juni). Die großen Verluste seines Heeres durch ansteckende Krankheiten (30 000 Mann) nötigten ihn allerdings im August wieder zur Räumung der Halbinsel, aber im Jahre 1737 führte er 70 000 Mann gegen Otschakow und nahm es im Juli. Das Jahr 1738 verging in erfolglosen Zügen einerseits in die Krim, anderseits gegen den Bug; dagegen überschritten im Jahre 1739 60 000 Russen von Kiew aus den Bug und Dnjestr und erfochten am 28. August bei Stawutschane einen glänzenden Sieg über die Türken. Zwei Tage später nahmen sie Choczim, sie überschritten den Pruth, besetzten Jassy und ließen ihre leichten Reiter bis an die Donau schweifen.

Österreichisch-türkischer Krieg.

Wenn trotzdem kein entsprechender Friedensschluß diese Erfolge krönte, so trug daran die gleichzeitige ungeschickte und unglückliche Kriegführung der Österreicher die Hauptschuld. Wie die Dinge standen, wäre es überhaupt besser gewesen, Österreich hätte einen solchen Krieg ganz vermieden. Denn die gesamte kaiserliche Armee zählte damals nur etwa 98 000 Mann, von denen auf Ungarn gegen 40 000 Mann kamen; die Ausrüstung war infolge der schlechten Finanzlage ungenügend, der Zustand der Festungen geradezu kläglich, und seit Eugens Tode verfügte die Monarchie nicht einmal über einen hervorragenden Feldherrn. Trotzdem begann man den Krieg, zunächst gemäß des Bündnisses mit Rußland vom Jahre 1726, das von Petersburg her in Erinnerung gebracht wurde, aber auch in der Hoffnung, Eugens Pläne nunmehr vollends verwirklichen zu können, und im Juli 1737 erging die Kriegserklärung.

Drei Armeekorps gingen ins Feld, in Serbien Franz Stephan von Lothringen mit Graf Friedrich Heinrich von Seckendorf, in Bosnien der Prinz von Hildburghausen, in der Walachei Wallis. Anfangs gingen die Dinge nicht schlecht. Die Österreicher nahmen Nissa und belagerten Uschiza, die Serben und Albanesen erhoben sich, 20 000 Mann stark, in Waffen gegen die Türken. Aber der Großwesir drängte mit überlegenen Massen heran, ließ die Aufständischen an der Kolubara zusammenhauen, zwang die Österreicher zur Räumung von Nissa und zum Rückzuge nach Orsowa, das er belagerte. Dies entsetzte im Jahre 1738 Königsegg durch den Sieg bei Kornia (28. Juni), und auch bei Mehadia schlug er die Türken (15. Juli); doch im August fiel Orsowa, Hildburghausen mußte Bosnien wiederräumen, und der Großwesir rückte, die Donau überschreitend, auf Temesvár los. Zum Glück für Österreich fand wenigstens Joseph Rákóczy, Franz' II. Sohn (gest. April 1735 in Rodosto), in Ungarn, wohin er mit türkischer Hilfe kam, keinen Anhang, starb vielmehr schon im November 1737. Das nächste Jahr brachte die vollständigste Niederlage. Der neue Oberbefehlshaber, Feldmarschall Wallis, weder besonders tüchtig noch eifrig, fand alles verliedert. Bei Kroczka (unweit Belgrad) geschlagen (23. Juli 1739), verlor er vollends den Kopf, wich über die Donau zurück, wagte nicht einmal für das schon belagerte, von Schmettau noch tapfer verteidigte Belgrad etwas, sondern ließ den Grafen Neipperg ins Lager des Großwesirs gehen und um den Frieden unterhandeln. Übereilt willigte dieser in die Abtretung aller Länder südlich der Donau und der kleinen Walachei, die Eugens ruhmvolle Siege im Jahre 1718 gewonnen, gab also die Möglichkeit, die österreichische Macht bis zur Donaumündung vorzuschieben, auf, und zwar für immer. Nur der Banat blieb bei Österreich (18. Sept. 1739). Daß Wallis auf dem Spielberg, Neipperg in Graz ihre Unfähigkeit und Übereilung mit Festungshaft büßten, änderte nichts an dem schimpflichen Ergebnis. Auch Rußland mußte nun zum bitteren Schmerze Münnichs in seinem Friedensschlusse mit den Türken die Grenzen von 1711 wiederherstellen, nur Asow blieb den Russen (Dezember 1739). Immerhin durften diese auf ihre militärischen Leistungen mit Genugthuung zurückblicken, während für Österreich nichts blieb als die Schmach und die tiefe Erschütterung seines kriegerischen Rufs.

Folgen des Krieges.

Besonders verhängnisvoll wurde dies für die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. Die Hoffnung der Serben, unter österreichischem Zepter ein menschenwürdiges Dasein zu finden, war vernichtet; schwerer als vorher lastete jetzt auf ihnen das türkische Joch. Noch während des letzten Krieges hatten der serbische Patriarch von Ipek und der bulgarische Metropolit von Ochrida (s. Bd. VI, S. 727) den kaiserlichen Generalen den Wunsch ausgedrückt, weltliche Herren ihrer ausgedehnten Sprengel zu werden und dem Heiligen römischen Reiche beizutreten. Wäre das geschehen und hätten die Österreicher Serbien behauptet, so wäre Österreich zur herrschenden Macht auf der nördlichen Balkanhalbinsel geworden, und ein unermeßliches Feld hätte sich der deutschen Kultur dort geöffnet. Jetzt waren alle diese großartigen Aussichten verspielt. Denn die christliche Rajah wandte sich jetzt mehr und mehr von Österreich ab und begann ihre Hoffnungen auf Rußland zu setzen.



191. Das kurfürstliche Schloß zu Cölln an der Spree im Jahre 1690.
Nach einer Zeichnung von Johann Stridbeck in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Deutsche Zustände seit dem Dreißigjährigen Kriege.

Die deutschen Staaten um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts.

Allgemeines.

Inmitten der gewaltigen Umwälzungen ringsum, bei dem Zerfalle des spanischen und des schwedischen Reichs, dem Rückgange der französischen und der türkischen Macht, dem Aufsteigen Englands zur leitenden Großmacht des Westens, dem Eindringen Rußlands in die europäische Staatenwelt von Osten her, hatten sich die deutschen Staaten nicht nur mit geringen Einbußen behauptet, sondern auch ihre Stellung durch die Erwerbung der meisten festländischen schwedischen Gebiete und des türkischen Ungarn erweitert und sich der furchtbaren Pressung von Norden, Osten und Westen her einigermaßen entzogen. Und dies alles war geschehen trotz der Unbrauchbarkeit der Reichsverfassung, weil die größeren weltlichen Einzelstaaten, allerdings in sehr verschiedener und ungleichmäßiger Weise, nach den aus Frankreich herüberdringenden Ideen die fürstliche Gewalt verstärkten und die Volkswirtschaft nach den Anschauungen des Merkantilismus planmäßig pflegten. Am vollständigsten drang der fürstlich-absolute Staatsgedanke in Brandenburg-Preußen durch, das dadurch trotz seines noch nicht bedeutenden Umfanges eine innere Überlegenheit über alle seine Nachbarn gewann. Neben ihm errang im Norden das welfische Haus gegen Ende des 17. Jahrhunderts durch die Vereinigung seiner meisten Gebiete in einer Hand die bedeutendste Stellung, während Kursachsen zwar durch die Verbindung mit Polen in die große europäische Politik hineingezogen wurde, aber in Deutschland an Geltung eher verlor als gewann. In Süd- und Westdeutschland nahm das Haus Wittelsbach im Besitz von Bayern, der Pfalz und Jülich-Berg, wozu sich gewöhnlich noch die Herrschaft über das Erzstift Köln und andre Bistümer

gesellte, bei weitem den ersten Rang ein und strebte mit Erfolg ebenfalls nach einem Anteile an der großen Politik, während Württemberg, Hessen und Baden noch wenig zu bedeuten hatten. In allen diesen Staaten wurde indes die Staatseinheit keineswegs in dem strengen und folgerichtigen Sinne durchgeführt wie in Preußen, und die Mitwirkung der Stände blieb eine weit ausgedehntere als dort; in einzelnen Gebieten, wie in Mecklenburg und Württemberg, erhielt sich sogar der ständisch-territoriale Staat des 16. Jahrhunderts ungeschmälert. Diesen noch mehr ständischen als monarchischen Charakter bewahrte auch Österreich, obwohl es jetzt vor die ungeheure Aufgabe gestellt war, zahlreiche fremdartige Erwerbungen mit den alten Erblanden des habsburgischen Hauses einigermaßen in eine innere Verbindung zu setzen.

Die fürstliche Gewalt.

In den innerpolitischen Zuständen treten gewisse gemeinsame Eigentümlichkeiten allenthalben hervor. Die **fürstliche Gewalt** wurde, mochte sie noch von Ständen eingeengt werden oder nicht, in dem von ihr beherrschten Umkreise überall despotisch und willkürlich, als eine ganz persönliche Macht, geübt; nur das größere oder geringere Maß von Pflichtbewußtsein oder Wohlwollen bei den einzelnen fürstlichen Herren machte hier einen Unterschied.

Das neue Beamtentum.

Das neue **Beamtentum**, das mit dem neuen Fürstentum heraufkam und sich immer weiter vermehrte, war von dem heutigen noch sehr verschieden. Vor allem hatte es noch viele Eigentümlichkeiten des Söldnerwesens an sich. Nach der Landesangehörigkeit der Beamten wurde im ganzen wenig gefragt; für die höheren Stellungen hatte meist der Adel den Vorzug, eine fachgemäße Vorbildung bestand gar nicht (außer für richterliche Beamte), wurde auch gar nicht vorausgesetzt, und der Beamte gehörte nicht eigentlich dem Lande an, sondern er war der „Bediente des Fürsten". Daher war der Übergang in einen andern Dienst sehr häufig. An den Fürsten aber band den Beamten nur ein persönliches Kontraktverhältnis, das sehr häufig von dem Bewerber durch direkten oder indirekten Kauf begründet wurde und ihm zwar bestimmte Ansprüche auf Gehalt und dergl. sicherte, aber der Stellung sehr geringe Festigkeit verlieh. War der Beamte nicht mehr nötig, so wurde er einfach entlassen, oft auch bloß deshalb, weil er den Unwillen seines Brotherrn erregt hatte; von gesetzlich geordneter Pension oder gar von Versorgung der Witwen und Waisen war gar keine Rede. Ebensowenig gab es in der Regel ein geordnetes Aufsteigen; der Wille des Fürsten konnte da Günstlinge, unter Umständen Lakaien und Pagen, bis zu den höchsten Staffeln befördern. Die Besoldungen waren bei den hohen Ämtern unverhältnismäßig hoch, bei den andern im ganzen zu niedrig und bestanden nicht nur aus unmittelbaren Geldzahlungen, sondern auch aus Sporteln und Naturalbezügen, ließen sich also schwer überwachen. Selten wurden sie regelmäßig geleistet, Rückstände waren vielmehr an der Tagesordnung. Daß unter solchen Umständen rechtmäßiger und unrechtmäßiger Nebenverdienst unbedenklich gesucht wurde, war ganz selbstverständlich, und sogar hohen Beamten galt es nicht für anstößig, Geschenke selbst von fremden Regierungen anzunehmen. Es bedurfte der ganzen Energie Friedrich Wilhelms I., um in Preußen die schwersten dieser Übelstände zu beseitigen und ein wirklich pflichttreues Beamtentum zu erziehen, das denn nun freilich in seiner Art ziemlich einzig dastand.

Eine Verwaltung, die in solchen Händen lag, konnte weder pünktlich noch gewissenhaft sein und war es auch nicht. Charakterlose Unterwürfigkeit nach oben, Willkür und Brutalität nach unten waren ganz gewöhnlich.

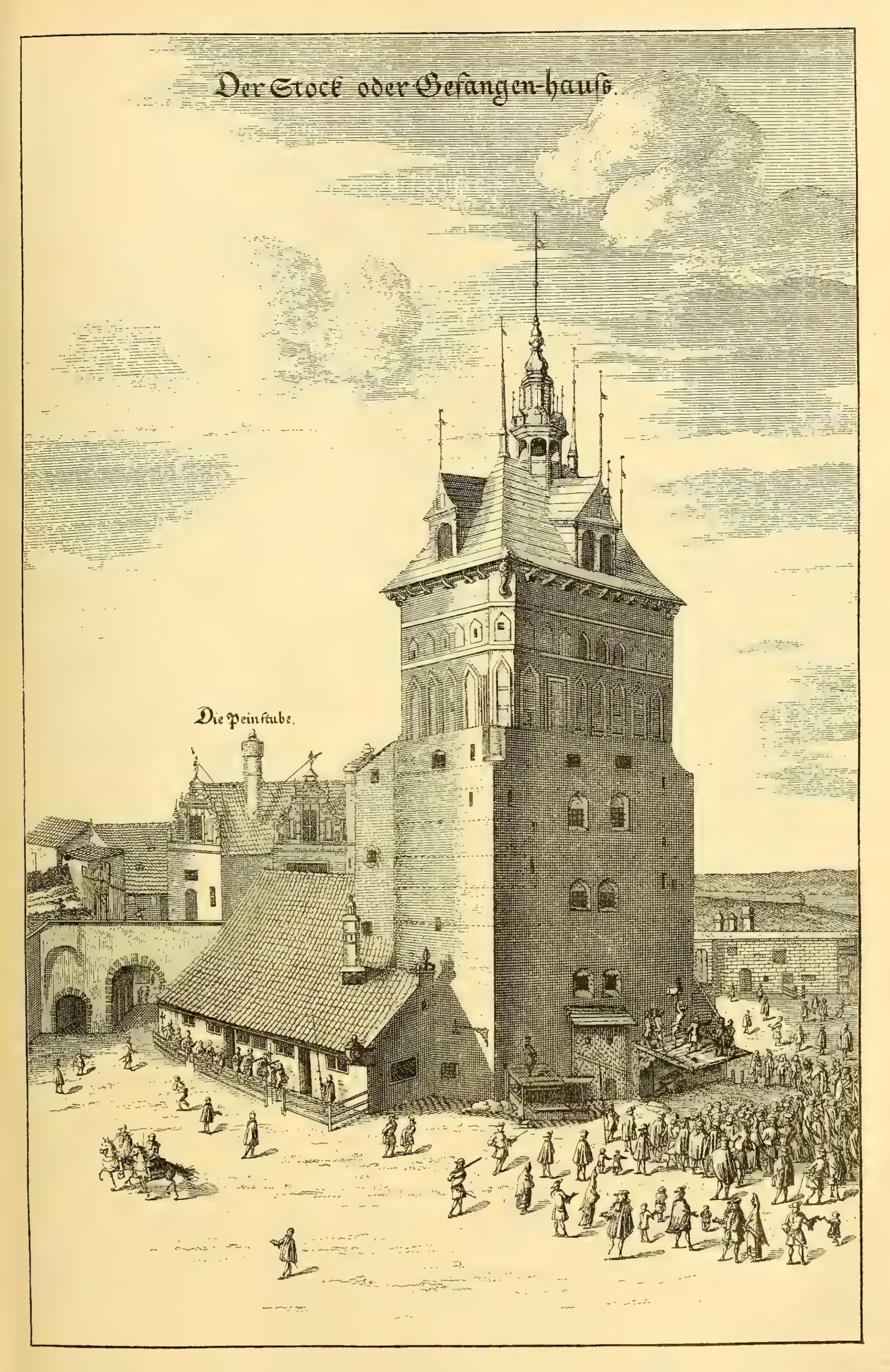
Rechtspflege.

Die **Rechtspflege** galt noch keineswegs als ein Vorrecht der landesfürstlichen Gewalt, sondern in ausgedehnter Weise als ein Zubehör des Großgrundbesitzes, lag aber jetzt überwiegend in den Händen römisch gebildeter Juristen. Freilich wurde sie nicht nur durch mangelhafte Kompetenzabgrenzung zwischen den einzelnen kaiserlichen,

landesfürstlichen, städtischen und patrimonialen Gerichten gehemmt, sondern auch durch Willkür geradezu gestört, da eine strenge Trennung zwischen Verwaltungs- und Justizbehörden gar nicht bestand und wenige Fürsten auf Kabinettsjustiz verzichteten. Der Mächtige behielt auch in Deutschland gewöhnlich recht, der Unbemittelte hatte wenig Aussicht dazu. Das bürgerliche Recht beruhte der Hauptsache nach auf römischen Rechtsgrundsätzen, allerdings mit starker Beimischung deutsch-rechtlicher Bestandteile, war daher landschaftlich und örtlich sehr verschieden und wurde fortwährend durch besondere obrigkeitliche Verordnungen ergänzt und verändert, häufig ohne Mitwirkung der Stände kraft des landesherrlichen Gesetzgebungsrechts. Von zusammenfassenden Gesetzbüchern (Kodifikationen), wie sie das 16. Jahrhundert gekannt hatte (s. Bd. VI, S. 86), ist im 17. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 18. fast gar nicht die Rede. Die Strafrechtspflege aber, die überall noch auf der Carolina Karls V. von 1532 beruhte (s. Bd. VI, S. 65), war von einer für uns unerträglichen Grausamkeit. Fast das einzige, jedenfalls das wichtigste Beweismittel war die Folter, da nach der damaligen Rechtsanschauung das Geständnis des Angeklagten zur Verurteilung unentbehrlich war. Allerdings wurde die Folter nur angewandt, wenn auch nach modernem Strafrecht der Indizienbeweis lückenlos wäre und ohne Geständnis zur Verurteilung führen würde; aber man war damit schnell bei der Hand und erzielte auch gewöhnlich sehr schnell das gewünschte Ergebnis, nämlich das Geständnis. Zu wie viel Justizmorden das geführt haben muß, läßt sich mehr ahnen als beweisen. Von einer langen Untersuchungshaft war also gewöhnlich gar keine Rede, und dem Urteil folgte die Vollstreckung auf dem Fuße. Eigentliche lange Freiheitsstrafen kannte man ursprünglich und noch lange Zeit nicht; auf geringere Vergehen stand Auspeitschung, Pranger und dergl., auf schwere Verbrechen gegen Eigentum und Leben durchweg der Tod, dessen Qualen je nach der Schwere des Verbrechens zu steigern eine erfinderische Henkersphantasie sich jahrhundertelang abgemüht hat. Nicht nur Enthaupten und Aufknüpfen, sondern auch Rädern, Vierteilen, Verbrennen, das sind Strafen, die noch das ganze 18. Jahrhundert hindurch verhängt und auch vollstreckt worden sind. Und zwar geschah dies stets mit der größtmöglichen Öffentlichkeit, denn man huldigte noch durchaus der Abschreckungstheorie, ohne dabei zu bedenken, daß jede Hinrichtung zu einer Art von aufregendem Volksfest wurde. Die Gefängnisse waren durchweg schauerliche, luft- und lichtlose unterirdische Gewölbe, da sie ja gewöhnlich die Angeklagten nur für kurze Zeit aufnahmen. Erst nach dem Dreißigjährigen Kriege wurden allenthalben sogenannte Zuchthäuser eingerichtet. Ursprünglich, wie ihr Name besagt, nur dazu bestimmt, in das verwilderte Volk Zucht und Ordnung zu bringen, und daher von Bettlern, Landstreichern, Dirnen, unbotmäßigen Dienstboten, ungeratenen Kindern und dergl. bevölkert, wurden sie allmählich auch zur Vollstreckung der Freiheitsstrafen verwendet, die doch mehr und mehr die Leibes- und Todesstrafe ersetzten, und sogar als Untersuchungsgefängnisse benutzt, als die Justiz gründlicher, aber auch langsamer wurde. Nichtsdestoweniger sprach der Zustand dieser Gefängnisse bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts meist aller Menschlichkeit Hohn. Kälte, Unreinlichkeit, elende Verpflegung, schwere Arbeit machten den dort Eingesperrten das Leben zur Hölle und richteten sie bei längerem Aufenthalte körperlich und geistig unfehlbar zu Grunde.

Das fürstliche Heerwesen.

Neben dem Beamtentum bildete die wichtigste Stütze fürstlicher Gewalt das stehende Heer. Die Aufstellung eines solchen galt lange ganz und gar als Privatsache des Fürsten, die Truppen waren Söldner, die im Auslande oder auch im Inlande geworben wurden und den Kriegsdienst als ein Gewerbe betrachteten, wie jedes andre, indem sie „ihre Haut zu Markte trugen“. Wie der Fürst sein Kriegsvolk



192. Öffentliche Auspeitschung vor dem Stockturme zu Danzig.
Faksimile eines Kupferstiches aus dem Ende des 17. Jahrhunderts.

verwertete, wenn er es nicht zum Schutze des Landes brauchte, war seine Sache, und niemand fand etwas darin, wenn er es, um seinen Unterhalt zu erleichtern, an eine auswärtige Macht vermietete. Nicht leicht war es durchzusetzen, daß die Landeseinwohner für den Unterhalt dieser Truppen Steuern zahlten; daß sie außerdem noch dafür Rekruten stellen sollten, wie dies zuerst in Preußen gefordert wurde, galt lange als eine unerhörte Zumutung. Das Verhältnis des Heeres zum Staate war also immer noch sehr locker; auch die Offiziere betrachteten sich lange nur durch einen Kontrakt gebunden und fanden in einem Wechsel des Kriegsherrn nichts Anstößiges. Es war etwas Neues, daß in Preußen der einheimische Adel militärisch wurde.

Der „Staat".

Der Fürst und sein Hof, Beamtentum und Heer, das war das, was man im 17. Jahrhundert und bis tief ins 18. hinein seinen „Status" (Staat) nannte. Die Masse des Volks hatte daran keinen Anteil, sie sah mit Scheu und Abneigung auf diese neu aufsteigenden Formen und empfand zunächst mehr den Druck, den sie ausübten, als den großen Fortschritt, den sie vermittelten.

Brandenburg-Preußen unter den beiden ersten Königen.

(1688—1740.)

Friedrich III. und Danckelmann.

Der Nachfolger des Großen Kurfürsten, Friedrich III. (1688—1713), hatte von dem Vater zwar den fürstlichen Stolz und einen hohen Begriff von der Würde des Staates, aber weder den scharfen Blick, noch den festen Willen geerbt. Einer seiner ersten Schritte bewies das erstere: der Vertrag von Potsdam (3. März 1693), durch den seine Stiefbrüder auf die ihnen testamentarisch zugewiesenen Landesteile und Regierungsrechte gegen ansehnliche Jahreseinkünfte (Apanagen) verzichteten, und der leitende Minister Friedrichs III., Eberhard von Danckelmann (geb. 1643), war unstreitig ein bedeutender Mann, der als früherer Erzieher des Kurfürsten auf ihn auch jetzt noch den größten Einfluß übte und als Geheimer Staats- und Kriegsrat (seit 1688), Regierungspräsident von Kleve (seit 1692) und als Oberpräsident des Geheimen Rates (seit 1695) die wichtigsten Geschäfte in den Händen hatte. Er lebte und webte in der Politik des Großen Kurfürsten, wollte dem Staate die gewonnene bedeutende Stellung in den europäischen Fragen sichern, den Anspruch auf die oranische Erbschaft nach Wilhelms III. Tode durchführen. Doch mehr noch als dadurch ließ sich Friedrich III. selbst durch das Streben nach der Königskrone bestimmen, zunächst im Gegensatz zu seinen Räten, die noch im Jahre 1698 die Erlangung derselben für unmöglich erklärten. Ein Herrscher von der Natur des Großen Kurfürsten hätte es vielleicht gewagt, gestützt auf sein siegreiches Heer, sich selbst die Krone aufs Haupt zu setzen und dann abzuwarten, wer die Anerkennung verweigern werde; Friedrich III. meinte vor allem sich mit dem kaiserlichen Hofe verständigen zu müssen. Dieser Grundgedanke erklärt seine ganze unselbständige und unsichere auswärtige Politik. Daher gab er den Kreis Schwiebus an Österreich zurück (Januar 1695), allerdings mit Vorbehalt seiner schlesischen Erbansprüche (s. Bd. VI, S. 714), er ließ seine tapferen Regimenter in Ungarn, am Rhein und in den Niederlanden fechten, aber trotz aller Opfer brachte ihm der Friede von Ryswyk (1697) nicht nur keine Vergrößerung, sondern auch nicht einmal die Zahlung der rückständigen Hilfsgelder Spaniens und der Seemächte.

Danckelmanns Sturz.

Es scheint, daß dieser Mißerfolg zum Sturze Danckelmanns viel mit beigetragen hat. Der eigentliche Grund lag allerdings vermutlich in dem Gegensatze des Ministers zu der Politik des aufstrebenden benachbarten Hannover, den ihm die Kurfürstin



193. König Friedrich I. von Preußen.
Nach einem Schwarzkunstblatte von P. Schenck.

Sophie Charlotte, die Tochter Ernst Augusts (s. unten S. 287), nicht verzeihen konnte, und die herrische, schroffe Art des stolzen Mannes auch seinem Fürsten und noch mehr natürlich seinen Beamten gegenüber war nicht geeignet, die Mißstimmung zu entwaffnen. Um dem drohenden Sturme auszuweichen, erbat er seine Entlassung und erhielt sie auch zunächst in gnädiger Weise (im Dezember 1697); dann aber befahl Friedrich III. plötzlich, ihn zu verhaften, und ließ ihn erst nach Spandau,



194. Eberhard von Danckelmann. (Zu S. 266.)
Nach dem Gemälde von O. Richter gestochen von G. B. Busch

später nach Peitz in strengen Gewahrsam bringen; sein Vermögen wurde mit Beschlag belegt. Obwohl nun die angestellte Untersuchung den Vorwurf des Unterschleifs durchaus nicht begründen konnte, und auch Danckelmanns Brüder, sämtlich sehr tüchtige Beamte, in ihren Stellungen blieben, so hielt doch Friedrich III., vermutlich unter dem Einflusse seiner Gemahlin, die angeordneten Maßregeln aufrecht und ließ erst nach ihrem Tode (1707) eine gewisse Milderung eintreten.

Der Krontraktat.

An Danckelmanns Stelle trat einer seiner entschiedensten Gegner, der Oberkämmerer von Kolbe, Graf von Wartenberg, ein gewandter und schmiegsamer Hofmann, aber geistig unbedeutend und ohne gründliche Kenntnisse. Ihm war es lediglich

um eine glänzende Stellung zu thun; er leistete deshalb, um sich in ihr zu behaupten, der Prunkliebe des Kurfürsten den möglichsten Vorschub, die eigentliche Leitung der Geschäfte aber, namentlich der auswärtigen Politik, überließ er dem Kammersekretär Rüdiger von Ilgen, einem klugen, bescheidenen Manne von größter Sachkenntnis. Da Ilgen an den Traditionen des Großen Kurfürsten und Danckelmanns festhielt, so



195. Johann Kasimir von Kolbe, Graf von Wartenberg.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Wilh. de Breen.

trat auch kein Wechsel in der Haltung des Staates ein. Wohl aber wurde jetzt die Frage der Königskrone angesichts der Erwerbung der polnischen Krone durch Sachsen und der bevorstehenden Erhebung des Hauses Hannover auf den englischen Thron kräftiger in Angriff genommen, wie es den persönlichen Neigungen Friedrichs III. und der über die Bedeutung eines bloßen Reichslandes weit hinausgewachsenen Macht des Staates entsprach. Allerdings war der kaiserliche Hof dieser Rangerhöhung des

norddeutschen protestantischen Nebenbuhlers an sich ebensowenig günstig wie die katholischen Reichsfürsten überhaupt und insbesondere Rom, obwohl einige mit der Berliner Regierung in persönlicher Verbindung stehende Jesuiten den Plan eifrig förderten, weil sie daraus große Vorteile für ihre Kirche hofften; aber Österreich konnte die



196. Sophie Charlotte,
Gemahlin König Friedrichs I. von Preußen.
Nach einem Kupferstiche von Blesendorf.

preußische Waffenhilfe für die Erwerbung der spanischen Erbschaft nicht entbehren, und so gelang nach langwierigen, kostspieligen Verhandlungen am 16. November 1700 der Abschluß des „Krontraktates“. Nicht als Kurfürst von Brandenburg, dem als Reichsland die mit der Königswürde verbundene Souveränität nicht zukam, sondern als souveräner Herzog in Preußen sollte Friedrich die Königskrone erhalten, dafür

aber versprach er, 8000 Mann über seine Reichspflicht hinaus (im ganzen etwa 14000 Mann) gegen Frankreich zu stellen, bei allen folgenden Kaiserwahlen den Habsburgern den Vorzug zu geben und in allen wichtigen Fragen auf dem Reichstage mit Österreich zu stimmen, soweit die Interessen des Staates es gestatteten d. h. also auf jede Selbständigkeit seiner auswärtigen Politik zu verzichten.

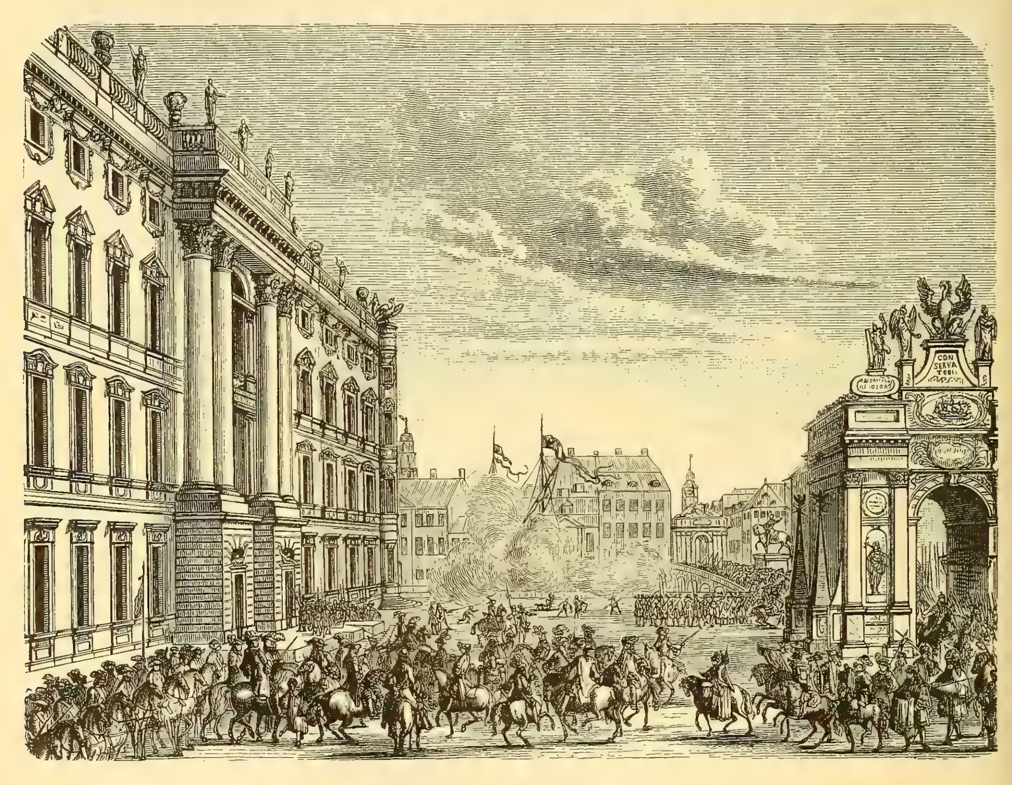


197. Königskrönung Friedrichs I. von Preußen zu Königsberg am 18. Januar 1701.
Nach „Der Königlich-Preußischen Crönung hochfeyerliche Solemnitäten in zwanzig Kupfferplatten vorgestellet durch Johann Georg Wolffgang“. Berlin 1712.

Die Krönung.

Aber die Königskrone nahm er in stolzer Unabhängigkeit von jeder geistlichen Gewalt. Im Dezember 1700 brach der Hof in 300 Karossen nach Königsberg auf; hier vollzog Friedrich mit größter Pracht am 18. Januar 1701 selbst die Krönung als „König in Preußen“ im Audienzsaale des Schlosses und krönte dann seine Gemahlin; im Dome fand nur die Salbung des Königspaares durch einige Geistliche statt. Einen Tag zuvor hatte der König den Orden vom Schwarzen (preußischen) Adler gestiftet. Erst am 6. Mai hielt das Königspaar seinen feierlichen Einzug in Berlin durch das Georgenthor und die Georgenstraße, die seitdem Königsthor und Königsstraße heißen, über die Lange Brücke und den Schloßplatz nach dem Schlosse. Unbeachtet blieben die Verwahrungen, die der Deutsche Orden dagegen einlegte, der sein altes Eigentumsrecht an Preußen noch nicht vergessen hatte, ebenso wie der Protest Roms, das aus gleichem Grunde nicht nur die Anerkennung der Königs-

krone verweigerte, sondern auch die katholischen Staaten zu gleicher Verwahrung aufforderte (16. April 1701), und bis zum Jahre 1786 in seinem Staatskalender nur einen „Markgrafen von Brandenburg“ kannte. Diese Proteste sowie die Schwierigkeiten der Erwerbung beweisen am besten, daß es sich dabei keineswegs nur um eine einfache Titulatur handelte. Gab die Königskrone dem jungen Staate den seiner Bedeutung zukommenden Rang in der europäischen Welt, so feuerte sie noch mehr die Nachfolger Friedrichs III. an, dem stolzen Namen einen volleren Inhalt zu geben, die selbständige Macht, welche er bezeichnete, auch wirklich zu erwerben.



198. Einzug König Friedrichs I. in Berlin.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Auswärtige Beziehungen.

Zunächst geschah in dieser Richtung freilich wenig. Preußische Truppen fochten ruhmvoll im Spanischen Erbfolgekriege, doch nirgends trat das preußische Heer als selbständige ausschlaggebende Streitmacht auf, und an der politischen Leitung des großen Kampfes gewann Friedrich I. keinen Anteil. Dem entsprachen auch die dürftigen Erfolge seiner auswärtigen Politik. Sogar die Verwirklichung der hohenzollerischen Ansprüche auf die Erbschaft Wilhelms III. von Oranien begegnete erheblichen Schwierigkeiten. Im Widerspruche nämlich mit dem Testamente seines Großvaters Friedrich Heinrich vom Jahre 1644, nach dem dessen Vermögen und Besitzungen zunächst an seinen Sohn Wilhelm II. und dessen Nachkommen, falls diese Linie aber aussterbe, an die Tochter Luise Henriette, die nachmalige Gemahlin des Großen Kurfürsten (s. Bd. VI, S. 630) und Mutter Friedrichs I., übergehen sollten, hatte Wilhelm III. schon im Jahre 1695 seinen Vetter Johann Wilhelm Friso zum Erben eingesetzt.

Unbekümmert darum ergriff König Friedrich im Jahre 1702 von zweien der fraglichen Landschaften, den Grafschaften Mörs (am linken Rheinufer) und Lingen (an der mittleren Ems) Besitz; mit letzterer vereinigte er später die im Jahre 1707 von den streitenden Erben des Grafen Solms erkaufte Grafschaft Tecklenburg. Das kleine französische Fürstentum Orange dagegen vertauschte er im Utrechter Frieden mit dem Oberquartier Geldern, eine wertvolle Erweiterung des klevischen Besitzes. Endlich gelang es auch noch im Jahre 1707, die von den Oraniern stets erhobenen, aber niemals wirklich geltend gemachten Ansprüche auf Neufchâtel und Valengin am Jura durchzusetzen, worauf sie im Utrechter Frieden auch von Frankreich anerkannt wurden. Kleinere und zwar käufliche Erwerbungen in größerer Nachbarschaft des Hauptlandes waren die Schutzherrlichkeit über Stift und Stadt Quedlinburg (1697) und das reiche Amt Petersberg bei Halle (1698), beide von Kursachsen. Aber das waren doch nur kleine, zerstreute Gebiete, keine wirkliche Verstärkung des Staates.



199. Thronsiegel König Friedrichs I. von Preußen.
Nach einem Abdruck im Königl. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.

Im Innern ist diese Regierung dagegen fruchtbarer gewesen. Die Verwaltungsordnung bildete sie weiter aus im Sinne größerer Einheit und strengerer Abschließung nach außen. Die Kammersachen (die Domänen u. a.) wurden seit 1689 einem Hofkammerkollegium anvertraut, das nur vorübergehend (1697—1711) sich in ein Generaldomänendirektorium verwandelte. Die Kreiskommissare erhielten im Jahre 1701 allgemein den Titel „Landrat“ und zu ihren bisherigen Obliegenheiten die ländliche Polizei, die Verwaltung der Kreiskasse und die Sorge für die Hebung der Landeskultur, also eine höchst einflußreiche vermittelnde Stellung zwischen den Anforderungen des Militärstaates und den Interessen des Landes. Weiter wurde das Generalkriegskommissariat kollegialisch eingerichtet und von dem Oberkommando des Heeres ganz unabhängig gemacht (1712). Besonders Bedeutsames gelang dieser Regierung auf dem Gebiete der Rechtspflege. Im Jahre 1701 erlangte sie die Ausdehnung des zunächst nur für die Kurmark als das eigentliche Kurland gültigen sogenannten Privilegium de non appellando der Goldenen Bulle von 1356 auf alle Gebiete und

Verwaltung.

damit die Unabhängigkeit vom Reichskammergerichte, die volle Gerichtshoheit. Dem entsprechend entstand 1703 das Oberappellationsgericht zu Cölln a. d. Spree für alle Provinzen des Staates. Auch die Ziele der Verwaltung blieben dieselben wie unter dem Vorgänger. Das Heer wurde auf etwa 44 000 Mann gebracht und besser ausgerüstet. Die Accise wurde auch auf Preußen ausgedehnt; für die Verwertung der Domänen entwarf der Kammerrat Luben von Wulffen den kühnen Plan, sie, in kleinere Güter verteilt, in Erbpacht zu geben, statt wie bisher nur in Zeitpacht, und auch die bäuerliche Unterthänigkeit aufzuheben. Mit der Durchführung des ersten Gedankens begann er 1698; da aber die Sache diese Haupteinnahme des Staates zu starken Schwankungen aussetzte und sich überhaupt nicht recht bewährte, weil man zu große Güterbestände in einer Hand zusammenfaßte, so kam man nach Wartenbergs Sturz 1711 wieder auf das frühere System zurück. Außerordentliche Einnahmen lieferte eine allgemeine Kopfsteuer (zuerst 1691). Auch für die Landeskultur geschah sehr Erhebliches durch Herbeiziehung zahlreicher Einwanderer aus Frankreich, der Schweiz und der Pfalz, wie durch Förderung der Industrie und des Handels. Die Saale wurde von Halle abwärts 1694—97 durch Schleusen für größere Fahrzeuge schiffbar gemacht und an der Förderung des Elbhandels zu gunsten Magdeburgs rastlos gearbeitet, bis die Regierung sich von der Erfolglosigkeit ihrer Bestrebungen überzeugen mußte und sie deshalb 1711 endlich einstellte. Dagegen geschah für die westafrikanischen Kolonien nichts Durchgreifendes, zum Teil mit Rücksicht auf die eifersüchtigen Seemächte, mit denen Preußen gegen Frankreich im Bunde stand. So stiegen die Einnahmen auf 4 Millionen Thaler, und auch die Einwohnerzahl vermehrte sich trotz der Kriege.

Kirche und Bildung.

In den kirchlichen Dingen hielt sich auch Friedrich I. an die bestehenden Verträge. Der lange betriebene Plan freilich, alle Katholiken seiner Lande unter einen von ihm zu ernennenden geistlichen Vikar zu stellen und somit von jeder auswärtigen geistlichen Gewalt loszumachen, scheiterte daran, daß Rom den darin liegenden Anspruch des protestantischen Königs auf landesbischöfliche Rechte über Katholiken nicht anerkennen konnte. Ebenso blieb der Lieblingsgedanke des Königs an eine Union aller christlichen Kirchen notwendigerweise ein Traum. Aber er entsprach dem lebhaften Interesse, das damals die feingebildeten Kreise des Hofes, vor allem die geistvolle Königin Sophie Charlotte einer freieren Geistesbildung widmeten. Zum erstenmal bereitete dieser ebenso prachtliebende und verschwenderische, wie geistig belebte Hof der Wissenschaft und Kunst in Preußen eine würdige Heimstätte. Noch als Kurfürst stiftete Friedrich 1697 die Universität Halle als die Pflanzschule einer neuen Theologie, Philosophie und Rechtswissenschaft, später auf die Anregung des großen Leibniz in Berlin die „königliche Sozietät der Wissenschaften" (Akademie), und in einer Reihe prächtiger Bauten drückte damals der geniale Schlüter der preußischen Hauptstadt ihren unterscheidenden Stempel auf (s. unten).

Nachdem Friedrich noch die Geburt eines nach ihm benannten Enkels erlebt hatte (24. Januar 1712), der die Zukunft des Herrscherhauses sicherte, verschied er am 25. Februar 1713. Seine Gemahlin war ihm bereits am 1. Februar 1705 in den Tod vorangegangen.

Friedrich Wilhelm I.

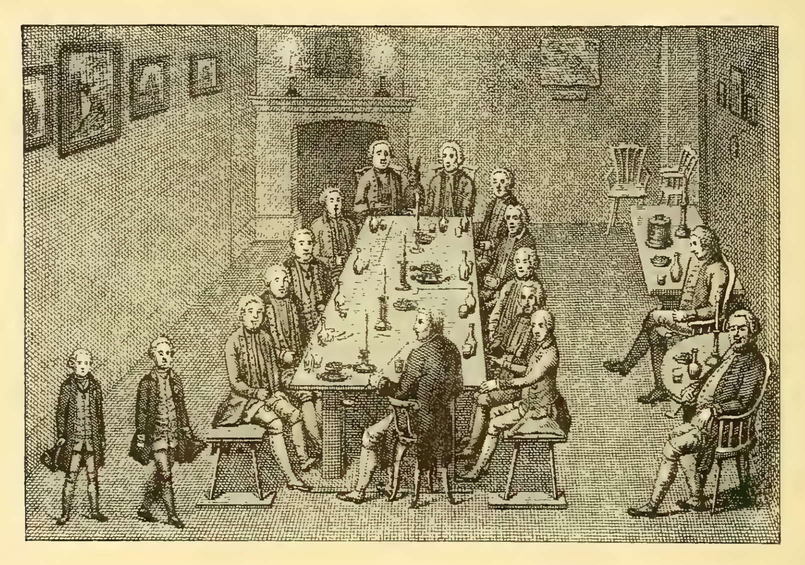
Die Regierung Friedrichs I. hatte dem preußischen Staate einen ehrenvollen Anteil an der deutschen Kulturarbeit gegeben, aber sie hatte auch das mühsam erreichte Gleichgewicht in den Finanzen gänzlich zerstört und nach außen hin die selbständige Haltung des Großen Kurfürsten nicht zu behaupten vermocht. Es that wirklich not, daß ein Regent andern Gepräges andre Bahnen einschlug. Das war Friedrich Wilhelm I. (1713—40).



200. Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.
Nach dem Gemälde von Pesne im Königl. Schlosse zu Berlin.

Friedrich Wilhelms I. Jugend.

Geboren am 15. August 1688 hatte er von seinen Eltern weder den Charakter, noch die körperliche Ähnlichkeit geerbt. Der merkwürdig energische Gesichtsausdruck des ungewöhnlich kräftigen Knaben verriet einen Geist, der fremder Einwirkung sich frühzeitig verschloß und nur seinem eignen Willen folgte. Das erfuhr schon seine erste Erzieherin, Frau von Rocoules; aber auch Graf Alexander von Dohna, dem die Eltern den Knaben im Jahre 1695 anvertrauten, hat auf seine Charakterbildung keinen sonderlichen Einfluß geübt. Am Französischen und Lateinischen fand er wenig Geschmack, soviel sich auch die geistvolle, feingebildete Mutter darum bemühte; um so schärfer traten nach dem Vorbilde des ähnlich gearteten, aber um zwölf Jahre älteren Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau die Neigung zum Kriegswesen und zu strenger Sparsamkeit hervor, für die er am Hofe seines Vaters kein Vorbild fand. Doch errichtete ihm der König zwei Kadettenkompanien, und für diese verwandte der Prinz das meiste seiner kleinen Einnahmen, über die er mit peinlichster Sorgfalt Buch und Rechnung führte. Von Eleganz und Gewandtheit des Benehmens blieb er zum Kummer der Mutter weit entfernt. Schließlich fügte sie sich doch seiner entschiedenen Neigung; statt daß man ihn die übliche „Kavalierstour" an die west- und südeuropäischen Höfe hätte machen lassen, sandte man ihn im Jahre 1704 nach Holland, das schon für seinen Großvater zur Hochschule des Regentenberufes geworden



201. Eine Abendgesellschaft König Friedrich Wilhelms I., das sogenannte „Tabakskollegium". Nach einem gleichzeitigen Gemälde im Hohenzollernmuseum zu Berlin.

war. Nach seiner Rückkehr vermählte er sich noch sehr jung mit Sophie Dorothee von Hannover, der Tochter Georgs I. (November 1706). Sie hat ihm vierzehn Kinder geschenkt; aber obwohl er ihr, eine Ausnahme unter seinen Standesgenossen, die Treue unverbrüchlich hielt, so entstand doch zwischen seinem rauhen, harten Wesen und dem feinsinnigen seiner Gemahlin kein recht inniges Verhältnis. Er wurde allmählich, namentlich als König, ein Haustyrann und verscheuchte aus seinem häuslichen Leben wenn nicht die Liebe, so doch das Behagen und die unbefangene Freude. Von dem leeren Treiben des Hofes hielt er sich als Kronprinz ziemlich fern, dafür hatte er nur derben Spott; um so lieber machte er im Jahre 1709 den Feldzug in den Niederlanden mit und wohnte damals im Gefolge Marlboroughs, den er lebhaft bewunderte, der furchtbaren Schlacht bei Malplaquet bei. Der Tod seines Vaters berief ihn wenige Jahre später auf den preußischen Thron (25. Februar 1713).

„Saget dem Fürsten von Anhalt", so schrieb damals der junge König in seinem ersten Briefe, „daß ich der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin, das wird den König von Preußen aufrecht erhalten." Die ganz persönliche Regierung eines unumschränkten Fürsten kündigte sich in diesen Worten an. Ihm galt höfischer Prunk als leere Verschwendung, Wissenschaft und Kunst als Luxus; er haßte sie schon, weil sie sich noch fast immer in französischem Gewande zeigten,

denn er fühlte sich durch und durch als Deutscher und sprach an seinem Hofe und mit den Gesandten deutscher Staaten niemals anders als deutsch. Ein starkes, schlagfertiges Heer zu schaffen, die Steuerkraft seines Landes zu entwickeln, alle Sonderinteressen rücksichtslos zu beugen unter die eiserne Zucht seines Staates, Gehorsam zu erzwingen „sonder Raisonnieren", das waren seine Ziele. Rauh und hart, oft willkürlich und leidenschaftlich erschien sein Auftreten, aber er war ein ehrliches Gemüt und von natürlicher Herzensgüte, und über dem allem schwebte ein wahrhaft



202. General Friedrich Wilhelm von Grumbkow.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

fürstliches Pflichtgefühl und eine ebenso aufrichtige, biblisch-evangelische wie gegen Andersgläubige duldsame Frömmigkeit. Unvergänglich hat er dem preußischen Staate seinen Charakter aufgeprägt.

Tagesleben des Königs.

Wie ein wohlhabender Landjunker, dem er in seiner Haltung auch am meisten glich — ein untersetzter stämmiger Herr mit rundem Kopf und scharfen hellen Augen — richtete er sich seinen Hof ein. Die meisten Hofbeamten seines Vaters entließ er sofort und setzte sie auf karge Pensionen, die Gehälter der beibehaltenen verminderte er, so daß im ganzen nur 50 Personen seine Umgebung bildeten. Die kostbare Ausstattung der königlichen Schlösser wurde zum Teil verkauft, um die Grundlage zu einem Staatsschatze zu gewinnen, die Tafel auf sehr bürgerlichem Fuße eingerichtet. Für Hoffeste,

Schauspiele, Opern hatte er kein Geld, und was er baute, trug das Gepräge trockener Nützlichkeit. Paraden und Jagden allein brachten Abwechselung in dies prunklose, rauhe, streng geregelte Dasein, das von dem Leben andrer Höfe, zumal des sächsischen, grell abstach. Sonst galt der Tag den Geschäften, dem „Dienst", nur der Abend der Erholung. Mit kurzen Randbemerkungen in einer wahrhaft abenteuerlichen Rechtschreibung und einer fast unleserlichen Handschrift gab der König seine Entscheidung über die Eingaben, nach denen dann seine Minister den Bescheid abfaßten; wichtige Sachen bearbeitete er selbst bis ins einzelnste. Auch wenn er ausritt oder ausfuhr, sah sein scharfer Blick alles, und wer ihm mißfiel, hatte sich vor seinem Rohrstock zu hüten. Am liebsten suchte er dann gegen Abend das „Tabakskollegium" auf. In einem einfachen Zimmer, auf hölzernen Schemeln saß da um einen simplen Tisch eine sehr gewählte Gesellschaft — doch pflegte der König den einzelnen stets einzuladen — wie Leopold von Dessau, der General von Grumbkow und der kaiserliche Gesandte von Seckendorf. Aus langen Thonpfeifen rauchten die Herren holländischen Tabak und tranken aus Steinkrügen schweres Bier. Hier ließ der König sich gehen, wie unter gleichgestellten Genossen, wobei freilich auch derbe, zuweilen sogar rohe Scherze mit unterliefen, wie mit dem armen Gundling, dem verdienten Hofgeschichtschreiber, der für Friedrich Wilhelm allerdings nur eine Art von gelehrtem Hofnarren abgab; doch wurden auch in zwangloser Weise wichtige Geschäfte besprochen, so daß es fremden Mächten wünschenswert erschien, einen Vertreter in dieser wunderlichen Versammlung zu haben. In Wegfall kam sie nur, wenn der König etwa eine seiner häufigen Inspektionsreisen unternahm und Ortschaft um Ortschaft, Domäne um Domäne, Behörde um Behörde aufs genaueste prüfte, wobei nichts ihm entging, keine Strapaze ihn abschreckte.

Die neue Verwaltungsordnung.

Nur dieser rastlosen, unermüdlichen Arbeit war es möglich, die Ziele zu erreichen, die er sich gesetzt hatte. Durch ihn erhielt die preußische Verwaltung die Gestalt, die ihr im wesentlichen bis zu Steins Reformen (1807 ff.) geblieben und in ihren Grundlagen überhaupt nicht verändert worden ist. Die unmittelbare Umgebung des Königs bildete sein Geheimes Kabinett, unter ihm stand der Geheime Rat, der in mehrere Abteilungen gegliedert war (vgl. Bd. VI, S. 688). Die Finanz- und Heeresverwaltung, die ihm wichtigsten Zweige, standen zunächst, soweit beide miteinander zusammenhingen, noch unter zwei Behörden, dem Generalfinanzdirektorium (Hofkammerkollegium, s. S. 274) und dem Generalkriegskommissariat, die beide miteinander fortwährend im Streit lagen; erst nach längerer Erfahrung vereinigte der König beide Behörden zu einer einzigen, dem Generaloberfinanzkriegs- und Domänendirektorium (Generaldirektorium), das er am 19. Januar 1723 feierlich in sein Amt einwies, nachdem er eigenhändig eine ausführliche Dienstvorschrift entworfen hatte. Es zerfiel in fünf Abteilungen. Davon entsprach nur eins, das Justizministerium (für die Verwaltungsjustiz), einigermaßen einem modernen Staatsministerium, insofern als seine Wirksamkeit in diesem Fache sich auf den ganzen Staat erstreckte; die vier übrigen waren Provinzialministerien, und zwar waren die Geschäfte so verteilt, daß die gesamte Verwaltung in allen ihren Zweigen in jeder Gruppe von Provinzen (Preußen, Pommern und der Neumark, Kurmark und Magdeburg, Kleve, Mark, Geldern und Neufchâtel, Halberstadt, Minden, Ravensberg, Lingen und Tecklenburg) einem „dirigierenden Minister" zustand und ihm daneben noch gewisse, den ganzen Staat betreffende Angelegenheiten überwiesen wurden, während jetzt ein Verwaltungszweig für das ganze Staatsgebiet nur einem Minister zufällt. Die einzelnen Abteilungen des Generaldirektoriums berieten zwar für sich, beschlossen aber nur in der Gesamtheit.

Kriegs- und Domänen-kammern.

Der neuen Oberbehörde entsprechend vereinigte dann der König die bisherigen Oberkriegskommissariate und Amtskammern (s. Bd. VI, S. 688 f.) unter ihren „Kammerpräsidenten“ zu Kriegs- und Domänenkammern. Deren gab es damals neun (Königsberg, Gumbinnen, Stettin, Küstrin, Berlin, Magdeburg, Kleve, Halberstadt, Minden). Ihnen unterstellt waren die auf Vorschlag der Stände vom König aus diesen ernannten Landräte für das platte Land, die Steuerräte (Kriegskommissare) für die Handhabung der Polizei und Finanzverwaltung in den Städten, so daß gewöhnlich die Städte zweier Landratskreise unter einem Steueramte standen, die Departementsräte für die Domänen, die wieder in eine Reihe von „Ämtern“, d. i. königlichen Grundherrschaften, unter „Amtleuten“ (Generalpächtern mit obrigkeitlichen Befugnissen) zerfielen. Jene königlichen Beamten waren zugleich außerordentliche Mitglieder der Kriegs- und Domänenkammer, unter der sie standen, und vertraten ihre Bezirke auf den Kreistagen. Damit war der Ausbau der landesfürstlichen Verwaltungsordnung vollendet, und in ihr arbeitete nach dem Vorbilde des Königs ein streng-monarchisches Beamtentum, das sich, schon weil grundsätzlich kein Beamter in seiner Heimat angestellt wurde, überall, in Kleve und Königsberg, wie in Berlin und Stettin, als ein preußisches fühlte und bald an unbestechlicher Pflichttreue und pünktlicher Genauigkeit damals nirgends seinesgleichen fand. Auch die verrottete Stadtverwaltung erfuhr die umbildende Kraft des Landesherrn. Er entriß sie der lässigen und eigennützigen Regierung ihrer durch Verwandtschaft und Interessen verbundener aristokratischer Sippen, indem er dem Steuerrate die Überwachung der gesamten Stadtverwaltung übertrug und das Recht des Stadtrats, sich selbst zu ergänzen, in ein bloßes Vorschlagsrecht verwandelte, die Ernennungen aber sich selbst vorbehielt, mehrfach auch (so in Berlin) schon „Verordnete“ aus der Bürgerschaft ihnen zur Beaufsichtigung an die Seite stellte. Die Polizei übertrug er z. B. in Berlin im Jahre 1735 dem Magistrat in Gemeinschaft mit der Staatsbehörde. Erst durch diese Reformen wurden Ordnungssinn und Gemeingefühl in den Städten wieder geweckt.

Finanzen.

Alle Einnahmen des Staates flossen in zwei gesonderte Kassen, die Kriegs- und die Domänenkasse. Deren Verwaltung wieder kontrollierte seit 1714 bis ins einzelne die General- (Oberkriegs- und Domänenrechen-) Kammer. Die Einnahmequellen blieben fast dieselben, wie unter dem Großen Kurfürsten, nur daß die Steuerverfassung eine folgerichtigere Durchbildung erfuhr. Dem Salzmonopol flossen höhere Erträge zu durch das Verbot nichtpreußischen Salzes, den Zöllen durch die Entwickelung des Gewerbes. Die Accise wurde auch in den westlichen Provinzen völlig durchgeführt, nach schwerem Kampfe auch in Kleve-Mark, deren blühendes ländliches Gewerbe sich schwer der damit verbundenen peinlichen Aufsicht unterwarf, die Kontribution in den Jahren 1715—18 auch auf Ostpreußen ausgedehnt, übrigens ohne Befragung der Stände, und auf Grund einer sorgfältigeren Einschätzung gerechter veranlagt. Der Adel blieb zwar für seine von ihm unmittelbar bewirtschafteten Güter von dieser Abgabe überall befreit, wurde aber zu direkten Steuern doch dadurch herangezogen, daß der König im Jahre 1717 die Gestellung der längst nicht mehr geforderten „Ritterpferde“, d. h. der alten, schweren Lehnsreiterei, gegen eine jährliche Geldleistung von 17 bis 40 Thalern (je nach dem Bodenwerte) aufhob. In Verbindung damit fiel der mittelalterliche Lehnsverband, so daß die adligen Güter die Eigenschaft als Lehen verloren und zum freien Eigentum ihrer Besitzer wurden. Der Adel freilich, seit lange daran gewöhnt, die Vorrechte eines herrschenden Standes zu genießen, ohne die Pflichten eines solchen für den Staat zu übernehmen, die jene allein gerechtfertigt hatten,

widerstrebte hartnäckig dieser Besteuerung; der magdeburgische erwirkte sogar vom kaiserlichen Reichshofrat ein Dekret zum Schutze seiner Rechte und den Befehl zur Gewährung desselben an Kursachsen (1725), was den König tief erbitterte, aber zu nichts führte, da Österreichs Haltung sich bald änderte. Am längsten widerstrebten die ostpreußischen Stände dieser Steuer und der neuen Kontribution; ihrer französischen Eingabe, die mit der Versicherung schloß, das Land würde durch diese Leistungen ruiniert, wurde im Jahre 1732 in Form einer Randbemerkung der berühmte Bescheid zu teil: „Corios, tout le pays sera ruiné! Nihil kredo, aber das kredo, daß der Junker ihre Autorität Niposwollam (s. Bd. VI, S. 647) wird ruiniert werden", und einer andern Beschwerde setzte der König die noch berühmtere Antwort entgegen: „Ich komme zu meinem Zweck und stabiliere die Souverainité und setze die Krone fest wie einen rocher von bronze." Von allen Einnahmequellen verhältnismäßig am ergiebigsten erwiesen sich die ausgedehnten Domänen. Friedrich Wilhelm I. sorgte planmäßig für ihre Vergrößerung, wies z. B. das Generaldirektorium an, im Magdeburgischen alle zwei bis drei Jahre ein Gut im Werte von 100—150 000 Thalern anzukaufen und vermehrte die Zahl der „Ämter", denen er hochherzig schon 1713 sogar die königlichen Privat-(Schatullen-) güter hinzufügte, auf 373, von denen ein volles Drittel, 125 (drei Viertel des Grundbesitzes der Provinz), allein auf die Provinz Preußen fielen (s. Bd. VI, S. 687). Durch Verpachtung (auf sechs oder zwölf Jahre), vortreffliche Bewirtschaftung und Aufhebung der Hörigkeit auf den Domänen brachte er sie in so blühenden Zustand, daß sie 1739 zur gesamten Staatseinnahme (7 Millionen Thaler) fast die Hälfte beitrugen. Gleichzeitig erwuchs aus den Familien der Generalpächter ein wohlhabender ländlicher Mittelstand bürgerlicher Abkunft, aus dem nachmals Rittergutsbesitzer, Beamte und Offiziere in großer Anzahl hervorgegangen sind.

Grundsätze der Volkswirtschaftspolitik.

Doch dies war eben nur eine und nicht die großartigste Leistung seiner **Volkswirtschaftspolitik**. Er regelte und leitete die ganze Arbeit seines Volkes nach festen Gesichtspunkten, wies jeder Landschaft und jedem Stande bestimmte wirtschaftliche Aufgaben zu. „Außer dem Landbau, dem Hauptgewerbe der gesamten Monarchie, sollten in der Kurmark und den westfälischen Provinzen die Manufakturen, in den Küstenländern der Handel, im Magdeburgischen der Bergbau betrieben werden. Dem Adel gebührten allein der große Grundbesitz und ein nahezu ausschließlicher Anspruch auf die Offiziersstellen, dem Bauernstande die ländliche Kleinwirtschaft und der Soldatendienst, den Stadtbürgern Handel und Gewerbe und dementsprechend hohe Steuerlast." Auf diese strenge wirtschaftliche Scheidung der Stände war auch das ganze Steuersystem berechnet, das sofort unhaltbar wurde, wenn jene fiel und deshalb auch von Friedrich II. durchaus beibehalten worden ist, und da weiter den einzelnen Provinzen bestimmte Erwerbszweige vorbehalten blieben, so schlossen sie sich auch voneinander durch Schutzzölle ab. Es bildete also der ganze Staat noch keine wirtschaftliche Einheit; eine solche stellten nur die in sich zusammenhängenden Mittelprovinzen, etwa 1300 Quadratmeilen, dar.

Landwirtschaft und innere Kolonisation.

Keinen Nahrungszweig hat der König kräftiger gefördert als die **Landwirtschaft**. Noch behauptete in den mittleren Provinzen der ritterschaftliche Grundbesitz weitaus das Übergewicht, da hier nach der Mitte des 18. Jahrhunderts z. B. in der Kurmark 1262 adlige Dörfer neben 652 königlichen und 52 städtischen in Pommern 1276 ritterschaftliche neben 625 königlichen und 159 städtischen standen, während im Magdeburgischen und in Ostpreußen der Domänenbesitz weit überwog. Sind doch in der Kurmark vom Dreißigjährigen Kriege bis 1749 fast 3000 Bauerngüter als ritterschaftlicher Besitz eingezogen worden. Ebenso gab es in den mittleren Provinzen freie

Bauern im vollen Sinne des Wortes überhaupt nicht; nur in Ostpreußen bildeten sie
[illegible] (10000 gegen 40000), und in den rheinisch-

widerstrebte hartnäckig dieser Besteuerung; der magdeburgische erwirkte sogar vom kaiserlichen Reichshofrat ein Dekret zum Schutze seiner Rechte und den Befehl zur Gewährung desselben an Kursachsen (1725), was den König tief erbitterte, aber zu nichts

Faksimile von König Friedrich Wilhelms I. eigenhändigem Entwurf der Instruktion für das General-Direktorium.

(Schlußzeilen.)

Grundsätze Volkswirtschaftspoli

Transskription:

tuhlMeier soll auch in der zuletzte ordre setzen, das ich sie es versicherte vor Gott, das diese Neue verfassung alleine von mir kehme, und ich es selber aufgesetzet hette und keine intrige darunter wehre, nur ich mein beste, der Lender und leutte und befestigung der armée und kron, den ich persuadieret wehre, das durch diese combinacion es festgesetzet werde, woferne sie wolten treue und unferdrossen den stranck zugleich ziehen tuhllMeier soll dieses recht schön auffsetzen.

Landwirtschaft u innere Kolonisatio

Faksimile von König Friedrich Wilhelms I. eigenhändigem Entwurf der Instruktion für das General-Direktorium. (Schlußzeilen.)

(Kgl. geh. Staatsarchiv zu Berlin.)

Bauern im vollen Sinne des Wortes überhaupt nicht; nur in Ostpreußen bildeten sie etwa den fünften Teil aller Bauern (10000 gegen 40000), und in den rheinisch-westfälischen Landen war die Hörigkeit wenigstens sehr mild. Doch Friedrich Wilhelm I. begriff die segensreiche Bedeutung eines freien Bauernstandes und sprach es schon im Jahre 1719 aus, „was es für eine edle Sache sei, wenn die Unterthanen statt der Leibeigenschaft sich der Freiheit rühmen.“ Freilich vermochte er sie nur anzubahnen. Eben in jenem Jahre hob er die Hörigkeit der Domänenbauern auf, im Jahre 1738 verbot ein strenges Mandat den Gutsherren das „barbarische Prügeln“ ihrer Unterthanen bei schwerer Strafe, ein andres im Jahre 1739 untersagte die Austreibung derselben aus ihren „Stellen“ (das „Bauernlegen“, das damals den Bauernstand in Mecklenburg und Schwedisch-Pommern vernichtete) ohne gesetzlichen und rechtlichen Grund. Ganz unmittelbar wirkten seine planvollen bäuerlichen Kolonisationen in den verwüsteten Ostprovinzen, namentlich in Pommern, der Neumark und Ostpreußen, das 1709—10 auch noch eine Pest verheert hatte. Die berüchtigte Moorlandschaft des Rhin- und Havelluchs verwandelte er durch großartige Entwässerungsanlagen binnen sieben Jahren in fruchtbares Land. Indem er dann direkte Unterstützungen durch Geld und Saatgetreide, Steuerfreiheit für die ersten Jahre, Freiheit vom Heeresdienste und meist auch die sehr günstige Stellung von Erbzinsbauern gewährte, und die Ansiedler nach ihren landsmannschaftlichen Verbänden meist in geschlossenen Dörfern auf den Domänen oder auf herrenlosem wüsten Lande ansiedelte, zog er in den Jahren 1721—1728 etwa 20000 Familien nach Preußen, in die Umgegend von Berlin auch hussitische Böhmen.

Die Salzburger.

Wenige Jahre später erfolgte die Masseneinwanderung der protestantischen Salzburger. Das schöne Alpenland sah damals ein letztes trauriges Beispiel des kirchlichen Fanatismus auf deutschem Boden. Entschlossen, nur Katholiken in seinem Gebiete zu dulden, rief der damalige Erzbischof Leopold Anton, Freiherr von Firmian (seit 1727) Jesuiten ins Land, zwang die nach Tausenden zählenden evangelischen Unterthanen zum katholischen Gottesdienst, erklärte endlich, als diese dagegen Beschwerde erhoben, den „Salzbund“ zur Wahrung ihrer Rechte schlossen (August 1731) und sich nach Regensburg wandten, dies Vorgehen für Aufruhr und ließ im September 3600 Mann kaiserlicher Truppen einrücken. Doch die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges waren vorüber. Das Corpus Evangelicorum erhob geharnischten Protest, und tief empört wies Friedrich Wilhelm, entschlossen, als Schirmherr der Protestanten im Reiche aufzutreten, seinen Gesandten in Regensburg, Freiherrn von Danckelmann, an, die Sache der Salzburger in die Hand zu nehmen und mit Vergeltung an den preußischen Katholiken zu drohen, falls der Erzbischof nicht gemäß dem Westfälischen Frieden die Auswanderung gestatte. Darauf erließ dieser das Emigrationspatent (31. Oktober 1731). Freilich gewährte er statt der vorschriftsmäßigen Frist von drei Jahren den Unansässigen eine solche nur von acht Tagen, den Ansässigen von drei Monaten, und ließ jene zu Hunderten durch Soldaten zusammentreiben und an die bayrische Grenze bringen, wo sie im härtesten Winter mehrere Wochen lang liegen mußten, weil die bayrische Regierung mit der Gewährung des Durchzuges zögerte. Zweitausend Bauernhöfe in Salzburg leerten sich, und über 20000 der Vertriebenen, zum Teil vermögende Leute, wandten sich nach Preußen. Hier fanden sie bei der Regierung wie bei der Bevölkerung die freundlichste Aufnahme. Etwa 15000 siedelten sich in Ostpreußen, besonders im Regierungsbezirk Gumbinnen an, und so kam es, daß in Preußisch-Litauen allein 60000 wüste Hufen, 6 Städte, 332 Dörfer, 59 Domänen neu angebaut wurden und die Einwohnerzahl bis auf

½ Million anwuchs. Die völlig gelungene Ansiedelung dieser süddeutschen Hochgebirgsbauern im norddeutschen Flachlande gehört zu den größten Meisterstücken der praktischen Sozialpolitik. Die Kosten dieser „Wiederherstellung" Preußens beliefen sich auf sechs Millionen Thaler. Bewundernd sah später Friedrich der Große dies Werk des Vaters, dessen Plan er entworfen, dessen Ausführung er bis ins einzelnste überwacht hatte.

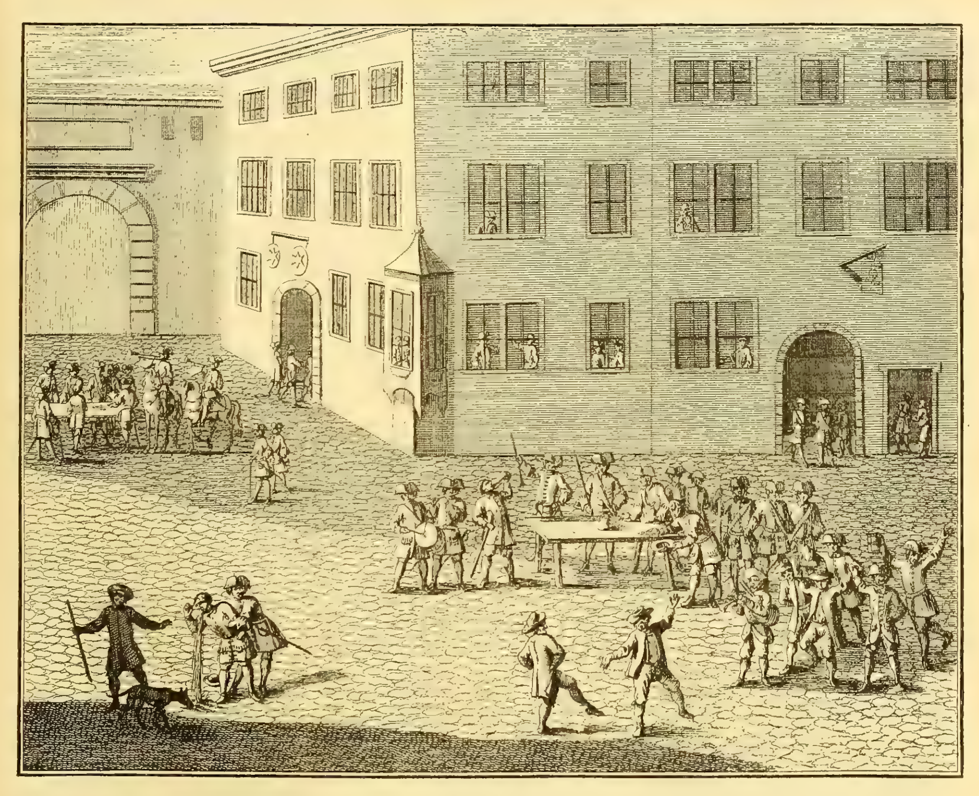
Gewerbe- und Handelspolitik.

In der Förderung von Gewerbe und Handel ließ sich Friedrich Wilhelm wie natürlich durch die Grundsätze des Merkantilsystems leiten. Er setzte somit das Werk des Großen Kurfürsten fort. Es galt jetzt, in den Mittelprovinzen den Gewerbefleiß durch Zölle und Einfuhrverbote vor auswärtigem Mitbewerbe zu schützen, den Binnenverkehr für die Einheimischen aus seinen alten Fesseln zu befreien und dem Lande einen möglichst einträglichen Durchgangsverkehr zu sichern. Das führte natürlich vielfach zu Streitigkeiten mit den Nachbarstaaten, namentlich mit Sachsen, dessen blühende Industrie einer lebhaften Ausfuhr bedurfte. Erst der Handelsvertrag von 1728 stellte nach langem Zollkriege ein friedliches Verhältnis her, indem Preußen zwar an seinen Wollausfuhrverboten von 1719 und dem Ausschluß fremder Tuche, Woll-, Glas- und Metallwaren festhielt, aber die Einfuhr andrer Artikel zuließ. Für den Binnenverkehr begann mit der Erwerbung Stettins und der Odermündungen eine neue Zeit. Denn jetzt öffnete sich der Handel mit dem weiten deutschen Hinterlande bis nach Schlesien hinein, zumal die Oderzölle entweder beseitigt oder herabgesetzt wurden. Mit Rußland, das sich zu einem großen Lieferanten von Rohstoffen und einem kaufkräftigen Abnehmer von Gewerbeerzeugnissen zu entwickeln begann, wurde ein Handelsvertrag abgeschlossen, und eine russische Kompanie besorgte bis 1737 den gesamten Tuchbedarf für das russische Heer aus preußischen Fabriken. Dagegen versprach der nüchterne Sinn des Königs sich nichts von der Kolonisation in Guinea (s. Bd. VI, S. 696 f.); er sah sie als eine „Chimäre" an und verkaufte deshalb durch Vertrag vom 18. Dezember 1717 die dortigen Niederlassungen um 6000 Dukaten an die holländisch-ostindische Kompanie, was sicher zu beklagen bleibt, aber schwerlich zu vermeiden war. — Für den Aufbau und Ausbau der Städte hat er nicht weniger geleistet als für die Besiedelung des platten Landes. Noch waren die Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges keineswegs verschwunden, noch zählte man z. B. in Stendal 365, in Salzwedel 191 wüste Baustellen. Indem der König hier im Jahre 1721 alle diejenigen, deren Besitzer nicht bauen wollten, für den Staat einzog, dann verpachtete, zu den Kosten beitrug und sechs bis acht Freijahre gewährte, erhoben sich zahlreiche Städte rasch aus ihren Trümmern, stattlicher als zuvor. In ähnlicher Weise, zum Teil freilich auch durch harten Zwang, förderte Friedrich Wilhelm den Ausbau Berlins. Potsdam, bis dahin ein kleiner Ort, wuchs als Residenz und Garnison für das Riesenregiment zu einer äußerst regelmäßigen und nüchternen, aber doch auch ansehnlichen Stadt empor.

Heerwesen.

Wenn der König so in rastloser Arbeit den Wohlstand seiner Unterthanen hob, so forderte das nach seiner Auffassung ebenso sehr seine fürstliche Pflicht wie das Interesse seines Staates. Mit pünktlichster Genauigkeit arbeitete die Verwaltungsmaschine, die Einkünfte stiegen von 4 auf 7 Millionen Thaler, sie deckten nicht nur die laufenden Bedürfnisse, sondern gestatteten auch die Ansammlung eines Schatzes, der sich im Jahre 1740 auf 8700000 Thaler belief. „Ich weiß wohl", pflegte Friedrich Wilhelm zu sagen, „in Wien und Dresden nennen sie mich einen Pfennigklauber, aber meinen Enkeln wird es zu gute kommen." Er hatte recht, denn er schuf nicht nur das Beamtentum, das den Staat zusammenhielt, sondern auch das schlagfertige Heer, mit dem Friedrich II. für Preußen die Großmachtstellung errang. Indem er bei weitem

den größten Teil der Jahreseinnahme darauf verwandte (5 Millionen Thaler), vermehrte er es von etwa 38 000 Mann im Jahre 1713 auf 89 000 Mann im Jahre 1740, darunter vier sogenannte Landregimenter von ausgedienten Soldaten, die alljährlich zu vierzehntägigen Übungen einberufen wurden und deren Offiziere, Unteroffiziere und Tamboure den halben Sold bezogen. Da eine Bevölkerung von $2^1/_2$ Millionen Einwohnern eine solche Ziffer unmöglich hätte aufbringen können und die Werbung im Inlande wegen allzugroßer Schädigung der wirtschaftlichen Arbeit seit 1721 möglichst beschränkt wurde, so machte der König von seinem Rechte als Kurfürst, in allen Reichsstädten werben zu lassen, ausgiebigen Gebrauch, und fortwährend durchzogen Hunderte



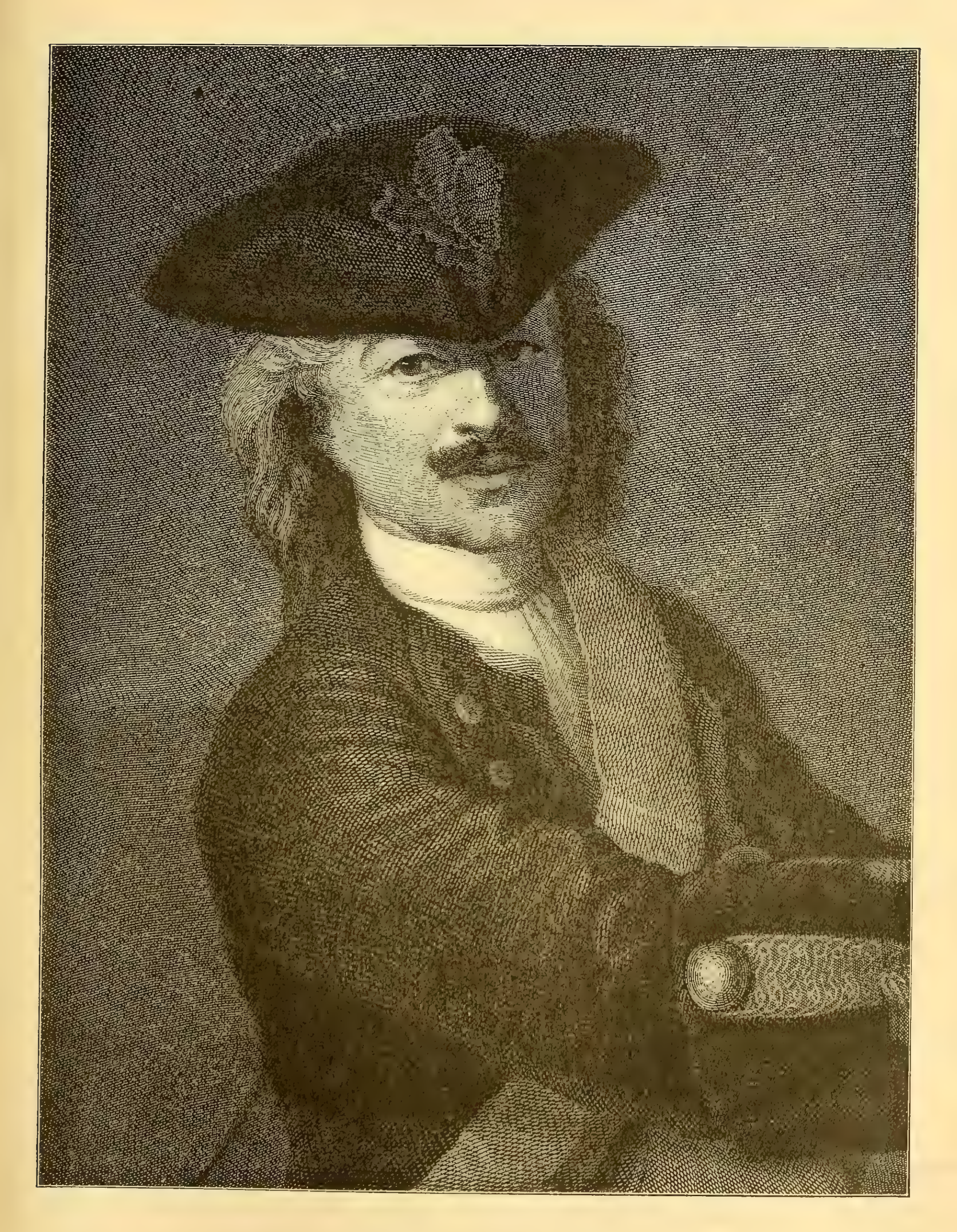
203. Werbung zum Soldatendienst im 18. Jahrhundert.
Faksimile eines Kupferstichs in Fleming: „Der vollkommene teutsche Soldat". Leipzig 1726.

von Werbeoffizieren das ganze Deutsche Reich sowie die Nachbarlande, um mit allen Mitteln der List, Gewalt und Überredung Menschen für des Königs Dienst einzufangen, verwegene, entschlossene und unbedenkliche Leute, weithin gefürchtet und gehaßt. Aber indem er sein Heer zu etwa zwei Dritteln aus deutschen und andern „Ausländern" zusammensetzte, hörte es auch auf, ein schlechtweg preußisches zu sein und verwandelte sich thatsächlich schon in eine deutsche Streitmacht. Endlich sprach der König im Jahre 1733 als der erste aus, daß „jeder Unterthan für die Waffen geboren sei", den großen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht. Seitdem wurde jedem Regiment ein bestimmter Bezirk für die Rekrutierung (Kanton) zugewiesen (Kantonsystem); doch befreiten zahlreiche Bestimmungen ganze Klassen der Bevölkerung, alle Handel- und Gewerbetreibende, Gelehrte und Geistliche, die Dienerschaft der Gutsherren u. s. f. vom Waffendienst und

legten so die Last fast allein auf die Schultern des Landvolkes, das damit aber auch zuerst für den Staat in Anspruch genommen und dem ausschließlichen Dienste seiner Grundherren entrissen wurde. Diese „Einländer" blieben zwar zwanzig Jahre lang dienstpflichtig, wurden aber nach der Ausbildung nur 2—3 Monate jährlich zum Dienste eingezogen, sonst mit „Königsurlaub" in die Heimat entlassen. Die Löhnung wurde für diese Zeit von den Hauptleuten einbehalten und teils für ausländische Werbungen verwendet, teils auch für eigne Rechnung gespart. Den festen Kern des Heeres bildeten daher nach wie vor die auswärtigen Söldner, die bei der Fahne blieben, solange sie dienstfähig waren. Die Offiziere ernannte jetzt der König alle selbst; er fand sie in den zahlreichen verarmten Geschlechtern seiner Edelleute, und eben dadurch gewann er diese dann auch für den Staat; „es gelang ihm, aus verwilderten Junkern einen treuen und tapferen monarchischen Adel zu erziehen, der für das Vaterland zu siegen und zu sterben lernte und so fest wie Englands parlamentarischer Adel mit dem Leben des Staates verwuchs." Ein Kadettenhaus sorgte für die Erziehung zum Offizier; der Befehl, auch außer Dienst die Uniform zu tragen, verschärfte das stolze, ja hochmütige Bewußtsein eines abgeschlossenen Standes, dem der König als der erste europäische Fürst sich selbst zurechnete, denn seit 1725 trug er stets den blauen Rock seines Heeres. So begründete er jenes ganz persönliche Treuverhältnis des Kriegsherrn zur Armee, das der alten vergessenen Lehnspflicht einen neuen Inhalt gab und der neuesten deutschen Geschichte ein eigentümliches Gepräge aufdrückte. „Seine lieben blauen Kinder" nannte er seine Soldaten, vor allem die riesigen Grenadiere des Leibregiments in Potsdam, deren oft gewaltsame Werbung in aller Herren Länder ihn in die verdrießlichsten Händel verwickelte und bis 1735 den sonst so sparsamen Fürsten 12 Millionen Thaler gekostet hat. Die bunte Zusammensetzung des Heeres aus oft höchst unzuverlässigen Leuten, abenteuerlustigen Burschen und gepreßten Rekruten aus aller Herren Länder, erforderte eine harte, ja barbarische Kriegszucht: Prügeln, Krummschließen, Spießrutenlaufen, Erschießen sollten sie aufrecht erhalten und die Desertion verhindern, die gleichwohl jährlich 200—300 Mann der Armee entführte. Wie ein selbständiger Staat, in sich fest geschlossen und nach außen auch rechtlich abgeschlossen durch eigne Gerichtsbarkeit über alle ihre Angehörigen und deren Familien und durch ihre besondere Kirchenverfassung, stand die Armee neben dem Zivilstaat. Dafür war die Ausbildung, besonders des Fußvolkes, musterhaft, der dröhnende Gleichtritt beim Marsch, die Schnelligkeit und Präzision im Feuern unerhört. Die Taktik war im wesentlichen noch die alte Lineartaktik (s. Bd. VI, S. 535), aber sie wurde jetzt durchaus auf die Feuerwirkung des Fußvolks berechnet. Zwischen den



204. Ein Riesengardist Friedrich Wilhelms I.
(„Joh. Henrichson aus Norwegen mest 6 Fuß 9 Zoll R. L. Maas.")
Nach einem gleichzeitigen Gemälde im Kgl. Zeughause zu Berlin.



205. Generalfeldmarschall Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.

Nach dem Kupferstiche von Aug. Hoffmann.

staffelförmig aufgestellten Reiterflügeln rückte die Infanterie in zwei Treffen auf, die jetzt in nur drei Gliedern aufgestellten Bataillone dicht aneinandergeschlossen, jedes Treffen gewöhnlich 2—3000 Schritt lang, die Geschütze, auf die man immer noch nicht viel Wert legte, zwischen den Treffen. So ging das Heer unter dem Rasseln seiner großen Trommeln, die Infanterie Gewehr im Arm und in dröhnendem Gleichtritt, die Reiterei im langsamen Trabe mit eingestecktem Pallasch bis etwa auf 300 Schritt an den Feind heran und überschüttete ihn dann mit ihrem Salvenfeuer, das der eiserne Ladestock, eine Erfindung Leopolds von Anhalt, viel rascher abzugeben gestattete, als der bisher übliche hölzerne. Auch die Reiterei beschoß zuerst den Feind. Schien dieser genügend erschüttert, so warf sie sich in gestrecktem Trabe mit gezogenem Säbel auf ihn, die Infanterie ging zum Bajonettangriff über, weshalb man auch in das erste Glied die längsten und kräftigsten Leute stellte.

Leopold von Anhalt-Dessau.

Unter denen, die bei der Ausbildung des Heerwesens dem König zur Seite standen, reichte keiner an den Fürsten **Leopold von Anhalt-Dessau** heran. Geboren im Jahre 1676, stand er Friedrich Wilhelm in seinem ganzen Wesen am nächsten, eine ehrlich-kräftige, rauhe, gewaltthätige Natur, von Kunst und Wissenschaft ganz unberührt, trotz der „Kavalierstour", die er in seiner Jugend gemacht hatte. Er lebte und webte für den Krieg. Zuerst im dritten Raubkriege, dann im Spanischen Erbfolgekriege und endlich gegen Schweden führte er die preußischen Truppen fast immer glücklich und wurde selbst niemals verwundet. War er daheim, so sorgte er für die Kultur seines Ländchens wie der König. Mit seiner Gemahlin, der Apothekerstochter Anna Luise Föhse (seit 1698), die er in den Reichsfürstenstand hatte erheben lassen, verband ihn innige Liebe; sie war die einzige, die seinen harten Sinn zu mildern vermochte. Dem Lande wurde sie eine sorgsame Fürstin, in der Abwesenheit des Gemahls vertrat sie stets seine Stelle.

Rechtspflege.

Wandte der König dem Finanz- und Heerwesen die größte Aufmerksamkeit zu, so hat er doch andre Seiten des Volkslebens keineswegs vernachlässigt. Von ihm stammt der Gedanke eines allgemeinen Gesetzbuches auf Grund des römischen Rechts, den erst unter seinem Nachfolger der große Samuel Cocceji durchgeführt hat. In der vielfach barbarischen Rechtspflege änderte Friedrich Wilhelm nichts, und er war nur zu sehr geneigt, in Strafprozessen selbst als Richter aufzutreten und nach seinem Gutdünken harte Kabinettsjustiz zu üben, denn er betrachtete sich durchaus als obersten Richter nach alttestamentlichem Vorbilde. Die Strafen gegen Diebe und Mörder hat er eher verschärft als gemildert.

Die Kirche.

Auf **kirchlichem Gebiete** waren der hausbackene Verstand und die ehrliche evangelische Gläubigkeit des Königs jeder Unduldsamkeit feind, und er war stolz darauf, ein Schirmherr aller Protestanten zu sein. Im Widerspruch mit dem alten Vertragskirchenrecht gestattete er vielfach evangelischen Gottesdienst in bisher rein katholischen Landesteilen und umgekehrt, und durchbrach mit katholischen Garnisongemeinden die lutherische Glaubenseinheit Brandenburgs und Pommerns. Eine kirchliche Verwaltungseinheit, also eine gesamtpreußische Landeskirche gab es nicht, vielmehr standen die Konsistorien der einzelnen Provinzen noch ganz selbständig nebeneinander; nur die reformierten Gemeinden erhielten eine einheitliche Spitze, die deutschen 1713, die französischen 1737.

Wissenschaft u. Unterricht.

Abstoßend erscheint die Gleichgültigkeit des Königs gegen die **Wissenschaft**, soweit sie nicht unmittelbar praktischen Nutzen brachte, und die nicht selten rohe Behandlung ihrer Vertreter, denn er sah in ihnen nur Pedanten und „Bärenhäuter", d. h. Faulenzer. Die Universität Halle förderte er eifrig, weil sie staatlichen Zwecken diente, aber die von seinem Vater gestiftete Akademie der Wissenschaften setzte er auf

300 Thaler jährlich und stellte ihr gelegentlich lächerliche Preisfragen, um sie zu verspotten; den Philosophen Wolff verwies er bei Strafe des Stranges aus Halle (November 1723), weil ihm die dortigen Pietisten schuld gaben, er lehre ein Fatum, das die „langen Kerle“ des Königs zum Desertieren zwänge; den großen Leibniz erklärte er für einen närrischen Kerl, der nicht zum Schildwachstehen tauge. Doch wich diese verächtliche Meinung in späteren Jahren einer milderen Auffassung und besseren Einsicht. Im Jahre 1739 suchte er sogar, übrigens ohne Erfolg, Wolff unter glänzenden Bedingungen für Frankfurt a. O. zu gewinnen und las täglich in seinen Schriften. Und eins hat der König auf dem Gebiete der Volksbildung geschaffen, wofür sein prunkliebender Vater nie ein Verständnis gehabt hätte: durch die Verordnung vom 23. Oktober 1717 begründete er die allgemeine Schulpflicht und also die Volksschule. Tausende von Volksschulen hat er kraft staatlichen Rechts, namentlich auf dem platten Lande, ins Leben gerufen und mit Lehrern, die meist in Halle gebildet waren, besetzt (s. unten). Die Aufsicht übertrug er den evangelischen Geistlichen.

So hat er seinen Staat hingestellt, abschreckend durch die eiserne Zucht und die geistige Öde seines Lebens und weithin im Reiche betrachtet mit einem Gemisch von Abscheu und Bewunderung, aber schlagfertig nach außen, getragen von einem energisch arbeitenden Volk und einem musterhaften Beamtentum, erfüllt von zäher sittlicher Kraft, ein Abbild seines Königs.

Die welfischen Lande, Holstein, Mecklenburg.

Bildung des Kurstaates Hannover.

Neben Preußen arbeiteten sich am Schlusse des 17. Jahrhunderts die welfischen Lande zu ansehnlicher Geltung und bald zu einer gewissen Nebenbuhlerschaft empor.

Nachdem die beiden Linien, die ältere in Braunschweig-Wolfenbüttel, die jüngere in Braunschweig-Lüneburg, ihre Gebiete noch mehrfach geteilt hatten, bestimmte zuerst Herzog Georg als Haupt der jüngeren Linie im Jahre 1641, daß sein Anteil zwar zunächst noch in die beiden Fürstentümer Lüneburg (Celle) und Kalenberg (Hannover) zerfallen, weitere Teilungen jedoch vermieden werden sollten. Von seinen vier Söhnen erhielt der älteste, der friedliche und landesväterliche Christian Ludwig, Celle, der zweite, der kriegerische und lebenslustige Georg Wilhelm, Hannover. Nach dem Tode des ältesten Bruders (1665) übernahm Georg Wilhelm Celle, der dritte, der stolze, selbstbewußte Johann Friedrich, an seiner Stelle Hannover, das damals durch den Anfall des Fürstentums Grubenhagen vergrößert wurde. Da Johann Friedrich bereits im Jahre 1651 in Rom zum Katholizismus übergetreten war und mit dem gewöhnlichen Eifer der Neubekehrten die Sache seiner Kirche in seinem Gebiete förderte, so hätten dem Lande noch schwere Verwickelungen bevorstehen können, zumal er auch eifrig die Partei Ludwigs XIV. nahm (vergl. Bd. VI, S. 705), wenn er nicht im Jahre 1678 ohne männliche Erben gestorben wäre.

Sein Nachfolger in Hannover wurde der jüngste Bruder Ernst August, seit 1660 protestantischer Administrator des Bistums Osnabrück (s. Bd. VI, S. 266) und Gemahl der geistvollen Sophie von der Pfalz, der jüngsten Tochter Friedrichs V. und Elisabeths von England, selbst ein eigenwilliger, harter, hochstrebender Herr, der Gründer des hannöverschen Kurstaates. Der erste Schritt zur Vereinigung aller Lande dieser welfischen Linie geschah durch das Versprechen seines Bruders Georg Wilhelm von Celle, dem Sophie ursprünglich bestimmt gewesen war, sich nicht zu vermählen. Als er dann doch seine morganatische Ehe mit der schönen und geistvollen Französin Eleonore d'Olbreuse schloß (1666), so änderte dies nichts in der Ordnung

der Nachfolge und störte selbst nicht den kühnen Schritt, den Ernst August im Jahre 1682 that. Nach seinem damals aufgesetzten Testament nämlich sollte fortan nur der erstgeborene Sohn zur Herrschaft gelangen. Da der Kaiser seine Zustimmung dazu gab, so blieb der Widerspruch seiner Gemahlin, seiner fünf jüngeren Söhne und der braunschweigischen Agnaten unbeachtet. Mit Georg Wilhelm von Celle aber verständigte sich Ernst August dahin, daß dessen Tochter von Eleonore d'Olbreuse, Sophie Dorothea, mit dem künftigen Thronerben von Kalenberg (Hannover), Georg Ludwig,



206. Ernst August, erster Kurfürst von Hannover.
Nach einem gleichzeitigen Schwarzkunstblatt.

sich vermählen sollte. Neben den Verhandlungen über die allgemeine Anerkennung der neuen Erbfolge, die erst 1696 zustande kam, fanden noch andre über die Erhebung Hannovers zur Kurwürde statt. Trotz des heftigen Widerstrebens der Braunschweiger Linie als der älteren und der katholischen Kurfürsten, welche die Vermehrung der evangelischen Stimmen im Kurfürstenrate nicht wollten, bewilligte der Kaiser, auch von Brandenburgs Verwendung mit bestimmt, gegen das Versprechen stattlicher Hilfe für den Türkenkrieg den „Kurtraktat“ (22. März 1692). Nachdem auch der Reichstag zugestimmt hatte, wurde am 9. (19.) Dezember in Wien Ernst August mit dem Kurhut feierlich belehnt.

Wenige Jahre später folgte Georg Ludwig dem Vater in Hannover (1698). Er lebte damals bereits von seiner Gemahlin getrennt, die nach der auf Befehl Ernst Augusts vollzogenen geheimnisvollen Ermordung ihres Anbeters, des Grafen Philipp von Königsmark (Juli 1694), noch dreißig einsame Jahre (bis 1726) auf Schloß Ahlden vertrauert hat, ein Opfer weit mehr ihres untreuen Gatten als eigner Schuld. Mit dem Tode Georg Wilhelms von Celle (28. Dezember 1703) vereinigte dann Georg Ludwig alle Lande der jüngeren welfischen Linie, mit Einschluß des schon im Jahre 1697 auf Grund alter Erbverträge an Celle übergegangenen Herzogtums Sachsen-Lauenburg. Der Friede mit Schweden fügte 1719 noch Bremen und Verden hinzu (s. S. 211).

Kurhannöversche Verfassung u. Verwaltung.

Seitdem nahm Kurhannover neben Preußen den ersten Rang unter den Staaten des nördlichen Deutschland ein, und schon seit 1701 bestand für sein Fürstenhaus die stolzere Hoffnung auf die Königskrone von England. Als sie sich 1714 mit der Thronbesteigung Georgs I. (Georg Ludwig, gest. 1727) verwirklichte, trat Hannover in Personalunion mit England, in der es mit kurzen Unterbrechungen bis 1837 verblieb. Diese Verbindung brachte dem Lande zwar manchen materiellen Vorteil, entfremdete es aber auch dem deutschen Leben und verwandelte es thatsächlich in ein Anhängsel des britischen Reiches, das diese tapferen Niedersachsen für seine gierige Handelspolitik trefflich zu benützen wußte und durch das deutsche Nebenland einen sehr bedeutenden Einfluß auf die deutschen Verhältnisse ausübte. Auch die inneren Angelegenheiten Hannovers wurden dadurch ganz wesentlich mit bestimmt. Denn da der Landesherr seit 1714 meist in England weilte, so herrschte hier unbedingt der stolze welfische Adel, der im englischen eine Stütze hatte. Daher unterblieb hier jeder Versuch, die eben erst in einer Hand vereinigten Gebiete in einen Staat zu verschmelzen. Jede der acht Landschaften (Celle, Kalenberg, Grubenhagen, Hoya, Diepholz, Verden, Bremen, Lauenburg) hatte ihren Landtag und wurde im wesentlichen von ständischen Ausschüssen verwaltet. Wie in diesen der Adel herrschte, so besetzte er auch alle höheren Ämter und überließ die wirkliche Arbeit im Geheimen Rate bürgerlichen Beamten. Die Hauptlast der Steuern trug das Landvolk. Gemeinsam waren nur der Landesherr, der Geheime Rat, das kleine tapfere Heer und die 1734 gegründete Universität Göttingen.

Braunschweig-Wolfenbüttel.

Hinter dem Nachbarstaate trat Braunschweig-Wolfenbüttel seitdem weit zurück. Der eigentliche Begründer dieser Linie, August der Jüngere (gest. 1666), sorgte treulich für Wiederherstellung seines verwüsteten Gebietes, für Ordnung des Gerichtswesens, Bildung und Unterricht. Ihm verdankt z. B. die Wolfenbütteler Bibliothek ihre Begründung. Sein Nachfolger, Rudolf August, der seinen jüngeren Bruder Anton Ulrich, einen herrischen, aber persönlich gewinnenden Herrn zur Mitregentschaft berief (1666—1704), zwang die Stadt Braunschweig, auf den lange gehegten Traum der Reichsfreiheit endlich zu verzichten (1671; s. Bd. VI, S. 703), erlebte aber die Abzweigung der Linie Braunschweig-Bevern durch seinen jüngsten Bruder Ferdinand Albrecht (1687), deren Fürsten sich später in preußischen Diensten mit so reichen kriegerischen Lorbeeren schmücken sollten, und konnte die Erhebung Hannovers zur Kurwürde nicht hindern, so wenig wie sein Nachfolger Anton Ulrich (1704—14), der zuletzt noch als siebzigjähriger Greis zum Katholizismus übertrat und seine älteste Tochter Elisabeth Christine mit dem Erzherzog Karl von Österreich (später Kaiser Karl VI.), eine jüngere, Charlotte Sophie, mit dem unglücklichen Zarewitsch Alexej vermählte. Die zerrüttenden Folgen des verschwenderischen Hofhalts seines Nachfolgers August Wilhelm (1714—17) konnte erst die kraftvolle und einsichtige Fürsorge Ludwig Rudolfs (1731—35) wieder gutmachen. Da mit ihm diese Linie ausstarb, so vereinigte Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Bevern wieder alle Gebiete des Hauses Wolfenbüttel.

Holstein und Schleswig.

In einem ähnlichen Doppelverhältnis wie Hannover seit 1714 stand Holstein schon seit Jahrhunderten, da es mit dem nicht zum Deutschen Reiche gehörigen Schleswig einen Staat bildete und mit Dänemark durch Personalunion verbunden war. An dem politischen Leben Deutschlands nahm es deshalb viel weniger Anteil als an dem Dänemarks, mit dem es durch tausend alte staatliche und wirtschaftliche Beziehungen verkettet war. Einen Einfluß auf das innere Leben der Herzogtümer übte Dänemark zunächst indessen nicht, nur daß die altständischen Einrichtungen, also die Adelsherrschaft, an den verwandten dänischen Zuständen lange eine Stütze fanden. So vollständig allerdings wie in Hannover war sie keineswegs. Nur im östlichen Holstein, der alten Eroberung der holstischen Ritterschaft, überwog der adlige Großgrundbesitz, im übrigen der bäuerliche Besitz; auch die Städte waren nicht unansehnlich, obwohl die größten, Hamburg und Lübeck, sich längst dem alten Stammlande entfremdet hatten, und einzelne Landesteile, wie die Dithmarschen und die nordfriesischen Inseln, wo es überhaupt keinen Adel gab, erfreuten sich eines hohen Maßes örtlicher Selbstverwaltung. Die Beamten waren meist bürgerlichen Standes, gut bezahlt und auf der 1665 gestifteten Universität Kiel vortrefflich gebildet. Das Staatsleben der Herzogtümer erhielt sein unterscheidendes Gepräge ähnlich wie in Mecklenburg durch die Teilung des Landes zwischen die königliche und die herzogliche (Gottorper) Linie, die endgültig 1581 zum Abschluß gekommen war. Jene besaß etwa das nördliche und das mittlere Viertel von Schleswig, das nordwestliche und das mittlere Holstein (zu dem 1640 die Herrschaft Pinneberg mit Altona hinzukam), die Gottorper das übrige mit den Hauptstädten Schleswig und Kiel, so daß die Gebietsteile beider merkwürdig ineinander geschlungen waren. Denn es handelte sich auch hier nur um eine Teilung der Regierungsrechte, nicht des Landes. Vielmehr galten die Herzogtümer nach wie vor als ein Staat, hatten einen gemeinsamen Landtag (Prälaten, Ritter, Städte), eine einheitliche Landeskirche und Justizverwaltung. Die fürstliche Gewalt war fester begründet, seitdem 1608 zuerst für den herzoglich gottorpischen, 1650 auch für den königlichen Anteil das alleinige Erbrecht der Erstgeburt, also die Erblichkeit und Unteilbarkeit, eingeführt worden war, aber die Teilung der Herrschaft führte zu fortgesetzten Zwistigkeiten der beiden Linien. Seit Friedrich III. von Gottorp (1616—59) begannen die Herzöge an Schweden eine Stütze gegen die königlichen Mitbesitzer zu suchen und errangen in den Friedensschlüssen von Roeskilde 1658 und Oliva 1660 die Aufhebung der dänischen Oberhoheit über ihr schleswigsches Gebiet, also die Souveränität (s. Bd. VI, S. 665, 670). Sein Nachfolger, Christian Albrecht (1659—94), verwickelte sich durch sein Streben nach völliger Landesteilung in den heftigsten Streit mit dem König, der schließlich mehr durch das Eingreifen der großen europäischen Verhältnisse (den zweiten und dritten Raubkrieg), als durch eigne Kraft der Parteien entschieden wurde und dem Herzog im Altonaer Vergleich vom 30. Juni 1689 alle seine Lande und Rechte sicherte. Trotzdem entzündete sich unter Friedrich IV. (1694—1702), dem Schwager Karls XII., eben an diesen Verhältnissen der Nordische Krieg. Der Friede von Travendahl (1700) war dem Herzog günstig; aber da Schweden schließlich unterlag, so mußte Karl Friedrich 1720 seinen Anteil an Schleswig der königlichen Linie überlassen (s. S. 211).

Diese Wirren hatten auch für die Landesverfassung die bedeutsamsten Folgen. Seit 1675 wurde kein Gesamtlandtag mehr berufen, 1711 versammelten sich noch einmal die Ritter und Prälaten ohne die Städte, seitdem vertrat nur eine „fortwährende Deputation“ den Landtag, und während sich damit die alte, besonders durch den Landtag dargestellte Einheit der Herzogtümer lockerte, begann Dänemark das jetzt geeinigte Schleswig immer näher an sich heranzuziehen.

Wirren in Mecklenburg.

Noch vollständiger als in den welfischen Landen siegte die Adelsherrschaft in dem alten Eroberungs- und Kolonisationsgebiete Heinrichs des Löwen, in Mecklenburg. Seit 1621 war das Land zwischen die Linien Schwerin und Güstrow geteilt, geriet bald danach vorübergehend in die Hände Wallensteins und erhielt im Westfälischen Frieden (1648) einigen Gebietszuwachs durch das bischöflich-lübeckische Fürstentum Ratzeburg und das Stift Schwerin, verlor aber Wismar an Schweden und damit für mehr als zweiundeinhalb Jahrhunderte die wirtschaftliche Herrschaft über seine eigne Küste (s. Bd. VI, S. 266). Nach dem Aussterben der Güstrower Herzöge 1695 kam das ganze Land an die Schweriner Linie, die sich mittlerweile in die Zweige Grabow und Strelitz gespalten hatte. Nach langem Streite teilten diese 1701 das Land in der Weise, daß Adolf Friedrich Strelitz mit Ratzeburg erhielt, das ganze übrige Gebiet Friedrich Wilhelm übernahm. Doch blieben die Stände, das Hof- und Landgericht, das evangelisch-lutherische Konsistorium und die Universität Rostock gemeinschaftlich. Es wurden also zwar die Regierungsrechte, nicht aber eigentlich das Land geteilt. Dies wunderliche Verhältnis verstärkte natürlich die Stellung der Landstände gegenüber den oft zwieträchtigen Landesherren. Schon Friedrich Wilhelm geriet mit ihnen in so hartnäckigen Streit über die Kosten der Landesverteidigung, daß er 1708 die Hilfe Preußens anrief und gegen Zusicherung eines Anrechts auf die Erbschaft auch erhielt. Aber er hinterließ die Frage unerledigt seinem Nachfolger Karl Leopold (1713—47). Dieser gewann durch Vermählung mit Peters des Großen Nichte Katharina Jwanowna 1716 die Hilfe von 9000 Mann russischer Truppen, während sich die Ritterschaft auf Hannover stützte und die Hilfe des Kaisers anrief. Dieser beauftragte 1717 Hannover und Braunschweig, gegen den Herzog unter Umständen mit Waffengewalt einzuschreiten. Da Preußen unthätig blieb, so besetzten 1719 12000 Hannoveraner und Braunschweiger das Land, der Herzog flüchtete nach Berlin, und eine kaiserliche Kommission erschien in Rostock. Da aber die Städte, die Geistlichkeit und das Landvolk für den Herzog waren, so entstand ein wüster Bürgerkrieg, und alle Ordnung hörte auf. Endlich entzog 1728 der Reichshofrat dem Herzog zeitweilig die Regierung und übertrug diese, erst in der Form der „Administration", dann 1732 des „Kommissoriums" dem Bruder des Herzogs, Christian Ludwig, unter dem Schutze des Königs von Preußen. Inzwischen war jedoch Karl Leopold von Danzig, wo er sich zuletzt aufgehalten hatte, schon 1730 wieder nach Schwerin zurückgekehrt und rief im September 1733 alle Männer vom 16. bis zum 60. Lebensjahre unter die Waffen. Da er somit bald ein ansehnliches Heer um sich hatte, rückten 8000 Hannoveraner ein und zwangen nach mehreren kleinen Gefechten die Mecklenburger schon am 1. Oktober zur Kapitulation. Zum Schutze des Herzogs marschierten die Preußen ein und erzwangen einen Vergleich, nach dem Christian Ludwig das Kommissorium fortführen und die fremden Truppen abziehen sollten (1735). Karl Leopold machte dann noch vom schwedischen Wismar aus verschiedene Versuche, seine Herrschaft wiederzugewinnen, nahm schließlich 1741 seinen Wohnsitz in Dömitz an der Elbe und starb hier am 28. November 1747.

Der Ausgleich und die neue Verfassung.

Sein Nachfolger wurde Christian Ludwig (1747—56). Dieser regelte die verworrenen Verhältnisse durch eine Reihe von Verträgen mit der ständischen Libertät, die durchaus als Siegerin aus dem langen Streite hervorging. Im April 1748 schloß er einen „Erbvertrag" mit Rostock ab, der dieser Stadt eine fast uneingeschränkte Selbstverwaltung und sogar das Recht der Münzprägung sicherte, am 18. April 1755 brachte er mit den Ständen den „Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich" (LGGEV.) zum Abschluß, noch heute die Grundlage der Landesverfassung.

Die Union der Landstände blieb bestehen, ihre Gerechtsame und die schon 1654 gesetzlich eingeführte Leibeigenschaft, wie das seit 1621 aufgekommene Recht der Gutsherren zum „Bauernlegen" wurden bestätigt. Der Adel blieb fast steuerfrei und nahm doch alle hohen Ämter für sich in Anspruch. Das Land zerfiel, ähnlich wie in Württemberg, in das Domanium der Herzöge (etwa zwei Fünftel des Ganzen), das Ritterschaftliche und die Landschaft, d. h. die Besitzungen der 45 landtagsfähigen Städte. Alle drei, die Herzöge, die Rittergutsbesitzer und die städtischen Obrigkeiten, übten sämtliche Hoheitsrechte als Ausfluß der Grundherrlichkeit und hatten also auch das Recht, an Fremde das Bürgerrecht ihres Ortes zu verleihen, obwohl diese im ganzen übrigen Mecklenburg heimatlos blieben, denn ein mecklenburgisches Staatsbürgerrecht gab es überhaupt nicht, sowenig wie einen mecklenburgischen Staat im modernen Sinne; vielmehr war Mecklenburg nur eine Verbindung von beinahe souveränen städtischen und ländlichen Grundherrschaften. Abwechselnd versammelten sich in Malchin oder Sternberg die 700 Rittergutsbesitzer und die Bevollmächtigten der 45 Stadträte, um das Wohl nicht etwa des Landes, sondern der Stände zu beraten, zuweilen allerdings wohl auch Gesetze, „welche gleichgültig, jedoch zur Wohlfahrt und zum Vorteil des gesamten Landes absichtlich und diensam" waren.

Mecklenburg unter der Adelsherrschaft.

Der Adel schaltete im Lande um so unumschränkter, als die schwedische Küstenherrschaft Mecklenburg fast gänzlich auf den Ackerbau zurückdrängte und es nur eine einzige bedeutende Seestadt, Rostock, besaß, die fast immer, um ihre Privilegien zu wahren, mit dem Adel ging. Die Folge war der Untergang des mecklenburgischen Bauernstandes, wie er sich gleichzeitig im schwedischen Vorpommern vollzog. Nach dem Dreißigjährigen Kriege hatte es noch 12000 freie Bauern im Lande gegeben; nachdem seit 1730 das „Bauernlegen" in größtem Maßstabe begonnen hatte, weil die Grundherren den Boden durch Viehzucht nach holsteinischem Vorbilde besser ausnützen zu können glaubten, verschwanden auf dem ritterschaftlichen Boden die Dörfer so vollständig wie in England, so daß schließlich nur noch etwa ein halbes Dutzend freier Bauerndörfer übrig blieb und auf diesen Gütern, die fast die Hälfte des ganzen Landes ausmachten, kaum ein Drittel der Bevölkerung lebte, und diese waren meist besitzlose Tagelöhner. So erwuchs in einer Zeit, wo anderwärts die Monarchie zur Unumschränktheit aufstieg und die Interessen der einzelnen Stände dem Staate und dem Wohle der Gesamtheit beugte, Mecklenburg zum klassischen Lande einer staatsfeindlichen Adelsherrschaft.

Kursachsen, Thüringen, Hessen.

Johann Georgs I. Testament.

Wenn Hannovers politische Geltung im Aufsteigen begriffen war, so erscheint der dritte der größeren norddeutschen Staaten, Kursachsen, eher in der entgegengesetzten Lage. Denn die Gelegenheit, an der Spitze des protestantischen Deutschland den Kampf gegen das Haus Habsburg aufzunehmen, hatte es versäumt und dann sah es sich von dem aufstrebenden Brandenburg überflügelt. Der Fürst, der jene Rolle hätte übernehmen können und müssen, Johann Georg I. (1611—56), hat den furchtbaren Krieg noch jahrelang überlebt. Das wichtigste, was er für die Wiederherstellung seines verwüsteten Landes noch thun konnte, war die Aufnahme böhmischer Exulanten, von denen eine Schar Johanngeorgenstadt im rauhesten Teile des oberen Erzgebirges anlegte (1654). Aber seine geringe Voraussicht in die Zukunft bewies er noch zuletzt durch die Verfügung, daß sein ältester Sohn Johann Georg II. zwar das Hauptland mit der Kurwürde erhalten, seine drei jüngeren Söhne aber mit Fürstentümern unter dessen Oberhoheit ausgestattet werden sollten, nämlich August, der Administrator von

Magdeburg (s. Bd. VI, S. 266), mit Weißenfels und dem sächsischen Vogtlande, Christian und Moritz mit den Stiftslanden Merseburg und Naumburg-Zeitz. Zum Glück erloschen diese drei Nebenlinien nach wenigen Jahrzehnten wieder (Zeitz 1718, Merseburg 1738 und Weißenfels 1746), aber die Teilung führte zu peinlichen Streitigkeiten über die gegenseitigen Rechte und schwächte lange die Macht des Hauptlandes.

Kursächsische Verfassung.

Unter den drei nächsten Nachfolgern treten ähnliche ordnende Bestrebungen in der Landesverwaltung hervor wie anderwärts, aber weniger entschieden wie in Brandenburg-Preußen. In der That lag dazu ein so gebieterischer Zwang wie dort für Sachsen nicht vor, da es eine eigentlich selbständige Politik dem Auslande gegenüber nicht zu führen und keine Lebensinteressen gegen fremde Mächte zu vertreten hatte; auch würden die Stände der Erblande solchen einheitsstaatlichen und absolutistischen Versuchen einen schwer überwindlichen Widerstand entgegengesetzt haben. So geschah namentlich nichts Erhebliches für die Verschmelzung der verschiedenen Gebiete zu einem wirklichen Staate. Ein solcher war Kursachsen noch so wenig wie die Lande der Hohenzollern vor dem Großen Kurfürsten. Die einzelnen Teile, die Erblande, die Lausitzen, die Grafschaft Henneberg und die drei Stifter, hatten besondere Landtage und besondere Verwaltungsbehörden, waren also nur durch das Herrscherhaus und wenige Behörden miteinander verbunden. Für die Erblande hatte Kurfürst Moritz die Anfänge einer landesfürstlichen Verwaltung geschaffen. Johann Georg I. übertrug die Steuerverwaltung, später auch die Aufsicht über die gutsherrliche Polizei den kurfürstlichen Amtshauptleuten (Domänenvorstehern), so daß das „Amt“ (die Amtshauptmannschaft) zu einem Verwaltungsbezirk ähnlich dem preußischen Kreise wurde, der die „amtsässigen“ Edelleute und Städte einschloß und nur die größeren „schriftsässigen“ Grundherren und Städte draußen ließ. Darüber erhoben sich die sieben „Kreise“ unter Kreishauptleuten, deren Städten und Grundherren Johann Georg II. einen gewissen Anteil an der Veranlagung und Erhebung der Steuern gewährte. War somit die landschaftliche und örtliche Verwaltung überwiegend ständisch, so behaupteten die erbländischen Stände (in den drei Kurien der Herren, Ritter und Prälaten versammelt oder auch nur durch Deputations-[Ausschuß-]tage vertreten) nicht nur ihre alten Rechte, also vor allem die Bewilligung und Verwaltung der Steuern (Grund- und Gewerbesteuer) durch das „Steuerkollegium“, sondern die wachsenden Ausgaben nötigten eher zu stärkerer Berücksichtigung der Stände, so daß 1661 Johann Georg II. in dem sogenannten „Landtagsrevers“ das Versprechen gab, nicht ohne ihren Beirat zu regieren. Dafür übernahmen diese einen Teil der fürstlichen Kammerschulden auf ihre ständische Steuerkasse, wobei sie auch die Zinsen der Schuld herabsetzten, die Grundlage des gesamten sächsischen Finanzwesens seit dieser Zeit.

Heerwesen u. Post.

Der ritterliche Johann Georg III. (1681—91), der „sächsische Mars“, legte nach brandenburgischem Muster 1682 den Grund zu einem stehenden Heere, und zwar auch mit Hilfe der Stände, die ihm eine feste Summe (jährlich 700 000 Thaler) zum Unterhalte der Truppen bewilligten, wozu noch ansehnliche Naturalleistungen traten. Unter Johann Georg IV. (1691—94) endlich erhielt die sächsische Post, deren Anfänge, die Begründung einer Briefpost auf der Linie Dresden-Leipzig-Hof, bis in die Zeit Johann Georgs I. zurückreichen, eine einheitliche Organisation, indem alle Postbeamten des Landes dem Oberpostmeister in Leipzig unterstellt wurden (1693). Mit der Postverwaltung verband sich seit 1671 die bereits 1657 als Privatunternehmen gegründete „Leipziger Zeitung“. Dem allen zur Seite geht nun eine ausgesprochene Neigung der meisten albertinischen Fürsten zu einer prunkvollen, glänzenden Hofhaltung und zu geistigen Genüssen, wie sie die Kultur des romanischen Südens bot. Den

Anfang dazu machte Johann Georg II., sein Nachfolger hielt etwas zurück, unter Johann Georg IV. dagegen begann erst die lange Reihe der Prachtbauten, die Dresden allmählich zur schönsten Stadt Deutschlands machten (s. unten).

Auswärtige Verhältnisse.

In der auswärtigen Politik treten zwischen den einzelnen Fürsten zwar große Verschiedenheiten hervor, wirkliche Selbständigkeit vermochte jedoch keiner zu gewinnen. Johann Georg II. schwamm vollständig in französischem Fahrwasser. Schon im Jahre 1664 schloß er mit Ludwig XIV. ein förmliches Bündnis, das ihn verpflichtete,



207. Johann Georg IV., Kurfürst von Sachsen.
Nach dem Gemälde von Krafft.

auf den Reichstagen stets in Frankreichs Interesse zu wirken; im September 1665 versprach er, in dies Bündnis auch die albertinischen Nebenlinien und die Ernestiner hereinzuziehen und dem König genehme Männer zu Ministern zu wählen, und das alles nur gegen rasch verschleuderte Hilfsgelder, ohne jeden wirklichen Gewinn für das Land. Erst mit dem Beginne des zweiten Raubkrieges schloß sich der Kurfürst dem Kaiser an; aber schon im Jahre 1674 rief er seine Truppen vom Reichsheere ab, schloß später einen gegen Brandenburg gerichteten Vertrag mit Bayern zum Schutze der schwedischen Besitzungen in Deutschland (s. Bd. VI, S. 711) und verpflichtete sich im Jahre 1679 gegenüber Ludwig XIV., bei der Kaiserwahl diesen oder seinen Nachfolger zu unterstützen.

Dies alles erscheint jedoch als Ausfluß nur der persönlichen Neigung und Laune des Kurfürsten und fand ebensowohl bei der Mehrzahl seiner Räte wie bei dem Kurprinzen Johann Georg (III.) lebhaftesten Widerspruch. Als dieser zur Regierung gelangt war, brach er sofort die Verbindungen mit Frankreich ab. An der Spitze seiner jungen Armee nahm er 1683 ruhmvollen Anteil am Entsatze Wiens, als der erste deutsche Fürst erschien er im Herbste 1688 am Mittelrhein, um die Franzosen aufzuhalten, und führte hier eine Zeitlang den Oberbefehl über das ganze Reichsheer. Doch die Strapazen des Feldzuges rafften ihn dahin; er starb zu Tübingen im September 1691, wenig über vierundvierzig Jahre alt.

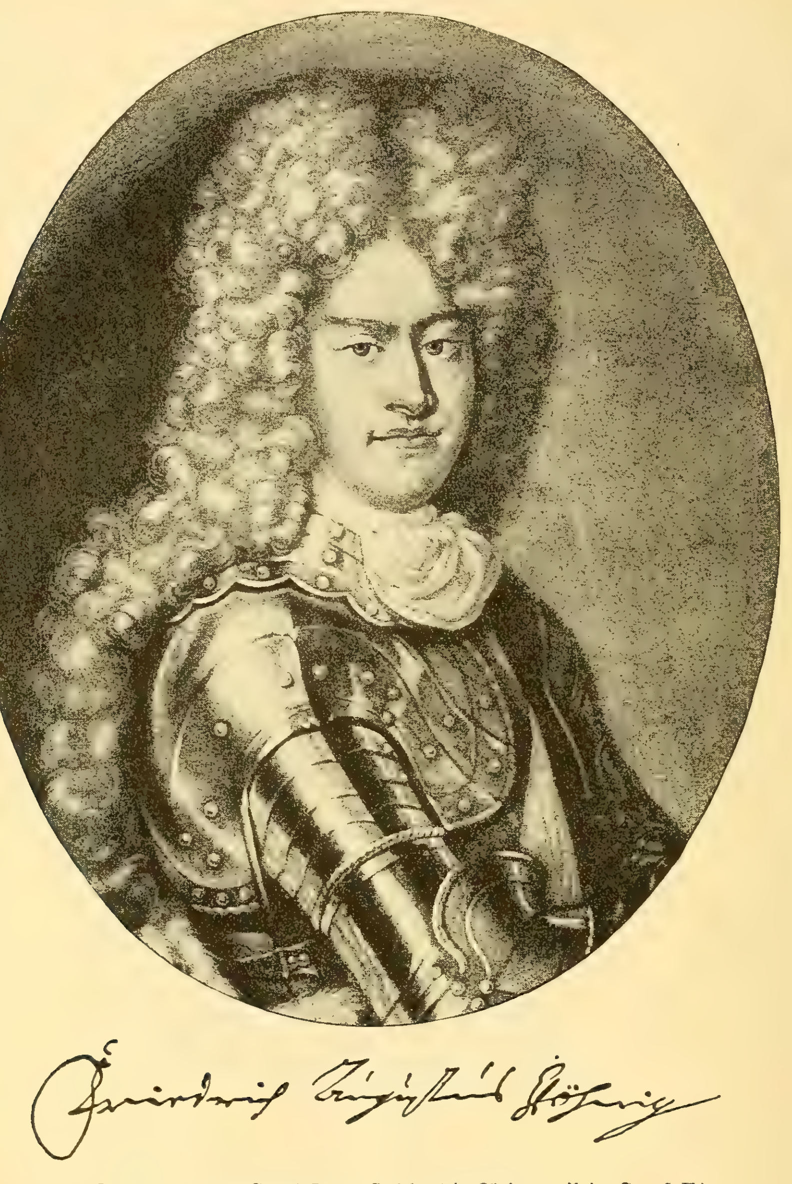
Seinen Nachfolger Johann Georg IV. beherrschte von Anfang an die unglückselige Leidenschaft für die schöne Magdalene Sibylle von Neidschütz (Gräfin von Rochlitz), die Tochter eines Gardeobersten, und da ihn davon auch die Ehe mit der trefflichen Eleonore Erdmuthe von Brandenburg-Ansbach nicht heilte, so gab er zum erstenmal seinem Lande das Schauspiel einer Mätressenwirtschaft. Denn die Verwandten seiner Geliebten benützten ihren Einfluß, in Verbindung mit dem Kammerpräsidenten von Hoym und dem Hofrat von Beichling, zu einer schamlosen Ausbeutung des Landes, die zu völliger Zerrüttung der Finanzen führte. In der Reichspolitik hielt dagegen der Kurfürst unter Leitung des früher brandenburgischen Feldmarschalls von Schöning die von dem Vater vorgezeichnete Linie ein, aber in größerer Selbständigkeit von Österreich und engerer Anlehnung an Brandenburg, da jenes weder die rückständigen Hilfsgelder zahlte, noch seine Ansprüche auf Lauenburg unterstützte. Die Gefangennahme Schönings in Teplitz auf Befehl des Kaisers vergrößerte nur den Zwiespalt. Er wirkte auch nachteilig auf die Haltung Sachsens gegenüber dem Reichskriege im Westen: erst im Jahre 1693 führte der Kurfürst persönlich seine 12000 Mann an den Rhein. Aber angesteckt von seiner Geliebten, von deren Sterbelager er nicht weichen wollte, starb der erst sechsundzwanzigjährige Fürst wenige Wochen nach ihr an den Pocken (27. April 1694).

Friedrich August I.

Seinem plötzlichen Tode verdankte unerwartet sein jüngerer Bruder den Thron, Friedrich August I., der Starke (1694—1733). Damals eben erst 24 Jahre alt (geb. 12. Mai 1670), von riesiger Körperkraft und majestätischer Gestalt, hatte er die übliche vornehme Bildung erhalten und hatte von seiner „Kavalierstour" durch Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und Österreich ein lebhaftes Interesse und eine fast leidenschaftliche Sehnsucht nach dem leichten, reichen, schönheitsvollen Leben des katholisch-romanischen Südens mit heimgebracht, das ihn hier zum Fremden machte und seine ohnehin starke Richtung auf sinnlichen Genuß, pomphafte Pracht und glänzenden Ruhm noch verstärkte. Diese Neigung, der kein starkes Bewußtsein fürstlicher Pflicht das Gegengewicht hielt, führte ihn 1697 (s. S. 168 ff.) auf den polnischen Königsthron.

Der Glaubenswechsel und seine Folgen.

So vorteilhaft in diesem Augenblicke die Thronbesteigung eines deutschen Fürsten in Polen für Deutschland war, weil sie Frankreich eine wichtige Stütze im Osten entzog, so verhängnisvoll ist sie doch für Sachsen gewesen. Der Glaubenswechsel vor allem machte auf das streng protestantische Volk den tiefsten Eindruck. Die fromme Gemahlin des Kurfürsten-Königs, Christiane Eberhardine von Brandenburg-Baireuth, die „Betsäule von Sachsen", wie das Volk sie nannte, zog sich völlig vom Hofe zurück und lebte fortan in Pretzsch bei Wittenberg, wo sie erst im September 1727 starb. Die Volksstimmung äußerte sich, wie in dieser ganzen Zeit der fürstlichen Unumschränktheit überhaupt, nur leise, einen Ausdruck lebhaften Schmerzes begegnet man nirgends. Auch that der Kurfürst das mögliche, um Sachsen über die Folgen seines Übertritts zu beruhigen. Von dem Lustschlosse Lobskowa bei Krakau aus erließ er die Erklärung vom 27. Juli (6. August) 1697, die er am 29. September in Krakau



208. Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen (als König von Polen August II.).
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von P. Schenk.

nochmals wiederholte, daß sein Glaubenswechsel ein rein persönlicher sei, und daß er seine Unterthanen bei der Augsburger Konfession „kräftigst erhalten und handhaben" werde. Mit der obersten Leitung der Kirchensachen in Vertretung des Landesherrn wurde der Geheime Rat beauftragt (21. Dezember), mit der Führung des Corpus Evangelicorum am Reichstage erst Herzog Friedrich II. von Gotha, seit Februar 1700 Herzog Georg von Sachsen-Weißenfels. Die evangelischen Reichsstände hatten dagegen nichts einzuwenden, da sie, wie damals alle Welt, die Zugehörigkeit eines sächsischen Kurfürsten zur katholischen Kirche nur als eine vorübergehende Erscheinung betrachteten; sie ließen es sogar dabei bewenden, als mit dem erklärten Übertritte des Kurprinzen

(1717) das ganze Herrscherhaus dem Protestantismus verloren ging, und so erlebte Deutschland das wunderbare Schauspiel, daß die Führung der evangelischen Sache am Reichstage einem katholischen Fürstengeschlechte anvertraut war. Möglich war dies freilich nur, weil diese Leitung so gar wenig bedeutete. Indem aber Friedrich Augusts Übertritt ihre Geltung noch mehr herabdrückte, trat thatsächlich Preußen allmählich an die Spitze des evangelischen Deutschland und gewann damit an Einfluß, was Sachsen verlor. Neben so ungünstigen Folgen hat der Religionswechsel indes auch manches Gute mit sich gebracht. Der katholische Fürst eines protestantischen Staates konnte die lutherische Ausschließlichkeit gegenüber seinen nunmehrigen Glaubensgenossen unmöglich dulden, er mußte also größerer Toleranz Bahn brechen, und diese kam auch den Reformierten zu gute. Die erste katholische Kirche in Sachsen wurde die im Schlosse Moritzburg, die Reformierten erhielten zuerst in Leipzig die Freiheit ihres Kultus (1701). Auch die Einführung des Gregorianischen Kalenders (s. Bd. V, S. 440 f.) mit dem Februar des Jahres 1700 gehörte in die Reihe dieser Maßregeln; und zweifellos hat der Verzicht des Landesherrn auf seine bischöfliche Gewalt der sächsisch-lutherischen Landeskirche ein größeres Maß von Freiheit gegönnt als anderwärts.

Folgen der Verbindung mit Polen.

In politischer Beziehung dagegen hat die Erwerbung der polnischen Flitterkrone dem sächsischen Lande fast nichts als Unheil gebracht. Da Polen ihm nichts leistete, so mußte Friedrich August die Mittel seines Stammlandes um so mehr anspannen, und doch für Zwecke, die diesem ganz fern lagen. Da er deshalb den Widerspruch der Stände zu fürchten hatte, bemühte er sich im Geiste der Zeit ihre Macht zurückzudrängen, seine eigne unumschränkter zu gestalten. Darauf sollte auch der neuernannte Statthalter, der katholische Fürst Anton Egon von Fürstenberg (gest. 1716), hinwirken. Die erste dahin zielende Maßregel war die Errichtung des „Revisionsrates“ (1698). Der Form nach sollte dieser die in der Verwaltung eingerissenen Mißbräuche untersuchen und abstellen, faktisch vor allem Geld schaffen. Da er jedoch dieser Erwartung nicht entsprach, auch die Stände gegen ihn, als unverträglich mit der Verfassung des Landes, heftige Beschwerde führten, so hob der Kurfürst ihn schon im März 1700 wieder auf und übertrug die Überwachung der Verwaltung einer ständischen Landesdeputation. Mehr als diese bedeutete jedoch fortan das Geheime Kabinett, eine mit unumschränkter Gewalt ausgestattete Behörde. Vorstellungen der Stände gegen sie blieben nicht nur unbeachtet, sondern der Kurfürst hob auch im Jahre 1709 die Landesdeputation wieder auf und suchte durch Abschwächung der Versprechungen des Landtagsreverses (s. S. 295) die Mitregierung in engere Schranken einzuschließen. Die neue Landtagsordnung vom Jahre 1728 beseitigte das Recht der Stände, sich eigenmächtig zu versammeln.

Finanzwirtschaft.

Wichtiger noch als diese formellen Beschränkungen war es, daß die Regierung sich von ihren Bewilligungen unabhängiger machte durch die Einführung der Konsumtionsaccise (Verbrauchssteuer) nach preußischem Muster. Trotz des Widerstrebens der Stände, die darin eine Bedrohung ihrer Vorrechte sahen, wurde die neue Auflage zuerst im Jahre 1701 in der Grafschaft Mansfeld, dann von 1705—13 überall, auch auf dem platten Lande durchgesetzt. Sie brachte eine Erleichterung von direkten Steuern, jedoch trieb der wachsende Bedarf des Heerwesens, des Hofhalts und der Diplomatie auch diese wieder in die Höhe, und die Schwerfälligkeit und Unredlichkeit der Beamten vermehrten noch den Druck. Wo alles dies nicht zureichte, trug der Kurfürst kein Bedenken, wertvolle Besitzungen oder Ansprüche auf solche zu veräußern und somit den Umfang seines deutschen Stammlandes zu verringern statt zu erweitern. Schon im Jahre 1697 verkaufte er sein Anrecht auf Sachsen-Lauenburg für 1100000 Thaler an Hannover, dann die streitige Erbvogtei über Quedlinburg

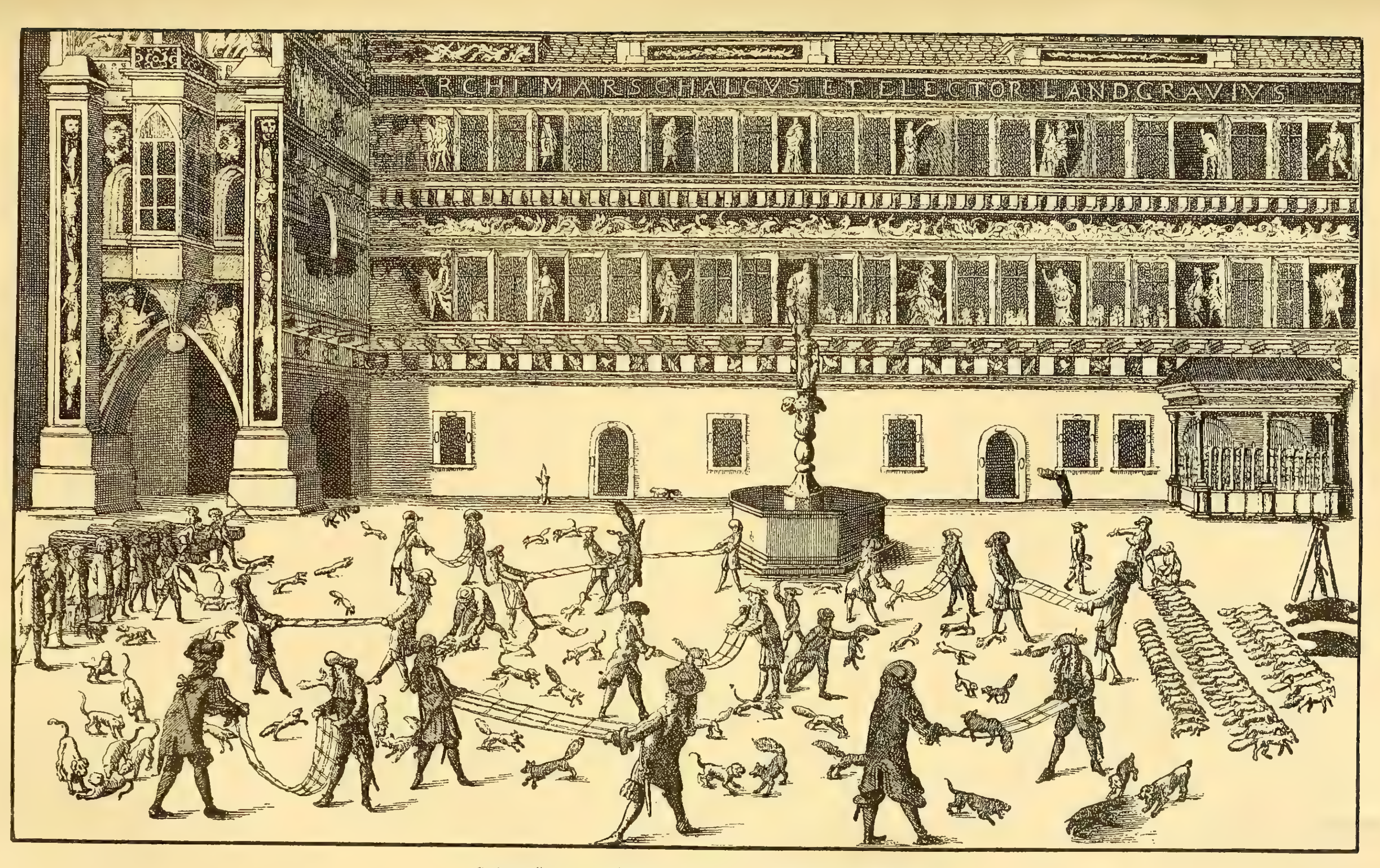
und die Reichsvogtei über Nordhausen für 340000 Thaler an Brandenburg, an dasselbe im Jahre 1698 für 40000 Thaler das Amt Petersberg bei Halle mit der ehrwürdigen Grabkirche der ersten Wettiner, endlich im Jahre 1700 den albertinischen Anteil von Henneberg an Sachsen-Zeitz für 45000 Thaler. Außerdem gab er die Lehnshoheit über die schwarzburgischen Fürstentümer um eine geringe Geldleistung auf, noch 1728 auch die Ansprüche auf Hanau zu gunsten Hessen-Kassels für 600000 Thaler, von vorübergehenden Verpfändungen abgesehen. Wie ganz anders wußten die Hohenzollern ihren Besitz zu mehren, ihre Ansprüche zu vertreten, selbst unter dem schwachen Friedrich III.

Hofleben Augusts des Starken.

Das alles trat nun für die Zeitgenossen doch weit zurück hinter dem glänzenden Hofleben, das sich in Dresden entfaltete. Einen so prunkhaften, geschmackvollen und leichtsinnigen Hof hatte Deutschland noch nicht gesehen. Von allen Seiten strömten damals elegante Kavaliere an der Elbe zusammen, vor allem der sächsische Adel wurde in diesen Rausch mit hineingezogen. Genuß und nur Genuß in jeder Gestalt war die Losung. Von sittlichem Ernst war nirgends die Rede, nur daß die Sünde sich in berückende und bestrickende Formen kleidete. August selbst war immer ein Verehrer weiblicher Schönheit gewesen, und es ist auch in dieser Beziehung bezeichnend, daß er gern in dem verführerischen Venedig weilte (s. Bd. VI, S. 372). Aber ungewöhnlich selbst in dieser Zeit fürstlicher Selbstvergötterung und Allmacht war der rasche Wechsel der Damen, denen er seine Gunst schenkte. Frauen, wie Aurora von Königsmark, die Türkin Fatime (Frau Spiegel), Fürstin Lubomirska, die Gräfin Cosell u. a. spielten nacheinander eine oft einflußreiche Rolle, und das sittliche Ärgernis, das er gab, kümmerte den König um so weniger, als sein Adel ihm eifrig nachstrebte. Das ganze Leben löste sich auf in eine Kette von Festen. Maskeraden (sogenannte „Wirtschaften"), Ringelrennen in prachtvollen Kostümen, schimmernde Schlittenfahrten, Jagden zu Wasser und zu Lande, französisches Schauspiel und italienische Oper folgten einander fast ohne Unterbrechung und mit einer Pracht, wie sie kaum der französische Königshof kannte. Vollends bei außergewöhnlichen Veranstaltungen. So bezeichnete den Einzug der neuvermählten Kurprinzessin Maria Josepha von Österreich im September 1718 eine ganze Reihe festlicher Wochen, so zog das mehr prunkvolle als militärische Lustlager bei Zeithain im Herbst 1730 Fremde aus ganz Europa herbei. Das Volk stand dieser Entfaltung von Pracht und Leichtsinn mit einer gewissen naiven Bewunderung, durchaus nicht mit Groll und Abneigung gegenüber; war doch August kein Freund steifer Etikette, liebte es vielmehr, seine Unterthanen an den Lustbarkeiten soweit angängig mit teilnehmen zu lassen. Der beste Festordner war er selber, und er war stolz darauf, es zu sein. So ungeheure Summen er dabei vergeudete, und so leichtfertig dies ganze Dasein war, so wäre es doch unbillig, zu verkennen, daß das Neue, was dieses „Augusteische Zeitalter" ins deutsche Leben brachte, nicht durchweg etwas Schlechtes gewesen ist. Die doch auch nichts weniger als sittenstrenge Roheit, die das fürstliche Leben noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Deutschland bezeichnet hatte, machte feiner Sitte Platz, und die geschmackvolle Prachtliebe, die „opulente Somptueusité", dieses Hofes, insbesondere des Königs selbst, hinterließ in prunkvollen Bauten und herrlichen Sammlungen der Nachwelt ein kostbares Erbe.

Rechtspflege; Volkswirtschaft.

Auch sonst verlief diese Regierung keineswegs ohne Fortschritte, wozu allerdings nicht sie, sondern die unverdrossene Betriebsamkeit des tüchtigen Volkes das Hauptsächlichste beitrug. Die Rechtspflege wurde durch die erläuterte Prozeßordnung von 1724 neu geregelt, die Vollziehung der Freiheitsstrafen durch die Errichtung eines Zuchthauses in Waldheim gesichert und verbessert. Die Einführung der Verbrauchssteuer hatte ähnlich vorteilhafte Folgen für den Wohlstand wie in Brandenburg, die Städte



209. Fuchsprellen im Schloßhofe zu Dresden. Nach einem Kupferstiche.

blühten wieder auf, namentlich Tuchmacherei und Leinenindustrie nahmen rasch zu, zumal die Regierung wie die preußische das Heer nur in inländisches Tuch kleiden wollte; die Erfindung des Porzellans 1710 gab zur Entstehung eines neuen, blühenden Industriezweiges Veranlassung, in Leipzig entstanden Samt- und Seidenfabriken durch französische Reformierte, die Verbindung mit Polen öffnete doch auch vielen sächsischen Fabrikartikeln einen ausgedehnten Markt, und die Leipziger Messen gewannen mehr und mehr europäische Bedeutung, obwohl sich das alte Stapelrecht (auf 15 Meilen im Umkreise) gegenüber Preußen ebensowenig noch behaupten ließ, wie die Vorherrschaft der alten „hohen Straße“ von Leipzig nach Schlesien und Polen. Für die Verbesserung des Postwesens und der Straßen geschah manches, und in vielen sächsischen Städten erinnern noch an diese Zeit die hohen, künstlerisch ausgestatteten Meilenzeiger mit dem kurfürstlichen Wappen und dem Namenszuge des starken August.

Das erneftinische Thüringen.

Neben Kursachsen war das ernestinische Thüringen niemals wieder zu politischer Bedeutung erwachsen, da trotz einzelner Ansätze die Teilungen fortgingen und der Staatsgedanke immer wieder hinter dem rein privatrechtlichen Gedanken der Familienversorgung zurücktrat. Nach dem Falle des unglücklichen Johann Friedrich des Mittleren 1567 hatte sein jüngerer Bruder, der klügere Johann Wilhelm (geb. 1530), eine Reihe von Jahren hindurch das ganze ernestinische Erbe (mit Ausnahme der an Kursachsen verpfändeten Ämter, s. Bd. VI, S. 91) vereinigt und sich schon mit der Hoffnung getragen, es behaupten zu können. Da dies jedoch gegen die Interessen Kursachsens lief, so hatte der Kaiser 1572 eine neue Teilung zwischen Johann Wilhelm und den Söhnen seines Bruders verfügt. Daraus gingen zunächst zwei Linien hervor. Die ältere von Johann Friedrich abstammende erhielt Eisenach, Gotha und Koburg, die jüngere Johann Wilhelms Weimar, Jena und Altenburg, wozu seit 1571 das böhmische Lehen Saalfeld kam. Neue Teilungen unter den Nachkommen beider brachten neue Zersplitterung. Daraus erhoben sich während und nach dem Dreißigjährigen Kriege die weimarischen Fürsten, die Enkel Johann Wilhelms und die Söhne des Herzogs Johann, des Stifters des sogenannten jüngeren weimarischen Zweiges (gest. 1605), namentlich Bernhard und Ernst der Fromme zu größerer Bedeutung. Während jener zu einem der Helden des großen Krieges wurde und vorübergehend Großes erreichte, widmete sich Ernst, nachdem er sich in schwedischen Diensten wacker bewährt hatte, ganz seinem fürstlichen Amte. Er vergrößerte sein Gebiet, das zunächst nach der Teilung zwischen den drei Brüdern 1640 aus dem Lande um Gotha bestand, später erheblich, da mehrere ernestinische Linien damals ausstarben. Nach dem Tode seines Bruders Albrecht von Eisenach 1644 kam dessen Land zur Hälfte an Weimar und Gotha, weiter 1672 nach dem Aussterben der altenburgisch-koburgischen Linie deren Gebiet. In seinem kleinen Lande, dessen Residenz schon seit 1640 Gotha wurde, waltete Ernst als einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit. Die Stände ließ er ruhig bestehen, schon weil in diesen kleinen, beständig schwankenden Verhältnissen von einem ernsthaften Streite zwischen fürstlicher und ständischer Gewalt nicht wohl die Rede sein konnte, und versammelte sie häufig zu Gesamtlandtagen und Ausschußtagen. Im übrigen führte er eine patriarchalische, wahrhaft landesväterliche Regierung. Durch Einrichtung einer Landesmiliz suchte er als alter Kriegsmann sein Völkchen wehrhaft zu machen. Durch feste Ordnung der Verwaltung und sparsame Wirtschaft riß er sein Land aus dem Elende des Dreißigjährigen Krieges eher heraus, als es irgendwo anderwärts geschah; durch strenge Kirchenzucht, die durch die sogenannten „Informationen“ auch die Erwachsenen in die Lehre und unter eingreifende Aufsicht der Geistlichkeit nahm, steuerte er der schrecklichen Roheit mit Erfolg; das gelehrte Schulwesen und noch mehr das Volksschulwesen baute er von neuem auf (s. weiter unten). Daneben erstreckte sich

sein kirchliches Interesse weit über die Grenzen seiner Herrschaft und Deutschland hinaus. Er half in Genf eine lutherische Gemeinde gründen, unterstützte die evangelische Gemeinde in der „deutschen Vorstadt“ von Moskau und trat deshalb mit dem Zaren Alexej in Verkehr, der sogar eine Gesandtschaft nach Gotha schickte; er suchte endlich sogar mit der verknöcherten Kirche Abessiniens Verbindungen anzuknüpfen. Nach seinem Tode freilich (1675) teilten seine sieben überlebenden Söhne das ansehnliche Gebiet (Gotha, Altenburg, Koburg, Meiningen, Hildburghausen, Saalfeld, Eisenberg) abermals 1680, blieben aber durch gegenseitiges Erbrecht (den sogenannten Nexus Gothanus) in näherer Verbindung. Die nächsten Nachfolger, Friedrich I. (bis 1691) und Friedrich II. (bis 1732) von Gotha-Altenburg, richteten sich ganz nach dem Muster Ludwigs XIV. ein und hielten sogar ein übermäßig starkes Soldheer, das 1691 sechs Regimenter zu Fuß und vier zu Pferde zählte. Neben diesem gothaischen Gesamthause stand selbständig die ältere Linie, das sogenannte jüngere weimarische Haus, das Weimar, Jena und Eisenach besaß. Bei den häufigen Teilungen und Wiedervereinigungen konnte einerseits zwar eine wirkliche Staatsgesinnung nicht aufkommen, anderseits aber auch nicht das Gefühl völliger Trennung, zumal da manche Einrichtungen, wie die Universität Jena, das Hofgericht u. a. gemeinsam blieben.

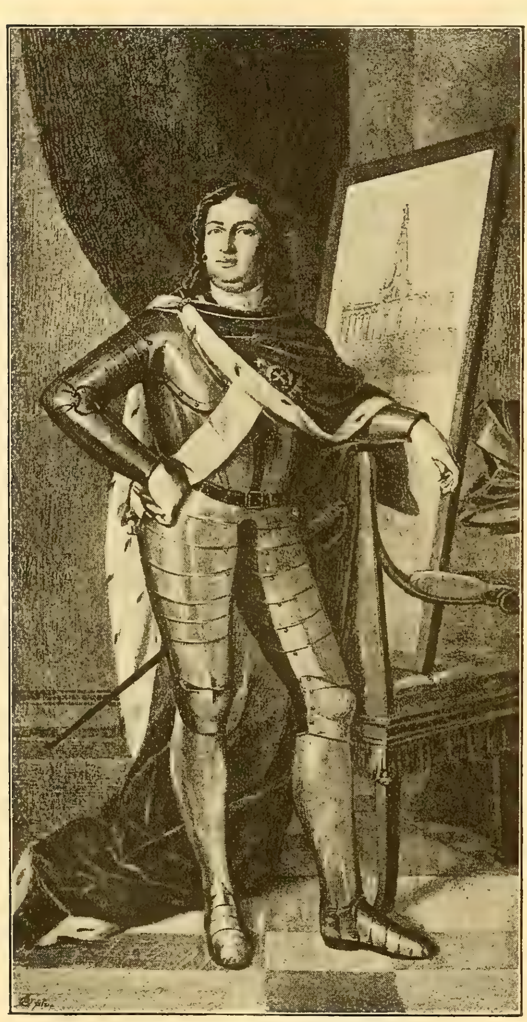
Hessen-Kassel im Dreißigjährigen Kriege.

Auch das benachbarte Hessen hatte unter den Folgen der Teilung von 1567 zu leiden, besonders als der Streit um die Erbschaft des 1604 ausgestorbenen Zweiges die reformierte Linie von Hessen-Kassel zu der lutherischen von Hessen-Darmstadt in den schärfsten Gegensatz brachte und die Darmstädter ins Lager des Kaisers trieb (s. Bd. VI, S. 99, 208). Noch unter Moritz (gest. 1627) wurde das Land tief in den Dreißigjährigen Krieg verwickelt. Wilhelm V. der Weise (1627—37) stellte sich sofort auf die Seite Gustav Adolfs; als er in noch jungen Jahren starb, führte seine Witwe, die treffliche Landgräfin Amalie Elisabeth, als Vormünderin und Regentin für ihren Sohn Wilhelm VI. (1637—70), die Geschäfte mit solcher Umsicht und so energischem kriegerischen Nachdruck, daß der Westfälische Friede ihr nicht nur einen guten Teil der Marburger Erbschaft sicherte, sondern auch die schon längst „administrierte“ Abtei Hersfeld und die Hälfte des Erbes der 1640 ausgestorbenen Grafen von Schaumburg an der Weser (Rinteln, s. Bd. VI, S. 252, 266). Den Anfall der Grafschaft Hanau hatte sie ihrem Hause schon 1643 durch einen Erbvertrag für die Zukunft gesichert. So konnte sie beruhigt im September 1650 das wesentlich gemehrte väterliche Erbe ihrem mündig gesprochenen Sohne übergeben. Schon im August 1651 starb sie, vom ganzen Lande tief betrauert. Wilhelm VI. schloß sich seit seiner Vermählung mit Hedwig Sophie, der Schwester des Großen Kurfürsten, eng an Brandenburg an und folgte in der Sorge um sein schwergeprüftes Land (s. Bd. VI, S. 268) eifrig dem Beispiele seines Schwagers.

Landgraf Karl.

Nach seinem frühen Tode (1670) übernahm die energische Hedwig Sophie die vormundschaftliche Regierung für seinen Nachfolger Karl (1670—1730) und behauptete zum Verdrusse des Sohnes sie auch, als dieser 1672 mit dem sechzehnten Lebensjahre gesetzlich die Volljährigkeit erreichte. Erst 1677 trat sie zurück. Der junge Landgraf, ein geistig lebhafter, zuweilen etwas ungestümer, aber wohlwollender, umsichtiger und leutseliger Herr, wurde der Begründer einer stehenden Armee, die dem Lande zwar schwere Opfer auferlegte, aber auch im dritten Raubkriege wie im Spanischen Erbfolgekriege den alten Namen der „blinden“ (d. h. blinddraufgehenden) Hessen mit neuem Ruhme bedeckte. Auch die Volkswohlfahrt förderte er eifrig und verständig. Er erließ eine Münzordnung, gründete eine Kommerzkammer und eine Kommerzienbank, ordnete das Postwesen, legte 1699—1706 den Karlshafen an der Weser an, den er mit der Fulda bei Kassel durch einen Kanal verbinden

wollte, ließ die Diemel schiffbar machen und nahm nach Erlaß des „Freiheitsbriefes“ vom 18. April 1685 gegen 6000 Hugenotten auf, denen nach dem Frieden von Ryswyk 1697 noch andre 14000 und 1720 noch weitere Zuzüge folgten. Sie siedelten sich in Kassel, Hofgeismar und anderwärts an, gründeten auch einige neue Orte, mehrten als Kaufleute und Fabrikanten den Wohlstand und gaben der Universität Marburg in Denis Papin 1688 einen genialen Physiker und Mathematiker, der freilich mit seiner Erfindung des Dampfschiffs um ein Jahrhundert zu früh kam. Bei seinem regen Kunstsinn brachte der Landgraf auch ansehnliche Sammlungen zustande, er weckte in Kassel das Kunstgewerbe, umgab sich mit einer ausgesuchten Kapelle und legte den Grund zu den großartigen Bauten und Gartenanlagen des „Karlsberges“ (Wilhelmshöhe). Auch Kassel wurde wesentlich vergrößert und verschönert. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich I. (1730—51) wurde als König von Schweden (seit 1720) seinem Heimatlande so völlig entfremdet, daß er die Regierung thatsächlich seinem jüngeren Bruder Wilhelm (VII.) überließ, der denn auch 1736 die ansehnliche Grafschaft Hanau-Münzenberg mit der Landgrafschaft vereinigte.



210. Landgraf Karl von Hessen-Kassel.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

Hessen-Darmstadt.

Hessen-Darmstadt, das Gebiet der jüngeren Linie, litt unter Georg II. (1626—61) entsetzlich unter den Greueln des Dreißigjährigen Krieges, der es um so ärger heimsuchte, als der Landgraf als Lutheraner und infolge des Streites um die Marburger Erbschaft treu beim Kaiser aushielt, während doch im Westen des Reiches seit 1631 die Schweden im Übergewicht waren. Nach dem Frieden, der ihn die vorübergehend in Besitz genommene Marburger Erbschaft größtenteils kostete, bemühte er sich landesväterlich, seinen Unterthanen emporzuhelfen, mußte aber, da er schon 1661 starb, diese Aufgabe in der Hauptsache seinem Sohne Ludwig VII. (1661—78) überlassen. Dieser und sein Nachfolger Ernst Ludwig (1678—1739) blieben der kaiserlichen Gesinnung ihrer Vorfahren treu, obwohl das Land dadurch vielfach von den Franzosen zu leiden hatte, und thaten insbesondere für das Unterrichtswesen viel. Die Universität Gießen (gegründet 1607) wurde sorgfältig gepflegt, die Hofbibliothek in Darmstadt ansehnlich vergrößert, für die Volksschulen 1733 eine neue Ordnung erlassen, die bis in unser Jahrhundert hinein in Geltung stand.

Die pfälzischen Lande, Bayern, Württemberg, Baden.

Wiederherstellung der Pfalz durch Karl Ludwig.

In dem zerrissenen Süden und Westen des Reiches arbeiteten sich nur wenige größere weltliche Staatsbildungen empor, und diese Gebiete gehorchten größtenteils den verschiedenen Zweigen des Hauses Wittelsbach, die im Dreißigjährigen Kriege auf beiden Seiten eine so bedeutende Rolle gespielt hatten. Seitdem herrschte das rührigste Leben in der calvinischen Kurpfalz. Vom Dreißigjährigen Kriege schrecklicher mitgenommen als jeder andre deutsche Landstrich (s. Bd. VI, S. 268), hatte sie sich doch seit 1648 sehr rasch wieder erholt, dank der Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit ihres lebensfreudigen Völkchens wie der treuen Fürsorge des Kurfürsten Karl Ludwig (1648—80), der nach dem Westfälischen Frieden als Nachfolger seines unglücklichen Vaters Friedrich V. in seine verwüstete Heimat zurückkehrte, um ihr Wiederhersteller zu werden (geb. 1617). Ein selbständiger, eigenwilliger Charakter voll fürstlichen Selbstgefühls, war er doch auch erfüllt von dem Pflichtbewußtsein des Fürsten. Mit wacher Vorsicht beaufsichtigte er aufs strengste seine Beamten, tadelte oft und lobte äußerst selten. Seine Entschlüsse und Befehle trugen das Gepräge frischer, lebendiger Auffassung und bewegten sich in einer eigentümlich bilderreichen, ausdrucksvollen, rücksichtslos bezeichnenden Sprache. Mit solchen Eigenschaften war er unermüdlich thätig, das Zerstörte wiederaufzubauen, überall zu helfen und anzuregen. Als Vorbild schwebten auch ihm dabei die Niederlande vor. Von allen Seiten zog er fremde Ansiedler neben den heimkehrenden geflüchteten Eingeborenen ins Land, indem er ihnen Steuerfreiheit auf mehrere Jahre und andre Unterstützungen gewährte. Am Zusammenflusse des Rheins mit dem Neckar legte er 1652 neben der Feste Friedrichsburg, der Gründung Friedrichs IV. (1605), die Stadt Mannheim an und verlieh ihr völlige Handels- und Gewerbefreiheit, um aus ihr den Vermittelungsplatz für den Verkehr zwischen Oberdeutschland und Holland zu machen. Den Staatshaushalt begründete er wesentlich auf die indirekten Steuern und steigerte so seine Einnahmen auf etwa 300000 Gulden jährlich. Aus Sparsamkeit vermied er es freilich auch, irgendwelche erhebliche Truppenmacht aufzustellen. So blühte die Pfalz rasch wieder auf. Der französische Marschall Grammont, der im Jahre 1646 das Land als Wüste gesehen hatte, die Wölfe und Räuberbanden durchstreiften, bekannte bei einem zweiten Besuche im Jahre 1658, es habe sich so vollständig erholt, als ob nie ein Krieg hier gewütet habe. Nicht zum wenigsten beruhten diese Erfolge auch darauf, daß Karl Ludwig, aufgewachsen in einer Schule furchtbarer Erfahrungen und durch sie grundsätzlich zum Todfeind kirchlicher Unduldsamkeit geworden, mit weitherziger Duldsamkeit allen christlichen Bekenntnissen gleiches Recht gewährte, zum Entsetzen seiner geistlichen Nachbarn. Den Lutheranern baute er die Providenzkirche in Heidelberg, den Wiedertäufern gestattete er die Niederlassung in Mannheim, den flüchtigen piemontesischen Waldensern in Germersheim; in Mannheim errichtete er sogar eine Simultankirche für Reformierte, Lutheraner und Katholiken. Auch seine Heidelberger Universität, die er im Jahre 1651 feierlich wieder eröffnete, beseitigte als die erste in Deutschland die Schranken der starren Glaubenseinheit; ihre weltlichen Professoren verpflichtete sie nur auf das Wort Gottes und die ältesten Glaubensbekenntnisse, und glänzende Namen zierten ihre Lehrstühle. Für den jungen Samuel Pufendorf errichtete Karl Ludwig die neue Professur des Naturrechts, in der theologischen Fakultät arbeiteten freie Köpfe wie Ezechiel Spanheim und Mieg, ja der Kurfürst dachte daran, den Philosophen Spinoza zu berufen (s. Bd. VI, S. 405 f.). Auch die langsam erwachende deutsche Litteratur fand eine Freistatt am Heidelberger Hofe, ganz besonders das Drama. Mit bestem Beispiel ging der Landesherr den



211. Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von C. Meyßens.

Unterthanen voran in der fast kleinbürgerlichen Sparsamkeit seines Hofhalts, der glänzende Feste nur dann sah, wenn es galt, die fürstliche Würde gebührend zu vertreten. Auch das Familienleben war nach kurzer Trübung ein musterhaftes zu nennen. Denn abgestoßen von der Kälte und dem Stolze seiner ersten Gemahlin Charlotte von Hessen-Darmstadt, die ihm nur widerwillig ihre Hand gereicht hatte, trennte er sich bald von ihr, ohne daß freilich, weil sie hartnäckig widerstrebte, eine förmliche Scheidung stattgefunden hätte, und vermählte sich im Januar 1658 in morganatischer Ehe mit der von ihm zur „Raugräfin“ erhobenen Luise von Degenfeld, einer ebenso schönen als liebenswürdigen und gebildeten Frau, deren Tod (1677) der Kurfürst nur wenige Jahre überlebte. Dieser Hof aber stand mit seinem Volke in einem fast familiären Verhältnis. Jeder hatte Zutritt im Schlosse, bald kamen Bittsteller, bald Geschenke, wie sie die Jahreszeit brachte, und keiner ging ohne eine Gabe hinweg. Nicht minder

harmlos nahm der Kurfürst an den volkstümlichen Festen teil. Er bot das letzte bedeutende Beispiel jenes einfachen, patriarchalischen Fürstenlebens, das bald in der Nachäffung französischer Sitte und Unsitte zum Unheil des Landes unterging.

Ausgang des Hauses Pfalz-Simmern.

Für die Pfalz trat dieser Verfall bereits mit der Thronbesteigung des Kurfürsten Karl (1680—85) ein. Schwach, melancholisch und unselbständig, und in unglücklicher, kinderloser Ehe mit Wilhelmine Ernestine von Dänemark vermählt, ließ er zu, daß diese in verschwenderischem Hofhalt das Beispiel von Versailles nachahmte und die Einkünfte vergeudete; zugleich machte die Duldsamkeit des Vaters unter dem Einflusse des Hofpredigers Langhans einer strengeren calvinischen Richtung Platz.

Die ersten Kurfürsten des Hauses Neuburg.

Und doch war die Trauer um Karls Tod (26. Mai 1685) allgemein und aufrichtig, denn mit ihm ging die männliche Linie des Hauses Pfalz-Simmern zu Ende, und der Kurhut fiel nach dem wenige Tage zuvor (22. Mai 1685) abgeschlossenen Erbeinigungsrezeß an den greisen Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg (geb. 25. Nov. 1615), den Herzog von Jülich-Berg (seit 1653), dessen Geschlecht seit 1613 katholisch war (s. Bd. VI, S. 116). Zwar nahm er aus wirtschaftlichen Gründen die auswandernden Hugenotten auf, verbot durch Patent vom Oktober 1685 den Geistlichen aller drei Konfessionen alle „Religionsdisputen, Gezänk und Streitigkeiten“ und beließ die Universität Heidelberg in ihrer bisherigen Verfassung, aber mit ihm hielten auch die Jesuiten wieder ihren Einzug in Heidelberg, und neue kirchliche Wirren schienen bevorzustehen. Doch nicht von ihnen, sondern von Frankreich kam das Verderben, und eben das, was nach Karl Ludwigs Absicht dem Lande französischen Beistand hatte sichern sollen, das führte alle Schrecken eines barbarischen Verwüstungskrieges über die unglückliche Pfalz herauf (s. S. 59 f.). Noch während desselben übernahm die Regierung Johann Wilhelm (1690—1716, geb. 19. April 1658). Ein eifriger Katholik, von den Jesuiten erzogen und immer von ihnen abhängig, nahm er wesentlichen Anteil an der Festsetzung der berüchtigten Ryswyker Klausel von 1697 (s. S. 72) und förderte dann in seinem pfälzischen Gebiete den Katholizismus mit allen Mitteln der Gewalt und Überredung durch Jesuiten und Kapuziner. 240 protestantische Kirchen mußten nach und nach den Katholiken zur Mitbenutzung eingeräumt werden, die katholischen Feiertage hatten auch die Protestanten zu beobachten und den Prozessionen ihre Achtung zu bezeugen; die französischen Reformierten wurden ausgewiesen. Erst im Jahre 1705 zwangen die evangelischen, gegen Frankreich verbündeten Mächte den Kurfürsten zu einer „Religionsdeklaration“ vom 21. Nov. 1705, die wenigstens den Gewaltthätigkeiten ein Ende machte und die Rückgabe der geraubten Kirchen wenigstens versprach. Darüber verstimmt, verlegte Johann Wilhelm seine Residenz in sein katholisches Herzogtum Berg, nach Düsseldorf, und überließ die Pfalz der Ausbeutung seiner eigennützigen Beamten, so daß sich das arme Land nur sehr langsam erholte. Doch vergrößerte er es durch das Gebiet von Pfalz-Veldenz nach dem Aussterben dieser Linie 1694, sowie durch die Erwerbung des größten Teils der bisher mit Baden-Baden gemeinsam besessenen Grafschaft Sponheim (um Kreuznach) 1707 und des Amts Ladenburg vom Bistum Worms (1708), gewann auch 1708 die Erbtruchseßwürde für sein Haus zurück.

Karl Philipp.

Sein Nachfolger, sein Bruder Karl Philipp (1716—42), bei seinem Regierungsantritt schon 55 Jahre alt (geb. 1661), war von den Jesuiten ursprünglich für den geistlichen Stand erzogen, verzichtete aber bei seinem durchaus weltlichen und militärischen Sinn in Rücksicht auf die Kinderlosigkeit seines älteren Bruders, des Kurfürsten, auf alle seine geistlichen Würden und zeichnete sich im Türkenkriege in Ungarn so aus, daß ihn der Kaiser zum Generalfeldmarschall ernannte und 1706 als Statthalter nach Tirol schickte. Trotz dieser weltlichen Thätigkeit und Gesinnung blieb er doch Zeit seines

Lebens ein bigotter und unduldsamer Jesuitenzögling, dabei frivol, genußsüchtig und hochmütig. Schon das ließ nichts Gutes ahnen, daß er bei der Huldigungsfeier in der Pfalz 1718 die kirchlichen Rechte der pfälzischen Protestanten nicht verbürgte. Aber zunächst hatte er mit politischen, namentlich finanziellen Angelegenheiten mehr als genug zu thun. Er verringerte die Beamtenstellen, zog die verschleuderten Kammergüter wieder ein und beseitigte einige der drückendsten Auflagen. Bald aber lenkte er in die Bahnen des Vorgängers zurück, und die kirchlichen Bedrückungen begannen aufs neue, trotz aller Klagen beim Reichstage. Schon 1719 wurde der Heidelberger Katechismus abgeschafft, das protestantische Langschiff der Heiligengeistkirche in Heidelberg den Katholiken übergeben. Als im April 1720 die evangelischen Mächte die Rücknahme dieser Maßregel erzwangen, verlegte der Kurfürst schon im November zürnend seinen Sitz nach Mannheim, das er nun zu einer ganz regelmäßig gebauten, prächtigen Stadt, zum Schauplatz eines verschwenderischen Hoflebens umschuf. Alle oberen Staatsbehörden wurden dorthin verlegt, und die Mitglieder des Kirchenrats, der in Heidelberg verblieb, mußten dreimal wöchentlich zur Sitzung nach Mannheim hinüberfahren. Dabei gingen trotz aller Vorstellungen und Kommissionen die Bedrückungen der Reformierten und Lutheraner ihren Gang, so daß diese Mehrheit der pfälzischen Bevölkerung in eine ganz gedrückte Stellung geriet. Dagegen wurden die Jesuiten mit Kirchen, Kollegien und einem reich dotierten Seminar ausgestattet und beherrschten die Universität Heidelberg derart, daß einmal in der philosophischen Fakultät dreißig, in der theologischen vier jesuitische Dozenten waren. Darüber verfiel die Universität und mit ihr die Wissenschaft gänzlich. Endlich sank die Hochschule auf achtzehn Professoren herab, davon sechs Jesuiten. Eine scharfe Zensurverordnung (1719) unterdrückte außerdem jedes freie Wort in der Presse. Aber die Masse des Volkes litt noch schwerer unter dem materiellen Drucke. Ein überzahlreiches Beamtentum, dessen Stellen käuflich und fast erblich waren, lastete auf dem Lande; die ganze Steuerlast lag auf den Bürgern und Bauern, da Adel, Geistlichkeit und Beamte frei ausgingen; die Wildschäden, die der unsinnige Jagdeifer des Kurfürsten verursachte, trieben die Bauern oft zur Verzweiflung. Und dabei verschlangen der Hof und die großen Bauten namentlich in Mannheim immer wachsende Summen. Diesem Drucke suchten sich Tausende durch Auswanderung zu entziehen; sie vertauschten die Rebengelände des Rheins und des Neckars mit den Urwäldern von Nordamerika.

Ende des neuburgischen Hauses.

Die Reichspolitik Karl Philipps wurde zunächst von dem Wunsche beherrscht, mit Kurbayern ein möglichst enges Verhältnis anzubahnen. Dies führte zu dem Vertrage vom 17. Mai 1724, worin beide Häuser sich wechselseitige Erbfolge, gegenseitige Unterstützung und gemeinsame Verwaltung des Reichsvikariats zusagten. Später trat das Bestreben des kinderlosen Fürsten, der Linie Pfalz-Sulzbach die Nachfolge in Jülich-Berg gegenüber den preußischen Ansprüchen zu sichern, in den Vordergrund. Sie führte endlich zu einer fast landesverräterischen Annäherung an Frankreich. Mit Karl Philipps Tode am 31. Dezember 1742 in Mannheim erlosch der Mannesstamm des pfalz-neuburgischen Hauses.

Jülich-Berg.

Mit den Gebieten am Oberrhein hingen die niederrheinischen Lande der Pfalz-Neuburger, die viel umstrittenen Herzogtümer Jülich-Berg, lediglich durch das Herrscherhaus zusammen, und bei der Lage beider Ländergruppen war jeder Gedanke an eine engere Verbindung von vornherein ausgeschlossen. So behaupteten hier die Stände ihre alte Bedeutung ebenso wie die klevisch-märkischen. Schon unter dem ersten Neuburger Wolfgang Wilhelm hatte der Zwist zwischen diesem und dem Sohne Philipp Wilhelm, dem der Vater die begehrte selbständige Hofhaltung nicht gewähren wollte, zu einem engen geheimen Bündnis zwischen dem Thronfolger und den Ständen

geführt (1651); auch als dieser 1653 zur Regierung kam, war er gegenüber dem brandenburgischen Mitbesitzer auf ein gutes Einvernehmen mit den Ständen hingewiesen. Erst der Ausgleich von 1666 beendigte den langen Erbstreit (s. Bd. VI, S. 692). Ebenso fand die 1672 vertragsmäßig festgesetzte Gleichberechtigung der Konfessionen einen festen Halt an dem mächtigen brandenburgischen Nachbar (s. Bd. VI, S. 700), so daß von ähnlichen Bedrückungen der Protestanten wie in der Pfalz hier keine Rede sein konnte. Der katholische Hof begünstigte natürlich seine Glaubensgenossen, wo und wie er konnte. Schon Philipp Wilhelm stattete Kirchen und Klöster reich aus, stiftete fromme Bruderschaften und ließ seinen Sohn Johann Wilhelm von den Jesuiten erziehen, was überhaupt seit dem Übertritt der Neuburger zur römischen Kirche in diesem Herrscherhause die Regel bildete. Für die Kirchen und Kirchenverfassung von Jülich-Berg war es dann nur ein Vorteil, daß die meisten Neuburger in der Pfalz residierten. Nur Johann Wilhelm, der schon zu Lebzeiten des Vaters seit 1678 die niederrheinischen Lande regiert hatte, zog Düsseldorf vor und verwandelte diesen bis dahin unbedeutenden Ort durch stattliche Bauten in eine prächtige Residenzstadt, errichtete 1710 das glänzende Lustschloß Bensberg und begründete die schöne Gemäldegalerie, an der sich später die Düsseldorfer Malerschule emporgebildet hat. Schließlich hat er sich auch in der Jesuitenkirche zu Düsseldorf beisetzen lassen. Unter der höfischen Verschwendung Johann Wilhelms und Karl Philipps litten natürlich auch Jülich und Berg; aber von den Kriegsstürmen, die die Pfalz verheerten, blieben sie fast ganz verschont. Dazu herrschte besonders im bergischen Lande bereits ein reges gewerbliches Leben.

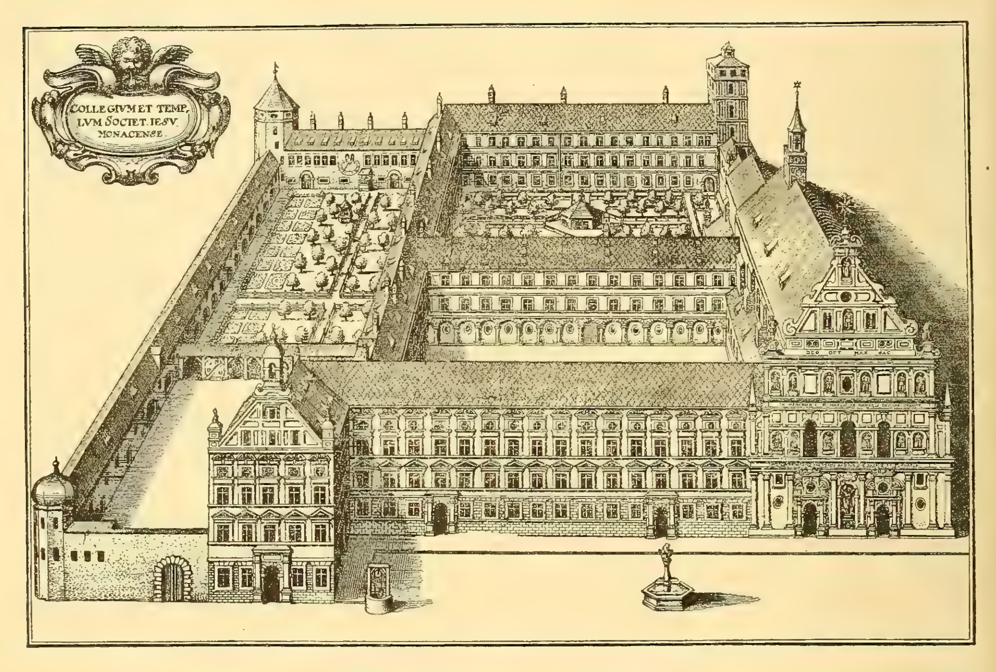
Verhältnisse in Bayern.

Weit geschieden durch die geographische Lage, Stammesart, Sitte und Geschichte lag im Osten die alte Heimat der Wittelsbacher, Bayern. Der etwas schwerfällige, aber tüchtige und begabte Stamm nahm seit der Reformation eine eigentümliche Sonderstellung ein. Die ausschließliche Herrschaft des wiederhergestellten Katholizismus, der sich auch die neugewonnene Oberpfalz (s. Bd. VI, S. 172, 266) allmählich wieder unterworfen hatte, trennte ihn von den benachbarten protestantischen Landschaften, alter Nachbarhaß von dem stammverwandten Tirol. Kein Protestant durfte im Lande bleiben, kein Bayer sich dauernd auf evangelischem Boden aufhalten. Die Erziehung der höheren Stände, auch der Fürstensöhne, beherrschten die Jesuiten, das Volksschulwesen blieb vernachlässigt. Doch bewahrte sich das Landvolk die Freude an volkstümlichen Bühnenspielen und an einer naiven Kunstübung, die beide ihm Bildungsstoffe boten, wie sie anderwärts selten mehr vorhanden waren. Auch die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse veränderten sich wenig, denn Bayern war ohne alle großen Städte, ein Land der Kirche, des Adels und der Bauern; von 29000 Bauernhöfen in Altbayern gehörten 7000 der kurfürstlichen Kammer, 16000 der Kirche und dem Adel. Der Verkehr blieb also unbedeutend, und der Hauptstrom des Landes, die Donau, führte nach Österreich, wo ganz ähnliche Verhältnisse herrschten.

Kurfürst Ferdinand Maria.

Maximilian der Katholische hatte bei seinem Tode (27. September 1651 in Ingolstadt) Bayern vergrößert um die Oberpfalz und mit der Kurwürde geschmückt, aber in furchtbarer Verwüstung seinem ältesten Sohne von Maria Anna, der Tochter Ferdinands II., Ferdinand Maria (1651—79) hinterlassen. Der junge Fürst (geb. 31. Oktober 1636) war von den Jesuiten erzogen, eine schüchterne Natur, ohne Selbständigkeit des Urteils, und wurde daher entweder von seiner Mutter beherrscht, die bis 1655 die Regentschaft führte, oder von seiner ihm schon 1652 angetrauten Gemahlin Henriette Adelheid von Savoyen, der Tochter des Herzogs Viktor Amadeus, einer klugen, lebhaften, ehrgeizigen und prachtliebenden Dame. Auch später scheint er niemals das Bedürfnis gehabt zu haben, durch eigne Anschauung zu lernen; er hat Bayern nur ein einziges Mal im Jahre 1667 verlassen, und da ging die Reise

nach Rom. Die nächste Aufgabe der neuen Regierung war, die schweren Wunden des Dreißigjährigen Krieges zu heilen. Deshalb wurden die Abgaben der Bauern ermäßigt, die ausgemusterten Reitpferde an sie verteilt, eine Ackerbauschule in Schleißheim gegründet, ein Zollvertrag mit Österreich geschlossen (1658). Freilich die kühnen Kolonisations- und Wirtschaftspläne des unternehmenden J. J. Becher aus Speier (1625—85) verrannen, wie begreiflich, im Sande, und das Land erholte sich sehr langsam; noch um 1700 lag in Altbayern etwa ein Drittel der Felder wüst. Viel that das Herrscherhaus wie immer für die Kirche. Die Theatiner und Karmeliter erhielten Klöster in München, die Ursulinerinnen ein solches in Landshut, die 1556 eingezogenen oberpfälzischen Klöster wurden wiederhergestellt. Auch geschah manches, um das Land wehrhaft zu machen. Die Festungen Ingolstadt und Braunau wurden



212. Das Jesuitenkollegium zu München.
Faksimile eines Kupferstiches in Merian, „Typographia Bavariae“.

verstärkt, die Landfahnen der Miliz reorganisiert. Auch die fürstliche absolutistische und zentralisierende Richtung blieb nicht ohne Einfluß auf Bayern. Zwar von einer staatsrechtlichen Verschmelzung der Oberpfalz mit Altbayern war keine Rede; aber die aufgehobene Landesverfassung der Oberpfalz wurde nicht wiederhergestellt, und statt des altbayrischen Landtages berief die Regierung seit 1669 nur noch den kleinen ständischen Ausschuß der „Verordneten“, mit dem sich leichter auskommen ließ. Ohne ständische Mitwirkung erhielt dann die Oberpfalz ein einheitliches bürgerliches Gesetzbuch. Der Hof war prunkvoll, wie damals überall. Prächtige Schlösser entstanden in Berg am Würmsee und in Nymphenburg; für Theater, Musik, Bibliothek und Kunstsammlungen hatte der Kurfürst immer eine offene Hand.

Seine auswärtige Politik bewegte sich zunächst in der überlieferten Richtung, im Anschlusse an Österreich, er lehnte deshalb auch 1658 die Kaiserkrone ab. Erst seit 1673 lenkte Bayern in eine franzosenfreundliche Richtung ein (s. Bd. VI, S. 636).

Max Emanuel.

Doch blieb dies damals vorübergehend, denn sein Sohn und Nachfolger, der 1662 geborene Max Emanuel (1679—1726), der von seiner Mutter das lebhafte und energische, aber auch unstäte und ehrgeizige Wesen geerbt hatte, schloß, kurz nachdem er im Juli 1680 die Regierung selbständig übernommen hatte, trotz aller französischen Verlockungen 1683 ein enges Bündnis mit Österreich, vermählte sich 1685 mit Maria Antonia, der Tochter Kaiser Leopolds I., und zeichnete sich ebensowohl im Türkenkriege wie im dritten Raubkriege glänzend aus (s. Bd. VI, S. 761). Die sehr unsicheren Ansprüche seiner Gemahlin auf die spanische Erbschaft entfremdeten ihn freilich sehr früh seiner bayrischen Heimat, denn schon 1691 übernahm er die Statthalterschaft von Belgien im Namen der spanischen Krone. Dafür lehnte er es allerdings ab, sich um die 1696 durch den Tod Johann Sobieskys erledigte polnische Königskrone zu bewerben,



213. Schloß Nymphenburg.
Nach einer Originalphotographie.

obwohl er sich nach dem Tode Maria Antonias 1692 in zweiter Ehe mit Therese Kunigunde, der Tochter des Polenkönigs, vermählt hatte. Schließlich nahm der Gedanke, für sein Haus wenigstens einen Anteil am spanischen Erbe zu gewinnen, ihn so vollständig ein, daß er mit allen Überlieferungen seines Hauses brach und ins französische Lager überging. Das geschah lediglich aus dynastischem Ehrgeiz, ohne jede Rücksicht auf die Lage Bayerns und auf die doch nur schwachen Kräfte des Landes. Das Haus Wittelsbach trat damit allerdings hinaus auf den Schauplatz der großen Politik, aber es schlug auch die verhängnisvolle Richtung ein, die endlich im Anschluß an den Rheinbund gipfelte und zwar bedeutende Gebietserweiterungen brachte, das Land aber auch den schwersten Erschütterungen aussetzte (s. oben S. 92 ff.).

Bei Höchstädt 1704 geschlagen, mußte der Kurfürst in Frankreich Zuflucht suchen, wurde geächtet und kehrte erst nach dem Frieden von Utrecht im April 1715 nach München zurück. Aber die eignen harten Erfahrungen und die schweren Leiden seines

Landes hatten seinen Sinn nicht zu ändern vermocht. Noch ehe er Frankreich verließ, hatte er ein neues Bündnis mit Ludwig XIV. geschlossen, worin ihm Frankreich bei Erledigung des Kaiserthrones seine Hilfe zur Erlangung der Krone und vorläufig für die Unterhaltung eines starken Heeres ansehnliche Subsidien versprach. Anderseits suchte er allerdings wieder mit Österreich anzuknüpfen, sandte 1717 dem Kaiser Hilfe gegen die Türken (s. S. 241) und vermählte 1722 seinen ältesten Sohn Karl Albert mit Amalia, der Tochter Kaiser Josephs I. Aber das geschah mehr, um seine ehrgeizigen Pläne zu fördern, und diese glaubte er nach wie vor nur im Bunde mit Frankreich erreichen zu können. Er empfahl deshalb noch kurz vor seinem Ende dem Kurprinzen nachdrücklich diese verhängnisvolle Politik.

Karl Albert.

Bei seinem Tode (26. Februar 1726) hinterließ Max Emanuel dem Nachfolger Karl Albert (1726—1745) eine schwerbelastete Erbschaft. Der Wohlstand des Landes war erschüttert und die Finanzen so in Verwirrung geraten, daß die Landesschulden mehr als 30 Mill. Gulden betrugen. Der junge Kurfürst (geb. 6. August 1697) war nicht der Mann, um hier kräftig durchzugreifen. Seine Jugenderfahrungen waren allerdings trübe genug gewesen. Seit dem Jahre 1705 hatte er mit seinen Brüdern, getrennt von den Eltern, in österreichischer Gefangenschaft gelebt, erst in Klagenfurt, dann in Graz. Seine Bildung, die, wie in den katholischen Geschlechtern üblich, die Jesuiten leiteten, war indes darüber nicht vernachlässigt worden, und er vervollständigte sie nach der Rückkehr in die Heimat 1715 durch eine Reise nach Italien (1716). Sprachgewandt, kunstverständig, namentlich sehr musikalisch, aber auch sinnlich, genußsüchtig und prunkliebend, zeigte Karl Albert nach seinem Regierungsantritte zwar anfangs regen Eifer für die Geschäfte, doch er erlahmte bald und hielt eine glänzende Hofhaltung für viel zu notwendig zur fürstlichen Würde, als daß er den Krebsschaden der bayrischen Finanzen, die Verschwendung für den Hof und die Kirche, hätte ausrotten wollen. Daher wetteiferte das bayrische Hoflager zu Nymphenburg und Schleißheim mit Versailles an Pracht und Sittenlosigkeit, wobei der Kurfürst selbst um so weniger ein besseres Beispiel gab, je mehr ihn das scheue und kirchlich devote Wesen seiner österreichischen Gemahlin langweilte. Dabei geriet das Heer in kläglichen Verfall und zählte um 1740 kaum 20000 Mann. Und doch trug sich der Kurfürst mit hochfliegenden Plänen auf die habsburgische Erbschaft. Er protestierte deshalb auch 1731 gegen die Pragmatische Sanktion (s. S. 243) und unterhandelte um französische Hilfe, da er, wie er selbst sehr wohl wußte, aus eignen Kräften nichts durchsetzen konnte. Dieser klägliche Widerspruch zwischen Wollen und Können machte ihn schließlich zum Sklaven Frankreichs und wurde zum zweitenmal Bayerns Unglück.

Fürst und Stände in Württemberg.

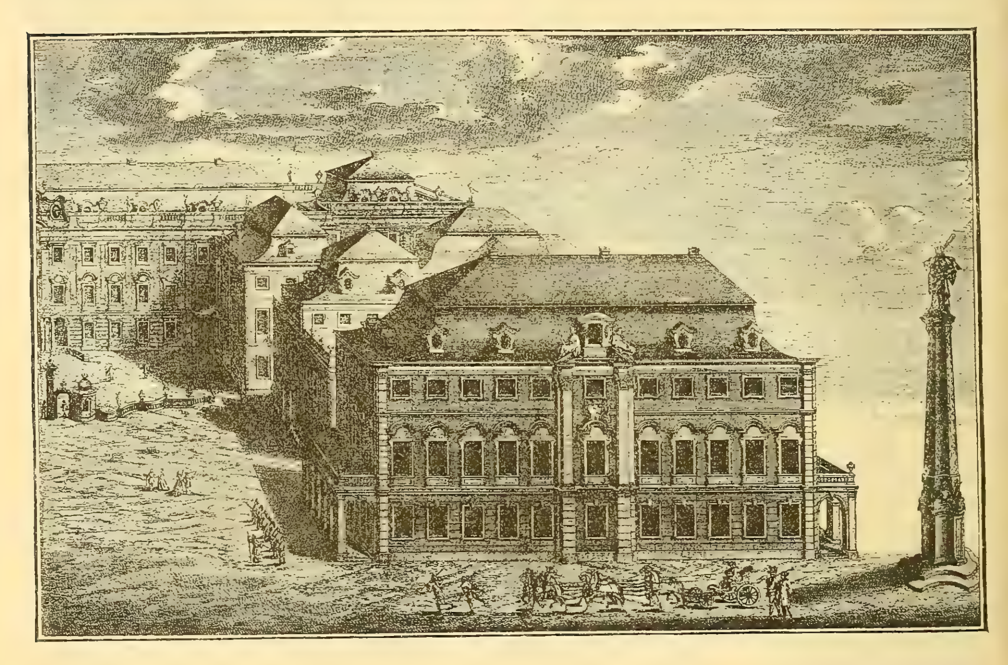
Verglichen mit den Territorien der Wittelsbacher, bedeutete das Herzogtum Württemberg noch sehr wenig. Denn die Landesverfassung des Herzogs Christoph (s. Bd. VI, S. 89), der Stolz dieser steifnackigen Schwaben, hemmte die Herzöge derart, daß sie zu einer kräftigeren Wirksamkeit im Sinne des Zeitalters gar nicht gelangen konnten, und hinderte doch nicht die fürstliche Willkür innerhalb des ihnen verbliebenen Gebiets; vielmehr wurden gerade die kräftigsten Naturen am leichtesten dazu gedrängt, weil ihnen eine eigentlich politische Thätigkeit versagt blieb. Schon unter Friedrich I. (1593—1608) erlebte das Land eine Zeit des harten Absolutismus, dessen Träger der Kanzler Matthäus Enzlin war; unter dem schwachen, theologisch verbildeten, kurzsichtigen, dabei verschwenderischen Johann Friedrich (1608—28) und unter Eberhard III. (1628—74), für den eine lange Vormundschaft sich nötig machte, geriet es dann rasch in die Wirbel des Dreißigjährigen Krieges hinein, der es schrecklicher verwüstete als irgend ein andres süddeutsches Gebiet, mit Ausnahme der Pfalz (s. Bd. VI, S. 268). Der Westfälische Friede gab dem Herzog wenigstens das



214. Karl Albert, Kurfürst von Bayern (später Kaiser Karl VII.).
Nach dem Gemälde von J. Vivien gestochen von F. J. Spätt.

lange verlorene Land wieder, und während er bis dahin, gefühllos gegen die Leiden seiner Unterthanen, den Vergnügungen in Straßburg gelebt hatte, widmete er sich dann, geleitet durch den trefflichen Varnbüler, der Wiederherstellung des Zerstörten. Eine größere Rolle in der Reichspolitik zu spielen, verhinderte ihn wie seinen Nachfolger Wilhelm Ludwig (1674—77) und dessen Sohn Eberhard Ludwig (1677 bis 1733) der maßgebende Einfluß der spießbürgerlich beschränkten Stände, die als höchste Weisheit Bewahrung unthätiger Neutralität empfahlen, ohne doch die schwersten Kriegsleiden abwenden zu können, welche die Lage des Landes mit sich brachte. Bis

1709 berechnete man allein im Spanischen Erbfolgekriege die Leistungen und Verluste Württembergs auf etwa 15 Mill. Gulden. Als der junge Herzog im Jahre 1693 die Regierung selbst übernahm, ahmte er Ludwig XIV. nach, nicht nur mit der Errichtung eines übermäßig starken Heeres, sondern auch mit der verschwenderischen, sittenlosen Hofhaltung in dem 1709 neugegründeten Ludwigsburg und überließ über zwanzig Jahre lang (seit 1706) einer ungebildeten habgierigen Mätresse, Wilhelmine von Grävenitz, der Scheinfrau des verschuldeten Landhofmeisters von Würben, die ganze Regierung in einer selbst damals unerhörten Weise. Was Gutes geschah, wie die Aufnahme der flüchtigen Hugenotten und Waldenser 1698 und der Anfall der elsässischen Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard) nach dem Aussterben dieser Nebenlinie, daran hatte der Herzog kein Verdienst.



215. Schloß Ludwigsburg im 18. Jahrhundert.

Nach einem gleichzeitigen Original von Jeremias Wolff gestochen von Aug. Kindel.

Karl Alexander.

Die Grävenitz, der alles für Geld feil war, wurde zwar kurz vor dem Tode des Herzogs entfernt, aber sein Nachfolger, der kriegerische und stolze Karl Alexander (1733—37) aus der Winnenthaler Seitenlinie, der Stifter des jetzt regierenden Herrscherstammes, brachte neue, vielleicht noch größere Leiden über das Land. Da er in Österreich zur katholischen Kirche übergetreten war, begünstigte er gegen das Landesrecht und trotz der vor seinem Regierungsantritt gegebenen „Religionsreversalien" jesuitische Bekehrungsversuche und bevorzugte bei den Ämtern auf alle Weise die Katholiken; vor allem aber gab ihn seine ungezügelte Neigung zu verschwenderischem, üppigem Leben gänzlich in die Hände des berüchtigten Juden Süß Oppenheimer aus Heidelberg, der nun als „Geheimer Finanzrat" thatsächlicher Leiter des Finanzwesens wurde und durch alle möglichen, auch die ungesetzlichsten Mittel, Verkauf der Ämter und Monopole, Prägung geringhaltiger Münzen (über 11 Millionen Gulden), Besteuerung behördlicher Urteile und Entscheidungen u. s. f., für sich selbst und den Herzog das

Geld zu einem unbeschreiblich lasterhaften und verschwenderischen Leben zu beschaffen wußte. Dabei hegte Karl Alexander, um seiner Jagdlust zu frönen, einen so hohen Wildstand, daß man im Jahre 1738 den Wildschaden auf eine halbe Million Gulden berechnete. Sein jäher Tod in Ludwigsburg (12. März 1737) führte sofort zum Sturze des Juden; unter dem Einflusse des nur zu begreiflichen wütenden Volkshasses verurteilte ihn das Gericht zum Tode und ließ ihn im Februar 1738 an einem 16 m hohen Galgen aufknüpfen. Eine bessere Zeit schien für das arme Land bevorzustehen.

Baden.

Das alte Erbe der Zähringer, die Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach, erlangten erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine gewisse staatliche Geltung. Solange zwei getrennte Linien herrschten, die seit Philipp II. (gest. 1588) katholische in Baden und die evangelische in Durlach, hinderte schon diese Spaltung jede auch noch so bescheidene Machtbildung. Persönlich traten einige der Markgrafen besonders durch kriegerische Thätigkeit hervor. Georg Friedrich von Baden-Durlach (gest. 1638) bewährte sich als ein tapferer Vorkämpfer des Protestantismus (s. Bd. VI, S. 171 f.); Ludwig Wilhelm von der katholischen Linie stand lange als Reichsfeldmarschall an der Spitze der kaiserlichen Heere gegen Türken und Franzosen (s. Bd. VI, S. 761 f.); Karl Wilhelm gründete 1718 die neue Hauptstadt Karlsruhe im Hardtwalde.

Die geistlichen Fürstentümer. Reichsadel und Reichsstädte.

Die geistlichen Gebiete im allgemeinen.

Den weltlichen Staaten gegenüber, die mehr oder weniger von modernen Grundsätzen geleitet und umgestaltet wurden, stehen mehrere Gruppen kleiner Gemeinwesen, die als Reste der mittelalterlichen Reichsordnung übriggeblieben waren. Zwar hatte der Westfälische Friede eine ganze Anzahl der geistlichen Fürstentümer mit weltlichen Staaten vereinigt, aber noch immer beherrschten die Kirchenfürsten fast den ganzen deutschen Rheinlauf, die „Pfaffengasse des heiligen römischen Reichs“, einen Teil Westfalens, das Mainland und nicht unbeträchtliche Gebiete auf bayrischem und österreichischem Boden. Man zählte immer noch vier Erzbistümer (Mainz, Trier, Köln, Salzburg), 18 Bistümer und eine Menge Reichsabteien. Ihre Eigenart hatten diese Territorien durch alle Stürme der Jahrhunderte bewahrt. Sie waren alle Wahl-, nicht Erbfürstentümer; der Bischof war also an die Mitwirkung des Kapitels, das ihn gewählt hatte, der Reichsabt an die seines Klosterkonvents gebunden. Vielfach bestanden daneben noch Ständeversammlungen, wie im Erzstift Trier, wo sie sich aus dem geistlichen Stande und den Vertretern von vierzehn Städten zusammensetzten, oder in Osnabrück, wo Ritterschaft und Städte nebeneinander standen. Aber weder der Bischof noch sein Kapitel waren rechtlich die Herren des Landes, sondern nur die Verwalter, denn das Land galt als Kirchengut. Wurde dadurch ihre Macht grundsätzlich eingeschränkt, so standen sie selbst dem Lande auch fast fremd gegenüber und fühlten sich nicht als Landeskinder, sondern als Vertreter der internationalen Kirche. Denn die wenigsten gehörten durch Geburt dem Stiftsgebiete an; die Bischöfe waren jüngere Söhne größerer Fürstenhäuser, oder sie stammten aus den Geschlechtern des reichsunmittelbaren Adels, und dasselbe gilt von den Domherren. Oft wurde für diese die Zahl der Ahnen genau vorgeschrieben; in Trier und Osnabrück z. B. verlangte man sechzehn. Das Verhältnis dieser regierenden Klasse zum regierten Lande wurde dadurch noch mehr gelockert, daß die Sprößlinge fürstlicher Familien sehr häufig mehrere Bistümer in einer Hand vereinigten, wie z. B. der Wittelsbacher Clemens August von Köln (1723—61) zugleich Bischof von Paderborn, Münster, Hildesheim, Lüttich, Osnabrück und außerdem auch Hochmeister des Deutschen Ordens war (andre Beispiele s. oben

S. 30 und Bd. VI, S. 109), und auch die Domherren gehörten oft mehreren Stiftern zugleich an. Unter diesen Umständen konnte sich weder bei den Herrschern noch bei den Beherrschten eine Staatsgesinnung bilden, und zugleich waren die Verfassungszustände beinahe zur Unbeweglichkeit verurteilt, denn die Interessen der verschiedenen Körperschaften hinderten jede gründliche Reform, ließen am wenigsten eine wirklich monarchische Gestaltung zu.

Moderne Anläufe.

In einer Beziehung allerdings folgten viele geistliche Fürsten bereitwillig ihren weltlichen Amtsgenossen, im Hange zu Prunk und Verschwendung. Der Hof der beiden letzten wittelsbachischen Erzbischöfe von Köln Joseph Clemens (1688—1723) und Clemens August (1723—61) hatte ein durchaus weltliches Aussehen und wurde ebenso von Weibern und Günstlingen beherrscht, war ebenso leichtfertig und sittenlos wie irgend ein weltlicher. Die Verwaltung war im ganzen überall wohlwollend, aber schlaff; sie wurde bestimmt durch die Rücksicht auf die überaus zahlreiche Geistlichkeit, die vor allem natürlich steuerfrei blieb und z. B. im Erzstift Mainz (mit dem Eichsfelde und Erfurt) etwas später gegen 3000 Köpfe auf wenig über 300 000 Einwohner zählte. Die zahllosen Wohlthätigkeitsanstalten leisteten gewiß in vieler Beziehung sehr Achtungswertes, aber sie zogen auch den Bettel groß, der nirgends so augenfällig hervortrat, als in den geistlichen Landen. Im einzelnen geschah manches für die Volkswohlfahrt. Johann Philipp von Schönborn (1647—73) hob in seinen Stiftern Mainz, Worms und Würzburg die Hexenprozesse auf, plante eine umfassende Gesetzgebung, zog, ohne Unterschied der Konfession, bedeutende Gelehrte wie Leibniz an seinen Hof und stellte die verfallene Universität Würzburg wieder her. In Trier wurde bereits 1685 der Schulzwang eingeführt und 1712 das ganze Volksschulwesen einheitlich geordnet. Dasselbe Erzstift errichtete schon 1680 eine geworbene stehende Truppe, die im 18. Jahrhundert aus einem Infanterieregiment zu etwa 1200 Mann bestand, und der kriegerische Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen (1650—78), unterhielt zeitweilig sogar ein übermäßig starkes Heer (s. Bd. VI, S. 551), das schwer auf dem Lande lastete. Jener Johann Philipp von Mainz ließ seine rheinische Hauptstadt, das wichtigste Bollwerk des Reiches im Westen, durch einen italienischen Ingenieur stärker befestigen. Freilich war das Heerwesen, auf dem das neue weltliche Fürstentum ganz wesentlich beruhte, im ganzen die schwächste Seite der geistlichen Landesverwaltungen, und der Schutz der besonders gefährdeten Rheinlande durch sie blieb höchst ungenügend. Und über zwei Punkte konnten alle Reformen im einzelnen nicht hinweghelfen, das war der tiefe Gegensatz zwischen der Idee der Kirche und den ganz weltlichen Gesichtspunkten der herrschenden geistlichen Kaste, die sie darzustellen beanspruchte, und noch mehr vielleicht der unlösliche Widerspruch zwischen dem mittelalterlichen Gedanken, daß diese Lande und Leute nur um der Kirche, d. h. praktisch um der höheren Geistlichkeit willen da seien, und der modernen, immer weiter um sich greifenden Anschauung, daß sie regiert werden müßten um ihrer selber willen.

Bedeutung der geistlichen Gebiete.

Wenn trotzdem diese geistlichen Fürstentümer, die als Ruinen mittelalterlicher Weltanschauung in die moderne Zeit hineinragten, erst einer ungeheuren europäischen Umwälzung zum Opfer gefallen sind, so erklärt sich das aus der großen Bedeutung, die sie für sehr mächtige Kreise besaßen. Das alte Kaisertum, das sie einst ins Leben gerufen hatte, sah in ihnen immer noch seine besten Bundesgenossen, und ist in der That mit ihnen zu Grunde gegangen. Die katholischen Fürstenhäuser betrachteten sie als wertvolle Stützen ihrer Macht außerhalb des Stammlandes, und dem unmittelbaren Reichsadel boten die Stifter bequeme Versorgung für jüngere Söhne und eine nicht verächtliche Möglichkeit, auf die Reichspolitik Einfluß zu gewinnen.

Organisation u. Bedeutung des Reichsadels.

Die **reichsunmittelbaren Grafen und Ritter**, die nur im Süden und Westen der Unterordnung unter die Fürsten entgangen waren, beherrschten zwar nur kleine und zerrissene Gebiete, immerhin aber betrug der Gesamtumfang allein der reichsritterschaftlichen Besitzungen gegen 200 Quadratmeilen. Sie besaßen auch eine gemeinsame Organisation; die Grafen bildeten im Reichstage die wetterauische, schwäbische, fränkische und westfälische „Bank“, die Ritter den schwäbischen, fränkischen und rheinischen Kreis, die unter „Direktorien“ standen und in „Ritterorte“ (Kantone) unter „Ortsvorständen“ zerfielen. Alle sahen im Kaiser ihren unmittelbaren Oberherrn, und die Ritterschaft zahlte ihm ihre freiwilligen „Charitativsubsidien“, die einzige Reichssteuer, die dem Kaiser zu völlig freier Verfügung stand. Daher erblickte dieser in dem reichsunmittelbaren Adel eine wertvolle Stütze seiner Gewalt und schützte ihn, soweit er vermochte, gegen die fortgesetzten Versuche der Fürsten, ihn ihrer Landeshoheit zu unterwerfen, übte aber auch in diesen Gebieten noch wirkliche Hoheitsrechte aus.

Mängel des Reichsadels u. seiner Verwaltung.

Jene Versuche waren freilich an sich sehr begreiflich. Denn die größeren fürstlichen Territorien wurden durch die kleinen Herrschaften in der lästigsten Weise unterbrochen, und beständig gab es Streitigkeiten über Zölle, Gerichtshoheit, Vollstreckung von Urteilen u. dergl. mehr. Zugleich boten sie Landstreichern und Verbrechern, die sich der Justiz größerer Staaten entziehen wollten, bequemen Unterschlupf, denn die Grenze war leicht zu erreichen. Das größte Unglück für den Reichsadel, namentlich für die Ritterschaft, war ihre Verschuldung, die Folge fortgesetzter Erbteilungen und schlechter Wirtschaft, und leider auch ihr zunehmender sittlicher Verfall. Das verführerische Beispiel des französischen Hofes wirkte auch auf diese Kreise hinüber, und schon am Ende des 17. Jahrhunderts gelobten sich die Mitglieder eines ritterschaftlichen Kantons, künftighin „alles unordentlichen Lebens, als Fressen, Saufen und andrer Laster müßig zu gehen und sich fortan eines ehrbaren Lebens zu befleißigen, auch der übermäßigen Pracht bei ihren Weibern und Töchtern sich zu enthalten, endlich Treu und Glauben besser als bisher in acht zu nehmen.“ Auch Roheit und Unbändigkeit, über die einmal Kaiser Karl VI. bitter klagte, waren nicht auszurotten. Und solche Leute übten eine fast uneingeschränkte Landeshoheit aus, die um so drückender wirkte, je kleiner die Gebiete waren. Daß der Besitzer einiger Dörfer als ein nahezu unbeschränkter Herr über seinen Unterthanen schaltete, wurde auch in dieser Zeit, die doch an die Patrimonialgerichtsbarkeit und -polizei gewöhnt war, als ein Unfug empfunden. Denn eben diese Verwaltungszweige bildeten die kläglichste Seite solcher kleiner Herrschaften und gaben zu fortwährenden, meist ganz fruchtlosen Beschwerden der benachbarten Reichsstände Veranlassung. Ebenso jämmerlich war gewöhnlich der Zustand der Straßen auf ritterschaftlichem Boden, so daß unter Umständen der Verkehr auf einem großen Handelswege durch die Lässigkeit oder Böswilligkeit einiger kleiner Herren empfindlich gehemmt wurde. Besser sah es im ganzen in den gräflichen Besitzungen aus, die zuweilen an Umfang hinter kleineren Fürstentümern nicht zurückstanden. Doch hatten sie, wie auch diese letzteren, oft unter der Großmannssucht ihrer Herren zu leiden, wenn sie den ganzen Verwaltungsapparat eines bedeutenderen Staats auf kleine Verhältnisse anwandten, die mit den Beamten einer großen Gutsverwaltung ausgekommen wären. In solchen Händen war die souveräne Gewalt unter Umständen sogar „ein furchtbares Spielwerk, ein schneidend Schwert in der Hand des schwachen Kindes, zum Ernst zu wenig, zum Scherz zu viel“. Auf keinen Fall konnten in so engen und zerrissenen Grenzen die modernen staatlichen Aufgaben wirklich erfüllt werden.

Tüchtigkeit einzelner.

Und doch wäre es ungerecht, zu verkennen, daß auch in diesen Geschlechtern des Reichsadels viel Tüchtigkeit lebte. Die besten, die am schwersten unter der kläglichen Enge dieser Verhältnisse litten, strebten hinaus ins Weite und traten ein in die Dienste

eines wirklichen Staats, mit Vorliebe Österreichs, denn hier dienten sie unmittelbar ihrem Oberherrn, dem Kaiser, und sie vermittelten so eine rege Verbindung zwischen dem „Reiche“ und den habsburgischen Landen, die beiden zum Vorteile gereichte, jenem einen Abfluß für seine überschüssigen Kräfte eröffnete, diesen beständig frische deutsche Kräfte zuführte. Später gingen manche, freilich verhältnismäßig nur wenige, auch nach dem aufstrebenden Preußen. Andre wieder fanden in den geistlichen Landen nicht bloß eine auskömmliche Existenz, sondern zuweilen auch Gelegenheit zu fruchtbarer Thätigkeit. Namen wie Daun, Hohenlohe, Gagern, Stein u. a. m. beweisen doch, welche edle Kräfte dieser Reichsadel auch später noch entfalten konnte, wenn er auf den rechten Boden verpflanzt wurde.



216—218. Militärtypen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts.
Faksimile von Kupferstichen bei: Fleming, „Der vollkommene teutsche Soldat.“ Leipzig 1726.

Verwaltung der Reichsstädte im allgemeinen.

An ähnlichen oder verwandten Übelständen krankten die meisten der 51 Reichsstädte. Weitaus die Mehrzahl, namentlich fast alle schwäbischen, waren unbedeutende kleine Landstädte, die sich kümmerlich von Feldbau und zunftmäßig beschränktem Handwerk nährten; alle hatten mit wenigen Ausnahmen unter dem Dreißigjährigen Kriege schrecklich gelitten und kamen auch nachher nicht recht empor, weil die westdeutschen Gemeinden von den Franzosenkriegen schwer mitgenommen wurden und die merkantilistische Wirtschaftspolitik der größeren Fürsten ihre alten Verkehrswege mehr und mehr abschnitt. Überall besetzte eine kleine Anzahl unter sich verwandter und verschwägerter Geschlechter in jährlichem Wechsel den Rat, dessen Mitglieder die einträglichsten Ämter nach Gunst und Verwandtschaftsrücksichten verteilten und die Finanzverwaltung ohne jede Kontrolle der Bürgerschaft oft genug nachlässig und unredlich führten. Auch die Polizei und die Rechtspflege der meisten standen in schlechtem Rufe. Kam es doch selbst in Nürnberg 1716 einmal vor, daß zwei Frauen sich selbst wegen Kindesmordes anklagten, nur um den Schrecken des Zuchthauses zu entgehen, und auch wirklich hingerichtet wurden, einfach weil das Gericht es nicht für nötig gehalten hatte, nach der Leiche forschen zu lassen, obwohl beide noch auf dem Schafott ihre Selbstanklage widerriefen. In demselben Nürnberg wurden in vierzig Jahren,

1697—1737, nicht weniger als 103 Todesurteile vollstreckt. In kirchlicher Beziehung herrschte in den meisten Reichsstädten herbe Ausschließlichkeit. Köln versagte den ziemlich zahlreichen Protestanten alle bürgerlichen Rechte und gestattete ihnen den Gottesdienst nur auf einem Rheinschiffe. In Frankfurt a. M. dagegen genossen Lutheraner, Reformierte und Katholiken gleiche Rechte, und die zahlreiche Judenschaft lebte zwar abgeschlossen in ihrer engen Judengasse, wurde aber sonst nicht weiter belästigt. Auch die evangelische Bürgerschaft von Regensburg vertrug sich mit den in ihren Mauern hausenden katholischen Stiftern ganz gut. Die Wehrkraft dieser einst so tapferen Städte war, wenige Ausnahmen abgerechnet, kläglich verfallen, denn auch die bedeutenderen hatten die Mittel nicht mehr, um ihre Festungswerke nach moderner



219—221. Militärtypen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts.
Faksimile von Kupferstichen bei: Fleming, „Der vollkommene teutsche Soldat." Leipzig 1726.

Weise umzubauen, und behalfen sich im Frieden mit ein paar gewöhnlich halbinvaliden Söldnern, den allmählich sprichwörtlich gewordenen „Stadtsoldaten"; zum Reichsheere aber pflegten sie, wie die kleinen Herren im Südwesten auch, Landstreicher und Sträflinge zu stellen, deren man sich auf diese Weise am bequemsten entledigte. In den Bürgerschaften selbst erhielten wohl die Schützenvereine und „Schießen" noch eine gewisse Waffenübung, aber sie war zum Spiel geworden und militärisch wertlos. So wurde der früher so ehrenvolle Namen der „Spießbürger" zum Gespött.

Wirtschaftlicher Verfall.

Von den süddeutschen Städten übertrafen Nürnberg, Ulm, Augsburg, Frankfurt a. M. die übrigen durch ihre Größe wie durch ihr ansehnliches Gebiet, im Norden ragten Köln, Bremen, Lübeck, Hamburg (das allerdings nicht eigentlich Reichsstadt war) hervor. Aber wenige von ihnen entgingen dem wirtschaftlichen Verfall, von den süddeutschen fast nur Frankfurt als Meßstadt von einer nahezu europäischen Bedeutung, als Mittelpunkt des deutschen Buchhandels bis ins 18. Jahrhundert hinein und als Wahlstadt, seit 1711 auch Krönungsstadt der Kaiser. Die niederdeutschen Seestädte ersetzten, was ihnen die Wirtschaftspolitik ihrer fürstlichen Nachbarn abschnitt, durch einen bald mächtig aufblühenden überseeischen Verkehr (s. unten). Aber in Nürnberg klagten die Kaufleute 1730 über den Verfall der „Kommerzien", die Armut der Hand-

werksleute und zeigten Lust auszuwandern; im „heiligen Köln" war der Eigenhandel zur Krämerei herabgesunken, der Rheinverkehr lag fast ganz in fremden Händen, das Handwerk arbeitete nur noch für die Stadt und die unmittelbare Nachbarschaft. Regensburg lebte fast nur vom Reichstage, wie Wetzlar vom Reichskammergericht.

Verfassung.

Die Verfassung auch der größeren Reichsstädte war der Erstarrung fast überall verfallen; nur wenige bildeten sie zeitgemäß um. In Nürnberg erhielt der Rat 1696 von Kaiser Leopold I. das Privilegium, die aussterbenden zwanzig Geschlechter, aus denen er sich ergänzte, durch Zuwahl zu ersetzen, so daß dem Vetternschaftswesen vollends Thür und Thor geöffnet wurden (vgl. Bd. V, S. 145). In Köln wurde nach einem letzten Aufstande der Zünfte („Gaffeln") 1680 die nur scheinbar demokratische, thatsächlich aristokratische Verfassung von 1396 durch kaiserlichen Machtspruch von 1688 einfach wiederhergestellt; aber die alten Geschlechter waren alle ausgestorben; der Rat ergänzte sich auch hier selbst, regierte ganz nach Belieben und nahm auf die 44 „Gaffelherren" (Vertreter der Zünfte) weiter keine Rücksicht. Dagegen kam in Frankfurt nach heftigen Verfassungskämpfen unter kaiserlicher Vermittelung 1725 durch Vertrag eine neue Verfassung zustande, nach der sich der Rat aus drei „Bänken" zusammensetzte, der Schöffenbank mit dem auf Lebenszeit gewählten Reichsschultheißen, dem eigentlichen Oberhaupte der Stadt, der „Bank des Rats", d. h. der alten Gemeinde (der Geschlechter) mit den beiden jährlich wechselnden Bürgermeistern, und der „Zunftbank" der Handwerker. Auch Hamburg kam nach langem, durch kirchliche Verhetzung noch mehr vergiftetem Streit durch die Rezesse von 1710 und 1712 zur Neugestaltung seiner Verfassung.

Besonders eigentümliche Verhältnisse herrschten in den beiden Reichsstädten, die den Reichstag und das Reichskammergericht beherbergten. Regensburg war beinahe ein Abbild des Reichs im kleinen. Obwohl wesentlich protestantisch, umschloß es doch in seinen alten Mauern die Sitze von vier unmittelbaren, also von der städtischen Behörde ganz unabhängigen Reichsständen, nämlich des Bischofs, des Fürstabts von S. Emmeran, der beiden adligen Fräuleinstifter Nieder- und Obermünster; außerdem residierte hier der Reichsoberpostmeister, der Fürst von Thurn und Taxis, und zahlreiche auswärtige Bistümer hatten hier ihre „Höfe". Jedes dieser kleinen Gemeinwesen lebte sein eignes Leben, und jedes war in höchstem Maße eifersüchtig auf seine Würde, was die gesellschaftlichen Beziehungen nicht erleichterte. Über allem stand der Reichstag. Unter Leitung des kaiserlichen Prinzipalkommissarius, gewöhnlich eines Bischofs oder eines andern Reichsfürsten, bestand er thatsächlich nur aus etwa 30 Gesandten, die über 300 Reichsstände vertraten. Das Gesamtpersonal belief sich auf etwa 600 Menschen, einschließlich 50 Mann Reichstagsgarden. Sie hausten meist in der „Gesandtengasse", deren Häuser noch vielfach ihre Wappen zeigen. Die Honneurs machte ihnen gewissermaßen der Fürst von Thurn und Taxis. Assembleen, Theater, Bälle, Konzerte, Gastmähler, Pferderennen, Schlittenpartien bot er den Herren freigebig im bunten Wechsel.

Wetzlar, der Sitz des Reichskammergerichts seit 1692, war eine Landstadt von kaum 5000 Einwohnern mit einem Gebiet von kaum einer Quadratmeile, ohne Patriziat, ohne Handel und Gewerbe, umgeben von den stolzen Burgen des reichsunmittelbaren Adels, die jede Höhe des schönen Lahnthals besetzt hatten, und stand, obwohl reichsfrei, doch unter landgräflich hessischem Vogteirecht, weshalb auch zum Ärger der Bürgerschaft eine kleine hessische Besatzung in der Stadt lag. Den Ton gab natürlich das Reichskammergericht an unter dem Kammerrichter und zwei Präsidenten, stolzen Herren vom höchsten Reichsadel. Alles in allem bildete das Gericht mit seiner Dienerschaft, den Praktikanten, Anwälten u. dgl., eine Masse von 900 Menschen, in ihren obersten Schichten eine höchst exklusive Gesellschaft, die mit der Bürgerschaft gar nicht verkehrte, und ein ameisenartiges Gewimmel erfüllte die steilen, engen, schmutzigen Gassen der alten Stadt.

Geist der süd- und westdeutschen Bevölkerung.

In einem so fest in sich geschlossenen und nach außen so abgeschlossenen Kreise, wie ihn eine deutsche Reichsstadt darstellte, entwickelte sich gewiß unendlich viel Eigensinn, Rechthaberei und Beschränktheit, aber unter günstigen Verhältnissen immer noch ein achtungswerter Bürgersinn, wie ihn etwa Goethes Großvater, Johann Wolfgang Textor, der Reichsschultheiß von Frankfurt, in seinem patrizischen Stolze, seinem lebendigen Stadtpatriotismus, seinem energischen Willen und seiner strengen Ehrenhaftigkeit vertritt. Wenn der Enkel in sein burgartiges Haus eintrat, da hatte er den Eindruck einer unerschütterlichen Festigkeit und Gediegenheit.

Eines freilich konnte alle persönliche Tüchtigkeit einzelner weder den Reichsständen noch den Unterthanen der Kleinherrschaften und der geistlichen Fürstentümer ersetzen, den Mangel einer wirklichen Staatsgesinnung. Kaiser und Reich standen viel zu weit ab, waren auch viel zu kraftlos, als daß sich für sie eine kräftige Empfindung hätte bilden können, und der enge, wunderliche Bau des kleinen Gemeinwesens, das den einzelnen zunächst umgab, hatte in den allerwenigsten Fällen etwas Ehrwürdiges oder Erhebendes, das zur Hingabe aufgefordert hätte. So waren die damaligen Deutschen im ganzen Süden und Westen ein staatloses Geschlecht. Aber von partikularistischer Abgeschlossenheit in der Gesinnung und im Verkehr war doch auch wieder keine Rede; unbefangen verkehrte der Reichsstädter mit den fürstlichen Unterthanen, und die geringen Ansprüche, die ein kleines Territorium dieser Art an die politischen Leistungen des einzelnen machte, begünstigte eine erstaunliche Freiheit in der Entfaltung der Persönlichkeit. Auf diesem Boden ist unsre klassische Litteratur erwachsen.

Österreich unter den letzten Habsburgern.

Österreich als Ganzes.

Seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts war die Ländermasse des habsburgischen Hauses eines der größten Reiche, die es in Europa gab. Vom Bodensee bis an die siebenbürgischen Alpen, vom Adriatischen Meere bis an die untere Oder erstreckte sich das zusammenhängende Herrschaftsgebiet des stolzen Geschlechts, und weit darüber hinaus gehorchten ihm noch die vorderösterreichischen Lande im südlichen Schwaben und Belgien auf der einen, Mailand, Neapel und Sardinien auf der andern Seite. Es war ein Reich, das weit über die deutschen Grenzen hinausragte und tief nach Ost-, West- und Südeuropa hineingriff, ein Völkerreich, das etwas von dem mittelalterlichen deutsch-römischen Weltreiche an sich hatte und dessen Oberhaupt mit der römisch-deutschen Kaiserkrone eine, wenn auch schattenhaft gewordene, so doch noch immer nicht wertlose Oberhoheit über ganz Deutschland ausübte. Aber einen Staat bildete diese gewaltige Ländermasse nicht. Belgien und die spanisch-italienischen Lande standen ganz für sich. Nur die Oberbehörden befanden sich in Wien, für Belgien eine belgische Kanzlei, für Italien der spanische Rat, denn Karl VI., der es niemals verwinden konnte, daß er die spanische Krone verloren hatte, ließ sich durch seine einseitige Vorliebe für alles Spanische zu dem folgenschweren Mißgriffe verleiten, die Verwaltung jener neu erworbenen Lande ganz auf dem alten spanischen Fuße zu belassen, so daß die Italiener den ganzen tiefgewurzelten Haß gegen die spanische Herrschaft auf die neue Regierung übertrugen, und diese niemals Wurzeln schlug, was den raschen Verlust von Neapel und Sizilien wesentlich herbeiführte (s. oben S. 256). Für die deutschen Erblande und Ungarn kam allmählich schon unter Leopold I. im Sprachgebrauche, nicht amtlich, der zusammenfassende Name Österreich auf, und bald sprach man von einem österreichischen Heere und einer österreichischen Politik; aber staatsrechtlich konnte von einer solchen Einheit auch nur der zum Deutschen Reiche gehörigen Lande, geschweige von dem erst eroberten Ungarn, noch gar keine Rede sein. Auch nach Leopold I. behauptete Österreich sein föderativ-ständisches Wesen. Die drei Ländergruppen hingen nur durch das Herrscherhaus, einige Oberbehörden, bis zu einem gewissen Grade das Heerwesen und die auswärtige Politik zusammen (s. Bd. VI, S. 720). Ein Gesamtbewußtsein bildete sich erst allmählich besonders durch die ruhmvollen Türkenkriege; doch war es noch bei weitem zu schwach, um der althergebrachten, vor allem durch die Stände vertretenen und verbürgten inneren Selbständigkeit der Kronlande entgegenzuwirken. Noch Karl VI. beschwor „mit aufgereckten Fingern“ die

Landesverfassungen, ließ sich 1712 in Ungarn, 1723 auch in Böhmen krönen, und begnügte sich damit, in Ungarn 1723—24 eine königliche Statthalterei als oberste Regierungsbehörde und die Septemviraltafel unter dem Vorsitze des Palatin (s. Bd. VI, S. 720) als oberstes Reichsgericht einzusetzen. Eine staatsrechtliche Veränderung vollzog er nur in Böhmen, indem er das bis dahin der Krone Böhmen nur verpfändete Egerland ihr ganz einverleibte.

Fürstliche und ständische Macht.

Im übrigen bemühte er sich allerdings, die Macht der Stände als Gesamtkörperschaften zurückzudrängen. Gesetzgebung, Münzrecht, Zölle, Auswärtiges galten jetzt als landesherrliche Vorrechte; den Ständen blieb nur eine beratende Stimme in der Steuergesetzgebung und die Bewilligung des fürstlichen Steuerpostulats. Seit 1715 wurde der Betrag immer auf zehn Jahre festgelegt, und nur die Jahresquote alljährlich bestimmt. Die Stände setzten dieser Steigerung fürstlicher Machtvollkommenheit kaum Widerstand entgegen. Jeder Stand dachte nur an sich selbst, suchte die Lasten möglichst von sich abzuwälzen und die Höhe seines wirklichen Einkommens thunlichst zu verheimlichen. Ein starkes Selbstbewußtsein hatten sie so wenig, daß sie nicht einmal die Gelegenheit, die Bewilligung der Pragmatischen Sanktion (1720) an die Sicherung ihrer Rechte zu knüpfen, benützten, vielmehr bei jeder Gelegenheit in unterthänigster Devotion erstarben. Als Karl VI. 1711 dem Bruder folgte, meinten die „treu gehorsamsten Stände“ von Niederösterreich „den Gipfel des Glücks erstiegen zu haben, daß sie sich zu Kaiserl. Majestät Füßen legen dürften“. Selbst der stolze schlesische „Fürstentag“ in seinen drei Kurien der Fürsten und Freiherren, der Ritterschaft mit der Stadt Breslau und der Städte, machte davon keine Ausnahme, sondern ließ es sich sogar gefallen, daß ihm der Kaiser zum Vorsitzenden den Präsidenten seines Oberamts gab und ihm jeden selbständigen Antrag kurzweg verbot. Daher sank auch die Geltung dieser Stände in der öffentlichen Meinung, soweit es eine solche gab, immer tiefer, denn sie vertraten niemals die Gesamtheit, sondern nur die Interessen einer selbstsüchtigen herrschenden Kaste.

Ständische Verwaltung.

Dagegen erhielt sich die ständische Landesverwaltung fast ungebrochen. Ein landesherrliches Beamtentum gab es auch unter Karl VI. nur in den höchsten Stellen (s. Bd. VI, S. 719); im übrigen schalteten ständische, gutsherrliche und städtische Behörden. Beschränkt in ihrer Selbständigkeit wurden nur die städtischen Magistrate. Die städtische Vermögensverwaltung wurde 1726 landesherrlichen „Wirtschaftsdirektoren“ zugewiesen, und seit 1734 durften nur Rechtsgelehrte in den Rat eintreten. In allen hohen Ämtern (auch in den kirchlichen) behauptete der hohe Adel fast das Alleinrecht; er schied sich immer schärfer von dem niederen Adel, der in Böhmen und Mähren fast ganz verschwunden war. Bürger und Bauern bildeten eine unterthänige Masse; für eine wirkliche Besserung in der Lage des Landvolkes sorgte Karl VI. nur durch seine Patente von 1717 und 1738.

Finanzen.

Bei einer solchen Verwaltung war eine strenge Einheit des Finanzwesens, wie sie in Preußen durchgeführt wurde, gar nicht möglich. An eine gerechtere Verteilung der Steuerlasten dachte niemand; die schlesische Grundsteuer beruhte z. B. auf einer flüchtigen Einschätzung von 1527; erst 1720 wurde mit einer neuen begonnen, aber ehe sie zu Ende geführt war, brach die österreichische Herrschaft dort zusammen, und die 1715 geplante Einführung einer Generalaccise scheiterte an der Unmöglichkeit, sie auf dem platten Lande zur Anwendung zu bringen. Daher erschien denn auch den Schlesiern eine jährliche Steuerleistung von etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen Thalern bei einer Bevölkerung von $1\frac{1}{2}$ Millionen unerschwinglich. Dazu galten die Finanzbeamten durchweg für unzuverlässig und bestechlich, was freilich seinen guten Grund darin hatte, daß die Leute noch die Gehaltssätze des 16. Jahrhunderts bezogen. Eine

Übersicht aber über die Einnahmen wurde schon dadurch aufs äußerste erschwert, daß es ungefähr zwanzig verschiedene Staatskassen gab. Die jährlichen Einkünfte (ohne Belgien und Mailand) beliefen sich unter Karl VI. nominell auf etwa 30 Millionen Gulden, davon aber beanspruchten die 25000 Beamten der Hofkammer allein gegen 5 Millionen, und am Hofe herrschte eine geradezu unsinnige Verschwendung.

Heerwesen.

Kräftiger griff die landesherrliche Gewalt im Heerwesen durch. Unter dem Drucke der Türkennot war Leopold I. zu einem stehenden Heere übergegangen. Es wurde, ähnlich wie in Preußen, teils aus fremden Söldnern gebildet, die von kaiserlichen Offizieren draußen im Reiche geworben wurden, wo jedes kaiserliche Regiment herkömmlich seinen festen Bezirk hatte, teils aus einheimischen Rekruten, die von den Ständen zu stellen waren. Ebenso lag den Ständen die Sorge für Ausrüstung, Besoldung und Verpflegung unmittelbar ob, wiewohl dies oft zu den größten Unregelmäßigkeiten und Übelständen führte. Bei der Besetzung der Offiziersstellen herrschte lange Zeit ein unvernünftiges Protektionswesen, das jungen hochadligen Herren oft schon im Knabenalter ansehnliche Posten verschaffte. Prinz Eugen bekämpfte dies aufs entschiedenste, setzte ein Verbot des üblichen Stellenkaufs durch und drang auf strenge Disziplin. Verhältnismäßig sehr spät, erst unter Karl VI., erhielten die Truppen allgemein Uniform, 1729 die Reiterei, 1734 die Grenadiere, 1737 auch die übrige Infanterie, und zwar fast durchweg in Weiß. Die beste Truppe war die Reiterei, zahlreich, mit kleinen, aber sehr ausdauernden und schnellen Pferden beritten und geübt, den Gegner nach „Husarenweise“ im vollen Galopp anzufallen, was damals anderwärts höchstens die leichte Kavallerie that. Das Fußvolk hatte weniger Offiziere als das preußische, führte noch den hölzernen Ladestock, der im Gefecht leicht zerbrach und dann den Mann wehrlos machte, feuerte ziemlich langsam und verringerte die Wirkung noch dadurch, daß es in vier Gliedern stand, was für den Ansturm oder die Verteidigung mit der blanken Waffe, wie sie in den Türkenkriegen häufig vorkamen, allerdings günstig war.



222. Österreichische Infanterieuniform um 1710.
Oberstwachtmeister und Musketier vom Regimente Hoch- und Deutschmeister (nach Treuinfests „Geschichte des Regiments“).

Die Gesamtzahl des Heeres betrug im Kriegsfalle unter Leopold I. etwa 100000 Mann, unter Joseph I. 130000 Mann, unter Karl VI. 1734 sogar 153000 (davon etwa ein Viertel Reiterei, Kürassiere, Dragoner und Husaren); der Friedensstand aber belief sich damals auf nicht mehr als 60000 Mann. Unter Umständen konnte die Armee, wenigstens in Ungarn, noch durch das allgemeine Aufgebot des Adels (insurrectio) verstärkt werden, doch waren diese Scharen militärisch zu wenig geübt und organisiert, um in der Schlacht ernsthaft in Betracht zu kommen.

Ansätze zu einer Volkswirtschaftspolitik.

Das ständisch-föderative Wesen Österreichs, das selbst in der Heeresverwaltung noch zum Vorschein kam, widerstrebte auch jeder durchgreifenden, einheitlichen Volkswirtschaftspolitik. Da Österreich noch kein Staat war, konnte es auch eine Staatswirtschaft, wie Frankreich, Preußen und andre Länder sie besaßen, noch nicht haben. Auch die aristokratische Geringschätzung der vornehmen Herren, die das Reich regierten, gegen jede eigentlich wirtschaftliche Thätigkeit war ein Hemmschuh. Versicherten doch die Minister Leopold I., daß Sorgen um wirtschaftliche Dinge mit seiner „Dignität und Grandeur nicht convenabel und darzu sehr verdrießlich und schwer seien". Was zunächst von der Regierung geschah, beschränkte sich also auf einzelne willkürliche Eingriffe in den natürlichen Gang der Dinge durch Preistaxen, Privilegien für einzelne Gewerbtreibende, Errichtung von Fideikommissen für adligen Grundbesitz u. dgl. Unter jene Privilegien zählte als das wichtigste das Tabaksmonopol, das zuerst 1670 für Oberösterreich dem Landjägermeister Graf Christoph Khevenhüller, später an andre Unternehmer verpachtet und allmählich über alle deutschen Kronländer ausgedehnt wurde. Den Reingewinn veranschlagte man 1726 auf 350000 Gulden. Erst einige rührige Deutsche aus dem „Reiche" brachten etwas frischeres Leben in dies stockende Dasein. Der unruhige, aber gedankenreiche Johann Joachim Becher aus Speier (s. oben S. 308) war 1666—78 Rat am Kommerzkollegium in Wien; als er verschuldet flüchten mußte, übernahm sein Schwager Phil. Wilhelm von Hörnigk (Horneck), ein Rheinländer, die Fortsetzung seines Werkes, und um dieselbe Zeit (1674) war bereits der Salzburger Freiherr Wilhelm von Schröder in kaiserliche Dienste getreten. Alle drei waren eifrige Merkantilisten, Hörnigk sogar ein strenger Absolutist, und sie alle sahen in Ludwig XIV. und Colbert ihre Vorbilder. Hörnigk entwickelte in dem merkwürdigen Buche: „Österreich über alles, wenn es nur will" (1684) eine sehr hoffnungsvolle Ansicht von den natürlichen Hilfsquellen des Reiches, dem bis jetzt nur die Verwertung gefehlt habe, und Schröder gab in seinem Hauptwerke: „Fürstliche Schatz- und Rentkammer" (1686), das er Leopold I. widmete, ein jahrzehntelang hochgeschätztes Handbuch. Auch einige praktische Erfolge ihrer Lehren traten schon unter Leopold hervor. Nachdem schon früher (um 1666) in Wien ein „Kommerzkollegium" zur Förderung des Handels gegründet worden war, rief Schröder in Wien das „Manufakturenhaus" ins Leben, das freilich die Türkenbelagerung nicht überdauerte.

Gundakar von Starhemberg.

Aber ein frischerer Zug wurde erst fühlbar, als einer der leitenden Staatsmänner sich dieser neuen Gedanken bemächtigte. Das war Gundakar Thomas Graf von Starhemberg, der jüngere Halbbruder des tapferen Verteidigers von Wien (geb. 1663), der vom Kaiser 1703 zum Präsidenten der Hofkammer ernannt wurde und dies Amt bis 1745 behauptete, ein vielseitig gebildeter, streng rechtlicher, charakterfester Herr. Schon im Jahre 1705 veranlaßte er die Begründung der Wiener Stadtbank, die unter seiner sachverständigen, umsichtigen Leitung bald zu großer Bedeutung gelangte und in den Nöten des Spanischen Erbfolgekrieges der Regierung wertvolle Dienste leistete. Der Straßenbau wurde soweit gefördert, daß Wien mit Linz und mit Triest (über den Semmering) durch gute Fahrstraßen verbunden war, und die

Reichsstraße nach Prag wurde wenigstens begonnen. Eine andre wichtige Linie, die sogenannte Karlsstraße, verband seit 1716 Innerösterreich mit dem kroatischen Küstenlande, Siebenbürgen und der Walachei. Für die Post freilich geschah lange sehr wenig. Erst 1720 nahm die Regierung die Post, die bis dahin dem erblichen Reichsoberpostamte (erst der Fürsten von Thurn und Taxis, später der Freiherren von Paar) zugestanden hatte, in eigne Verwaltung und begründete allmählich die sechs Hauptpostämter von Ofen, Prag, Brünn, Graz, Linz, Innsbruck und das Generaloberhofpostamt in Wien. Aber noch 1740 hatte Mähren nur zwölf, das entlegene, viel größere Schlesien gar nur vier Poststationen. In Ungarn sicherte trotzdem die Bauernpost, die von den Bauern von Station zu Station mit Vorspannpferden versehen werden mußte, einen verhältnismäßig sehr schnellen Verkehr. Auch dem Seehandel begann sich jetzt der Blick zuzuwenden. Im Jahre 1719 entstand die Orientalische Kompanie, die eine schon 1671 begründete, aber bald verkümmerte levantinische Kompanie in erweiterter Form aufnahm und fortführte. Sie nahm ihren Sitz im belgischen Ostende und traf Anstalten, sich in Ostindien festzusetzen. Aber das einheimische Kapital unterstützte sie noch zu wenig, bald arbeitete sie mit Verlust, und schließlich zwang die neidische Eifersucht der verbündeten Seemächte den Kaiser, 1731 sie wieder aufzulösen. Dagegen gelang es, die Alleinherrschaft des alternden Venedig auf dem Adriatischen Meere zu durchbrechen. Triest und Fiume wurden 1725 zu Freihäfen erklärt, und schon früher war der Plan zur Herstellung einer Kriegsflotte gefaßt worden, die zuerst 1725 zum Verdrusse der Engländer die kaiserliche Flagge auf der Adria zeigte und 1734 bereits drei Linienschiffe und neun andre Fahrzeuge mit 500 Geschützen zählte. Daneben suchte man durch Einfuhrverbote oder hohe Eingangszölle das einheimische Gewerbe zu schützen. So wurde 1709 die Einfuhr fremder Spiegel, 1719 auch von Salz, Quecksilber, Glas u. a. m. verboten.

Urbarmachungen u. Kolonisation im Osten.

Am unmittelbarsten und wirksamsten griff die Volkswirtschaftspolitik der Regierung in manchen jener Gegenden ein, die erst seit 1699 oder 1718 der türkischen Herrschaft entrissen worden waren, denn diese boten ein Bild der äußersten Verwahrlosung und Verwilderung. Die Grenzlandschaften zwischen Save und Drau, Slawonien und Syrmien, waren durch den zweihundertjährigen, fast ununterbrochenen Grenzkrieg beinahe menschenleere, mit ungeheuren Waldungen und Sümpfen bedeckte Wildnisse geworden. Die dürftigen Reste der Bevölkerung kämpften hier wieder mit den Raubtieren um die Herrschaft über den Boden, und waren aller friedlichen Thätigkeit so völlig entwöhnt, daß sie am liebsten vom gegenseitigen Raube lebten; die meisten Stellen, wo Ortschaften gestanden hatten, bezeichneten jetzt Schutthaufen. Man zählte in Slawonien durchschnittlich damals 200, in Syrmien gar nur 169 Einwohner auf die Quadratmeile. Nicht besser sah es in dem erst 1718 gewonnenen Banate aus. Von den vorher hier vorhandenen Ortschaften waren 104 völlig verlassen, 51 nur teilweise bewohnt, und diese dürftige Bevölkerung war wirtschaftlich und sittlich verkommen. Der größte Teil des an sich üppig fruchtbaren Bodens lag brach, „die Ebenen boten das Bild eines stillen, weiten Meeres dar“. An Fruchtbäumen war fast nichts vorhanden, man zog nur Pflaumenbäume und Schlehen der Schnapsgewinnung halber, und fieberhauchende Sümpfe, von zahllosen Schwärmen stechender Insekten umschwärmt, bedeckten weite Flächen. Jämmerlich war auch die Lage des rumänischen Landvolks in Siebenbürgen, der größten Masse der dortigen Bevölkerung. Seit Jahrhunderten geknechtet von den herrschenden Magyaren und Szeklern, leibeigen und von allen politischen Rechten ausgeschlossen, zeigten die Rumänen alle Merkmale langer Sklaverei, stumpfe Trägheit, kriechende Unterwürfigkeit, heimtückische Falschheit, und

die Masse ihrer Geistlichen, die aus diesem Volke hervorging, war ebenso roh wie dies selber; die meisten konnten nur notdürftig lesen, wenige schreiben und fast alle waren dem Trunke ergeben.

Da hat nun die österreichische Regierung wenigstens hier und da einen kräftigen Anfang zur Besserung gemacht. In Syrmien und Slawonien siedelte sie schon 1690 Tausende von Serben und Albanesen an, die dem Lande wenigstens etwas aufhalfen (s. Bd. VI, S. 763); sie erweiterte die alte Militärgrenze (a. a. O. S. 125 f.) 1702 noch durch drei Bezirke, die slawonische, theißer und marmaroser Grenze, und nahm damit die Bevölkerung unter eine heilsame militärische Zucht. Das Größte aber leistete sie im Banat. Unmittelbar nach dem Frieden von Passarowitz (1718) übernahm Graf Claudius Florimund von Mercy, ein Lothringer (geb. 1666), der als General wacker an der Eroberung des Landstrichs mitgewirkt hatte, als Generalkommandant die Verwaltung des verödeten Gebiets und leitete sie mit kurzer Unterbrechung bis 1734. Aus Deutschland, Spanien und Italien zog er Kolonisten heran, ließ Straßen anlegen, stellte den schiffbaren Begakanal her, um das Sumpfland zu entwässern und dem Holz der riesigen Waldungen einen bequemen Transportweg zu schaffen, veranstaltete Anpflanzungen von Obst- und Maulbeerbäumen, begründete den Weinbau, legte bei Temesvár eine neue Vorstadt für den Gewerbebetrieb an, die noch jetzt „Fabrik" heißt, und schützte zugleich das Land durch Neubefestigung der Hauptstadt, von Orsova, Mehadia, Pancsova u. a. m. Der Wiederausbruch des Türkenkrieges 1736 gefährdete nur für kurze Zeit seine Schöpfung, und was Karls VI. Regierung unvollendet hinterlassen mußte, das führte später Maria Theresia glänzend durch.

Auch für das österreichische Serbien geschah manches. Die Festungen wurden in stand gesetzt, deutsche Ansiedler ins Land gerufen. Den früher auf ungarischem Gebiet angesiedelten Serben bestätigte Joseph I. 1706, Karl VI. im Jahre 1713 ihre Privilegien. Aber da dieser für die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion auf den guten Willen des ungarischen Reichstages angewiesen war und die Magyaren mit Eifersucht auf die Selbstverwaltung der Serben sahen, so hob der Kaiser 1722 diese in der Theiß- und Marmarosgrenze auf. Der serbisch-ungarische Nationalkongreß legte dagegen 1730 Verwahrung ein, und die Unzufriedenen traten mit Joseph Rákóczy in Verbindung. Die wachsende Unzufriedenheit äußerte sich schließlich im Jahre 1735 in einem Bauernaufstande zwischen Theiß und Marosch, der erst 1736 niedergeworfen wurde, und obwohl er mindestens ebenso sehr durch gutsherrliche Bedrückungen als durch politische Gründe hervorgerufen war — denn auch Magyaren nahmen daran teil — so blieb doch eine tiefe Verstimmung zurück.

Die römische Kirche und die Protestanten.

Was dem weitläufigen Staatsbau der Habsburger an politischem und nationalem Zusammenhange abging, das versuchten sie von jeher durch die Unterstützung der römisch-katholischen Kirche zu ersetzen, deren einheitliche Organisation und straffe Zucht ihnen als der beste Bundesgenosse erschienen und die sie doch durch das landesherrliche Placet für päpstliche Bullen in einer gewissen Abhängigkeit von der Staatsgewalt hielten. Sie hatten daher in ihren deutschen Ländern den Protestantismus mit allen Gewaltmitteln so unterdrückt, daß er außer in Schlesien nirgends mehr ein rechtliches Dasein genoß, und sie fuhren darin noch immer fort, wo sich Gelegenheit bot. Noch 1731, zu derselben Zeit, als im benachbarten Salzburgischen der Erzbischof Leopold Anton seine protestantischen Unterthanen austrieb (s. oben S. 281), erhob sich auch gegen die noch immer zahlreichen Evangelischen der österreichischen Alpenlande eine harte Verfolgung, und zu Tausenden wurden sie gezwungen, nach Siebenbürgen überzusiedeln, was sich noch unter Maria Theresia mehrmals wiederholte. In

Schlesien hatte der Westfälische Friede den Bestand der Protestanten einigermaßen gesichert (s. Bd. VI, S. 164); aber unermüdlich fuhr die kaiserliche Regierung fort, ihnen unter irgendwelchen Rechtsvorwänden ihre Kirchen zu entziehen, und als auch die letzten drei piastischen Herzogtümer 1675 an den Kaiser gefallen waren, da war sie auch hier in derselben Weise vorgegangen, bis Karl XII. (1707) diesen Bedrückungen ein Ziel setzte, als die Lage der Evangelischen fast unerträglich geworden war (s. S. 200). Seit 1675 waren ihnen in den drei Piastenlanden 108 Kirchen entzogen worden, außerdem noch 18 in Münsterberg-Öls und im Breslauer Landbezirk. So gab es damals weite Landstriche, die fast ausschließlich von Evangelischen bevölkert waren, wo aber sämtliche Kirchen den Katholiken gehörten. Die Pfarrer hatten wohl reiche Pfründen, bezogen auch die Zehnten und Stolgebühren von den evangelischen Einwohnern, besaßen aber keine Gemeinden. Meilenweit mußten oft die Protestanten gehen, um einen Geistlichen, ein Gotteshaus ihres Glaubens zu finden. Es kam deshalb vor, daß Kinder vor der Taufe starben, Sterbende ohne religiöse Tröstung verschieden. Aber selbst die Erlangung des Bürgerrechts, die Bekleidung öffentlicher Ämter sogar in wesentlich evangelischen Städten wurde an das katholische Bekenntnis geknüpft. Aber auch nach 1707 blieb die Lage der schlesischen Protestanten gedrückt. Die katholischen Feiertage galten auch für sie, zum Magistrat hatten sie nur in Breslau Zutritt, und die katholischen Pfarrer bezogen auch jetzt ihre Stolgebühren. Das Ergebnis der Reaktion war also dies, daß ganz Mittel- und Niederschlesien überwiegend protestantisch geblieben, dagegen Oberschlesien und die Grafschaft Glatz ausschließlich katholisch geworden waren. Als Siegeszeichen erhob sich inmitten des schönen Glatzer Landes seit 1698 die prunkvolle Wallfahrtskirche zu Mariä Heimsuchung in Albendorf. — Niemals war überhaupt in Österreich die katholische Kirche glänzender ausgestattet als im Anfange des 18. Jahrhunderts. In allen Kronlanden war sie die größte Grundbesitzerin, die Geistlichkeit bildete den ersten Stand auf den Landtagen, und bis 1769 vermehrte sich die Zahl ihrer Klöster auf 2163. Die alten großen mächtigen Stifter wie Klosterneuburg, Melk, Göttweih, Kremsmünster u. a. m. führten damals ihre Gebäude in reichster Weise neu auf.

Geistliches Unterrichtswesen in Österreich.

Das mächtigste Werkzeug, um die Gemüter völlig an die alte Kirche zu fesseln, war auch hier der Jesuitenorden (s. Bd. VI, S. 722). In allen wichtigen Punkten der Erblande, in Wien, Graz, Innsbruck, Brünn, Olmütz, Prag, Breslau u. s. f., besaß die Gesellschaft Jesu ihre Niederlassungen, und die Erziehung der höheren Stände beherrschte sie fast ausschließlich. Zu den Universitäten, die sie schon seit dem 16. oder 17. Jahrhundert begründet hatte oder beherrschte (Olmütz 1581, Graz 1586, Prag 1622, Linz 1636, Innsbruck 1672), trat noch (1695) 1702 die glänzend ausgestattete Hochschule in Breslau, wo Leopold I. den Jesuiten bereits 1670 für ihr blühendes Kollegium, das unmittelbar vor der Eröffnung der Universität 896 Schüler zählte, die kaiserliche Burg an der Oder eingeräumt hatte. Um den Volksunterricht kümmerten sich die Jesuiten auch hier nicht; er war deshalb meist in jämmerlichem Zustande und wurde von den Kindern gebildeter Familien überhaupt nicht benützt. Erst die von dem Spanier Joseph Calasanza (gest. 1648) zuerst in Rom gegründete Genossenschaft für die frommen Schulen (piarum scholarum), die Piaristen, nahm sich auch in Österreich des Volksunterrichts kräftiger an. Der Staat that dafür noch so gut wie nichts. Erst unter Karl VI. begann er sich wenigstens um den höheren Unterricht etwas zu bekümmern. Er strebte seit 1720, übrigens vergeblich, die Jesuitenhochschule in Graz zu einer vollständigen Universität von vier Fakultäten zu machen und übte 1735 an dem Unterrichtswesen des Ordens eine scharfe, freilich auch nicht sehr wirksame Kritik.

Unterrichtswesen in Ungarn.

In den Ländern der **ungarischen Krone** hatten die Habsburger bis zur Unterdrückung der Magnatenverschwörung gelegentlich dieselben Mittel zur Schwächung und Ausrottung des Protestantismus angewendet, wie in den Erblanden; erst seit dem Ödenburger Reichstage von 1681 und für Siebenbürgen seit dem Decretum Leopoldinum 1691 hatten die nicht römisch-katholischen Glaubensgenossenschaften festen Rechtsboden unter den Füßen (s. Bd. VI, S. 748, 763). Seitdem mußte sich der katholische Bekehrungseifer im ganzen auf friedliche Mittel beschränken, aber diese wandte er mit solchem Eifer und Nachdruck an, daß der ungarische Adel ganz überwiegend wieder zum Katholizismus zurückkehrte. Das meiste leisteten auch hier die **Jesuiten**. In Tyrnau, ihrem ungarischen Hauptsitze (s. Bd. VI, S. 722), besaßen sie ein großes Priesterseminar, sie hatten zu ihrer dortigen Hochschule 1660 eine zweite in Kaschau, dem alten Mittelpunkte des ostungarischen Protestantismus, gefügt, und an allen wichtigen Punkten, mit besonderer Vorliebe mitten in einer andersgläubigen Bevölkerung (wie in Sáros Patak an der Hegyalla, einem Bollwerk des Calvinismus, in Munkács mitten unter griechisch-katholischen Ruthenen u. s. w.) ihre Kollegien gegründet. Ihre Missionen aber wirkten nicht nur in den deutsch-lutherischen Bergstädten der Zips und des ungarischen Erzgebirges, sondern auch in dem bis 1686 noch türkischen ungarischen Flachlande, z. B. in Fünfkirchen. In ganz Ungarn besaßen sie im 18. Jahrhundert 27 höhere Schulen, in Siebenbürgen drei, in Kroatien und Slawonien sechs. Auch die **Piaristen** waren in Ungarn nicht unbedeutend, seitdem Fürst Lubomirski in dem an Polen verpfändeten Teile der Zips noch vor 1648 ihnen zu Pudlein die erste Schule errichtet hatte. Die Protestanten hatten dagegen einen schweren Stand. Die wichtigste Lehranstalt der Calvinisten war die große Schule von Sáros Patak, die jährlich an 100 Theologen, außer den zahlreichen adligen Zöglingen, ausbildete. Die Lutheraner errichteten erst 1665 in Eperies eine Akademie, die auch von auswärts, so einmal von Karl XII. mit 20000 Thalern, unterstützt wurde.

Die „Union" der Rumänen.

Eine besondere Aufmerksamkeit richteten die Jesuiten auf die „**Union**" der **griechisch-orientalischen** Glaubensgenossen mit der römischen Kirche. Die Seele dieser Bestrebungen war für längere Zeit der frühere Bischof von Wiener Neustadt, **Leopold von Kollonitsch** (s. Bd. VI, S. 754), seit 1685 ungarischer Kirchenfürst als Bischof von Raab, 1691 Erzbischof von Kalocsa, 1695—1707 Erzbischof von Gran und als solcher Primas von Ungarn. Schon 1659 war ein unierter Bischof in Munkács für die Ruthenen eingesetzt worden, doch hatte die Angelegenheit dort wenig Fortgang genommen. Später faßte man namentlich die siebenbürgischen **Rumänen** ins Auge, von wo aus sich zugleich der Zugang zu ihren Stammesgenossen in der Moldau und Walachei eröffnete. Obwohl von allen politischen Rechten ausgeschlossen (s. oben S. 323), hatten sie doch auch in Siebenbürgen ihre nationale griechisch-orientalische Kirche behauptet, die sich der Volkssprache bediente. An der Spitze stand ein Metropolit (Wladika) in Weißenburg mit 55 Erzpriestern, die gesetzgebende Gewalt lag in den Händen einer Generalsynode (saborul mare), und die Gemeinden wählten ihre Pfarrer selbst. Aber das alles stand seit dem 16. Jahrhundert unter der strengen Aufsicht des calvinischen magyarischen Superintendenten von Weißenburg, und der Zusammenhang mit der griechischen Kirche wurde nur dadurch erhalten, daß der Wladika vom griechischen Exarchen der Walachei in Bukarest die Weihen empfing, und man sich für das Rumänische der kirchenslawischen (cyrillischen) Schrift bediente. Nach verschiedenen Versuchen der Jesuiten erklärte sich endlich im Oktober 1697 der schwache Metropolit Athanasius mit der Mehrzahl der Erzpriester für die Union mit Rom, aber ohne damit die römische Kirchenlehre und den römischen Kirchenbrauch annehmen zu wollen. Trotzdem und obwohl die Generalsynode gar nicht befragt worden war,

bestätigte Leopold I. am 16. Februar 1699 die Union in diesem Sinne und stellte in den Puncta Leopoldina vom September desselben Jahres die Katholiken, also auch die unierten Rumänen, in allen politischen Rechten den protestantischen Konfessionen gleich. Später, im Jahre 1701, ernannte er Athanasius zum Bischof der unierten Rumänen und stellte ihn unter das Erzbistum Gran, das ihm fortan einen katholischen Theologen als Ratgeber zur Seite setzte. Aber auch hier war der Widerstand groß. Noch im Jahre 1762 bildeten die unierten Rumänen erst etwa den sechsten Teil der Gesamtbevölkerung (25 000 gegen 128 000 Familien). Ihre nicht unierten Stammesgenossen blieben bis 1761 völlig ohne gemeinsame kirchliche Organisation und verwahrlosten daher noch ärger wie früher.

Unionsversuche bei den Serben.

Ähnliche Bestrebungen wurden unter den griechisch-katholischen Serben in Südungarn verfolgt, obwohl ihnen die Kultusfreiheit ausdrücklich zugesichert worden war (s. Bd. VI, S. 763). Das serbische Patriarchat blieb nach dem Tode des Arsenius Tschernojewitsch (a. a. O.) im Jahre 1706 unbesetzt, und der im Jahre 1731 vom serbischen Nationalkongreß in Karlowitz zum Metropoliten gewählte Bischof Vincenz Jovanowitz ließ sich bei einem längeren Aufenthalte in Wien 1734—35 für die Union gewinnen, ohne freilich die Mehrzahl seiner Landsleute sich nachziehen zu können. Vielmehr trugen diese Versuche nicht unwesentlich zu dem Serbenaufstande vom Jahre 1735 bei (s. oben S. 324).

In der Walachei und Moldau faßten die Katholiken schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Fuß, vornehmlich durch die Franziskaner, und erhielten durch den Hospodar Peter Parchevich (1654—74) selbst in Jassy eine Kirche. Vereinzelte römisch-katholische Gemeinden, die nach dem Frieden von Karlowitz von Österreich aus mit römischen Gebetbüchern und Katechismen versorgt wurden, gab es auch im türkischen Serbien und unter den Bulgaren.

Karl VI. und sein Hof.

So herrschte in dem weiten Reiche der Habsburger doch keineswegs träge Ruhe, sondern eine sehr vielgestaltige Thätigkeit. Und erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts, seit der Eroberung Ungarns, war Wien, bisher eine Grenzfestung gegen türkische Barbarei, zu dem geworden, wozu es durch seine Lage fast in der Mitte dieser Ländermasse und im Schnittpunkte aller ihrer großen Verbindungslinien bestimmt war und ist, zur Hauptstadt eines Völkerreichs. Der Hof, der hier residierte, gehörte zweifellos unter Karl VI. zu den prunkvollsten und verschwenderischsten der Christenheit. Dank der Vorliebe des Kaisers für spanische Art trug er ein wesentlich spanisches Gepräge. Spanische Tracht, spanische Etikette, spanische Sprache beherrschten ihn, allerdings nicht, ohne daß der einheimische Adel, an seiner Spitze Prinz Eugen, sich entschieden dagegen aufgelehnt hätte. Karl VI. selbst (geb. 1. Oktober 1685) wußte die glänzende Stellung, die ihm zugefallen war, würdig zu behaupten. Ein schöner, stattlicher Herr von ernstem, etwas zurückhaltendem Wesen, obwohl Milde und Wohlwollen ein Grundzug seines Charakters waren, von nicht gewöhnlicher geistiger Bildung und gutem Urteil, in seinem Privatleben mit der von ihm innig geliebten Elisabeth Christine von Braunschweig untadelhaft, war er allerdings weder ein großer Staatsmann noch ein Feldherr, erkannte daher auch die auswärtigen Aufgaben Österreichs nicht genügend, sah in dem Verluste der spanischen Krone das Unglück seines Lebens, vermochte weder seinen Anteil an der spanischen Erbschaft noch die türkischen Eroberungen des Prinzen Eugen zu behaupten und starb schließlich vor der Zeit im tiefen, stillgetragenen Kummer über so viele Verluste (20. Oktober 1740).

Deutsches Kulturleben seit dem Dreißigjährigen Kriege.

Der Staat macht die Kultur nicht, aber er übt doch auf ihre Entwickelung einen bestimmenden Einfluß. So auch in Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege. Insbesondere auf das wirtschaftliche Leben hat das neue Fürstentum mittelbar und unmittelbar aufs stärkste eingewirkt, hemmend und fördernd, neue wirtschaftliche Kräfte entfaltend, alte umbildend oder zurückdrängend.

Ständische Gliederung und Volkswirtschaft.

Der Adel

An der alten strengen gesellschaftlichen Gliederung in abgeschlossene Stände, die auch für die wirtschaftliche Thätigkeit die Grundlage bildete, änderte der fürstliche Staat nicht nur nichts, sondern er verschärfte sie eher noch, denn indem er den Adel möglichst an die Höfe zog und diese sich mit wenigen Ausnahmen nach französischem Beispiele in eine unnahbare Höhe über dem Volke zurückzogen, vergrößerte er die Kluft zwischen dem Adel und dem Volke. Der Adel wurde, nachdem der Krieg sein Vermögen verwüstet, sein Selbstgefühl verringert hatte, fast durchweg höfisch, gewöhnte sich, die Ämter des Hofes und zuweilen auch des Staates zu suchen, die er früher bürgerlichen „Schreibern" überlassen hatte und beugte tief den Nacken vor dem durchlauchtigsten Herrn. Freilich eine wirkliche Staatsgesinnung entwickelte dieser Adel selten, und an die Nation, der er angehörte, dachte er noch weniger. Fast nur der brandenburgisch-preußische Adel wurde, wenn nicht politisch, so doch militärisch und monarchisch und verwuchs fest mit dem Leben seines Staates und seinem Herrscherhause.

Das Bürgertum.

Schon daß so viele städtische Geschlechter sich um Rang und Wappenschild bemühten, beweist, wie sehr das Selbstbewußtsein des **Bürgertums** gesunken war. Verarmt durch den Krieg, durch den Hochmut des Adels gedrückt, beengt durch Zunftschranken, lebte die Masse der bürgerlichen Bevölkerung unter der parteiischen und oft genug unredlichen Regierung einer Anzahl wohlhabender, eng verbundener Geschlechter fast durchweg im engsten Gesichtskreis dahin. In einzelnen Gebieten brachte die unumschränkte Monarchie den ersten materiellen Fortschritt; das Selbstgefühl des Bürgers zu fördern war freilich nicht ihre Sache, und ihm erschien der neue Staat eher als eine fremde, halb feindliche Macht, die er leidend ertrug, für die er aber keinerlei Sympathie empfand. Nur in einzelnen größeren Reichsstädten, den bedeutenderen Hansestädten und andern freier gestellten Gemeinden lebte etwas von dem alten Bürgerstolze. Vom platten Lande war der Bürgerstand schon dadurch wirtschaftlich geschieden, daß den Stadtbürgern als solchen die Erwerbung von Rittergütern, der Landbevölkerung der Betrieb städtischer Gewerbe wenigstens überwiegend untersagt war.

Die Bauern.

Die **Bauern**, also die größte Masse des deutschen Volkes (65—70 Prozent), hatten das Elend des Dreißigjährigen Krieges ganz besonders ertragen müssen und waren dadurch noch tiefer herabgedrückt worden. Nur zum allerkleinsten Teile hatten sie persönliche und dingliche Freiheit von jeder Grundherrschaft behauptet: die Friesen in den Nordseemarschen, in Ostpreußen die Kölmer (d. h. die freien Ansiedler nach Kulmischem Recht, etwa ein Fünftel aller dortigen Bauern), teilweise auch in Tirol und in Oberösterreich. So gut wie frei, nur zu unbedeutenden Zinsen verpflichtet, waren die Bauern in den Rheinlanden von Kleve bis zur Mosel, in Westfalen, Berg und andern westdeutschen Gebieten. Doch das waren Ausnahmen. Weitaus die Mehrzahl verharrte in Erbunterthänigkeit oder, wie in Böhmen, Mähren, Mecklenburg,

Pommern, Teilen von Brandenburg, Preußen und Oberschlesien, thatsächlich in Leibeigenschaft. Der erbunterthänige Bauer saß wenigstens fest auf seiner Scholle, die auf einen Sohn überging, leistete dem Gutsherrn mehrmals in der Woche Hand- und Spanndienste (Frondienste) zur Bestellung der herrschaftlichen Felder, wohl auch einzelne Naturalabgaben und war gehalten, seine Kinder auf einige Jahre zum unentgeltlichen Gesindedienst auf den Gutshof zu schicken; außerdem trug er überall den größten Teil der Grundsteuer und andrer Lasten. Der Leibeigene (eigentlich Laßbauer) war nicht nur stärker zu persönlichen Diensten in Anspruch genommen, sondern er stand auch rechtlich viel unsicherer, da der Gutsherr ihm seine „Stelle" nehmen konnte und jedenfalls sie nicht dem Sohne zu lassen brauchte. Anderseits hatte der Bauer wieder manche Nutzungsrechte an den Weiden und Waldungen der Herrschaft, wurde auch in Fällen von Krankheit und Not von ihr unterstützt, und eine Masse landloser Lohnarbeiter gab es auf dem platten Lande damals nicht. Aus diesen Abhängigkeitsverhältnissen herauszukommen, war meist so gut wie unmöglich, denn die Erlernung eines Handwerks in der Stadt hing von der Erlaubnis des Gutsherrn ab, und selten genug konnte ein Bauernsohn eine gelehrte Laufbahn einschlagen. Zum Staate hatte dieser Bauernstand um so weniger ein Verhältnis, als der Gutsherr für ihn zugleich die Obrigkeit vorstellte. Erst in Preußen nahm die Kantonpflicht den Bauern unmittelbar persönlich, nicht nur durch die Steuern, für den Staat in Anspruch.

Landwirtschaft.

Natürlich war die Landwirtschaft in hohem Grade von diesen Verhältnissen abhängig. Über die altherkömmliche Dreifelderwirtschaft kam sie deshalb damals nicht heraus, weil die in ganz Westdeutschland vorwiegende Gemengelage den Flurzwang bedingte, die Brache für die „Ruhe" des Ackers notwendig schien und der Gutsherr sein Hutungs (Weide-) recht auf den Bauernstellen nicht aufgeben wollte (s. Bd. V, S. 150). Die frondenden Bauern zeigten natürlich bei der Bestellung der herrschaftlichen Felder wenig Eifer, mußten oft ihre eigne Wirtschaft vernachlässigen und sich auch noch gefallen lassen, daß ihnen das Wild die Saaten abweidete, ohne daß sie ihm bei schwerer Strafe wehren durften, und daß vornehme Jagdzüge ihnen schonungslos durch die bestellten Felder gingen. Denn die Jagd, namentlich die aufregende Hetzjagd auf Hirsche, war noch eine bevorzugte Passion vornehmer Kreise und der Wildstand deshalb sehr stark. Fortschritte im Betriebe sind nur hier und da zu verzeichnen. Gegen 1730 kam in Holstein die sogenannte Feldgras- (Koppel-) wirtschaft auf, die auf demselben Felde aller paar Jahre Körnerbau und Graswuchs abwechseln läßt, womöglich gar keine sogenannte ewige Weide duldet, daher auch zur Stallfütterung übergeht, also die Viehzucht zur Fleisch- und Milchgewinnung in den Vordergrund stellt. Da sie somit weit größeren Gewinn abwarf, als die alte Dreifelderwirtschaft, so führte sie in Holstein, Mecklenburg und Schwedisch-Pommern zum Bauernlegen im größten Maßstabe, also zur Vernichtung des seßhaften Bauernstandes (s. oben S. 292). Andre technische Fortschritte, wie die Einführung des Kartoffel- und Tabaksbaues in der Pfalz, kamen durch Fremde und betrafen nur einzelne Landschaften. Im übrigen mußte es auch noch als die wichtigste Aufgabe der damaligen Landwirtschaft erscheinen, nicht sowohl den Betrieb zu verbessern und den Ertrag zu steigern, als vielmehr die verwüsteten oder noch gar nicht urbar gemachten Flächen zu besiedeln. Daher war die innere Kolonisation Friedrich Wilhelms I. in Preußen wesentlich auf die Vermehrung der ländlichen Bevölkerung gerichtet, und dort wurde auch in dieser Beziehung am meisten geleistet (s. oben S. 280); anderwärts ging das viel langsamer oder wurde, wie in der Pfalz, durch die Franzosenkriege wieder zerstört. In Bayern lag noch um 1700 ein Drittel der Felder wüst, in Böhmen noch um 1730 ein Viertel, im Münsterlande herrschte dies Verhältnis sogar noch ums Jahr 1800.

Übermacht der fremden Volkswirtschaft.

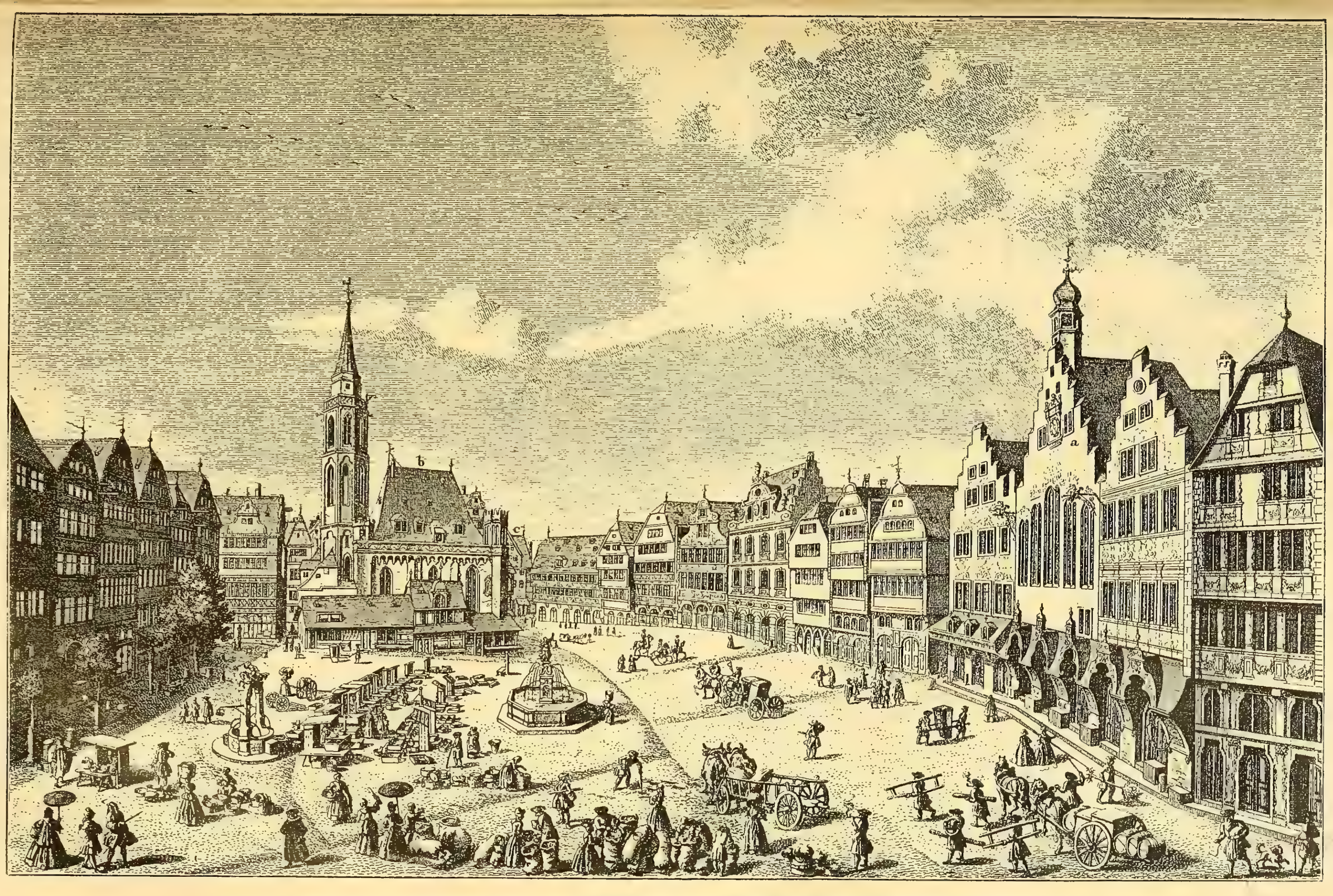
Gewerbe und Handel der Städte litten noch viele Jahrzehnte nach dem Dreißigjährigen Kriege unter dem drückenden wirtschaftlichen Übergewicht des Auslandes. Erst 1720 kam der Unterlauf der Weser, Elbe und Oder wieder in deutsche Hände, bis dahin sperrten die schwedischen Seezölle diese Küstengebiete von ihrem Hinterlande völlig ab, und lange belästigte Dänemark durch seinen Glückstädter Zoll den deutschen Elbhandel. Die Mündungsländer des Rheins waren im Besitz Hollands, und fast den ganzen Rheinhandel beherrschte die holländische Flagge; sie wehte außerdem seit langer Zeit gebietend auf der Ostsee, während zugleich Dänemark durch seinen Sundzoll diese wichtige Lebensader des deutschen Seehandels unterband. Als die einzigen oder wichtigsten Käufer deutscher Rohprodukte und Lieferanten überseeischer Waren behaupteten die Holländer überhaupt im größten Teile Deutschlands eine fast unerträgliche Monopolstellung und beherrschten auch den deutschen Geldmarkt bis gegen 1750 fast ausschließlich. Eine ähnliche Stellung errang Frankreich unter Ludwig XIV. für alle Kunst- und Modewaren, England für gewöhnliche Gewerbeerzeugnisse. Und bis tief ins Binnenland hinein, bis in jedes entlegene Gebirgsdorf, schwärmten fremde, namentlich italienische Hausierer. Deutschland konnte gegen das alles zunächst fast nur Rohprodukte in Tausch geben, denn sein eignes blühendes Gewerbe war ganz herabgekommen und konnte nicht einmal den inländischen Bedarf decken.

Bedeutung des fürstlichen Merkantilismus.

Erst hieraus wird klar, daß Deutschland ohne den fürstlichen Merkantilismus wirtschaftlich verloren gewesen wäre. Wo er kräftig einsetzte, da besserten sich zusehends die Zustände; wo das nicht geschah, da blieben die Landschaften zurück. Die alte, selbständige Stadtwirtschaft war dieser fürstlichen Staatswirtschaft gegenüber nur noch sehr selten möglich, die ehrwürdige Hansa vollständig verschwunden. Seitdem auf der letzten Tagefahrt 1669 nur noch sechs Städte vertreten gewesen waren, beschränkte sich der Name auf die drei Städte, die noch einen gewissen Zusammenhang festhielten, Lübeck, Hamburg und Bremen. Daher errangen der Norden und Osten allmählich auch die wirtschaftliche Überlegenheit über den Süden und Westen. Denn hier verhinderte schon die unsägliche Zerrissenheit oder die Kleinheit des Staatsgebietes eine Staatswirtschaft.

Der Süden und Westen.

Am schlimmsten litt unter diesen Übelständen der herrliche Stromlauf des Rheines. Von Straßburg bis zur holländischen Grenze zählte er nicht weniger als 30 Zollstellen, deren Besitzer nach dem Dreißigjährigen Kriege die Zölle obendrein noch unvernünftig erhöht hatten. Dazu kam das mit Zähigkeit festgehaltene Stapel- und Umschlagsrecht von Mainz und Köln, das alle dort ankommenden Schiffe zwang, ihre Waren eine Zeitlang zum Verkauf zu stellen und für den weiteren Transport in Mainzer oder Kölner Schiffe umzuladen. So zerfiel der Rheinverkehr in drei ganz getrennte Abschnitte. Er lag in den Händen besonderer Gilden und ermangelte nicht einer gewissen Regelmäßigkeit durch die Rang- oder Reiheschiffe in der Zeit vom 15. März bis zum 15. November, bewegte sich aber bei der starken Strömung und manchen noch sehr gefährlichen Hindernissen (wie die Schnellen am Binger Loch) ziemlich langsam. Man brauchte von Straßburg bis Holland damals 18—21 Tage, stromaufwärts auf derselben Strecke 42 Tage. Je schwerer die künstlichen Hindernisse empfunden wurden, desto mehr ging der Handel zurück. So sank die Zahl der zwischen Holland und Köln fahrenden großen Schiffe vom Ende des 17. Jahrhunderts bis gegen 1789 von 120 auf 70 Fahrzeuge. Der wichtigste Handelsgegenstand stromab war das Holz vom Schwarzwalde, das zu mächtigen Flößen vereinigt nach Holland ging; stromauf kamen Kolonialwaren und Gewerbeerzeugnisse. Ein kräftigerer Aufschwung kam in das rheinländische Gewerbe teils durch die neuen fürstlichen Städte wie Mannheim und Neuwied (s. oben S. 306), teils durch die Entstehung der Uhrenindustrie



223. Der Römerberg zu Frankfurt a. M. im 18. Jahrhundert. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Salomon Kleiner.

auf dem Schwarzwalde, teils durch das aufblühende Leinen- und Eisenwarengewerbe in Kleve, Mark und Berg. Bereits hatte die Stahlindustrie von Solingen einen großen Ruf; im Märkischen begann seit 1737 ein bedeutender Bergbau auf Steinkohlen, die auf der Ruhr auch nach dem Rhein hinabgingen, und in Krefeld fing man die Seidenweberei an. In Württemberg machten die Herzöge nach dem Dreißigjährigen Kriege Calw zu einem ansehnlichen Mittelpunkte für Gewerbe und Handel und gewährten großen Handelsgesellschaften lohnende Monopole. Die größten württembergischen Handelshäuser haben hier ihre Wiege. Die bedeutendste Handelsstadt im Rheingebiet war damals ohne Zweifel Frankfurt a. M., da es unter unmittelbarem kaiserlichen Schutze noch stark genug war, eine energische Stadtpolitik zu führen. Seine Herbst- und Ostermesse bewahrten noch immer ihre alte Bedeutung. Feierlich eingeholt von städtischen „Geleitsreitern" langten mit großen Wagenzügen die Kaufleute von Nürnberg, Augsburg, Worms, Straßburg, Köln u. s. f. an, bei sinkender Nacht auch die berühmte Nürnberger Postkutsche, und zähe hielt man an den alten Bräuchen fest, ob sie gleich längst zum friedlichen Spiel geworden waren. Dagegen verlor Frankfurt seit dem Ende des 17. Jahrhunderts allmählich seinen alten Vorrang im Buchhandel, weil die strenge kaiserliche Zensur viele verscheuchte. Mit dem französisch gewordenen Elsaß bestand trotzdem noch ein reger Verkehr, weil die Bevölkerung deutsch blieb und zahlreiche kleine deutsche Fürsten ansehnliche Besitzungen unter französischer Oberhoheit dort hatten; Straßburg erschien den rechtsrheinischen Nachbarn noch immer als eine deutsche Reichsstadt. Bayern war fast nur Ackerbauland; auch die alte Tuchmacherei verfiel gänzlich, zählte z. B. in München im Jahre 1682 noch 72 Meister mit 180 Gesellen, 1716 aber nur noch 12 Meister mit 8 Gehilfen, im ganzen Lande aber 1682 399 Meister, 1716 nur noch 171. Teilweise kam das daher, daß die Regierung die Baumwollenmanufaktur begünstigte. Die großartigen Entwürfe des gedankenreichen J. J. Becher (s. S. 308) hatten keine praktischen Erfolge.

Sachsen.

Im Osten steigerte Sachsen seine alte industrielle Bedeutung trotz aller Not des Nordischen Krieges. Den seit lange bestehenden Gewerbszweigen des Erzgebirges in Tuch, Leinen und Spitzenklöppelei fügten böhmische Exulanten schon etwa seit 1670 die Fabrikation musikalischer Instrumente, französische Hugenotten die Samt- und Seidenfabrikation hinzu. Der prunkvolle Hof förderte mächtig das einheimische Kunstgewerbe. August der Starke begründete sogar eine Gobelinfabrik, und 1710 entstand in der Albrechtsburg bei Meißen die erste deutsche Porzellanfabrik. Die alte Leinwandweberei der Oberlausitz, die sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts als Hausgewerbe auf das platte Land ausgedehnt hatte und dort Tausende von fleißigen Händen beschäftigte, fand ihren Absatz anfangs besonders nach Nürnberg und Italien, später, nach der Zerstörung der französischen Leinenindustrie durch die Austreibung der Hugenotten, vor allem in England. Leipzig vermochte den mitteldeutschen Durchgangsverkehr freilich nicht mehr in der alten Weise zu beherrschen, obwohl es nach 1730 sein altes Stapel- und Straßenrecht, nach dem jeder Fuhrmann, der im Umkreise von 15 Meilen um Leipzig Kaufmannswaren führte, gehalten war, sie dorthin zum Stapel zu bringen, wieder eifrig geltend machte. Die aufblühende Schiffahrt auf der Saale und der oberen Elbe und das Aufkommen neuer Wege ließen sich durch ein veraltetes Vorrecht nicht mehr hemmen, wenn auch der Flußverkehr unter dem Verfalle des Deichwesens und den hohen Zöllen schwer litt und die Schiffe stromaufwärts sehr langsam gingen (von Hamburg bis Magdeburg oder Fürstenwalde einen bis zwei Monate). Aber die Gunst der Handelslage Leipzigs am Kreuzungspunkte der großen mitteldeutschen und der nordsüdlichen Linie aus dem „Reiche" nach der Elbmündung sicherten der alten Stadt die Blüte ihrer drei Messen, die selbst der Dreißigjährige Krieg nur vor-

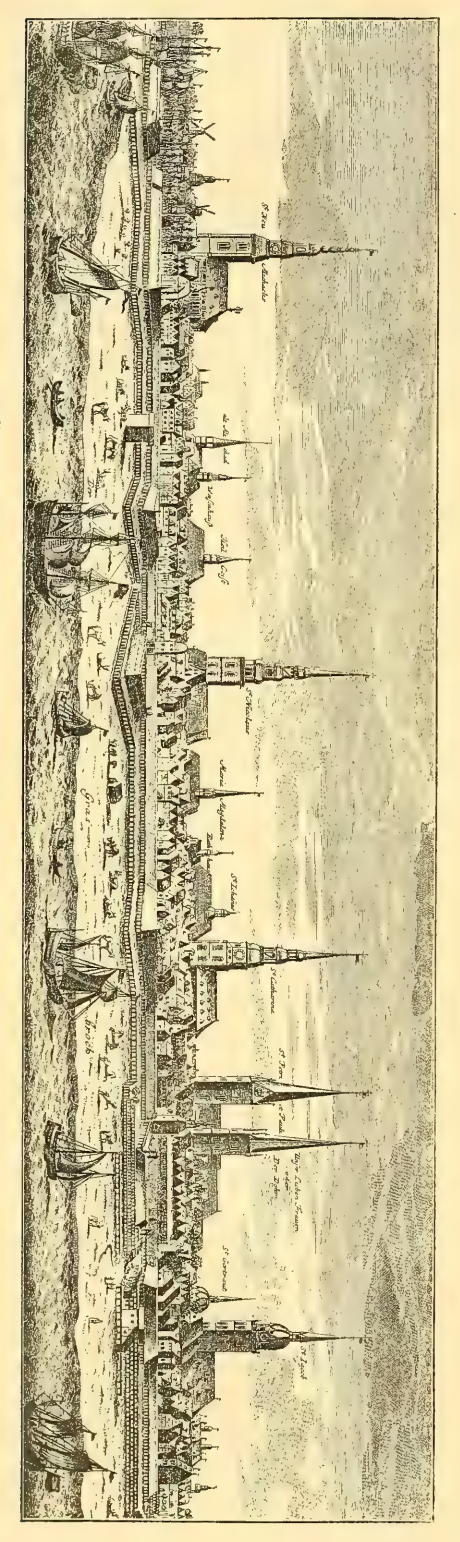
übergehend gestört hatte und die jetzt die politische Verbindung Sachsens mit Polen wesentlich förderte, und seitdem die Strenge der kaiserlichen Zensur das Buchgewerbe aus Frankfurt a. M. zu verscheuchen begann, siedelte sich der deutsche Buchhandel mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts in Leipzig an.

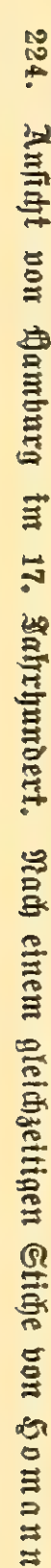
Brandenburg-Preußen.

Neben dem alten Kulturlande Sachsen arbeiteten sich die brandenburg-preußischen Mittelprovinzen unter dem Schutze einer energischen und zielbewußten Staatswirtschaft zu einem geschlossenen leistungsfähigen Wirtschaftsgebiet von etwa 1300 Quadratmeilen empor. Die märkische Tuchmacherei nahm durch die französischen Einwanderer einen neuen Aufschwung und beherrschte den ganzen inländischen Markt, zum Teil sogar Rußland; durch pfälzische Kolonisten kam die Strumpfwirkerei empor, und das Herzogtum Magdeburg, bis 1680 ein reines Ackerbauland, begann eine ansehnliche Industrie zu entwickeln, dem der seit etwa 1691 wieder lebhafter aufgenommene Kupferbergbau in den Mansfeldischen Gruben wertvolle Materialien lieferte. Die Ausfuhr magdeburgischen Getreides sank, aber nur wegen der zunehmenden Dichtigkeit der Bevölkerung, so daß Magdeburg um 1740 wieder eine ansehnliche Schiffahrt besaß und etwa 16 000 Einwohner zählte (gegen 5000 im Jahre 1683). Vorpommern, jahrzehntelang durch die schwedischen Seezölle von seinem brandenburgischen Hinterlande abgeschlossen und auf den Ostseeverkehr verwiesen, machte seit 1720 zunächst eine schwere Übergangszeit durch. Es verlor den Durchgangsverkehr in polnischem Getreide und den einträglichen Vertrieb des französischen Baiensalzes, das bis dahin ganz Norddeutschland beherrscht hatte, da das preußische Salzregal alles fremde Salz ausschloß und bald überhaupt aus dem deutschen Norden verdrängte. Doch der freie Verkehr mit dem Hinterlande ersetzte allmählich diese Verluste, und um 1740 zählte Stettin, das 1713 nur 6000 Einwohner gehabt hatte, gegen 12 000 Einwohner, von denen die französische Kolonie einen besonders rührigen Teil darstellte. Selbst das verarmte Frankfurt a. O. erholte sich allmählich unter der sicheren königlichen Verwaltung. Doch weitaus am schnellsten entwickelte sich Berlin. Es zog vermittelst des Friedrich-Wilhelmskanals (s. Bd. VI, S. 696) einen guten Teil des Verkehrs zwischen Hamburg, Schlesien und Polen an sich, der früher durch Sachsen über Leipzig gegangen war; vergrößert durch die Dorotheenstadt, den Friedrichswerder und die Friedrichsstadt, die erst 1709 mit der alten Doppelstadt Berlin-Cölln zu einer Gemeinde verbunden wurden, zählte es 1700 28 000, im Jahre 1709 50 000, im Jahre 1740 (ohne die starke Garnison) bereits 68 000 Einwohner.

Hamburg.

Doch je mehr die Volkswirtschaft des deutschen Nordostens emporkam, desto rascher stieg Hamburg, seine Schwesterstädte Bremen und Lübeck bald weit hinter sich lassend, zur Herrin des gesamten norddeutschen See- und Binnenhandels empor. Denn hier waltete eine zwar durchaus selbstsüchtige, gegen nationale Interessen absolut gleichgültige, aber dabei kluge und weitblickende Stadtpolitik, die, gestützt auf ihr altes Stapelrecht, den Kleinverkehr mit dem Großhandel verband, sich, seit 1615—20 durch mächtige neue Festungswerke geschützt, von den Wirren des Dreißigjährigen Krieges wie später sogar von den Reichskriegen gegen Frankreich fernzuhalten wußte, sich glücklich der dänischen Herrschaftsgelüste erwehrte und so unabhängig stand, daß sie sich jeden Augenblick auf das Ausland stützen konnte. Hamburgs Antlitz war dem Meer zugekehrt, nicht dem deutschen Hinterlande. Niederländer und portugiesische Juden, die sich hier seit dem Ende des 16. Jahrhunderts niederließen, begründeten zuerst den Großhandel mit Süd- und Westeuropa; die Errichtung der Bank 1619, der Admiralität (Hafenbehörde) 1623, die Ordnung des Lotsen- und Betonnungswesens erleichterten den Verkehr; ein kaiserliches Privileg von 1628 gab der Stadt die Herrschaft über die Unterelbe bis zu ihrer Mündung; der Friede von Brömsebro





224. Ansicht von Hamburg im 17. Jahrhundert. Nach einem gleichzeitigen Stiche von Homann.

1645 hob den lästigen dänischen Zoll in Glückstadt auf, Handelsverträge (auch für Bremen und Lübeck) mit Holland, Spanien und Portugal (1648), mit Frankreich (1655 und 1716), mit England (1661—63) bahnten den Hamburgern nach allen Seiten den Weg, obwohl Altona 1664 zur Stadt erhoben wurde und Magdeburg den Hamburger Stapel über Harburg zu umgehen versuchte.

So war schon um 1650 aus der bescheidenen Braustadt des 16. Jahrhunderts eine blühende Handels- und Fabrikstadt geworden, die ein kundiger Italiener bereits 1669 die erste Handelsstadt Deutschlands nennt. Die Hamburger hatten jetzt Kontore in Lissabon und Oporto, wo sie große Vorrechte genossen, in Cadiz, Malaga und Livorno; sie behaupteten mit ihren Nachbarstädten noch den Londoner Stahlhof (s. Bd. V, S. 707 f.), gewannen einen erheblichen Anteil am Walfischfange im nördlichen Eismeer, der schon 1669 37, später gegen 50 Fahrzeuge beschäftigte und um 1700 halb so groß war wie der von ganz Holland. In regelmäßigen Fahrten gingen ihre Schiffe, zu Flotten von 40—50 Segeln vereinigt, und von Kriegsschiffen gegen die Barbaresken gedeckt, deren große Fregatten gelegentlich sogar in der Nordsee erschienen, nach und von den westeuropäischen Häfen und ins Eismeer unter wackeren, tapferen, geschäftskundigen Kapitänen, wie jenem Jakob Carpfanger, der oft im Gefecht mit Barbaresken und Franzosen gewesen war und im Oktober 1683 mit seiner guten Fregatte „das Wappen von Hamburg“ im Hafen von Cadiz in die Luft flog. Von Lissabon aus knüpften die Hamburger Verbindungen auch mit Amerika an, zunächst mit Brasilien. Dorthin gingen schon um 1600 jährlich einige Schiffe, dann wieder seit etwa 1640, aber seit 1709 ließen die Portugiesen dort keine Fremden mehr zu. Dagegen entwickelte sich etwa seit 1640 ein gewisser Verkehr mit Westindien. Handelsgegenstände waren in beiden Fällen Kolonialwaren (Zucker, Pfeffer, Tabak, Kaffee, Farbholz, Baumwolle), die allmählich die gleichen Erzeugnisse der Levante

vom deutschen Markte verdrängten. Die ehrwürdige Hansa hatte sich seit der Tagefahrt von 1669 völlig aufgelöst, aber um 1740 bedeutete Hamburg mehr als alle andern deutschen Seestädte zusammengenommen, und der Handel dieser einzigen Stadt setzte mehr um als ganz Preußen.

Die österreichischen Lande: Schlesien.

Von den österreichischen Landen war Schlesien offenbar das wirtschaftlich rührigste und am meisten entwickelte. Denn es vermittelte die Verbindung des an Roherzeugnissen reichen Ostens und Südostens mit dem Westen und Nordwesten, der sie bedurfte und verarbeitete, und besaß selbst in seiner Tuchmacherei, der die hochentwickelte Schafzucht den Rohstoff lieferte, besonders aber in seiner Leinweberei, die sich in den schlesisch-böhmischen Grenzgebirgen als Hausgewerbe auch über das platte Land ausbreitete, eine Industrie von europäischem Rufe. Der Mittelpunkt war das stolze Breslau. Es hatte selbst nicht weniger als 52 Zünfte und ein wohlhabendes kaufmännisches Patriziat, auf seinen beiden großen Wollmärkten strömten die Gutsbesitzer und Händler ganz Schlesiens zusammen, und große russische Wagenkarawanen, mit Rauchwerk und Juchten beladen, lagerten oft tagelang nach Nomadenart auf dem Salzringe. Mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts trat allerdings ein Rückschlag ein. War schon früher der ergiebige spanische Markt an die französische Leinenindustrie verloren gegangen, so litt dies Gewerbe in Schlesien mit der Tuchweberei unter dem Drucke der kirchlichen Verfolgungen (s. S. 325), die Tausende von fleißigen Arbeitern nach der sächsischen Oberlausitz trieben; in Polen machte seit der politischen Verbindung mit Sachsen die sächsische Industrie den Schlesiern eine empfindliche Konkurrenz, und die russische Einfuhr fiel gänzlich weg, als Peter der Große 1714 den ganzen Ausfuhrhandel Rußlands nach Westen auf Petersburg und Archangelsk verwies. Um 1740 soll der wirtschaftliche Stand Schlesiens im Vergleich mit dem zum Anfange des Jahrhunderts um die Hälfte gesunken sein. Namentlich der Adel war vielfach verschuldet und mußte seinen Besitz oft an Breslauer Patrizier verkaufen, die sich dann adeln ließen.

Böhmen und Mähren; die Donau- und Alpenlande.

Was einst Rudolf II. für das Gewerbsleben in Böhmen und Mähren gethan hatte (s. Bd. VI, S. 96), davon war nach den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges wohl wenig mehr übrig. Langsam erholten sich dann die alten Industrien in Tuch, Leinwand und Glas; namentlich das mährische Tuch hatte guten Ruf. Die Donaulande hatten den großen Vorzug eines mächtigen, schiffbaren Stromes. Obwohl das starke Gefäll und die damals noch ziemlich gefährlichen „Strudel“ und „Wirbel“ bei Grein die Schiffahrt störten, so wurden doch die Donau und sogar der reißende Inn bei der schlechten Beschaffenheit der Landstraßen verhältnismäßig vielleicht mehr befahren als heute. Die Zölle waren niedriger als auf andern Strömen, denn von Regensburg bis Wien zahlte man nur dreimal Zoll, den bayrischen, bischöflich passauischen und österreichischen. Ungeheure Holzflöße brachten die Stämme von den Tiroler und oberbayrischen Alpen nach Wien. Die ziemlich roh gebauten Schiffe (sogenannte Plätten), ohne Segel, gingen meist nur stromab und wurden oft in Wien zerschlagen oder mit Pferden langsam wieder stromauf geschleppt. Regelmäßige Fahrten machten die wöchentlichen sogenannten Ordinarischiffe von Regensburg bis Wien, wozu sie stromab sechs Tage brauchten. Auch fürstliche Herrschaften bedienten sich mit Vorliebe des bequemen Wasserwegs, wie z. B. 1725 der Erzbischof von Gran, Kardinal Christian August von Sachsen-Zeitz, von Regensburg zu Schiff nach Ungarn fuhr, und ein andermal der bayrische Hof unter Karl Albert 1739 mit einer Flotte von nicht weniger als 27 blauweiß gestrichenen und stattlich ausgerüsteten Fahrzeugen von Wasserburg den Inn und die Donau hinab bis nach Melk reiste. Der wichtigste Gewerbebetrieb in Österreich und in den Ostalpenlanden knüpfte an den hier altheimischen Eisen-

bergbau an, der seit dem Ende des 16. Jahrhunderts besonders schwunghaft betrieben wurde. Einen neuen Zweig brachte die Pflanzung und Verarbeitung des Tabaks, für die 1676 die erste monopolisierte Fabrik für Oberösterreich, 1722 für Niederösterreich in Haimburg entstand. Noch 1684 klagte Hörnigk im allgemeinen sehr über den Mangel an Unternehmungsgeist, der die reichsten Naturschätze unbenützt liegen lasse und die in Fülle vorhandenen Rohstoffe Fremden zur Bearbeitung überlasse, aber unter Karl VI. war Österreich im lebhaften Aufblühen, Wohlstand und Luxus hoben sich zusehends. Wien, das noch 1683 nur etwa 50000 Einwohner zählte, wuchs nach der Eroberung Ungarns rasch unter der natürlichen Gunst seiner Lage an der gewaltigen Donau und im Kreuzungspunkte der kürzesten Verbindungslinien zwischen sämtlichen habsburgischen Ländern. Jenseit der Wälle entstanden in den sich schnell



225. **Ansicht des Tiefen Grabens in Wien zu Anfang des 18. Jahrhunderts.**
Nach einer gleichzeitigen Zeichnung des S. Kleiner gestochen von J. G. Ringlin.

ausbreitenden Vorstädten schöne Gärten, Adelspaläste und Kirchen, und auch die engen Gassen und kleinen Plätze der inneren Stadt schmückten sich mehr und mehr mit Prachtgebäuden (s. weiter unten).

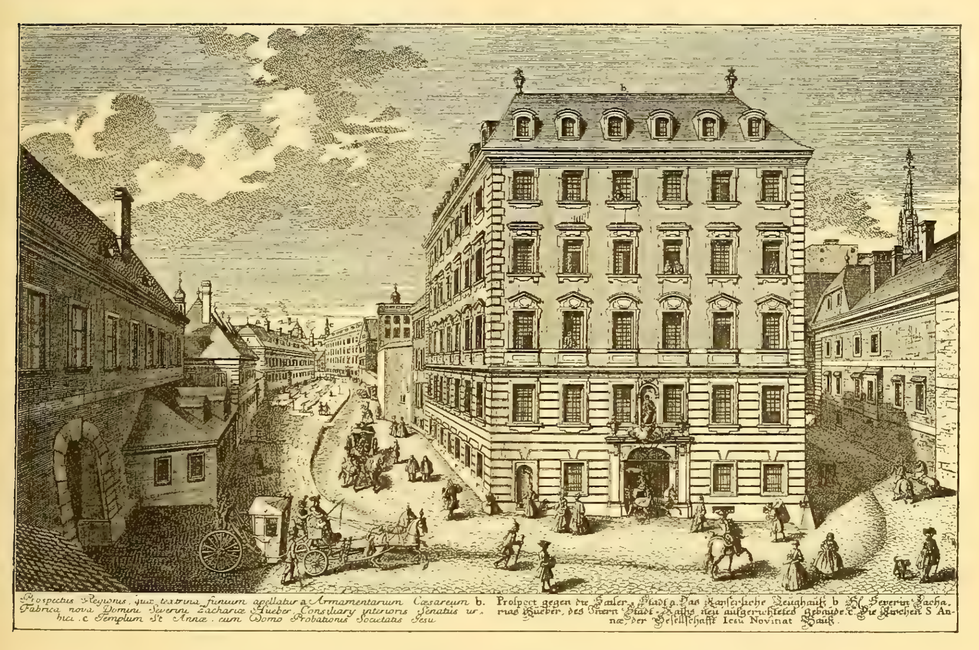
Volkszahl in Deutschland.

Mit dem Wohlstande hob sich in Deutschland auch die Volkszahl, am raschesten ohne Zweifel in Preußen. Noch um 1670—80 zählte es auf der Quadratmeile durchschnittlich nur 919 Einwohner, am wenigsten in Pommern (420), der Neumark (505), Ostpreußen (600) und der Kurmark (656), am meisten im Magdeburgischen (1696), während damals in Schleswig-Holstein 1225, in Hannover 1367, im industriellen Sachsen 2017, in Württemberg 2272, aber auch in Böhmen schon 1590 Menschen auf die Geviertmeile kamen. Aber bis 1740 wanderten in die ostelbischen Provinzen, die geworbenen Soldaten noch nicht einmal mitgerechnet, etwa 150000 Menschen ein. So stieg die Einwohnerzahl der Kurmark von 283000 im Jahre 1701 auf 476000 im Jahre 1740, und die ganze Staatsbevölkerung aber vom Jahre 1713, wo sie

1,65 Million betrug, bis 1740 auf 2,24 Millionen, also auf 1024 Menschen für eine Quadratmeile, wobei das Gebiet nur durch das dünnbevölkerte Vorpommern und die kleinen Erwerbungen des Utrechter Friedens vergrößert worden war. — Österreich, das damals noch keine wirklichen Volkszählungen kannte, hatte um dieselbe Zeit 12 bis 15 Millionen Menschen. Andre Gebiete freilich gingen zurück, wie namentlich die geplagte Pfalz.

Auswanderung.

Trotz der im allgemeinen noch ziemlich dünnen Bevölkerung hatte Deutschland doch auch damals eine verhältnismäßig starke Auswanderung, teils wegen der alten Wanderlust, teils weil hier und da politische, kirchliche und soziale Notstände drückten. Größere Scharen zogen besonders aus Südwestdeutschland schon seit den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts nach Nordamerika hinüber, ohne freilich dem zerrissenen



226. Ansicht der Sailer-Statte zu Wien zu Beginn des 18. Jahrhunderts.

a Kaiserl. Zeughaus. c St. Annakirche, der Gesellschaft Jesu Noviziathaus.

Nach einer gleichzeitigen Zeichnung des S. Kleiner gestochen von J. A. Corvinus.

Mutterlande dort einen gleichberechtigten Anteil an der Besiedelung des zukunftreichen Landes zu sichern (s. oben S. 145), und nach Tausenden zählten die deutschen Edelleute, Handel- und Gewerbtreibende, die Thatendrang, Erwerbstrieb oder Unzufriedenheit nach Rußland u. a. führten (s. oben S. 216).

Die fremde Bildung und das gesellige Leben.

Die fremde Bildung an den Höfen.

Diesem Volke, das so mühselig um die Grundlagen seiner Kultur ringen mußte, fehlte nun auch noch eins, was Frankreich, England, Spanien, sogar das politisch zerrissene und ohnmächtige Italien besaßen, die Einheit seiner Bildung. Zu der alten, bei einem modernen Kulturvolke fast unvermeidlichen Trennung zwischen Gelehrten und Ungelehrten, die unter anderm das Absterben des volkstümlichen Rechtslebens verschuldet hatte, trat, dank dem tiefen Stande des Nationalbewußtseins, schon seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts, eine neue Scheidewand durch das Eindringen der über-

legenen fremden romanischen Bildung. Sie fiel mit der ersten keineswegs zusammen, denn gerade die eigentliche Gelehrtenzunft stand jenem fremden Bildungswesen lange mehr ablehnend als zustimmend gegenüber; es ergriff vielmehr vor allem die höfischen und adligen Kreise, und einen Teil des höheren Bürgerstandes, deren hochmütige Ausschließlichkeit dem „Volke“ gegenüber dadurch noch verstärkt wurde. Dieser fremde Einfluß machte sich von zwei Seiten geltend: für das protestantische Deutschland kam er aus Frankreich durch Vermittelung der Reformierten, für den katholischen Süden aus Italien und Spanien in Verbindung mit der Gegenreformation. Daher ergriff die französische Bildung zuerst den pfälzischen Hof. Schon unter Friedrich V. war die Hofsprache in Heidelberg durchaus französisch, denn der junge Kurfürst hatte seine Erziehung am Hofe des Herzogs von Bouillon in Sedan genossen (s. Bd. VI, S. 156) und verkehrte mit seiner englischen Gemahlin nur in französischer Sprache; ja bereits im Jahre 1613 bediente sich derselben seine Kanzlei in einer Denkschrift, die sie dem Reichstage von Regensburg überreichte. Noch in Münster und Osnabrück wurde jedoch auf Lateinisch oder in den Landessprachen verhandelt; erst mit dem zunehmenden politischen Übergewichte Frankreichs unter Ludwig XIV. kam auch der Anspruch der französischen Diplomaten, mit deutschen Höfen französisch zu verkehren, und immer mehr deutsche Fürsten und Edelleute gaben ihrer Bildung den letzten Schliff durch die „Kavalierstour“ nach Paris und den Hauptstädten des romanischen Westeuropa. Die Aufnahme zahlreicher flüchtiger Hugenotten führte dann in dieser Richtung weiter. Anderseits lockte auch viele bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts das prunkvoll heitere Leben Venedigs; namentlich den Karneval verlebten gern deutsche Fürsten, auch evangelische, in der Lagunenstadt, wie ihrer z. B. im Jahre 1687 nicht weniger als zwanzig gezählt wurden (s. Bd. VI, S. 370 ff.). Damals gingen mit Annahme französischer Sitte und Sprache die welfischen Höfe allen andern voran. Schon Herzog Heinrich Julius von Braunschweig (1564—1613, s. Bd. VI, S. 72) machte seine Studien in Paris, Blois und Orléans, der Hof von Celle war seit der Vermählung Georg Wilhelms mit Eleonore d'Olbreuse (1666, s. S. 287) so ganz französisch, daß ein Franzose sich bei Tafel die unverschämte Bemerkung erlauben durfte, der Herzog sei hier der einzige Fremde. Unter dem Einflusse Sophias von der Pfalz nahm der Hof zu Hannover ganz denselben Charakter an (seit 1698), durch Anton Ulrich, der selbst französische Romane schrieb, auch der braunschweigische Hof. Von Hannover aus verpflanzte dann die Tochter jener Sophia, Sophie Charlotte, die sich selbst eine Zeitlang in Versailles aufgehalten hatte, die französische Bildung nach Berlin, so daß der preußische Hof Friedrichs III. vorübergehend ganz dasselbe Gepräge annahm, zumal zahlreiche französische Gelehrte hier eine Zuflucht fanden. Ihm voran ging noch Dresden seit Johann Georg II. (s. S. 294 f.), um dann unter August dem Starken alle andern deutschen Fürstenhöfe weit zu übertreffen. In Wien überwog naturgemäß italienische und spanische Sitte, letztere namentlich seit Karl VI. Die Gegenströmung, die sich schon seit 1617 in den sogenannten Sprachgesellschaften erhob, war an sich nicht stark genug, wurde auch durch den Dreißigjährigen Krieg gehemmt (s. unten), und wenig frommte es, wenn etwa Friedrich von Logau seine Landsleute mahnte:

> „Diener tragen in gemein jhrer Herren Leiverey;
> Soll's dann seyn, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sey?
> Freyes Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Kriecherey.“

Doch der Einfluß Frankreichs bestimmte nicht bloß die Sprache der Höfe, wie der Edelleute, sondern das Vorbild Ludwigs XIV. reizte auch jeden kleinen Landesherrn an, ihn in jeder Beziehung nachzuahmen. Die Vorfahren hatten noch patriarchalisch regiert, schlecht und recht gelebt, gejagt und gezecht (s. Bd. VI, S. 70); jetzt wollten

die Fürsten unumschränkt gebieten wie der „große König". „Ich bin Kaiser in meinem Lande", erklärte Johann Friedrich von Hannover seinen getreuen Ständen. Wie Ludwig XIV. umgaben sich die deutschen Fürsten deshalb mit einem glänzenden Hofstaat wie in Versailles, schlossen sich durch steife Etikette ab, verschwendeten ungeheure Summen in Opern und Balletts, in Maskeraden („Wirtschaften") und Jagden, erbauten sich Lustschlösser in französisch angelegten Parks und hielten sich Mätressen. In mancher Beziehung vollzog sich damit ein notwendiger Fortschritt zu feinerer Bildung; aber nur in wenigen Herren dieser Art lebte das feste Pflichtgefühl, das die Härten dieser Regierungsweise vergessen ließ; die meisten schalteten als Sultane, sittenlos,





227 und 228. Adlige Dame und Edelmann aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.
Nach gleichzeitigen Kupferstichen von A. de Bosse.

willkürlich, gewissenlos. Deshalb stand auch das Volk in seiner großen Masse diesem Staate fremd und mißtrauisch gegenüber, es fühlte nur seinen Druck, nichts von den Fortschritten, die er doch auch vermittelte.

Bildung und Leben des Adels.

Der Adel, jetzt durchweg höfisch geworden, fand bald auch Geschmack an der eleganten Leichtfertigkeit von Versailles und vernachlässigte darüber nicht selten die Bewirtschaftung seiner herabgekommenen Güter. Aber er streifte auch etwas von der alten Sittenroheit ab und betrachtete den Mangel höherer Bildung nicht mehr als Vorrecht seines Standes. Zwischen Edelmann und Edelmann war freilich ein großer Unterschied. Der wohlhabende Grundbesitzer lebte, falls er nicht etwa zu Hofe fuhr, ein streng geregeltes Dasein in einem vielleicht neugebauten, oft immer noch von einem Graben umgebenen Landhause, hielt auf schöne Waffen, Pferde und Jagdhunde, kümmerte sich auch etwas um die Bewirtschaftung seiner Güter, wie seine Frau um die Küche, sandte vielleicht seine Söhne, die ein armer Kandidat erzogen, auf die „Akademie" oder nach Paris und ins Heer des Kaisers. Die große Masse des kleinen Landadels

befand sich herzlich schlecht. Gewöhnlich waren die Herren verschuldet, die Wälder verwüstet, der Viehstand lückenhaft, der Ackerbau lohnte wenig, und das Geld war teuer; eine Mißernte, ein Viehsterben überstand selten einer. Verarmte sanken dann wohl zu „Krippenreitern“ herab, die in „Koppeln“ vereinigt durchs Land ritten, schmarotzend und rauflustig, roh und feig, eine Plage aller anständigen Leute bis gegen 1700. Aber das Gefühl, einem durch Steuerfreiheit, Hoffähigkeit und Besitz bevorrechteten Stande anzugehören, teilten sie mit dem vornehmsten Edelmann. Zu dieser privilegierten Klasse drängten sich auch ehrgeizige Leute des reicheren Bürgerstandes, sie kauften sich am kaiserlichen Hofe einen Adelsbrief (daher „Briefadel“), in Menge besonders seit dem stets geldbedürftigen Ferdinand II.; doch trotz ihres glänzenden, verschwenderischen Lebens galten diese „Pfeffersäcke“ dem alten Adel keineswegs für ebenbürtig, und dem Volke waren sie verhaßt wie einst unter Karl V. die Fugger.

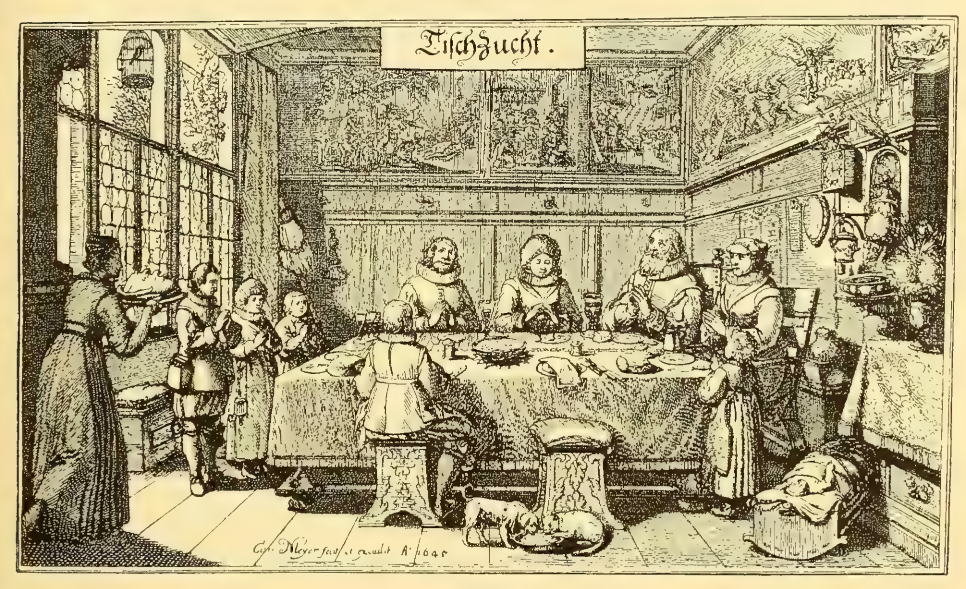
Bürgerliches Leben

Streng geregelt verfloß auch den **Bürgern** das Dasein. Die meisten kamen zeitlebens über ihre Stadt nicht sehr hinaus. Denn man reiste damals nur in Geschäften oder in Bäder, oder wenn man eine Universität besuchte, von der die meisten dann in ihre Vaterstadt zurückkehrten, um dort ein Amt in der Gemeinde, der Kirche, der Schule zu übernehmen. Seltener machte der Sohn eines begüterten Hauses nach dem Vorbilde des Adels eine Bildungsreise etwa nach Italien. Andre traten als Beamte in fürstliche Dienste. Mehr noch von der Welt sahen fast die Handwerker auf ihren Wanderjahren. Im Hause herrschte strenge Zucht und zäh festgehaltene alte Sitte. Der Hausherr eines ansehnlichen Geschlechts hielt seine Familienmitglieder in ehrfurchtsvoller Unterwürfigkeit, auch die Frau selten ausgenommen, und die Gatten gaben sich meist das steife neumodische „Sie“, das sie auch von den Kindern erwarteten. Selten wurde die Ehe aus Neigung geschlossen, sie war vielmehr fast immer der Vertrag zweier Familien, und herzliche Liebe gedieh wohl auch so, aber sie wurde durch den „Respekt“ gedämpft. Zuerst wohl in Gelehrtenfamilien wurde der Verkehr freier und herzlicher. Im Verkehr mit andern hielt jeder streng darauf, die gebührende Ehre zu geben und zu empfangen, und bei Einladungen war der anzuweisende Platz an der Tafel eine Sache von der größten Wichtigkeit, deren Vernachlässigung die peinlichsten Auftritte verursachen konnte. Wohlabgezirkelte Verbeugungen und Knickse, Handküsse und überlegte Anreden spielten auch in diesen Kreisen eine große Rolle. Der gesellige Verkehr, soweit er sich nur von Haus zu Haus bewegte, knüpfte sich mit Vorliebe an allgemeine oder Familienfeste, bei denen es, als sich der Wohlstand gehoben hatte, oft gar hoch herging. Oder es kam eine Truppe, die „Komödie“ aufführte, oder eine „Naturmerkwürdigkeit“, etwa ein Nashorn, farbige Menschen oder dressierte Tiere u. dergl. erfreuten die anspruchslose Gesellschaft. Für Bemitteltere gab es neben den alten Trinkstuben der Handwerker auch schon Kaffeehäuser, „Traiteurs“ und „Italiener“, die auch die Feinschmecker befriedigten, und draußen entstanden öffentliche Gärten. Dazu dauerten die alten Schützenfeste fort, und die Jahrmärkte, namentlich aber die Messen, waren zugleich Feste für vornehm und gering. Dabei wurden die höheren geistigen Interessen nicht vernachlässigt. Es gab damals auch in kleineren Städten viele wertvolle Privatbibliotheken und Kunstsammlungen, und das geistige Leben war dort vielleicht reger als heute, weil sich der erforderliche Apparat leichter beschaffen ließ. Eine Buchhandlung besaß fast jede irgendwie bedeutendere Stadt; sie bildete zu bestimmten Tagesstunden den Sammelplatz der litterati.

Aussehen der Städte.

Noch waren die alten Städte eingeengt zwischen hohen Mauern mit Türmen und tiefen Gräben. In Frankfurt a. M. sah noch der junge Wolfgang Goethe sogar die alte innere Befestigungslinie, die trotz der Stadterweiterung stehen geblieben war; nicht weniger war Regensburg noch 1729 gegen die Landseite hin mit einer doppelten

Mauer umgeben, und im Innern standen noch die alten Streittürme. Die Thore wurden von Stadtsoldaten streng bewacht und abends bei guter Zeit gesperrt. Hinter diesen Mauern erhoben sich jetzt an den alten, engen, unregelmäßigen Gassen vielfach stattliche neue Häuser, die nun die breite Front mit zahlreichen, hohen Fenstern der Straße zukehrten und meist nur für eine Familie berechnet, oft aber noch mit ausgedehnten Höfen und Gärten ausgestattet waren. Aber die Mehrzahl, namentlich die Häuser der Handwerker, zeigten noch die alte schmale Giebelfront. Die Zimmer in den besseren waren jetzt behaglicher und wohnlicher als jemals früher, denn man lebte jetzt wesentlich zu Hause. Schon liebte man es aber auch, Gärten vor den Mauern zu haben, und wie Wien, so umgab sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch das reiche Leipzig mit einem Kranze schöner, ausgedehnter Gärten, die jetzt freilich



229. Inneres eines deutschen Patrizierhauses, mit Tischgesellschaft, um die Mitte des 17. Jahrhunderts.
Nach einem Kupferstiche von C. Meyer auf einem Flugblatte aus dem Jahre 1645.

fast alle längst unter modernen Häusermassen verschwunden sind. Streng hielt ein wohlweiser Rat auf Ordnung und Reinlichkeit in den Straßen; die alte Unsauberkeit war selten mehr zu finden, und vielfach gab es sogar schon Straßenbeleuchtung, so z. B. in Hamburg seit 1675, Berlin seit 1685, Wien seit 1687, Dresden seit 1708.

Verkehr mit der Außenwelt; Tagespresse.

Der regelmäßige Verkehr mit der Außenwelt war noch spärlich. Nicht alltäglich, sondern nur in mehrtägigen oder noch längeren Zwischenräumen brachte die Post von den Hauptplätzen Personen und Briefe; von Dresden nach Berlin ging sie nur aller vierzehn Tage, nach Freiberg, Chemnitz, Zwickau allwöchentlich. Selbst in einer so glänzenden und vielbesuchten Residenzstadt, wie Dresden unter August dem Starken war, kamen z. B. um 1730 auch im Sommer täglich höchstens ein paar Dutzend Reisende „von Distinktion“ an. Die Kenntnis auswärtiger Begebenheiten wurde noch durch wenige selten erscheinende privilegierte Zeitungen vermittelt, wie die „Leipziger Zeitung“ seit 1660 für ganz Kursachsen; daneben bestanden aber schon regelmäßig ausgegebene geschriebene Zeitungen, und der wachsende Verkehr führte endlich zur Begründung gedruckter „Wochenblätter“, die, mit Ausschluß jeder Politik, nur Anzeigen für Handel und

Gewerbe, obrigkeitliche Taxen, Fremdenlisten und Verzeichnisse von Geburten, Trauungen und Todesfällen brachten.

Bäuerliches Leben.

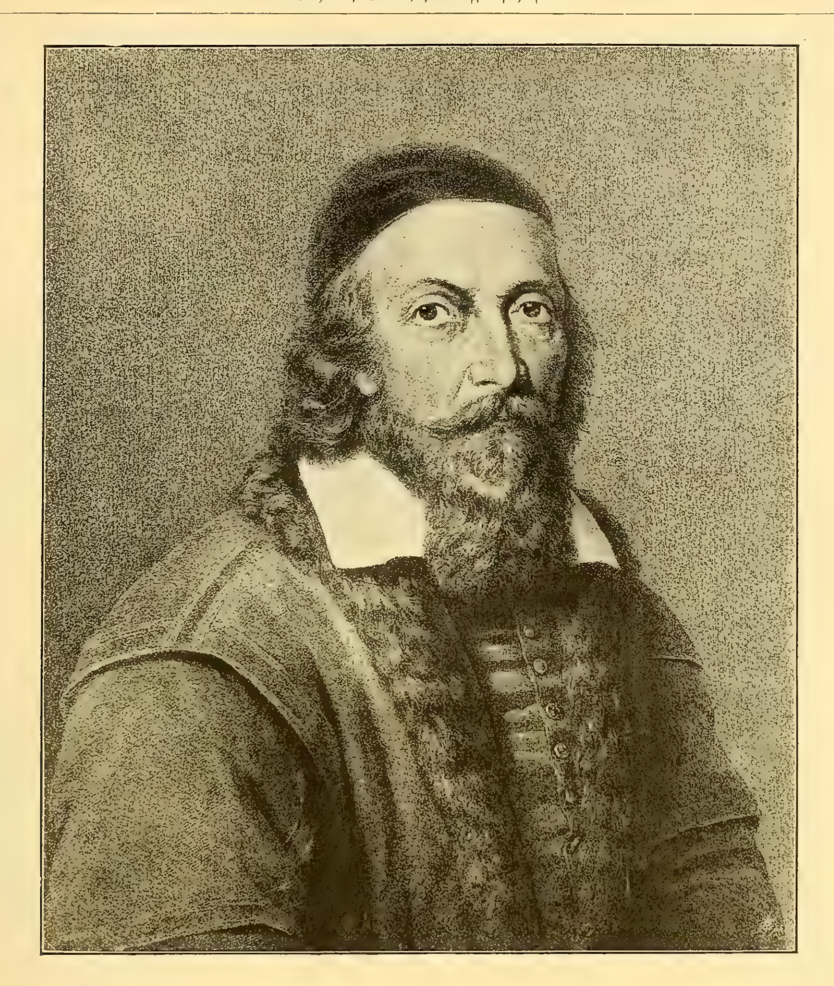
Von dem Bürgerstande waren die Bauern durch eine breite Kluft in Anschauungen und Sitte getrennt. In ihrer Masse lebten sie an die Scholle gefesselt, dürftig und ärmlich in schlechten Hütten aus Lehm und Fachwerk, mit Strohdach und hölzernem Rauchfang, und leisteten gleichgültig oder widerwillig unter der Fuchtel des herrschaftlichen Amtmannes und in beständiger Furcht vor dem gestrengen Junker ihre Frondienste, die ihnen oft wenig Zeit zur Besorgung der eignen Wirtschaft übrig ließen. Ihre Kinder aber, die sie zum Gesindedienst auf den Gutshof schicken mußten, wurden dort zuweilen Opfer brutaler Willkür und Lüsternheit. Selten genug kam es vor, daß ein besonders begabter Bauernknabe die gelehrte Laufbahn einschlagen konnte. Die meisten sahen niemals etwas andres als die heimatliche Flur und an Markttagen vielleicht die nächste Stadt. Abwechselung in dies einförmige Dasein brachten nur die Kirche und die Schenke. Aber ein Dorfpfarrer, der in dem Gutsherrn seinen hochmögenden Patron verehrte und zuweilen die Auszeichnung genoß, an seinem Tische zu essen und seine starken Scherze mit sanftem Lächeln anzuhören, war selten geeignet, die Beschwerden seiner Pfarrkinder zu vertreten, und die Schenke war ein wüster Raum voll Lärm und Tabaksqualm. Noch um 1700 galt der deutsche Bauer im Durchschnitt für roh, diebisch, abergläubisch, tückisch, mißtrauisch und aufsässig, und er war das auch alles, denn er trug die Wunden langer Knechtschaft an seinem Leibe. Dem wohlhabenderen aber sagte man Hochmut und Hoffahrt nach. Es bezeichnet das Verhältnis, daß damals unter den reichen mansfeldischen Bauern ein Sprichwort umlief: „Jungen Sperlingen und jungen Edelleuten soll man beizeiten die Köpfe eindrücken." Erst die allgemeine Wehrpflicht Friedrich Wilhelms I. riß in Preußen den Bauer aus seinem engen Kreise heraus und gab ihm bei aller Härte der Kriegszucht doch auch vielleicht das Bewußtsein, daß er einem großen Ganzen angehöre.

Während also der ständisch-konfessionelle Staat politisch und vielfach auch wirtschaftlich mehr und mehr, freilich keineswegs überall, von dem fürstlichen Staate überwunden wurde, stand er in gesellschaftlicher Beziehung das ganze 18. Jahrhundert hindurch noch aufrecht. Auf dem platten Lande herrschten die Edelleute, in den Städten die Patrizier, in beiden neben ihnen die Geistlichkeit beider Konfessionen, die dem Volke Unterwürfigkeit unter die herrschenden Stände als Gebot Gottes predigte.

Schule, Kirche, Wissenschaft.

Pädagogische Reformversuche.

Diesen Verhältnissen entspricht genau der Zustand des Unterrichtswesens. Es fehlte allerdings in der schlimmsten Zeit nicht an kühnen Verbesserungsvorschlägen, vor allem in bezug auf die Methode. Den Anfang damit machte der Holsteiner Joh. Wolfgang Ratich (1571—1635). Im Jahre 1613 übergab er auf dem Wahltage zu Frankfurt a. M. „dem Deutschen Reiche" eine Denkschrift über die Notwendigkeit, das Deutsche beim Unterricht mehr zu berücksichtigen; dann gewährte ihm Ludwig von Anhalt-Köthen, der Gründer des Palmenordens, im Jahre 1618 die Möglichkeit, in Köthen eine Schule nach seinem Sinne einzurichten, von deren sechs Klassen die drei untersten nicht, wie sonst überall, das Latein, sondern das Deutsche als Unterrichtssprache hatten, und in Anlehnung an Luthers Bibelübersetzung nicht nur die Kenntnis der Grammatik, sondern auch der „Sachen" sich erwerben sollten. Weit umfassender waren die Reformpläne des großen Amos Comenius (Komensky) aus Mähren (1592—1670), trotz des unstäten Lebens in Mähren, Lissa, England, Schweden, Amsterdam, zu dem die Stürme des Dreißigjährigen Krieges diesen treuen Anhänger



230. Amos Comenius.
Nach einem gleichzeitigen Originale lithographiert von C. Sußnapp.
(Berlin, E. H. Schröder.)

der böhmischen Brüdergemeinde zwangen. In seinen zahlreichen Schriften (am berühmtesten ist der „Orbis pictus“ vom Jahre 1657, das erste Bilderlesebuch) forderte er die Förderung der lebendigen Anschauung, eine folgerichtige, systematische Durchbildung des gesamten Unterrichts von der Volksschule („Mutterschule“) bis zur Universität, und ein leichtes, schnelles, den Schüler stets zur Selbstthätigkeit anregendes Verfahren. Dabei drang er auf stärkere Berücksichtigung der Muttersprache und der bis dahin gänzlich vernachlässigten körperlichen Erziehung und war doch weit entfernt von der Schwäche vieler Pädagogen, der Methode allein zu vertrauen, vielmehr würdigte er vollständig den persönlichen Einfluß des Lehrers wie den des häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Lebens. Doch so gesund und weise diese Gedanken auch

waren, so warme Anerkennung Comenius auch in England und Schweden fand, durchzudringen vermochten sie noch nicht.

Die evangelische Volksschule.

Von einer durchgreifenden Organisation der Volksschule in unserm Sinne war damals thatsächlich nirgends die Rede. Die Reformation hatte sie grundsätzlich gefordert und in den protestantischen Gebieten auch teilweise durchgesetzt, aber wenigstens auf dem platten Lande war sie durch den Dreißigjährigen Krieg ganz verschwunden oder verkümmert. Der Schullehrer verwaltete sein Amt im Nebenamt seiner kirchlichen Stellung als Küster oder — wie in Württemberg — als Gerichtsschreiber und wurde gewöhnlich, wie der Hirt oder Nachtwächter, nur auf ein Jahr von der Gemeinde gewählt, so daß sein Ansehen sehr unsicher war. Gelegentlich erteilte auch irgend ein Handwerker den notdürftigsten Unterricht. Schulhaus und Einkommen waren erbärmlich, an die Fürsorge für Witwen und Waisen der Lehrer dachte niemand, und da es an Mitteln fehlte, so war der Unterricht selbst elend und der Besuch unregelmäßig und lückenhaft, vielfach auf die Wintermonate beschränkt. Unter den ersten deutschen Fürsten, die an eine Neugestaltung dachten, war der treffliche Herzog Ernst von Gotha (s. oben S. 302). Auf Grund einer Kirchen- und Schulvisitation im Jahre 1641 ließ er durch den Schleusinger Rektor Andreas Reyher, der die Grundsätze des Ratichius und Comenius in sich aufgenommen hatte, 1642 den berühmten „Schulmethodus" ausarbeiten, der die Unterrichtsziele der einzelnen Schulklassen, die Gegenstände (darunter auch Erdkunde, Naturkunde, „Meßkunst"), die Behandlungsweise, die Pflichten der Lehrer und Schüler aufs genaueste vorschrieb, sorgte für neue bessere Lehrbücher, führte die Schulpflicht ein, ließ neue Schulhäuser erbauen und verbesserte die Besoldung. Da er zwei Drittel des sächsisch-ernestinischen Thüringen beherrschte und auch Sachsen-Weimar sich ihm anschloß, so wurde Ernst der Reformator des Volksschulwesens fast für ganz Thüringen, und weithin wirkte später die von ihm gegebene Anregung, obwohl unter seinen Nachfolgern, die das ansehnliche Gebiet zerstückelten, das thüringische Schulwesen von der erreichten Höhe bald wieder herabsank.

Wie weit Herzog Ernsts Reformen seiner Zeit vorauseilten, beweisen unter andern die gleichzeitigen Zustände in Brandenburg-Preußen. Bis auf Friedrich Wilhelm I. gab es hier Volksschulen nur in den Städten, auf dem platten Lande so gut wie gar nicht. Der Große Kurfürst erließ zwar 1662 eine Aufforderung an die Kirchengemeinden, „hier und da" Schulen zu errichten, aber Frucht wird sie ebensowenig getragen haben, wie eine schon 1652 vom Administrator August für Magdeburg ergangene. Selbst in dem klassischen Schullande Württemberg sah es kaum besser aus. Die Generalsynode von 1649 schrieb allerdings die Schulpflicht vor, aber es bleibt sehr fraglich, ob mit wirklichem Erfolge. Ähnlichen Verfügungen oder auch wirklichen Schulordnungen begegnet man auch sonst vielfach auf protestantischem Boden.

Die katholische Volksschule.

Daß die katholischen Lande hinter diesen Zuständen wesentlich zurückgeblieben seien, wird sich schwerlich behaupten lassen. Gerade in den geistlichen Stiftslanden treten vielmehr oft genug Bemühungen um das Volksschulwesen hervor, so in Münster unter dem kriegerischen Bischof Christoph Bernhard von Galen, in Trier, wo schon 1685 die Schulpflicht eingeschärft wurde, in Würzburg, wo 1695 eine Schulordnung erschien. In Österreich gab es Volksschulen zwar in den größeren Städten, zum Teil übrigens Privatanstalten (sogenannte Winkelschulen), aber auf dem Lande fehlten sie ganz, z. B. im überwiegend slawischen Krain, oder, wo sie vorhanden waren, da waren sie an die Pfarrkirchen gebunden, und bei dem großen Umfange der meisten Pfarreien für die Mehrzahl der Kinder viel zu weit entfernt, um nur einigermaßen

regelmäßig besucht werden zu können. Die Lehrer waren hier fast überall die Küster, die Ergebnisse des Unterrichts höchst mangelhaft.

Die protestantischen Lateinschulen.

So geschah für die beherrschte und dienende große Masse des deutschen Volkes während des ganzen 17. Jahrhunderts nur an wenigen Punkten etwas Durchgreifendes, und so blieb es meist bis tief ins achtzehnte hinein, in Österreich bis auf die spätere Zeit Maria Theresias. Weit besser war es doch mit dem höheren Schulwesen bestellt, auf das seit der Reformation die Fürsten und Stadtgemeinden im protestantischen Deutschland die größte Sorgfalt verwandt hatten (s. Bd. V, S. 408 f.). Der Dreißigjährige Krieg hatte freilich auch diesen Stiftungen übel genug mitgespielt.



231. Eine Knabenschule in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Abraham de Bosse.

Die Fürstenschule Meißen z. B. mußte 1632 zeitweilig den Unterricht ganz einstellen; in Schulpforta, das freilich dicht an einer großen Heeresstraße liegt, mußten während des Jahres 1639 die Schüler achtmal entlassen werden oder fliehen; die Klosterschule Roßleben verödete in demselben Jahre auf Jahrzehnte vollständig, dasselbe Schicksal hatte für einige Zeit Grimma. Aber Pflichtbewußtsein und Ausdauer vieler Rektoren wußten doch die Schüler immer wieder zusammenzubringen, den Unterricht in Gang zu setzen, und bald nach dem Frieden begann eine eifrige Wiederherstellungsarbeit. So wurde z. B. Roßleben 1675 wieder erneuert, die herabgekommene Domschule in Halberstadt 1674, ebenso die beiden alten Berliner Gymnasien (s. Bd. VI, S. 700). Manche Neugründungen kamen hinzu, wie z. B. das simultane Friedrich-Werdersche Gymnasium in Berlin (1681) und die Lateinschulen, die sich an die 1709 den Evangelischen in Schlesien bewilligten „Gnadenkirchen“ anschlossen (s. oben S. 200). Bald hob sich unter tüchtiger Leitung der Besuch wieder, und auch aus fernen Gegenden, sogar aus dem Auslande, kam wieder starker Zuzug, namentlich wenn der Name eines bedeutenden Rektors lockte. Dagegen veränderten sich die äußeren und inneren Einrichtungen wenig.

Die Schulen blieben mit geringen Ausnahmen Stadt- oder Stiftungsanstalten und waren unter sich ohne Zusammenhang; der Staat that direkt für sie wenig, die Gebäude waren fast überall alte Klöster, oft mit schlecht beleuchteten und schwer heizbaren Räumen; die Lehrer, meist Theologen, bezogen ihre kärglichen Besoldungen vom Schulgelde, vom Kirchendienst und einigen Zuschüssen der Gemeinde, und die kirchlichen Verrichtungen nahmen bei ihnen wie bei den Schülern einen großen Teil der Zeit in Anspruch. Der Unterricht, gewöhnlich in sechs Klassen von ebensoviel Lehrern erteilt, widmete besondere Sorgfalt der gedächtnismäßigen Einübung des Katechismus und weiterhin eines dogmatischen Handbuchs, aber weitaus die Mehrzahl der Stunden dem Latein, und noch immer handelte es sich dabei durchaus nicht um Einführung in das Wesen des Altertums oder auch nur in das Verständnis der Schriftsteller, sondern um die grammatische, rhetorische und logische Behandlung des Textes als Anleitung zur Anfertigung von oratorischen Prunkstücken und Versen; selbst die Unterrichtssprache war wenigstens in den oberen Klassen noch durchweg lateinisch. Die Muttersprache wurde vernachlässigt, so daß noch 1709 A. H. Francke in Halle über das schlechte Deutsch seiner Studenten klagte. Das Griechische trieb man entweder gar nicht oder nur des Neuen Testaments halber in wenigen Stunden; die Realien und modernen Sprachen fehlten ganz oder waren auf die sogenannten Privatstunden verwiesen. Dafür legte man großen Wert auf regelmäßige lateinische Disputationen. Das Schwergewicht fiel dabei durchaus auf die oberen Klassen; die unteren ersetzten meist eine Volksschule, waren oft in den Händen mangelhaft vorgebildeter „Schulkollegen" und wurden deshalb von den Söhnen besser gestellter Familien fast gar nicht besucht; vielmehr ließen sich diese meist durch Hauslehrer zum Eintritt in die Oberklassen vorbereiten, wenn sie diesen Bildungsgang nicht überhaupt vorzogen. Was die Schule konnte, das trat dann bei festlichen Gelegenheiten in ausgedehnten Redeakten und an vielen Anstalten auch in Schulkomödien hervor. Es war also eine durchaus formale und sehr einseitige Bildung; aber auch damals gab es in engen und oft ärmlichen Verhältnissen neben geistloser Pedanterie auch viel treuen Fleiß; bedeutende Rektoren kannten, da sie von allgemeinen Vorschriften wenig behelligt wurden, sehr frei schalten, und obwohl die Schule keinen großen Mann machen kann, so darf man einen Unterricht, aus dem Männer wie Pufendorf und Leibniz, Paul Gerhardt und Gellert, Klopstock und Lessing hervorgegangen sind, doch auch nicht unterschätzen.

Ritterakademien u. akademische Gymnasien.

Aber allerdings, für manche Bedürfnisse genügte er nicht. Die Erziehung für die höfische Welt forderte ebenso ihr Recht, wie das lebendige, rasch anwachsende Interesse der Zeit an den Realien. Hier und da mußte der Rektor einer bescheidenen Stadtschule in seinen „Privatstunden" solchen Anforderungen zu entsprechen, und dann zog er wohl auch adlige Schüler in Menge heran, wie z. B. den als Dramatiker bekannten Chr. Weiße in Zittau (s. unten); aber es entstanden auch ganz neue Schularten. Ganz unmittelbar für den Adel waren die sogenannten Ritterakademien bestimmt, die seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts auftauchten, so in Kassel schon 1617, in Kolberg 1653, in Lüneburg 1655, in Wolfenbüttel 1687, in Brandenburg 1704, in Liegnitz 1708 u. s. w. Sie wollten die modernen Sprachen, auch das Deutsche, lehren und daneben in Moral, Politik, Geschichte, Erdkunde, Mathematik, Jurisprudenz und noch einiges andre einführen, trugen also einen halbakademischen Anstrich. Einen ähnlichen Zweck, aber für weitere Kreise, verfolgte eine Schulgattung, die sich als Gymnasium illustre oder academicum bezeichnete und gewöhnlich von Fürsten, nicht immer durch Neugründung, sondern auch durch Weiterbildung einer alten Lateinschule ins Leben gerufen wurde, so in Hamburg 1613, in Bayreuth 1664, in Stettin 1667, in Stargard 1668, in Stuttgart 1684 (als Ergänzung zu den alten

Klosterschulen), in Kassel 1709 u. s. f. Die Erfolge entsprachen meist nicht den Erwartungen, weil man den jugendlichen Köpfen zu vielerlei zumutete.

Die katholischen Ordensschulen.

Die höheren Schulen der katholischen Lande hatten den großen äußeren Vorzug vor den meisten protestantischen, daß sie reichlicher ausgestattet waren, aber den inneren Nachteil, daß sie sich viel weniger frei bewegen durften. Beides ergab sich aus ihrem Zusammenhange mit großen Ordensgenossenschaften. Die älteren Orden, namentlich die Benediktiner, hatten allerdings ihre Unterrichtsthätigkeit keineswegs vergessen und nahmen sie im 17. Jahrhundert vielfach wieder kräftig auf. So übergab z. B. Marx Sittich von Embs, Erzbischof von Salzburg, das von ihm 1618 begründete „Gymnasium" den Benediktinern; die ehrwürdige steierische Abtei Admont erweiterte um 1650 ihre Klosterschule zu einem Gymnasium, 1711 sogar zu einer philosophisch-theologischen Lehranstalt, die Abtei St. Blasien im Schwarzwalde behauptete durch ihr Unterrichtswesen weithin in Schwaben großes Ansehen, und die Benediktiner von Zwiefalten begründeten noch 1685 eine bedeutende Schule in der Reichsstadt Ehingen. Allein obwohl die deutschen Klöster dieses ältesten aller Mönchsorden unter der Leitung von St. Blasien eine geschlossene Kongregation bildeten, sie konnten es in Deutschland so wenig wie gleichzeitig in Frankreich (s. Bd. VI, S. 605) mit der gewaltigen, von den Landesherren besonders begünstigten Macht der Jesuiten aufnehmen, die seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auch im katholischen Deutschland das höhere Unterrichtswesen ganz überwiegend beherrschten (s. Bd. VI, S. 97 f.). Der Zweck und die Art ihres Unterrichts wurden nach wie vor durch die Ratio Studiorum vom Jahre 1586 bestimmt (s. Bd. V, S. 434) und änderte sich nie. Also blieb, wie in den protestantischen Lateinschulen, der Hauptzweck des Unterrichts die Beherrschung des Lateinischen, daneben standen Rhetorik, Logik, Dialektik und etwas Mathematik; die Muttersprache wurde völlig vernachlässigt, das Griechische fast gar nicht gelehrt. Die Ergebnisse waren trotzdem auch im Latein ziemlich dürftig, weil allmählich, besonders seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts, gewöhnlich die am wenigsten tauglichen und jüngeren Ordensbrüder nach einer durchaus ungenügenden Vorbildung als Lehrer kommandiert wurden und obendrein fast jährlich wechselten, so daß jede Stetigkeit aufhörte. Für solche schwere Übelstände konnte die noch immer eifrig gepflegte Schulkomödie, die übrigens auch die Benediktiner nicht verschmähten, keinen Ersatz bieten. Dazu kam nun eine immer mehr verschärfte äußerliche kirchliche Dressur, die darauf berechnet war, den Willen zu brechen. Sie konnte keine männlichen Charaktere, sondern nur Fanatiker oder Frömmler oder auch oberflächliche Menschen erziehen und schloß doch arge Unsittlichkeit sogar im Verkehr von Lehrern und Schülern keineswegs aus. So sank allmählich der Ruf der Jesuitenschulen; selbst die k. k. Hofkanzlei beschwerte sich 1735 nachdrücklich über ihre Lehrweise, und wenn sie trotzdem an Schülerzahl nicht viel einbüßten, so erklärt sich das viel mehr aus dem Mangel an andern höheren Unterrichtsanstalten als aus inneren Vorzügen.

Einrichtungen und Leben der Universitäten.

Die Universitäten wurden noch während des ganzen 17. Jahrhunderts um eine stattliche Anzahl neuer Gründungen vermehrt, und zwar waren dies überwiegend katholische Anstalten, im Reiche meist bischöfliche, Paderborn 1615, Salzburg 1623, Bamberg 1648, in Österreich landesherrliche, Linz 1646, Innsbruck 1672, Breslau 1695 (1702), und Landesobrigkeiten waren die Stifter auch der protestantischen Hochschulen, Rinteln 1621, Altdorf bei Nürnberg 1622 (bis dahin gehobenes Gymnasium), Duisburg 1655, Kiel 1665. Die evangelischen waren wesentlich für ein abgegrenztes Gebiet bestimmt, mehr reine Landesanstalten als die katholischen, die bei dem weltbürgerlichen Charakter ihrer Kirche sich immer weiteren Kreisen öffneten; in Salzburg studierten z. B. zahlreiche junge Edelleute nicht nur aus dem katholischen Deutschland,

sondern auch aus Ungarn, Polen und Italien. Aber die Universitäten beider Glaubensgenossenschaften waren streng konfessionell, etwa Heidelberg ausgenommen (s. S. 304). Die katholischen wurden überwiegend von den Jesuiten geleitet und hatten meist nur zwei Fakultäten, die philosophische und theologische, wie selbst die ältere Grazer Hochschule; dagegen war Salzburg eine vollständige Universität und den Benediktinern übergeben worden, gewissermaßen eine gemeinsame Unternehmung der meisten süddeutschen und österreichischen Benediktinerklöster, deren sich 41 im Jahre 1654 zur gemeinsamen Unterstützung dieser Hochschule verpflichteten, wie sie denn auch, ebenso wie viele Stifter der Augustinerchorherren, Cistercienser und Prämonstratenser aus ganz Deutschland, der Schweiz, Polen und Ungarn ihre Ordensbrüder dort studieren ließen. In ihrer Verfassung stimmten alle damaligen Hochschulen wesentlich überein (s. Bd. V, S. 168); auch ihre besondere Gerichtsbarkeit hatten sie behauptet. Dagegen hatten die evangelischen die Kollegien und Bursen, die sich übrigens immer auf die philosophische (artistische) Fakultät beschränkt hatten, fast ganz aufgegeben und begnügten sich mit Konvikten. Die katholischen hielten sie teilweise fest (Salzburg besaß drei Kollegien) und suchten außerdem die Studenten durch fromme Bruderschaften, wie namentlich die von den Jesuiten besonders beförderte marianische Sodalität, in stramme kirchliche Zucht zu nehmen. Daß dies grobe Ungebührnisse verhindert habe, wird sich schwerlich behaupten lassen; die Jahrbücher der Jesuitenuniversität Graz wenigstens berichten namentlich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts fast Jahr für Jahr von groben Ausschreitungen der Studentenschaft, Raufereien unter sich und mit den Bürgern und Roheiten aller Art. Aber das war dieselbe Zeit, in der sich unter dem verwildernden Einflusse des Dreißigjährigen Krieges auf den evangelischen Hochschulen das greuliche Unwesen des sogenannten Pennalismus breit machte. Es scheint von der den Deutschen eigentümlichen, von den Behörden sogar anerkannten akademischen Unsitte der Deposition (Fuchstaufe) ausgegangen zu sein. Die älteren Studenten, die sogenannten Schoristen, verbanden sich zu Landsmannschaften (Nationen) unter Senioren, die wieder einen Zusammenhang über alle Universitäten unterhielten, und quälten („schoren") die neu eintretenden Studenten, die „Pennäler", in der raffiniertesten und rohesten Art, zwangen sie zu den niedrigsten und oft ekelhaftesten Dienstleistungen und führten selbst ein widerwärtig rohes Sauf- und Raufleben in einer kaum begreiflichen Völlerei und Unfläterei. Die Universitäts- und Landesbehörden waren gegen den Unfug eines so festgeschlossenen Kreises lange Zeit machtlos, auch ein Reichstagsbeschluß 1654 half nichts, erst die Landesregierungen griffen energisch durch, zuerst in Württemberg 1655, dann in Sachsen 1660, endlich 1662 auch die andern, und machten nach fünfzigjähriger Herrschaft dem Pennalismus ein Ende. Aber die Landsmannschaften erhielten sich trotz mancher Unterdrückungsversuche und ebenso die Deposition, diese auch an den meisten katholischen Hochschulen, und das akademische Leben blieb an manchen Universitäten noch lange herzlich roh. In Jena z. B. sah man noch am Anfange des 18. Jahrhunderts „jene Raufbolde durch die Straßen ziehen, an der Seite den Raufdegen mit dem tellergroßen Stichblatt, welche bei der leisesten Berührung ihres Ehrgefühls aus der Scheide flogen. Sie bankettierten auf öffentlichem Markte, sie duellierten sich am hellen Tage vor den Häusern der Geistlichen, sie hielten während des sonntäglichen Gottesdienstes ihre Aufzüge zu Fuß und zu Roß, sie spielten und tumultuierten Tag und Nacht." Kollegien besuchten sie nur, um Gelegenheit zur Anknüpfung ihrer Raufereien zu finden oder um unbeliebte Lehrer zu quälen.

Die Fakultätsstudien.

Unter den Fakultäten stand seit dem 16. Jahrhundert bei beiden Konfessionen die theologische voran, weil dies Studium jetzt allen Geistlichen zur Pflicht gemacht wurde, und bei Protestanten wie bei Katholiken war der Charakter des Studiums

unter dem Einflusse der kirchlichen Kämpfe gleichmäßig scholastisch. Beide, die katholische wie die lutherische Theologie, glaubten die ganze Wahrheit zu besitzen, wie einst die mittelalterliche Scholastik; daher priesen Leipziger Professoren den Jesuiten Suarez als den Papst der Metaphysiker, seine Ordensgenossen Escobar und Mariana als Säulen der Kirche, Thomas von Aquino als Fürsten der Moralisten. Natürlich beschränkten sich diese Herren auch auf die Sammlung und Überlieferung des vorhandenen Stoffes in schwerfälligen, pedantischen Vorträgen. Dabei kam es im wesentlichen auf die Begründung der Glaubenslehre an; die Auslegung der biblischen Schriften stand dahinter so zurück, daß z. B. in Jena in den Jahren 1656, 1688 bis 1690, 1695 Vorlesungen derart gänzlich fehlten und auch in Leipzig Jahre vergingen, ehe ein Kollegium darüber gelesen wurde. Aber auch die übrigen Wissenschaften huldigten mehr oder weniger derselben Methode. Die Philosophie beherrschte Aristoteles wie vor Luther, die Rechtswissenschaft das Corpus juris; doch beschränkten sich wenigstens jetzt die Vorträge nicht mehr auf die Erklärung des Textes, sondern behandelten die einzelnen Zweige der Rechtswissenschaft im Zusammenhange. Das philologische Studium beschränkte sich wesentlich auf das Lateinische und gab hier die kleinlichste Worterklärung ohne Eingehen in den Zusammenhang und den Geist des Schriftstellers; die Professur des Griechischen war mit der für orientalische Sprachen verbunden, weil es fast nur des Neuen Testaments wegen getrieben wurde, und der Zweck war nach wie vor die „Imitation" der Lateiner in Vers und Prosa, in „Poesie und Eloquenz". Etwas freier und selbständiger entwickelte sich nur die Medizin, weil sie sich mehr und mehr auf die Anatomie, also auf die eigne Beobachtung gründete. Aber die theoretischen Vorlesungen über Hippokrates und Galenus nahmen noch immer einen breiten Raum ein. Großes Gewicht legte man ferner noch auf die Disputationen, und in allen Fächern war das Lateinische die alleinige Lehrsprache.

Alles in allem betrachtet, blieb also der Betrieb der Wissenschaften auf den deutschen Universitäten hinter den Forderungen der Zeit weit zurück, und gegen Ende des 17. Jahrhunderts waren sie deshalb als veraltete Anstalten ziemlich allgemein gering geachtet. Das Cliquenwesen der unter sich eng versippten Professorengeschlechter wußte aber auch das Eindringen neuer frischer Kräfte wirksam zu verhindern.

Die weltlichen Wissenschaften.

Daher bewegte sich denn auch die Wissenschaft, soweit sie von den Universitäten abhing, im ganzen schwerfällig in den gewohnten Bahnen weiter. Es ist die Zeit der Vielwisser (Polyhistoren), jener unendlich gelehrten und unbegreiflich fleißigen Männer, die ungeheuren Stoff sich oft aus den verschiedensten Fächern angeeignet hatten und in riesigen Folianten aufhäuften, aber ihn selten zu durchdringen vermochten. So umfaßte das Verzeichnis der unter seinem Namen erschienenen Arbeiten des in Medizin, Recht, Geschichte, Politik und Volkswirtschaftslehre gleich bewanderten Ostfriesen Hermann Conring in Helmstedt (1606—81) nicht weniger als 60, teilweise sehr umfängliche Werke, und mit Recht hieß er eine „lebendige Bibliothek" oder ein „wandelndes Museum". Von seiner Art ist er zweifellos einer der begabtesten, denn er war keineswegs ein bloßer Sammler, sondern er besaß einen fast untrüglichen Blick für das Wesentliche eines Stoffes bei oft sehr mangelhaftem Material und bahnte daher in mehreren Punkten wichtige Fortschritte der Erkenntnis an. In seinem Hauptwerke „De origine juris Germanici" (1643) wurde er der Begründer der deutschen Rechtswissenschaft, indem er, der herrschenden Ansicht der Juristen entgegen, nachwies, das römische Recht sei niemals in Deutschland gesetzlich angenommen worden, sondern habe erst seit dem 15. Jahrhundert allmählich durch die römisch gebildeten Juristen Eingang gewonnen. Ebenso stellte er in dem Buche „De finibus imperii Germanici libri II." (1654) die staatsrechtlichen Grundlagen der deutschen Gebietsgestaltung um-

fassend dar und brach zuerst die Bahn zu einer wirklichen Urkundenwissenschaft. Eine mehr zusammenfassende, als neu schaffende Arbeit lieferte der Leipziger Johann Benedikt Carpzov (1595—1666), indem er das Strafrecht auf Grund der Carolina und der Sprüche des Leipziger Schöppenstuhles, also mit Heranziehung deutschrechtlicher Bestandteile für lange Zeit theoretisch abschloß. Die Geschichtschreibung steckte noch ganz in der scholastischen Anschauung von den vier Weltreichen nach dem Buche Danielis Kap. 7, behandelte also die mittelalterliche und neuere Geschichte nur als Fortsetzung der römischen. Nur unzünftige Historiker wagten einen Stoff zuweilen selbständig herauszugreifen und sogar deutsch zu schreiben, wie der Österreicher Graf Franz Christoph Khevenhüller in seinen fleißigen und umfänglichen, obwohl nichts weniger als unbefangenen „Annales Ferdinandei" (1578—1637) und auf der andern Seite Philipp Bogislaw Chemnitz in seiner „Geschichte des königlich schwedischen, in Deutschland geführten Krieges" (1630—48). Ein durch archivalische Studien erstaunliches und noch heute unentbehrliches Werk schuf der gelehrte fränkische Reichsritter Veit Ludwig von Seckendorff (1626—92) in seinem „Commentarius de Lutheranismo", einer ganz und gar aktenmäßigen Darstellung der deutschen Reformationsgeschichte im Anschluß an Luthers Leben auf Grund der sächsisch-ernestinischen Archive (1692). Reine Sammelwerke sind die „Historische Chronik" von J. L. Gottfried (1618—59) und das von dem Straßburger J. Ph. Abelin mit dem Jahre 1617 begonnene, später von andern bis 1718 fortgeführte „Theatrum Europaeum" mit seinen Kupfern von M. Merian (vgl. z. B. Bd. VI, S. 172, 204, 216, 636 u. a. m.). Ein sehr frisches Leben herrschte in einer neu aufkommenden Wissenschaft, der Volkswirtschaftslehre. Jene deutschen Nationalökonomen, die in Österreich thätig waren (s. oben S. 322), wie der weit bedeutendere, eben genannte Veit Ludwig von Seckendorff, der in seinem „Teutschen Fürstenstaate" (1655) an die praktische Thätigkeit des Herzogs Ernst von Gotha anknüpfte, standen wesentlich auf dem Boden eines gemäßigten Merkantilismus; doch war Seckendorff kein Absolutist und im ganzen sehr konservativ. Dagegen wies Conring in mancher Beziehung schon über den Merkantilismus hinaus.

Gegensatz der Bekenntnisse.

Schon daß die Scholastik den Universitätsunterricht und damit auch vielfach die Wissenschaft beherrschte, würde die ungebrochene Macht der Kirche bezeugen. Kirchliche Einheit war noch für die meisten deutschen Einzelstaaten selbstverständlich; fast nur Brandenburg und die Kurpfalz gewährten eine größere Freiheit, aber kaum noch grundsätzlich, sondern nur vertragsmäßig (s. Bd. VI, S. 599 f.). Der Gegensatz der Bekenntnisse war also noch schroff genug, wenngleich die Theologen nicht mehr unmittelbar die Geschicke der Staaten leiteten wie hundert Jahre zuvor. Die fortdauernden Bedrückungen der österreichischen Protestanten hielten dies Bewußtsein fortwährend lebendig, die Verfolgung der französischen Reformierten verschärfte es aufs neue. Daher ging der Federkrieg fortwährend hin und her. Des Jesuiten Hermann Busenbaum (1600—68) kasuistische „Moraltheologie" forderte zu schärffster Abwehr heraus; dann lagen zahlreiche französische reformierte Theologen, die in Berlin eine Zuflucht gefunden hatten, wie Jakob L'Enfant und Isaak von Beausobre, mit den Lehrmeinungen der Jesuiten in ununterbrochenem Streit, ganz entsprechend der neuen Stellung Brandenburgs als der Schutzmacht des deutschen Protestantismus. Gleichwohl erlebte eben diese Zeit den Übertritt nicht weniger evangelischer Fürsten zur katholischen Kirche. Den Anfang machte der Herzog Johann Friedrich von Hannover 1651, ihm folgte schon im nächsten Jahre Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, 1663 Herzog Christian von Mecklenburg-Schwerin, 1697 Friedrich August von Sachsen, 1710 Anton Ulrich von Braunschweig. Schon gab man sich in Rom zeitweilig großen Hoffnungen hin. Ein apostolischer Vikar wurde für Niedersachsen eingesetzt, und 1735 überreichte die

heilige Kongregation der Bischöfe des Kardinalskollegiums sogar eine Denkschrift über die Möglichkeit eines neuen Restitutionsediktes in Deutschland.

Charakter der Kirchen.

In der That hatte damals die lutherische Kirche für gebildete Männer wenig Fesselndes. Noch tobte der gehässigste Streit zwischen ihr und den Reformierten; noch nannten eifrige Lutheraner die Meinung, daß auch ein Calvinist selig werden könne, eine teuflische Eingebung, und selbst der milde Paul Gerhardt wollte zwar zugeben, daß unter ihnen Christen seien, aber nicht, daß sie als Reformierte solche seien.

„Lutherisch, päpstlich und calvinisch, diese Glauben alle drei
Sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christentum denn sei!"

sagte Friedrich von Logau. Völlig verknöchert zu starrem Dogmenglauben war damals die lutherische Theologie; die lebendige, aus dem Gemüt quellende, in den Werken der Liebe sich äußernde Frömmigkeit galt ihr wenig, alles das unverbrüchliche Festhalten an der Konkordienformel, das Eide und Strafen mindestens jedem Geistlichen zur unbedingten Pflicht machten. Die Predigt war „insgemein streitsüchtig, allegorisch, geschmacklos, gelehrt oder gemein". Immerhin bewiesen der sittliche Ernst einer Kirchenzucht, wie sie Herzog Ernst von Gotha in seinem Lande durchführte, die frommen Lieder eines Paul Gerhardt u. a. in ihrer felsenfesten, innigen Gläubigkeit, später das Aufkommen des Pietismus und zu alledem die ungebrochene Ausdauer so vieler Tausende von deutschen evangelischen Christen in der Trübsal während und auch nach dem Dreißigjährigen Kriege immer wieder, wie viel unverwüstliche Kraft in dieser zerspaltenen Kirche liege. Aber allerdings, in manchen Beziehungen war die katholische Kirche ihr überlegen. Noch standen die meisten ihrer deutschen Bistümer aufrecht, mitten im evangelischen Thüringen ragte wie noch heute der herrliche Dom von Erfurt als eine Hochburg der römischen Kirche empor, noch gab es hunderte von Klöstern in Deutschland, von Österreich noch ganz abgesehen, und der Jesuitenorden hatte seine Kollegien überall. Aber nicht nur diese straffe Organisation, auch nicht nur die Pracht eines phantasievollen Kultus in prunkvollen Kirchen wirkte fesselnd, sondern mindestens ebenso die Art, wie diese Kirche, obwohl sie ihrem Wesen nach so ganz romanisch geworden war und den germanischen Geist ausgestoßen hatte, an hundert Stellen die Gläubigen zu fassen wußte, allerdings mehr bei ihren schwachen als bei ihren starken Seiten. Vom hohen Dome der Bischofsstadt bis in die ärmlichste Dorfkirche eines weltentlegenen Gebirgsthales hinein nahm sie gut empfohlene Knaben als Ministranten für den Gottesdienst in Anspruch, sie gewann bei ihren figuren- und farbenreichen Festen die ganze Bevölkerung zur Teilnahme und zur thätigen Mitwirkung für ihre Ausschmückung, sie wirkte durch ihre „Christenlehre" namentlich in den Städten auf die Jugend, sie wußte beständig Tausende, oft aus weiter Entfernung, zu Wallfahrtszügen nach ihren „Gnadenorten" zu vereinigen, sie faßte jung und alt, arm und reich in ihren „marianischen" und andern Bruderschaften zusammen, sie beherrschte endlich die höhere Jugendbildung in einer so vollkommenen Weise, wie es die mittelalterliche Kirche niemals gekonnt oder auch nur erstrebt hatte. Kurz sie war trotz alledem volkstümlich und stand dem Volke vielleicht schon deshalb näher, weil ihre Geistlichen unabhängiger von weltlichen Herrschaften waren. Einen so populären Prediger wie den schwäbischen Augustiner-Barfüßer Abraham a Santa Clara (Ulrich Megerle, 1644—1709), der mit seiner Wahrhaftigkeit und Unerschrockenheit, seiner scharfen Beobachtung und drastischen Sprache, seiner drolligen Laune und seinem tiefen Ernst vornehmlich in Wien Jahre hindurch alle Stände unwiderstehlich fesselte und durch zahlreiche Erbauungsschriften auf noch viel weitere Kreise wirkte, hat das evangelische Deutschland damals nicht hervorgebracht. Freilich an innerer schöpferischer Fruchtbarkeit kann sich die damalige katholische Kirche Deutschlands mit der gleichzeitigen französischen nicht messen

(s. Bd. VI, S. 607 ff.). Denn in Frankreich war der wiederhergestellte romanische Katholizismus national geworden, in Deutschland war er eine von außen hereingetragene Macht. Und darin eben lag und liegt die Lebenskraft des deutschen Protestantismus, daß er aus dem Herzen des Volkes geboren war und daß er seinem Wesen entsprechend, die freie, selbstdenkende Persönlichkeit entwickelte, die der Katholizismus der kirchlichen Autorität unbedingt unterwarf.



232. Georg Calixtus.
Nach einem gleichzeitigen Originale.

Kirchliche Unionsversuche.

Soviel war nun überhaupt nach dem Dreißigjährigen Kriege nicht nur staatsrechtlich, sondern auch aus inneren Gründen unzweifelhaft: weder die evangelischen Kirchen noch der Katholizismus konnten in absehbarer Zeit darauf rechnen, in Deutschland zur Alleinherrschaft zu gelangen, mochten sie auch im einzelnen sich gegenseitig den einen oder den andern Vorteil abgewinnen. Was für den Protestantismus um 1570, für die römische Kirche noch etwa 1629 vielleicht möglich geschienen hatte, das war jetzt unmöglich. Die Konfessionen mußten sich also nebeneinander einrichten. Da lag versöhnlich gestimmten Geistern auf beiden Seiten nach den entsetzlichen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte der Gedanke einer Union der getrennten Kirchen recht nahe. Am tiefsten erfaßte sie auf evangelischer Seite der milde Georg Calixtus in

Helmstedt (1586—1656), der auf Grund der Glaubensbekenntnisse und Satzungen der fünf ersten Jahrhunderte eine Vereinigung für möglich hielt. Später bereiste seit dem Jahre 1675 der Bischof Spinola von Tina die protestantischen Höfe Deutschlands, um einen solchen Ausgleich herbeizuführen; die Königin Sophie Charlotte von Preußen liebte es, den geistvollen Debatten ihrer französischen reformierten Theologen mit dem Jesuiten Moritz Vota zu lauschen, und Leibniz verhandelte über dieselbe Frage mit Bossuet. Dank freilich ernteten die Vermittler bei den Eiferern beider Parteien nicht. Die Katholiken verstanden unter einer Union doch nur die Unterwerfung unter Rom, und die lutherischen Zionswächter, wie der unversöhnliche Abraham Calovius in Wittenberg (1612—1686), schalten den Helmstedter Kollegen einen Papisten und Mamluken, der durch ein neues Glaubensbekenntnis vom Stamme der Kirche abgeschnitten werden müsse.

Bewegungen gegen die lutherische Scholastik.

Erfolgreicher war eine andre Bewegung. Sie richtete sich nicht direkt und in erster Linie auf die Vereinigung der protestantischen Kirchen, sondern auf die Zerstörung der drückenden Herrschaft, welche die lutherische Rechtgläubigkeit nicht nur über das kirchliche Leben, sondern auch über alle Wissenschaften übte. Der einseitigen Betonung der Glaubenssätze gegenüber brachte sie wieder das Recht des Gemütes in der Religion zur Geltung, sie befreite dann die Wissenschaft von theologischer Bevormundung. Die Bewegung ging zwar nicht von Preußen aus, vielmehr gehörten ihre Hauptvertreter überwiegend Kursachsen an; aber ihre entschiedenste Förderung fand sie allerdings in Preußen, das damit, wenngleich nur vorübergehend, auch die Führung des geistigen Lebens in Deutschland übernahm. Was der Große Kurfürst vorbereitet hatte, kam unter Friedrich III. zur Entfaltung; selbst die karge, nüchterne Regierung Friedrich Wilhelms I. hat das damals Begonnene in einem wesentlichen Teile weitergeführt. Es ist dies nicht zufällig, denn als ein konfessionell gemischter Staat war Preußen darauf angewiesen, den Frieden zwischen den Bekenntnissen zu behaupten, den die Alleinherrschaft der Rechtgläubigen bedrohte, also einer duldsameren Theologie die Stätte zu bereiten; der hier besonders energisch durchgebildete fürstliche Absolutismus sah in dem lutherisch-ständischen Wesen seinen natürlichen Gegner, und ein im Widerspruche zu den alten Reichsformen aufstrebender Staat mußte seinen Beamten eine Bildung geben, die dieser neuen Stellung und der unumschränkten Monarchie entsprach. Deshalb wurden Berlin und Halle, letzteres als Sitz der neuen Universität (seit Juli 1694), die Hauptstützen der neuen Richtung.

Spener und der Ursprung des Pietismus.

Gegenüber der starren Rechtgläubigkeit, die über dem Glauben ganz der Liebe und ihrer Werke vergaß, hatte es niemals an einer Richtung gefehlt, welche die Religion als eine Sache des Gemüts auffaßte. Daher Erscheinungen wie Joh. Arndt (1555—1621), dessen „Vier Bücher vom wahren Christentum" unter den evangelischen Erbauungsschriften den ersten Platz behaupten. Der tiefsinnige Schuster Joh. Jakob Böhme in Görlitz (1575 bis 1624) und nach ihm Quirinus Kuhlmann (1652—89) suchten dagegen Zuflucht in einem mystischen Pantheismus (s. Bd. VI, S. 405) und hofften inbrünstig auf ein irdisches Messiasreich nach den verworrenen Kämpfen dieser Zeit. Von solcher Schwärmerei ist selbst Philipp Jakob Spener nicht frei, der Begründer des Pietismus (1635 bis 1705). Ein geborener Elsässer aus Rappoltsweiler, machte er seine Studien in Straßburg und gelangte dann in Frankfurt a. M. (seit 1666) zu eingreifender geistlicher Wirksamkeit. In Hausandachten (Collegia pietatis) vereinigte er gläubige Seelen zum Lesen der Bibel, Gebet und gottseligem Gespräch und versuchte später in seiner Schrift „Pia desideria" (Fromme Wünsche) vom Jahre 1675 diesen Andachten weitere Ausdehnung zu geben, indem er, zurückkehrend zu den Grundgedanken der Reformation, das Wesen des Christentums in der Liebe erblickte, die in Werken der Frömmigkeit

(Praxis pietatis) sich notwendig äußern müsse. Daher sah er auch die Aufgabe der Prediger nicht in der Bekämpfung der Gegner, sondern in der Erbauung, der Seelsorge. Von Johann Georg III. 1686 nach Dresden berufen, gewann er dort doch wenig Einfluß; dagegen gründeten, von ihm angeregt, damals in Leipzig drei junge Magister



233. Philipp Jakob Spener.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Peter Schenk.

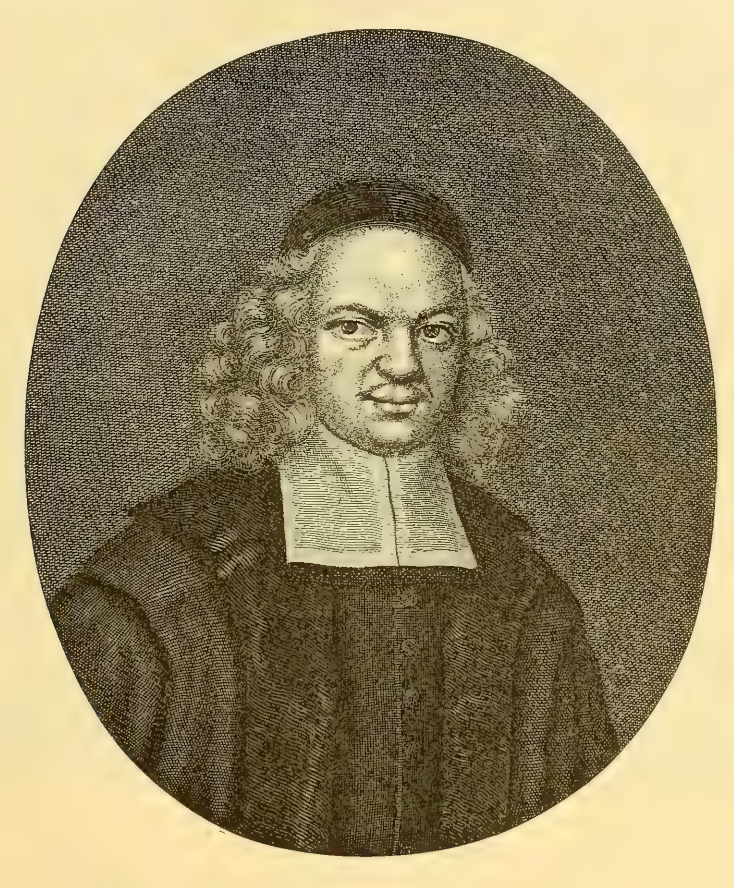
der Theologie einen Verein für Bibelerklärung (Collegium philobiblicum), um die an der Universität gänzlich vernachlässigte Auslegung der Heiligen Schrift wieder zu Ehren zu bringen, und fanden in kurzer Zeit bei den Studierenden wie bei den Bürgern großen Anklang.

A. H. Francke.

Zu diesen Genossen gehörte auch August Hermann Francke (1663—1727).

Er stammte aus Lübeck, genoß aber seine Ausbildung, da sein Vater als Hof- und Justizrat bei Herzog Ernst dem Frommen von Gotha in Dienst trat, anfangs dort, später in Erfurt und wandte sich erst um eines ansehnlichen Familienstipendiums willen nach Kiel. Hier wie später in Hamburg und Leipzig (seit 1684) trieb er eifrig die theologischen Wissenschaften, namentlich das Hebräische, aber auch die neueren Sprachen, und habilitierte sich dann im Jahre 1685 in Leipzig. Entscheidend wurde ein kurzer Aufenthalt in Lüneburg. Bis dahin, meinte er später, sei alles Wissen bei ihm „tot" und äußerlich gewesen, erst dort erlebte er nach einigen Tagen qualvoller Seelenkämpfe den „Durchbruch der Gnade", gewann die Überzeugung,

daß er in der Gnade Gottes stehe, und schöpfte aus ihr seitdem jene Kraft der Liebe, die ihn zu einer der ehrwürdigsten Erscheinungen aller Zeiten macht. Nach kurzem Verweilen in Hamburg begab er sich Anfang 1689 zu Spener nach Dresden; dann gewann er in Leipzig durch seine Vorlesungen über Bibelerklärung den größten Einfluß auf die Studierenden, die seine Gegner freilich „Pietisten“ hießen. Doch rasch regten sich Eifersucht und Neid der strenggläubigen Professoren, an ihrer Spitze des Pastors zu St. Thomä Johann Benedikt Carpzov, und gegen Ende des Sommers entzog die theologische Fakultät Francke nicht nur die Erlaubnis, Vorlesungen zu halten, sondern leitete auch die Untersuchung gegen ihn ein, wobei Christian



234. August Hermann Francke.

Nach dem Gemälde von C. Schütz.

Thomasius ihm ein rechtfertigendes Gutachten schrieb; zugleich wurden die Hausandachten streng untersagt. Aus diesen widerwärtigen Verhältnissen befreite ihn ein Ruf als Diakonus an die Augustinerkirche in Erfurt (1690), bis der Haß seiner kursächsischen Gegner ihn auch dort erreichte und trotz der flehentlichen Bitten seiner Gemeinde die Amtsentsetzung und Ausweisung erzwang (Oktober 1691). Ein halbes Jahr früher schon hatte auch Spener Sachsen verlassen — denn der genußsüchtige Hof Johann Georgs IV. ertrug den ernsten Prediger nicht — und war als Propst an der Nikolaikirche nach Berlin gegangen (Ostern 1691). Hier bald von großem Einfluß, veranlaßte er die Berufung Franckes nach Halle als Pfarrer der Gemeinde Glaucha und Professor der orientalischen Sprachen an der eben entstehenden Universität (Januar 1692).

Franckes Stiftungen.

Erst in Halle entfaltete er seine tiefgreifende Wirksamkeit, vor allem auf dem Gebiete der Jugendbildung. Als Professor betrachtete er es als seine Hauptaufgabe, tüchtige Erklärer der Heiligen Schrift und hingebende Seelsorger zu bilden, aber viel wichtiger wurde bald andres. Um Ostern 1695 begründete er mit 7 Gulden, die er im Gotteskasten gefunden hatte, auf freiwillige Beiträge vertrauend, die Armenschule in seiner Wohnung, noch in demselben Sommer für Wohlhabendere die Bürgerschule und das Pädagogium (Gymnasium). Bald folgte die Grundlegung zum Waisenhause; im Jahre 1697 entstand für wenig bemittelte Knaben die Lateinschule, und im Jahre 1698 bereits begann er den Bau des gewaltigen Gebäudekomplexes, der noch heute die „Franckeschen Stiftungen" umschließt. Für Studierende schuf er im Jahre 1702 das „orientalische Kollegium", aus einem Freitische für solche erwuchs das Lehrerseminar, und bald übernahm er auch die Bildung der evangelischen Missionare, die für die von Friedrich IV. von Dänemark im Jahre 1705 in Tranquebar gestiftete Mission bestimmt waren (s. Bd. VI, S. 673). Im Jahre 1710 schloß sich auch noch eine Bibelanstalt an, die Gründung des Barons von Canstein. König Friedrich I. förderte das Werk durch seinen mächtigen Schutz gegenüber den Angriffen der strenggläubigen Geistlichkeit und regelte die Verhältnisse der Stiftungen durch königliche Kabinettsordre (1702); Friedrich Wilhelm I. lernte bei einem Besuch in Halle (1713) Francke so völlig schätzen, daß er fortan in allen Kirchen- und Schulsachen wesentlich seinem Rate folgte. Als der angesehenste evangelische Theolog ganz Deutschlands erlebte Francke noch den Triumph der ehrenvollsten Aufnahme bei einem Besuch in Leipzig (1719).

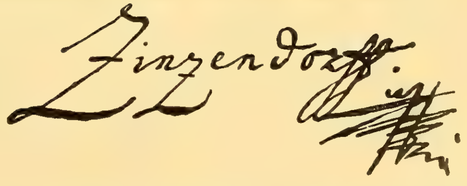
Ausbreitung u. Bedeutung des Pietismus.

Als er am 8. Juni 1727 einem schmerzlichen Leiden erlegen war, umschlossen seine Stiftungen schon über 2000 Kinder mit 167 Lehrern und 8 Lehrerinnen, dazu eine Apotheke und eine Buchhandlung. Tausende von Studierenden, die an ihnen zu Lehrern gebildet waren, verbreiteten Franckes Erziehungsgrundsätze (die enge Verbindung zwischen Unterricht und sittlicher Bildung, die stärkere Berücksichtigung der Realwissenschaften und der deutschen Sprache, die sorgfältige Verteilung des Unterrichtsstoffes) durch alle deutsch-protestantischen Lande. Nur mit ihrer Hilfe konnte Friedrich Wilhelm I. die preußische Volksschule gründen (s. S. 287); durch sie entstanden Anstalten nach Hallescher Art, Waisenhäuser und Schulen, in Königsberg, Züllichau, Stettin, Berlin, Potsdam (das große Militärwaisenhaus), und sie trugen den Geist des Pietismus als Prediger und Lehrer in stiller Wirksamkeit nach allen Seiten hin. Auch im benachbarten Kursachsen wirkte die Anregung; 1724 erschien hier eine Anweisung, wie die Information in den deutschen Schulen (Volksschulen) anzustellen sei. Ein großer Teil des Adels schloß sich der neuen religiösen Richtung an und legte damit seine bisherige Ausschließlichkeit ab, der gedrückte Bürger- und Bauernstand fand Trost und Erquickung in den erwecklichen Versammlungen der Pietisten, eine ernste, bei vielen schwärmerische Religiosität wurde Merkmal weiter Kreise. Freilich fehlten auch die Schattenseiten nicht. Das Streben nach dem „Durchbruch der Gnade" führte zu künstlicher Gefühlsaufregung und weichlicher Gefühlsseligkeit, das Konventikelwesen zur thatenscheuen Kopfhängerei und zur Abschließung vom Leben, ja wohl auch zur Unduldsamkeit gegen nicht „erweckte" Christen. Doch der Ruhm bleibt dem Pietismus, das Luthertum von tödlicher Erstarrung erlöst, es zu seinem eignen vergessenen Ursprunge zurückgeführt zu haben.

Zinzendorf und die Herrnhuter.

In nahem Zusammenhange mit ihm stehen Graf Ludwig von Zinzendorf und die Herrnhuter. Der Sohn eines sächsischen Konferenzministers, geboren im Jahre 1700 in Dresden, wurde Zinzendorf in Halle vom Pietismus gewonnen und von dem Gedanken erfüllt, inmitten des Unglaubens seiner Zeit eine Gemeinde zu gründen, die

235. Graf Ludwig von Zinzendorf.
Nach einem Kupferstiche von J. Houbraken (1764)



sich in ganz persönlicher, brünstiger Liebe ihrem Heiland anschlösse und in ihr die Kraft zu hingebender Wirksamkeit finde. Den Grund dazu legte eine Anzahl mährischer Brüder, die auf Zinzendorfs Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz Aufnahme gefunden hatten. Unter ihren Händen entstand im Jahre 1722 in geringer Entfernung von dem Dorfe am Fuße des Hutberges auf rauher, weitschauender Hochebene der schlichte sonntagsstille Flecken Herrnhut. Der rasch anwachsenden Gemeinde gab Zinzendorf im Jahre 1727 eine Verfassung, er selbst bildete sich zum Theologen aus und suchte auf weiten Reisen neue Jünger zu werben. Dabei empfing er im Jahre 1737 zu Berlin die Weihe zum Bischof der (mährischen) Brüder durch Jablonsky, den zweiten Nachfolger des Comenius (s. S. 343), und erlebte nach seiner Rückkehr die Freude, seine

Gemeinde, die inzwischen auch andre Niederlassungen gegründet hatte (1740 Dresden, 1742 Niesky in der Niederlausitz, 1748 Gnadau bei Magdeburg), als der Augsburgischen Konfession verwandt vom sächsischen Konsistorium anerkannt zu sehen (1748). Jede Niederlassung wird verwaltet durch die „Konferenz" ihrer Beamten (Diakone, Älteste, Bischöfe), die Gesamtheit durch die „Ältestenkonferenz" (Brüderunität) in Berthelsdorf, die alle 4—12 Jahre eine Synode beruft. Die Gemeinde zerfällt in „Chöre" nach Alter, Geschlecht und ehelichem Stande; Vernachlässigung der kirchlichen Pflichten zieht Ausschließung vom Liebesmahle, endlich aus der Gemeinschaft nach sich. Die Herrnhuter kennen nur „Bethäuser", keine Kirchen, lassen sie ohne Bilderschmuck wie die Reformierten und ersetzen den Altar wie diese durch einen einfachen Tisch. Eine ganz besonders rege Thätigkeit entfalteten die Brüder als Missionare in allen vier Weltteilen (seit 1732), und indem sie damit auch den Betrieb des Handels verbanden, gewannen sie festgegründeten Reichtum und weitgreifenden Einfluß, in Rechtlichkeit und Unternehmungsgeist andern ein Vorbild. Zinzendorf starb erst am 9. Mai 1760.

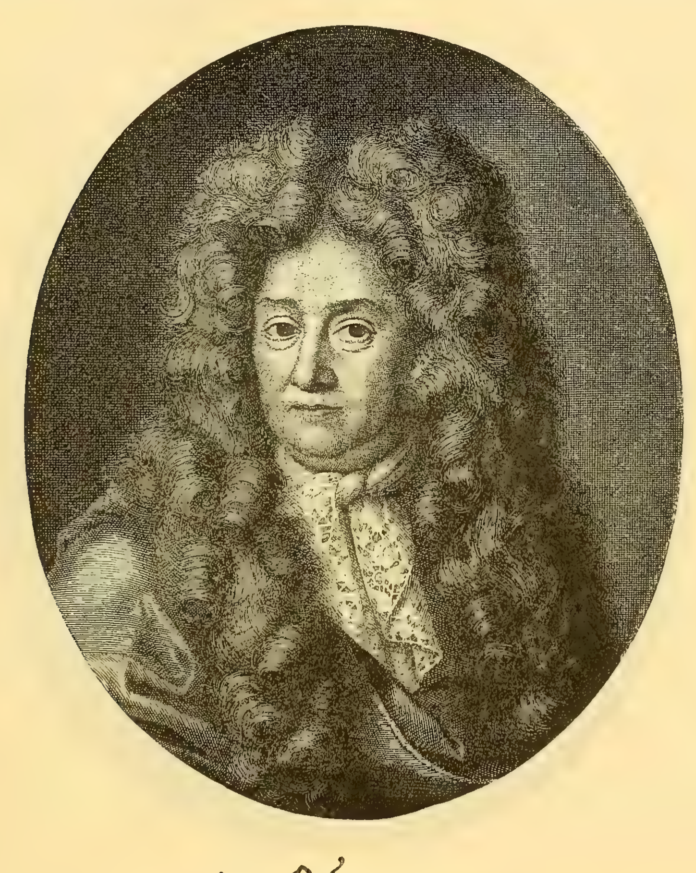
Das Naturrecht; Pufendorf.

Hatte der Pietismus das religiöse Leben im Luthertum von dem Joche unduldsamer Strenggläubigkeit befreit, so erwarben sich drei kursächsische Landsleute Zinzendorfs den Ruhm, die Rechtswissenschaft und die Philosophie auf eigne Füße zu stellen. Der erste ist Samuel Pufendorf (1632—94).

Samuel Pufendorf war der Sohn eines Pfarrers in Dorf-Chemnitz. In den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges genoß er seinen Schulunterricht auf der Fürstenschule zu Grimma und ging 1648 nach Leipzig; da ihn aber hier der pedantische Formelkram von der Theologie abschreckte, so wandte er sich in Jena der Philosophie und Mathematik zu und nahm im Jahre 1658 eine Hauslehrerstelle beim schwedischen Gesandten in Kopenhagen an. Aus Anlaß des schwedischen Überfalls (s. Bd. VI, S. 666) hier von den erbitterten Dänen mit dem ganzen Gesandtschaftspersonal acht Monate lang gefangen gehalten, verfaßte er ohne alle litterarische Hilfsmittel die Anfangsgründe der allgemeinen Rechtswissenschaft (Elementa jurisprudentiae universalis, 1660). Das geistvolle Buch verschaffte ihm im Jahre 1661 einen Ruf nach Heidelberg, wo er seine glücklichsten Jahre verlebte; doch vertauschte er diese Stellung schon im Jahre 1668 mit der glänzenderen Professur im schwedischen Lund. Von hier berief ihn Karl XI. als Geheimen Rat und Geschichtschreiber nach Stockholm (1677). Erst elf Jahre später gewann ihn der Große Kurfürst dem deutschen Vaterlande zurück, und in Berlin ist er auch gestorben (26. Oktober 1694). Er fand seine Grabstätte in der Nikolaikirche.

Pufendorf war gleich fruchtbar als politischer Schriftsteller, als Geschichtschreiber und als Jurist. In den glücklichen Heidelberger Tagen entstand die (angebliche) Reisebeschreibung des Veronesers Severinus de Monzambano (De statu nostri imperii romanogermanici, 1667). Unter der Maske eines vornehmen Italieners, der die Zustände des Deutschen Reiches aus eigner Anschauung kennen lernen will, gibt hier Pufendorf die schneidendste Kritik der verkommenen Reichsverfassung und findet mit sicherem Blick als die Hauptursachen des Verderbens die Eifersucht Österreichs, die Schwäche der Kleinstaaten und die Verlotterung der geistlichen Fürstentümer heraus. Das Reich leidet an allen Übeln eines lockeren Staatenbundes und einer schlecht geordneten Monarchie zugleich, es ist „ähnlich einem Monstrum" und könnte gerettet werden nur durch den Ausschluß Österreichs, die Aufhebung der geistlichen Fürstentümer und die Vereinigung der weltlichen Stände zu einem Staatenbunde, prophetische Gedanken, denen die Zukunft fast buchstäbliche Erfüllung bringen sollte. Um so leidenschaftlicher erhob sich gegen den verwegenen Verfasser der Zorn der Reichsjuristen, deren Auffassung des Reiches als eines „gemischten Staates" er unbarmherzig zerstörte. Zu großen historischen Arbeiten (in lateinischer Sprache) kam Pufendorf erst in Schweden. Hier schrieb er in Karls XI. Auftrage die Geschichte Schwedens von 1630—54 (1685), dann die Geschichte Karl Gustavs, deren deutsche Ausgabe (1696) Karl XI. mit Hunderten kostbarer Kupferstiche schmücken ließ (s. z. B. Bd. VI, S. 645,

660, 673). In Berlin, wo ihm Friedrich Wilhelm die Archive ohne jede Bedingung öffnete, schuf er die Geschichte des Großen Kurfürsten, das würdigste Denkmal dieser Regierung neben Schlüters Reiterstandbild, und begann dann auch noch die seines Nachfolgers Friedrichs III. zu erzählen. Überall schöpft er aus den Archiven und fast nur aus ihnen; er beschränkt sich im wesentlichen auf die auswärtige Politik und zwar in der Auffassung, wie sie nach den benutzten Akten den leitenden Männern erschien.



236. Samuel Pufendorf.

Nach einem Kupferstiche in Pufendorf, „De rebus a Carolo Gustavo gestis". Nürnberg 1696.

Daher ist manches einförmig und ermüdend, vieles aber auch in der Darstellung vortrefflich, und stets waltet ein scharfes, unbestechliches Urteil, in den der brandenburgischen Geschichte gewidmeten Werken stellenweise ein hoher patriotischer Schwung. Als Lehrbuch behauptete sich lange die „Einleitung zur Historie der vornehmsten Staaten in Europa" (1682), eine knappe Darstellung namentlich ihrer inneren Entwickelung, „das erste würdige Geschichtsbuch in deutscher Sprache".

Bahnbrechend tritt jedoch Pufendorf vor allem auf dem Gebiete des Rechts auf. Die von der Theologie beherrschte Rechtswissenschaft seiner Zeit betrachtete als Quelle alles Rechts die geoffenbarten zehn Gebote, als seine Aufgabe die Zurückführung der

Menschheit zu dem seligen Urzustande. Erst Hugo Grotius leitete das Recht aus dem natürlichen Bedürfnis der gesellig lebenden Menschen ab (s. Bd. VI, S. 403). Ihm folgend fand Pufendorf die Quelle des Rechts in der sittlichen Natur des Menschen, die ausreichende Erklärung desselben in der natürlichen Vernunft. So wurde er trotz heftiger Anfeindung, der er in schneidigen Streitschriften zu begegnen wußte, zum Begründer des Natur- oder Vernunftrechts in Deutschland.



237. Christian Thomasius.

Nach einem gleichzeitigen Schwarzkunstblatte von Peter Schenk.

Thomasius.

Auf seinen Schultern steht sein jüngerer Landsmann Christian Thomasius (1655—1728) aus Leipzig. Schon in der Jugend führte ihn der Vater, juristischer Professor an der Universität, in die Kämpfe zwischen Naturrecht und lutherischer Scholastik ein; doch machten den jungen Dozenten, der sich 1675 in Frankfurt a. O. habilitiert hatte, erst die Streitschriften Pufendorfs zu einem entschiedenen Verfechter der neuen Lehre. Als solcher trat er seit 1681 in seiner Vaterstadt unter wachsendem Beifall auf. Er trennt als zwei ganz verschiedene Quellen Natur und Offenbarung; aus jener fließt die Philosophie, aus dieser die Theologie; jene hat das irdische, diese

das himmlische Wohl des Menschen zum Zweck. Demnach unterscheidet er auch als der erste grundsätzlich Recht und Moral. Jenes geht auf den äußeren Frieden und läßt sich demnach erzwingen, diese auf den inneren Frieden, läßt sich also nicht erzwingen. Erregten schon solche Lehren bei den Vertretern des Alten argen Anstoß, so verwickelte sich Thomasius mit ihnen in einen offenen Kampf, als er die herrschende scholastische Philosophie und die Pedanterie der ganzen Lehrweise direkt angriff. Im Oktober 1687 wagte er es, ein unerhörtes Unterfangen, in deutscher Sprache ein deutsches Kolleg anzukündigen, denn nur durch Anwendung der Muttersprache auf wissenschaftliche Gegenstände werde, so meinte er, Deutschland die Bildungsstufe erreichen, die Frankreich und England auf demselben Wege erlangt hätten. Auf noch weitere Kreise wirkte er dann durch seine deutsche Monatsschrift „Scherz-Ernsthaffte Gedanken“ (1688—89), welche die herrschenden Zustände geistvoll und witzig geißelte. Die heftigsten Angriffe folgten; er wurde der Gottlosigkeit beschuldigt, endlich entzog ihm infolge seines Gutachtens für Francke das Konsistorium in Dresden das Recht zu Vorlesungen und verbot ihm irgend etwas durch den Druck zu veröffentlichen (1690). So seiner Unterhaltsmittel beraubt, wandte er sich nach Berlin. Hier gab ihm Friedrich III. den Titel eines Geheimen Rates und die Erlaubnis, in Halle Vorlesungen zu halten (April 1690). Es war der Anfang zur Universität, die am 11. Juli 1694, am Geburtstage des Kurfürsten, feierlich eröffnet wurde. Hier, wo nun bald der Pietismus seine Pflegstätte fand, entfaltete Thomasius bis an seinen Tod eine überaus rege Wirksamkeit mehr lehrender als wissenschaftlicher Art. In Wort und Schrift, und zwar fast ausschließlich in deutscher Sprache, trat er ein für Ausbildung im Deutschen, für eine klare, faßliche Denk- und Sittenlehre wie für das Naturrecht, dem er in Preußen bald zum vollständigen Siege verhalf. Damit kam in das preußische Beamtentum jene Richtung auf das Verstandesmäßige, deshalb auch der Zug nach Unterwerfung alter Sonderansprüche und Sonderrechte unter das Interesse des Gemeinwesens und nach der herrischen Oberleitung durch den Staat, wie sie der neuen unumschränkten Monarchie entsprach. Zugleich erscheint Thomasius als ein Vorläufer der Aufklärung in seiner energischen Bekämpfung der Hexenprozesse und der Folter. Das Verschwinden beider hat er zwar nicht mehr erlebt, aber aufs wirksamste vorbereitet.

Die Philosophie; Leibniz.

Kein geringerer als Friedrich der Große hat den unermüdlichen Kämpfer gegen Scholastik und Pedanterie neben Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716) gestellt, den umfassendsten Geist seines Jahrhunderts, wie es keinen mehr seit Aristoteles und keinen wieder nach ihm gegeben hat.

Auch Leibniz war ein Leipziger Professorensohn und in seiner Vaterstadt auf der Nikolaischule gebildet, aber ihn trieb es früh hinaus in die Welt. Er lehnte deshalb eine Professur in Altdorf ab, die ihm, dem erst Zwanzigjährigen, im Jahre 1666 geboten wurde, und trat in die Dienste des Erzbischofs Johann Philipp von Mainz, dessen „irenische“ Politik er eifrig unterstützte (s. Bd. VI, S. 634). Eine außerordentliche Erweiterung seines Gesichtskreises und eine Menge anregender Verbindungen verschaffte ihm ein vierjähriger Aufenthalt in Paris (1672—76), das er in der glänzendsten Zeit Ludwigs XIV. sah. Ende 1676 über England und Holland nach der Heimat zurückgekehrt, nahm er die Stellung eines Hofrats und Bibliothekars bei Herzog Johann Friedrich von Hannover an, wirkte aber, seit Sophie Charlotte Gemahlin Friedrichs III. geworden, auch nach Berlin hinüber und hielt sich häufig auf längere Zeit dort auf, so daß er das geistige Leben der preußischen Hauptstadt beinahe mehr beherrschte als das seines Wohnorts.

Als Philosoph ging Leibniz von der Ansicht des Cartesius aus (s. Bd. VI, S. 404 f.). Aber da er an dem schroffen Gegensatz, den dieser zwischen Natur und Geist bestehen ließ, Anstoß nahm, weil diese Auffassung ihm philosophisch nicht befriedigend und religiös bedenklich schien, so versuchte er aus diesem Widerspruch herauszukommen,

also Natur und Geist, Wissenschaft und Glauben zu versöhnen. Zu jenem Ziele glaubte er durch seine Monadenlehre zu gelangen. Nach ihm besteht das All aus unendlich vielen und unendlich kleinen Monaden (Einheiten), deren jede einfach, ausdehnungslos, aber selbständig, belebt, in sich vollendet ist, und deren Harmonie Gott von aller



238. Gottfried Wilhelm Leibniz.

Nach einem gleichzeitigen Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Ewigkeit her geordnet hat (prästabilierte Harmonie). Die Monaden sind zwar Urheber ihrer Handlungen, aber nicht ihres Daseins, sondern Geschöpfe eines persönlichen Gottes. Aber nicht nur an dieser allgemeinen Auffassung hielt er fest, er bemühte sich, auch die christlichen Glaubenslehren im einzelnen als nicht widernatürlich, wenngleich übernatürlich zu erweisen und in seiner „Theodicee“ (1710) das Vorhandensein des Bösen

in der Welt mit der Vorstellung eines allgütigen und allweisen Gottes in Einklang zu bringen. Doch Leibniz' philosophische Thätigkeit ist nur eine von seinen vielen. Als Mathematiker wurde er der Erfinder der Differentialrechnung, in Physik, Chemie und Geologie eignete er sich das gesamte Wissen seiner Zeit an, als Historiker faßte er den großartigen umfassenden Plan einer Herausgabe aller Quellenschriften zur Geschichte des deutschen Mittelalters und machte selbst mit denen der Braunschweigischen Geschichte einen guten Anfang (1707—11); ja seine „Jahrbücher des Westreiches“ (Annales Imperii Occidentis, 768—1005) befriedigen noch heute die strengsten Ansprüche moderner Wissenschaft, blieben aber leider ungedruckt bis 1843. Dagegen war er zum politischen Schriftsteller zu sehr Weltbürger und Philosoph und für die Bedeutung der Macht hatte er kein Auge. Er glaubte alles Ernstes an die Möglichkeit, durch den Rheinbund, den Mainz zustande brachte (s. Bd. VI, S. 638), Frankreich und Österreich auseinander halten und für Deutschland den Frieden bewahren zu können; er empfahl Ludwig XIV. in dem Augenblicke, als dieser sich zum Überfall Hollands anschickte, Ägypten für die europäische Kultur zu erobern (s. Bd. VI, S. 704), und wollte Brandenburg durch einen Angriff Sachsens von der Unterstützung Hollands abhalten, alles in deutsch-patriotischer Meinung. Später vertrat er wieder die welfische und endlich die preußische Politik.



239. Leibniz' Wohnhaus in Hannover.
Nach einer Originalphotographie.

Doch mochte er hier über die Grenzen seiner Begabung hinausgehen, sein Verdienst, nach allen Seiten hin angeregt, die Wissenschaft dem praktischen Leben genähert zu haben, wird dadurch nicht verkümmert. In diesem Sinne dachte er auch an die Errichtung wissenschaftlicher Akademien im Gegensatze zu den verknöcherten Universitäten, an denen zu wirken er verschmähte (ähnlich den italienischen Akademien, s. Bd. VI, S. 353), und er hat in Deutschland wenigstens an einer Stelle diesen Gedanken verwirklicht: von ihm bestimmt, stiftete Friedrich III. am 11. Juli 1700 die „Sozietät der Wissenschaften“ zu Berlin, die erste deutsche Akademie, und ernannte Leibniz zu ihrem lebenslänglichen Präsidenten.

Chr. Wolff.

Leibniz hat kein abgerundetes philosophisches Lehrgebäude geschaffen und deshalb auch auf die große Masse der Gebildeten nicht unmittelbar gewirkt. Diese Mängel ergänzte Christian Wolff (1679—1754) aus Breslau, dessen Wirksamkeit wesentlich der Universität Halle angehört (1706—23 und 1740—54). Er schuf ein System und machte die Philosophie zum Gemeingut der Gebildeten. Aber er war weit davon entfernt, Leibniz einfach zu folgen. Eben den Kern der Monadenlehre desselben, die



240. Christian Wolff.

Nach dem Gemälde von G. Boy gestochen von C. Fritzsch.

Belebtheit der Monaden, verwarf er wieder, und während Leibniz alle Glaubenslehren der Kirche philosophisch zu begründen versuchte, ließ Wolff sie als unergründliche Geheimnisse auf sich beruhen; aber er meinte auch, daß die Offenbarung nichts enthalten könne, was gegen die Vernunft sei, und behauptete, daß die Sittlichkeit nicht abhängig sei von einem bestimmten religiösen Glauben. Weil er somit die Vernunft zur Richtschnur auch des Glaubens machte, wurde er der Vater des Rationalismus, und indem er überwiegend deutsch schrieb, bildete er das Deutsche überhaupt für den philosophischen Ausdruck. Seine Philosophie hat in Deutschland bis auf Kant geherrscht; sie fand

auch außerhalb der Universitäten ihre Vertretung durch die weitverbreitete „Gesellschaft der Wahrheitsfreunde" und hat somit wesentlich dazu beigetragen, den englischen Deismus von der Mehrheit der Gebildeten fern zu halten.

Freidenker u. Freimaurer.

Ganz freilich hat es an „Freidenkern" auch in Deutschland nicht gefehlt. Denn die eng mit dieser philosophischen Richtung zusammenhängende Freimaurerei faßte seit der Begründung der ersten Loge zu Hamburg im Jahre 1733 sehr bald Fuß, so daß bis 1740 bereits in Braunschweig, Berlin, Leipzig und Altenburg Logen entstanden. Aus diesen deistischen Kreisen ging auch die berufene Wertheimer Bibelübersetzung hervor (1735), die den durchgeführten Versuch machte, alles Wunderbare „vernünftig" zu erklären. Sie wurde aber überall polizeilich unterdrückt. Auch der einsam stehende Johann Christian Edelmann (1698—1767) ging mit seiner spinozistischen Philosophie spurlos vorüber.

Geschichtschreibung.

Wenn sich die Rechtswissenschaft und die Philosophie von der Bevormundung der lutherischen Scholastik befreiten, so konnte dies für die historischen Wissenschaften nicht ohne tiefgreifende Folgen bleiben. Cellarius stellte zuerst die seitdem herkömmliche Einteilung in alte, mittlere und neuere Geschichte auf (1688), womit der Rahmen der vier Weltmonarchien beseitigt und einer naturgemäßen Betrachtung Raum gemacht wurde; Pufendorf lenkte den Blick auf die innere Entwickelung der Staaten, Leibniz gab die ersten großen Beispiele kritischer Ausgaben und kritischer Verwertung mittelalterlicher Geschichtsquellen, auch folgten ihm auf diesem Gebiete Burkhard Mencken in Leipzig (1674—1732), Peter von Ludewig (1668—1743) und Hieronymus Gundling in Halle (1671—1729). Das Bedeutendste aber leisteten auf dem Gebiete der Geschichtschreibung des älteren deutschen Mittelalters Johann Jakob Mascov in Leipzig (1689—1761) und Graf Heinrich von Bünau in Nöthnitz bei Dresden (1697—1762), beide hervorragend durch Kritik, sorgfältige Berücksichtigung der Kulturverhältnisse und des inneren Zusammenhanges. Auf dem Gebiete der Kirchengeschichte sind besonders zu nennen Gottfried Arnolds (1666—1714) „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie", allerdings eine pietistische Tendenzschrift gegen jede Art von Unduldsamkeit, und Johann Lorenz von Mosheims (1694—1755) zahlreiche Werke. Da alle diese Männer überwiegend deutsch schrieben, so erwarben sie sich um die Ausbildung der deutschen Sprache für wissenschaftliche Zwecke ein ähnliches Verdienst wie Thomasius und Wolff.

Altertumswissenschaft.

Für eine wirkliche Erkenntnis des Altertums brachen Johann Matthias Gesner (1691—1761) in Göttingen und Johann Friedrich Christ in Leipzig (1701—56) die Bahn. Jener erhob sich zuerst von der Worterklärung zum Verständnis des Zusammenhanges antiker Schriften und gründete in Göttingen das erste philologische Seminar (1738); dieser richtete den Blick zuerst auf die Überreste der alten Kunst und wurde somit ein Vorläufer Winckelmanns. Und wie die neue Richtung in Theologie, Rechtswissenschaft und Philosophie sich in Halle eine neue Universität geschaffen hatte, so erhielt Göttingen, die Gründung des edlen Ministers Gerlach Adolf von Münchhausen in Hannover (1734), sofort eine bestimmte Richtung auf Geschichte, Philosophie und Staatswissenschaft. Hier wirkten von den bedeutendsten Gelehrten dieser Zeit Mascov, Gesner und der Mediziner Albrecht von Haller. — So brach überall die Herrschaft der lutherischen Scholastik zusammen, die Wissenschaft erkämpfte ihre Freiheit.



241. Der Marktplatz zu Göttingen gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche (zu S. 365).

Dichtung und Musik.

Die Sprachgesellschaften.

Diesem fröhlichen Aufstreben gegenüber erscheint die gleichzeitige Entwickelung der Litteratur als eine sehr langsame. War doch die mittelalterliche Kunstform längst verloren, das Interesse an volkstümlichen Stoffen zurückgedrängt durch die lateinische Bildung. Der Dreißigjährige Krieg zerriß vollends die Kette der Überlieferung, indem er das Volk in das äußerste Elend hinunterdrückte; die Kluft zwischen den Gebildeten und der Masse wurde größer als je, denn zu der einseitig gelehrten Bildung trat jetzt auch noch die Überlegenheit der fremden, vor allem der französischen Kultur, welche die höheren Stände rasch vollkommen bemeisterte. Ja selbst die deutsche Sprache nahm damals, als Söldner aller Nationen Deutschland verheerten, zahllose fremde Wörter und Wendungen auf, sie kam in die ernste Gefahr, eine Mischsprache zu werden und völlig zu verwildern.

Eben dagegen regte sich zuerst der Widerstand. Bereits im Jahre 1617 bildete sich nach dem Muster der italienischen poetischen Akademien unter Leitung des Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen (gest. 1650) die „Fruchtbringende Gesellschaft", auch der „Palmenorden" genannt. Unter mancherlei modischen Ordensspielereien verfolgte sie den verständigen Zweck, „die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung fremder Wörter zu erhalten", und hat das unleugbare Verdienst, in einer Zeit äußerster Verwilderung und fremdländischer Verbildung das Interesse an deutscher Sprache und Litteratur gerade in den höheren Ständen bewahrt zu haben. Dagegen verfiel die von Philipp von Zesen in Hamburg 1643 gestiftete „Deutschgesinnte Genossenschaft" bald der Lächerlichkeit durch ihr Bestreben, auch solche Fremdworte, welche allgemeines europäisches Sprachgut oder Bezeichnungen fremder Sachen und Begriffe sind, zu verdeutschen.

Die Gelehrtendichtung.

Sollte sich nun wieder eine deutsche Litteratur erheben, so konnte das nur durch die Gelehrten und in der Anlehnung an fremde Muster geschehen, denn die eigne Vorzeit war vergessen und verachtet, die fremde Kultur glänzend und gewaltig. Niemals freilich verschwand das volkstümliche Element vollständig, aber die Nachahmung des Fremden überwog bei weitem, und unverbunden gingen lange beide Richtungen nebeneinander. Für jene „Poesie der Nachahmung" aber ergab sich aus ihrer ganzen Natur der schwere Mangel, daß ihre Dichter mit den volkstümlichen Überlieferungen in gar keinem Zusammenhange standen, auch nicht eigentlich — wenigstens nur selten — aus innerem Drange dichteten, sondern auf äußerliche Veranlassungen hin „Gelegenheitsgedichte" verfaßten, und daß sie weiter das Hauptgewicht auf die Form, nicht auf den Inhalt legten. Sie gehörten aber mit ganz wenigen Ausnahmen den norddeutsch-protestantischen Landschaften an, denn seit dem Gelingen der Gegenreformation lag hier der Schwerpunkt deutscher Kultur und deutscher Macht.

Die erste schlesische Schule.

Die erste Dichtergruppe besteht wenigstens vorwiegend aus Schlesiern oder andern Mittel- und Norddeutschen. Ihr Haupt, Martin Opitz von Boberfeld (1597—1639), sah sich durch den Dreißigjährigen Krieg, der Schlesien so stark betraf, zu einem ruhelosen Wanderleben verurteilt und zugleich an die Gunst hoher Herren gewiesen, was die Unabhängigkeit seines Charakters begreiflicherweise nicht förderte. Sein Ideal war die gefeilte, dem lateinischen Vorbilde sorgfältig nachgeahmte verstandesmäßige Poesie Ronsards (s. Bd. V, S. 496); daher bezeichnete er auch in seinem bahnbrechenden Büchlein „von der deutschen Poeterey" (1624) als Zweck der Dichtung, angenehm zu belehren, faßte demnach auch als die wichtigste Gattung die episch-didaktische. Ein tieferes Verständnis vom Wesen der Dichtung geht ihm also ab, er unterscheidet deshalb auch die Gattungen der dramatischen Dichtung nach ganz



242. Martin Opitz von Boberfeld.
Nach einem gleichzeitigen Schwarzkunstblatte von J. J. Haid.

äußerlichen Gründen, indem er der Tragödie die Aufgabe zuweist, „schreckliche Ereignisse und Personen höheren Standes" vorzuführen, während die Komödie „in schlechten (schlichten) Wesen und Personen besteht", er überträgt also die gesellschaftlichen Standesunterschiede gewissermaßen in die Dichtung und verwechselt außerdem schrecklich und tragisch. Für den Ausdruck empfiehlt er Würde, Reinlichkeit und Zierlichkeit, für den Vers aber stellt er den neuen Grundsatz auf, daß in Anlehnung an die antike Versmessung nach Länge und Kürze der Silben die Messung nach regelmäßig wechselnden betonten und unbetonten Silben treten müsse. Wie er damit endlich nach langem Schwanken der deutschen Poesie die feste Form gab, nachdem das mittelalterliche Prinzip, nur die Hebungen zu messen, gefallen war, so brachte er den von ihm empfohlenen französischen sechsfüßigen jambischen Alexandriner für mehr als ein Jahrhundert zu ganz

überwiegender Geltung. In diesen Festsetzungen liegt seine hauptsächlichste Bedeutung. Seine eignen Dichtungen gehören, abgesehen von zahlreichen Gelegenheitsgedichten, überwiegend der episch-didaktischen Gattung an (Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges, Zlatna, Vielguet), und so wenig sie dauernden Wert behauptet haben, aus allen erkennt man doch einen wackeren Sinn, der sich in furchtbarster Bedrängnis nicht dumpfer Verzweiflung überläßt, sondern im treuen Glauben an Gottes Gerechtigkeit und alles Edle seinen besten Trost findet, und das war auch etwas wert.

Die Lyrik; das geistliche Lied.

Dichterisch weit begabter waren die Lyriker dieser Zeit, die sich nur in der Form an Opitz anschlossen, in der Sache eine echte, wahre Empfindung zu treuem Ausdruck brachten und eben dadurch wirklich volkstümlich wurden. Zu ihnen zählt der Sachse Paul Fleming aus Hartenstein im Erzgebirge (1609—40) mit warm empfundenen Liedern der Freundschaft und Liebe, der erste, der das italienische Sonett verwandte, dann die Königsberger Heinrich Albert (gest. 1668) und Simon Dach (gest. 1659), dessen echt volkstümliches „Ännchen von Tharau" unsterblich geworden ist. Sie alle haben auch in geistlicher Lyrik, im Kirchenliede, Vortreffliches geleistet. Ja diese schwere Zeit wurde die zweite große Blüteperiode des evangelischen Kirchenliedes; es tröstete und erhob Unzählige über die Not der Gegenwart, es vertrat mit Erfolg die volkstümliche Dichtung und rettete sogar wenigstens für den Kirchengesang die alte dreigeteilte Strophe. Von dem Kirchenliede des 16. Jahrhunderts unterscheidet sich das des siebzehnten allerdings dadurch, daß es mehr die Gefühle des einzelnen, des Dichters selbst, als die der Gesamtheit zum Ausdruck bringt, und fern von der Siegesfreudigkeit Luthers läßt es die Sehnsucht nach Erlösung aus diesem irdischen Jammerthale und die Ergebung in den Willen Gottes immer wiederklingen, so bei dem größten dieses ganzen Kreises, Paul Gerhardt (1607—76), der nach seiner Amtsentsetzung in Berlin (s. S. 699) eine neue Anstellung auf kursächsischem Gebiete in Lübben fand, so bei Rinkart in Eilenburg (gest. 1649), Georg Neumark in Weimar (gest. 1681), Johann Rist in Holstein (gest. 1667), Christian Keimann in Zittau (gest. 1662); aber auch fürstliche Persönlichkeiten fehlen nicht in dieser Reihe, so Henriette von Brandenburg, die erste Gemahlin des Großen Kurfürsten, und eben dies geistliche Lied hat unter seinen Vertretern auch einen katholischen Priester aufzuweisen, den Jesuiten Friedrich von Spee in Trier (gest. 1635), dessen Frömmigkeit ihn noch vor Thomasius auch zum entschiedensten Bekämpfer der Hexenprozesse machte.

Die Pegnitzschäfer u. die zweite schlesische Schule.

Wie nun in Frankreich auf den nüchternen, zierlichen Klassizismus Ronsards der spielende, schwülstige Marinismus des Hôtel Rambouillet folgte, so in Deutschland auf Opitz die gleichgeartete zweite schlesische Schule und der dieser innerlich verwandte „gekrönte Blumenorden" der „Pegnitzschäfer" in Nürnberg, die Stiftung Philipp Klais und Philipp Harsdörffers (1644). Der letztere pflegte vor allem das lyrisch-dramatische Schäferspiel, wie die Italiener (s. B. V, S. 114), und sah das Wesen der Dichtkunst in „sinnreichen" Umschreibungen und Beiwörtern, was, da dies in der That erlernbar ist, unter anderm Harsdörffer zu der Abfassung des berufenen „Nürnberger Trichters" („Anweisung, in sechs Stunden die deutsche Reim- und Dichtkunst einzugießen") verführte. Ähnlich betonten die Schlesier die „Lieblichkeit" des Ausdrucks, doch lag ihre hauptsächlichste Thätigkeit auf dem Gebiete des Dramas, wobei sie freilich, der Unsitte der Höfe allzuviel nachgebend, nicht selten selber unsittlich und leichtfertig wurden. In der Form und in der Auffassung vom Wesen der Poesie schlossen sie sich an Opitz an, verwechselten also tragisch und schrecklich und schufen jene „Mord- und Bluttragödie", die greuliche Ereignisse in den höchsten Kreisen der Gesellschaft häuft, ihre Stoffe, wie die französische Tragödie, meist aus weiter zeitlicher und räumlicher Entfernung bezieht, dabei im ganzen die drei Einheiten der

Franzosen festhält und sogar den nicht glücklichen Versuch macht, in den „Reihengesängen“ den antiken Chor nachzuahmen. Am ausgeprägtesten zeigt diese Eigentümlichkeiten Andreas Gryphius (1616—64), „der Vater des deutschen Dramas“, in Trauerspielen wie „Tod Papinians“, „Leo der Armenier“, „Carolus Stuardus oder die ermordete Majestät“ (1649). Mehr wahrhaft poetische Kraft entwickelt er in seinen Lustspielen, wie „Peter Squenz“ und „Horribilicribrifax“; namentlich in dem letzteren, einer scharfen Satire auf die prahlerischen Glückssoldaten des Dreißigjährigen Krieges, tritt eine nicht gewöhnliche grotesk-komische Begabung hervor. An Schwulst und in dem „galanten“ Tone leisteten Erhebliches die schlüpfrigen Liebeslieder und „Heldenbriefe“ (nach Ovids Heroiden) des Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—79), und die Mängel seiner beiden Vorgänger übertraf noch Kaspar von Lohenstein (1635—83).

Der Roman; Satire.

Doch auch in dieser Zeit fehlte es dieser gelehrten Kunstpoesie nicht an einem volkstümlichen Gegengewicht. Der Roman fand Eingang, und zwar zum Glück nicht bloß in der unerquicklichen, geschraubten Form des Heldenromans, wie z. B. Philipp von Zesen einen „Ibrahim Bassa“, Hoffmann einen „Arminius“ schrieb, sondern in der des ganz volkstümlichen spanischen Sittenromans (s. Bd. V, S. 750 f.). Die bedeutendste Leistung gelang hier dem Schwaben Christoph von Grimmelshausen (1625—76) in seinem „Abenteuerlichen Simplicissimus“, einer erschütternden Schilderung der Zustände während der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges, wahrhaft realistisch bis zum Gräßlichen. Ihm am nächsten bezüglich des Stoffes stehen die „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte“ (1639 ff.) Philanders von Sittewald (Hans Michael Moscherosch, 1601—69), der in Form einer Reihe von Visionen das grauenhafte Kriegselend und nebenher auch den Pennalismus der Universitäten greifbar deutlich darstellt. Verfolgen diese Schriften keinen bewußten satirischen Zweck, so forderte doch diese Zeit auch zur Satire in vielfachster Weise auf. Dahin gehören Erscheinungen wie die bald ernsten, bald humoristischen Flugschriften des Hamburgers Balthasar Schupp (1610—61) und die niederdeutschen Scherzgedichte von Hans Lauremberg in Rostock (1591—1659). In scharfe Epigramme kleidet seine feinen Beobachtungen menschlicher und insbesondere deutscher Fehler der patriotische Schlesier Friedrich von Logau (1604—55), und in die Form von Sinnsprüchen bringt auch sein zum Katholizismus übergetretener Landsmann Johann Scheffler (Angelus Silesius, 1624—77) seine mystisch-pantheistischen Anschauungen.

Die Gegner der zweiten schlesischen Schule.

In Frankreich wich die Schwulst des Hôtel Rambouillet vor der strengen, reinen Form Boileaus, in Deutschland erhob sich gegen die zweite schlesische Schule die Nachbildung nicht des französischen Dramas dieser Zeit, da dies eben ganz ausgeprägt französisch war, wohl aber der Satiren und Episteln, der Oden und Epigramme durch höfisch gebildete Männer wie Ludwig von Canitz (1654—99), Johann von Besser (1654—1729), Christian Wernicke. Doch wieder steht neben ihnen eine volkstümliche Richtung. Gegen Ende dieser Periode brachte der unglückliche Christian Günther aus Striegau (1695—1723), der eigne Charakterschwäche und Härte des Vaters mit einem verfehlten Leben und frühem Tode büßte, eine tiefe, wahre, unmittelbare Empfindung in zahlreichen lyrischen Dichtungen zu oft ergreifendem Ausdruck.

Die Schulkomödie.

Etwas früher noch unternahm es Christian Weise (1642—1708), Rektor des Gymnasiums in Zittau, zuerst wieder nach langer Unterbrechung, das deutsche Drama zur Natur, zum Volksleben zurückzuführen, und zwar in allen seinen Gattungen und mit den verschiedenartigsten, biblischen, zeitgeschichtlichen und komischen Stoffen, freilich in der immerhin beschränkten Form der Schulkomödie, aber mit glücklicher Erfindung und sicherem Aufbau, durchgeführter Charakteristik, geschickter Verwertung des

Volkstümlichen sogar im Dialekt und einfacher, prosaischer, ungekünstelter Sprache. In diesen Zusammenhang der Schulkomödie gehören auch die dramatischen Aufführungen in den geistlichen Unterrichtsanstalten der Katholiken. Die Jesuiten pflegten sie nicht nur an ihren Kollegien, sondern auch an ihren Hochschulen und wandten später auch die deutsche Sprache neben der lateinischen an. Ihre Gegenstände entnahmen sie aus der Heiligen Schrift, der Märtyrerlegende, der kirchlichen und weltlichen Geschichte mit teils religiös-erbaulicher, teils patriotischer Tendenz und oft prächtiger Ausstattung. In Graz hatten sie z. B. ein stattliches stehendes Theater, wo regelmäßige Aufführungen zum Schlusse des Schuljahres und zu Fastnacht stattfanden. Da Benediktiner ahmten ihnen darin nach, vor allem an ihrer salzburgischen Universität, aber auch in ihrem einsamen Hochgebirgskloster Admont in Steiermark.

Reformversuche.

Innerhalb der Grundbegriffe des 17. Jahrhunderts suchten drei sehr verschiedene Naturen der Poesie einen tieferen Gehalt zu geben, der ernste Schweizer Albrecht von Haller (1708—77) durch ein beschreibendes Lehrgedicht „Die Alpen", welches das Schweizerleben als das Ideal einer naturgemäßen, glücklichen Existenz darstellt, und die Hamburger Barthold Heinrich Brockes (1680—1747) und Friedrich von Hagedorn (1708—54). Beide wurden gehoben durch ihre Umgebung, denn Hamburg war damals eine Stadt voll freien Bürgersinns und voll von geistigem Interesse, ein „deutsches Städtemuster". Brockes besang, von dem Engländer Thomson beeinflußt (s. unten), das „Irdische Vergnügen in Gott" von 1721—48 in neun Bänden, Hagedorn wurde Dichter des leichten, anmutigen Lebensgenusses nach dem Muster des Griechen Anakreon und des Horaz. Systematisch war das Bestreben des gravitätischen Ostpreußen Joh. Christoph Gottsched in Leipzig (1700—66) sowohl auf eine Regelung und Reinigung der Sprache, als auf die Bildung eines deutschen Dramas nach dem Muster des französischen gerichtet. Keinen günstigeren Ort für solche Bestrebungen konnte er damals finden als Leipzig, die bedeutendste Handelsstadt des deutschen Binnenlandes, wo eine blühende Hochschule Studierende aus ganz Deutschland an sich zog, wo der deutsche Buchhandel seinen Mittelpunkt fand, wo vielseitige Berührungen der gebildeten Stände untereinander und der Verkehr mit den vielen Fremden die Sitten abschliffen, den Ton der guten Gesellschaft verfeinerten, so daß noch Goethe es als ein „Klein-Paris" bezeichnen konnte. Für die Sprache wirkte Gottsched durch eine „Deutsche Gesellschaft", durch Vorlesungen, durch schriftliche Anleitungen in seiner „Vernünftigen Redekunst" (1728) und seinen Zeitschriften („Die vernünftigen Tadlerinnen", „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache") ähnlich wie die französische Akademie, wie er denn auch alles Provinzielle, Eigentümliche und Veraltete verwarf. In seinem Urteil über das Wesen der Dichtung kam er über die Anschauungen des Martin Opitz und der Franzosen des 17. Jahrhunderts nicht hinaus; ihm war also die Poesie Verstandessache, eine lernbare Kunst wie jede andre. Im Drama erkannte er erst spät die Möglichkeit eines bürgerlichen Trauerspiels an, seine eigne praktische Thätigkeit richtete sich hier ausschließlich auf die Reform der deutschen Bühne nach französischem Muster, vor allem auf die Verdrängung der rohen Hanswurstkomödie und die Verpflanzung der französischen Tragödie nach Deutschland; nur seine Frau, seine treue Helferin, arbeitete auch für das Lustspiel nach Molière. Durch Übersetzungen vor allem suchte er der deutschen Bühne ein Repertoire zu schaffen („Deutsche Schaubühne", 1742—45); selbst sein eignes Musterdrama „Der sterbende Cato" (1731) ist nur eine Nachahmung des Addisonschen Stückes (s. S. 161). Halb und halb praktische Zwecke verfolgte auch seine Zusammenstellung aller ihm bekannten deutschen Dramen 1450—1760 in dem „Vorrat zur Geschichte der dramatischen Kunst". Für die praktische Durchführung seiner Reformen konnte

Gottsched freilich nur wandernde Privatgesellschaften benutzen, vor allem die der verdienstvollen Karoline Neuber in Leipzig; am kursächsischen Hofe fand er höchstens beim Kurprinzen Friedrich Christian eine gewisse Teilnahme. Aber um 1740 war er unbestritten der Herrscher des deutschen Parnasses.

Die moralischen Wochenschriften.

Eine Erwähnung verdienen hier auch noch als Vertreter der lehrhaften Litteratur die moralischen Wochenschriften, die sich nach englischem Vorbilde (s. S. 162) seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts auch in Deutschland rasch verbreiteten. Die wichtigsten Verlagsplätze für sie waren Hamburg und Leipzig. Von der ersten, 1713 in Hamburg erschienenen Monatsschrift „Der Vernünftler" bis zum Jahre 1740 zählt man etwa 50 Unternehmungen dieser Art, die sich über alle möglichen Gegenstände verbreiten und nicht selten einen satirischen oder wenigstens einen polemischen Ton anschlagen, jedenfalls belehren und bessern wollen.

Die italienische Oper.

So zeigte sich wohl eine große Mannigfaltigkeit und Fülle dichterischer Leistungen, aber eine wirkliche Nationallitteratur wie Frankreich und England besaß Deutschland noch nicht, weil eben die Deutschen noch weit entfernt waren, eine Nation zu sein. Unvermittelt stand die höfische, fremde Richtung der volkstümlichen, einheimischen gegenüber, die Höfe selbst aber lehnten jedes Interesse an deutscher Dichtung noch fast völlig ab. Ganz ähnliche Verhältnisse zeigt die Musik. Nach der großartigen Entwickelung des deutschen Kirchengesanges im 16. Jahrhundert war eben diese Kunst während des Dreißigjährigen Krieges auf volkstümlicher Grundlage die Zuflucht für das deutsche Gemüt geworden. Nach der Wiederkehr des Friedens drang rasch die italienische Oper ein, die sich ja auch Frankreich unterworfen hatte (s. Bd. VI, S. 360). Sie verwickelte sich bald in lebhaften Kampf mit einer deutschen Richtung, aber schneller als auf andern Kunstgebieten endete er hier in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit einem Ausgleich. Der Gründer der deutschen Oper wurde Heinrich Schütz aus Köstritz (1585—1672), seit 1615 kurfürstlicher Kapellmeister in Dresden. Sein erstes Werk war die Komposition von Rinuccinis „Daphne" nach der deutschen Textbearbeitung von Opitz, die im Jahre 1627 zu Torgau bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Sophie Eleonore von Sachsen mit Georg II. von Hessen-Darmstadt in Szene ging. Von diesem Vorgange angeregt, schrieb der Nürnberger Philipp Harsdörffer (s. oben S. 369) den ersten deutschen Operntext und ließ ihn von einem Nürnberger Organisten in Musik setzen. Aber rasch wurde die Oper, wenigstens soweit ihre Pflege von den Höfen abhing, durch italienische Komponisten und Sänger in Musik und Sprache vollständig italienisiert. Auf den meist mythologischen oder allegorischen Text legte man wenig Wert, um so mehr auf prachtvolle Ausstattung durch Dekorationen und Maschinerie, so daß denn auch die Kosten bald eine außerordentliche Höhe erreichten. Ihre hauptsächlichsten Pflegestätten wurden damals Dresden und Wien, eine Zeitlang auch Berlin. In Dresden gelangte die italienische Oper schon unter Johann Georg II. zur ausschließlichen Herrschaft, eine besondere Bühne richtete hier Johann Georg III. im Jahre 1685 in einem Anbau des Schlosses (dem vor kurzem niedergerissenen Hauptstaatsarchiv) ein, doch hatte sie keinen langen Bestand. In Wien entwickelten Leopold I. und seine beiden Söhne, Joseph I. und Karl VI., eine fast leidenschaftliche Vorliebe für Musik und für die Oper insbesondere. Einzelne Aufführungen ließen sie sich 60000 Gulden kosten, und die kaiserliche Kapelle und Kammermusik erforderten einen Jahresaufwand von 200000 Gulden, denn die Gehalte waren bereits sehr ansehnlich. In Berlin pflegte Sophie Charlotte mit ganz besonderer Vorliebe die Oper, sie ließ für dergleichen Aufführungen einen Saal im Marstallgebäude einrichten, einen andern in ihrem Sommerschlosse Charlottenburg; auch brachte sie eine kostbare Sammlung von Musikalien zustande. Natürlich suchten auch Braunschweig, Stuttgart und München nicht zurückzubleiben.

Die deutsche Oper.

In andrer Richtung bewegte sich die Oper unter dem Einflusse des Bürgertums. Die ersten Opernhäuser entstanden in Nürnberg, Augsburg, Leipzig, Breslau, das lange Zeit wichtigste in Hamburg (1677), und eben hier nahm die deutsche Oper, durch deutsche Tonsetzer und Sänger vertreten, einen bedeutsamen Aufschwung. Da hierbei freilich von Anfang an die zahlreichen fremden Gesandten stark beteiligt waren, so war eine Weiterentwickelung in deutsch-nationalem Sinne zweifelhaft. Auch hier legte man großen Wert auf prächtige Ausstattung, hier wurde auch die erste große



243. Johann Sebastian Bach.
Nach einer Lithographie von Maurin.

deutsche Oper, „Adam und Eva", 1678 aufgeführt. Überhaupt waren die Stoffe dieser Richtung nur selten französischen oder italienischen Vorbildern entlehnt, sondern selbständig erfunden, führten aber in bunter Abwechselung in das graue Altertum („Nebukadnezar") wie in die unmittelbare Gegenwart („Cara Mustapha oder die Belagerung von Wien"). Das Hervorragendste leistete Reinhard Keiser aus der Gegend von Leipzig (geb. um 1673, gest. 1739); er war lange besonders in Hamburg thätig und schrieb etwa 120 Opern, die, ausgezeichnet durch eine Fülle leichter, schöner Melodien und innige Verbindung des gesungenen Wortes mit der Instrumentalbegleitung, in ganz Nord- und Mitteldeutschland, auch in Kopenhagen, begeisterte Aufnahme fanden und sich sogar in Paris Anerkennung verdienten. Seit dem Jahre 1720 etwa gelangte



244. Der Dom zu Salzburg, erbaut von Santino Solari. (Zu S. 378.)
Nach einer Originalphotographie.



245. Die Karlskirche in Wien, erbaut von Fischer von Erlach. (Zu S. 378.)

Nach einer Originalphotographie.

freilich auch in Hamburg die italienische Oper zu vollständiger Herrschaft, aber die alte Hansestadt blieb lange Zeit die musikalische Hauptstadt Deutschlands, ihr „Collegium musicum" der höchste musikalische Richterstuhl.

Kirchenmusik.

Aber seinen vollkommensten musikalischen Ausdruck fand damals das deutsche Wesen überhaupt nicht in der Oper, sondern in der Kirchenmusik. Dies knüpft sich an den großen Namen des Kantors von St. Thomä in Leipzig, Johann Sebastian Bach (1685—1750), den Sohn einer hochbegabten thüringischen Musikerfamilie. In seinen außerordentlich zahlreichen Kompositionen, die er fast durchweg für die Kirche und die Mitwirkung der Orgel bestimmte, ist er voll Hoheit und Innigkeit, und dabei zugleich ein souveräner Beherrscher aller Kunstformen und unübertrefflich in der Verwendung der verschiedensten Stimmlagen. Wie in dem Italien der Renaissance die religiöse Empfindung nicht in der Dichtung, sondern in der bildenden Kunst zum reinsten Ausdrucke kam (s. Bd. V, S. 123 f.), so in Bachs Musik der deutsch-protestantische Geist.

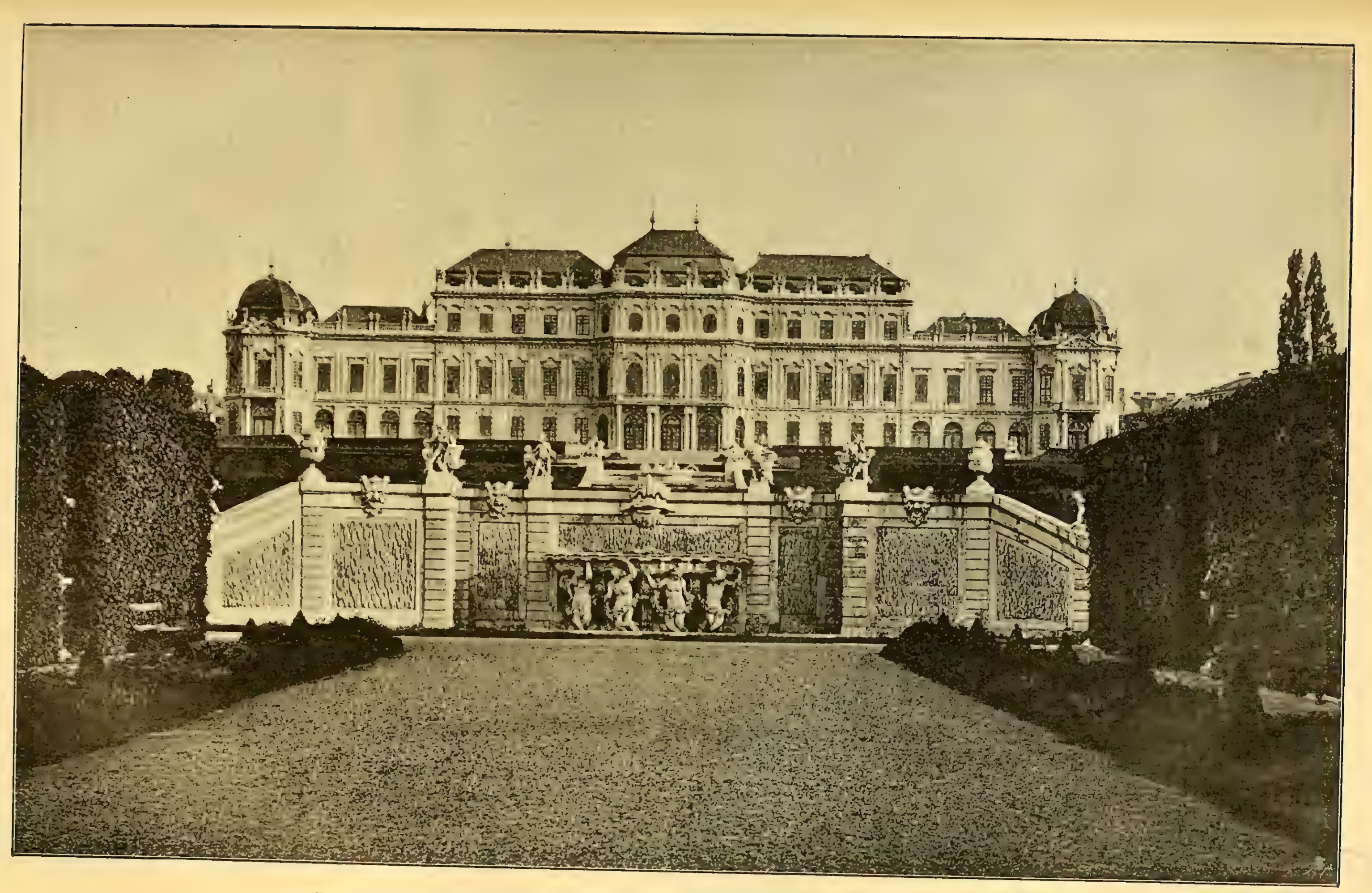
Die bildenden Künste.

Malerei.

Nicht minder unter der Herrschaft des Auslandes, im Süden der Italiener, im Norden der Holländer, standen die bildenden Künste. Während des Dreißigjährigen Krieges hatte sich in der Malerei, besonders in Frankfurt a. M., noch eine eigentümlich deutsche Richtung behauptet. Ihr Führer war der weithin vorbildliche Adam Elsheimer (1578—1620, s. Bd. VI, S. 412), der bedeutendste Meister Deutschlands während des 17. Jahrhunderts. Neben Matthäus Merian (gest. 1650), dem Stammvater einer weithin bekannten Künstlerfamilie, die in Radierung und Kupferstich eine außerordentliche Fruchtbarkeit entfaltete. Schon unter dem Einflusse der Niederländer stand Joachim von Sandrart (1606—88), der vor allem als Maler von Bildnissen und mächtigen Gruppenbildern bedeutend wurde. Hinter Frankfurt zurück blieben andre Städte, wie Augsburg, Nürnberg, München, Wien, Dresden, Berlin, Hamburg u. s. f., obwohl es an tüchtigen Malern nirgends fehlte; der Böhme Wenzel Hollar gehörte wesentlich den Niederlanden und England an (s. Bd. VI, S. 446). Wie somit deutsche Künstler besonders in den stammverwandten Ländern Aufnahme fanden, so arbeiteten wieder italienische und holländische Maler in Deutschland besonders für die Höfe.

Barock und Rokoko.

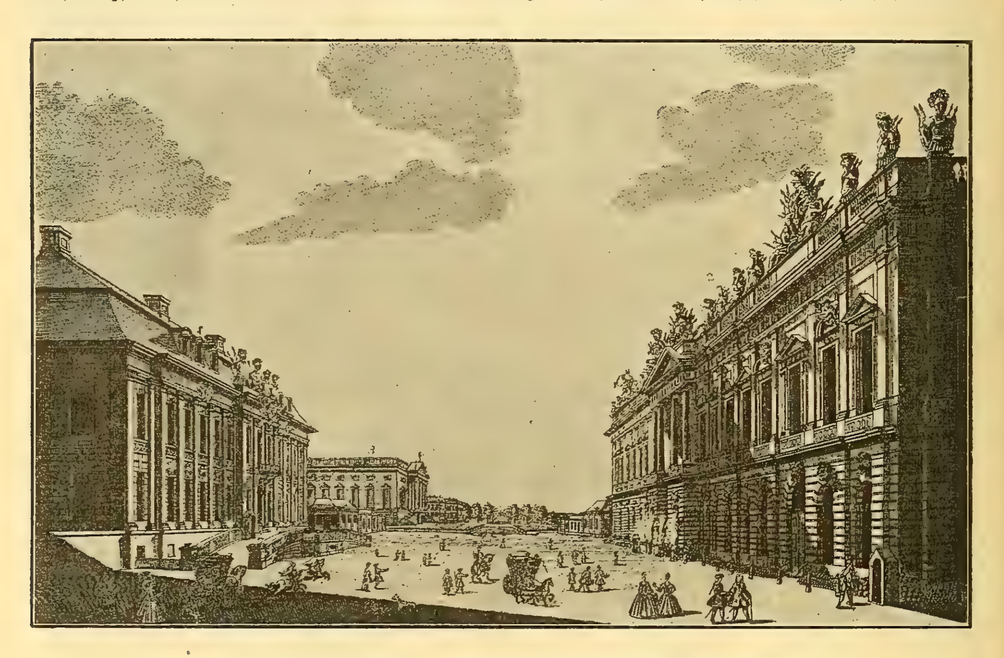
Fürsten, Edelleute und geistliche Stiftungen waren nun auch vor allem die Bauherren für die Architekten dieser Zeit. Daher brach mit der Gegenreformation ein mächtiger Strom italienischen Kunsteinflusses über Deutschland herein, während in Norddeutschland anfangs das holländische Muster vorwog, bis es dann allmählich von dem französischen abgelöst wurde. So trat an die Stelle der ausklingenden deutschen Hochrenaissance überall das Barock und das eigentlich nur dekorative Rokoko, das seine Bauten mit Blumen- und Fruchtgewinden, Muscheln und Masken überschüttet und neben die großräumige, feierliche, aber etwas steife Pracht des Barockstils das Anmutige, Behagliche, Neckische und Spielende oft in kleinen, lauschigen Räumen setzt. Gebaut wurden vor allem Paläste und Kirchen, und an jene schlossen sich gern Gärten in holländisch-französischem Stil, mit geradlinigen Gängen zwischen Bäumen oder steifen geschorenen Hecken, mit breiten langen Prospekten und malerischen Fernblicken, mit Wasserfällen und Teichen, regelmäßig geformten Blumenbeeten und weißleuchtenden mythologischen Statuengruppen. Für die Ausschmückung der Räume aber sorgt ein unter höfischem Einfluß bald glänzend entwickeltes Kunsthandwerk, das den Geräten und Möbeln die geschwungenen, zierlichen Formen des Rokoko gibt. So entsteht eine Kunst bald feierlich großartiger Repräsentation fürstlicher und kirchlicher



246. Das Belvedere, Gartenschloß des Prinzen Eugen, erbaut von Hildebrandt. Nach einer Originalphotographie.

Macht, bald des berauschenden höfischen Genusses. Diese Kunst entsprang durchaus den Bedürfnissen und Anschauungen ihrer Zeit und war deshalb ebenso berechtigt wie irgend eine andre. Sie selber war davon so überzeugt, daß sie für keine andre Kunst Verständnis oder auch nur Achtung hatte. Niemals sind deshalb die mittelalterlichen Denkmäler, namentlich die des als barbarisch geradezu verachteten gotischen Stils, brutaler verstümmelt worden als im 17. und 18. Jahrhundert.

Ihre Träger waren anfangs im Süden italienische, im Norden erst holländische, dann französische Künstler, aber sehr bald traten ihnen ebenbürtig Deutsche zur Seite, die allmählich das Übergewicht errangen und der fremden Bauweise eine gewisse deutsche Färbung gaben. Die Schauplätze dieser Kunst sind überwiegend die fürstlichen Residenzstädte, alte und neue, daneben die Sitze mächtiger katholischer Kirchenstiftungen.



247. Berliner Bauten des 17. und 18. Jahrhunderts (Unter den Linden).

1 Palast des Feldmarschalls von Schomberg (später Kronprinzenpalais), erbaut von Nering. 2 Zeughaus, zuerst entworfen von J. A. Nering, erbaut von Andreas Schlüter und Jean de Bodt. 3 Opernhaus, erbaut von G. von Knobelsdorff.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Süddeutschland.

So erbaute damals in Salzburg der Italiener Santino Solari nach den Plänen Scamozzis den massigen imposanten Dom, eine vereinfachte Nachbildung der römischen Peterskirche (1614—28), und vor ihm errichtete Antonio Dario 1664—80 den großartigen Residenzbrunnen mit seinen mächtigen Seerossen. Um dieselbe Zeit wurde auch der Dom von Passau im Barockstil erneuert. Etwas später gewannen manche der großen alten Klöster Österreichs mit verschwenderischer Anwendung des schönen, roten salzburgischen Marmors ihre neue Gestalt in Kirchen und Wohnräumen von oft fürstlicher Pracht, Melk 1701—38, Göttweih seit 1719, Klosterneuburg bei Wien, das Familienstift des Kaiserhauses, seit 1730, das steirische Admont noch vor 1750 u. a. m. Wien wurde allmählich eine prächtige Stadt, besonders durch den genialen Bernhard Fischer von Erlach aus Prag (1650—1724), nachdem die Jesuiten schon um 1630 ihre pomphafte Universitätskirche errichtet hatten. Fischer erbaute in der Hofburg die Hofbibliothek und das Reichskanzlergebäude, in den Vorstädten

das prächtige Schwarzenbergpalais und die schöne Kuppelkirche des heiligen Karl Borromäus. Um dieselbe Zeit (1693—1724) entstand das weitschauende, prächtige Gartenschloß des Prinzen Eugen, das Belvedere. Außerhalb Wiens ist die ursprüngliche Anlage des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn ein Werk Fischers, und Prag besitzt sein genialstes Werk, das Palais des Grafen Clam-Gallas mit seinen beiden Gigantenthoren. — In Bayern entstanden unter italienischem Einfluß die prunkvolle Theatinerkirche zu München, die neue Grabkirche des Herrscherhauses, die Lustschlösser von Nymphenburg und Schleißheim u. a., in Würzburg das großartige bischöfliche Schloß durch Joh. Balth. Neuman.

Die Rheinlande und der Westen.

Im Rheinlande fand die neue Bauweise besonders großartige Aufgaben zu lösen in den neugegründeten oder neu aufkommenden Residenzstädten. Mannheim zeigt in seinem rechtwinkeligen Straßennetz die nüchterne Bauweise des französischen Hugenottenstils; Karlsruhe entspricht in seiner kreisförmigen Anlage rings um das Schloß,



248 und 249. Medaille zur Erinnerung an den Umbau des Königl. Schlosses zu Berlin.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Auf der Vorderseite das Brustbild König Friedrichs I., auf der Rückseite eine Darstellung des Königl. Schlosses, wie es nach Schlüters Entwurf gestaltet werden sollte, vom Schloßplatz her aus der Vogelperspektive gesehen.
Die alten runden Erker sollten unten Springbrunnen erhalten, wasserspeiende Löwen und menschliche Figuren.
Nur der östliche Erker blieb; der westliche wurde geopfert, als Eosander die Front verlängerte.
Geschnitten von C. Wermuth (1704).

deren strahlenförmig zulaufende Straßen ursprünglich Durchhaue durch den Hardtwald waren, der gesteigerten Neigung zu enger Verbindung zwischen Bauwerk und Natur; das spätere Wilhelmshöhe bei Kassel gibt mit seinem hochragenden Oktogon, den imposanten Kaskaden und dem Aquädukt das großartigste Beispiel einer Garten- und Parkanlage im Barockstil.

Brandenburg-Preußen.

In den brandenburg-preußischen Landen hatte unter dem Großen Kurfürsten die holländische Kunst den Ton angegeben. So hatte der frühere Statthalter von Brasilien, Johann Moritz von Nassau (s. Bd. VI, S. 378) als Statthalter von Kleve-Mark in seiner Residenz Kleve (1647—78) die alte Schwanenburg umgebaut, den „Prinzenhof" neu aufgeführt und in der Umgebung prächtige Parkanlagen gemacht, später, als Herrenmeister der Johanniterballei Sonnenburg bei Frankfurt a. O., das Ordenschloß als holländischen Landsitz erneuert (seit 1652). Aber noch unter dem Großen Kurfürsten gewann die französische Baukunst in Berlin das Übergewicht.

Hier leitete seit 1675 Johann Arnold Nering alle öffentlichen Bauten; von ihm rühren unter andern der Palast Derfflingers am Cöllnischen Fischmarkt, das Palais des Feldmarschalls von Schomberg (das spätere Kronprinzenpalais), ein Teil des kurfürstlichen Schlosses und der erste Entwurf (1685) zu dem großartigen Zeughause her, das Jean de Bodt 1706 vollendete, endlich die Lange Brücke (1692—95). Neben ihm und über ihn stieg das Genie des großen Andreas Schlüter aus Hamburg beherrschend empor (1664—1714). Ehe er nach Preußen kam, hatte er schon in Polen gezeigt, was er vermöge; hier erbaute er in Warschau das schöne Palais Krasinski und in der Nähe der Hauptstadt für König Johann Sobiesky mitten im dunklen polnischen Tannenwalde das Schloß Wilanow, „ein wunderbares Bild sächsisch-polnischer Herrlichkeit und Kunstliebe". In Berlin übernahm er zunächst die Weiterführung des Zeughausbaues (1698—99) und löste dann seit 1699 mit sicherer Genialität die schwierige Aufgabe, das Gewirr von Gebäuden der verschiedensten Zeiten und Stilarten, aus denen das kurfürstliche Schloß allmählich zusammengewachsen war, in ein einheitliches, machtvolles, wahrhaft königliches Ganze zu verwandeln; er baute daneben das Schlößchen von Monbijou und den ältesten Teil des Schlosses von Charlottenburg (ursprünglich Lietzenburg), das Le Nôtre mit den herrlichen Gartenanlagen umgab, „deren schattige Pracht uns noch jetzt erfreut". Als Bildhauer erfand er die Masken der sterbenden Krieger im Hofe des Zeughauses, die in der Gewalt des Ausdrucks an Michelangelo erinnern und nichts weiter geben wollen als die grimmige Wirklichkeit ohne Milderung oder Verklärung; vor allem aber schuf er in dem Reiterstandbilde des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke ein Meisterwerk (1703), von dem Rauch gesagt hat, seit Marc Aurels Statue in Rom sei keine mächtigere Reiterstatue modelliert worden. Trotz dieser großartigen Leistungen fiel der Meister in Ungnade (1706); als ihm der zu kühn gedachte Münzturm zusammenbrach, gelang es seinem ränkevollen Nebenbuhler Eosander Göthe (d. h. der Gote, der Schwede), begünstigt durch die Königin, ihn zu stürzen und die weitere Leitung der Schloßbauten in seine Hände zu bekommen. Schlüter ging im Jahre 1713 nach Petersburg, wo er indes schon im Mai 1714 in dürftigen Verhältnissen starb, ohne zu einer seiner Begabung entsprechenden Wirksamkeit gelangt zu sein, so günstig hier die Voraussetzungen schienen. Am Berliner Schlosse erbaute dann Eosander noch das große Triumphthor an der Front nach der Schloßfreiheit hin, bis der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. aller höheren Kunstthätigkeit in Berlin ein Ende machte. Jedenfalls aber hat diese Zeit Friedrichs I. der Hauptstadt ihr architektonisches Gepräge unvertilgbar aufgedrückt. Zugleich entstand in der Akademie der Künste eine Pflanzstätte für die Zukunft (1699).

Das „Augusteische Zeitalter" in Sachsen.

Seitdem ging die Vorherrschaft in der deutschen Kunst auf mehrere Jahrzehnte an Dresden über. Das dortige Kunstleben geht in seinen Anfängen bis tief ins 16. Jahrhundert zurück (s. Bd. V, S. 413), die lange Reihe der Prachtbauten eröffnete jedoch erst Johann Georg IV. mit dem Palais im Großen Garten, das wesentlich an holländisch-belgische Vorbilder anklingt. Mit August dem Starken, dem ebenso verschwenderischen und leichtfertigen, wie künstlerisch hochbegabten Fürsten, begann sodann eine Periode glänzender Neuschöpfungen, die der schmeichelnden Bezeichnung eines neuen Augusteischen Zeitalters eine gewisse Berechtigung gaben. Hervorragende Künstler standen ihm zur Seite, voran der geniale Dresdener Matthäus Daniel Pöppelmann (1662—1736), die Franzosen Longuelune und Jean de Bodt, dazu Männer, die das sächsische Kunsthandwerk aufs glänzendste vertraten, wie die Goldschmiede Johann Melchior Dinglinger aus Biberach (1665—1731) und Johann Jakob Irminger, der auch die meisten Modelle für die Meißener Porzellanfabrik lieferte. Die in



250. Der Zwinger zu Dresden. Nach einer Originalphotographie.

Sachsen damals herrschende Stilrichtung wurde einesteils von dem französischen Einflusse beherrscht, anderenteils von der Einwirkung der fremdartigen japanischen und chinesischen Formen, die zunächst durch das Interesse für das asiatische Porzellan von Holland und England her sich auch nach Deutschland verbreiteten. Jedenfalls war diese ganze Kunstweise der getreue Ausdruck des Geistes, der August und seine Umgebung erfüllte.

Denn dies genußfrohe, prunkvolle Hofleben bedurfte prächtiger Räume, großer Bauten; sie zu schaffen, betrachtete daher August als eine Hauptaufgabe. Als ihm die Regierung zufiel, bestand Dresden überwiegend aus dürftigen hölzernen Giebelhäusern an engen Gassen hinter hohen Festungswällen; als er starb, war es die schönste Residenzstadt Deutschlands. Den ersten Anstoß zu dieser Umgestaltung gab ein großer Brand, der das Schloß zum Teil verwüstete (1701). Zum Ersatz sollte sich ein gewaltiger Königspalast von wahrhaft orientalischer Pracht und Größe erheben, doch er kam nicht zur Ausführung, sondern das Schloß wurde in der bis 1890 bestehenden vereinfachten Gestalt wiederhergestellt. Dafür erhob sich im Schloßgarten nach dem Vorbilde eines Amphitheaters, das 1709 für die Feste zu Ehren des Königs von Dänemark erbaut worden war, nach Pöppelmanns Plänen seit 1711 der weltberühmte Zwinger, der klassische Ausdruck dieses „Augusteischen Zeitalters", nicht ein Palast, sondern die in Stein übersetzte Dekoration eines prunkvollen, bizarr-prächtigen Festsaales unter freiem Himmel um einen offenen Gartenhof, der Schauplatz für das bunte, schimmernde Gewimmel der Ringelrennen und Maskeraden. Ursprünglich sollte der Bau in zwei Flügeln bis nach der Elbe fortgesetzt werden und sich in breiten Terrassen nach dem Strome herniedersenken, doch wurde dieser Plan 1719 zu gunsten andrer Entwürfe aufgegeben.

Bauten in u. um Dresden.

Derselbe Architekt gab seit 1727 der Elbbrücke die Form, wie sie noch heute steht. Jenseit der Elbe hatte Graf Fleming, Augusts Günstling, seit 1715 das stattliche „holländische Palais" als Gartenschloß errichten lassen; im Jahre 1717 kaufte es der König und ließ es seit 1727 ebenfalls durch Pöppelmann, mit Longuelune und Jean de Bodt, so umbauen, wie es auch noch heute erscheint als „Japanisches Palais", so genannt nach den grotesken Gestalten gebälktragender Japaner und nach der prachtvollen Sammlung von orientalischem Porzellan, die damals dort aufbewahrt wurde. Den ganzen Stadtteil, Altendresden, gestaltete der König nach einem verheerenden Brande im Jahre 1685 zur „Neustadt" um, gab ihr die Dreikönigskirche und die Kasernen; später zierte sie die Reiterstatue, die Kapitän Widemann seit 1732 aus Kupfer trieb. Ganz neu angelegt wurde die Friedrichstadt. Da gleichzeitig der sächsische Adel mit dem Kurfürsten in der Erbauung stattlicher Paläste wetteiferte, so erhielt Dresden bald das Ansehen einer neuen prächtigen Stadt. Andre fürstliche Sitze entstanden in der Umgebung von Dresden. Pöppelmann gestaltete seit 1722 Moritzburg, später das 1723 angekaufte Groß-Sedlitz bei Pirna um, Longuelune erbaute in barocker, an den chinesischen Stil sich anlehnender Pracht das Schloß von Pillnitz an der Elbe mit seiner herrlichen Landungstreppe. Doch herrschten nicht allein Barock und Rokoko. Im Gegensatze dazu schuf damals der Ratszimmermeister Georg Bähr seit 1727 die Frauenkirche, eine der wenigen echt protestantischen Predigtkirchen, jedenfalls die großartigste unter ihnen und einer der kühnsten Kuppelbauten von gediegenster Konstruktion und, Einzelheiten abgerechnet, von reinem Geschmack (vollendet 1747). Wo sich an die Paläste Gärten schlossen, entstanden sie natürlich im Stile Le Nôtres, so Teile des Großen Gartens, so die von Groß-Sedlitz und Moritzburg. Zum kostbarsten Schmucke des ersteren dienten 150 Marmorgruppen, die meist nach Erzählungen Ovids von römischen Künstlern aus der Schule Berninis gearbeitet wurden (s. Bd. VI, S. 356).



251. Die Frauenkirche zu Dresden, erbaut von Georg Bähr.
Nach einer Originalphotographie.

Das Porzellan und seine Plastik.

Das dieser Plastik mit der unruhigen Bewegung, der zierlichen und gezierten Haltung ihrer Gestalten entsprechende Material war jedoch nicht der Marmor, sondern das Porzellan, das ein glücklicher Zufall eben damals lieferte, nachdem Europa es lange nur als chinesisches und japanisches gekannt hatte. Der glückliche Erfinder war Johann Friedrich Böttger aus Schleiz, als „Goldmacher" in Augusts Diensten (1709), dann seit 1710 Leiter der kurfürstlichen Porzellanfabrik in der schmählich verunstalteten Albrechtsburg in Meißen, für deren prachtvolle Spätgotik dieser Zeit jedes Verständnis abging. Der neue Stoff, bald zu den mannigfaltigsten Zwecken verwandt, schuf eine unerschöpfliche Einnahmequelle für das Land, denn bald verdrängte es das orientalische Porzellan vom europäischen Markte.

Dresdner Kunstsammlungen.

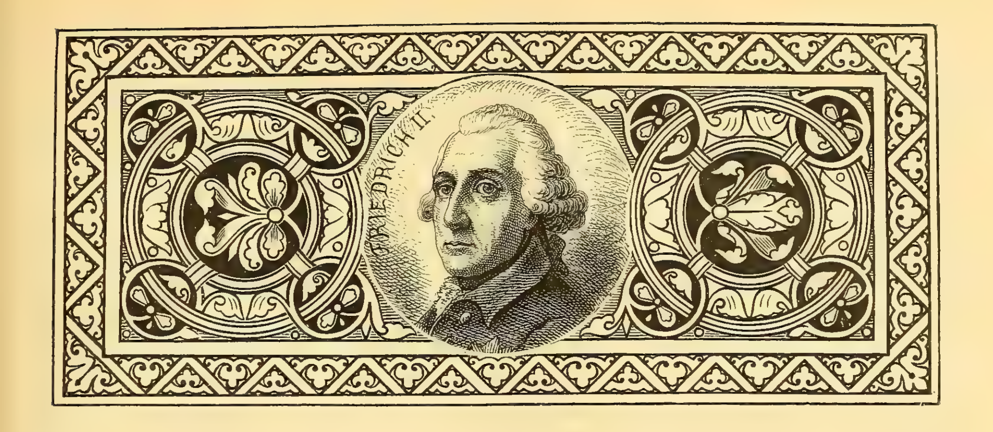
Teils aus Prachtliebe, teils um Vorbilder zu haben, veranstaltete August jene kostbare Sammlung orientalischer Porzellane, die noch heute einzig dasteht; er begann aber überhaupt Kunstwerke aller Art planmäßig zu sammeln. Aus den Altertümern der bisherigen „Kunstkammer" gestaltete er das Museum Augusteum, das er bald durch große Ankäufe vermehrte, aus den dort und in den sonstigen Schlössern vorhandenen Gemälden seit 1722 die „Galerie", an die sich dann ein treffliches Kupferstichkabinett anschloß; zahllose andre Kostbarkeiten, vielfach wichtig als hervorragende Erzeugnisse des Kunsthandwerks, fanden eine würdige Aufstellung in dem 1721—24 hergerichteten „Grünen Gewölbe". So stieg Dresden zu einer der bedeutendsten Stätten für die Kunst in Deutschland empor und jahrzehntelang erscheint es als eine „vorgeschobene Kolonie des Südens".

* * *

Wenn ein patriotischer Deutscher um 1740 auf das Jahrhundert seit dem Dreißigjährigen Kriege zurücksah, so mochte ihn bekümmern, daß die geistige, wirtschaftliche und politische Arbeit seines Volkes noch unter dem Drucke des übermächtigen ausländischen Einflusses stand, doch er konnte sich auch sagen, daß es trotzdem und trotz schwerer sozialer Mißstände im rüstigen Vorwärtsstreben begriffen sei und daß es damit einen Beweis von unverwüstlicher Lebenskraft liefere. Um 1618 waren die Merkmale des Verfalles auf allen Gebieten hervorgetreten, um 1740 war Deutschland unverkennbar ein aufsteigendes Land.



Aus der Porzellanmanufaktur zu Meißen.



Fünfter Zeitraum.

Das Zeitalter der aufgeklärten Selbstherrschaft.

Einleitung.

Um das Jahr 1740 befand sich Europa in einem politischen Zustande, der keine lange Dauer mehr versprach, vielmehr große Umgestaltungen ahnen ließ. Die in den meisten Ländern zur Geltung gelangte Staatsform, die unumschränkte Monarchie, war mit wenigen Ausnahmen zum Sultanismus entartet und hatte, verbündet mit dem Übergewicht bevorrechteter Stände, ihre hohe Aufgabe, das Ganze gegen die Sonderbestrebungen der einzelnen zu vertreten, nicht erfüllt. In manchen Staaten schien die Monarchie überhaupt bereits verspielt zu haben, vor allem in Polen und Schweden, und wenn der in England herrschende Geldadel ein sonst unerhörtes Maß von politischer und wirtschaftlicher Freiheit gewährte, er unterwarf das Land doch immer seinem einseitigen Interesse. Fast überall war infolgedessen die Verwaltung schlaff, die Rechtspflege saumselig, parteiisch, grausam, und auch die Kirche, überwiegend in die Form einer ausschließlichen, unduldsamen Staatsreligion gepreßt, erschien mehr als eine Zwangsanstalt wie eine Macht des Segens.

Dazu zerrissen tiefe Gegensätze zwischen den einzelnen Staaten den Weltteil. Seit dem Spanischen Erbfolgekriege lag die Summe der politischen Weisheit in der Behauptung des Gleichgewichts zwischen den vier Großmächten Mittel- und Westeuropas, so verschieden sie auch an innerer Kraft waren, denn Frankreich zählte um 1740 etwa 20 Millionen Einwohner, Österreich 12—15 Millionen, Großbritannien mit Irland 9 Millionen, Holland 2½ Millionen. Eben deshalb erscheint das „Gleichgewicht“ als ein künstliches, um so mehr, als die Interessen dieser Mächte einander schnurstracks widersprachen. Denn zwischen Spanien und Frankreich einerseits, England und Holland anderseits hatten sich seit der Erhebung der Bourbonen in Spanien die handelspolitischen Gegensätze in den Beziehungen zu Amerika so geschärft, daß England bereits im Oktober 1739 den Krieg erklärte. Anderseits war in Europa das Bestreben Frankreichs auf die Erwerbung Belgiens und Lothringens gerichtet, stieß also mit den Interessen Deutschlands, insbesondere Österreichs, und auch Englands feindselig zusammen. In Deutschland selbst aber hatte sich eine immer schärfere Spannung zwischen Preußen und Österreich herausgebildet, und im Osten stand drohend

die anschwellende russische Macht. Dazu kam nun die Frage, ob die Habsburger nach Karls VI. Tode ihre Pragmatische Sanktion, also die Einheit der österreichischen Lande, wirklich würden behaupten können. Wie auch die Antwort fiel, einen großen europäischen Krieg schloß sie unzweifelhaft in sich.

Aus solchen Gegensätzen entwickeln sich gewaltige Kämpfe, welche die politische Gestaltung der Welt verwandeln. In Amerika behauptet England den Sieg über Frankreich, es entreißt ihm Kanada, damit die Herrschaft über die Nordhälfte des Weltteils. Um dieselbe Zeit legt es den Grund zu seinem Ostindischen Reiche. Aber es verliert auch kurz danach seine eignen nordamerikanischen Koloniallande; dort entsteht eine neue demokratische Macht, den alten monarchisch-aristokratischen Staatsordnungen Europas gegenüber. Auf dem Festlande erhebt sich Preußen zur Großmacht, zerstört damit das ganze alte Staatensystem, lockert den morschen Bau des Deutschen Reiches noch mehr, gewährt aber auch den deutschen Interessen die starke, selbständige Vertretung, die ihnen seit Jahrhunderten versagt geblieben war. Im Kampfe mit dieser neuen Macht gewinnen die Völker des alten Österreich zum erstenmal das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit und ihrer Lebenskraft. Beiden gegenüber gleich drohend, obwohl bald mit der einen, bald mit der andern verbündet, steigt Rußland empor; sein Anwachsen entscheidet das Schicksal Polens.

Aus demselben Preußen aber, das die alte Ordnung Europas in Trümmer schlägt und die Neugestaltung Deutschlands vorbereitet, geht auch eine neue Auffassung der Monarchie hervor. Dem stolzen, selbstsüchtigen Worte Ludwigs XIV.: „Der Staat bin ich“, stellt Friedrich der Große seinen Wahlspruch: „Der König ist der erste Diener seines Volkes“ entgegen; wenn die alte unumschränkte Monarchie nur Rechte des Fürsten kannte, in der Förderung seiner Macht, seines Glanzes die Aufgabe des Staates sah, so stellt der Vertreter der „aufgeklärten Selbstherrschaft“ die Pflicht des Fürsten, für das Wohl seines Volkes zu sorgen, in den Vordergrund. Er rettet damit die europäische Monarchie von dem wahrscheinlichen Untergange, denn er gibt ihr den Charakter zurück, der sie innerlich rechtfertigt und der nun rasch in den monarchischen Staaten auch außerhalb Preußens und Deutschlands zur Geltung kommt, nur nicht in Frankreich.

Für Preußen hat damit Friedrich im wesentlichen nur das mit klarem Bewußtsein festgehalten und fortgebildet, was unter dem Großen Kurfürsten und seinem eignen Vater thatsächlich bereits erstrebt worden war. Wenn er das aber mit solcher Bestimmtheit that, und wenn seine Grundsätze anderwärts so rasch Eingang fanden, so erklärt sich das vor allem daraus, daß er nur das aussprach und mit seinem ganzen Ansehen vertrat, was die gemeinsame Forderung der Gebildeten dieses Zeitraums war, die Grundgedanken der „Aufklärung“. Zuerst in England und Frankreich, dann in Deutschland entfaltet sich diese verstandesmäßige, kritische, weder Autorität noch Überlieferung scheuende Richtung als eine Weiterbildung jener philosophisch-politischen Anschauungen, die bereits im Anfange des 18. Jahrhunderts aufgetreten waren, und bald wird ihr angesehenster Bannerträger Voltaire, der unermüdliche Kämpfer gegen jede Art des Drucks. Sie gewinnt überall beherrschenden Einfluß auf alle Zweige des geistigen Lebens, auch auf die Kirche; sie hilft in Deutschland die „Sturm- und Drangperiode“ vorbereiten, aus der später, die Schöpfungen der andern modernen Völker weit überstrahlend, eine neue klassische Litteratur hervorgeht, nachdem bereits die Herrschaft des französischen Vorbildes dem Andrange der neuen nationalen, von Friedrichs des Großen Thaten beflügelten Richtung erlegen und Großes erreicht worden war. Gleichzeitig erringt Deutschland die Palme auf dem Gebiete der Musik. In der bildenden Kunst ist dagegen diese Periode nicht eigentlich schöpferisch, denn vom Rokoko aus war nur eine Rückkehr zum Früheren, nicht mehr ein Fortschritt möglich.

Der Kampf um Österreich und Preußens Erhebung.

Friedrichs des Großen und Maria Theresias Regierungsantritt.

Friedrichs II. Jugend.

Der Fürst, der diesem Zeitalter seinen Namen gab, mit größerem Rechte vielleicht als Ludwig XIV. dem vorhergehenden, König Friedrich II. von Preußen, zählte bei seinem Regierungsantritt wenig über 28 Jahre. Er war am 24. Januar 1712, also noch unter der Herrschaft seines Großvaters Friedrichs I. geboren, der älteste Sohn Friedrich Wilhelms I. und der Sophia Dorothea von Hannover, der Tochter des Kurfürsten und Königs Georg I. Seine erste Jugend behütete die treffliche Erzieherin seines Vaters, Frau von Rocoules; mit dem siebenten Jahre aber übergab ihn der Vater mehreren mit großer Sorgfalt ausgewählten trefflichen Männern, dem General Graf Albrecht Konrad von Finkenstein (geb. 1660) und dem Obersten Christoph Wilhelm von Kalckstein (geb. 1682) als Gouverneuren, ferner dem französischen Reformierten Jacques Egide Duhan aus Jandun in der Champagne (geb. 1685) als Lehrer der Hauptfächer. In eigenhändiger Anweisung vom 13. August 1718 schrieb der König die Grundsätze für die Erziehung des Sohnes vor: er sollte ein guter Christ, ein guter Wirt, ein guter Soldat werden. Latein und alte Geschichte schloß er deshalb vom Lehrplane aus; seine Hauptgegenstände bildeten Religionslehre, Französisch, neuere, besonders preußische Geschichte und Staatenkunde. Daneben sollten eine Kadettenkompanie und ein kleines Zeughaus den militärischen Sinn des Thronfolgers wecken. In seiner Behandlung sollten die Erzieher Strenge und Güte verbinden, und wenn sie Anlaß zur Unzufriedenheit hätten, dem Knaben niemals mit einer Beschwerde beim Vater, sondern mit einer Klage bei der Mutter drohen. Den größten Einfluß auf ihn gewann nun bald Duhan, ein Mann, der umfassende Kenntnisse mit unerschrockener Tapferkeit und vollendeten Umgangsformen verband. Durch ihn wurde Friedrich zuerst in den Reichtum der französischen Litteratur eingeführt, und sie gewann ihn um so vollständiger, als sie ja neben der in Deutschland noch wenig beachteten englischen die einzige zu klassischer Vollendung durchgebildete war, und der Begriff feinerer Bildung und französischer Bildung zusammenzufallen schien. Daneben fand der Kronprinz immer mehr Geschmack an der Musik, namentlich am Flötenspiel, in dem später der Dresdener Kapellmeister Quanz sein Lehrer wurde. Je weniger nun der Sinn des strengen Vaters und die von ihm vorgeschriebene Erziehungsmethode damit übereinstimmten, desto unleidlicher dünkte dem Sohne der Zwang dieses einförmigen, öden Lebens, und als gar mit dem Jahre 1728 die unmittelbare Wirksamkeit Duhans aufhörte, und Friedrich bei einem Besuche am üppigen Hofe von Dresden der lockenden Versuchung erlag, da bildete sich allmählich ein Gegensatz heraus, der kaum anders als gewaltsam enden konnte. Kein Zweifel, Friedrich wurde liederlich, ausschweifend, geriet in Schulden, und da die Mutter und seine Schwester Wilhelmine, die freilich eben auch unter dem tyrannischen Hausregiment des Königs zu leiden hatten, statt zu vermitteln, ihm Vorschub leisteten, so kam es dann, wenn der heftige Fürst Übertretungen des Sohnes entdeckte, zu leidenschaftlichen Szenen, zu Schimpfworten und wohl auch zu Mißhandlungen, sogar vor Zeugen. Den Vater empörten nicht nur die Fehltritte an sich, so widerwärtig ihm auch die Neigung des Sohnes zu weichlichem Leben und zu französischer Freigeisterei und Leichtfertigkeit und nicht weniger seine unmilitärische, „malpropre“ Haltung waren, sondern mehr noch der Mangel an Offenheit, der ihm zugleich als unwürdige Feigheit erschien.

Fluchtversuch. In höchst unglücklicher Weise griffen obendrein bald die politischen Verhältnisse ein. Die Mutter betrieb damals die Vermählung Wilhelminens mit dem Prinzen (Friedrich) von Wales und die Verbindung Friedrichs mit dessen Schwester Amalie. An und für sich hätte der König gegen diese Doppelheirat nichts gehabt, am wenigsten gegen die erste Verbindung, über die er sich vielmehr freute; aber die englisch-hannöversche Politik, weit entfernt, die Angelegenheit als Privatsache zu behandeln, forderte als Preis ihrer Einwilligung Preußens Trennung vom Kaiser, den Anschluß an die Seemächte, und davon wollte der König damals nichts hören. Der Einwirkung des österreichisch gesinnten Generals von Grumbkow und des kaiserlichen Gesandten von Seckendorff, die es beide an sich nicht fehlen ließen, hätte es dabei vielleicht nicht einmal bedurft. So klaffte der Riß in der königlichen Familie immer weiter auf, bis endlich der Kronprinz, dem das bisherige Leben unerträglich vorkam, und der seine Hoffnung, als Statthalter von Hannover an der Seite einer englischen Prinzessin eine unabhängigere Stellung zu gewinnen, nunmehr vereitelt sah, den unglücklichen Gedanken faßte, sich der väterlichen Gewalt durch die Flucht nach England zu entziehen.

Eine Reise, die der König im Sommer 1730 mit dem Kronprinzen nach dem Rheine machte, sollte die Gelegenheit dazu bieten, die Leutnants Hans Hermann von Katte vom Regiment der Gendarmen in Berlin (geb. 1704) und Christoph von Keith in Wesel (geb. 1711) Hilfe leisten. Indes schon in Mannheim entdeckte ein Page dem König das Geheimnis, und als Friedrich am frühen Morgen des 5. August von dem nahen Dorfe Steinfurt aus, wo man Nachtquartier genommen hatte, seine Flucht bewerkstelligen wollte, wurde er festgenommen und mußte unter strenger Bewachung die weitere Reise den Rhein hinunter mitmachen, bis er, auf preußischem Gebiete angelangt, erst nach Wesel, dann nach Küstrin gebracht wurde (4. September). In Mannheim bereits hatte er ein offenes Geständnis abgelegt, auch seine beiden Helfer genannt, weil er annahm, daß sie sich inzwischen gerettet hätten oder noch retten könnten; dies war indes nur Keith gelungen, der, durch einen Zettel des Kronprinzen benachrichtigt, sich nach Holland flüchten konnte; Katte hatte, obwohl gewarnt, zu lange gezögert und wurde in Berlin verhaftet. Über alle drei sollte das Kriegsgericht in Köpenick den Spruch fällen. Es verurteilte Keith wegen Desertion zum Tode, Katte wegen des Versuchs dazu zur Kassation und „ewiger" Festungshaft. Über den Kronprinzen ein Urteil abzugeben, lehnte es ab, da er den Vorsatz zur Desertion nicht ausgeführt und das, was er sonst begangen habe, nur die königliche Familie betreffe. Daß der König die Absicht gehabt, über seinen Thronfolger die Todesstrafe zu verhängen, ist unbegründet; wohl aber dachte er ernstlich daran, ihn von der Thronfolge auszuschließen; da er aber wußte, daß kein Urteil eines preußischen Kriegsgerichts im stande sei, dem ältesten Sohne eines deutschen Kurfürsten sein ihm von der Goldenen Bulle verbürgtes Erbrecht zu nehmen, so wollte er den Kronprinzen durch Drohungen mit schweren Strafen (die er freilich niemals zu vollziehen beabsichtigte) zum Verzicht bewegen und ließ ihm deshalb am 16. September mehrere „Inquisitionsartikel" zur Beantwortung vorlegen. Der Kronprinz gab mit großer Geistesgegenwart ausweichende Antworten; am 11. Oktober, geschreckt durch verschärfte Haft und die Furcht vor ewiger Gefangenschaft, ließ er sich zwar zu einer Antwort herbei, die ihn halb und halb als geneigt zum Verzicht erscheinen ließ; aber er würde schwerlich eine bestimmte Frage derart bejaht haben, und der König, der selber im Gemüt furchtbar unter dem litt, was ihm der Ungehorsam des Sohnes auferlegte, begann andern Sinnes zu werden und zu zweifeln, ob er ein Recht zu einer solchen Forderung habe. Dazu verwandte sich der Kaiser energisch für den Kronprinzen. So erklärte der König am 31. Oktober dem kaiserlichen Gesandten Seckendorff, er beabsichtige den Sohn zu begnadigen. Für



253. Friedrich II., König von Preußen (etwa im 30. Lebensjahre).
Nach dem Gemälde von A. Pesne gestochen von E. Mandel.

Katte aber hatte er keine Gnade; er verwandelte vielmehr das Urteil des Kriegsgerichts auf „ewige“ Festungshaft kraft seines richterlichen Amts in das Todesurteil und ließ es am 6. November 1730 in unmittelbarer Nähe des Gebäudes, wo Friedrich gefangen saß, vor dessen Augen vollstrecken. Der Prinz brach ohnmächtig zusammen, als er den Freund, dessen Leben er geopfert, unter seinen Fenstern vorüber nach dem Richtplatze schreiten sah, aber er war danach ein verwandelter Mensch. Hatte er

sich bis jetzt allen Vorstellungen unzugänglich erwiesen, so brach jetzt das Bewußtsein durch, daß er schwer gefehlt habe. Am 9. November kündigte ihm der Feldprediger seine Begnadigung an, am 17. schloß er in langer Unterredung seinen Frieden mit dem einflußreichen Grumbkow, und am 19. November leistete er, wie der Vater vorschrieb, den Reueid. Am nächsten Tage schon trat er als Auskultator in die Kriegs- und Domänenkammer zu Küstrin ein, die unter der Leitung des vortrefflichen, ebenso weltklugen, als gutmütig-liebenswürdigen Kammerdirektors Hille stand.

Friedrich in Küstrin.

Friedrich Wilhelm hatte, als er ihm verzieh, den Entschluß gefaßt, ihn nach seiner Art in die Schule zu nehmen, und der Sohn hat nachmals diesen Entschluß des Vaters gesegnet. „Er soll nur meinen Willen thun", schrieb der König, „das französische und englische Wesen aus dem Kopfe schlagen und nichts als preußisch, seinem Herrn Vater getreu sein und ein deutsches Herz haben." Anfangs freilich vermochte er den Einzelheiten der Verwaltung, mit denen er sich zu beschäftigen hatte, keinerlei inneres Interesse abzugewinnen und äußerte sich darüber in den vertraulichen Briefen an seine Schwester Wilhelmine mit herbem Spott; erst als er den großen Zusammenhang begriff, in dem diese anscheinend kleinlichen Dinge untereinander standen, ging er mit lebendigem Eifer darauf ein und leistete bald zum Erstaunen des ungläubigen Vaters Bedeutendes. Und schon faßte er die ganze Lage des Staates scharf ins Auge. Aus den Gesprächen, die er damals mit seinem Vertrauten von Natzmer oft bis tief in die Nacht hinein hatte, erwuchs ein handschriftlicher Aufsatz „Über die gegenwärtige Politik Preußens", der bereits die Erwerbung Westpreußens, des schwedischen Pommerns und Jülich-Bergs als unumgänglich notwendig ins Auge faßte; es war wie ein Programm der Zukunft. Ein Jahr etwa hatte er so angestrengt gearbeitet, als ihn der Vater — der erste Beweis des wiederkehrenden Vertrauens — im November 1731 auf einige Tage nach Berlin kommen ließ. Doch erst im September 1732 gab er ihm das verwirkte Ehrenkleid des Offiziers zurück und ernannte ihn zum Obersten des in Neu-Ruppin stehenden Infanterieregiments. Wie er bis jetzt die Verwaltung kennen gelernt hatte, sollte er nun in den praktischen Heeresdienst eingeführt werden.

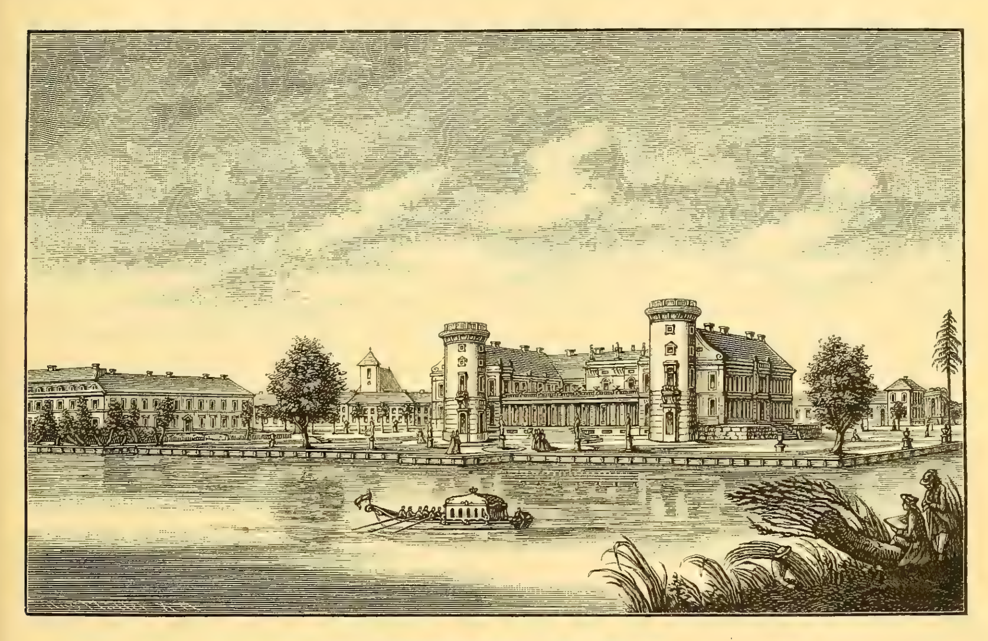
Friedrichs Vermählung

Freilich bezahlte Friedrich die größere Freiheit, die ihm dies Verhältnis gewährte, mit einem hohen Preis. Der Vater hatte ihm, ohne ihn zu fragen, eine Frau ausgesucht, Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern. Der Kronprinz war außer sich über diesen neuen Zwang, und wenn er sich ihm fügte, so geschah es nur unter dem stillen Vorbehalt, die Ehe nach französischer Hofmanier als ein äußerliches Verhältnis aufzufassen, das beiden Teilen die Freiheit nicht beschränke. So fand am 12. Juni 1733 in dem herzoglichen Lustschlosse Salzdahlum (Selzthal) bei Wolfenbüttel die Trauung statt, und am 27. Juni zog das junge Paar unter Glockengeläute und Kanonendonner in der Hauptstadt ein. Doch es hat kein Segen über dieser Verbindung geschwebt. Die echt weibliche, sanfte, gemütvolle Prinzessin wurde durch die glänzenden Eigenschaften ihres Gemahls eher zu Boden gedrückt und vermochte seine Liebe trotz aller Anhänglichkeit nicht zu gewinnen, wenngleich anfangs das Verhältnis äußerlich ein gutes war.

Friedrich in Rheinsberg.

Im Jahre nach seiner Vermählung gewann Friedrich Gelegenheit, durch Teilnahme an dem ruhmlosen Rheinfeldzuge des Jahres 1734 den Krieg selber kennen zu lernen; doch die wichtigsten Erfahrungen, die er von dem Kampfe um Philippsburg (s. oben S. 256) mit heimbrachte, war die Einsicht in die elenden Zustände des Reichsheeres und den Verfall des österreichischen Kriegswesens, sowie die persönliche Bekanntschaft mit Prinz Eugen, der den glühenden Ehrgeiz und die geistige Bedeutung

des Kronprinzen sehr wohl durchschaute. Nach seiner Heimkehr begann für ihn die vielleicht glücklichste Zeit seines Lebens. Am 6. August 1736 bezog er mit seiner Gemahlin das Schloß **Rheinsberg** bei Neu-Ruppin, das ihm vom Vater 1734 geschenkt worden war und ganz nach seinem Geschmack ausgebaut werden sollte. Hier inmitten einer anmutigen Natur, am Gestade eines schönen Sees, den dunkle Waldhügel umschlingen, umgeben von gleichgestimmten Geistern, wie Jordan, Keyserlingk, Beausobre, widmete sich Friedrich bald heiterer, geistvoller, ungezwungener Geselligkeit und der Musik, bald der Lektüre französischer und antiker Schriftsteller, später vor allem unter Leitung des trefflichen Ulrich Friedrich von Suhm, des sächsisch-polnischen Gesandten in Berlin, dem Studium der Wolffschen Philosophie, die ihm eine neue Welt erschloß und namentlich auch seine Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele beseitigte. Es bezeichnet



354. Schloß Rheinsberg, vom See aus.
Nach einem Kupferstiche aus dem Jahre 1773.

seinen nach innerer Vollendung dürstenden Sinn, daß er in der Nacht des 14. Oktober 1738 sich in Braunschweig in die (Hamburger) Freimaurerloge aufnehmen ließ und 1739 auch in Rheinsberg eine solche einrichtete. Von Rheinsberg aus trat er auch bereits im August 1736 mit **Voltaire** in briefliche Verbindung. In ihm bewunderte er nicht nur den Dichter, sondern vor allem den Führer der „Aufklärung", und allmählich gewann dadurch bei ihm die von dem Franzosen vertretene Erfahrungsphilosophie Lockes die Oberhand. Seitdem wurde es Voltaires höchstes Interesse, Friedrich in diesen Gesinnungen festzuhalten, denn er sah in ihm den Fürsten, der sein Ideal verwirklichen, als ein friedliebender König dem Glücke seines Volkes, der Pflege der Wissenschaften und Künste leben werde. Freilich, was damals aus des Kronprinzen gewandter Feder floß, das deutete schon auf andre Ziele. Im Jahre 1736 entstanden die „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatensystems" (gedruckt erst 1788), eine überaus scharfe Anklage der rücksichtslosen französischen Eroberungspolitik, die der Kardinal Fleury freilich hinter gleißenden Friedens-

versicherungen verbarg. In einer zweiten Schrift, dem „Antimacchiavell" (1739), schien Friedrich besser Voltaires Erwartungen zu entsprechen. Was er gegen den „Principe" des großen Italieners vorbringt (s. Bd. V, S. 110), ist nun allerdings um deswillen nicht recht stichhaltig, weil er den historischen Hintergrund und den nationalen Grundgedanken Macchiavellis verkennt; viel wichtiger aber ist die Aufstellung des neuen Fürstenideals, das er dann selber verkörpert hat. Denn in dieser Schrift tritt zuerst der Wahlspruch seiner Regierung hervor: „Der König ist der erste Diener seines Volkes" („Le roi est le premier serviteur de ses peuples"); wäre er das nicht, so würde das königliche Amt niemals entstanden sein, denn nur deshalb haben es die Völker eingesetzt, damit ihre Wohlfahrt gefördert werde. Seine erste Pflicht ist die Pflege der Gerechtigkeit, seine zweite der Schutz seiner Unterthanen gegen auswärtige Bedrohung. Er darf aber Krieg führen, nicht nur wenn er angegriffen ist, sondern auch, um gerechte Ansprüche zu verfechten oder um einem drohenden Angriff zuvorzukommen.

Tod Friedrich Wilhelms I.

Inzwischen hatte sich das Verhältnis Friedrichs zum Vater immer besser, immer vertrauensvoller gestaltet. Mit höchster Bewunderung hatte der Kronprinz bei einer Reise nach Ostpreußen gesehen, in wie großartiger Weise hier der König gewaltet hatte, und mochten diesem wiederum die litterarischen und künstlerischen Neigungen des Sohnes unverständlich sein, er hatte nichts mehr dagegen einzuwenden, denn er sah jetzt, daß sich mit solchen Dingen die feste Tüchtigkeit in Verwaltung und Heeresdienst sehr wohl vertrüge. Und je bitterer die Erfahrungen waren, die ihm die österreichische Politik seit 1735 bereitete, desto zuversichtlicher blickte er auf den Sohn. „Hier steht einer, der wird mich rächen!" so rief er am 2. Mai 1736 aus, als in Gegenwart des Kronprinzen die Rede auf Österreich kam. Daß er selber die Kränkungen nicht werde heimzahlen können, wußte er, denn bald spürte er in sich die unheilbare Krankheit, welche ihm den Tod brachte, die Wassersucht. Am 27. Mai 1740 berief ein Kurier den Sohn nach Potsdam an das Lager des sterbenden Vaters. In eingehendem Gespräch legte der König seinem Nachfolger die Lage des Staates dar, in der frühen Morgenstunde des 31. Mai übergab er ihm förmlich die Regierung, dann nahm er Abschied von seiner Familie und beobachtete mit ruhiger Fassung die Fortschritte des schmerzvollen Leidens; in der dritten Nachmittagsstunde verschied er. Am Abend bestieg sein Nachfolger den Wagen, der ihn durch die einbrechende Sommernacht nach seiner Hauptstadt führte, und am 2. Juni schwuren zu Charlottenburg die Minister dem König Friedrich den Eid der Treue. Eine neue Epoche der Geschichte war angebrochen.

Persönlichkeit Friedrichs II.

Der Fürst, der mit 28 Jahren den Thron der Hohenzollern bestieg, fesselte als junger Herr alle, die mit ihm in Berührung kamen, unwiderstehlich an sich. Aus den großen, strahlenden, blauen Augen der fast kleinen, zierlichen Gestalt leuchtete der Geist eines genialen Mannes. Mit souveräner Selbständigkeit des philosophischen, politischen und militärischen Urteils verband er die blitzartige Schnelligkeit des Entschlusses und die unbeirrbare Sicherheit in der Durchführung. Aufbrausend, leidenschaftlich, von schneidender Schärfe, war er für seine Minister und Generale niemals ein bequemer Gebieter; aber so rückhaltlos er rügte, was ihm mißfiel, mit so herzlicher Wärme erkannte er Leistungen an, die ihn befriedigten, und an sich selbst stellte er die allerstrengsten Anforderungen. Er konnte nicht leben ohne wissenschaftliche und poetische Arbeit und Lektüre, ohne einen geistvollen und anregenden Umgang; doch so lebendig, witzig und geistsprühend er dann erschien, so unwiderstehlich liebenswürdig und persönlich anspruchslos war er auch. Den Freunden seiner ersten Mannesjahre, wie Jordan und seinem „Cäsarion" Dietrich von Keyserlingk widmete er eine ehrliche, ganz persönliche Zuneigung, und ihr früher Tod kostete ihn schmerzliche Thränen.

Letzte Seite des Testaments König Friedrich Wilhelms I. vom Jahre 1722.

Transskription:

[Den ein Regente] der mit honneur in die weldt Regirenn will mus seine affehren alles selber tuhn, also sein die Regenten zur arbeit erkohren und nicht zum flascken faullen weiberlehben, und wen mein lieber Successor erstlich werdet alles in ordre haben als den wierdts so leicht gehen wie ein Pappies de Mühsicken (Musikstück), der liebe Gott hat euch auf den trohn gesetzet nicht zu faullentzen sondern zur arbeitten und seine l: (lieben?) lender wahll (wohl) zu Regiren, leider die meisten Grohßen Herren seins nicht sondern Gottlohs (gottlos) lassen Ihren Ministris den willen und occupiren sich mit Mettressen und Sardanapalische Fleis (Fleisches) lüste, aber ich habe das feste vertrauen zu meinen lieben Successor das er darinnen mein exempell folgen wirdt und ein exemplaris lehben führen und fleißig arbeitten als den (alsdann) Gott Ihm gewiß sehgenen wierdt.

Euer finnancen müßet Ihr selber und allein traktieren und das Komando der Armee selber und allein bestellen und die zwei haupsachen allein disponiren da durch werdet Ihr die ottoritet (Autorität) in der Armeé durchs Komando und die liebe wehrgen das (deswegen) Ihr den Knop auf den Beuttell allein habet von eure officir und civill bedinte haben und von der gantzen weldt Respectieret und admiriret werden das Ihr so ein Kluger und Brahwer Regent seidt Da zu verhelfe euch Gott der Almechtiche.

Amen.

Letzte Seite des Testaments König Friedrich Wilhelms I. vom Jahre 1722.

Faksimile der eigenhändigen Niederschrift.

In solcher Freundschaft suchte er Ersatz für das, was er in seiner Ehe nicht fand. Denn obwohl er die Königin gleich beim Beginne seiner Regierung mit Aufmerksamkeiten überschüttete und auch später sie mit allen ihrem Range zustehenden Ehren umgab, so entfremdeten ihn seine Feldzüge doch bald mehr und mehr der Frau, die nicht aufhörte, ihren „Herrn" abgöttisch zu lieben. Das Bewußtsein, daß er der König sei, erfüllte ihn zugleich mit Stolz und mit tiefem Ernst. Es galt jetzt, zu verwirklichen, was der Kronprinz als Aufgabe des Fürsten bezeichnet hatte.

Die ersten Maßregeln.

„Mein höchster Gott ist meine Pflicht", schrieb er noch am Sterbelager des Vaters an Voltaire. Den Ministern aber sagte er: „Ich denke, daß das Interesse des Staates mein eignes ist, daß ich kein Interesse haben kann, das nicht zugleich das des Landes wäre. Sollten sich beide nicht vertragen, so soll der Vorteil des Landes den Vorzug haben." Gleich am dritten Tage der neuen Regierung, am 3. Juni, befahl er die Abschaffung der Folter, außer bei Massenmorden und Hochverrat, als der erste Fürst, der das wagte, und schon am 22. Juli erfolgte der berühmte Bescheid: „In meinem Staate müssen alle Religionen tolerieret werden, keine darf der andern Abbruch thun, und jeder hat das Recht, nach eigner Façon selig zu werden", die erste Verkündigung allgemeiner grundsätzlicher Duldung. Aber der junge Fürst, der so human dachte, war weit davon entfernt, nur ein Tüttelchen seiner monarchischen Gewalt zu opfern. Der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der ihm gegenüber von der „Autorität" sprach, die er bei den Vorgängern genossen habe, erhielt die scharfe Antwort: „Da ich König bin, habe ich vor, der einzige zu sein, der Autorität besitzt." Die nächste energische Fürsorge wurde dem Heere gewidmet. Zwar das Potsdamer „Riesenregiment" erschien bei der Leichenparade des verstorbenen Königs am 22. Juni in Potsdam zum letztenmal in Reih und Glied, dann wurde es aufgelöst bis auf ein Grenadierbataillon. Aber sonst wurden teils durch Neuwerbungen im Auslande, teils durch Übernahme ganzer fremdländischer Truppenteile aus sachsen-weimarischen, württembergischen, anhaltischen und braunschweigischen Diensten ins preußische Heer die Infanterie von 66 Bataillonen auf 83 gebracht, auch ein neues Husarenregiment und ein paar andre Schwadronen aufgestellt. Zahlreiche schlesische Edelleute traten damals in die Armee ein. Auch der Hof nahm neue Formen an; die alten, von Friedrich Wilhelm I. beseitigten Hofämter wurden wiederhergestellt, und die Umgebung des Königs erschien in einer geschmackvollen Pracht, die seiner Würde entsprach.

Auswärtige Beziehungen.

Und auch die auswärtigen Staaten bekamen auf der Stelle zu fühlen, daß ein neuer Geist in Preußen eingezogen sei. Sein nächstes Absehen war auf die Sicherung seiner Ansprüche auf Jülich-Berg gerichtet, zumal der Tod des damaligen Besitzers, des greisen Kurfürsten Karl Philipp, schon seit Jahren erwartet wurde. Aber die außerordentlichen Gesandten, die er nach Wien, Versailles und Hannover schickte, um die Stimmung dieser Höfe zu erkunden, brachten entweder gar keine oder nur ausweichende Antworten heim. Da benutzte er eine andre kleine Veranlassung, um seinen Ernst zu zeigen. Im Jahre 1732 hatte Friedrich Wilhelm I. nach langen Verhandlungen die kleine Herrschaft Herstall erworben als einen Teil der oranischen Erbschaft. Doch der Bischof von Lüttich beanspruchte über dieselbe die Lehnshoheit und unterstützte auch unter der Hand die Bevölkerung in ihrem Widerstande gegen die preußische Verwaltung, ließ endlich Anfang 1739 sogar Truppen einrücken. Friedrich II. versuchte es zunächst, sich mit dem Kirchenfürsten in Güte auseinander zu setzen; als das nicht gelang, und sogar sein Ultimatum vom 7. September 1740 trotzig abgewiesen wurde, besetzte am 11. September General Borcke mit ein paar Tausend Mann die Lütticher Grafschaft Hoorn und erklärte, so lange bleiben zu wollen,



François

255. Franz Stephan von Lothringen, Großherzog von Toscana (als deutscher Kaiser Franz I.).
Nach dem Gemälde von Martin von Meytens in der Kunst- und Altertümersammlung zu Heidelberg.



256. **Maria Theresia.**

Nach dem Gemälde von Martin von Meytens in der Kunst- und Altertümersammlung zu Heidelberg.

als bis der Bischof nachgebe. Darauf bequemte sich dieser in dem Vertrage vom 20. Oktober, die geforderte Kaufsumme von 200 000 Thalern für Herstall zu zahlen, und somit war die Sache beigelegt. Die Zwischenzeit hatte der junge König benützt, um mit auffallend kleinem Gefolge, das nicht mehr als drei Wagen beanspruchte, die Huldigungsreise durch alle seine weitverstreuten Provinzen zu machen. Zuerst nahm er die Huldigung in Königsberg entgegen, wohin er von Berlin in vier Tagen mit Vorspannpferden gejagt war, dann am 2. August in Berlin von den Ständen der Kurmark, endlich im September in Kleve, das er auf weitem Umwege über Bayreuth und Straßburg erreicht hatte. Am 23. September war er wieder in Potsdam, von da ging er nach Rheinsberg, wo wieder ein fröhliches Leben begann. Hier erreichte ihn die Meldung von dem Abschlusse des Vertrags mit dem Bischof von Lüttich in Berlin. Aber an demselben Tage starb der letzte Habsburger, Kaiser Karl VI., den meisten unerwartet. Als der Kurier am Morgen des 26. Oktober die Todesnachricht nach Schloß Rheinsberg überbrachte, erblaßte der König, denn die Stunde des Handelns hatte geschlagen. Unter dem frischen Eindrucke des Ereignisses schrieb er an Voltaire: „Der Augenblick zu einer vollständigen Umwälzung des alten Staatensystems ist da."

Maria Theresia und Franz Stephan.

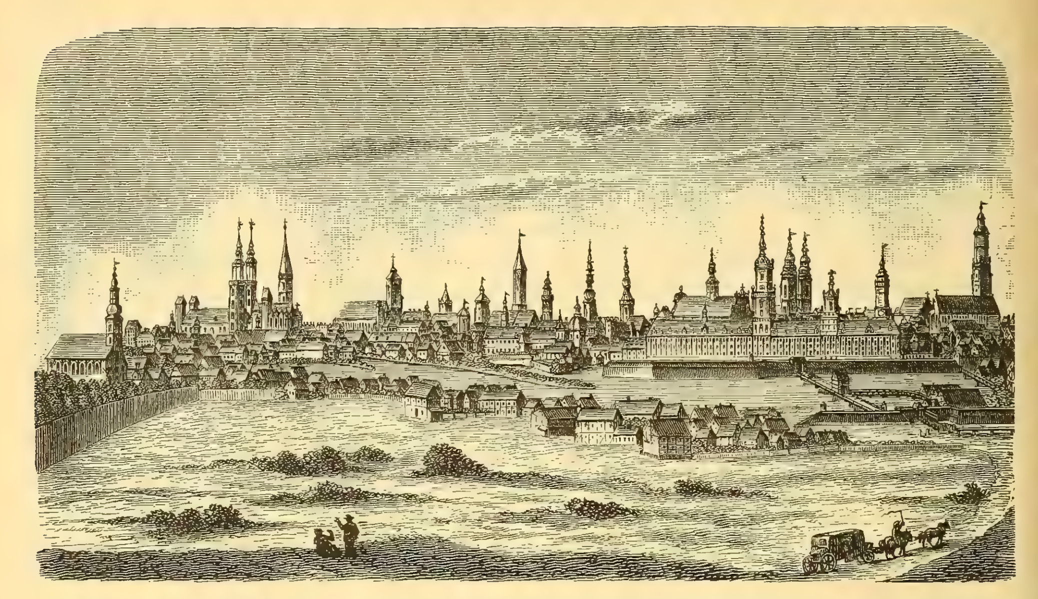
Friedrich konnte damals noch nicht ahnen, daß er in der jungen Beherrscherin Österreichs eine ebenbürtige Gegnerin finden werde. Maria Theresia (1740—80) war die Tochter Karls VI. und der trefflichen Elisabeth Christine von Braunschweig, mit der sich der Kaiser noch als Erzherzog in Barcelona vermählt hatte (1. August 1708). Sie erblickte in der Wiener Hofburg am 13. Mai 1717 das Licht der Welt und wuchs dann auf in der Umgebung eines glücklichen Familienlebens, unter Aufsicht der Mutter und der Gräfin Fuchs. Die wissenschaftliche Ausbildung war oberflächlich, die sprachliche nicht gründlich, aber wenigstens sehr vielseitig, denn sie erstreckte sich auf Italienisch, Französisch, Spanisch und Latein; auch auf die musikalische wurde Wert gelegt, weil die Erzherzogin eine schöne Stimme besaß. Mehr als allem Unterricht aber verdankte sie schließlich ihrem eignen natürlichen Verstande und dem Vorbilde der Mutter. Wie diese, an die sie auch äußerlich erinnerte, eine schlanke, hohe, volle Gestalt, bewahrte sie bei außerordentlich lebhaftem und heiterem Temperament stets ein feines Gefühl für das Schickliche, große Gutmütigkeit und sittliche Selbstständigkeit, aber auch einen fürstlichen Stolz und einen weiten Blick, die schon damals Großes von ihr erwarten ließen.

Der Vater, der in der aufblühenden Tochter früh seine Nachfolgerin sah, behandelte sie schon mit 16 Jahren als solche, ließ sie deshalb an den Sitzungen des Staatsrates teilnehmen, wo dann ihr kluger Kopf nicht selten das Richtige traf. Schließlich gewährte er ihr auch das Glück, das den fürstlichen Damen jener Zeit sehr selten lächelte, ihre Hand nach freier Neigung zu verschenken. Der Erkorene war Franz Stephan von Lothringen (geb. 1708), Sohn des Herzogs Leopold (1679—1729) und der Elisabeth Charlotte von Orléans (1676—1744), der bereits seit dem Jahre 1723 am kaiserlichen Hofe lebte und sich deshalb mehr als österreichischer Prinz wie als Herzog fühlte. Seine herzogliche Gewalt konnte er in Lothringen wenigstens niemals wirklich ausüben, da er bereits 1735 im Wiener Frieden sein Stammland mit dem Großherzogtum Toscana vertauschen mußte. Mit seiner Vermählung am 12. Februar 1736 trat er vollständig in das habsburgische Herrscherhaus ein, doch verzichtete er persönlich auf jedes Erbrecht an den österreichischen Landen. Nach dem Tode des letzten Mediceers (9. Juli 1737) empfing er mit seiner jungen Gemahlin im schönen Florenz die Huldigung der Toscaner (Dezember 1738), aber seinen dauernden Aufenthalt nahm er in Wien. Denn zwischen ihm und Maria Theresia bestand in der That die innigste Neigung, vielleicht um so inniger, als die Fürstin, ihm an Geist und Energie weit

überlegen, in dem schönen, stattlichen, lebenslustigen und gewandten Herrn eben nur den Gemahl und niemals den Fürsten zu sehen hatte. Franz Stephan gehörte ihre erste und einzige Liebe; als er ihr (1765) durch einen raschen Tod entrissen wurde, legte sie die Witwentracht niemals wieder ab, und in ihrem ehelichen Glück hat sie vielleicht den besten Halt in allen Gefahren gefunden. In Österreich war der Lothringer freilich nichts weniger als populär; man verzieh ihm seine Mißerfolge im Türkenkriege nicht, nannte ihn geizig und zeigte ihm sogar offen seine Mißachtung.

Die neue Regierung.

Kaum das fünfundfünfzigste Jahr hatte Karl VI. überschritten, als er, tief erschüttert durch den unglücklichen Türkenkrieg, den Folgen einer Erkältung bei der Jagd auf seinem Lustschlosse Favorita bei Wien am 20. Oktober 1740 erlag. Vor Thränen kaum fähig zu sprechen, empfing Maria Theresia den Treueid ihrer Minister; aber wenn die junge Fürstin nicht in sich selber die Kraft gefunden hätte zu dem schweren Werke der Regierung, diese Männer hätten sie ihr nicht verliehen. Es waren meist ältere Herren, wie die Grafen Sinzendorf, Starhemberg, Harrach, General Königseck und andre, die in die neuen schwierigen Verhältnisse sich nicht zu finden vermochten. Selbst der bedeutendste Staatsmann der Monarchie in diesem Augenblicke, der Staatsreferendarius Joh. Christoph von Bartenstein (geb. 1689), aus einer protestantischen Familie Straßburgs stammend und seit 1717 in österreichischen Diensten, war zu heftig und eigensinnig und vertraute, wie alle seine Kollegen, allzu sehr auf die Kraft sorgfältig bemessener Verträge. Aber auf ihn hatte sich Karl VI. zuletzt fast unbedingt verlassen, nur noch durch ihn mit den Ministern verkehrt. Und wie schlecht, ja wie verzweifelt war es mit den Kräften Österreichs bestellt! Die Einkünfte waren durch verschwenderischen Hofhalt, unglückliche Kriege und lässige Verwaltung auf zwanzig Millionen Gulden zusammengeschmolzen, im Staatsschatz lagen nach einer Angabe nur 87000 Thaler, nach einer andern gar nur 20000 Gulden. Das Heer sollte 120000 Mann zählen, zur Verwendung bereit standen jedoch höchstens 68000 Mann, und diese waren weder recht zuverlässig noch vereinigt, vielmehr über den ganzen weiten Raum von Belgrad bis Brüssel verzettelt. Die Reiterei lag meist in Ungarn, der größte Teil des Fußvolks in Belgien und Mailand. In ganz Böhmen befanden sich ein Bataillon und eine Grenadierkompanie, in Oberösterreich ein Dragonerregiment, in Schlesien drei Bataillone und zwei Grenadierkompanien. Taugliche Generale aus Prinz Eugens Schule zählte man etwa drei. Unter solchen Umständen begann der Entscheidungskampf um den Bestand Österreichs.



257. Breslau von der Oderseite um die Mitte des 18. Jahrhunderts.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Die beiden ersten Schlesischen Kriege und der Österreichische Erbfolgekrieg.
(1740—48.)

Der Ausbruch des Krieges.

Die bayrischen Ansprüche.

Der erste Anstoß zum Kampfe schien von Bayern ausgehen zu müssen, das die Pragmatische Sanktion nicht einmal anerkannt hatte. Aber der Tod Karls VI. traf den Kurfürsten Karl Albert ebenso überraschend wie alle andern. Trotzdem zögerte er keinen Augenblick, wenigstens mit seinem Erbanspruche hervorzutreten. Dieser beruhte auf der Ehe Herzog Albrechts V. von Bayern mit Anna, der Tochter König Ferdinands I., im Jahre 1546 (s. Bd. V, S. 364). Die letztere hatte damals auf ihr und ihrer Nachkommen Erbrecht insoweit verzichtet, daß es erst zur Geltung kommen sollte, sobald der männliche Stamm (Ferdinands I.) abginge, und dasselbe stand in der bayrischen Abschrift des Testaments Ferdinands I. vom Jahre 1543. Im Wiener Original der letzteren Urkunde stand jedoch unzweifelhaft statt „männlich“ das Wort „ehelich“, und damit war der bayrische Anspruch entkräftet, insoweit er sich auf das Testament stützte, nicht jedoch, insoweit dabei jener Ehevertrag in Betracht kam. Deshalb legte auch der kurbayrische Gesandte in Wien, Graf Perusa, gegen die Thronbesteigung Maria Theresias auf der Stelle Verwahrung ein und wies sogar die Hofstellen (Ministerien) an, fortan nur von ihm als Vertreter Karl Alberts Befehle anzunehmen, obwohl eine genauere Prüfung des Originaltestaments den Verdacht einer späteren Fälschung widerlegte. Da die österreichische Regierung auf sein Ansinnen nicht einging, verließ er um Mitte November Wien.

Andre Ansprüche.

Wie sich aber nun Bayern regte, zeigte es sich sehr schnell, daß die Pragmatische Sanktion nichts sei als ein Stück Papier. Von allen Seiten meldeten sich die Erbansprüche. Die spanischen Bourbonen behaupteten, ohne weiteres in alle Rechte

des ausgestorbenen spanisch-habsburgischen Hauses eingetreten zu sein, und griffen deshalb auf den Grazer Vertrag von 1617 zurück (s. Bd. VI, S. 137); Savoyen-Piemont zeigte Neigung zur Erwerbung der Lombardei; Sachsen endlich begründete nach dem Muster Bayerns seine Rechte auf die Vermählung Marias, einer Tochter Josephs I., mit dem Kurfürsten Friedrich August II. Die Stimmung in Österreich begann schon zu schwanken. Selbst Maria Theresias Minister verzweifelten am



258. Generalfeldmarschall Kurt Christoph Graf von Schwerin.
Nach dem Gemälde von J. G. Stranz gestochen von Phil. Andr. Kilian.

weiteren Fortbestande der Monarchie, da sie von dem alleinigen Erbrechte Maria Theresias im Innern keineswegs so fest überzeugt waren, wie sie sich den Anschein gaben; in Wien fand man aufrührerische Maueranschläge zu gunsten Karl Alberts, auch der Adel Österreichs und Böhmens neigte ihm größtenteils zu. Ein kriegerischer Erfolg Bayerns warf die alte Monarchie wahrscheinlich in Trümmer. Der preußische Gesandte Klinggräff berichtete damals nach Hause: „Die Bevölkerung Wiens und des Landes spricht sich so offen und unverhohlen für Bayern aus, daß ohne Zweifel, wenn der Kurfürst an der Spitze von nur zwei Bataillonen hierher käme, alles ihm zufallen würde.“

Vorbereitungen Friedrichs II. zum Kriege.

In diesem Augenblicke überschritten die preußischen Heersäulen die schlesische Grenze. Die alten, keineswegs unbegründeten Erbansprüche auf Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf (172 Quadratmeilen) hatte schon der Große Kurfürst geltend gemacht, dann gegen Abtretung von Schwiebus (24 Quadratmeilen) wieder aufgegeben; sein Sohn hatte diesen Kreis zurückgegeben, aber dafür auch die Rechte auf jene Gebiete ausdrücklich wieder aufgenommen (s. Bd. VI, S. 714 f. u. oben S. 266). Dazu kam der von Österreich erst gewährleistete, später aber zurückgewiesene Anspruch auf Jülich-Berg, für den eine Entschädigung zu fordern sehr nahe lag. Ebenso schwer wog bei dem jungen Könige auch der natürliche Wunsch, die günstige Gelegenheit zu einer so bedeutenden und wohlgelegenen Erwerbung zu benutzen, um Preußen aus seiner



259—261. Preußische Militärkostüme zur Zeit Friedrichs II.
(1 Der König. 2 und 3 Infanterieoffiziere mit dem Sponton.)
Nach einem Kupferstiche im Hohenzollernmuseum zu Berlin.

gedrückten Lage emporzuheben, und, wie er selbst offen eingesteht, „seine Liebe zum Ruhm". An die Pragmatische Sanktion hielt er sich nicht gebunden, da Österreich eben seinerseits den Vertrag darüber durch die Behandlung der Jülichschen Erbschaftssache unfraglich gebrochen hatte. Trotzdem war er weit davon entfernt, die österreichische Monarchie als solche zerstören zu wollen. Er wollte ihr Schlesien abringen; der Gedanke, dem Hause Habsburg-Lothringen die Kaiserkrone zu entwinden, lag vorläufig noch außerhalb seiner Berechnung. Diese Entschlüsse standen bei ihm schon fest, als er seinen Minister Heinrich von Podewils und den Feldmarschall von Schwerin bereits für den 27. Oktober zu sich nach Rheinsberg berief. Beide wären mehr dafür gewesen, die Verteidigung Maria Theresias zu übernehmen, die Hauptanstrengung auf die Erwerbung Jülich-Bergs zu richten und Schlesien nur pfandweise zu besetzen. Friedrich jedoch meinte mit vollem Rechte, die entlegenen rheinischen Herzogtümer gegenüber Frankreich nicht behaupten zu können, und traf im stillen alle militärischen Vorbereitungen, deren Absicht anfangs nur wenige Vertraute kannten. Erst als sich nichts mehr verbergen ließ, rief er die Oberoffiziere der in Berlin stehenden Regimenter zusammen, um sie in Kenntnis von seinem Unternehmen zu setzen. „Ich habe

ische
ich
lage
en.

Faksimile des eigenhändigen Schreibens König Friedrichs vom 16. Dez. 1740 an den Grafen Heinrich von Podewils.

Transskription:

à Schweinitz ce 16.

Mon cher Poudevils. J'ai passé le Rubicon Ensegnes Deployées et Tambour battandt; Mes Troupes Sont plaines de bonne Volonté Les oficirs d'Ambition, et Nos Genereaux a faméz de Gloire, tout ira selon nos Souhaits et j'ai lieu de presumér tout le bien possible de cette entreprisse.

Envoyéz moi bulau, Caresséz le beaucoup, et faitte lui Voir Le propre interet de son Maitre, enfin, Usons de La Conaisance du Coeur humain, faisons Agir en Notre faveur, L'interet, L'ambition, L'Amour, La Gloire, et tout les resorts qui peuvent emouvoir L'ame; ou je veu perir ou je Veux avoir Honeur de Cette entreprisse, mon Coeur me presage tout le bien du monde, enfin un Certen instinc dont la Cause nous est inconüe me predit Du bonheur et de la fortune, et je ne paraitréz pas à berlin sans m'etre rendu digne du Sang dont je Suis issus et des braves Soldats que j'ai L'honeur de Comandér. adieux je Vous recomande à la garde de Dieu.

Federic.

Übersetzung:

Schweidnitz, den 16.

Mein teurer Podewils. Ich habe den Rubikon überschritten mit fliegenden Fahnen und unter dem Schlag der Trommeln. Meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, und unsre Generale dürsten nach Ruhm. Alles wird nach unsern Wünschen gehen, und ich habe Ursache, alles mögliche Gute von dieser Unternehmung zu erwarten.

Schicken Sie mir Bülow (den sächsischen Gesandten in Berlin), sagen Sie ihm viel Schönes und lassen Sie ihn seines Herrn eignen Vorteil sehen, kurz benützen wir die Kenntnis des menschlichen Herzens, lassen wir zu unsern gunsten wirken das Interesse, den Ehrgeiz, die Liebe, den Ruhm und alle Triebfedern, welche die Seele bewegen können. Entweder will ich untergehen oder Ehre von diesem Unternehmen haben; mein Herz sagt mir das Beste von der Welt voraus, kurz, ein gewisser Instinkt, dessen Grund uns unbekannt ist, verkündigt mir Glück und Erfolg, und ich werde nicht wieder in Berlin erscheinen, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich stamme, und der tapferen Soldaten, die ich die Ehre habe zu befehligen. Leben Sie wohl, ich empfehle Sie der Obhut Gottes.

Friedrich.

à Schweinitz ce 16.

Mon cher Podewils. J'ai passé le Rubicon
Enseignes Deployées et Tambour battandt; Mes
Troupes Sont pleines de bonne Volonté
Les oficiers d'Ambition, et Nos Generaux
afamés de Gloire, tout ira selon nos souhaits
et j'ai lieu de presumer tout le bien possible
de cette entreprisse.
envoyé moi bulau, Caressé le beaucoup, et
faitte lui Voir Le propre interet de son Maitre,
enfin, Usons de La Conaissance du Coeur humain
faisons Agir en Notre faveur, L'interet, L'ambition,
L'Amour, La Gloire, et tout les resorts qui
peuvent émouvoir L'ame; ou je veu perir
ou je Veux avoir Honeur de Cette entreprisse,
mon Coeur me presage tout le bien du monde
enfin un Certen instinc dont la Cause nous ést
inconüe me predit Du bonheur et de la fortune,
et je ne ~~[illegible]~~ paraitré pas
à berlin sans m'étre rendu digne du sang dont je
suis issu et des braves Soldats que j'ai l'honeur
de Comander. adieu je Vous recomande à la
garde de Dieu. Federic

Faksimile des eigenhändigen Schreibens König Friedrichs II. vom 16. Dezember 1740
an den Grafen Heinrich von Podewils.

(Königl. geh Staatsarchiv zu Berlin.)

b
Fr
zı

keine andern Bundesgenossen als Ihre Tapferkeit und keine andre Hilfsquelle als mein Glück", sagte er ihnen. Er sprach die Wahrheit. Um so größer war das mißbilligende Erstaunen der Zeitgenossen, daß das kleine mißachtete Preußen in den Kampf zu gehen wage mit dem gewaltigen Österreich, dem ruhmgekrönten Heere Prinz Eugens.

Der preußische Einmarsch und die Lage in Schlesien.

Am 13. Dezember 1740 vormittags 9 Uhr verließ der König Berlin nach einem fröhlichen Maskenballe im Schlosse und eilte über Frankfurt a. O. nach dem Hauptquartier zu Krossen; am 16. Dezember rückten zunächst etwa 27000 Mann Preußen mit 74 Geschützen in zwei Kolonnen in Schlesien ein, rechts der Oder der König, links des Stromes Schwerin. Ein Manifest erklärte die Absicht, Schlesien gegen jeden Angriff zu schützen und für Maria Theresia einzutreten; zugleich sicherte es den Einwohnern volle Religionsfreiheit und strengste Mannszucht der Truppen zu. — Das Land war gegen einen Einfall nicht gerüstet, von den Festungen nur Breslau und Neiße leidlich im stande, Glogau und Glatz verfallen; die Truppenzahl, die man



262—264. Preußische Militärkostüme zur Zeit Friedrichs II.
(4 Infanterieoffizier. 5 Zieten. 6 Seydlitz.)
Nach einem Kupferstiche im Hohenzollernmuseum zu Berlin.

erst gegen Ende November um ein paar Regimenter verstärkt hatte, betrug nicht mehr als 7000 Mann. Trotzdem war die österreichische Regierung so unverantwortlich gutmütig, selbst die Hauptstadt mit einer Besatzung zu verschonen, da diese sich auf ihr ehrwürdiges Recht berief, sich selber durch ihre „geschworene Stadtgarnison" zu verteidigen. Die Verwaltung zeigte sich überhaupt schlaff und unsicher; von den $2^1/_2$ Millionen Gulden, welche Schlesien eintragen sollte, ging wenig wirklich ein. Aber viel wichtiger als alles dies war die Stimmung der überwiegend protestantischen Bevölkerung. Erst Karls XII. drohende Haltung hatte ihr eine bessere Sicherung ihrer Rechte errungen (s. oben S. 200); doch noch immer befand sie sich thatsächlich in überaus gedrückter Lage, da die kaiserliche Regierung sich an jene Abmachungen wenig kehrte und niemand da war, der darauf gehalten hätte. Während die Evangelischen ihre Kirchengeräte verpfänden mußten, durchzogen die katholischen Prozessionen in allem Pomp die Straßen von Breslau, und alle Gefängnisse lagen voll Protestanten, die, oft unter den nichtigsten Vorwänden, des „Abfalls" von der römischen Kirche beschuldigt waren. Ja die katholischen Eiferer ließen bei Maria Theresias Thronbesteigung drohend vernehmen, man werde sich nun um keinerlei Verträge

kümmern, sondern die römische Kirche zur alleinherrschenden machen. Als österreichische Truppen nach Glogau marschierten, fürchteten deshalb die geängsteten Protestanten, es werde jetzt am dritten Adventsonntage (11. Dezember) die gewaltsame Gegenreformation abermals beginnen. Da flog wenige Tage später die Kunde durch das Land, daß König Friedrichs Bataillone im Anmarsch seien. Der Eindruck war ungeheuer. Die Evangelischen begrüßten den König nicht wie einen Feind, sondern als Befreier, als Schutzengel. Wo sich seine Truppen zeigten, sahen sie sich mit offenen Armen aufgenommen; die evangelischen Ratsherren traten wieder in die ihnen entrissenen Stellen, der protestantische Gottesdienst wurde erneuert, die Heiligenbilder beseitigt; zahlreiche junge Geistliche aus Preußen nahmen sich der verwaisten Gemeinden an. Wer das sah, dem erschien das Ganze nicht als eine Eroberung, sondern als eine Befreiung, und in der That beruhte die Erwerbung Schlesiens fast ebenso sehr auf dem Abfall der Protestanten, wie auf einer militärischen Besitzergreifung.

Besetzung Schlesiens.

Indem Friedrich Glogau, wo Wallis befehligte, mit nachrückenden Truppen vorläufig nur einschloß, ging er selber geradeswegs auf Breslau los. Er war in der fröhlichsten Stimmung und überschüttete seine Freunde und seinen Minister Podewils mit launigen und geistvollen Briefen. Schon am 31. Dezember erschienen seine ersten Reiter in den Vorstädten von Breslau. Die Stadt, deren Milizen zur Verteidigung wenig tauglich, deren Wallgräben fest zugefroren waren, bequemte sich sofort zu einem Vertrage, nach dem die Preußen die Dominsel besetzen, ein Bataillon in den Vorstädten lassen durften und einzelnen Abteilungen der Durchmarsch durch die Stadt verstattet sein sollte. Am 3. Januar 1741 mittags ritt Friedrich selbst mit kleinem, aber glänzendem Gefolge in Breslau ein, von der Bevölkerung überwiegend freudig begrüßt und in seinem Benehmen von gewinnender Leutseligkeit; er dankte nach allen Seiten durch fortwährendes Abnehmen des Hutes, obwohl es heftig schneite, und blieb nach dem Einzuge noch lange auf dem Balkon seines Hauses, mit leuchtenden Augen die dichtgedrängte Menge überfliegend, die seit Kaiser Matthias keinen Landesherrn mehr in ihrer Mitte gesehen hatte. Den Behörden, den Spitzen der Stadtverwaltung und der Bürgerschaft gab er dann ein glänzendes Ballfest. Nur das österreichische Oberamt löste er sofort auf und wies die Beamten aus. Dann ließ er Brieg blockieren; er selbst wandte sich gegen Neiße und begann, da die Festung einer Beschießung widerstand (15.—21. Januar), ihre Einschließung. Währenddem besetzte Schwerin den Strich am Gebirge, wobei am 9. Januar seine Dragoner mit österreichischen Reitern bei Ottmachau ein Gefecht bestanden, das erste des ganzen Krieges, und drang bis zum Jablunkapaß vor. Der österreichische Befehlshaber, Graf Max Browne de Camus, wich mit seinen schwachen Abteilungen überall nach der mährischen Grenze zurück.

Verhandlungen in Wien.

Gleichzeitig mit seinem Einmarsch in Schlesien ließ Friedrich in Wien durch seine Gesandten von Borcke und Graf Gotter einen Vertrag anbieten, dessen Annahme Österreich den Erbfolgekrieg wahrscheinlich erspart oder mindestens weniger gefährlich gemacht hätte. Er wollte die Bürgschaft aller deutschen Besitzungen Maria Theresias und ihre Verteidigung gegen jeden Angriff übernehmen, deshalb mit Österreich und den Seemächten in ein enges Bündnis treten, für die Kaiserwahl Franz Stephans stimmen und obendrein 2 Mill. Gulden vorschießen; dafür beanspruchte er ganz Schlesien. Der Großherzog Franz, soeben zum Mitregenten seiner Gemahlin ernannt, erklärte jedoch gegen Borcke leidenschaftlich: „Lieber die Türken vor Wien, lieber Abtretung der Niederlande an Frankreich, lieber jedes Zugeständnis an Bayern und Sachsen, als der Verzicht auf Schlesien“ (17. Dezember). Die Stimmung der österreichischen Minister war geteilt, manchem schien die Sache mindestens ernster Verhandlung wert,

Ao. 1741.



No. VI.

Sonnabend, den 14. Januarii.

Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen.

Berlin, vom 14. Jenner.

Schreiben eines Preußischen Officiers

Vom Breslau, den 5ten Jan. 1741.



Sie seynd ungehalten, daß ich noch nicht an Sie geschrieben; da es mir aber unmöglich gewesen, so werden Sie es nicht übel auslegen, um so viel mehr, da ich Ihnen hierdurch von allen was biß ietzo von uns ist verrichtet worden, Nachricht gebe.

Den 13 Decembr reisete der König von Berlin ab, und nahm sein Nachtlager in Frankfurth

Den 14ten speiseten höchst Dieselben Mittags zu Crossen, wo Sie, 1 Escadron von den Gensd'armes, 3 der Husaren, und das Schulenburgische Granadier-Regiment zu Pferde, durchmarschiren sahen. Se Königl. Majestät fanden daselbst den Gen. Feld-Marschall Graffen von Schwerin, die Krieges und Proviant Commissarios, die Beckerey ꝛc. Auch langte die Artillerie demselben Tag in der Crossenschen Vorstadt an.

Den 15ten blieb der König noch da, um denen zuletzt marschirenden Regimentern Zeit zu lassen, heranzurücken und die Schlacht-Ordnung zu formiren; auch unterschiedene Marsch-Routen für die Regimenter anzuordnen, welchen sie, um sich, in einem so engen Lande, als das zwischen der Oder und Bober ist, nicht hinderlich zu fallen, folgen solten. Die hohe Generalität und Befehlshaber der Regimenter hatten sich auch dahin verfügt, um Sr. Königl. Majestät Befehle einzuhohlen, welche aufs genaueste vorschrieben, die Krieges Zucht zu beobachten, und die Art und Weise, wie man denen schlesischen Einwohnern begegnen solte.

Den

Den 16ten brachen alle Regimenter auf, und die meisten erreichten noch die schlesischen Grenzen. alwo Unsere Patente ausgegeben wurden. so die Ursachen enthielten, die Se. Königl. Majestät bewogen den Besitz von diesem Hertzogthum zu nehmen. Der König nahm sein Quartier in dem Dorffe Schweidnitz

Den 17ten kamen wir biß Weichow. Die erstern Regimenter musten 4 biß 5 Meilen marschiren, um denen folgenden Platz zu machen, und sich rechts und links auszubreiten, nachdem sich das Land auch almählich erweitert. Belieben Sie zu merken, daß diese Meilen unsern pommerschen, die da kein Ende zu nehmen scheinen, nichts nachgeben.

Den 18ten hielten Se. Königl. Majestät sich noch zu Weichau auf: einige Regimenter marschirten, einige machten halte, um sich zusammen in einer Linie und Fronte stellen zu können Dielen Tag fieng das schlimme Wetter an, und machte bey nahe alle Wege grundlos und unbrauchbar, die ohnediß in diesen Ländern nicht die besten seyn. Von allen Orten funden sich Deputirte des Landes ein, die Marsch-Routen und die Quartiere vor die Armee zu besorgen. Se. Königl. Majestät aber besahen die Dero Quartier am nähesten liegende Bataillons

Den 19ten ward der Marsch fortgesetzt. Der König nahm Sein Quartier zu Milckau, woselbst Sie sich den 20 und 21sten verweileten Der Regen hielt indessen beständig an.

Den 20ten lagen einige Regimenter stille aber 14 Bataillons und 15 Escadrons, traten den allermühsamsten Marsch an, den wohl iemahls auch die allergeübtesten Trouppen nicht mögen versucht haben. Denn alle Wege und Strassen waren grundlos und überschwemmt, die Graben ausgetreten und viele Brücken weggetrieben, da hatte man nichts als Moräste zu passiren, und war dabey ein beständig anhaltender starcker Regen; mit einem Worte, alles was einen Marsch konte beschwerlich und unerträglich machen, war da beysammen, daß er auch auf 10 Stunden währete. Indessen muß man es Unsrer Infanterie zum Ruhme nachsagen, daß sie alle dem ungeachtet 3 bis 4 der stärckstien Meilen zurück legte im Wasser u Sumpfe bis an die Knie, wo nicht biß ans Degengehencke, ohne daß ein Soldat sein Glied und Ordnung verlassen, noch weniger ein verdrießliches Gesichte gemacht hätte. Nein, im Gegentheil sie waren lustig und aufgeräumt. Einer sprach dem andern Muth zu, und eiferten recht untereinander, wer am besten marschiren würde: auch nicht ein einiger blieb zurück. Alles Uebel so geschahe, war, daß ein Weib eines Soldaten, vom Bredanischen Regimente von dem Strohm ergriffen ward und ersauffen muste; dem Feld Prediger, von eben diesem Regimente, wäre es bey nahe nicht besser ergangen.

Den 21sten war billig ein Rast-Tag, damit der Soldat wieder konte trocken werden Der König besahe indeßen die in der Nähe liegenden Quartiere, und ließ Geld unter die Soldaten, so den Tag vorher marschiret hatten, austheilen.

Den 22sten erreichten wir Herndorff 1 Meile von Glogau, woselbst der König einen Major von der Glogauischen Garnison fand, mit einem Brieff an Höchst Dieselben, von dem Commendanten dem General Lieutenant Graffen von Wallis. Die Besatzung bestehet in 2 Bataillons und 2 Compagnien Invaliden. Dieser Ort ist ziemlich ordentlich befestiget, mit einem mit Steinen eingefaßten Graben, und hat einen guten bedeckten Weg, ist aber der Sage nach nicht auf 2 Monate verproviantiret, und dieserhalb haben Se Königl. Majestät vor gut befunden, solchen eher zu bloquiren als zu belagern. Mich däucht, daß uns nicht viel darum zu thun, ob wir es 6 Wochen eher oder später bekommen.

Den 23sten recognoscirten Se. Königl. Majestät die Stadt, und theilten die Quartire ein, für die Regimenter vom linken Flügel, die so lange zur bloquade bestimmt waren, biß der Hertzog von Holstein mit dem Corps, mit welchem Er den 16ten aus Berlin marschiret, würde angerückt seyn. Der General Feld-Marschall, Graff von Schwerin, erhielt Ordre den Marsch mit denen Regimentern des rechten Flügels bey kleinen Tagereisen, bis an die Höhen von Buntzlau, Liegnitz und Bolckwitz fortzusetzen, und sich zur Rechten immer an das böhmische Gebürge zu halten.

Den 24sten setzte das Borckische Regiment in Schiffen über die Oder, und nahm Posto jenseits des Wassers, in einem der Stadt gleich überliegenden Dorffe, so die Vorstadt abgeben konte. Se Königl. Majest. postirten diß Regiment in höchst eigener Persohn, befohlen eine Art von Brustwehr anzulegen, und solche mit ein paar Stücken zu besetzen, um den Fluß oberhalb der Stadt bestreichen zu können.

Den 25sten machte der König einige Veränderung, bey den Wachten der Cavallerie, und ließ solche mehr sich der Stadt nähern, auch zugleicher Zeit 2 Granadier

Compagnien,

Compagnien, auf eine Insel übersetzen, um sich noch besser des Flusses zu bemächtigen, und dem Orte alle Zufahre abzuschneiden.

Den 26sten besahen Se Majestät das de la Motkische Regiment.

Den 27sten langten der Hertzog von Holstein und der Printz Leopold von Anhalt. mit dem obgedachtem Corpo, in unsern Quartieren an; da denn so gleich auf Königl. Befehl, die dabey seyende Granadier sich in Bataillons formiren, und den Marsch nach Breslau antreten musten: Se Königl Majestät übergaben zu gleicher Zeit das Commando der Bloquirung dem Printzen Leopold.

Den 28sten ließ dieser Printz die Posten durch die mitgebrachten Völcker ablösen, und die Unsrigen begaben sich auf den Marsch nach Breslau. Außer 5 Escadrons vom Bareuthischen Regiment, die bis zur Ankunfft des Platenschen Regiments, bey dem Printze blieben. Der König gieng voraus mit Seinen Gens d'Armes, den 5 andern Escadrons vom Bareuthischen Regiment und den 20 Granadier Compagnien, vor allen diesen marschirten die 3 Escadrons Husaren Der König blieb den Tag zu Glaserdorff. Binnen den 4 Tagen, da wir zu Herrndorf gewesen, giengen 68 Mann von der Gloganischen Garnison zu uns, über. Wie viel aber seit dem noch desertiret, kan man nicht wissen, doch sagt man, daß der Commendant um einer gäntzlichen Desertion vorzubeugen an stat der Soldaten, Unter-Officiere zur Schildwacht in dem bedeckten Wege ausstelle.

Den 29sten brach man des Morgens früh auf und langte gegen Abend zu Parchwitz und in die nachliegende Oerter an.

Den 30ten waren wir zu Neumark, so daß binnen 3. Tagen unsere Granadiers und die 5. Bareuthischen Escadrons, 14. Meilen gut gemessen, zurück gelegt hatten.

Den 31ten nachdem man 3. Meilen noch marschiret, kamen wir 1. Meile von Breßlau zu liegen, wohin der König die Obristen Posadowsky und Borck abschickte, die Stadt aufzufodern. Ich weis, daß sie begierig seyn werden, zu erfahren, was uns zu einem solchen starken Marsch bewogen; Ich kan ihnen darauf dienen: Die Generals der Königinn von Böhmen, hatten der Stadt Breslau sehr stark angelegen, Garnison einzunehmen, welches doch wieder ihre Freyheiten läufft. Einige von dem Magistrat waren schon im Begriff dieses einzugehen, wenn die Bürgerschafft so stark sich nicht wiedersetzt hätte Folglich war es hohe Zeit zu eilen, wolte man die andere Parthey nicht lassen zuvor kommen

Den 1ten Januarii 1741. zogen sich die 10 Escadrons von Schulenburg vom rechten Flügel zu uns; Der König ließ gleich unmittelbar vor der Vorstadt die Granadiers und die 16. Escadrons, so bey Ihm waren, in Bataille stellen, nachdem begab Er sich in die Vorstadt selbst, stellete die Trouppen auf der Esplanade der Stadt, so daß dieselbe disseits des Flusses besetzt war; Man stellte starke Wachen nach der Stadt und dem Felde zu, und darauf wurden die Quartiere in der Vorstadt bezogen.

Den 2ten liessen Se. königl Majestät 4. Compagnien der Granadiers mit Schiffen übersetzen, und in der Dohm-Kirche und in den anstossenden Vorstädten einlogiren. Die beyden Obersten, so der König in die Stadt gesandt hatte, kamen gegen 3. Uhr des Nachmittags wieder, und hinterbrachten Deroselben, wie die Stadt Breslau bereit wäre, sich zu unterwerffen, doch mit der Bedingung, daß sie ferner bey ihren Privilegien, Prärogativen und Gewonheiten, geschützet würde. Und nachdem Se königl. Majestät genehm gehalten, was besagte Obersten abgeredet, ward die Capitulation, oder vielmehr die Convention von beyden Theilen unterschrieben.

Den 3ten schickte die Stadt Deputirte, aus dem Magistrat und Bürgerschafft, an den König in sein Quartier auf der Vorstadt ab, zur Bezeugung ihrer Unterwerfung; Da denn gleich die Thore geöffnet, und die Wachen zurückgezogen wurden: Um 10. Uhr rückten 30 Pferde von der Gendarmerie in die Stadt, und nahmen Posto in der gräflichen Schlegenbergischen Behausung, woselbst Se. königl Majestät Ihre Wohnung nahmen. Um 11. Uhr ritten Jhro Majestät in die Stadt, unter beständigem Zuruffe des Volks. Die Bürgerschafft und ihre gewöhnliche Besatzung stand im Gewehr Demselben Tag langte der Herzog von Holstein mit den Regimentern an, die die Bloquirung vor Glogau formiret hatten, ehe sie von dem Corpo des Prinzen Leopold von Anhalt waren abgelöset worden, und wurden in denen der Stadt zu nächst liegenden Dörfern einlogiret.

Den 4ten muste eine Brigade von der Infanterie, und 3 Escadrons Dragoner auf königl. Ordre, unter Anführung des General Major von Jeetz, theils in Schiffen, theils über die Brücken der Stadt, übers das

Was-

Wasser setzen. Vermuthlich, wird dieses Detachement sich derer kleinen Städte, nach der Pohlnischen Grenze zu, bemächtigen. An eben diesem Tage, brachten unsre Husaren einen Quartiermeister und 8. Dragoner vom Lichtensteinischen Regimente, so von einem unsrer Officirer und 7. Husaren, zu Oels waren aufgehoben worden.

Nun sind wir endlich Herren von der Hauptstadt, und ausser etwas wenigem von ganz Niederschlesien, indem kein Ort ist, der Wiederstand thun könnte, ausser Brieg. worinnen 4. Bataillons zur Besatzung liegen. Ich glaube, wir werden es damit, bis zum guten Wetter anstehen lassen, und alsdenn wird es eine Arbeit von etlichen Tagen seyn Der Herr General Feld-Marschall Graf von Schwerin setzet mit dem rechten Flügel seinen Marsch fort bis an die Neisse, welches heute oder Morgen geschehen wird. Der König wird in den hiesigen Vorstädten, einige Bataillons zurücke lassen, um die aufzurichtende Vorrathshäuser zu bedecken. Wir finden Getreyde genug in der Stadt selbst zum Verkauff, zu Unterhaltung 30 tausend Mann, auf 8 Monat; Dem ungeachtet, lassen Se königl. Majestät eben so viel noch aus Preussen kommen, also daß es uns an Unterhalt bis künftigen Winter nicht fehlen kan: Wann schon die Nothwendigkeit erfoderte, die Armee, die wir zum künftigen Feldzuge hier zusammen haben, zu verdoppeln.

Das Volk in diesem Lande scheinet recht eine Veränderung der Herrschaft gewünscht zu haben. Der Landmann freuet sich über die gute Kriegeszucht unserer Soldaten, und daß man ihm so gut begegnet. Und der Adel weis sich über das gnädige und freundliche Bezeugen des Königs nicht genug zu verwundern.

Gewiß sie haben auch Ursach dazu, das Land wird sich besser als vorher befinden, denn es konnte die Auflagen, wodurch es so gar sehr mitgenommen ward, nicht länger ertragen

Unsere Soldaten befinden sich in denen besten Umständen von der Welt Kaum daß ein Regiment 15 bis 20. Kranke hat; Ja solten sie wohl glauben, daß seit der Zeit wir unsere Grenzen verlassen, wir nur 12. Desertears gehabt, davon uns doch 5. durch die Bauern, wieder zugebracht worden: 8 Mann sind nur gestorben, so daß unser gänzlicher Verlust bis anietzt aus 15 Soldaten bestehet. Die Pferde halten sich vollkommen gut, und besser als ichs geglaubet; Den Eiffer und die Wilfährigkeit der Soldaten kann ich ihnen nicht genug beschreiben.

Alles was ihnen mißfält ist, daß sie keinen Feind zum schlagen antreffen. Auch tragen Se. königl Maj. eine solche grosse Sorgfalt für sie, daß dieselbe ausser ihrem ordentlichen Sold, den Winter durch, noch Brod und Fleisch bekommen werden. Morgen sollen wir von hier aufbrechen, wahrscheinlich um uns der Stadt Olau zu bemächtigen, wo ein befestigtes Schloß mit 3. oder 400 Mann Besatzung, unter dem Commando des Obersten Formantini, seyn soll: Nach diesem dürffte die Bloquirung der Stadt Brieg vorgenommen werden. Und so dann werden Wir uns wohl zu Unserm rechten Flügel an den Ufern des Neiss Flusses, wieder wenden.

Diesen Abend wird der König denen Dames dieser Stadt einen großen Ball geben.

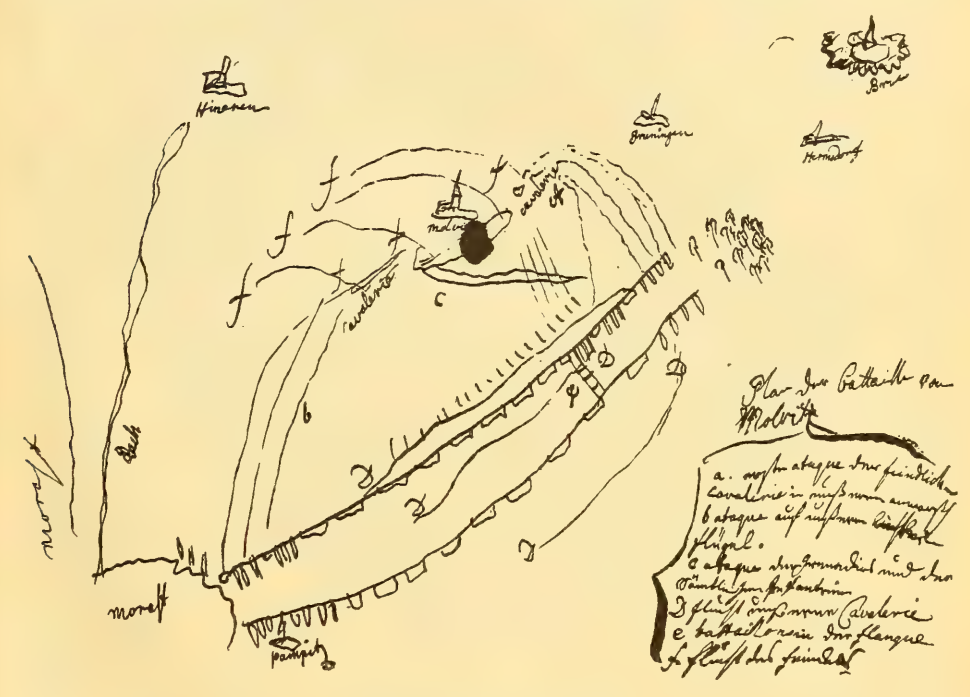
Versailles, vom 30 December.

Vorige Woche hatte der Prinz von Cantimir ausserordentlicher Gesandter vom russischen Hofe, bey dem Könige Audienz, und machte die neue Regierung bekannt. Der König hat nunmehr die Trauer um die verstorbene Kayserinn von Rußland abgelegt. Man weis aber noch nicht, wenn man um den verstorbenen Kayser zu trauren anfangen wird, indem man den Brief, welchen die Erzherzoginn deßwegen an den König geschrieben noch nicht hat annehmen können, weil Sie Sich in demselben den Titel einer Herzoginn von Burgund beygelegt, wofür sie der König nicht erkennen will. Man versichert auch, daß man die Ritter vom göldenen Vliesse, welche der Herzog von Lothringen Ihr Gemal als Großmeister dieses Ordens gemacht, nicht dafür werde gelten lassen. Demungeachtet hat der Cardinal von Fleury den wienerischen und den holländischen Gesandten versichert, daß Se. Majestät in allem die pragmatische Sanction würden bey ihrer Wirkung zu erhalten suchen.

Constantinopel, vom 28 November.

Die Pest nimmt nun allmälig hier ab. Wenigstens sterben doch täglich nicht mehr als 60 bis 70. Personen. Diejenigen die sich in dem Gefolge des Grafen von Uhlefeld an den ansteckenden Krankheiten übel befunden haben, sind bis auf ihrer wenige wieder gesund worden. Die Minister der Pforte und die fremden Gesandten bewirthen einander sehr öfters Der Graf von Bonneval hat diesen Gebrauch am ersten unter den Türken eingeführt.

aber Bartenstein widersprach entschieden, und Maria Theresia, felsenfest überzeugt von ihrem Rechte, empört über den Einbruch in Schlesien und in ihrem habsburgischen Stolze tief verletzt durch die Zumutung, vor dem König zu weichen, dessen Macht sie weit unterschätzte, wie alle Welt, wies den gebotenen Vertrag am 5. Januar endgültig mit scharfen Worten zurück und ließ den Feldzeugmeister Grafen **Neipperg** von Mähren aus mit etwa 17 000 Mann nach Oberschlesien vorrücken. Noch ehe es hier zur Entscheidung kam, nahm in der Nacht des 7. März der Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau in einem verwegenen glänzend durchgeführten Sturmangriff **Glogau**.



265. **Plan der Schlacht bei Mollwitz.**
Faksimile der eignen Skizze Friedrichs II. in einem Briefe vom 25. April 1741 an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau.
(Herzogl. Haus- und Staatsarchiv zu Zerbst.)

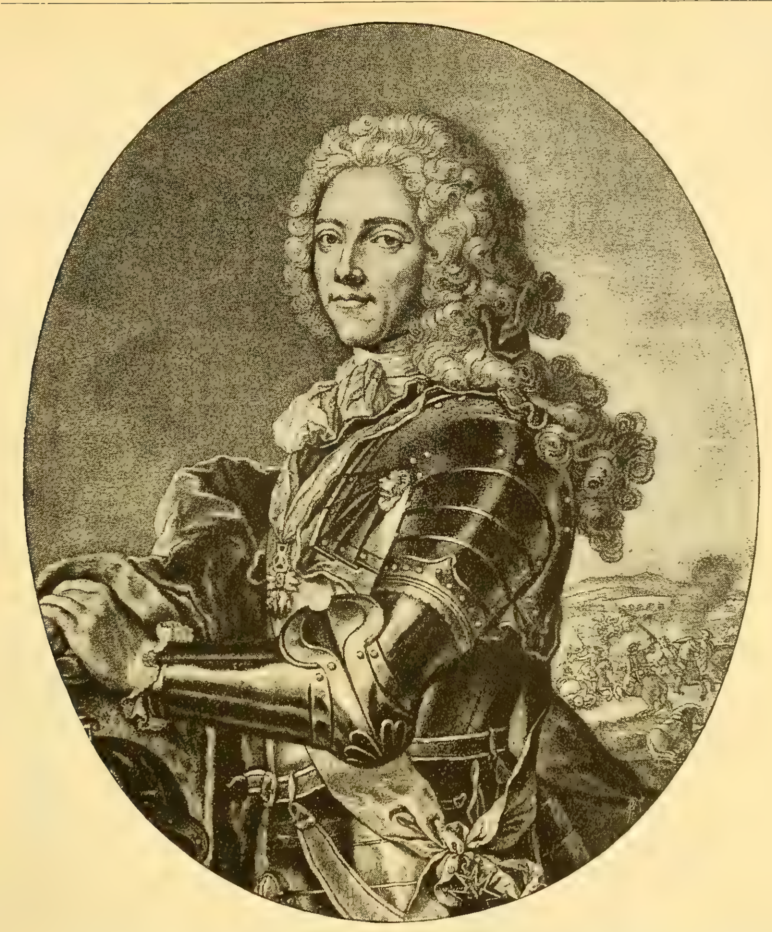
Schlacht bei Mollwitz.

Neipperg hätte die Preußen in die gefährlichste Lage bringen können, wenn er mit Energie und Kenntnis gehandelt hätte. Schwerin nämlich hatte seine Truppen zu sehr verzettelt, sperrte nur die Hauptstraße Troppau-Jägerndorf-Neiße, beobachtete aber die wichtige Nebenstraße Freudenthal-Zuckmantel-Neiße nicht und wurde obendrein durch die Überlegenheit der feindlichen Reiterei und die Feindschaft der ganz katholischen Bevölkerung dieses Landstrichs über die Bewegung seines Gegners durchaus im unklaren gehalten; der König aber stand, von ihm durch die Neiße getrennt, weit südwärts bei Jägerndorf. So schob sich Neipperg, indem er jene Nebenstraße einschlug, in der gefährlichsten Weise zwischen die getrennten Massen des preußischen Heeres hinein, entsetzte am 5. April sofort Neiße und konnte nach wenigen Märschen bis Ohlau kommen, wo der König seine Magazine hatte. Aber ohne wirklichen Plan, ohne jede Kenntnis von der feindlichen Stellung, dazu aufgehalten durch starken Schneefall und harten Frost, bewegte er sich gemächlich vorwärts. Inzwischen von seinem Marsche unterrichtet, überschritt der König in seinem Rücken die Neiße, vereinigte sich

mit Schwerin und ging parallel mit den Österreichern in der Richtung auf Brieg zurück. Hier stießen seine Vortruppen von Süden her am Vormittag des 10. April 1741 bei tiefem Schnee, aber heller Sonne auf den überraschten Feind in der Nähe des Dorfes Mollwitz. Mit 16 000 Mann Fußvolk, 4680 Reitern und 60 Geschützen stand der König Neipperg gegenüber, der an Reiterei über das Doppelte (9460 Mann) verfügte, an Infanterie aber schwächer war. Dem entsprach der Gang dieser ersten Schlacht der Schlesischen Kriege. Der König versäumte es, die Überraschung des Feindes zu benutzen, bildete nach der Gewohnheit des Exerzierplatzes gemächlich seine Linien, in zwei Treffen, rechts und links die Reiterei, die Geschütze teils zwischen den Bataillonen, teils vor der Front. Als die preußischen Batterien nach Mittag ihr rasches Feuer auf die österreichische Reiterei des linken Flügels eröffneten, warf sich diese, 36 Schwadronen, unter dem Feldmarschalleutnant Johann von Römer im vollen Galopp und unter lautem Geschrei auf die zehn preußischen Schwadronen des rechten Flügels und rannte sie im ersten Stoße so vollständig über den Haufen, daß König Friedrich, der dort hielt, von seinen fliehenden Leuten mit fortgerissen wurde. Dabei gerieten freilich die Österreicher bei der Verfolgung in das Feuer der preußischen Infanterie und lösten sich fast völlig auf, Römer selber fiel; aber ein Versuch der preußischen Dragoner, die Scharte auszuwetzen, mißlang völlig, und die siegreichen Österreicher jagten bis in den Rücken des zweiten preußischen Treffens. Friedrich gab die Schlacht für verloren und verließ auf Schwerins Rat das Schlachtfeld. Es war nachmittags gegen 4 Uhr. Da aber führte Schwerin seine Infanterie in ihren schnurgeraden Linien und mit dem ruhigen Gleichtritt des Exerzierplatzes gegen das österreichische Fußvolk vor, ein „schauerlich schöner Anblick“, die Gewehre funkelten in der Abendsonne. Ihr furchtbares, rasches, gleichmäßiges Salvenfeuer, „ein stetiges Donnerwetter“, erschütterte die ungeübte, meist aus Rekruten bestehende feindliche Infanterie; sie war nicht von der Stelle zu bringen, ballte sich in Knäuel zusammen und brach dann gänzlich auseinander. Doch deckte die Reiterei ihren Rückzug, und die Preußen hatten zur Verfolgung keine frische Kavallerie. Ihre Verluste waren schwer, etwa 4500 Mann, namentlich waren viele Offiziere gefallen oder verwundet, wie Schwerin selbst. Die Österreicher hatten etwa denselben Verlust erlitten und besonders viele Gefangene eingebüßt. In Löwen, drei Meilen vom Schlachtfelde, erfuhr Friedrich in der Nacht, daß ihm der Sieg gehöre. Er zürnte sich selbst, daß er so rasch gewichen sei, und dem Feldmarschall, daß er ihn dazu beredet habe; das Ergebnis aber stand fest: die alten Truppen Prinz Eugens waren der jungen Kriegsmacht der Preußen unterlegen, Schlesien ihnen vorläufig gesichert.

Französisch-bayrisches Bündnis.

Das unerwartete Ereignis änderte die politische Lage vollständig, denn ein Angriff auf Österreich schien jetzt auch für Bayern und selbst für Sachsen nicht mehr aussichtslos. Die Fäden dieser Politik liefen in den Händen des greisen Kardinals Fleury zusammen. Er wollte nicht gerade die Auflösung Österreichs, gedachte deshalb auch Bayern nur insoweit zu unterstützen, als dies zur Schwächung Österreichs beitrage; auch die Kaiserkrone sollte deshalb dem Wittelsbacher zufallen. Am liebsten hätte der Kardinal in Deutschland drei bis vier größere Staaten aufgerichtet, von denen keiner für sich der französischen Übermacht hätte Trotz bieten können, und die doch sämtlich durch Eifersucht und Mißtrauen an jeder Vereinigung verhindert worden wären. Eine Zeitlang zögerte er noch, thätig einzugreifen; aber unwiderstehlich lockte das Zerwürfnis zwischen den beiden deutschen Mächten die unruhige französische Begehrlichkeit zum Eingreifen in die Händel Deutschlands, das die kriegslustige adlige Jugend Frankreichs seit Ludwigs XIV. Zeit als Jagdgrund zu betrachten gewöhnt war, und der Sieg bei Mollwitz gab den Führern der Kriegspartei am Versailler Hofe, den



266. Charles Louis Auguste Fouquet, Graf von Belleisle, Marschall von Frankreich.
Nach dem Gemälde von Hyacinthe Rigaud gestochen von Aug. Bind.

Brüdern Belleisle, das Übergewicht. Der bedeutendere von beiden, der ehrgeizige, trotz seiner 56 Jahre noch jugendlich feurige Marschall Karl Ludwig August von Belleisle befand sich schon seit Mitte März in Frankfurt zum Wahltage und machte sich jetzt zu einer Rundreise an die deutschen Kurhöfe auf, um sie für die Wahl Karl Alberts von Bayern und das Bündnis gegen Österreich zu gewinnen. Ende April erschien Belleisle bei König Friedrich im Lager von Mollwitz, aber der König forderte von Frankreich Thaten, nicht Worte, wenn er sich mit ihm verbinden sollte, und Belleisle verließ ihn, mit dem Stachel der Ablehnung im Herzen, um nach Bayern zu gehen. Im Mai war er in Nymphenburg. Hier kam eine Vereinbarung mit Bayern zustande, allerdings nicht unter den berüchtigten Bedingungen des angeblichen Nymphenburger Vertrages, der den Franzosen das gesamte linke Rheinufer zugesichert haben soll, aber wahrscheinlich von österreichischer Seite erfunden worden ist, um Bayerns Ruf zu schädigen; indes versprach Frankreich die Stellung eines Heeres und die Unterstützung Karl Alberts bei der Kaiserwahl und machte dadurch jedenfalls Bayern vollkommen von sich abhängig, zu einem Werkzeuge seiner Politik. Im August erst wurde dies Bündnis formell geschlossen, doch trat bereits am 21. Mai auch Spanien in eine Allianz mit Bayern.

Preußisch-französisches Einvernehmen.

Friedrich hatte sich zunächst vorsichtig zurückgehalten; erst als die angeblich vermittelnde Haltung England-Hannovers und Hollands ihn belehrte, daß er von dieser Seite her keine Hilfe, vielmehr eher Feindschaft zu erwarten habe, und seine erneuten Anträge in Wien (Abtretung Niederschlesiens mit Breslau) rundweg abgelehnt worden waren, entschloß er sich zum Bündnisvertrage mit Frankreich auf fünfzehn Jahre, nachdem dies ihm Niederschlesien mit Breslau gegen jeden Angriff garantierte und ihm versprach, ein Heer nach Bayern zu senden, ein zweites gegen Holland aufzustellen; dagegen versprach er seine Kurstimme für Karl Albert (15. Juni). Aber er war weit davon entfernt, sich wie Bayern an die französische Politik anzuschließen, seine Selbständigkeit behauptete er durchaus. Wie nun der französisch-bayrische Angriff ernstlich drohte, sah sich Österreich von den Seemächten, auf deren Unterstützung es gebaut hatte, thatsächlich im Stiche gelassen. Denn statt Hilfe zu leisten, bemühte sich der englische Gesandte Robinson in Wien eifrig, eine Annäherung zwischen Österreich und Preußen zustande zu bringen, um Österreichs Kräfte gegen Frankreich zu wenden. Es gelang dies aber erst auf die Kunde von dem preußisch-französischen Vertrage; denn als dieser in Wien gemeldet wurde, „da fielen“, schreibt Robinson, „die österreichischen Minister leichenblaß in ihre Stühle zurück; nur ein Herz blieb standhaft, es war das der Königin selbst.“ Maria Theresia entschloß sich nun, mit Preußen zu verhandeln, aber ihr ganzer Stolz bäumte sich gegen den Gedanken empor, dem verhaßten König gegenüber in eine Landabtretung willigen zu müssen; sie atmete auf, als die Überrumpelung Breslaus, dessen Behörden sich mit Neipperg, der bei Frankenstein unweit Neiße stand, in geheime Verbindung eingelassen hatten (10. August 1741), sie weiterer Verhandlung überhob, und knüpfte lieber mit Bayern an. Doch auch dies blieb vergeblich, denn der Krieg brach auch auf dieser Seite aus.

Einmarsch der Bayern und Franzosen in Österreich.

Am 15. August 1741 gingen die ersten französischen Regimenter über den Rhein, durch blau-weiße Kokarden an den Hüten als bayrische Hilfstruppen gekennzeichnet. Da die Bayern bereits am 31. Juli Passau besetzt hatten, so überschritten die Verbündeten unter der Führung des Marschalls Belleisle am 12. September die Grenzen Österreichs ohne Widerstand. Am 14. September zog der Kurfürst in Linz, der Hauptstadt Oberösterreichs, ein, am 2. Oktober empfing er hier die Huldigung der Stände, nur wenige hielten sich noch zurück. Dann drangen seine Truppen auch die Donau entlang nach Niederösterreich vor, sie brandschatzten die reichen Klöster Melk und Göttweih, sie besetzten Mautern und St. Pölten und ließen ihre Dragoner bis in die Nähe von Wien schweifen. Wenige Tage noch, und die fast wehrlose Hauptstadt sah die Sieger in ihren Mauern, bereits flüchtete der Hof nach Graz. Aber eine so vollständige Überwältigung Österreichs, wie sie jetzt möglich war, lag nicht im Interesse der Franzosen; sie wollten nicht Bayern an seine Stelle setzen und trauten auch der Haltung Friedrichs nicht vollständig, der unablässig den Marsch auf Wien, den Stoß ins Herz Österreichs, forderte, standen deshalb bis Ende Oktober unthätig an der Donau und zwangen endlich den Kurfürsten gegen seinen entschiedenen Willen, nordwärts nach Böhmen abzuschwenken, um dies für ihn zu erobern und ihm damit die böhmische Kurstimme zu sichern.

Vertrag von Klein-Schnellendorf.

Wie sich nun so die Überlegenheit der Franzosen drohend entfaltete, rührte sich Friedrich in Schlesien monatelang fast nicht vom Fleck, weil er so Neipperg von der Donau fern hielt. Seit dem 19. Juni stand er in einem festen Lager hinter der Ohlau bei Strehlen, seit dem 15. August bei Reichenbach zur Deckung der Magazine in dem offenen Schweidnitz, aufs eifrigste mit der Übung seiner Truppen, namentlich der Reiterei, beschäftigt. Erst am 7. September brach er auf, um sich zwischen Neipperg und Neiße zu schieben, Neiße zu nehmen und dem Marschall

Neipperg eine entscheidende Niederlage beizubringen. Allein dichter Nebel machte die Bewegungen der Preußen unsicher, und es gelang Neipperg, Neiße vor ihnen zu erreichen. Sie mußten sich damit begnügen, in eine feste Stellung bei Steinau östlich von Neiße Neippergs Rückzugslinie nach Mähren zu bedrohen. Aber der König wollte vor allem Neiße noch vor Einbruch des Winters haben, und da Maria Theresia in ihrer bedrängten Lage jetzt endlich nachgab, um ihre einzige Feldarmee gegen die Franzosen und Bayern freizumachen, so verständigten sich Neipperg und der englische Gesandte Lord Hyndfort am 9. Oktober 1741 auf Schloß Klein-Schnellendorf bei Neiße persönlich mit König Friedrich in der Weise, daß die Österreicher ihm Schlesien (bis zur Neiße) samt der Stadt Neiße überließen und der Vertrag streng geheim gehalten



267. Ungarischer Edelmann.



268. Ungarischer Beamter.

Nach Stichen aus dem Jahre 1703.

werde. Neipperg räumte das Land, Neiße ergab sich nach einer Scheinbelagerung am 31. Oktober, und am 7. November empfing Friedrich im Rathaussaale zu Breslau die Huldigung der Stände Niederschlesiens als „souveräner Herzog". Aber er hatte es versäumt, mit den Bayern und Franzosen zusammen die unvergleichliche Gelegenheit zum entscheidenden Stoß zu benutzen, und teuer hat er das nachmals zu bezahlen gehabt.

Maria Theresia und Ungarn.

Nach dieser Seite somit vorläufig leidlich gesichert, fand Maria Theresia die Zeit zu einer Vereinbarung mit Ungarn. Der Reichstag, der schon im Mai 1741 in Preßburg eröffnet worden war, verriet zunächst durchaus keine günstige Stimmung, denn die Ungarn dachten die Verlegenheit ihrer Herrscherin zur Einschränkung ihrer Kronrechte zu benutzen. Um sie zu gewinnen, begab sich Maria Theresia selbst nach Preßburg und ließ sich hier am 25. Juni mit größter Pracht im Dome krönen, wobei

sie die ungarische Verfassung beschwor; dann ritt sie in ungarischer Königstracht, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte, in strahlender Schönheit und Majestät den Krönungshügel hinauf und führte nach altem Brauch die Schwerthiebe nach den vier Himmelsgegenden, zum Zeichen, daß sie Ungarn nach jeder Richtung hin verteidigen werde. Als sie dann ihr Roß leicht und sicher herablenkte, begrüßte sie tausendstimmiger Jubel des leicht erregbaren Volkes. Doch es bedurfte noch langer, peinlicher Verhandlungen, um diese Begeisterung in Thaten zu verwandeln. Erst als die Bayern und Franzosen in Österreich standen, die Not aufs höchste gestiegen war, kam es zur Entscheidung. Am 11. September erschien Maria Theresia selber im Reichstage auf dem Schlosse; kaum vermochte sie die wenigen Sätze der lateinischen Rede zu sprechen, Thränen erstickten ihre Stimme, aber sie machte doch den tiefsten Eindruck. Zwar in der Form äußerte sich die Begeisterung nicht, wie die geschäftige Sage berichtet; aber wenn sie die Edelleute in stürmischer Bewegung die Säbel ziehen und ausrufen läßt: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ so hat sie dennoch in der Charakteristik der herrschenden Stimmung nicht unrecht. Noch an demselben Tage beschloß der Reichstag das allgemeine Aufgebot, und so viel Schwierigkeiten sich im einzelnen ergaben, sie traten in den Schatten vor zahlreichen Beispielen großartiger Opferwilligkeit; errichteten doch einzelne Magnaten auf eigne Kosten ganze Husarenregimenter. Auch die geforderte Erhebung Franz Stephans zum Mitregenten wurde bewilligt (20. September), und endlich gelang es den Bemühungen des Palatins Palffy und einiger andrer, die letzten Bedenken zu beseitigen. Am 10. Oktober wurde das Reichsgesetz über den Ausgleich mit Ungarn verkündigt, der es im wesentlichen selbstständig neben Österreich stellte. Die Königin versprach, die inneren und äußeren Geschäfte des ungarischen Reiches nur Ungarn anzuvertrauen, es als das „vornehmste“ ihrer Reiche anzuerkennen und Siebenbürgen nur als König von Ungarn beherrschen zu wollen. Außerdem sicherte sie dem Adel die alte Freiheit von den Abgaben sowohl für jede Person als auch für seine Güter zu. Der Preis, den sie zahlte, war ein sehr hoher, aber die Ungarn haben damals unfraglich Österreich gerettet.

Bündnis gegen Österreich; Karl VII. Kaiser.

Es war die höchste Zeit, daß Ungarn mit ganzer Kraft in den Kampf eintrat, denn Friedrich hielt sich an den Vertrag von Klein-Schnellendorf nicht mehr gebunden, seitdem das Geheimnis von Österreich nicht gewahrt worden war, und trat schon am 1. November einem neuen Vertrage mit Bayern bei, worin diesem die Erwerbung Böhmens, Oberösterreichs, Tirols und Vorderösterreichs und die Unterstützung Karl Alberts für die Kaiserwahl, für Preußen dagegen die Erwerbung Schlesiens mit Glatz zugesichert wurde. Es handelte sich also nicht mehr um den Besitz Schlesiens allein, der König faßte vielmehr den kühnen Gedanken, die Kaiserkrone an das so ansehnlich verstärkte Bayern zu bringen, Österreich zurückzudrängen und selbst mit Bayern vereinigt fortan Deutschland zu leiten, ein Plan, dessen Ausführung der deutschen Geschichte einen ganz andern Gang gegeben haben würde. Auch Sachsen schloß sich nach längerem Schwanken gegen Überlassung von Mähren und Oberschlesien an Bayern an (19. Oktober) und ließ 19 000 Mann unter Graf Rutowski, einem natürlichen Sohne Augusts des Starken, in Böhmen einmarschieren. Ebendahin setzten sich Anfang November auch die Bayern und Franzosen von Oberösterreich her in Bewegung. Sie besetzten das ganze Land, auch das wichtige Eger, ohne Widerstand; in der Nacht des 25. November erlag auch Prag einem Sturmangriff, den die beiden sächsischen Brüder, der französische Marschall Moritz von Sachsen und Graf Rutowski, mit glänzender Tapferkeit leiteten, am 7. Dezember ließ sich Karl Albert als König von Böhmen ausrufen und empfing am 19. Dezember die Huldigung fast des gesamten böhmischen Adels. Großherzog Franz Stephan, der mit 40 000 Mann über Neuhaus

und Tabor heranzog, hatte zu lange gezögert und kam zu spät. Wenige Wochen nachher sah sich Karl Albert zu Frankfurt a. M. von sämtlichen Kurfürsten einstimmig als Karl VII. zum Kaiser erwählt (24. Januar 1742) und beging darauf mit verschwenderischem Pomp sein glänzendes Krönungsfest (12. Februar). Was das große Bündnis gegen Österreich gewollt hatte, schien gelungen zu sein.

Die Österreicher in Bayern.

Doch die Wirklichkeit stand im schneidendsten Widerspruch mit den rauschenden Festen zu Prag und Frankfurt. Am 20. Dezember 1741 setzten sich die buntgemischten Haufen des ungarischen Aufgebots, verstärkt durch reguläre Truppen, im ganzen etwa 16 000 Mann, unter Graf Ludwig Khevenhüller gegen Oberösterreich in Marsch,



269. Karl Alexander von Lothringen, Oberbefehlshaber der österreichischen Armee. (Zu S. 410.)
Nach einem Kupferstiche von Pinssio.

in der That rohe, barbarische Massen, für Freund und Feind ein Schrecken. Zunächst vor sich hatten sie nur 10 000 Franzosen in Linz, da deren Hauptheer im südlichen Böhmen lagerte, während die Sachsen bei Deutschbrod an der oberen Elbe, 12 000 Preußen unter Erbprinz Leopold von Anhalt-Dessau bei Chrudim und Hohenmauth, Feldmarschall Schwerin mit 15 000 Mann seit Dezember in Mähren um Troppau und Olmütz standen; die bayrischen Truppen waren bereits größtenteils nach Bayern zurückgekehrt. Außerdem war noch zum Unglück für die Franzosen der alte, unfähige, aber rechthaberische und hochmütige Marschall Broglie an die Stelle des erkrankten Belleisle getreten. So mußte der französische Befehlshaber Ségur schon am 24. Januar Linz übergeben, dann fiel Passau, und verheerend ergossen sich die ungarischen Schwärme der wilden Reiterführer Menzel und Franz von der Trenck über das unglückliche Land. An demselben Tage, an dem Karl Albert in Frankfurt sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, zogen Menzels Husaren durch das Isarthor in

München ein (12. Februar). Maria Theresia dachte bereits daran, Bayern zu behalten, wie es einst im Jahre 1705 beabsichtigt gewesen war, und Karl Albert etwa durch Elsaß und Lothringen zu entschädigen.

Einmarsch der Preußen in Böhmen; Schlacht bei Czaslau.

Da griff abermals Friedrich bestimmend in den verworrenen Kampf ein, bestimmte persönlich in Dresden den Kurfürsten und seinen ränkevollen Minister Brühl, ihre Truppen nach Mähren zu senden (Januar 1742) und eilte selbst über Prag und Glatz nach Olmütz, wo er am 30. Januar 1742 den Oberbefehl über seine Truppen übernahm. Am 15. Januar fiel Iglau, Brünn wurde eingeschlossen, das ganze Land besetzt und ausgebeutet, preußische Husaren streiften bis zum Marchfeld hin. Aber der Anmarsch des von Khevenhüller noch verstärkten österreichischen Heeres unter **Karl von Lothringen** und die Weigerung der sächsischen Generale, zur Belagerung des tapfer verteidigten **Brünn** energisch mitzuwirken, machten die Stellung der Preußen in dem ausgesogenen Lande unhaltbar und zwangen den König endlich zum Rückzug nach Böhmen, wobei die leichte Reiterei des Feindes und die erbitterten Bauern seinen Truppen noch starke Verluste zufügten (April). Die hart mitgenommenen Sachsen trennten sich ganz von ihm und nahmen ihr Quartier im Leitmeritzer Kreise, er selbst lagerte sich bei Chrudim an der Straße von Brünn nach Prag. Als sich aber die Österreicher, von Brünn nach Czaslau marschierend, zwischen ihn und Prag drängen wollten, kam er ihnen durch einen raschen Marsch auf Kuttenberg zuvor und wagte am 17. Mai 1742 in der Nähe von **Czaslau** bei **Chotusitz** die Schlacht, die erste, die er persönlich leitete.

In der Nacht des 17. Mai hatte die preußische Vorhut unter Leopold von Dessau das Dorf **Chotusitz** $7^1/_2$ km östlich von Kuttenberg und 25—30 km nördlich von Czaslau erreicht. Da ihm der König versprach, früh um 7 Uhr selbst zur Stelle sein zu wollen, so beschloß er, den Kampf aufzunehmen, und ließ schon früh um 4 Uhr seine Truppen antreten. Sie standen in zwei Treffen mit der Front nach Süden etwas westlich von Chotusitz, das vor ihrer Mitte lag, im ganzen 17000 Mann Infanterie und 7000 Reiter, während die Österreicher an Infanterie nur wenig, an Kavallerie aber um 3000 Pferde stärker waren. Gegen 8 Uhr, als eben der König eingetroffen war, begann die Schlacht mit einem wuchtigen Stoße der preußischen Reiter des rechten Flügels, der aber zu keinem entscheidenden Erfolg führte. Auf dem linken Flügel warfen zwei preußische Kürassierregimenter die Österreicher, kamen ihrer Infanterie in den Rücken und bahnten sich, deren zweites Treffen heldenmütig durchbrechend und um Chotusitz südlich herumjagend, den Weg nach ihrem rechten Flügel. Währenddem tobte unentschieden ein blutiger Kampf der Bataillone um das brennende Chotusitz; erst als gegen Mittag König Friedrich mit der Infanterie seines rechten Flügels die Gegner von Westen her überflügelte, brach Karl von Lothringen den Kampf ab und trat mit einem Verluste von über 6000 Mann, aber auch mit 16 eroberten Standarten und Fahnen den Rückzug nach Deutschbrod an. Die Preußen berechneten ihre Einbuße auf 4000 Mann.

Friede von Breslau.

Er benutzte auf der Stelle die Gunst seiner Lage, die bei der schlaffen französischen Kriegführung sich nur allzu rasch wieder in das Gegenteil verkehren konnte, um unter der nachdrücklichen Vermittelung Englands (Lord Hyndforts) durch einen Friedensschluß das zu sichern, was er stets als Hauptziel im Auge behalten hatte, die Herrschaft über Schlesien. „Man muß wissen, zu rechter Zeit inne zu halten; das Glück erzwingen zu wollen, heißt es verlieren“, schrieb er damals; seinen Bundesgenossen gegenüber, die jeder ebenfalls nur an sich dachten, fühlte er keinerlei Verpflichtungen, und für Österreich war schon seine bloße Neutralität von höchstem Wert. So kam denn am 11. Juli 1742 durch Podewils der Präliminarfriede zu **Breslau**, am 28. Juli der endgültige Friede in Berlin zustande. Er überließ Schlesien mit der Grafschaft Glatz, doch ohne Troppau und Jägerndorf, zu voller Souveränität an Preußen, ein Gebiet von 650 Quadratmeilen und etwa $1^1/_2$ Millionen Einwohnern, die wertvollste Erwerbung, die für Preußen überhaupt möglich war. Kardinal Fleury aber war tief betroffen, der „Dupierte“ des Königs geworden zu sein; er fühlte, daß dieser sich nicht zum Vasallen Frankreichs erniedrigen lasse, sondern nur sein eignes Interesse als Richtschnur seines Handelns anerkenne.

Fortgang des Österreichischen Erbfolgekrieges.

(1742—1744.)

Obwohl Fleury nach dem Abfalle Preußens bereit war, unter Anerkennung der Pragmatischen Sanktion und der preußischen Erwerbung Schlesiens die Hand zum Frieden zu bieten, so scheiterten doch seine Bemühungen am Widerstand Maria Theresias, denn sie sah jenen Verlust nur als vorübergehend an, dachte sich selbst durch Bayern schadlos zu halten und wollte überhaupt nicht unterhandeln, solange noch ein Franzose in Böhmen stehe. Dazu kam die ermutigende Wendung in der englischen Politik.





270 und 271. Englische Medaille auf die Zerstörung von Portobello. (Zu S. 412.)
(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen zu Wien.)

England und Spanien.

Seit 1739 befand sich England im Seekriege mit Spanien, den abermals Gründe der Handelspolitik und der Kolonisation veranlaßten. Seit dem Utrechter Frieden genoß zwar England einen sehr bescheidenen Anteil am spanisch-amerikanischen Handel (s. S. 124); nichtsdestoweniger war der englisch-holländische Schmuggelhandel nach Spanisch-Amerika viel beträchtlicher, ja er erreichte um 1728 an Wert den regelmäßigen Verkehr Amerikas mit Spanien. Nun aber lockerte die neue bourbonische Regierung allmählich das alte, strenge Isolierungssystem, das sich mit Gewalt doch nicht mehr aufrecht erhalten ließ, gegenüber ihren eignen Unterthanen und dem verbündeten Frankreich, während sie gegenüber den beiden protestantischen Seemächten die alte Sperre möglichst aufrecht erhielt. Infolgedessen begann der tiefgesunkene französische Seehandel wieder aufzublühen, so daß er im Jahre 1741 nicht weniger als 60 Prozent der gesamten europäischen Ausfuhr nach dem spanischen Amerika darstellte. Wenn diese Verhältnisse fortdauerten, so drohte Frankreich in diesen Beziehungen England bald völlig zu überflügeln, Grund genug zu steigender Besorgnis. — Aber auch noch in einer andern Frage stießen die englischen Interessen mit den spanischen feindlich zusammen. Seit der Gründung der Kolonie Georgia im Jahre 1733 (s. unten) reichten die englischen Ansiedelungen südwärts nach der Grenze Floridas bis wenige Meilen vom spanischen Fort San Agostino. So kam es dort zum Streit, und da auch andre noch dringendere Beschwerden über die spanische Handelspolitik vorlagen, die Ausgleichsverhandlungen aber mißlangen, so erklärte endlich Walpole gegen seine bessere Überzeugung, gedrängt von der Opposition unter William Pitt, den Krieg an Spanien (Oktober 1739).

Der spanisch-englische Seekrieg.

Indes war er wenig glücklich. Die spanischen Kaperschiffe fügten dem englischen Handel viel mehr Schaden zu, als in umgekehrter Weise überhaupt möglich war; Admiral Vernon zerstörte zwar den großen südamerikanischen Stapelplatz Portobello (s. Bd. V, S. 106), aber er erlitt vor Cartagena eine empfindliche Schlappe (April 1741), und auch sein Angriff auf Cuba scheiterte mit den schwersten Verlusten (Juli 1751). Glücklicher war Admiral Anson, der Panama verwüstete, die



272. Admiral Lord George Anson.
Nach dem Gemälde von J. Reynolds.

chilenische und peruanische Küste plünderte, die kolossale, reichbeladene Gallione, die von den Philippinen regelmäßig nach Acapulco segelte (s. Bd. V, S. 106, 736), wegnahm und schließlich um Afrika herum heimkehrte, wie einst Franz Drake. Aber alles in allem waren immerhin die Ergebnisse keineswegs günstig. So hatte Walpole einen schweren Stand im Parlament gegenüber denen, die ihn früher in den Krieg getrieben hatten und jetzt ihm bitter vorwarfen, daß er ihn nicht zu führen verstehe. Dazu kam, daß die Opposition an Friedrich, dem Prinzen von Wales, der mit seinem Vater im ärgerlichsten Zwiste lebte und, weil durch und durch

Engländer, sich großer Beliebtheit erfreute, eine starke Stütze fand. Als nun der englische Admiral im Mittelmeer die Landung der Spanier in Oberitalien nicht zu verhindern gewußt hatte, da zog Walpole es vor, zurückzutreten (Februar 1742). Er starb bereits im März 1745. An seiner Stelle übernahm Lord Carteret die Leitung des Ministeriums, und fortan griff England, das bis dahin nur Hilfsgelder an Österreich gezahlt hatte, kräftiger in den festländischen Krieg ein.

Vertreibung der Franzosen aus Böhmen.

Das schien damals um so vorteilhafter, als die österreichischen Waffen nach dem Breslauer Frieden die glänzendsten Fortschritte machten. Karl von Lothringen und Fürst Lobkowitz, nach dem Abzuge der Preußen vom südlichen Böhmen her vordringend, schlossen die Franzosen und Bayern unter Broglie in Prag ein, und obwohl sie der Anmarsch eines neuen französischen Heeres, das Maillebois heranführte, zur Aufhebung der Belagerung nötigte (September 1742), so erneuerten sie doch schon im Oktober die Einschließung, als Maillebois vor ihrem Anmarsch wieder nach der Oberpfalz zurückwich. Endlich in der Nacht des 16. Dezember räumte Marschall Belleisle, der an Broglies Stelle den Heerbefehl wieder übernommen hatte, Prag und bewerkstelligte, trotz der furchtbaren Winterkälte und obwohl belastet mit 4000 Kranken und Verwundeten, in meisterhafter Weise seinen Rückzug nach Eger, wobei freilich die Hälfte seiner 14000 Mann zu Grunde ging. Die Reste der Besatzung ergaben sich an Lobkowitz (26. Dezember 1742) und erhielten freien Abzug nach Eger. Marschall Belleisle erschien, von Alter und Krankheit gebeugt, in Versailles, um seinem König einzugestehen, daß er sein Spiel verloren habe. Maria Theresia benutzte ihren Sieg mit kluger Mäßigung. Die „Hofkommission“, welche sie zur Untersuchung über die Haltung der Böhmen einsetzte, verhängte nur ein einziges Todesurteil, das indes auch nicht vollstreckt wurde, sonst nur Kerkerhaft, Vermögensstrafen, Landesverweisung und Amtsentsetzung über eine große Anzahl von Edelleuten, Würdenträgern und städtischen Behörden. Erst als das geschehen war, erschien Maria Theresia in Böhmen und ließ sich am 11. Mai 1743 krönen, am nächsten Tage huldigten die Stände. Auch in Linz ließ sich Maria Theresia am 25. Juni huldigen und bestätigte die alte Landesverfassung von Oberösterreich.

Maria Theresia Herrin von Bayern.

Die festliche Stimmung erhöhten die Nachrichten, die aus Bayern eintrafen. Hier hatten zwar im Herbst 1742 die Franzosen und Bayern München wieder besetzt und die Österreicher nach dem Inn zurückgedrängt; als aber Prag gefallen war, rückten Karl von Lothringen und Khevenhüller wieder zum Angriff vor und erfochten am 13. Mai 1743 durch die Erstürmung des bayrisch-französischen Lagers bei Simpach in der Nähe von Braunau am Inn einen vollständigen Sieg. Infolgedessen zog Broglie feig und kopflos mit seinen Franzosen ab, Karl Albert verließ flüchtig München, und sein General Seckendorff schloß mit Khevenhüller im Kloster Schönfeld bei Rain den Räumungsvertrag ab, der die Reste der kaiserlichen Truppen (13000 Mann) in neutrale Quartiere verwies und ganz Bayern in die Hände der Österreicher lieferte (27. Juni 1743). Im September empfing Maria Theresia die Huldigung der altbayrischen und oberpfälzischen Stände; die Vorgänge der Jahre 1704—1706 schienen sich zu wiederholen.

Die „Pragmatische Armee“ in Deutschland.

In dem Augenblicke, als Bayern eine österreichische Provinz geworden war, griff England-Hannover selbstthätig in den Kampf ein. Gewiß war es auch im englischen Interesse geboten, Frankreich das Gegengewicht zu halten und deshalb Österreich zu unterstützen, aber ebenso bedeutenden Anteil hatte daran die persönliche Politik Georgs II. als Kurfürsten von Hannover. Denn eifersüchtig auf Preußens Wachstum, wollte er diesem die welfische Macht in Norddeutschland entgegensetzen. Deshalb

bewog er Holland, der Königin von Ungarn die vertragsmäßige Hilfe mit 20000 Mann zu leisten (April 1743), zog in Belgien aus englischen, holländischen, hannöverschen, österreichischen und hessischen Truppen ein stattliches Heer zusammen, die sogenannte „Pragmatische Armee“ (d. h. die Armee der Pragmatischen Sanktion), und führte es persönlich den Rhein aufwärts nach Franken. Hier begegnete ihm ein neues unter dem Herzog von Noailles aus Frankreich gesandtes Heer am 27. Juni 1743 bei Dettingen in der Nähe von Aschaffenburg, erlitt aber eine völlige Niederlage und mußte über den Rhein zurückweichen. Ein Flüchtling, von allen verlassen, kaum noch im stande, standesgemäß zu leben und auf französische Almosen oder das Mitleid einer österreichisch gesinnten Bürgerschaft unter ihrem Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor angewiesen, saß der unglückliche „Wanderkaiser“ Karl VII. in Frankfurt. Der Vorschlag Friedrichs II., das Reich möge die Vermittelung übernehmen, wurde zwar angenommen, hatte aber keine weiteren Folgen, weil sich die Reichsstände nicht dazu entschließen konnten, eine „Neutralitätsarmee“ aufzustellen. Auch im westlichen Süddeutschland herrschten somit die Waffen der Verbündeten.

Kämpfe in Italien.

Auf dem oberitalienischen Kriegsschauplatze behaupteten sie wenigstens das Gleichgewicht. Im Frühjahr 1741 waren die Spanier in Genua und Toscana gelandet, ohne von der englischen Mittelmeerflotte daran verhindert zu werden, und auch neapolitanische Truppen unterstützten sie. Am 1. Februar 1742 aber trat Karl Emanuel von Piemont, der anfangs eine gegen Österreich feindliche Haltung gezeigt hatte, zu diesem über, als es ihm lombardische Gebietsteile in Aussicht stellte, und eine englische Flotte erzwang durch die brutale Drohung, das offene Neapel zu beschießen, die Rückberufung der neapolitanischen Armee (August 1742). Anderseits mußten die Piemontesen vor dem überlegenen Angriff der Spanier und Franzosen Savoyen nach tapferem Widerstande mitten im Winter räumen (Ende 1742). Inzwischen war Montemar langsam bis in die Romagna vorgerückt, doch am 8. Februar 1743 schlug der österreichische Feldmarschall Traun die Spanier bei Camposanto am Panaro (nördlich von Modena) und stellte somit das Gleichgewicht wieder her.

Neue Bündnisse zu gunsten Österreichs.

Diese Erfolge brachten die Verbündeten zu engerem Zusammenschluß. Am 13. September 1743 schlossen Österreich, England und Sardinien in Worms im Hauptquartier Georgs II. einen Vertrag, in dem Sardinien die Pragmatische Sanktion garantierte und dafür lombardisches Gebiet rechts vom Ticino mit Piacenza zugesichert erhielt, England die Stellung einer Flotte und 200000 Pfd. Sterl. Hilfsgelder versprach, alle drei aber sich die Gebiete, die sie nach einer Reihe von einzeln aufgeführten Verträgen aus den Jahren 1703—39 (also vor dem Breslauer Frieden von 1742) besäßen, gegenseitig verbürgten und zur Vertreibung der Bourbonen aus Italien verpflichteten. Die deutschen Verhältnisse noch unmittelbarer berührte der österreichisch-sächsische Vertrag vom 20. Dezember 1743, denn in ihm verbanden sich beide Staaten, einander gegen jeden Angriff beizustehen, wobei jedoch die jetzt mit Österreich kriegenden Mächte ausgenommen wurden. Auch mit Rußland, das Preußens Aufsteigen mit neidischer Besorgnis verfolgte, trat Sachsen in ein Verteidigungsbündnis (4. Februar 1744).

Der zweite Schlesische Krieg und der Ausgang des Erbfolgekrieges.
(1744—45—48.)

Neue Anstrengungen Frankreichs.

Dem gegenüber blieb freilich auch Frankreich nicht unthätig. Kardinal Fleury war am 29. Januar 1743, 90 Jahre alt, gestorben, und König Ludwig XV. hatte sich angeschickt, wie sein Urgroßvater nach Mazarins Tode die Leitung der Regierung selbst zu übernehmen. Da ihm das aber bald zu viel Arbeit machte, so ließ er die Dinge gehen, wie sie eben gingen, so daß König Friedrich einmal spöttisch das französische Ministerium als „Beine ohne Kopf" bezeichnete. Im ganzen also wurde Fleurys Politik fortgesetzt. Nach einem neuen Vertrage mit Spanien sollten Mailand und Parma an Philipp von Spanien fallen, Gibraltar und Port Mahon erobert, den englischen Übergriffen in Georgien gesteuert werden. Anderseits gestattete die französische Regierung die Vorbereitungen des letzten Stuart Karl Eduard für eine Erhebung in Schottland und erließ am 15. März 1744 die Kriegserklärung an England.

Spannung zwischen Preußen und Hannover

Das war zum Teil das Werk des preußischen Bevollmächtigten, des Grafen von Rothenburg, der im März 1744 mit besonderen Aufträgen seines Königs in Versailles erschien, denn Friedrich II. schickte sich zu einem neuen Waffengange an. Lag schon an sich in der Wiederherstellung der österreichischen Übermacht eine Bedrohung für Preußen, so kehrte das österreichisch-sächsische Bündnis offenbar seine Spitze gegen dieses. Zudem war Preußens Ehre engagiert durch die Bedrohung Karl Alberts selbst in seinem Stammlande, und seine Stellung in Norddeutschland wurde durch die welfische Politik Georgs II. gefährdet, zumal da jetzt dessen Empfindlichkeit durch die eben damals vollzogene Einverleibung Ostfrieslands gereizt war. Da Streitigkeiten zwischen dem regierenden Fürstenhause der Cirksena und den Ständen das kleine Land fortwährend zerrütteten, so hatte bereits im Jahre 1681 Kaiser Leopold I. mehrere Reichsfürsten, darunter den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, mit der Aufrechterhaltung der Ordnung beauftragt. Seitdem lagen preußische Truppen in Gretsyl; später erhielt Friedrich III. (I.) eine förmliche Anwartschaft auf das Land, und im Jahre 1732 empfing daraufhin Friedrich Wilhelm I. die Huldigung für den Fall, daß das regierende Haus aussterbe, obwohl im Jahre 1691 der Fürst Christian Eberhard mit Braunschweig-Lüneburg eine Erbverbrüderung geschlossen hatte. Als nun am 25. Mai 1744 mit Karl Edzard die Cirksena wirklich ausstarben, erschienen sofort zunächst in Emden die preußischen Besitzergreifungspatente, die Stadt und dann die Stände huldigten dem König, der dagegen die Verfassung des Landes zu achten versprach (Juni 1744). Aber Hannover legte Verwahrung ein, und Georg II. fühlte sich tief verletzt, also um so mehr zum Festhalten an Österreich bewogen.

Friedrichs Reichsreformpläne; Bündnis mit Frankreich.

Das alles führte Friedrich II. zu dem Entschluß, von neuem in den Kampf einzutreten. Noch im Verlaufe des Jahres 1743 hatte er den Gedanken gehabt, eine „Assoziation" der deutschen Fürsten zu bilden, um die fremden Mächte aus Deutschland auszuschließen, und ein deutsches Heer aufzustellen, dessen Befehl er als „immerwährender Generalleutnant des Kaisers" übernehmen wollte. Das wäre die militärische Hegemonie Preußens über Deutschland gewesen. Alte Gedanken tauchten dabei wieder auf. Es handelte sich um nichts Geringeres, als um die Einziehung der meisten geistlichen Stiftslande zu gunsten der größeren weltlichen Fürsten; damit würde dem Hause Österreich seine beste Stütze im Reiche entzogen, auch jene Fürsten erheblich gestärkt und zugleich an Preußen gefesselt worden sein; es wäre also das, was 60 Jahre später (1803) durch

fremde Gewalt und zum Vorteil französischer Übermacht in Süddeutschland doch vollzogen wurde und unvermeidlich war, von den Deutschen selbst und zum Vorteil des Ganzen erreicht, Deutschland in einen Bund weltlicher Staaten unter preußisch-bayrischer Führung verwandelt worden. Aber eine Rundreise, die der König damals an einigen der kleinen deutschen Höfe machte, überzeugte ihn bald, daß er von den deutschen Fürsten dieser Zeit die Unterstützung eines nationalen Gedankens nicht verlangen dürfe, und verächtlich schrieb er daher noch 1752 in seinem politischen Testament: „Die deutschen Fürsten sind Kaufleute geworden; sie verhandeln das Blut ihrer Unterthanen, sie verhandeln ihre Stimmen im Kurfürstenrate und im Fürstenrate, sie würden ihre eigne Person verhandeln, fände sich jemand, der sie bezahlen wollte." So blieb ihm nichts übrig, als sich nach der alten Weise der deutschen Fürstenopposition wieder an Frankreich anzulehnen. Am 5. Juni 1744 schloß Graf Rothenburg ein Bündnis mit Frankreich zum Schutze des Kaisers ab, wobei dieser ihm die Abtretung eines Teiles von Böhmen rechts der Elbe zusichern mußte. Dafür wollte er Böhmen für Karl VII. erobern und sein kaiserliches Ansehen im Reiche wiederherstellen. Im Zusammenhange damit kam schon am 22. Mai zu gleichem Zwecke in Frankfurt a. M. eine „Union" mit Bayern, Kurpfalz und Hessen zustande. Die ganze Zukunft des Reiches stand wieder auf dem Spiele, als Friedrich abermals zu den Waffen griff.

Die Preußen in Böhmen.

Er hatte sein Heer auf 140000 Mann gebracht und seine Reiterei so völlig umgebildet, daß er von ihrer Beweglichkeit und Schneidigkeit alles erwarten zu dürfen glaubte; die Werke von Neiße, Glatz, Brieg und Glogau waren umgebaut und erweitert; im Schatze lagen 6 Mill. Thaler. Zum Schutze der bedrohten deutschen Reichsfreiheit und des Kaisers, so ließ der König jetzt in Wien erklären, werde er ein Hilfskorps in Böhmen einrücken lassen; Sachsen wurde um Gestattung des reichsverfassungsmäßigen „unschädlichen" Durchmarsches ersucht. Da dieser Bitte die preußische Armee unter Friedrichs eigner Führung auf dem Fuße folgte, war eine Zurückweisung nicht wohl möglich; nur Dresden wurde gesperrt, aber die preußische Proviantflottille auf der Elbe unangefochten durchgelassen. Gleichzeitig brach Schwerin aus Schlesien über Braunau, Erbprinz Leopold von Dessau durch die Lausitz in Böhmen ein (August 1744). Vor Prag vereinigten sich am 2. September die drei Heersäulen, 80 Bataillone und 132 Schwadronen, etwa 80000 Mann, und begannen die Belagerung der überraschten Stadt, die sich gleichwohl unter eifriger Teilnahme der Bevölkerung aufs tapferste hielt. Indes die Schanzen am Zizkaberge wurden erstürmt, eine furchtbare Beschießung legte 150 Häuser in Asche, und am 16. September ergab sich Prag, dessen ganze Besatzung, etwa 14000 Mann, die Waffen strecken mußte. Von hier ging der König südwärts gegen Tabor und Budweis vor, welche er beide nahm, um die Räumung Bayerns zu erzwingen. Dies gelang auch, und am 17. Oktober 1744 zogen die Bayern abermals in München ein. Doch die Hoffnung Friedrichs, durch eine Entscheidungsschlacht alles beenden zu können, schlug fehl. Denn bereits stand ein österreichisches Korps unter Batthyány bei Pilsen; dann rückten gemäß dem Dezembervertrage 20000 Sachsen am 5. Oktober über Eger in Böhmen ein, und vom oberen Rheine her führten Karl von Lothringen und Graf Traun die bisher dort stehende Armee über den Böhmerwald durch den Paß von Taus heran und vereinigten sich mit Batthyany bei Mirotitz nördlich von Pisek, so daß 50000 Mann Österreicher in Böhmen zur Verfügung standen. Friedrich war bei Moldauthein über die Moldau gegangen und westwärts bis Wodnian vorgerückt. Jetzt wich er, im Rücken gefaßt und in seinen Verbindungen mit Prag bedroht, wieder über den Fluß zurück und lagerte bis Mitte Oktober bei Bechin an der Luschnitz zwischen Moldauthein und Tabor. Aber von den feindlichen leichten Truppen dicht umschwärmt und

von der erbitterten tschechischen Bevölkerung mit offener Feindseligkeit aufgenommen — die meisten Dörfer standen leer — mußten die Preußen den Rückzug nordostwärts antreten. Karl von Lothringen, seit dem 22. Oktober mit den Sachsen vereinigt, so daß er über 70000 Mann zählte, nahm Budweis und Tabor, drängte den Preußen nach, lehnte aber eine Schlacht, die ihm Friedrich am 24. bei Beneschau an der Straße zur Sazawa anbot, in starker Stellung ab und strebte, ihm auf der Straße nach der oberen Elbe zuvorzukommen. Er erreichte auch wirklich eine starke Stellung bei Kuttenberg vor dem König, so daß dieser, der in großen Märschen herbeikam, ihm abermals vergeblich die Schlacht anbot. Am 8. November gingen die Preußen hinter die obere Elbe zurück und weiter nach dem Gebirge zu. Dabei erlitten sie durch massenhafte Desertionen die größten Verluste (17000 Ausreißer wollten die Österreicher zählen!), doch gewann Friedrich über Königingrätz glücklich die schlesische Grenze. Schlimmer verlief der Rückzug des Generals von Einsiedel, der in Prag kommandierte. Als er nämlich in finsterer Novembernacht (26. November) die Hauptstadt zu räumen begann, wurden seine Truppen von den Einwohnern und den Kroaten, die sich eingeschlichen hatten, heftig beschossen, er verlor seine Munition, das ganze Geschütz (150 Stück), das Gepäck und die Kriegskasse und rettete, unterwegs auf dem Wege nach Friedland noch heftig verfolgt, nur 10000 Mann nach Schlesien. Schon erschienen auch die siegesstolzen Österreicher in Oberschlesien und Glatz, und ein Manifest Maria Theresias vom 1. Dezember rief die Schlesier zum Abfall von Preußen auf. Das blieb nun allerdings vergeblich, denn rasch säuberten Fürst Leopold von Dessau und General Lehwald das Land (Januar 1745), immerhin war aber Friedrichs Lage äußerst bedenklich, und die Gefahr nahm mit jedem Monat zu.

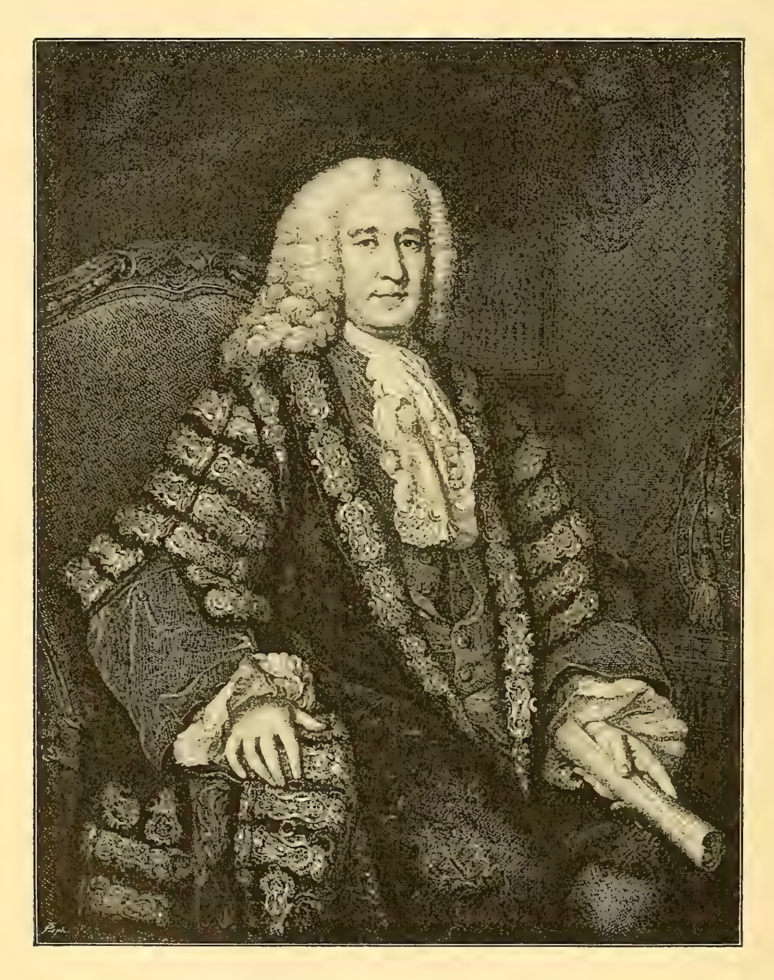
Feldzug in Belgien und am Rheine.

Von Frankreich war nichts zu erwarten. Schon den Sommerfeldzug des Jahres 1744 hatte es nur schlaff geführt. In Belgien hatte Moritz von Sachsen Menin, Mons und einige andre Festungen genommen, ohne daß die Verbündeten ihnen zu Hilfe gekommen wären. Ein zweites Heer unter Marschall Coigny zeigte sich am Oberrhein, aber es wagte nicht auf das rechte Ufer überzugehen, zwang vielmehr den Grafen von Seckendorff, der mit 30000 Mann im festen Lager bei Philippsburg stand, zu ihm herüberzukommen. So überschritt nun Karl von Lothringen in den ersten Tagen des Juli mit 70000 Österreichern den Strom, gewann Kaiserslautern und die Lauterlinie und drängte dadurch die französische Armee vom Elsaß ab. Auch als Ludwig XV. 40000 Mann von der Armee in Belgien nach Lothringen führte, während er den Marschall Moritz von Sachsen dort ließ, geschah nichts Entscheidendes, obwohl doch die Österreicher durch den preußischen Einfall in Böhmen zum Rückzuge veranlaßt wurden und in den Tagen vom 20. bis 24. August wieder hinter den Rhein zurückgingen (s. oben S. 416). Die Hauptschuld trug nächst der Schlaffheit Coignys die schwere Erkrankung König Ludwigs XV. in Metz. Auch nach dem Abzuge der Österreicher begnügten sich die Kaiserlichen damit, langsam nach Bayern vorzurücken, und die Franzosen beendeten den Feldzug mit der Einnahme des tapfer verteidigten Freiburg i. Br. zu Ende November. Nach dem Mißlingen des böhmischen Feldzuges zeigte sich die französische Regierung vollends mißtrauisch und mißmutig, und als auch noch der Marschall Belleisle auf der Reise nach Berlin am 20. Dezember zu Elbingerode im hannöverschen Harz festgehalten und nach England abgeführt worden war, da verlor Preußen am französischen Hofe seinen besten Bundesgenossen.

Neue Bündnisse gegen Preußen.

Nun schloß obendrein am 8. Januar 1745 zu Warschau England, wo im November 1744 Henry Pelham an Carterets Stelle die Leitung der Geschäfte übernommen hatte, mit Holland, Österreich und Sachsen ein Bündnis zur Wiedereroberung Schlesiens und zur Erhebung Franz Stephans auf den Kaiserthron; ein

besonderes Bündnis der letzten beiden Staaten und Rußlands (der sogenannte Leipziger „Partagetraktat") setzte sich überhaupt die Demütigung Preußens zum Ziele und stellte für Sachsen die Erwerbung Magdeburgs, des Saalkreises, Krossens und eines Gebiets in der preußischen Niederlausitz in Aussicht (18. Mai 1745). Für Rußland eröffnete sich die Möglichkeit zur Erwerbung Ostpreußens. Dazu



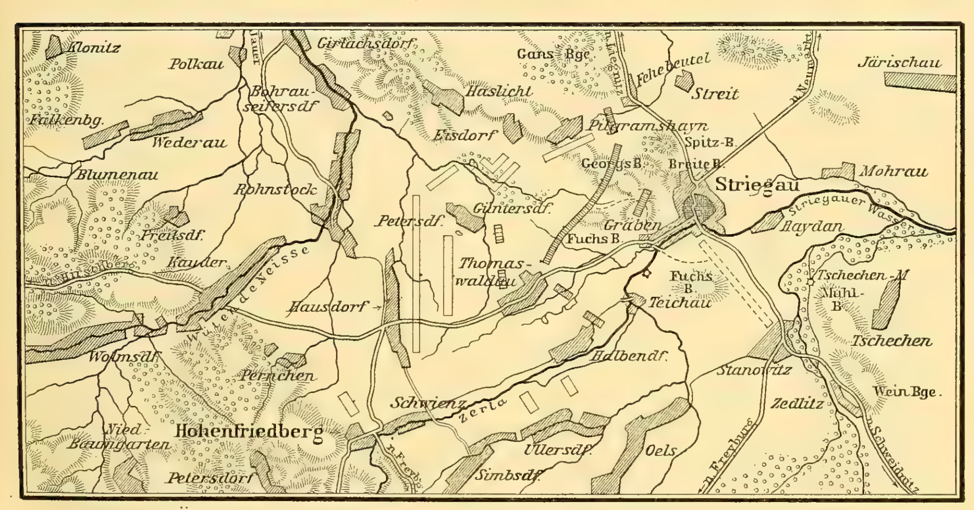
273. Henry Pelham, englischer Premierminister.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

löste sich die Frankfurter Union auf, und endlich verschied am 20. Januar 1745 Karl Albert in München. Sein Sohn Max Joseph (1745—77), im März wieder von den Österreichern angegriffen und aus München vertrieben, gab im Frieden zu Füssen (22. April 1745) seine Ansprüche auf die österreichischen Gebiete auf, erkannte die Pragmatische Sanktion an und versprach seine Kurstimme für Franz Stephan, wogegen Österreich ihm Bayern zurückgab. Friedrich II. war vollkommen isoliert, im Kampfe mit übermächtigen Gegnern auf seine Kräfte allein angewiesen.

Angriff auf Schlesien; Schlacht bei Hohenfriedberg.

Doch eben in dieser Gefahr entfaltete sich seine Größe. Fest entschlossen, alles an alles zu setzen, schrieb er einmal (27. April) an den treuen Podewils, der mit schweren Sorgen den kühnen Wegen seines Königs folgte: „Ich will entweder meine Macht behaupten, oder alles soll untergehen und alles, was preußisch heißt, mit mir begraben werden. Mein Entschluß ist gefaßt, es ist unnütz, mir davon abraten zu wollen.“ Sein Heer hatte er mit Aufbietung aller Kräfte wieder auf 114000 Mann gebracht, von denen 70000 Mann in Schlesien standen, und hier nahm er seine Hauptstellung zwischen Neiße und Frankenstein mit vorgeschobenen Abteilungen in Troppau und Jägerndorf; sein eignes Hauptquartier war die Cistercienserabtei Kamenz. Er wollte die Gebirgspässe nicht sperren, sondern die Gegner nach Schlesien hereinlassen, um sie hier entscheidend zu schlagen. Inzwischen sammelte sich das österreichisch-sächsische Heer unter Karl von Lothringen zum Angriff auf Schlesien. Während Streifscharen



274. Plan der Schlacht bei Hohenfriedberg.

in Oberschlesien einfielen, hier Kosel und Jägerndorf nahmen, setzte sich das Hauptheer von Trautenau her über Landeshut nach Schweidnitz hin in Bewegung. Über diese Marschrichtung durch ein glänzendes Gefecht des jungen Obersten von Winterfeldt bei Landeshut am 22. Mai unterrichtet, zog Friedrich seine Truppen auf der Linie Jauer-Schweidnitz zusammen und beobachtete selbst am Nachmittage des 3. Juni von einer Anhöhe bei Jauernik aus, wie die Verbündeten in acht Heersäulen unter klingendem Spiele und mit wehenden Fahnen sich auf den Straßen vom Gebirge abwärts in der Richtung auf Hohenfriedberg und Striegau entwickelten. Offenbar hatten sie keine Ahnung von der Nähe der preußischen Hauptmacht, wähnten sie vielmehr im Rückzuge auf Breslau. Voll freudiger Genugthuung, daß der schwierige Gebirgsmarsch gelungen sei, tafelten die Oberbefehlshaber Karl von Lothringen und der Herzog von Sachsen-Weißenfels auf dem Galgenberg bei Hohenfriedberg und labten sich an dem prächtigen Ausmarsch ihrer schönen Regimenter. Dann nahmen sie für die Nacht ihre Stellung auf dem hügeligen Gelände zwischen jenen beiden Orten, die Sachsen links, die Österreicher im Mitteltreffen und auf dem rechten Flügel. In dieser Stellung überraschte sie am dämmernden Morgen des 4. Juni der jähe Angriff der

Preußen. Von Schweidnitz heran kamen sie, um 8 Uhr abends aufbrechend, im nächtlichen Eilmarsch bis Striegau, angesichts eines wahren Flammenmeeres feindlicher Wachtfeuer; von hier aus entfalteten sich ihre Kolonnen strahlenförmig nach allen Seiten, und bereits um 4 Uhr morgens warf sich ihr rechter Flügel in so heftigem Anprall auf die überraschten Sachsen, daß diese nach tapferstem Widerstande doch in völliger Auflösung wichen, noch ehe die Reiterei der Österreicher nur gesattelt hatte. Nach 6 Uhr eröffneten die preußischen Bataillone den Kampf auch gegen diese. Zuerst wurde die österreichische Reiterei wiederholt geworfen, dann die Infanterie, die sich in dem zerschnittenen Wiesengelände bei Güntersdorf hinter Striegau dreimal zu setzen versuchte, nach der Mitte zusammengedrängt; endlich sprengte General Geßler in glänzendem Angriff mit den zehn Schwadronen des Dragonerregiments „Bayreuth" sechs Regimenter auseinander und nahm ihnen 66 Fahnen ab. Gegen 8 Uhr bereits war die Schlacht entschieden. Mit einem Verlust von 16000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen, von 66 Geschützen, 16 Standarten und 76 Fahnen traten die Verbündeten den Rückzug nach Böhmen an. In jubelnder Siegesfreude dankte König Friedrich seinen braven Truppen, und in den hellen stolzen Klängen des Hohenfriedberger Marsches, den er damals komponierte, hallt sie noch jetzt für die Nachwelt wider.

Auch das protestantische Volk Niederschlesiens atmete erleichtert auf. Während die Schlacht tobte, beteten die Einwohner der nahen Ortschaften, von Kanonendonner aufgeschreckt, zu Gott um den Sieg für die preußischen Waffen, denn sie sahen in der Wiederkehr der österreichischen Herrschaft die Wiederkehr eines verhaßten Drucks.

Friedrichs Einmarsch in Böhmen; Schlacht bei Soor.

Die Preußen folgten langsam bis Königingrätz und lagerten in der Nähe der Festung einige Wochen lang auf den Höhen von Chlum (dem Schlachtfelde von 1866) den Österreichern gegenüber, ohne einen ernsten Kampf zu beabsichtigen. Vielmehr hoffte der König jetzt, Österreich zum Frieden zu bewegen auf Grundlage seines Vertrags mit England in Hannover, das jetzt den Frieden in Deutschland wollte, um alle Kräfte gegen Frankreich zu kehren, und deshalb bereit war, Schlesien an Preußen zu überlassen, während der König die brandenburgische Kurstimme für Franz Stephan zur Verfügung stellte (26. August). Das blieb freilich vergeblich, denn statt nach Italien, wo eben 70000 Mann feindlicher Truppen Mailand bedrohten, wurden alle verfügbaren österreichischen Streitkräfte nach Böhmen geworfen. Während nun, nach der förmlichen Kriegserklärung Preußens an Sachsen, ein preußisches Beobachtungskorps unter Leopold von Dessau einem sächsischen Korps um Leipzig gegenüber bei Halle Stellung nahm, zog Friedrich sich um Mitte September bis Staudenz, zwei Stunden südlich von Trautenau zurück und lagerte sich hier, wiewohl die Gegend durch Gebirge und Wald wenig übersichtlich ist, die Verpflegung schwierig war, und nur eine einzige Rückzugsstraße nach Schatzlar und Landeshut hin offen blieb. Die Österreicher unter Karl von Lothringen lagerten sich in dichtester Nähe auf einem Höhenzuge südlich von Trautenau, östlich von Soor, und bedrohten den Rückzug der Gegner; aber erst auf unmittelbaren Befehl aus Wien entschloß sich der Feldherr in der Morgenfrühe des 30. September 1745 zum Angriff, als der König eben abmarschieren wollte, und besetzte, vom Morgennebel begünstigt, die Höhen, die die Straße nach Trautenau auf der westlichen Seite überragen. Auf der Stelle stand bei Friedrich der Plan fest, diese Höhen geradeswegs anzugreifen, obwohl er nur 19000 Mann gegen 33000 ins Feuer führte. Der rechte preußische Flügel eröffnete den Angriff durch einen wuchtigen Stoß auf den seitdem so benannten Bataillеberg, die Reiterei voran, und nahm ihn

Mitteilung Friedrichs des Großen an den Minister von Podewils über seinen Sieg bei Hohenfriedberg,

datiert vom Schlachtfelde selbst, den 4. Juni 1745.

Transskription:

Ce 4, du champ de bataille de Friedberg,
ce 4 de juin 1745.

Mon cher Podewils. Je vous mande en deux mots que nous venons de remporter sur l'enemy une victoire complète. Nous avons 5000 prisonniers, 30 officiers, 5 ou 6 généraux, 66 drapeaux, 40 canons, 3 étendards, 8 pièces de timballe. Les Autrichiens ont laissé avec les Saxsons 3 à 4000 morts et blessés sur le champ de bataille. Notre cavalerie a fait merveilles, l'infanterie de même, tous les corps se sont distingués, tous ont combatus; enfin, rien n'a été renversé. L'action a commencé à 4 heures et a duré en tout jusqu'a onze. Truchses est tué, le pauvre colonel Kahlbutz, Massow, de Hacke et Schwerin de mon régiment sont mal, Bertickow tué. Voilà notre perte, entre morts et blessés, 1200 hommes. Vous savez l'usage que vous devez et pouvez faire de cette nouvelle; j'ai bien tenu parole, tous et mes frères ont combattu comme des lions pour la patrie, jamais les vieux Romains n'ont rien fait de plus éclatant.

Adieu, veuille le Ciel que j'aie lieu d'être aussi content de la politique que des armes. Je suis votre fidelle ami

Federic.

Mon pauvre Buddenbrock est mal blessé.

Übersetzung:

Am 4., vom Schlachtfeld Friedberg
am 4. Juni 1745.

Mein lieber Podewils. Ich melde Euch mit wenigen Worten, daß wir einen vollständigen Sieg über den Feind errungen haben. Wir haben 5000 Gefangene, 30 Offiziere, 5 bis 6 Generale, 66 Fahnen, 40 Kanonen, 3 Standarten, 8 Pauken. Die Österreicher mit den Sachsen haben 3—4000 Tote und Verwundete auf dem Schlachtfeld gelassen. Unsre Kavallerie hat Wunder gethan, ebenso die Infanterie; alle Korps haben sich ausgezeichnet; alle haben gekämpft, kurz, nichts ist verkehrt gegangen. Die Schlacht begann um 4 Uhr und dauerte bis 11 Uhr. Truchses ist tot; der arme Oberst Kahlbutz, Massow, von Hacke und Schwerin von meinem Regiment sind verwundet, Bertickow tot. Das ist unser Verlust an Toten und Verwundeten, 1200 Mann. Ihr wißt, welchen Gebrauch Ihr von dieser Nachricht machen sollt und dürft; ich habe Wort gehalten, alle und meine Brüder haben wie Löwen für das Vaterland gekämpft, niemals haben die alten Römer Glänzenderes gethan.

Lebt wohl, der Himmel gebe, daß ich Grund habe mit der Politik ebenso zufrieden zu sein, wie mit den Waffen. Ich verbleibe Euer treuer Freund

Friedrich.

Mein armer Buddenbrock ist schwer verwundet.

le 4 du Champs de bataille de fridberg
ce 4 de Juin 1745

mon cher Podewils Je vous Mande en deux Mots que
Nous Venons de remporter sur L'Enemy Une Victoire Complette
Nous avons 2000 prisoniers 30 oficiers 5 ou 6 generaux 66. Drapeaux
40 Canons 3 etandarts 8 peres de Timballe Les Autrichiens
ont Laissé avec les Saxsons 3, a 4000 Morts et blessé sur
Le Champs de battaille, Notre Cavalerie a fait Merveilles
L'Infanterie de Même tout les Corps se sont Distingués
touts ont Combatus, enfin rien n'a eté renversé, L'action
a Comanssé a 4 heures et a Duré en tout jusqu'a onze,
Truchs est Tuée, Le pauvre Colonel Calbutz, Massau
de Haque et Schwerin de Mon Regiment sont Mal, bertram
Tué, Voila notre perte entre Morts et blessé 1200 hommes
Vous savé L'usage que Vous devez et pouvez faire de Cette
Nouvelle, j'ai bien tenu parolle, tout et Mes freres ont
Combatus Comme des Lions pour La patrie, jamais les
vieux Romains nont rien fait de plus eclatant
adieu Veuille Le Ciel que j'aye lieu d'etre aussi Content
De La politique que des Armes, je suis Votre
fidelle ami

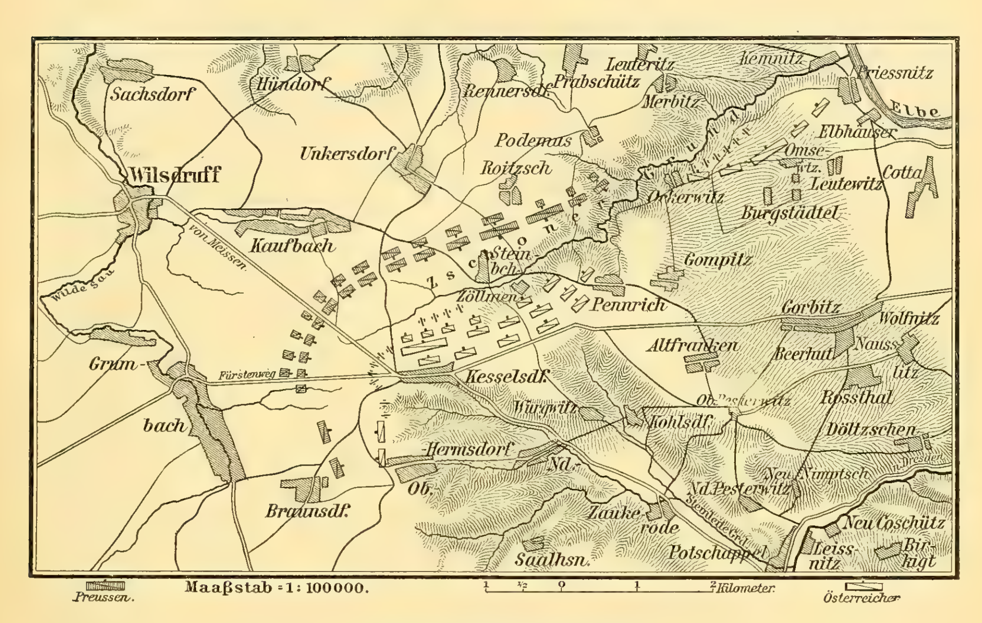
Federic

mon pauvre bodenburg est Mal
Blessé

Mitteilung Friedrichs des Großen an den Minister von Podewils über seinen Sieg bei Hohenfriedberg,
datiert vom Schlachtfelde selbst, den 4. Juni 1745.



nach blutigem Ringen, der linke drängte im heißen Gefecht um Hügel und Gehölz die Österreicher westwärts auf Soor zurück. Um 1 Uhr mittags war abermals der Sieg entschieden; die Österreicher hatten 7000, die Preußen 4000 Mann Verluste und hatten außerdem fast ihre ganze Bagage eingebüßt, da während der Schlacht ungarische Husaren in ihr Lager eingedrungen waren; selbst dem König war nichts geblieben, als was er auf dem Leibe trug, und sein treuer Kabinettssekretär Eichel befand sich in österreichischer Gefangenschaft. Die Besiegten wichen nur wenig südlich zurück, die Preußen blieben noch fünf Tage auf dem Schlachtfelde stehen, dann traten sie den nunmehr ungefährdeten Rückzug nach Schlesien an.



275. Plan der Schlacht bei Kesselsdorf.

Karl von Lothringen hatte durch einen glänzenden Sieg die Wahl des Großherzogs Franz Stephan von Toscana zum Kaiser feiern sollen. Die Umgegend von Frankfurt a. M. hatte 1745 einen Anblick geboten wie im Juni 1519 (s. Bd. V, S. 211). In der Wetterau standen 45000 Österreicher, Hannoveraner und Holländer, bei Höchst 40000 Franzosen unter dem Prinzen von Conti, und beinahe schien es, als ob aus der Wahlstadt eine Walstatt werden müsse. Aber Conti fand nicht den Entschluß zum Angriff, als es noch Zeit war, mußte dann Verstärkungen nach Flandern senden und ging endlich am 19. Juli bei Worms hinter den Rhein zurück, so daß der eifrig österreichisch gesinnte Erzbischof-Kurfürst von Mainz in Frankfurt einziehen und den Wahltag eröffnen konnte. Am 13. September wurde Franz Stephan mit sieben Stimmen (gegen Brandenburg und die Pfalz) zum Kaiser gewählt (1745—65) und am 4. Oktober mit prunkvollen Festlichkeiten gekrönt.

Franz Stephan Kaiser.

Mitten hinein gellte der Mißton der Kunde von Soor, aber sie dämpfte die Kriegslust keineswegs. Vielmehr ließ Maria Theresia mit Frankreich über den Frieden und mit Rußland über ein Bündnis verhandeln, um das verhaßte Preußen zugleich zu isolieren und von allen Seiten anzufallen. Ohne das Ergebnis dieser Bemühungen

Feldzug in Sachsen; Schlacht bei Kesselsdorf.

noch abzuwarten, rüsteten sich die Verbündeten jetzt zum Angriff auf die Mark Brandenburg. Das vom Rhein herbeigezogene österreichische Korps unter Graf Grünne sollte auf Berlin, Karl von Lothringen durch die Lausitz, wo bereits ein Teil der Sachsen stand, nach Niederschlesien vorgehen, um die preußische Hauptmacht von Brandenburg abzuschneiden. Um diesem Angriff schleunig zu begegnen, wies Friedrich den Fürsten Leopold von Dessau an, von Halle aus sofort gegen Dresden vorzurücken; er selbst zog die schlesische Armee am unteren Queis zusammen und brach dann in der Richtung auf Görlitz in der Oberlausitz ein, das bereits das Armeekorps Karls von Lothringen erreicht hatte. Bei Katholisch-Hennersdorf wurde dessen Vorhut von der preußischen Reiterei überraschend angegriffen, zersprengt und zurückgeworfen (23. November). Der Prinz wagte daraufhin nicht, es mit dem preußischen Hauptheere aufzunehmen, wich vielmehr südwärts über Zittau wieder nach Böhmen zurück, um dann über Leitmeritz Dresden zu erreichen, indem er seine reichen Magazine den Preußen überließ. Nach dieser Seite hin also gesichert, drang Friedrich unaufhaltsam quer durch die Lausitz nach der Elbe vor. Rutowski vereinigte deshalb die sächsische Hauptmacht mit Grünne bei Dresden. Inzwischen war Leopold von Dessau mit 22000 Mann herangekommen und hatte Meißen besetzt, ohne indes den Entschluß zu einer Schlacht finden zu können, bis ihm der König den sofortigen Angriff geradezu befahl. Grimmig gehorchte der alte Haudegen, und als Friedrich am 15. Dezember Meißen erreichte hatte, vernahm er um die Mittagszeit von Süden her den Kanonendonner einer großen Schlacht. Westlich von Dresden, beinahe angesichts der Hauptstadt, hatten die Sachsen, 26000 Mann stark, mit 8000 Österreichern auf der Hochebene, die sich bei Kesselsdorf in raschen kahlen Abfällen nordwärts nach dem Zschoner Grunde hinuntersenkt, da, wo sich die von Freiberg und Meißen her nach Dresden laufenden Straßen vereinigen, eine sehr feste Stellung genommen. Hier griff sie nachmittags gegen 2 Uhr der alte Held an; es war seine letzte Schlacht. Heiß tobte der Kampf besonders auf dem linken sächsischen Flügel um das stattliche, hochliegende Kesselsdorf und die dort aufgestellte große sächsische Batterie; erst beim dritten Stoße erstürmten die Preußen den Ort, und gleichzeitig erklommen die Bataillone ihres linken Flügels, geführt von Moritz von Dessau, die durch Eis und Schnee schlüpfrigen Abhänge des Zschoner Grundes und drängten das dort stehende österreichisch-sächsische Fußvolk zurück. Noch ehe der kurze Wintertag zu Ende ging, war das geschlagene Heer, das 3000 Mann an Toten verloren und 6000 zum Teil verwundete Gefangene in den Händen der Sieger gelassen hatte, in verwirrtem Rückzuge auf Dresden, die furchtbar erregte Stadt mit Verwundeten und Flüchtlingen überschwemmend. Auch der preußische Verlust belief sich auf beinahe 5000 Mann, doch der Krieg war zu Ende. Denn Karl von Lothringen, der inzwischen bei Dresden angelangt war und mit 46000 Mann beim Großen Garten lagerte, ohne sich am Schlachttage von der Stelle zu rühren, zog wieder nach Böhmen ab, gefolgt von den Resten des sächsischen Heeres, und schon am 16. Dezember ergab sich die im Stiche gelassene Hauptstadt dem König. Unter klingendem Spiele zogen am Morgen des 18. Dezember die preußischen Regimenter in Dresden ein, der König mit glänzendem Gefolge in achtspänniger Karosse. Während die verbündeten Österreicher beim Abzuge ihren Weg durch arge Plünderungen bezeichnet hatten, hielten die Preußen die strengste Mannszucht. Friedrich selbst bewies der Einwohnerschaft und der kurfürstlichen Familie die größte Rücksicht, und es machte den tiefsten Eindruck, daß der jugendliche Eroberer dem evangelischen Gottesdienst in der Kreuzkirche beiwohnte. Dem Lande legte er natürlich starke Lieferungen und Kontributionen auf.



maurice de Saxe

276. Graf Moritz von Sachsen, Marschall von Frankreich. (Zu S. 424.)

Gemälde von J. E. Liotard.

Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E.

Friede von Dresden.

Da ganz Sachsen in des Königs Händen war und die Fortsetzung des Krieges gänzlich aussichtslos erschien, Österreich aber ihn nicht allein fortsetzen wollte, anderseits Friedrich keine neuen Forderungen stellte, so unterzeichneten die Bevollmächtigten der drei Staaten (von Preußen Podewils, von Österreich Graf Friedrich Harrach, für Sachsen der Minister Hennicke, zugleich für Hessen-Kassel und Kurpfalz), schon am 25. Dezember 1745 den Frieden von Dresden, im wesentlichen eine Wiederholung des Breslauer Vertrages vom Jahre 1742 und die Ausführung des Abkommens von Hannover. Österreich erneuerte den Verzicht auf Schlesien, Sachsen versprach vor allem Aufrechterhaltung der protestantischen Religion nach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens und zahlte 1 Million Thaler, dagegen erkannte Friedrich die Wahl Franz Stephans zum Kaiser nachträglich auch seinerseits an. Sein kühner Gedanke, das Haus Habsburg-Lothringen vom Kaisertume zu verdrängen und eine Reichsreform anzubahnen, war gescheitert, aber Bayerns staatliche Selbständigkeit war gerettet, und Schlesien hatte er durch ruhmvolle Waffenthaten behauptet und damit seinem Staate die Großmachtstellung erobert. „Die Frage der deutschen Zukunft war gestellt. Hoch über den zahllosen kleinen Gegensätzen, die das Reich zerklüfteten, erhob sich die eine Frage: Preußen oder Österreich.“ Friedrichs Hauptstadt aber begrüßte ihn bei seinem Einzuge (28. Dezember) zuerst mit dem Namen des „Großen“.

Französische Siege in Belgien.

Noch währte aber der Österreichische Erbfolgekrieg fort, und zunächst nicht zu gunsten Österreichs und seiner Verbündeten. Im Frühjahr 1745 waren die Franzosen mit starken Kräften in Belgien erschienen, und am 11. April erfocht der Marschall Moritz von Sachsen unter den Augen Ludwigs XV. seinen glänzendsten Sieg bei Fontenay, in der Nähe von Doornik (Tournai), das er belagerte. Fast war die Schlacht für ihn schon verloren, da nach dem Weichen der Holländer die Engländer und Hannoveraner eine furchtbare Kolonne von 16 000 Mann bildeten, die unwiderstehlich, alles vor sich niederwerfend, gegen das Zentrum der Franzosen vordrang; da warf ihr Moritz die französischen Garden und eine irische Brigade entgegen, brachte die Gegner zum Stehen, brach sie endlich und gewann die Schlacht. Ihr folgte die Einnahme von Tournai, Gent, Brügge, Oudenarde, Ostende u. a. m., am 21. Februar 1746 ergab sich auch Brüssel, und fast das ganze Land außer Luxemburg und Limburg fiel den Franzosen in die Hände, so daß selbst Holland bedroht war.

Erfolge der Österreicher in Oberitalien.

In Italien eroberte ein buntgemischtes Heer — auch die Neapolitaner waren wieder darunter — Mailand (19. Dezember 1745), wo Don Philipp von Spanien triumphierend einzog; erst als die Österreicher durch den Frieden von Breslau in den Stand gesetzt wurden, größere Kräfte nach dem Süden zu entsenden, wendete sich das Blatt. Die Österreicher nahmen Asti, entsetzten das belagerte Alessandria, und am 15. Juni 1746 siegte Browne glänzend bei Piacenza, am 4. September besetzte er Genua, das er durch harte Brandschatzungen und Mißhandlungen aller Art heimsuchte, ja er brach im Dezember noch in die Provence ein, eroberte Antibes und bedrohte auch Toulon, aber ein entschlossener Aufstand der erbitterten Genuesen (5. Dezember 1746) zwang ihn zur Umkehr. Unterstützt von den Franzosen, verteidigte sich die Seestadt aufs heldenmütigste gegen die belagernden Österreicher und Piemontesen unter Schulenburg und zwangen sie endlich zum Abzuge (18. Juli 1747). Umgekehrt scheiterte um dieselbe Zeit ein verwegener Angriff der Franzosen auf Piemont am Col d'Assiette in der Nähe des Mont Genèvre.

Brief des Marschalls Grafen Moritz von Sachsen an den Marschall von Löwendal.

Transskription:

Ce 9 août au soir (1747; vgl. S. 429).

Votre entreprise, mon cher comte, me paraît tous les jours devenir plus grave; il faut regarder que Bergopzoom est actuellement soutenue par Bloute, venu avec M. le P. de Waldre, et c'est une terrible affaire. Le roi, M. d'Argenson et le maréchal de Neville l'envisagent ainsi. L'on ne peut vous rendre responsable de l'événement, et j'espère cependant qu'avec le temps et des mines vous en viendrez à bout; car, pour les coups de main, je ne crois pas que vous ayez grand'chose à craindre; mais je prévois qu'ils vous obligeront à vous loger sur la brèche du corps de la place, avant de déguerpir. Enfin, si vous réussissez, vous faites la plus grande chose qui se soit jamais faite; mais, allez-y doucement et donnez-vous du temps. Rien ne vous presse; prenez seulement garde que la poudre ne vous manque point. J'ai songé à une chose: Ne pourriez-vous pas faire passer quelque chose dans le Beverland? De Loge n'y pourrait-il pas faire un débarquement composé de 2,000 hommes de détachements, y faire un pillage, puis se rembarquer? Vous y emploieriez 500 volontaires bretons et 1,000 hommes de toutes vos troupes; cela les obligerait d'y envoyer et de se dégarnir. Ne pourriez-vous pas d'un autre côté envoyer Saint-Germain avec de la cavalerie, dont vous avez de reste dans les environs de Bréda, y faire un ravage? Ces gens-là n'ont que vingt escadrons, et cela, outre le mal que vous leur causeriez, les obligerait à aller à la parade de ce côté-là. Enfin, voyez, et dites à Saint-Germain de s'évertuer. Vous avez des housards de reste, et ils peuvent causer un grand trouble jusque sur la Meuse, ou du moins dans les environs de Gertreutenberg, et cela les obligera d'envoyer de ce côté-là, et leur fera tourner la tête. Peut-être des gens intéressés en Hollande obtiendront-ils des ordres qui leur feront abandonner Bergopzoom. Du moins, leur ferez-vous grand mal. Adieu, mon cher comte; imaginez des niches et exécutez-les promptement. Comme le roi ne veut pas demander des contributions, faites-leur prendre des lettres de sauvegarde auprès de qui vous voudrez. Nous partagerons. Il faut les désoler, et, pourvu qu'il soit dit que le roi n'a pas exigé des contributions, tout le reste sera bien.

M. de Saxe.

Je vous envoie Lamy. M. d'Argenson voudrait avoir une raison pour lui donner une petite pension; ainsi, envoyez-le avec une nouvelle, pas des premières, ou plutôt des plus importantes, mais avec quelque chose qui puisse lui faire donner une grâce.

Übersetzung:

Am 9. August abends (1747).

Euer Unternehmen, lieber Graf, scheint mir von Tag zu Tag ernster zu werden; es ist zu beachten, daß Bergopzoom gegenwärtig von Bloute gehalten wird, der mit Herrn P. de Waldre gekommen ist, und das ist eine schreckliche Geschichte. Der König, d'Argenson und der Marschall von Neville sind dieser Meinung. Man kann Euch für das, was sich ereignet, nicht verantwortlich machen, und ich hoffe doch, daß Ihr mit der Zeit und durch Minen zum Ziel kommt; denn was Überfälle betrifft, glaube ich nicht, daß Ihr viel zu fürchten habt; aber ich sehe voraus, daß sie Euch zwingen werden, die Bresche der Festung selbst zu besetzen, ehe sie die Flucht ergreifen. Nun, wenn es Euch gelingt, wird es die größte That sein, die je geschehen ist; aber seid vorsichtig und nehmt Euch Zeit. Es hat keine Eile; sorget nur dafür, daß Euch das Pulver nicht ausgeht. Ich habe eine Idee: Könntet Ihr nicht in Beverland etwas anfangen? Könnte de Loge nicht mit 2000 Mann Detachement landen und plündern und sich dann wieder einschiffen? Ihr würdet dazu 500 bretonische Freiwillige und 1000 Mann von allen Euren Truppen nehmen; das würde sie zwingen, dahin zu schicken und sich zu schwächen. Könntet Ihr nicht anderseits Saint Germain mit Kavallerie schicken, von der Ihr in der Umgegend von Breda genug habt, und dort plündern? Die Leute haben dort nur 20 Schwadronen, und das würde sie, außer dem Schaden, den Ihr ihnen zufügt, zwingen, sich nach jener Seite zu schützen: kurz, sehet, was zu thun ist, und saget Saint Germain, daß er sein möglichstes thut. Ihr habt genug Husaren, und sie können bis zur Maas oder wenigstens in der Gegend von Gertruidenberg großen Schaden thun, und das wird sie zwingen, nach jener Seite zu schicken, und ihnen heiß machen. Vielleicht könnten beteiligte Leute in Holland Aufträge erhalten, welche sie veranlassen würden, Bergopzoom zu verlassen. Jedenfalls werdet Ihr ihnen großen Schaden thun. Lebt wohl, lieber Graf, sinnet auf Kriegslisten und führt sie schnell aus. Da der König keine Kontributionen verlangen will, laßt sie Geleitsbriefe nehmen, wo Ihr wollt. Wir werden teilen. Man muß sie zur Verzweiflung bringen, und wenn man nur sagen kann, daß der König keine Kontributionen verlangt hat, ist alles andre gut.

M. de Saxe.

Ich schicke Euch Lamy; d'Argenson möchte einen Grund, um ihm eine kleine Pension zu geben; schickt ihn also mit einer Nachricht, nicht mit der ersten oder mit der wichtigsten, aber mit etwas, was ihm eine Gnade verschaffen kann.

le 9 aust au soir 51e.

vostre, entreprisse mon cher comte ne parait tout
les jours devenir plus grave ; il faut regardes que
bergenobzom ait actuellement soutenus par toute
venüe avec mr le P. de werwalde et sait une terible
affaire le roy mr dargenson et le md de noaille
l'envisage ainsi l'on ne peut vous rendre responsable
de l'evenement, et j'espaire cependant avec le
temps. et des mines vous en viendres a bout car
pour les coups de mains je ne crois pas que vous
aies grende chosse a creindre, mais je prevois qu'ils
vous obli, geront a vous loges sur la breche du corps
de la plasse avant de degerpir, enfein si vous
reussisses vous faites la plus grende chosse qui
se soit james faite, mais alles y doussement, et
dones vous du temps. rien ne vous presse, prenes
seulement garde que la poudre ne vous menque
point j'ay songes a une chosse ne pouries vous pas
faire passer quelque chosse dans le bever land
de loge n'y pourat il pas y faire un d'ebarquement
composse de 2000 homme de divers debarquemens
y faire un pillage et puis se renbarques,
vous y emploierir 500 volontaire breton et
1000 homme de toute vos trouppes, cela les
obligeret d'y envoies et de se degarnir ne
pouries vous pas d'un autre cotes envoies saint
Germein avec de la cavallerye dont vous.

Brief des Marschalls Grafen Moritz von Sachsen
an den Marschall von Löwendal.

aves de reste dans les envi rons de bredas y
faire un ravage, ses jours la nonb que 15
escadrons, et se la ubre le mal que vous leur
cosse vies les obligeret a alles a la parade
de se cotes la enfein voies, et dits a st germain
de severbeg, vous aves des houssars de restes
et ils peuvet cosses un gran trouble jusque
sur La meuses ou d'umoin dans des envi rons
de Gertruitenberg et sela les obligera
d'envoier de se cotes la et leur feras tourner
la taite, petoibre d'es jors cinteresses en
Hollande obtiendrontils des ordres qui leur
feront abendones Bergen obsom, d'umoin
leur feres vous Grand mal, adieu mon
cher combe imagines des niches et exeyutes
Les promtement, comme le roy ne veut pas
demandes des contribubion faite leur prendre
des Letres de sauve garde auprès que vous
vouderes nous partagerons il fout tes
dés oles et pour un quil soit dit que
Le Roy nayoit exiges des contribution fout
Le reste seras bien,

M. de lones,

je vous envoy Lomy mr dargenson voudret Avoir
une raison pour luy doner une petite pension
ainsi envoies le avec une nouvelle pas des
premiere ou pleutout des plus ainportente
mais avec quelque chosse qui puisse luy
faire donc une Grosse,

Erhebung der Schotten unter Karl Eduard.

Karl Eduard bei den Hochschotten.

Wenn die Dinge auf dem belgischen Kriegsschauplatze einen für die Verbündeten so unerwünschten Gang nahmen, so lag das vor allem in der schweren Gefahr, in die eben in diesen Jahren England und insbesondere die Dynastie Hannover durch die letzte Erhebung der Stuarts geriet. Jakob (III.) lebte damals in Rom, mit ihm seine Söhne Karl Eduard und Heinrich. Der erstere, geb. 1720, hätte wohl



277. Karl Eduard Stuart.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

verdient, eine Krone zu tragen, ein stattlicher Mann von kraftvoller Gestalt, in seinem Benehmen von gewinnender Freundlichkeit, voll Thatkraft,. Ritterlichkeit und Großmut, und bei freilich mangelhafter Bildung doch von natürlichem Verstande. Der große Kampf zwischen den bourbonischen Mächten und England, die geringe Beliebtheit der Dynastie Hannover daselbst und der Widerwille der schottischen Hochländer gegen die Union mit England wie ihre alte Anhänglichkeit an die Stuarts ermutigten den Prinzen zu dem Versuche, mit französischer Hilfe die Krone seiner Väter zurückzuerobern. In Frankreich war man dem Unternehmen begreiflicherweise geneigt, schon weil es die englischen Streitkräfte vom Festlande abziehen mußte; doch mußte Karl Eduard, der

schon 1743 nach Paris gekommen war, lange vergeblich dort harren, und als er endlich im Jahre 1744 mit einem Geschwader von Dünkirchen auslief, wurde er durch Sturm zurückgeworfen. Erst am 2. Juli 1745 verließ er auf einem kleinen Fahrzeuge mit nur sieben Begleitern die Loiremündung und erreichte nach langer, mühsamer Fahrt trotz der englischen Kreuzer am 25. Juli die fast unbewohnte, wilde Felsenküste der westlichen Hochlande zwischen den Hebrideninseln Skye und Mull. Noch bestand in diesem abgeschiedenen Gebirgslande die alte Clanverfassung ungeschwächt und mit ihr die alte Kampflust und Unkultur, denn mit den englischen Städten unterhielten diese Hochländer nur geringen Verkehr, und die Straßen, die damals die Hochlande zu durchziehen begannen, hatten noch wenig daran geändert. Daher gelang es Karl Eduard, die nächsten Stämme zur Erhebung mit fortzureißen, und am 19. August 1745 konnte er in der großen Heerversammlung im Thale Glenfinnan das schottische Königsbanner aufpflanzen.

Karl Eduard Herr von Schottland.

Die englische Regierung that zunächst so gut wie gar nichts dagegen. Statt die sich erst sammelnden Hochländer anzugreifen, ging der in Schottland kommandierende General Cope nach Inverneß. So von ihm ungestört, brach Karl Eduard zum Angriff vor, besetzte am 30. August Schloß Athol, am 4. September Perth, am 17. September überrumpelte er Edinburg und ergriff Besitz von Schloß Holyrood. Seine Persönlichkeit gewann auch Widerstrebende, und anfangs blieb ihm das Glück der Waffen noch hold. Cope landete mit seinen Truppen bei Dunbar und rückte gegen die Hauptstadt vor; aber am 20. September warfen sich die bunten Haufen der Hochländer, die Tartsche am linken Arm, den langen keltischen Degen, den Claymore, in der Faust, mitten unter ihnen der Prinz in ihrer Tracht, unter den Klängen ihrer Sackpfeifen in stürmischem Anprall auf die Engländer und sprengten sie völlig auseinander. Da erkannte fast ganz Schottland Karl Eduard als Regenten, seinen Vater Jakob (VIII.) als König an, und dem Vormarsche nach dem Süden stand nichts im Wege. Doch der Prinz mußte sich in Geduld fassen, denn er verfügte über kein regelmäßiges Heer, sondern nur über die unsicheren Aufgebote der Clans, die nach gethaner Kriegsarbeit nach Hause zogen, um sich des Sieges und der Beute daheim zu freuen. Vor vier Wochen war keine Aussicht, daß sie wiederkommen würden.

Einmarsch in England.

Diese Wochen retteten vielleicht dem Hause Hannover seine englische Krone. Denn das englische Volk zeigte in dieser Gefahr in seiner Mehrheit völlige Gleichgültigkeit gegen die Dynastie und eine schimpfliche Unthätigkeit, der anglikanischen Geistlichkeit galten im stillen die Stuarts für legitim, höchstens die Dissenters zeigten guten Willen. An eigne militärische Anstrengungen dachte niemand, und so beruhte die einzige Hoffnung auf 5000 Mann, die von Belgien herübergerufen wurden, und auf holländischen Soldtruppen. Zum Glück vermochte Karl Eduard seinen Willen nur halb durchzusetzen. Zwar empfing er jetzt aus Frankreich Geschütze und Waffen für 5000 Mann, aber die Häuptlinge zeigten wenig Lust zum Einmarsch in England, weil ihnen jede Verbindung desselben mit Schottland zuwider war, und gaben nur den dringenden Bitten des Prinzen nach. Endlich am 8. November überschritten die Hochländer, noch nicht ganz 6000 Mann stark, das englische Heer, das unter Wade bei Newcastle stand, beiseite lassend, nördlich von Carlisle die Grenze von Cumberland und rückten über Lancaster und Manchester bis Derby vor (4. Dezember), nur noch acht bis neun Tagemärsche von London, und wenn sich auch keine Hand im Lande für den Stuart regte, weiter im Süden ihm sogar offene Abneigung entgegentrat, die Lage für Georg II. war doch äußerst bedenklich. Schon hatten 10 000 Franzosen Befehl zur Landung, es hieß, Norfolk werde sich für Karl Eduard erklären, und in London begann bereits der

Kredit zu wanken, die englische Bank wurde fast gestürmt. Welch ein Erfolg, wenn der Stuart, was er ohne Zweifel gekonnt hätte, auch nur vorübergehend die wehrlose Hauptstadt besetzte! Da weigerten sich seine Häuptlinge weiter zu marschieren, denn ihnen lag nichts an der Eroberung Englands, und zwangen ihn dadurch zum Rückzuge (6. Dezember).



278. Herzog Wilhelm von Cumberland.

Nach dem Gemälde von T. Hudson gestochen von J. J. Haid

Niederlage bei Culloden.

Ihm folgte das englische Heer unter dem Herzog Wilhelm von Cumberland, dem zweiten Sohne Georgs II. Zwar erreichte er den Prinzen nicht mehr, dieser konnte im Januar 1746 Stirling belagern und schlug ein englisches Korps, das den Platz entsetzen sollte, bei Falkirk zurück (17. Januar); aber als Cumberland mit Übermacht herankam, wich er nach Inverneß und wagte endlich in dessen Nähe auf der Heide von Culloden mit 6000 durch langen Nachtmarsch ermüdeten Kriegern in pfadlosem Moor die letzte Schlacht der Stuarts (16. April 1746). Sie ging völlig verloren, seine Haufen verliefen sich, Karl Eduard selbst irrte fünf Monate in den öden Gebirgen umher; doch keiner von den armen Teufeln, denen er sein Leben anvertrauen mußte, mochte das Blutgeld von 30 000 Pfd. Sterl. verdienen, das die englische Regierung auf seinen Kopf gesetzt hatte. Endlich erreichte er ein fran-

zösisches Schiff, das ihn nach Frankreich brachte. Nach einem ruhelosen Wanderleben, immer hoffend und immer getäuscht, starb der letzte Stuartkönig in Rom am 30. Januar 1788.

Unterwerfung Schottlands.

Seine schottische Heimat traf die erbarmungslose Rache des Siegers. Durch zahlreiche, zum Teil grausame Hinrichtungen erwarb sich Cumberland, ein tapferer, ehrenhafter Soldat, aber rauh und voll fürstlichen Stolzes, den greulichen Beinamen des



279 Wilhelm IV von Oranien, Erbstatthalter der Niederlande.
Nach einem Kupferstiche von Houbraken.

„Henkers". Das Parlament aber machte der Clanverfassung, die dem letzten Stuart die Erhebung ermöglicht hatte, ein Ende für immer, indem es den Grund und Boden der Lairds, bis dahin das gemeinsame Eigentum der Clangenossen, zum Eigentum der Herren erklärte und jene dadurch in Pächter oder Tagelöhner verwandelte. Seitdem begannen englische Sitten und englische Kultur auch in die Hochlande einzudringen, doch noch lange bewahrten die Hochschotten in Lied und Sage das Andenken Karl Eduards und des Heldenkampfes auf der Heide von Culloden.

Das Ende des Erbfolgekrieges.

Fortschritte der Franzosen in Belgien; Niederlage in Nordamerika.

Da die englischen Streitkräfte zum großen Teil auf den britischen Inseln Verwendung fanden, so machten die Franzosen immer raschere Fortschritte in Belgien. Mecheln, Löwen, Antwerpen, Mons, Charleroi und Namur fielen in ihre Hände, und am 11. Oktober 1746 erfocht der Marschall Moritz von Sachsen bei Rocoux, in der Nähe von Lüttich, einen zweiten glänzenden Sieg über Cumberland und Karl von Lothringen, am 2. Juli 1747 siegte er abermals in der Nähe von Maastricht, und sein General Löwendal nahm am 16. September Bergen op Zoom mit Sturm. Er selbst wandte sich dann zur Belagerung von Maastricht. Zur See und in den Kolonien behaupteten dagegen im ganzen die Engländer das Übergewicht. In mehreren Seegefechten an der spanischen und französischen Küste fügten sie den Gegnern empfindliche Verluste zu (1747), namentlich in der Schlacht beim Kap Finisterre am 17. Mai 1747, in der die französische Flotte fast vernichtet wurde; in Nordamerika eroberten sie, und zwar nur durch Kolonialmilizen, das auf der Insel Kap Breton 1720 erbaute Louisburg (im Juni 1746), behaupteten es gegen einen französischen Angriff und bereiteten selbst einen Einfall in Kanada vor; nur in Ostindien waren die Franzosen glücklicher (s. unten).

Wilhelm IV. Erbstatthalter.

Das fortdauernde Mißgeschick im Felde führte eine ähnliche politische Umwälzung in Holland herbei wie einst im Jahre 1672. Da die seit Wilhelms III. Tode (1702) herrschende aristokratische Staatenpartei (S. 89 f.) sich so unfähig gezeigt hatte, so rief zuerst im Haag das Volk den Prinzen Wilhelm (IV.), den Sohn Wilhelm Frisos und als solchen Statthalter von Friesland und Geldern, einen Mann im kräftigsten Mannesalter, von rechtschaffenem Charakter, tüchtiger Bildung und leutseligem Benehmen, zum Statthalter aus (28. April 1747). Diesem Beispiele folgte zunächst Rotterdam, dann alle bedeutenden Städte des Landes. Endlich wurde Wilhelm IV. als Statthalter, Generalkapitän und Oberadmiral aller sieben Provinzen anerkannt (Mai 1747), und ihm noch im Oktober desselben Jahres seine Würde erblich in der männlichen wie weiblichen Linie übertragen. Dem „Erbstatthalter" fehlte zum Monarchen in der That nur noch der Titel.

Friede von Aachen.

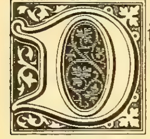
Inzwischen fiel am 11. Mai 1748 Maastricht den Franzosen in die Hände. Schon waren da die Friedensunterhandlungen in vollem Gange; denn die beiderseitigen Erfolge hoben sich großenteils auf. Von einer Zerstörung Österreichs konnte jetzt ebensowenig die Rede sein wie von einer Erschütterung der englischen Seemacht. Daher verständigten sich schon am 30. Mai 1748 Frankreich, England und Holland in Aachen, am 18. Oktober traten Österreich und die übrigen Mächte bei. Die Pragmatische Sanktion, also der Bestand Österreichs in seinem dermaligen Umfange, fand allgemeine Anerkennung, ebenso die Kaiserwürde Franz Stephans und die Erwerbung Schlesiens durch Preußen. In Italien erhielt der spanische Infant Philipp Parma mit Piacenza, Sardinien die ihm zugesicherten Gebietsteile. Frankreich räumte Belgien, erhielt aber Kap Breton zurück. — So waren die Gebietsveränderungen, die der Aachener Friede brachte, nicht groß, aber eben darin liegt seine Bedeutung. Englands Großmachtstellung zur See stand fester als je, Österreich hatte in einem gewaltigen Kampfe seinen Bestand im wesentlichen behauptet, Preußen aber war im Besitz Schlesiens geblieben und damit als neue Großmacht anerkannt.



280. Allegorie auf den Beginn des Siebenjährigen Krieges.
Nach einem Kupferstiche von J. M. Wille.

Die Zeit des Siebenjährigen Krieges.

Die Bildung des europäischen Kriegsbundes gegen Preußen.

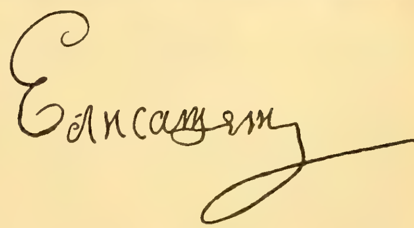
ie Friedensschlüsse von Dresden und Aachen hatten zwei Kriege beendigt, aber die feindlichen Mächte, zwischen denen sie geführt worden waren, keineswegs versöhnt. Weder war der Gegensatz zwischen den englischen und französischen Ansiedlern in Nordamerika irgendwie beigelegt, noch hatte Österreich auf den Besitz Schlesiens endgültig verzichtet oder die neue Großmachtstellung Preußens rückhaltslos hingenommen, und von denselben Gefühlen der Eifersucht auf den emporstrebenden Staat zeigte sich Rußland erfüllt. So bildete sich allmählich eine furchtbare Vereinigung der alten europäischen Großmächte zur Schwächung, zur Vernichtung Preußens, dessen neue Machtstellung sie alle bedrohte, weil sie die alte Ohnmacht Deutschlands beendete. Friedrichs des Großen Geist und die opferfreudige Hingebung seines tapferen Volkes retteten den preußischen Staat und mit ihm die Zukunft Deutschlands; gleichzeitig entschied sich in Nordamerika das Übergewicht des englischen Kolonialbesitzes. Die beiden germanisch-protestantischen Großmächte behaupteten den Sieg, eine ganz neue Gestaltung der Machtverhältnisse war damit gesichert.

Rußland und Schweden.

Thronwechsel und Palastrevolution in Rußland.

Die Fäden der gegen Preußen gerichteten Bestrebungen liefen zunächst nicht in Wien zusammen, sondern in St. Petersburg. Mit dem Tode der Kaiserin Anna Iwanowna am 28. Oktober 1740 war dort ein bedeutsamer Umschwung eingetreten. Ihr rechtmäßiger Nachfolger war Iwan (III.), der Sohn Anna Leopoldownas und des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, also der Großneffe Anna Iwanownas. Begierig, seine Macht auf die Dauer zu befestigen, bestimmte Biron die Kaiserin-Mutter, ihn für den Fall ihres Todes zum Regenten für den jugendlichen Iwan zu ernennen, und trat zunächst wirklich als solcher auf. Allein nach wenigen Wochen stürzte ihn mit

231. Kaiserin Elisabeth von Rußland.
Nach dem Gemälde in der Romanowgalerie zu St. Petersburg.



seines Nebenbuhlers Münnich Hilfe Anna Leopoldowna und sandte ihn mit allen Gliedern seiner Familie zunächst nach Schlüsselburg, dann nach Beresow am Ob in Sibirien (20. November 1740), wo Fürst Menschikow gestorben war (s. oben S. 252). Beide jedoch hatten dabei mit einer Persönlichkeit des Hofes nicht gerechnet, weil sie allzu unbedeutend schien, um gefährlich werden zu können, das war **Elisabeth Petrowna**, Peters I. jüngste Tochter. Von der altrussischen Partei vorgeschoben und von ihrem französischen Leibarzt Lestocq beraten, bemächtigte sich Elisabeth durch eine kecke Palastrevolution am frühen Morgen des 6. Dezember 1741 mit Hilfe einiger Hundert Gardesoldaten vom Preobrashenskischen Regiment der Herrschaft, ließ Anna Leopoldowna nebst ihrem Gemahle im Winterpalais, Münnich, Ostermann u. a. in ihren Wohnungen festnehmen und sich selbst als Kaiserin ausrufen. Von Widerstand war keine Rede, Senat und Synod, Beamte und Offiziere schwuren Elisabeth unbedenklich den Eid der Treue. Die bisherige Regentin wurde mit ihrem Gemahl nach Cholmogory (bei Archangelsk) verbannt, wo Anna schon im Jahre 1746 starb, ihr unglücklicher Sohn Iwan in einen lichtlosen Kerker der Festung Schlüsselburg eingesperrt. Münnich, Ostermann und eine Anzahl andrer Männer der „deutschen" Partei verurteilte ein



282 und 283. Medaille mit dem Bildnis des Kanzlers Grafen Bestushew-Rjumin.
(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

parteiisches Gericht zum Tode, allein die Kaiserin begnadigte sie zur Verbannung nach Sibirien. Hier starb Ostermann in Beresow schon im Jahre 1747, Münnich dagegen ertrug in ungebrochener Haltung sein trauriges Dasein zwanzig lange Jahre. Gleichzeitig erhielt Biron die Erlaubnis, seinen Wohnsitz in Jaroslaw an der oberen Wolga zu nehmen. Auf der Reise dorthin begegnete er seinem alten Gegner Münnich, der eben nach Sibirien zog, in Kasan; beide grüßten einander stumm, ohne ein Wort zu wechseln.

Kaiserin Elisabeth und Graf Bestushew.

Mit Elisabeth kam die altrussische Partei ans Ruder, nachdem jahrzehntelang die Deutschen Rußland regiert hatten, und wahrlich nicht zu seinem Schaden. Jetzt herrschten überall persönliche Interessen und Beweggründe. Elisabeth war persönlich unbedeutend, von natürlicher Gutherzigkeit und auch nicht ohne eine gewisse Schlauheit, aber ohne tiefere Bildung, denkfaul und sinnlich, Geschäfte waren ihr ein Greuel und einen Entschluß zu fassen, fiel ihr unendlich schwer. So fiel die Oberleitung des Reiches an ihren Minister des Auswärtigen, den Vizekanzler Grafen Alexej Petrowitsch **Bestushew-Rjumin** (geb. 1693). Das war ein echter Russe, europäisch geschult und weit gereist, aber ränkevoll und treulos, heftig und herrisch und doch wo nötig geschmeidig, genußsüchtig wie einer, aber arbeitskräftig wie wenige. Wenn sich gegen ihn

eine starke Partei auflehnte, die, geführt von dem Generalprokuror, dem alten Fürsten Trubezkoj, aus dem Adel bestand, so galt ihr Widerstreben doch mehr der Persönlichkeit des Ministers und seiner Vertrauten, als seinen etwaigen politischen Absichten. Gefährlich war sie für ihn nur, weil sie in dem ganz unsicheren Thronfolgerecht Nahrung fand, und weil sich mit dem Kampf um den Vorrang der Streit der österreichischen und französisch-preußischen Partei am Hofe verflocht. Doch wußte Bestushew seine Stellung zu befestigen durch den Günstling der Kaiserin, den Kosaken Alexej Rosum, den sie zum Grafen Rasumowskij, zum Oberjägermeister und endlich zum



284. Iwan Schuwalow.
Nach einem Kupferstiche von Lagrande.

Feldmarschall erhob, und mit dem sie sich schließlich im Herbst 1742 heimlich vermählte. Nicht selten hatte der Minister auch mit Verschwörungen zu seinem Sturze zu kämpfen, und wenn er auch mit ihnen regelmäßig fertig wurde, so riefen doch neue Wirren, die sich an die Thronfolgefrage anschlossen, stets neue Schwierigkeiten hervor. Während Bestushews Gegner den eingekerkerten Iwan zum Nachfolger zu erheben wünschten, bewog er die Kaiserin, ihrem Neffen, dem Sohne ihrer älteren Schwester Anna (Petrowna) und des Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, Karl Peter Ulrich (Peter III. Feodorowitsch), geb. 21. Februar 1728, das Recht der Nachfolge zu übertragen, keine glückliche Wahl, denn der Prinz fühlte sich in Rußland stets als Fremder und gab sich nicht einmal Mühe, seine Geringschätzung des russischen Wesens und sogar der russischen Kirche zu verbergen. Eine gefährliche Krankheit Elisabeths in Moskau im Jahre 1749 steigerte den Gegensatz noch mehr. Als aber



285. St. Petersburg von der Newa aus. Nach einem Kupferstiche von R. Watts aus dem Jahre 1756.
Links im Vordergrunde die Akademie der Wissenschaften, im Hintergrunde die Peter-Pauls-Festung, rechts das Winterpalais.

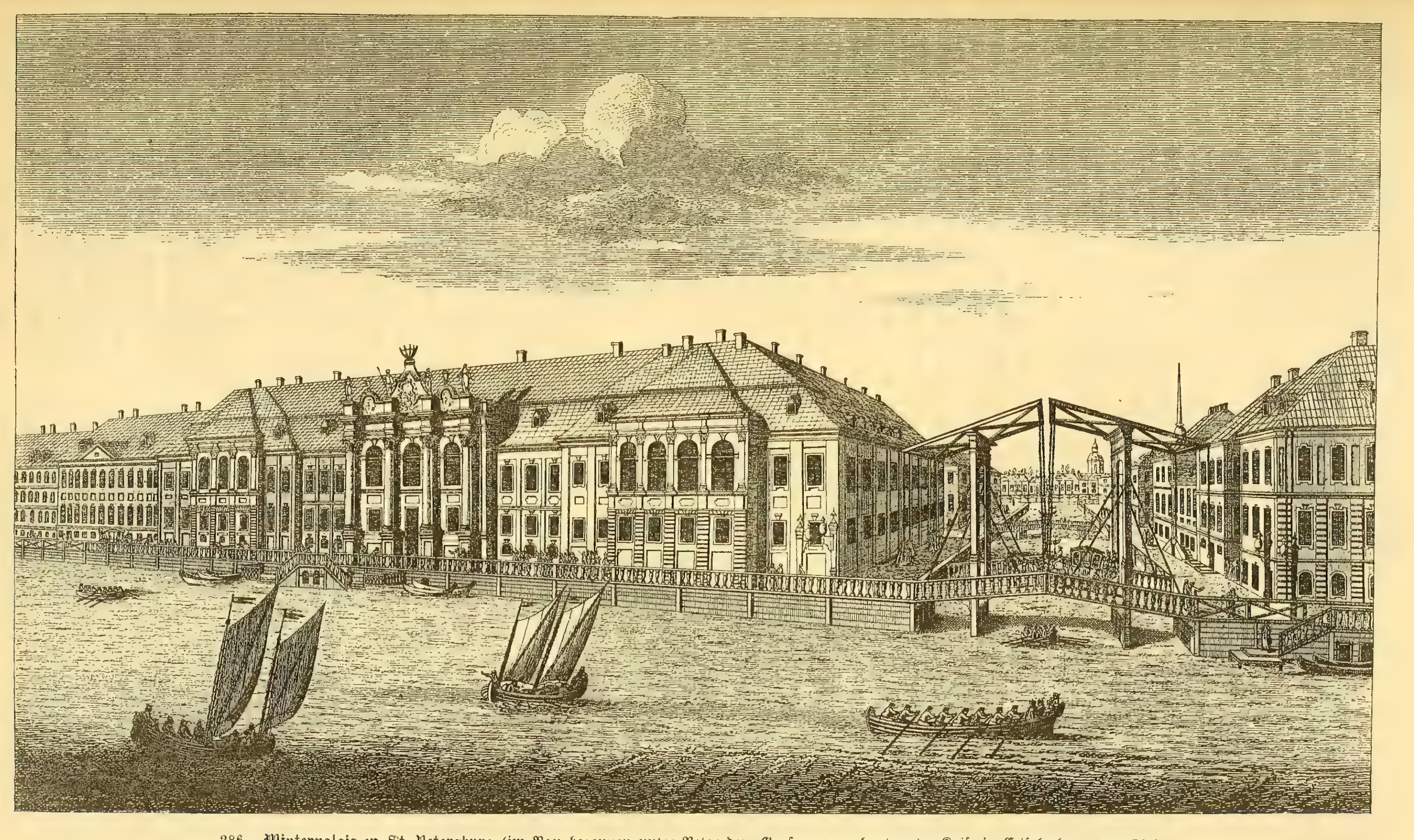
Peters Gemahlin (seit 1. September 1745), die schöne Prinzessin Katharina (Sophie Auguste) (geb. 2. Mai 1729 in Stettin als Tochter des damaligen preußischen Generals Christian August von Anhalt-Zerbst), einen Sohn gebar, den späteren Kaiser Paul I., da strebte Bestushew danach, die Gunst der jungen Fürstin zu gewinnen und deshalb die Nachfolge unmittelbar auf ihren Sohn zu übertragen. Denn schon sah er mit Besorgnis Rasumowskijs Einfluß, der seinen eignen stützte, im Schwinden begriffen durch einen neuen Günstling Elisabeths, Iwan Schuwalow, der seit 1749 Kammerjunker war und auch seine beiden Vettern, Alexander und Peter Schuwalow, an den Hof brachte.

Innere Zustände.

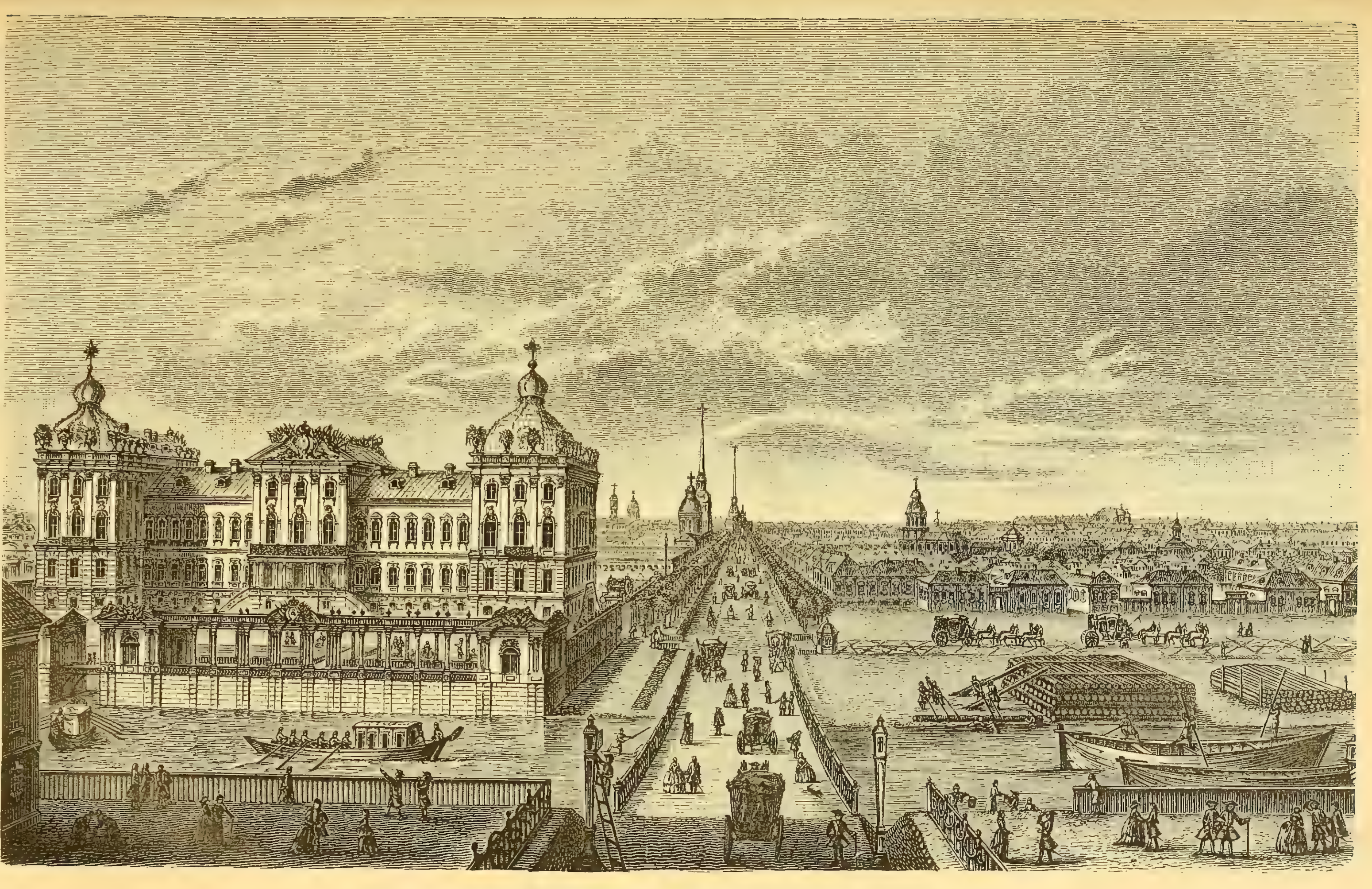
Bei so unsicheren Verhältnissen, unter der Herrschaft niedriger, persönlicher Interessen, der Bestechlichkeit und Untauglichkeit des gesamten Beamtentums, aus dem man die besten Bestandteile, nämlich die Deutschen, grundsätzlich entfernt hatte, konnte die Verwaltung des russischen Reiches unter Elisabeth nicht anders als kläglich sein. Der holländische Geschäftsträger in Petersburg, de Swart, entwirft davon im Jahre 1755 folgendes Bild: „Die Auflösung, Unordnung und Willkür sind furchtbar. Die Kaiserin hört und sieht niemand als die Schuwalows, sie unterrichtet sich über nichts, fährt in ihrer alten Lebensweise fort und hat das Reich der Plünderung eines jeden preisgegeben. Es ist nicht der geringste Schatten mehr übrig von Treue, Ehre, Vertrauen, Scham und Billigkeit; man sieht nichts als unbeschreibliche Eitelkeit und Verschwendung, die alten Familien und das gemeine Volk sind aufs grausamste unterdrückt durch diese aus dem Nichts emporgehobenen Leute." Die Finanzen vor allem befanden sich in einer so trostlosen Unordnung, daß schon 1743 die Staatskassen sich mit ihren Zahlungen im Rückstande befanden und die Beamten bereits 18 Monate lang keinen Gehalt empfangen hatten. Die Armee, namentlich die verwöhnte Garde, war zügellos, die „Leibkompanie" der 300 Grenadiere, welche die Umwälzung 1741 zustande gebracht hatten, durfte sich alles herausnehmen, und die Kaiserin feierte den Jahrestag ihrer Thronbesteigung sogar im Kreise dieser ihrer „Kameraden" in Männerkleidung mit einem großen Gelage. In der Rechtspflege trat insofern eine Milderung ein, als die Kaiserin kein Todesurteil unterzeichnete und 20 000 Verbannte in Sibirien begnadigte; sonst aber dauerte die alte Willkür durch die „Kanzlei der geheimen Angelegenheiten" unter dem berufenen Uschakow fort. Zur Verbesserung der Volkswirtschaft geschah wenig und das auf vereinzelte Anregungen hin, deren Nutzen oft durch selbstsüchtige Interessen der Machthaber wieder aufgehoben wurde. So wurden die lästigen Binnenzölle beseitigt und zwei Leihbanken für adlige Grundbesitzer und Handwerker errichtet. Die Aufnahme von etwa 200 000 griechisch-katholischen Serben und Kroaten, die 1751—53 aus dem noch immer unduldsamen Österreich auswanderten und „Neu-Serbien" als ein besonderes Kronland erhielten, förderte den Anbau der öden Steppen zwischen Bug und Dnjepr und verstärkte durch ihre militärische Organisation nach dem Muster der Kosaken den Grenzschutz gegen die Türkei. Dafür aber ließ sich wieder Peter Schuwalow Monopole auf Holz, Talg, Thran und Tabak erteilen. Doch schmückte sich die Residenz mit manchen Prachtbauten und wuchs rasch an Umfang, seitdem Anna Iwanowna Moskau wieder mit Petersburg vertauscht hatte.

St. Petersburg.

Nach dem unter ihr ausgearbeiteten Stadterweiterungsplan überflügelte allmählich der Stadtteil auf dem linken Newa-Ufer, die „große Seite", den ursprünglich bevorzugten Wassilij Ostrow rechts des Stromes, namentlich als nach dem großen Brande der ursprünglich meist hölzernen Stadt im Jahre 1736 dort nur noch Ziegelbauten gestattet wurden. Unter Anna wurde der berühmte spitze Turm der Admiralität erbaut, das weithin sichtbare Wahrzeichen St. Petersburgs, ebenso das jetzige riesige Winterpalais an der Newa (seit 1732) nach den Plänen des Italieners Rastrelli begonnen, was Elisabeth dann weiter führte. Derselbe Baumeister errichtete 1744 das sogenannte neue oder Anitschkowpalais am Newskijprospekt und der Fontanka für den Grafen Rasumowskij. Riesige Plätze, breite, gerade Straßen, überhaupt



286. Winterpalais zu St. Petersburg (im Bau begonnen unter Peter dem Großen, umgebaut unter Kaiserin Elisabeth, 1754—1761).
Nach einem Kupferstiche aus dem Jahre 1756.



287. **Neues Palais in St. Petersburg.** Nach einem Stiche aus dem 18. Jahrhundert.

Das Palais, in späterer Umgestaltung die Residenz des jetzigen Kaisers Alexander III., liegt an der schiffbaren Fontanka, über die der noch mit Baumreihen bepflanzte Newskijprospekt schnurgerade auf den spitzen Turm der Admiralität zuführt. Die Türme links gehören der (alten) Kasanschen Kathedrale an, die Kirche rechts ist wohl die lutherische Peterskirche. Die sichtbaren Häuser sind fast alle noch einstöckig.

eine gewisse Weiträumigkeit charakterisierten die neue Residenzstadt. Daneben entstanden draußen auf den Newainseln und am Strande zahlreiche Sommerhäuser für den Adel (sog. Datschen). Alle diese Häuser, auch die Paläste, waren freilich nach abendländischen Begriffen noch höchst mangelhaft eingerichtet. Schlechte, rauchende Öfen, schlecht schließende Thüren und Fenster gehörten zu den gewöhnlichsten Dingen, einzelne Prunkgeräte stachen von der sonst dürftigen Möblierung seltsam ab, und selbst der Hof pflegte diese Ausstattung von einem Schlosse zum andern mitzuschleppen, sogar von Petersburg nach Moskau. Erst Katharina II. veranlaßte hier manche Verbesserung.

Moskau war damals noch eine fast ganz hölzerne Stadt; selbst der Zarenpalast im Kreml brannte 1748 in drei Stunden völlig nieder und wurde nachher in sechs Wochen wiederaufgebaut.

Geistige Bildung.

So wenig diese ganz europäische Hauptstadt dem Kulturzustande des Volkes entsprach, so wenig war es mit den Anstalten zur Förderung des wissenschaftlichen Lebens der Fall, in einem Lande, das noch gar keine Volksschule besaß. Die Akademie der Wissenschaften in Petersburg, Peters des Großen Schöpfung, allerdings eine aus fremden Gelehrten gebildete Körperschaft, hatte einige Jahre hindurch unter der Ungunst der herrschenden altrussischen Partei zu leiden, so daß sie 1741—46 ohne Präsidenten blieb. Eine Besserung trat erst ein, als der Bruder Rasumowskijs, Kirilla Rosum, den einige Jahre Unterricht und ein längerer Aufenthalt in Berlin aus einem Hirten in einen Gelehrten hatten verwandeln sollen, den Vorsitz übernahm und nun wenigstens für reichlichere Ausstattung und die Berufung auswärtiger Gelehrten sorgte. Im Jahre 1755 entstand dann auf Veranlassung Iwan Schuwalows in Moskau eine russische Universität mit Vorbereitungsanstalt. Die Studenten wurden hier auf Staatskosten unterhalten und bekamen sogar mit dem Degen, den sie tragen mußten, den persönlichen Adel, aber die Erfolge blieben dürftig, weil ebenso die tüchtige Vorbildung wie auch wissenschaftlich unterrichtete Lehrer fehlten. Viel mehr noch trug die 1755 auf Iwan Schuwalows Anregung gegründete Akademie der bildenden Künste in Petersburg den Charakter einer Treibhauspflanze an sich. Der Hof selbst huldigte unter Elisabeth einer oberflächlichen französischen Bildung; um die russische Litteratur, deren Anfänge damals ganz nach den Vorschriften Boileaus hervortraten, und die deshalb der Volkstümlichkeit entbehrte, kümmerte er sich wenig.

Krieg mit Schweden.

Es war nicht zufällig, daß dies Rußland in der auswärtigen Politik eine so feindselige Haltung gegenüber Preußen einnahm, denn die Machthaber haßten vor allem die Deutschen. Die ersten Jahre vergingen allerdings im Kriege mit Schweden (1741—43). Unter der schwachen Regierung Friedrichs I. von Hessen-Kassel (1730—51) vertraten die beiden Adelsparteien der „Mützen" und der „Hüte" die eine den russischen, die andre, die meist aus dem jungen thatenlustigen Adel bestand, den französischen Einfluß, und durch die „Hüte" hatte sich die Regierung im August 1741 zum Kriege gegen Rußland bestimmen lassen, weil Frankreich dies von jeder Einmischung in den Kampf um Österreich fernhalten wollte. Die Schweden wurden indessen bei Wilmanstrand am Südufer des Saimasees im südöstlichen Finnland empfindlich geschlagen (3. September 1741). Trotzdem bot Bestushew nach der Thronbesteigung Elisabeths den Frieden an, weil ihm und den Altrussen an einer Eroberung weiterer abendländisch-zivilisierter Gebiete gar nichts lag; da jedoch Schweden als Preis desselben die Abtretung seiner alten Ostseeprovinzen forderte, so setzten die Russen den Krieg mit Glück fort, brachten am 25. August 1743 die schwedische Armee unter Lewenhaupt (12000 Mann) bei Helsingfors zur Übergabe und erzwangen endlich den Frieden von Åbo (18. August 1743). Unter der Bedingung, daß der Vetter des Großfürsten Peter Feodorowitsch, Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp, dereinst zum König von Schweden gewählt werden sollte, begnügte sich Rußland mit der Abtretung des südöstlichen Finnland bis zum Kymmenefluß, eines Landstriches von 109 Quadratmeilen. Immerhin war das der Anfang zur Eroberung dieser schwedischen Provinz,

denn seit dem Verluste der alten Grenzfestungen Wilmanstrand, Nyslott und Fredrikshamn lag das Land im Osten den Russen offen, und auch die Erbauung der starken Seefestung Sweaborg auf den Wolfsinseln vor Helsingfors durch Graf Ehrensvärd seit 1746 vermochte diesen schweren Nachteil nicht völlig auszugleichen.

Niederlage der preußischen Politik in Rußland.

Bald jedoch wurde alles Interesse in Anspruch genommen durch das Verhältnis zu Preußen. Bestuschew sah von jeher und mit Recht in dem aufstrebenden Staate ein Hindernis für seinen Lieblingsgedanken, den europäischen Norden und Polen dem russischen Einflusse zu unterwerfen. Aber er war anfangs nicht unbedingt Herr der



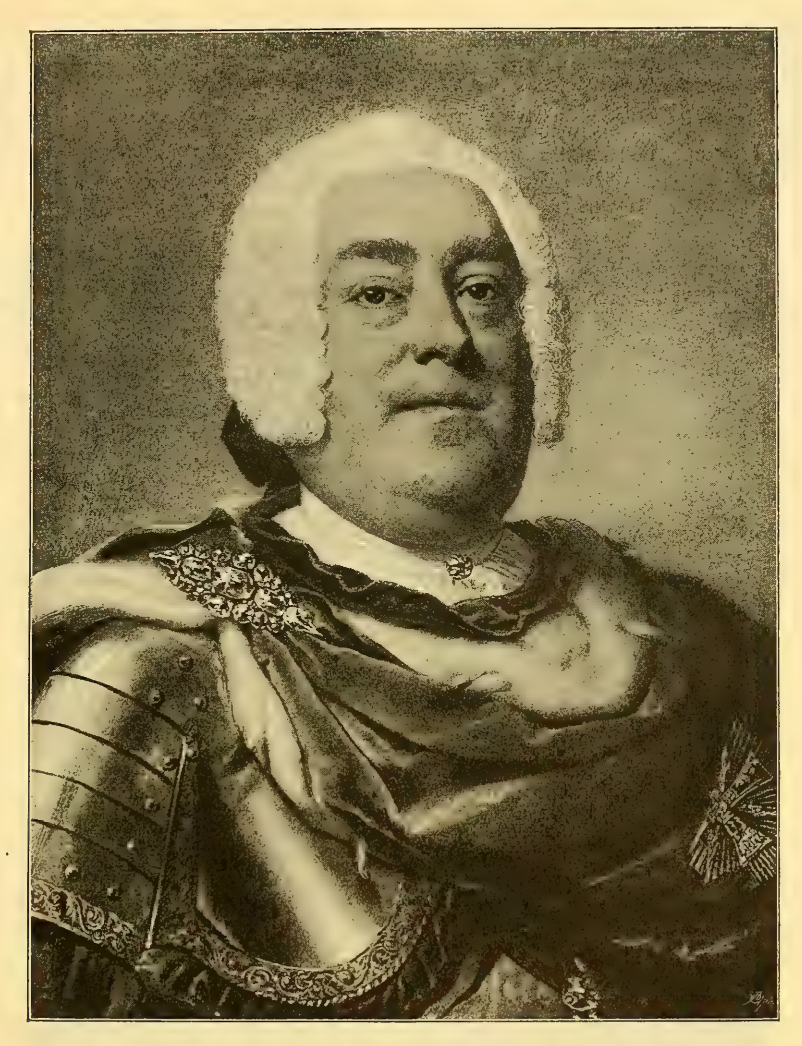
288. Friedrich I., König von Schweden.
Nach einem Gemälde im Schlosse Gripsholm.

Lage am russischen Hofe, und eifrig arbeiteten damals die Vertreter Preußens und Frankreichs, Mardefeldt und Chétardie, daran, ihn zu stürzen. Wirklich wurde durch die sogenannte Verschwörung der Lopuchin zu gunsten Iwans III. Bestuschews Stellung erschüttert, und König Friedrich kam auf Elisabeths Veranlassung in die vorteilhafte Lage, für den russischen Thronfolger Peter eine deutsche Prinzessin als Braut wählen zu können (Katharina von Anhalt-Zerbst [s. oben S. 435]). In demselben Jahre 1744 noch vermählte er seine ihm körperlich und geistig besonders ähnliche Schwester Luise Ulrike mit dem schwedischen Thronfolger Adolf Friedrich von Gottorp, befestigte dadurch die Stellung der „Hüte“ in Schweden und glaubte damit den Grund zu einer engen Verbindung der drei nordischen Höfe so fest gelegt zu haben, daß im Jahre 1744 beim Beginn des zweiten Schlesischen Krieges ein preußisch-

russisch-schwedisches Bündnis in Aussicht stand. Da gelang es Bestushew, durch einen kecken Streich seine Gegner zu übertrumpfen. Berichte des Franzosen Chétardie an seinen König, die der Russe unbedenklich abfangen ließ, enthielten so anzügliche Schilderungen des russischen Hofs, daß die erzürnte Kaiserin am 7. Juni 1744 den Gesandten auf der Stelle ausweisen ließ und fortan Bestushew allein ihr Vertrauen schenkte. Bald wußte dieser sie vollständig umzustimmen und für seine Politik zu gewinnen. Schon im Verlaufe des Jahres 1745 nahm Rußland zu gunsten Sachsens eine durchaus feindliche Haltung gegen Preußen an (s. oben S. 418). Von den glänzenden Siegen des Königs und dem Frieden von Dresden war man in Petersburg kaum weniger unangenehm überrascht als in Wien, und als gleichzeitig der gewandte österreichische Gesandte Freiherr von Pretlack dort eintraf, da faßte die russische Staatskonferenz schon im Januar 1746 höchst feindselige Beschlüsse gegen Preußen und schloß bereits am 2. Juni 1746 mit Österreich ein sogenanntes Verteidigungsbündnis ab, in dem sich beide Mächte verpflichteten, im engsten Einvernehmen zu bleiben, einander gegen jeden Angriff beizustehen und je 30000 Mann an der Grenze stets bereit zu halten. Ein geheimer Artikel, der wichtigste des ganzen Vertrages, bestimmte, daß der Dresdener Friede „für Österreich ungültig" sein sollte, wenn Friedrich einen Angriff auf Österreich, Polen oder Rußland machen sollte; in jedem dieser Fälle wollten sich die beiden verbündeten Mächte mit je 60000 Mann unterstützen. Das war der Keim der europäischen Allianz gegen Preußen. Die preußische Politik war in Petersburg vollständig unterlegen, und Mardefeldt, den Bestushew grimmig haßte, mußte auf dessen Verlangen schon im Oktober 1746 von dort abberufen werden. Mit der Verbannung des zum Grafen erhobenen Leibarztes der Kaiserin, Lestocq, zu Ende des Jahres 1748 wurde der letzte Vertreter des preußischen Standpunktes am russischen Hofe beseitigt.

Drohender Bruch zwischen Preußen und Rußland.

Besser gelang es der preußischen Diplomatie in Schweden, besonders durch die eifrige Thätigkeit der Prinzessin Luise Ulrike und ihres Gemahls, die beide eifrig die „Hüte" unterstützten. Im Frühjahr 1747 wurde der Subsidienvertrag mit England erneuert und ein Verteidigungsbündnis mit Preußen abgeschlossen. Um so mehr strebte freilich Bestushew danach, den Thronfolger aus seiner Stellung zu verdrängen und durch Friedrich von Hessen zu ersetzen, und so leidenschaftlich drängte er zum Kriege gegen Preußen, daß er für das Frühjahr 1749 den Ausbruch in Aussicht nahm und die befreundeten Mächte Österreich, Sachsen und England durch eine Note vom 25. März zur Erklärung aufforderte, ob sie zur Hilfe bereit seien oder nicht. Nur deren Unlust, sich in ein so weitaussehendes Unternehmen zu stürzen, verhinderte damals den Friedensbruch, auf den man sich in Preußen schon gefaßt machte. Aber die beiderseitigen Gesandten wurden aus Berlin und Petersburg zu Ende des Jahres 1750 ganz abberufen. Solchen übermächtigen Feinden gegenüber fand Friedrich nur in Frankreich eine Stütze, mit dem er auch nach 1748 in engster Verbindung blieb.



289. Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen (als König von Polen August III.).
Nach dem Gemälde von Raphael Mengs.

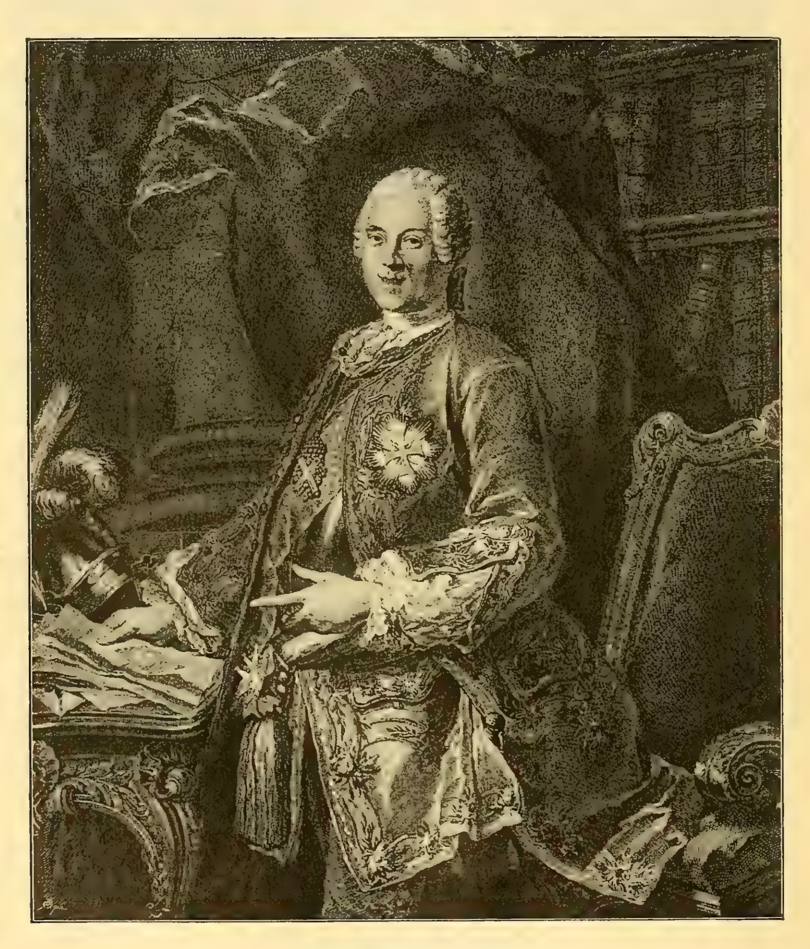
Sachsen unter Friedrich August II.

Friedrich August II. u. Graf Brühl.

Der erste größere Staat, der sein Einverständnis mit dem österreichisch-russischen Bündnis erklärte, war Sachsen. Es trat damit in eine der unglücklichsten Perioden seiner Geschichte ein. Sein damaliger Beherrscher freilich, Friedrich August II. (1733—63), hatte daran nur geringen Anteil. Von stattlichem, majestätischem Äußern, aber bequem und unselbständig, besaß er allerdings einen feinen, durchgebildeten künstlerischen Geschmack, ohne jedoch, wie sein Vater, der sinnlichen Genußsucht zu verfallen; doch die Regierungsgeschäfte flößten ihm keinerlei Teilnahme ein. Um so lieber überließ er sich der Leitung seines unheilvollen Günstlings, des Grafen Brühl.

Heinrich Graf von Brühl war im Jahre 1700 als Sohn des Oberhofmarschalls in Weißenfels geboren und hatte seine Laufbahn als Page erst dort, dann in Dresden begonnen. Das liebenswürdige und geschmeidige Wesen des jungen Mannes gewann ihm bald die Gunst

Augusts des Starken; er wurde 1727 Kammerjunker, 1731 Obersteuereinnehmer, Generalaccisendirektor, Direktor des Departements des Innern und wirklicher Geheimer Rat, 1733 Kammerdirektor, obwohl lediglich seine äußerliche Gewandtheit die mangelnden Fachkenntnisse ersetzen mußte. Seitdem er sich vollends um die Wahl seines Herrn zum König von Polen besonders verdient gemacht hatte, stieg er von Stufe zu Stufe, wurde Inspektor aller Staatskassen und Kabinettsminister für die Zivilangelegenheiten, dann nach dem Sturze des Grafen Sulkowski im Jahre 1738 auch für das Auswärtige und endlich im Jahre 1746 Premierminister, womit er eine in Sachsen bisher ganz unbekannte Stellung errang. Da er aber niemals mit einem



290. Heinrich Graf von Brühl.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Amte sich begnügte, sondern die früher bekleideten allemal beibehielt, so bezog er im Jahre 1756 monatlich an Gehalt 60000 Gulden, ungerechnet seine Einkünfte aus polnischen Stellungen, denn auch in Polen hatte er sich durch riesige Bestechungen das Bürgerrecht (Indigenat) zu erwerben gewußt, indem er dort den Katholiken spielte.

Weit entfernt davon, die schrankenlose Macht, die er über Sachsen übte, in einem großen Sinne zu verwenden, fand er sein Ziel lediglich im Genuß und in der Beschaffung der ungeheuren Mittel, deren er für seinen prachtvollen Haushalt, seine üppige Tafel, eine unermeßliche Garderobe, einen herrlichen Marstall und kostbare Sammlungen bedurfte. Und da tüchtige selbständige Männer sich zur Förderung so selbstsüchtiger Zwecke nicht hergegeben haben würden, so umgab er sich mit Empor-

kömmlingen oder dienstbaren Werkzeugen, die ihm gegenüber keinen Willen hatten, wie der Oberkonsistorialpräsident von Globig und der Kanzler von Stamer, vor allem der frühere Lakai Heinicke waren. Am Hofe besoldete er alle, den König wußte er seiner Familie zu entfremden und ließ ihn nie aus den Augen, so daß selbst die Kabinettsminister ihn niemals allein sprechen konnten. An Opposition fehlte es zwar nicht, denn die Mitglieder der kurfürstlichen Familie, die tüchtigsten Generale und Beamten und ein Teil des Adels waren Brühls entschiedene Gegner, doch alles blieb nutzlos, da Friedrich August dem Günstling unbedingt vertraute.

Brühls Verwaltung.

Bei einer so ganz persönlichen Regierung, die nach dem Wohl und Wehe des Landes gar nicht fragte, gerieten bald alle Verhältnisse in hoffnungslose Verwirrung. Was etwa Gutes geschah, verdankte Sachsen nur den alten tüchtigen Überlieferungen seines Beamtentums, nicht aber dem allmächtigen Günstling. In der Rechtspflege herrschte die ärgste Willkür, sobald die Interessen der Regierung oder hochgestellter Herren ins Spiel kamen; gleichwohl bezeichnete die Verwandlung des Appellationsgerichtes, das bisher alljährlich nur zweimal Sitzungen abgehalten hatte, in einen stehenden Gerichtshof einen wichtigen Fortschritt. Für die Pflege des Handels, der unter der neuen preußischen Wirtschaftspolitik (s. unten) viel zu leiden hatte, entstand als Oberbehörde im Jahre 1735 die Kommerzien-Deputation. Der Stand der Finanzen war bis zum Jahre 1737 trotz einer Staatsschuld von 20 Millionen Thaler leidlich, da die ständische Steuerkasse die Zinsen ziemlich regelmäßig zahlte, also den Staatskredit erhielt; ja man konnte damals noch die große Herrschaft Hoyerswerda ankaufen. Seitdem aber steigerten die Vermehrung des Hofstaats und der höheren Offiziersstellen, der verschwenderische Hofhalt, endlich die doch fruchtlose Teilnahme an den Schlesischen Kriegen die Ausgaben und infolgedessen die Steuerlasten ins Ungemessene. Bis zum Jahre 1746 erreichten die seit 1731 von den Ständen gemachten Bewilligungen die Höhe von über 40 Millionen Thaler, und im Jahre 1749 stand der damals einberufene Landtag vor der Notwendigkeit, eine Steuerschuld von 30½ Millionen und eine Kammerschuld von 3 Millionen Thaler verzinsen zu müssen. Trotz der großen Erregung der Stände setzte doch Brühl die weitere Bewilligung der früher schon gewährten Steuern durch, später verpachtete er auch die Generalkonsumtionsaccise in 80 Städten an einen Unternehmer, was für diese immer noch weniger lästig war. Trotzdem vermochte die Steuerkasse die Zinsen nicht mehr zu zahlen. Dadurch wurden die Steuerscheine (Papiergeld) völlig entwertet, und doch mußten alle Depositen- und Mündelgelder zur Steuer abgeliefert und dafür Steuerscheine eingetauscht werden! Aber selbst die Gehalte blieben im Rückstande (im Jahre 1756 seit 22 Monaten), und das Heer geriet in den kläglichsten Verfall; hatte doch Brühl die Oberleitung selbst in die Hand genommen! Von etwa 42000 Mann, die es im Jahre 1745 gezählt hatte, wurde es aus „Sparsamkeitsrücksichten“ nach und nach auf 21000, noch im Mai 1756 auf 19000 Mann vermindert; die im Jahre 1734 neuerrichteten 4 Regimenter Landmiliz löste man ganz wieder auf. Dazu fehlte es an Munition, an Ausrüstungsgegenständen, an Pferden, und der Sold blieb jahrelang rückständig trotz aller Vorstellungen des Oberbefehlshabers, des Grafen Rutowski.

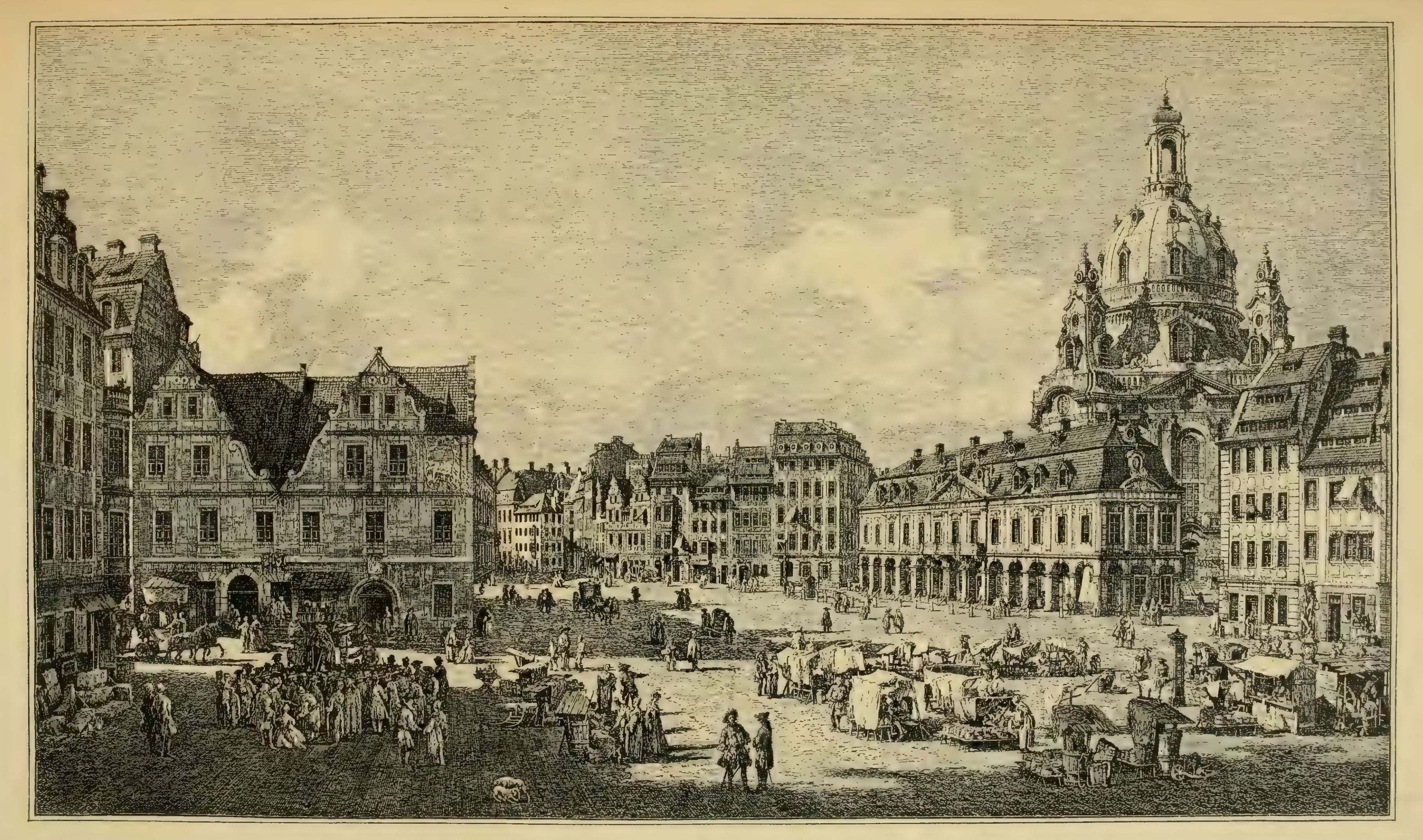
Sachsens Stellung zu Preußen.

Und der Minister, der so gewissenlos wirtschaftete, betrieb zugleich den Vernichtungskampf gegen Preußen mit wahrem Fanatismus. Tiefere Beweggründe leiteten ihn dabei nicht. Das Streben, durch fremde Hilfsgelder die Mittel zu höfischer Verschwendung herbeizuschaffen, und glühender persönlicher Haß gegen Friedrich den Großen, das war es, was ihn bestimmte. Gleichwohl läßt sich nicht verkennen, daß nach der geographischen Lage Sachsens bei einem Kampfe zwischen Österreich und Preußen die Neutralität kaum möglich war und nur der Anschluß an die eine oder die andre Macht

übrig blieb. Dann aber erklärt sich die feindliche Stellung Sachsens gegenüber Preußen aus den obwaltenden Verhältnissen sehr leicht, so vernünftig es auch an sich gewesen wäre, sich an den Nachbar im Norden anzuschließen, auf den alle natürlichen Beziehungen wiesen. Seit der Erwerbung Schlesiens war Sachsen von Norden und Osten her von preußischem Gebiet umklammert, in seinen Handelsbeziehungen und selbst in der Verbindung mit Polen geschädigt, überdies von der bisher festgehaltenen ebenbürtigen Stellung in die zweite Linie zurückgedrängt. Dazu lenkten das katholische Bekenntnis des kurfürstlichen Hauses und seine Familienverbindungen mit katholischen Höfen den Blick nach dem Süden, vielleicht die verhängnisvollste Folge des Übertrittes von 1697. Mochte aber die Wahl so oder so getroffen werden, in beiden Fällen forderte das Interesse Sachsens die denkbar größte finanzielle und militärische Schlagfertigkeit des Staates, damit er als Freund oder Feind ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale werfen könne. Dies in der Weise Brühls zu versäumen und doch den Krieg zu schüren, war ebenso leichtsinnig wie gewissenlos.

Annäherung Sachsens an die preußenfeindlichen Mächte.

Die Parteistellung, die Sachsen seit 1744 ergriffen hatte, wurde durch den Dresdener Frieden in keiner Weise geändert; einen preußischen Antrag auf ein Verteidigungsbündnis wies Brühl ab (Anfang 1746). Vielmehr erstrebte er festere Anlehnung an die katholischen, namentlich an die bourbonischen Höfe, und unter diesen wieder besonders an Frankreich, wo ohnehin Graf Moritz von Sachsen, der Sieger von Fontenay, großen Einfluß besaß. Bereits im Jahre 1738 hatte die Tochter Friedrich Augusts, Marie Amalie Christine, dem König Karl III. von Neapel und Sizilien die Hand gereicht; im Jahre 1747 vermählte sich seine dritte Tochter Maria Josepha mit dem eben verwitweten Dauphin Ludwig von Frankreich. In demselben Jahre schloß sich eine doppelte Verbindung mit dem bayrischen Hofe, indem der Kurprinz Friedrich Christian (geb. 5. September 1722) die Prinzessin Maria Antonia Walpurgis von Bayern, deren Bruder, Kurfürst Maximilian Joseph, Maria Anna Sophia, die Schwester des Kurprinzen, heimführte. Brühl benutzte alle diese Beziehungen auch zu politischen Verbindungen. Im April 1746 bereits schloß er mit Frankreich einen Subsidienvertrag auf zwei Jahre ab, der im September 1747 auf denselben Zeitraum verlängert wurde und Sachsen gegen Zahlung von jährlich 2 Millionen Livres nur zur Neutralität im Österreichischen Erbfolgekriege verpflichtete. Ungleich wichtiger wurde jedoch ein andres Verhältnis. Als jenes österreichisch-russische Verteidigungsbündnis im Juni 1746 zustande gekommen war, und beide Mächte im März 1747 Sachsen zum Beitritt aufforderten, rieten die Geheimräte verständig ab, weil im Falle eines Krieges zwischen Preußen und Österreich Sachsen am meisten gefährdet sei und Österreich doch nur seine eigne Vergrößerung betreibe. Infolgedessen erfolgte auch ein förmlicher Beitritt nicht, aber Brühl gab seine Geneigtheit dazu auf Grund des Leipziger „Partagetraktats“ offen zu erkennen, und geschäftig schürten seitdem mit ihm die sächsischen Gesandten in Paris und Petersburg, die Grafen von Loß und von Funk, sowie die Gräfin Sternberg in Wien das Feuer gegen Preußen; ja Brühl ließ sogar, um den preußischen Gegenanstalten besser auf die Spur zu kommen, jede von Berlin an den preußischen Geschäftsträger in Dresden mit Post einlaufende Sendung heimlich abfangen und öffnen, wie es auch anderwärts üblich war. Begreiflich, daß auch Friedrich II. zu ähnlichen Mitteln griff. Schon seit dem Sommer 1747 versorgte ihn ein Sekretär der österreichischen Gesandtschaft in Berlin mit geheimen Nachrichten, seit 1752 auch der Kanzlist Menzel vom sächsischen Kabinettsministerium in Dresden.



Der Neumarkt zu Dresden im Jahre 1750.

Gemalt und gestochen von Bellotto-Canaletto.

Rechts die Hauptwache, dahinter die Frauenkirche, links das Gewandhaus.



England und Frankreich.

England und Preußen.

Gegenüber der wachsenden Spannung zwischen Preußen einerseits, Rußland, Österreich und Sachsen anderseits war das Hauptinteresse Englands unzweifelhaft die Erhaltung des Friedens in Deutschland, des alten Bündnisses mit Österreich und des guten Einvernehmens mit Preußen. Denn jede Störung dieser Verhältnisse gefährdete Englands Stellung gegenüber Frankreich. Aber die englische Politik wurde gekreuzt



291. James Oglethorpe, Gründer der Kolonie Georgia. (Zu S. 446.)
Nach einem Kupferstiche.

durch das persönliche Streben König Georgs II., sein welfisches Stammland neben oder auch wider Preußen eine maßgebende Rolle spielen zu lassen, und das führte ihn zum engen Anschluß an Österreich. Georg II. hatte den Prozeß wegen Ostfrieslands beim Reichshofrate anhängig gemacht, er betrieb die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König. Dazu weigerte sich die englische Regierung, die während des letzten Krieges gekaperten preußischen Handelsschiffe herauszugeben, die keineswegs immer mit „Kriegskontrebande“ befrachtet gewesen waren, und der britische Hochmut war empört, als Friedrich daraufhin endlich die Zahlungen für eine schlesische Schuldforderung englischer Kapitalisten einstellen ließ. Das Verhältnis wurde so gespannt, daß schon 1750 die beiderseitigen Gesandten abberufen wurden. Am 30. Oktober 1750

trat dann England sogar dem österreichisch-russischen Verteidigungsbündnis bei und gewährte zusammen mit Holland im Vertrage von Warschau (13. September 1751) Sachsen auf vier Jahre Subsidien im Betrage von jährlich 48000 Pfund Sterling, wobei die Seemächte zugleich die Verpflichtung übernahmen, Sachsen gegen jeden Angriff zu verteidigen, während dies 6000 Mann zu stellen versprach. Mit Rußland wurde über einen Subsidienvertrag wenigstens verhandelt.

Ausdehnung der englischen Ansiedelungen an der nordamerikanischen Ostküste.

Da kam eine völlige Wendung von einer ganz andern Seite. Der Zusammenstoß der englischen und französischen Ansiedler in Nordamerika ließ sich nicht mehr aufhalten. So bereitete sich jenseit des Ozeans der entscheidende Kampf um die Herrschaft des nordamerikanischen Kontinentes vor, und er bahnte in Europa eine vollständige Umgestaltung in den Beziehungen der Großmächte an. Die englischen Niederlassungen an der Ostküste entwickelten sich viel schneller als das französische Kanada mit seiner halbmittelalterlichen Verfassung (s. Bd. VI, S. 580 f.). Jene umfaßten schon im Jahre 1714 im ganzen 100000 Einwohner europäischer Abstammung. Kurz nachher, im Jahre 1733, war als letzte und dreizehnte Kolonie Georgia hinzugekommen, zu Ehren Georgs II. so benannt. Der Gründer wurde James Oglethorpe, der als Soldat und Parlamentsredner hervorragte, ein großmütiger Menschenfreund, aufopfernd und erfolgreich thätig für die Verbesserung der arg verwahrlosten englischen Gefängnisse. Erfüllt von dem Gedanken, Armen und Bedrängten eine neue Heimat jenseit des Ozeans zu gründen, erwirkte er 1732 einen Freibrief für das weite Flachland zwischen dem Savannah und Alatamaha und gründete eine Kolonisationsgesellschaft, die bald über sehr bedeutende Geldmittel verfügte. Mit 120 Ansiedlern landete er im Januar 1733 in Charleston (Carolina) und legte dann am Savannah die gleichnamige Stadt an, indem er zugleich, wie William Penn, durch friedlichen Vertrag die Indianer gewann. Später folgten stärkere Kolonistenscharen, darunter auch Schotten und evangelische Salzburger, und rasch entwickelte sich der Bau von Indigo und Seide; doch hemmte die Fortschritte anfangs der Mangel einer dem heißen, feuchten Klima gewachsenen Arbeiterbevölkerung, da Oglethorpe die Negersklaverei von Georgia ausschloß. Indes ist dies nicht von Dauer gewesen. Eine andre wichtige Gründung entstand an dem entgegengesetzten Ende der langen englischen Ostküste Nordamerikas, als die englische Regierung die nach dem Frieden von Aachen 1748 entlassenen Soldaten und Seeleute einigermaßen versorgen wollte. Auf ihre Veranlassung legten etwa 4000 Kolonisten die Stadt Halifax in Neuschottland an, das als der Schlüssel von Nordamerika betrachtet wurde und rasch aufblühte. Abgesehen noch von Neuschottland hatte die englisch gewordene Ostküste im Jahre 1740 schon 800000, um 1754 bereits 1200000 Einwohner. Um dieselbe Zeit war der Wert ihrer Ausfuhr auf 37 Millionen Livres, der ihrer Einfuhr auf $24^1/_2$ Millionen Livres gestiegen. Dagegen lebten in Kanada kaum 80000 Weiße, und diese meist in Unter-Kanada, seine Ausfuhr belief sich nicht höher als etwa 1700000 Livres, seine Einfuhr dagegen auf 5200000 Livres, so daß es also unverhältnismäßig viel an europäischen Erzeugnissen verbrauchte. Überlegen war die französische Kolonie den weitgedehnten, über einen Raum wie etwa von Petersburg bis Venedig verbreiteten und in ihrer natürlichen Beschaffenheit höchst verschiedenen englischen Niederlassungen durch die straffe politische Einheit und die Waffentüchtigkeit ihrer Bevölkerung. Denn die dreizehn englischen Provinzen hingen lediglich durch ihr Verhältnis zu England miteinander zusammen, besaßen außer der Post, die ein Generalpostmeister leitete, keinerlei gemeinschaftliche Einrichtungen, entbehrten deshalb auch lange des Gefühls der Zusammengehörigkeit und waren in militärischer Hinsicht wesentlich auf ihre Milizen angewiesen, deren Einberufung von den Behörden der einzelnen Kolonien

abhing. Daß diese sich indes zu schlagen verstanden, hatten bereits die Indianerkriege und die Eroberung des stark befestigten Louisburg im Jahre 1746 bewiesen (s. S. 429).

Zusammenstoß zwischen den englischen und französischen Kolonisten.

Der Aachener Friede hatte dem Kampfe in Nordamerika nur auf kurze Zeit ein Ende gemacht. Denn unaufhaltsam breiteten sich die englischen Kolonisten, bereits von zahlreichen deutschen Einwanderern unterstützt, westwärts nach dem Thale des Ohio hin aus. Schon im Jahre 1748 hatte sich in den mittleren Kolonien eine privilegierte Ohiokompanie gebildet, um Ansiedelungen im Westen der Alleghanies zu begründen, und 1750 waren die Vermessungsarbeiten schon bis in die Gegend des heutigen Louisville vorgedrungen, ihnen nach die Kolonisten mit Spaten, Pflug und Büchse. Unfähig, ihnen durch ähnliche Mittel die Spitze zu bieten, und doch entschlossen, sie am weiteren Vordringen zu hindern, weil sie sonst Kanada von Süden zu umfassen drohten, nahm der Gouverneur dieser Kolonie, La Galissonière, noch im Jahre 1748 das Ohiothal im Namen Frankreichs in Besitz und errichtete eine ganze Kette von Forts, um die Fortschritte der Engländer nach Westen hin ein für allemal zu verhindern. Das schien nicht besonders schwierig zu sein, denn die Indianer waren überall bereit, sich auf den ersten Kriegsruf an die Franzosen anzuschließen, sogar die den Engländern lange befreundeten Irokesen (s. Bd. VI, S. 528 f.). Als aber sein Nachfolger Duquesne in einem Winkel des Alleghanygebirges, da, wo die Wege aus Virginien und Pennsylvanien einmünden, am Zusammenflusse des Ohio und Monongahela, ein Fort anlegte, das er mit seinem Namen bezeichnete (jetzt Pittsburg), da kam es im März 1754 zum bewaffneten Zusammenstoß zwischen den Kolonisten. Virginische Milizen unter dem Oberstleutnant Georg Washington griffen ein, zersprengten am 28. Mai 1754 eine kleine französische Truppenabteilung und bauten etwas oberhalb jenes Forts ein andres, das sie Necessity nannten. Hier jedoch zwangen die Franzosen Washington nach einem mörderischen Kampfe zur Übergabe (3. Juli). Da erwachte zum erstenmal unter den englischen Kolonisten der Gedanke an eine „Union“ aller dreizehn Provinzen. Nach dem Plane Benjamin Franklins, des Generalpostmeisters (seit 1753), sollte ein von der Krone ernannter Generalgouverneur an die Spitze gestellt werden und, von einem aus den einzelnen Landesvertretungen gewählten Rate unterstützt, die Oberleitung führen. Indes war weder das Volk für diesen Gedanken reif, noch empfand die englische Regierung Neigung, durch eine solche Einrichtung das ohnehin schon sehr starke Selbstgefühl der Kolonisten zu steigern.

Bruch zwischen England und Frankreich.

England zeigte überhaupt keine Lust, um des Ohiothales willen mit Frankreich einen großen Krieg zu beginnen. Nach Pelhams Tode (6. März 1754) hatte dessen Bruder, der Herzog von Newcastle, die Leitung des englischen Ministeriums übernommen, ein anerkanntermaßen unentschlossener, ganz unbedeutender Herr, dem es nur durch starke Wahlumtriebe und einen großartigen Stellenkauf gelang, ein gefügiges Unterhaus zu erlangen (1754—61), und dem als die Hauptsache die Bewahrung des Friedens galt. Er unterhandelte deshalb auch zunächst mit Frankreich. Da dies jedoch als Hauptbedingung der Fortdauer des Friedens die beiderseitige Räumung des gesamten Gebietes zwischen den Alleghanies und dem Ohio aufstellte, was England nicht zugestehen konnte, ohne seine dortigen Ansiedler preiszugeben, so trat die Gefahr des Zusammenstoßes der beiden Westmächte immer näher, und überraschend schnell waren beide im Kriege. Denn am 7. Juni 1755 lieferte ein englisches Geschwader einem französischen auf der Höhe von Louisburg bei Neufundland ein siegreiches Gefecht, und da in Abwesenheit des Königs und ohne das soeben vertagte Parlament der Krieg formell nicht erklärt werden konnte, so gab das englische Ministerium dem Admiral Edward Hawke, der eben zum Auslaufen bereit lag, ohne weiteres den seeräuberischen Befehl, alle französischen Schiffe im nördlichen Atlantischen Ozean

wegzunehmen. Der ruchlose Raubzug brachte bis Ende 1755 etwa 300 französische Kauffahrer mit 8000 Matrosen und 30 Mill. Livres an Wert in die englischen Häfen. Noch ärger war die Vergewaltigung der friedlichen französischen Bevölkerung von Akadien (Neuschottland), einer Masse von 15000 Menschen. Da diese sich weigerte, dem König von England den Treueid zu leisten, weil die Grenzbestimmungen des Utrechter Friedens in der That unsicher waren (s. oben S. 124), so wurden Tausende



292. Admiral Lord Edward Hawke.
Nach dem Gemälde von Francis Cotes gestochen von John Hall.

von den Engländern gewaltsam nach den englischen Kolonien geführt, ihre Niederlassungen zerstört, ihre Herden verkauft. Dagegen wurde General Braddock, der mit etwa 2000 Mann englischer Truppen und virginischer Milizen ohne die gebotene Vorsicht über die Alleghanies durch den pfadlosen Urwald gegen das Fort Duquesne heranzog, von den mit den Franzosen verbündeten Indianern überfallen, er selber fiel, und nur die kaltblütige Umsicht Washingtons rettete den Rest (8. Juli). Darauf kamen alle Greuel eines Indianerkrieges über die Grenzen Virginiens und Pennsylvaniens. Und wie zu erwarten war: die französische Regierung forderte die Rückgabe der geraubten Schiffe und drohte im Weigerungsfalle mit Krieg (Dezember 1755).

Neue Bündnisse.

Zerfall des österreichisch-englischen Einvernehmens.

Angesichts solcher Verhältnisse mußte England sich nach Bundesgenossen auf dem Festlande umsehen, um Hannover zu schützen. Aber an Preußen dachte man dabei zunächst um so weniger, als dies noch im Februar 1753 einen Handelsvertrag mit Frankreich abgeschlossen hatte und das allgemeine Einverständnis dieser beiden Mächte feststand. Vielmehr schloß der englische Botschafter Williams in St. Petersburg am 30. September 1755 einen Subsidienvertrag mit Rußland ab, der den Engländern 70000 Russen zur Verfügung stellte, zunächst zu Verteidigungszwecken, zum Schutze Hannovers gegen einen französischen Angriff. Denn das altverbündete Österreich erwies sich in diesem Momente als ganz unzuverlässig. Den wesentlichsten Kitt des englisch-österreichischen Einverständnisses bildete das Interesse an der Verteidigung Belgiens gegen Frankreich. Eben das jedoch, was für den Handelsneid der Seemächte den österreichischen Besitz des Landes wertvoll erscheinen ließ, nämlich die vertragsmäßige Unterdrückung des belgischen Handels und Gewerbfleißes durch die Sperrung der Schelde, das machte für Maria Theresia diesen ohnehin entlegenen und fremdartigen Besitz beinahe wertlos und sie geneigt, ihn gegen ein besser gelegenes Gebiet zu vertauschen. Jedenfalls war sie sehr abgeneigt, für seine Verteidigung gegen Frankreich erhebliche Opfer zu bringen. Anderseits wollte England für die Wiedereroberung Schlesiens nichts thun. Darüber kam es zu gereizten Noten und endlich zur Trennung des alten Bündnisses. Wenn Graf Kaunitz, seit 1753 auswärtiger Minister, von den Seemächten die Verteidigung Belgiens wesentlich auf ihre Kosten in der bestimmtesten Weise forderte (April 1755), so verlangte England die Verstärkung der österreichischen Armee in Belgien um etwa 30000 Mann sowie die Aufstellung eines zweiten Heeres zum Schutze Hannovers; sonst, so erklärte Georg II. rund heraus, könne England nicht mehr der Verbündete Österreichs sein (1. Juni 1755). Da er aber wiederum auf das österreichische Begehren, sich an einem Angriffe gegen Preußen zu beteiligen, gar keine Antwort gab, so zerfiel darüber das österreichisch-englische Bündnis in Stücke.

Entfremdung zwischen Preußen und Frankreich.

Ganz ähnlich ergab es sich um dieselbe Zeit, daß Frankreich auf Preußen, mit dem es seit dem Ausbruche des Österreichischen Erbfolgekrieges zusammengestanden hatte, in einem Kriege mit England nicht rechnen könne, wobei König Friedrich auf die unthätige Haltung Frankreichs im zweiten Schlesischen Kriege hinzuweisen nicht verfehlte (Ende Juli 1755). Denn sein Streben war vor allem darauf gerichtet, den Kampf überhaupt von Deutschland fern zu halten, weil er sonst den Angriff Österreichs zu besorgen hatte. So lösten sich die alten überlieferten Bündnisse auf. Die Großmächte standen vereinzelt und immer mißtrauischer einander gegenüber.

Neutralitätsvertrag von Westminster.

Aber beinahe in demselben Augenblicke bahnten sich neue Verhältnisse an. Da England für den Schutz Hannovers weder auf Österreich noch unmittelbar auf Rußland rechnen konnte, so tauchte dort sehr bald, schon im August 1755, während König Georg II. auf seinem Sommersitze Herrenhausen bei Hannover verweilte, der Gedanke auf, ob man nicht Preußen wenigstens für einen beschränkten Zweck gewinnen könnte, da dies jedenfalls der Friedenspolitik des Königs Friedrich II. entsprach. Die ersten Andeutungen dieser Art begegneten bei diesem noch kühler Ablehnung; erst als er von dem englisch-russischen Vertrage Kenntnis erhielt, trat ein entscheidender Umschwung ein. Denn für ihn lag der entscheidende Punkt in dem Verhältnis zu Rußland. Geriet er mit Rußland in Krieg, so schlug auch Österreich los;

blieb Rußland ruhig, so wagte ganz sicher auch Österreich nichts; Rußland aber wagte allein ebenfalls nichts. Wenn er also für England die russische Hilfe überflüssig machte, so bedeutete das den Frieden überhaupt. Als daher Graf Holdernesse, der Staatssekretär für die deutschen und nordischen Angelegenheiten, dem preußischen Gesandten Michell am 26. November den englisch-russischen Vertrag mitteilte und die bündigsten Bürgschaften für den preußischen Besitzstand sowie Entschädigung für die preußischen Kauffahrer in Aussicht stellte, da entschloß sich König Friedrich darauf einzugehen, und am 16. Januar 1756 unterzeichneten die beiderseitigen Bevollmächtigen den Neutralitätsvertrag von Westminster. Beide Mächte gelobten sich Frieden und Freundschaft und verpflichteten sich, ihre Verbündeten (d. i. die Franzosen und Russen) von jedem Angriff auf die Gebiete beider abzuhalten, unter Umständen einem Einmarsch fremder Truppen in Deutschland mit Waffengewalt zu begegnen. Belgien wurde ausdrücklich davon ausgenommen.

Fürst Kaunitz und seine Politik.

Dies Abkommen legte, wie man hoffte, gleichzeitig den „russischen Bären" und Frankreich an die Kette, förderte aber thatsächlich eine ganz neue Gruppierung der Mächte, an der von Wien aus schon seit Jahren gearbeitet wurde. Die Seele dieser Pläne war Wenzel Anton Fürst von Kaunitz-Rietberg.

Als Sprößling eines altmährischen Geschlechts war er am 2. Februar 1711 geboren, hatte seine Studien in Wien, Leipzig und Leiden gemacht, dann große Reisen unternommen und war noch sehr jung in den diplomatischen Dienst getreten. Im Jahre 1734 befand er sich als kaiserlicher Kommissar in Regensburg, während des Erbfolgekrieges vertrat er Österreich mit großem Geschick in Rom und Turin, begleitete 1744 Karl von Lothringen auf seinen Statthalterposten nach Brüssel und nahm endlich als Gesandter in London am Aachener Friedenskongresse teil. Nachher ging er in gleicher Stellung nach Versailles (1751—1753), aber schon im Jahre 1753 übernahm er als Konferenzminister und Geheimer Hof-, Haus- und Staatskanzler die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

Kaunitz war bei allen seinen wunderlichen Eigenheiten jedenfalls einer der bedeutendsten Staatsmänner, die Österreich jemals besessen hat. In seinen Lebensgewohnheiten zeigte der große schlanke Herr mit den regelmäßigen feinen Zügen, den großen blauen, ruhig forschenden Augen den vollendetsten Egoisten. Seine Gesundheit suchte er durch ein äußerst regelmäßiges Leben und peinlichste Vorsicht gegen jede Erkältung zu erhalten, der Gedanke an den Tod war ihm fürchterlich. Er machte ein großes Haus, hielt täglich offene Tafel, zeigte lebendiges Interesse für Theater, Kunst und Musik. Aber seinen Eigenheiten mußte sich auch hier alles fügen, und selbst die Kaiserin verzichtete darauf, ihn darin zu beeinflussen, seit er ihr einmal, als sie ihm Vorstellungen über manches, was ihr in seinem Privatleben mißfiel, machte, kaltblütig geantwortet hatte: „Madame, ich bin hierher gekommen, um mit Ihnen über Ihre Angelegenheiten zu sprechen, aber nicht über die meinigen." Zum Staatsmann überhaupt geschaffen durch seine Menschenkenntnis, sein sicheres Urteil, seine unerschütterliche Festigkeit, seine undurchdringliche Schweigsamkeit, seine Unbestechlichkeit, wiewohl er bei seiner Neigung zur Verschwendung, trotz eines Gesamteinkommens von 78000 Gulden, immer in Schulden steckte, kannte er nur eine ganz nüchterne österreichische Interessenpolitik, wie sie mit solcher Unbefangenheit, mit so klarem Bewußtsein noch keiner vertreten hatte. In der rettungslosen Auflösung des Deutschen Reiches durch Gebietserwerbungen und enge Verbindung mit den katholischen Ständen möglichst viel für Österreich zu gewinnen, es zur herrschenden Macht in Mitteleuropa zu erheben, deshalb Preußen zu zerstören und damit zugleich die selbständige Machtstellung des deutschen Protestantismus zu zertrümmern, das waren seine Ziele. Persönlich waren allerdings diesem französisch gebildeten Freigeist die konfessionellen Unterschiede ziemlich gleichgültig, und für Friedrich den Großen hegte er persönlich eher Bewunderung, so daß er bei der Nachricht von seinem Tode (1786) in die Worte ausbrach: „Wann wird wieder ein Monarch wie



293. Wenzel Anton Fürst von Kaunitz-Rietberg
im Toison-Ordensgewande.

Nach dem im Besitze der Akademie der bildenden Künste zu Wien befindlichen Gemälde von Joh. Babt. v. Lampi d. Ä. aus d. J. 1786.

Kaunitz Rietberg

dieser das Diadem adeln!“ Aber er wußte sehr wohl seine persönlichen Gefühle von den Plänen des Staatsmannes zu trennen. Ganz anders Maria Theresia. Bei ihr entsprangen solche Bestrebungen nicht aus nüchterner Berechnung, sondern aus einem leidenschaftlichen, stolzen Herzen. Sie haßte Friedrich den Großen nicht nur als den Räuber Schlesiens, sondern auch als Freigeist, als Vertreter des Protestantismus, in dem sie nur Abfall von Gott erblicken wollte. Diese katholische Gesinnung war es auch hauptsächlich, die den Gedanken an ein Bündnis mit Frankreich hervorrief, so widerwärtig der Kaiserin auch die Leichtfertigkeit des Versailler Hofes war, und so wenig Kaunitz die Franzosen liebte. Aber auch noch andre Erwägungen wiesen auf Frankreich. Seitdem es den Bestand Österreichs anerkannt hatte, stieß es mit österreichischen Sonderinteressen eigentlich nirgends so zusammen, daß eine Vereinbarung



294. Kardinal François Joachim Pierre de Bernis.
Nach dem Kupferstiche von Augustin de St. Aubin.

L'abbé de Bernis

deshalb unmöglich gewesen wäre. In Italien waren zwar beide Mächte Nebenbuhler, doch Franz Stephan im Besitze Toscanas zu lassen, mußte auch Frankreich wünschen, weil ihm sonst die Aussicht auf die Erwerbung Lothringens verloren ging. Dazu aber, Belgien, falls Frankreich dies ganz oder teilweise für sich begehrte, gegen ein andres, besser gelegenes Gebiet einzutauschen, war Österreich gern bereit.

Einleitung zu dem österreichisch-französischen Bündnis.

Diese Gedanken hatte Kaunitz als Gesandter 1751—53 in Versailles vertreten, doch noch ohne sichtbaren Erfolg, so daß er sogar ohne Hoffnung auf ihre Verwirklichung seinen Gesandtschaftsposten aufgab und die weiteren Verhandlungen seinem Nachfolger Graf Georg Adam von Starhemberg überließ, während er selbst die Oberleitung des auswärtigen Amtes als Haus-, Hof- und Staatskanzler übernahm. Aber erst, als das österreichisch-englische Verhältnis in die Brüche ging, faßte die österreichische Staatskonferenz im August 1755 die entscheidenden Beschlüsse. Sie bot Frankreich einen Teil Belgiens für den spanischen Infanten Philipp gegen Abtretung von Parma und Piacenza, für den französischen Prinzen Conti die polnische Wahlkrone, wenn Frankreich

Preußen im Stiche lassen und dazu helfen wollte, es auf den Stand vor dem Dreißigjährigen Kriege zurückzuwerfen. Diese Zustimmung vorausgesetzt, sollte der Krieg im Frühjahr 1756 beginnen. Und kein Zweifel: die österreichische Diplomatie zeigte sich hier der französischen weit überlegen. War es denn wirklich für Frankreich vorteilhaft, Österreichs Macht in der Weise, wie es Kaunitz plante, zu verstärken, in Preußen, gegen alle langjährigen Überlieferungen der bourbonischen Politik, den Staat, der dem Hause Habsburg-Lothringen das Gleichgewicht hielt, zu zerstören und die eigne Kraft für so höchst zweifelhafte Vorteile in einem Landkriege einzusetzen, statt sie in den unvermeidlichen See- und Kolonialkrieg gegen England zu werfen, wo die höchsten Preise lockten? Die Mehrzahl der politisch denkenden Franzosen trat durchaus für diesen letzteren Gedanken ein; für das österreichische Bündnis waren nur der König und sein Hof, vor allem seine Mätresse, die Marquise de Pompadour, und ihr Vertrauter, Abbé Bernis, nicht die Mehrheit des Staatsrats, namentlich nicht der Minister des Auswärtigen, Rouillé. Dabei bestimmten Ludwig XV. und seine Höflinge ebensowohl derselbe sogenannte kirchliche Eifer, der Ludwig XIV. zur Aufhebung des Edikts von Nantes verführt hatte, als die persönliche Abneigung gegen Friedrich und seine scharfe Zunge. Das besondere Verdienst, den Zuträger zu machen, erwarb sich dabei Voltaire, nachdem er unter für ihn sehr peinlichen Umständen aus dem Dienste des Königs geschieden war (s. unten). Mit den wahren Interessen Frankreichs hatten solche persönliche Gründe nichts zu thun; wenn Frankreich zu solchen Zwecken Österreich unterstützte, so spannte es sich an den Siegeswagen der Habsburger und gab, wie der französische Historiker Henry Martin scharf, aber treffend sagt, „ein Beispiel von Wahnwitz, von blödsinnigem Verrat am eignen Selbst, wie kaum ein zweites in der Geschichte zu finden ist."

So rasch, wie Kaunitz gewünscht hätte, ging nun auch der französische Hof doch nicht auf die österreichischen Pläne ein, er suchte vielmehr den Bruch mit Preußen noch zu vermeiden, sandte deshalb noch im Januar 1756 den Marquis Nivernois in besonderem Auftrage nach Berlin.

Bruch zwischen Frankreich und Preußen.

Aber wenige Tage nach seiner Ankunft wurde der Neutralitätsvertrag von Westminster unterzeichnet, ohne daß Friedrich davon das verbündete Frankreich zuvor benachrichtigt hätte. Ludwig XV. war persönlich tief verletzt nicht von dem Abkommen an sich, das ja den Franzosen das österreichische Belgien preisgab, sondern vielmehr darüber, daß sich der König ohne sein Wissen mit England eingelassen habe, und die letzten Bemühungen des Königs, den französischen Hof zu begütigen, blieben fruchtlos. Zwar Nivernois zeigte großes Entgegenkommen, aber sein König wollte davon nichts wissen, am wenigsten von einer Erneuerung des demnächst ablaufenden französisch-preußischen Bündnisvertrages vom 5. Juni 1744 (s. oben S. 416), wies vielmehr Nivernois an, abzureisen. Am 2. April verließ dieser die preußische Hauptstadt.

Bündnis von Versailles.

Das trieb nun die Dinge rascher vorwärts. Am 1. Mai 1756 wurde in Versailles das langerstrebte Bündnis zwischen Österreich und Frankreich unterzeichnet. Beide Staaten verbürgten sich ihren Besitzstand und versprachen sich Hilfe für den Fall eines Angriffs; die bourbonischen Höfe in Spanien und Neapel sollten zum Beitritt aufgefordert werden. Eine Schwächung Preußens über den Verlust von Schlesien und Glatz hinaus wollten damals die Franzosen noch nicht; dafür aber stand ihnen die Abtretung Belgiens in Aussicht. Einen letzten Versuch Englands, trotz seiner neuen Verbindung mit Preußen den Bruch mit Österreich zu vermeiden, wies Maria Theresia kurz und entschieden mit den Worten ab: „Ich und der König von Preußen sind unvereinbar, und keine Rücksicht auf der Welt soll mich je bewegen, in eine Vertragsgenossenschaft einzugehen, an der er teil hat."

Rußland drängt zum Kriege.

Während die beiden „katholischen" Mächte noch bedächtigen Schrittes vorwärts gingen, drängte Rußland hastig zum Äußersten. Schon am 25. und 26. Mai 1753 hatte der russische Staatsrat in einer langen Sitzung zu Moskau das Streben nach der Schwächung Preußens als den leitenden Grundsatz der russischen Politik aufgestellt; als der Subsidienvertrag mit England vorübergehende Aussichten auf englischen Beistand eröffnet hatte, faßte der Staatsrat geradezu den Beschluß, Preußen ohne weitere Verhandlungen anzugreifen, sobald es von einer verbündeten Macht (Österreich oder England) angefallen werde (7. Oktober 1755). Obwohl nun bald die Aussicht auf englische Hilfe schwand, so hielt doch die Zarin, zunächst gegen die Stimme Bestushews, der das Einvernehmen mit England noch nicht preisgeben wollte, an ihrem Angriffsgedanken fest und schlug im April 1756 den unverzüglichen Angriff auf Preußen und die Teilung desselben in der Weise vor, daß Österreich Schlesien und Glatz, Polen Ostpreußen, Rußland Kurland und Semgallen, Schweden ganz Pommern, Sachsen Magdeburg erhalten sollte. Kaunitz versicherte dazu seine volle Zustimmung, wollte aber um des Einverständnisses mit Frankreich willen den Beginn des Krieges auf das Jahr 1757 verschoben wissen und machte infolgedessen in Versailles eingehende Vorschläge (Mai 1756). Danach sollte Frankreich zur Eroberung Schlesiens und zu noch weitergehender Schwächung Preußens seine militärische Hilfe leihen, dafür Luxemburg, Chimay und Beaumont erhalten, Österreich dagegen außer Schlesien Parma und Piacenza bekommen und den gegenwärtigen Inhaber derselben, Philipp von Spanien, mit dem übrigen Belgien entschädigen. Ein Kabinettsschreiben vom 29. Juni sprach zu diesen Absichten die volle Beistimmung Ludwigs XV. aus.

Friedrichs II. Lage.

Thatsächlich war also das Einverständnis zwischen Rußland, Österreich und Frankreich so gut wie hergestellt. Auf England aber konnte Preußen vorläufig wenig rechnen, denn der glänzende Angriff der Franzosen auf Menorca und die Einnahme der tapfer verteidigten Seefeste am 28. Juni 1756, der Admiral Byng mit der schlecht ausgerüsteten englischen Flotte keine Hilfe zu bringen wagte, hatte den Krieg zwischen den beiden Westmächten auch in den europäischen Gewässern zum vollen Ausbruch gebracht. Auf sich und seine Kraft allein angewiesen, stand Friedrich einer furchtbaren Koalition gegenüber, die seinen Staat von Osten, Süden und Westen umklammerte. Noch im Mai 1756, als der neu ernannte englische Gesandte, Andrew Mitchell, sich ihm in Potsdam vorstellte, hatte er daran nicht glauben wollen, sondern angenommen, daß England im stande sein werde, Rußland bei seinem Vertrage von 1755 festzuhalten. Erst zu Anfang Juni schöpfte er aus einer Meldung aus dem Haag Verdacht, und um Mitte des Monats erhielt er durch den Verrat des sächsischen Kanzlisten Menzel aus Dresden die Berichte des sächsischen Gesandten in Petersburg und dazu einen andern des sächsischen Gesandten in Wien, des Grafen Fleming, die ihm Sicherheit über den russisch-österreichischen Angriffsplan brachten. Andre Nachrichten und Meldungen von starken österreichischen Truppenbewegungen nach Böhmen und Mähren kamen hinzu, und am 21. Juli lief aus dem Haag nach einer Depesche des holländischen Gesandten in Petersburg, de Swart, die vertrauliche Mitteilung ein, der österreichisch-russische Angriff sei unabwendbar und nur aus Rücksicht auf den unfertigen Zustand der Rüstungen bis zum Frühjahr 1757 verschoben worden.

Entschluß zum Kriege.

Der König hatte wahrlich den Frieden gewollt; lagen aber die Dinge so, wie ihm gemeldet wurde, war seine Rechnung vom Januar 1756, wie er sich jetzt eingestehen mußte, falsch, stand er wirklich vor einem Kampfe um Sein und Nichtsein, dann blieb nur eine Hoffnung: durch raschen Angriff die werdende Koalition zu sprengen, noch ehe sie Zeit hatte, ihre erdrückende Übermacht zu entfalten. Der erste Stoß sollte Sachsen treffen, dessen feindliche Haltung bekannt, dessen militärische

295. Friedrich Wilhelm von Seydlitz.
Nach dem Gemälde im Ständehause zu Ohlau.



Unentbehrlichkeit für Preußen bei einem Kriege mit Österreich durch die Feldzüge der Jahre 1744 und 1745 klar erwiesen war. War Sachsen überwältigt, dann wollte Friedrich in Böhmen einbrechen, die Österreicher bei Prag schlagen und Winterquartiere im Lande nehmen. Vielleicht daß dann Maria Theresia die Hand zum Frieden bot, überrascht wie sie war und vorläufig ohne Aussicht auf das Eingreifen ihrer Bundesgenossen. Eben aus diesem Grunde sollte der Beginn des Kampfes bis Ende August verschoben werden, weil dann die Russen und Franzosen nicht mehr heran kommen konnten.

Preußische Heerführer.

So war der Plan, den der König mit seinem Vertrauten Winterfeldt, dem Intendanten von Retzow, den Generalen Schwerin, Keith, Schmettau und dem Herzog Ferdinand von Braunschweig entwarf. Ausgezeichnete Generale, wie vor allem die genialen Reiterführer Friedrich Wilhelm von Seydlitz (1721—73) und Hans Joachim von Zieten (1699—1786) waren an seiner Seite. Das Heer hatte bereits seit dem Juni die nötigen Weisungen erhalten und stand jetzt schlagfertig da, im Staatsschatz lagen 18 Millionen Thaler, genug für einen zweijährigen Feldzug. Doch nicht ein solcher, sondern ein siebenjähriger Heldenkampf, wie ihn Deutschland noch nicht erlebt hatte, stand bevor.

Seydlitz stammte aus einem märkischen Adelsgeschlecht, war aber in Kalkar im Herzogtum Kleve am 3. Januar 1721 geboren, wo sein Vater, damals Rittmeister im Kürassierregiment Markgraf Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, als Werbeoffizier stand. Als der Vater schon 1728 als Forstmeister in Ostpreußen starb, hinterließ er seine Witwe mit drei Kindern in sehr beschränkten Verhältnissen. Sie siedelte nach Friedewalde a. d. Oder über, wo ihr ältester Sohn die Schule besuchte und sich eine bessere Bildung aneignete, als die Mehrzahl seiner Standesgenossen, unter anderm Französisch, etwas Latein und ein auffallend gutes Deutsch lernte. Daneben hatte seine Mutter eine ernste religiös-sittliche Gesinnung in ihm entwickelt. So ausgerüstet, kam er 1734 als Page an den kleinen Hof des früheren Regimentschefs seines Vaters in Schwedt. Unter den Augen dieses unternehmungslustigen und in allen körperlichen Übungen ausgezeichneten Herrn lernte er Geistesgegenwart und Kühnheit und eine vollendete Meisterschaft in der Behandlung des Pferdes. Im Februar 1740 ernannte ihn König Friedrich Wilhelm I. zum Kornett im Kürassierregiment des Markgrafen, und im Dezember desselben Jahres rückte er mit in Schlesien ein. Gegen Ende des ersten Schlesischen Krieges, am 20. Mai 1742, bestand er mit nur 30 Kürassieren in der Nähe von Troppau ein Gefecht gegen große Übermacht mit so glänzender Auszeichnung (obwohl er sich schließlich ergeben mußte), daß König Friedrich II. ihn noch vor dem Frieden auswechseln ließ und ihn 1743 zum Rittmeister im Husarenregiment von Natzmer Nr. 4 beförderte, das zu Trebnitz in Schlesien in Garnison lag. Diese neugebildete Truppe wußte der junge Offizier bald in der vorzüglichsten Weise zu schulen und ging mit ihr 1744 nach Böhmen ins Feld. Bei Hohenfriedberg, Soor und Katholisch-Hennersdorf that er sich ruhmvoll hervor, und Winterfeldt nannte ihn damals bereits „einen Offizier, der nicht zu verbessern ist“. Als Major kehrte er, noch nicht 25 Jahre alt, in seine schlesische Garnison zurück. Im Oktober 1752 übernahm er als Oberstleutnant den Befehl über das zu Treptow a. d. Rega stehende Dragonerregiment Prinz Friedrich von Württemberg Nr. 12, schon 1753 das Kürassierregiment von Rochow Nr. 8 in Ohlau in Schlesien, das er bald in ein Musterregiment umschuf und seit 1755 als Oberst führte.

Mit dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges brach der Tag seines strahlenden Ruhmes an. Er war eine echt soldatische Erscheinung, nur mittelgroß, aber schlank und elastisch, gebieterisch und doch von höchst einnehmendem Wesen, dabei ein treuer Freund und ein wohlwollender Berater. Unübertroffen zeigte er sich bald in der blitzschnellen Erfassung des zum Angriff geeigneten Moments und in der ebenso umsichtigen und kühnen wie unwiderstehlich nachdrücklichen Führung der gewaltigsten Reitermassen aller Waffen, die vielleicht jemals auf europäischen Schlachtfeldern zusammen verwendet worden sind. So wurde er zu einem der größten Reiterführer aller Zeiten.

Bei weitem nicht so genial wie Seydlitz, aber viel volkstümlicher als dieser war sein wesentlich älterer Kamerad, Hans Joachim von Zieten, der Sohn eines kleinen, armen märkischen Adelsgeschlechts, das aber seit mindestens dem 14. Jahrhundert fest auf seiner Scholle saß. In Wustrau an der Südseite des Ruppiner Sees unweit von Rheinsberg erblickte der Knabe als drittes Kind von sieben Geschwistern und als Sohn des Joachim Matthias von Zieten am 14. Mai 1699 das Licht der Welt. Der Vater, ein wackerer Landwirt, der nichts sein eigen nannte, als sein Gut von etwa 4000 Thalern Wert, konnte seinen Kindern keine höhere Ausbildung geben lassen, obwohl es eine Fabel ist, daß der junge Zieten nicht einmal schreiben gelernt habe, und in sehr engen Verhältnissen verstrichen dem aufgeweckten, aber kleinen und



296. Hans Joachim von Zieten.

Nach dem Gemälde von A. D. Therbuschen gestochen von D. Berger.

schwächlichen Hans Joachim die Jugendjahre. Auch die ersten Jahre seiner militärischen Laufbahn waren mühselig und trübe. Wenig über 16 Jahre alt, trat er 1716 als Freikorporal (etwa Avantageur) in das Neuruppiner Infanterieregiment und wurde 1720 zum Fähnrich ernannt, dann aber, da man seinen Körperkräften nicht viel zutraute — und in der That war er häufig leidend — in der Beförderung mehrfach übergangen und endlich 1724 entlassen. Erst 1726 gelang es ihm, ein Leutnantspatent für das in Insterburg stehende Dragonerregiment von Wuthenow zu erhalten. Er verwickelte sich aber hier bei seinem reizbaren und heftigen Temperament als Premierleutnant in Streit mit seinem Rittmeister, der 1730 mit einem Duell endete und für Zieten zur Kassation führte. Doch nahm ihn der König wieder zu Gnaden an und versetzte ihn noch im Oktober desselben Jahres zu den neu errichteten Leibhusaren in Potsdam, bei denen er schon 1731 zum Rittmeister befördert wurde. Noch bot freilich diese Stellung, da die Husaren damals meist nur zu Polizei- und Depeschendienst verwendet wurden, wenig Gelegenheit zur Entfaltung militärischer Fähigkeiten.

Erst auf dem thatenlosen Rheinfeldzug 1734—35, den Zieten mit einer Abteilung seiner Husaren neben österreichischen mitmachte, entfaltete er seine Findigkeit und Verwegenheit in einer Reihe von kecken Rekognoszierungsritten. Als Major zurückgekehrt, gründete er sich 1737 durch Vermählung mit Leopoldine Judith von Jürgaß (gest. 1756) eine glückliche Häuslichkeit, die ihn auch für sein schlechtes Verhältnis zum Regimentskommandeur von Wurmb entschädigen mußte. Erst die mit Ende des Jahres 1740 beginnende große Kriegsperiode gab Zieten Gelegenheit, seine besondere Begabung zu entfalten, namentlich als die Schlacht bei Mollwitz den König über die Notwendigkeit, seine Reiterei gründlich umzugestalten, belehrt hatte. In dem Gefecht bei Rothschloß am 17. Mai 1741 gab Zieten zuerst eine Probe seiner Energie im Angriff und verdiente sich den Orden Pour le mérite; im Februar 1741 drang er von Mähren aus mit seinen Husaren bis Stockerau vor Wien vor und setzte die Hauptstadt in Schrecken. Nach dem Kriege übernahm er als Oberst den Befehl über ein neugebildetes Husarenregiment und bildete seine Leute nach dem Reglement von 1743 ebensowohl für schneidiges Einhauen wie für kühne Rekognoszierungsritte aus. Im zweiten Schlesischen Kriege half er den Rückzug aus dem südlichen Böhmen decken und führte dann vor der Schlacht bei Hohenfriedberg mit etwa 600 Husaren durch ein von weit überlegenen feindlichen Truppen besetztes Land den berühmten 90 km langen Ritt von Frankenstein nach Jägerndorf aus, um dem Markgrafen Karl von Schwedt den Befehl zur Vereinigung mit dem König zu überbringen (s. oben S. 419). Auch bei Hohenfriedberg und beim Einmarsche in Sachsen wirkte er kräftig mit. Als ein vom Volksmunde gefeierter Held zog Zieten, bereits seit 1744 Generalmajor, nach dem Frieden in seiner Garnison Berlin ein. In den elf Friedensjahren besaß er nicht immer die volle Gunst des Königs, weil er, wie es scheint, es nicht so recht verstand, die strenge Zucht unter den Offizieren seines Regiments aufrecht zu erhalten und gelegentlich mit einem ungarischen Reiterführer, der vorübergehend beim König viel galt, in heftigen Wortwechsel geriet. Aber kurz vor dem Ausbruche des Krieges wurde er Generalleutnant. Ein Menge von halbsagenhaften Erzählungen, die sich früh an seinen Namen geknüpft haben, berichten von seinem offenen Freimut, seiner List, Kühnheit und Tapferkeit und lassen erkennen, daß er schon bei Lebzeiten zu einer Art Idealfigur preußischen Soldatentums und zum Volksliebling geworden war.

---

ie
t Ver-
ungen.

narsch in
achsen.

Apres la fasson Outragente dont Votre Cour se comporte
envers moy, vousnetrouverez point etrange que je
ne repons point au Ministre de france, mais a mon
Viel amy, je suis faché de Votre Depart, et
vous pouvez etre persuadé que je ne ferai
nonseulement des Voeux pour Votre Santé mais
encore pour Votre fortune faite mes Complimens
a mes amis dans Le pais ou Vous allez si j'en ai
encore; pour moy je Vois toute Les Extravagances
qui arivent avec sang froit, et vous pouvez etre persuadé
que bien loin d'en Etre Decouragé ce n'est un Nouvel
Equillon qui m'animera a faire L'Impossible possible
L'année qui Vient, adieu mon cher Valory je vous
souhaite unheureux Voyage

Federic

ce 2 de Nov. 1756

Brief Friedrichs II. an den französischen Gesandten in Berlin
bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges.

Brief Friedrichs II. an Guy Henri Marquis von Valori, franz. Gesandten in Berlin.

(Das Original befindet sich im Familienarchiv des Marquis von Valori in Château-Renard.)

Nach der beleidigenden Art, wie Euer Hof sich gegen mich benimmt, werdet Ihr nicht seltsam finden, daß ich dem französischen Minister nicht antworte, sondern meinem alten Freunde; ich bedaure Eure Abreise, und Ihr könnt überzeugt sein, daß ich nicht nur für Eure Gesundheit, sondern auch für Euer Glück das Beste wünsche. Grüßet meine Freunde in dem Lande, wohin Ihr geht, wenn ich noch welche habe; was mich betrifft, so sehe ich alle Extravaganzen, welche vorkommen, mit kaltem Blut, und Ihr könnt überzeugt sein, daß mich das durchaus nicht entmutigt, sondern mir ein neuer Sporn ist, der mir den Mut gibt, im nächsten Jahre das Unmögliche möglich zu machen.

Lebt wohl, mein lieber Valory, ich wünsche Euch eine glückliche Reise.

Fredric

am 2. Nov. 1756.

Der Siebenjährige Krieg (1756—63).

Friedrich der Große im Angriff. (1756—58.)

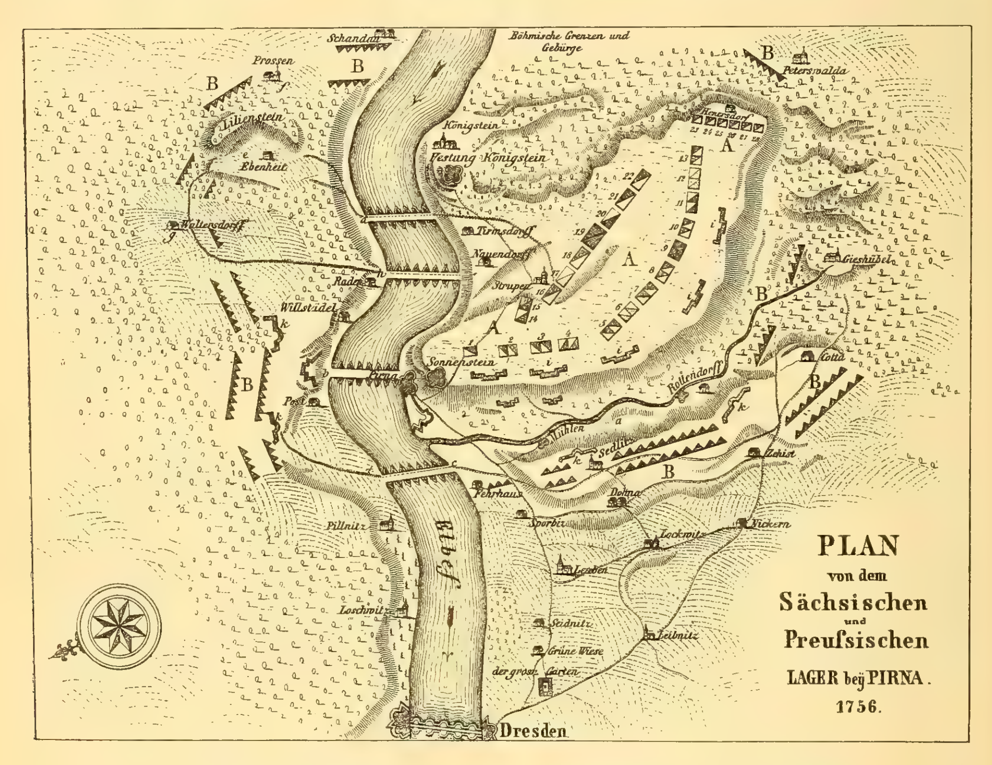
Die letzten Verhandlungen.

Auf das Andringen des englischen Gesandten Mitchell, mit dem der König bald mit der größten Offenheit verkehrte, hatte sich Friedrich am 18. Juli entschlossen, noch einmal in Wien eine Anfrage zu stellen in bezug auf die Rüstungen in Böhmen und Mähren. Darauf gab die Kaiserin dem preußischen Gesandten Klinggräffen im Beisein des Fürsten Kaunitz in Schönbrunn die sorgfältig überlegte Antwort: da die allgemeinen Angelegenheiten sich in einem Zustande der Gärung befänden, so habe sie es für zweckmäßig erachtet, für ihre und ihrer Verbündeten Sicherheit Maßregeln zu ergreifen, welche jedoch niemand zum Nachteil gereichen sollten (26. Juli 1756). Am 2. August vormittags brachte der Kabinettssekretär Eichel dem König diese eben eingelaufene Antwort nach Sanssouci. Sehr wenig befriedigt von so nichtssagenden Redewendungen, erließ jetzt Friedrich die Befehle zur Mobilisierung und zum Ausmarsch und wies seinen Vertreter in Wien an, kurzweg Auskunft darüber zu verlangen, ob Österreich und Rußland ihn 1756 oder 1757 oder gar nicht anzugreifen gedächten (18. August). Die Antwort auf diese Anfrage lehnte Kaunitz einfach ab mit der formell richtigen, sachlich aber falschen Begründung, daß die Kaiserin mit Rußland kein Angriffsbündnis geschlossen habe (21. August), und das war auch eine Antwort. Am 25. August erhielt der König diese Depesche, am 26. ergingen die Befehle zum sofortigen Einmarsch seiner Truppen in Sachsen; am 28. August, einem Sonnabend, früh zwischen 4 und 5 Uhr, empfing Friedrich fertig zum Aufbruch, noch einmal den englischen Gesandten, dann stieg er auf dem Paradeplatz in Potsdam zu Pferde und setzte sich an die Spitze der hier versammelten Regimenter. An demselben Tage noch überschritten die preußischen Vortruppen die sächsische Grenze, am Sonntag Abend bereits ritten die preußischen Husaren in Leipzig ein. Im letzten Augenblick wurde der sächsische Gesandte in Berlin in Kenntnis gesetzt.

Einmarsch in Sachsen.

In drei Heersäulen erfolgte der preußische Einmarsch in Sachsen. Von Halle kam der Herzog Ferdinand von Braunschweig, längs der Elbe, mit der Richtung auf Dresden der König selbst, durch die Lausitz der Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern (geb. 1715). Etwas später (20. September) drang Schwerin über Nachod mit 27 000 Mann in Böhmen ein. Durch eine Armee von 70 000 Mann mit 224 Geschützen überflutet, büßte Sachsen, was der Leichtsinn seiner Beherrscher verschuldet hatte. Umsonst hatte Rutowski, als sich die drohenden Anzeichen häuften, auf Befestigung von Wittenberg, Torgau und Pirna, auf Vermehrung und Konzentration des schwachen Heeres gedrungen; jetzt blieb kaum Zeit, die vereinzelten Regimenter in atemlosen Eilmärschen nach einer festen Stellung auf der Hochfläche östlich von Pirna zu bringen, wobei die Armee sich auf den Königstein stützte. Nach dieser unersteiglichen Bergfeste begab sich auch der Kurfürst mit Brühl. Von einer Rettung der großen Waffenvorräte in Dresden konnte keine Rede sein. Das Land zu decken, war freilich in der gewählten Stellung unmöglich. Demnach wäre es wohl das klügste gewesen, wenigstens das Heer möglichst ungeschädigt über Nollendorf nach Böhmen zu führen, aber Rutowski wollte nichts davon hören, daß man sich Österreich so unbedingt in die Arme werfe; er hoffte auf rechtzeitiges Erscheinen der selbst vollkommen überraschten Österreicher. Außerdem meinte der sächsische Hof seine Neutralität bewahren zu

können, da er ja den preußenfeindlichen Bündnissen formell nicht beigetreten war, und in der That forderte Friedrich zunächst (schon am 29. September) nur den „ohnschädlichen Durchmarsch“ durch Sachsen, wie 1744, aber auch den Abzug der sächsischen Armee in ihre Garnisonen, damit er Herr seiner Straßen bleibe. Doch darüber wurde vergeblich verhandelt, und so besetzten die Preußen bereits am 9. September ungehindert Dresden. Friedrich behandelte die hier zurückgebliebenen Mitglieder der kurfürstlichen Familie mit vieler Artigkeit; aber eine Anzahl der wichtigsten Aktenstücke, die ihn über die Verhandlungen seiner Feinde Auskunft geben sollten, ließ er der



297. Einschließung des sächsischen Lagers durch die preußische Armee bei Pirna (1756).
A Sächsisches Lager. B Preußische Stellungen erst links, dann rechts der Elbe.

Kurfürstin, welche die Schränke in ihrem Zimmer aufbewahrte, fast mit Gewalt abnehmen. Aus ihnen stellte dann sein späterer Minister Ewald Heinrich von Hertzberg die Denkschrift zusammen, um Friedrichs Vorgehen gegen Sachsen, das der Mitwelt zunächst als ein friedensbrecherischer Überfall erschien, zu rechtfertigen („Mémoire raisonné sur la conduite des cours de Vienne et de la Saxe“). Bereits am 10. September übersah der König von Groß-Sedlitz westlich von Pirna aus das ganze sächsische Lager; am nächsten Tage hatte er es mit 32 000 Mann völlig eingeschlossen. Noch hoffte er ohne Kampf mit Sachsen zu Ende kommen zu können. Indes bald war davon gar keine Rede mehr. Denn im Besitz fast des ganzen Landes, forderte Friedrich am 14. September durch Winterfeldt den Anschluß Sachsens. Indem der Kurfürst diese Forderung bestimmt abwies, weil er bereits an Österreich gebunden sei (10. September), trat der vollständige Kriegszustand ein; am 21. September fielen bei Pirna die ersten Schüsse.

Schlacht bei Lobositz.

Da bei der schlechten Verproviantierung und dem rauhen Herbstwetter — nur der Hof ließ sich mit Friedrichs Zulassung nichts abgehen — ein langes Ausharren der Sachsen nicht möglich war, so ließen die sächsischen Generale den im nördlichen Böhmen befehligenden kaiserl. königl. Feldmarschall Browne auffordern, auf dem rechten Elbufer zu ihrem Entsatze zu marschieren, sie selbst wollten dann den Strom überschreiten und sich mit ihm vereinigen. Schon aber stand diesem ein preußisches Beobachtungskorps unter dem Feldmarschall Jakob von Keith (seit 1747 in preußischen Diensten, geb. 1696) zwischen Peterswalde und Aussig gegenüber, alle Straßen nach Pirna sperrend, und am 28. September erschien, von ihm über beunruhigende Bewegungen der Österreicher benachrichtigt, Friedrich selbst mit erheblichen Verstärkungen. Um den Feind schärfer zu beobachten, setzte er seine Truppen am folgenden Tag durch das Mittelgebirge auf der schönen aussichtsreichen Straße, die von Welmina zwischen



298. Maximilian Ulysses Reichsgraf von Browne, österreichischer Feldmarschall.
Nach einem Kupferstiche von J. G. Mansfeld.

dem Lobosch und dem Homolkaberge ostwärts nach Lobositz an der Elbe führt, in Marsch, und als er unterwegs erfuhr, daß Browne ihm entgegengehe, entschloß er sich zur Schlacht. In blutigem, anfangs schwankendem, siebenstündigem Kampfe warfen die Preußen am 1. Oktober ihre Gegner zurück, aber Browne konnte seine Truppen unbehelligt wieder hinter die Eger führen, und er vermochte es auch, den geplanten Marsch zum Entsatze der Sachsen anzutreten, freilich mit viel zu schwachen Kräften (8000 Mann) und auf weiten Umwegen über Raudnitz, Kamnitz, Schluckenau in der Richtung auf Schandau, auch ohne genügende Kenntnis dieses überaus schwierigen Geländes mit seinen tief eingerissenen Felsenthälern und ausgedehnten Waldungen. Am 11. Oktober stand er 7 km östlich von Schandau auf der Hochebene über Lichtenhain, nur noch etwa 15 km vom sächsischen Lager entfernt, aber von ihm durch die Elbe und unwegsames Gebirge getrennt.

Kapitulation der Sachsen.

Inzwischen war bei den eingeschlossenen Sachsen die Not aufs höchste gestiegen, nur ein Durchbruchsversuch eröffnete eine schwache Hoffnung auf Rettung. So marschierten am 11. Oktober unter strömendem Regen und bei heftigem Winde auf grundlosen Wegen die erschöpften Scharen, noch etwa 12000 Waffenfähige, elbaufwärts

nach dem Königstein, aber von den 30 Geschützen konnten sie nur sieben bis acht mit fortbringen, denn die meisten Pferde waren gefallen oder geschlachtet, die übriggebliebenen zu Gerippen abgemagert. Trotzdem schlugen die sächsischen Pioniere in der Nacht vom 11. zum 12. Oktober unter dem Schutze des Königsteins bei Thürmsdorf eine Schiffbrücke; auf ihr ging das Heer langsam hinüber und klomm dann auf steilen Gebirgspfaden mühselig zu der Hochfläche hinan, die um den Lilienstein sich ausbreitet, der sogenannten „Ebenheit". Aber schon hatten die Preußen sich in Besitz des verlassenen Lagers gesetzt und schoben sich jetzt auch auf dem rechten Elbufer zwischen Browne und die Sachsen. Die Lage des unglücklichen Heeres war fürchterlich. Sturm, Regen und Nebel hüllten alles in einförmiges Grau und vereitelten zugleich alle Versuche, sich mit Browne durch Signale in Verbindung zu setzen. Bis auf die Haut durchnäßt, ohne taugliche Munition, ohne Obdach, ohne Gepäck, ohne Lebensmittel, seit 24 Stunden auf dem Marsche, rings um sich den weit überlegenen Feind hinter starken Verhauen, so lagerten die Sachsen um die schroffen Felsenmauern des Liliensteins. Auf die Österreicher konnten sie nicht mehr rechnen, denn am 14. Oktober früh 7 Uhr lief vom Königstein die Meldung ein, daß Browne in der verabredeten Stellung angelangt sei, jedoch selbst schon von den Preußen gedrängt werde und nur noch bis 9 Uhr warten könne. Er wartete in der That noch sechs Stunden länger und trat erst nachmittags 3 Uhr unter heftigem Feuergefecht seiner Nachhut den Rückzug an; aber die Sachsen waren nicht mehr fähig zu marschieren und zu fechten, es blieb nur die Übergabe. Umsonst befahl nun noch der Kurfürst den Angriff und schickte 150 seiner eignen Pferde für die Kanonen. Es war zu spät. So schloß denn Rutowski noch am Vormittag des 14. mit Winterfeldt einen kurzen Waffenstillstand ab, worauf Friedrich sofort 72 000 Pfund Brot ins sächsische Lager abgehen ließ und die Preußen, was sie an Lebensmitteln hatten, mit den verhungerten Sachsen mitleidig teilten. Am Nachmittag des 16. Oktober unterzeichnete Rutowski im preußischen Hauptquartier in Struppen die Kapitulation. Die sächsische Armee gab sich kriegsgefangen und streckte die Waffen, die Offiziere verpflichteten sich, während der Dauer des Krieges nicht gegen Preußen zu dienen, der Königstein wurde für neutral erklärt, und der Kurfürst erhielt die Erlaubnis, nach Warschau abzureisen, wo er bis zum Frieden von 1763 geblieben ist. Gegen die sächsische Auffassung des Vertrages, die er aber, wie seine Randbemerkungen zu der Urkunde beweisen, keineswegs in allen Punkten angenommen hatte und zur Ausführung brachte, mutete dann Friedrich den sächsischen Offizieren zu, in seine Dienste zu treten; die sich dessen weigerten — bei weitem die Mehrzahl — wurden in verschiedenen sächsischen Städten interniert. Die Soldaten aber zwang er, ihm den Fahneneid zu schwören, und bildete aus der Infanterie zehn Regimenter, während er die Reiterei gänzlich auflöste und sie unter seine alten Schwadronen verteilte. Er verrechnete sich dabei, denn er behandelte die Sachsen, die alle in der Heimat angeworben oder ausgehoben waren, wie fremde Söldner. In der Folge sind sie denn auch mit Sack und Pack zum Feinde übergegangen. Sie bildeten allmählich ein Korps von 10—12 000 Mann, das unter dem sächsischen Prinzen Xaver namentlich auf dem westdeutschen Kriegsschauplatze focht.

Erfolge des Feldzuges von 1756.

Mit der Kapitulation von Pirna schloß der Feldzug des Jahres 1756; Sachsen war in Friedrichs Hand und mußte ihm die Kosten des Krieges mit tragen helfen. Alle Behörden waren gleich beim Einmarsche angewiesen worden, die Zahlungen nur noch an das preußische Felddirektorium in Torgau zu machen, dazu gesellten sich jetzt schwere Kriegsleistungen. Der kostspielige Hofhalt wurde natürlich aufgelöst, die Gehalte der Beamten herabgesetzt. Aber der König hatte sein Ziel nur zur Hälfte erreicht;



Keith

299. Jakob von Keith, preußischer Feldmarschall.

Nach dem Gemälde von Anton Pesne gestochen von A. Hoffmann.

einen entscheidenden Druck auf Österreich auszuüben, daran hatte ihn der zähe Widerstand der Sachsen verhindert. So geschah es, daß der längst vorbereitete europäische Kriegsbund zur Vernichtung Preußens sich jetzt wirklich schließen konnte. Der Kampf um Sein und Nichtsein des preußischen Staates begann.

Erklärung des Reichskrieges.

Zuerst setzte sich die sonst so schwerfällige Maschinerie des Deutschen Reiches gegen ihn in Bewegung. Schon am 13. September erließ der Kaiser, der allerdings Gemahl Maria Theresias war, auf den Hilferuf Sachsens ein Abmahnungsschreiben (Dehortatorium) an Friedrich, des Inhalts: „abzulassen von friedbrüchiger Vergewaltigung", allen Schaden zu erstatten und still und ruhig nach Hause zu gehen. Gleichzeitig erging die kaiserliche Aufforderung an das preußische Heer, dem König den Dienst aufzusagen, ein Schritt, der nur die klägliche Ohnmacht dieses Kaisertums offenbarte, denn er blieb nicht nur vollkommen fruchtlos, sondern erregte auch bei sonst gut österreichisch gesinnten Reichsständen die stärkste Mißbilligung. Preußen aber wies ihn scharf als ungesetzlich zurück, da es nicht mit dem Reiche im Kriege begriffen sei, sondern als souveräne Macht ihn gegen Österreich zur Selbstverteidigung begonnen habe (3. November). Dessenungeachtet beriet bereits am 10. Januar 1757 der Regensburger Reichstag die kaiserliche Vorlage (Proposition) auf Reichsbewaffnung, und obwohl Preußen dagegen Verwahrung einlegte und auch Hannover eine Vermittelung von Reichswegen vorschlug, so beschloß doch der Reichstag mit 99 gegen 60 Stimmen, unter denen sich fast sämtliche katholische Stände befanden, den Reichskrieg gegen den „Kurfürsten von Brandenburg".

Bruch mit Frankreich.

Weit gefährlicher erschien die drohende Haltung sämtlicher Großmächte des Festlandes. Zuerst kam es zwischen Preußen und Frankreich zum Bruch, denn in Versailles arbeitete die sächsische Gemahlin des Dauphin (s. S. 444), wie begreiflich, eifrig für den Krieg gegen Preußen, um ihrem Heimatlande Hilfe zu bringen. Den erwünschten Vorwand gab die Zurückweisung des französischen Gesandten in Dresden, des Grafen Broglie, der durchaus in das sächsische Lager bei Pirna hatte durchdringen wollen. Im Oktober 1756 erhielt deshalb der langjährige französische Vertreter in Berlin, Valory, Befehl zur Abreise, und im November verließ auch der preußische Gesandte Knyphausen Paris.

Der europäische Kriegsbund gegen Preußen.

Immerhin stellten sich dem Abschlusse des großen Bündnisses noch mancherlei Schwierigkeiten in den Weg. Namentlich fand Rußland kaum eine vernünftige Grundlage zu einer Vereinbarung mit Frankreich, da es mit den Staaten, die herkömmlicherweise sich auf dieses stützten, mit Schweden, Polen und der Türkei, stets auf gespanntem Fuße stand. Indes der Haß kittete den Bund, und am 11. Januar 1757 trat Rußland dem österreichisch-französischen Verteidigungsbündnis von Versailles förmlich bei. Leichter gestaltete sich das Abkommen zwischen Österreich und Rußland (22. Januar 1757), denn dies setzte sich eben das zu dem Zweck, was zwar noch nicht vertragsmäßig festgestellt, aber schon längst verhandelt worden war: Wiedereroberung Schlesiens, überhaupt möglichste Schwächung Preußens und Entschädigung Sachsens. Dazu wollten beide Mächte einander beistehen, auch keinen Sonderfrieden schließen. Außerdem verpflichtete sich Österreich, eine Million Rubel jährliche Hilfsgelder an Rußland zu zahlen. Für Frankreich, Schweden und Dänemark blieb der Beitritt offen.

Schon diese Aussicht, vor allem aber die Notwendigkeit, Rußland Subsidien zu gewähren, wozu Österreichs Mittel nicht reichten, nötigten zu einer näheren Vereinbarung mit Frankreich. Sie erfolgte im Februar 1757 nach peinlichen Verhandlungen in der Weise, daß die französischen Heere nicht in Böhmen, wie der Wiener Hof gewünscht hatte, sondern ausschließlich im nordwestlichen Deutschland entweder unmittelbar gegen Magdeburg, oder falls Hannover aus seiner Neutralität heraustrete,

erst gegen Wesel zur Verwendung kommen sollten. Um die dafür erforderlichen Streitkräfte aufzubringen, schloß die französische Regierung Soldverträge mit einer Reihe geldbedürftiger deutscher Kleinstaaten ab. Kurköln stellte 1800 Mann, Kurpfalz 6000 Mann, Kurbayern 4000 Mann, Württemberg 5000 Mann, den Kern der nachmaligen glorreichen „Reichsarmee". In ein ähnliches Verhältnis trat Mecklenburg-Schwerin, das wegen einiger Ämter mit Preußen und Hannover im Streite lag (1. April 1757), und noch etwas früher Schweden, trotz des Widerstandes, den hier der ohnmächtige König Adolf Friedrich (1751—73) und die preußischen Sympathien des Volkes dem französisch gesinnten Adel entgegensetzten (21. März 1757). Sollte das schwedische Vorpommern von Preußen angegriffen werden, dann sollte Schweden auch den preußischen Anteil dieses Landes erhalten. Zunächst gaben nun Frankreich und Schweden in Regensburg am 31. März 1757 die ebenso feierliche als heuchlerische Erklärung ab: als Bürgen des Westfälischen Friedens (s. Bd. V, S. 266) hätten sie sich vereinigt, „um den Lauf der das Reich verwüstenden Drangsale zu hemmen", den Beschädigten Wiedererstattung zu verschaffen, die drei Religionen im Reiche aufrecht zu erhalten und überhaupt die deutsche „Freiheit" wider alle Eingriffe sicher zu stellen. Preußen, das auch hier die Antwort nicht schuldig blieb, führte dem gegenüber aus, es habe aus Notwehr losgeschlagen und sei bereit, Sachsen sofort zu räumen, sobald ihm sein Besitzstand verbürgt werde, von Bedrängnissen der Katholiken im Reiche könne keine Rede sein, wohl aber von Bedrückungen der Evangelischen in Österreich (14. April). Nun folgten rasch die entscheidenden Schritte.

Vertrag zu Versailles.

Am 26. April zeigte Frankreich den Einmarsch seiner Truppen in Deutschland als bevorstehend an, am 1. Mai 1757 unterzeichneten die Vertreter Frankreichs und Österreichs in Versailles den berufenen Vertrag über die Teilung Preußens, das Programm ihrer Kriegführung. Sie wollten vereinigt Österreich und Sachsen entschädigen und Preußen so schwächen, daß es nicht mehr im stande sei, die Ruhe zu stören. Deshalb sollten Schlesien und Glatz an Österreich fallen, Magdeburg, der Saalkreis und Halberstadt an Sachsen, Vorpommern an Schweden. Von Belgien wurde dann Frankreich der südliche Grenzstrich um Ostende, Mons und Ypern an Stelle Luxemburgs, dessen Festungswerke aber geschleift werden sollten, die Hauptmasse Philipp von Spanien zugesprochen, dessen italienische Herzogtümer Parma und Piacenza dagegen an Österreich übergehen sollten. Für diese Zwecke stellte Frankreich 105 000 Mann eigner Truppen auf, zahlte Subsidien an Österreich (jährlich 12 Mill. Gulden) und mit diesem zusammen an Schweden und Sachsen; Österreich verwandte gegen Preußen nicht unter 80 000 Mann. Der Beitritt sollte dem Kaiser, Rußland, Polen, Schweden und den Reichsfürsten offen gehalten werden.

Aussichten für Deutschland.

Das war die Urkunde, unter welche die französischen Bevollmächtigten ihre Namen setzten, um damit den glänzendsten diplomatischen Sieg Österreichs über die französische Politik zu genehmigen. Denn nicht nur gewann Frankreich ganz unverhältnismäßig wenig Gebiet im Vergleich mit Österreich, sondern es half diesem auch die Macht zerstören, die allein ihm in Mitteleuropa ein Gegengewicht geboten hatte, und erhielt dagegen für den Kampf mit England nicht die geringste Hilfe. War der Vertrag ein Triumph für Habsburg, so enthielt er das Todesurteil über die Zukunft Deutschlands. Was die Hohenzollern seit mehr als einem Jahrhundert in mühsamer Arbeit für Deutschland errungen hatten, was als wertvolle Grenzmark mit Strömen Blutes verteidigt worden war, das gaben die Habsburg-Lothringer gleichgültig preis: Pommern und die untere Oder, Ostpreußen (das Rußland für sich begehrte) und Belgien; sie zerstörten mit Luxemburg das festeste Bollwerk des deutschen Westens und unterwarfen Schlesien aufs neue ihrer eignen Herrschaft. Gelang dies alles, dann war

zugleich die unter schweren Kämpfen gewonnene Gleichberechtigung des Protestantismus aufs äußerste gefährdet. Wenn es noch eines Beweises bedurfte, daß Österreich aufgehört habe, seine Reichspolitik von deutschen Gesichtspunkten bestimmen zu lassen, so gab ihn dieser Vertrag. Und indem sich dann Kaiser und Reich dieser Politik anschlossen, erhärteten sie urkundlich, daß nicht mehr die Reichsgewalten die Sache der Nation vertraten. Seit dem 1. Mai 1757 wurde der Kampf, den Friedrich der Große als einen Verteidigungskrieg für seinen Staat begonnen hatte, zum nationalen Rettungskampfe für Deutschland gegen die Eroberungsgier fremder Mächte, und nicht die Truppen des Reichs, sondern die Heere des rebellischen Markgrafen von Brandenburg schlugen die Schlachten für die Zukunft der deutschen Nation.

William Pitt.

Die Last fiel in der That fast allein auf Friedrichs Schultern. Mit England stand er vorläufig noch in einem sehr lockeren Verhältnis. Ein Glück wenigstens, daß dort rechtzeitig noch ein Ministerwechsel erfolgte. Unter dem Eindrucke des Verlustes von Menorca und empfindlicher Schlappen an den kanadischen Seen (s. unten) trat Newcastle zurück (November 1756), und der Herzog von Devonshire wurde Premierminister, William Pitt Staatssekretär des Auswärtigen. König Georg mochte Pitt persönlich anfangs nicht leiden. Als sich dieser ihm vorstellte und um das Vertrauen des Monarchen bat, sagte Georg trocken: „Verdienen Sie mein Vertrauen, und Sie sollen es haben." Und Pitt verdiente es sich. Einer der größten Staatsmänner des parlamentarischen England trat mit ihm ans Ruder. Er stammte aus einer mäßig bemittelten Familie der Gentry (geb. 1708), hatte in Eton und Oxford seine Studien gemacht, dann in einem Garderegiment als Fähnrich gedient, war aber bald (seit 1735) als Parlamentsmitglied dem käuflichen Regimente Walpoles so heftig gegenübergetreten, daß er den Kriegsdienst verlassen mußte, um sich fortan ganz den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen und zwar als Führer der Opposition. Da er durch seine Abkunft keiner der beiden großen aristokratischen Koterien angehörte (s. S. 13), konnte er unabhängiger auftreten. Die Wirkung seiner Worte verstärkte eine silberhelle, klangvolle Stimme von ungewöhnlicher Kraft, der leuchtende, zuweilen fast furchterweckende Blick seiner ausdrucksvollen Augen, die schlanke und edle Gestalt. Durch das Studium des Demosthenes geschult, verband er, ohne sich jemals im einzelnen vorzubereiten, durchsichtige Klarheit des Ideenganges mit mächtiger Gedankenfülle, schlagenden Beiwörtern, treffenden Bildern und packenden Sentenzen, und so ungestüm brach der Strom seiner Rede hervor, daß es zuweilen schien, als werde er selber willenlos von ihm fortgerissen, obwohl er sie mit vollendeter dramatischer Kunst vortrug. Die Wirkung war gewöhnlich überwältigend; er beherrschte das Haus so unbedingt, daß es vor einem zornigen Ausbruch zitterte. Er war stolz, hochfahrend und reizbar, aber niemals diente seine Beredsamkeit einem niedrigen Zweck. Erhaben in seiner Gesinnung, uneigennützig und unbestechlich, obwohl er Geld und Besitz wohl zu schätzen wußte und allmählich ein reicher Mann wurde, setzte er seinen ganzen glühenden Ehrgeiz darin, sein Volk zum ersten der Welt zu machen, und riß dazu auch die Widerstrebenden mit sich fort. Keiner beurteilte so klar die Lage wie er; er wußte, daß es die Zukunft der germanisch-protestantischen Mächte in Europa wie in Amerika gelte, und erfüllt von lebhaftester Bewunderung für Friedrich den Großen, war er entschlossen, den „herrlichen Mann" nicht sinken zu lassen.

Englisch-preußisches Bündnis.

So kündigte schon am 2. Dezember 1756 die Thronrede energische Maßregeln an, und am 11. Januar 1757 kam das englisch-preußische Bündnis zustande. Ein englisches Beobachtungsheer, verstärkt durch 20000 Mann Preußen, sollte in Westfalen aufgestellt und eine Flotte in die Ostsee entsandt werden; überdies empfing Preußen jährlich 1 Million Pfd. Sterl. Hilfsgelder. Große Rüstungen begannen auch



300. William Pitt, Graf von Chatam, englischer Premierminister.
Nach dem Gemälde von R. Houston gestochen von Jos. Selb.

in oder durch England. Es galt, 50 000 Mann zu Lande, 55 000 Mann für den Seekrieg aufzustellen, ungerechnet die Milizen. Subsidienverträge verpflichteten nach englischer Weise eine Reihe kleiner norddeutscher Fürsten, ansehnliche Kontingente für den deutschen Krieg zu stellen: Hessen-Kassel 12 000 Mann, Braunschweig 6000 Mann, Gotha 2000 Mann, Schaumburg-Lippe 1000 Mann. Doch kreuzte diese energischen Anstrengungen die welfische Familienpolitik Georgs II., der selbst jetzt noch über die Neutralität Hannovers verhandelte, und da der von ihm ernannte Oberbefehlshaber für Deutschland, der Herzog von Cumberland, ein entschiedener Feind Pitts war, und dieser gleichzeitig durch sein entschiedenes Auftreten für die Begnadigung des zum Tode verurteilten Admirals Byng seine Popularität vorübergehend verloren hatte, so mußte er aus dem Ministerium wiederausscheiden (April 1757), und Friedrich II. sah sich zunächst von dieser Seite her nur sehr ungenügend und halb widerwillig unterstützt.

Friedrichs Feldzugsplan.

Der König brachte den Winter 1756—57 in Dresden zu, mit kriegswissenschaftlichen Studien und politisch-militärischen Vorbereitungen beschäftigt. Auf alles gefaßt, gab er seinem vertrauten Kabinettsminister Karl Wilhelm Graf von Finkenstein (geb. 1714, Minister seit 1749) eine genaue Instruktion für alle denkbaren Fälle.

Bei einer entscheidenden Niederlage sollte er den Schatz, die Ministerien und die königliche Familie je nach der Richtung, von der die Gefahr komme, nach Küstrin, Magdeburg oder Stettin retten, im Falle seines Todes dem Thronfolger, dem Neffen des Königs, Friedrich Wilhelm (II.), sofort huldigen lassen, im Falle seiner Gefangennahme auf seine Person weiter keine Rücksicht nehmen. Für den Krieg brachte er eine Armee von 152000 Mann Feldtruppen und 58000 Mann Besatzungstruppen auf, allerdings 22000 Sachsen eingerechnet, die hinterher meist übergingen. Auch die Landmiliz wurde einberufen, und bei den preußischen Ständen eine Anleihe von einer halben Million Thaler gemacht, deren Überzeichnung um 80000 Thaler dem König einen erfreulichen Beweis des Vertrauens gab. Der Kriegsplan war im wesentlichen derselbe, wie 1756; noch hoffte der König durch einen raschen Einbruch in Böhmen Prag zu nehmen, die Österreicher entscheidend zu schlagen und zum Frieden zu nötigen, bevor die übrigen Großmächte ihre furchtbare Überlegenheit entfalten konnten. Es sollte ganz anders kommen.

Die Preußen in Böhmen; Schlacht bei Prag.

Die Hoffnung Friedrichs indes war zunächst gar nicht ungegründet. Die Österreicher standen in der Stärke von 133000 Mann quer durch das nördliche Böhmen von Eger bis Königingrätz und erwarteten, durch preußische Verteidigungsanstalten an den Grenzen getäuscht, keinen feindlichen Einmarsch. So überschritten (18.—20. April 1757) 76000 Mann Preußen von Sachsen her in drei Kolonnen über Marienberg, Nollendorf und Zittau die böhmische Grenze; die letztere warf bei Reichenberg die österreichischen Vortruppen zurück (21. April). Von Schlesien her über Braunau kam Schwerin mit 41000 Mann. Die überraschten Österreicher vor sich hertreibend, vereinigten sich die verschiedenen Heersäulen vor Prag und stießen hier am 6. Mai auf die österreichische Hauptmacht, mit der Browne — Karl von Lothringen lag in der Stadt krank — östlich derselben auf den Höhen des Zizkaberges und des Tabor eine sehr starke, durch Teiche, Bäche und sumpfige Wiesen gedeckte Stellung bezogen hatte. In dieser leisteten die Österreicher lange den entschlossensten Widerstand; Schwerin selber, der mit der Fahne in der Hand ein Bataillon zum Sturme vorführte, fiel, von mehreren Kugeln durchbohrt, 12 preußische Geschütze gingen verloren, die Österreicher begannen vorzudringen. Indes Brownes tödliche Verwundung zerstörte die Einheit der Leitung, Friedrich selbst kam dem bedrohten rechten Flügel zu Hilfe, der Tabor wurde erstürmt, das geschlagene Heer in die Stadt zurückgeworfen. Infolge des Sieges gelang es, Prag völlig einzuschließen, und seit dem 29. Mai richtete eine furchtbare Beschießung den größten Schaden an. In Wien selber glaubte man nicht, daß die Festung sich länger als bis zum 20. Juni werde halten können. Fiel aber Prag, dann — so hoffte der König — diktierte er den Frieden auf den Wällen von Wien. Es kam also für die Österreicher alles darauf an, rechtzeitig Entsatz zu schaffen.

Dauns Anmarsch.

Schon stand in Mähren ein zweites Heer unter Graf Leopold von Daun (1705—66), der sich bereits im Österreichischen Erbfolgekriege ausgezeichnet und sich nachher um die bessere Durchbildung der Armee große Verdienste erworben hatte, ein Feldherr von bedächtig-methodischer Kriegführung, von Friedrich anfangs noch unterschätzt und doch vielleicht sein gefährlichster Gegner.

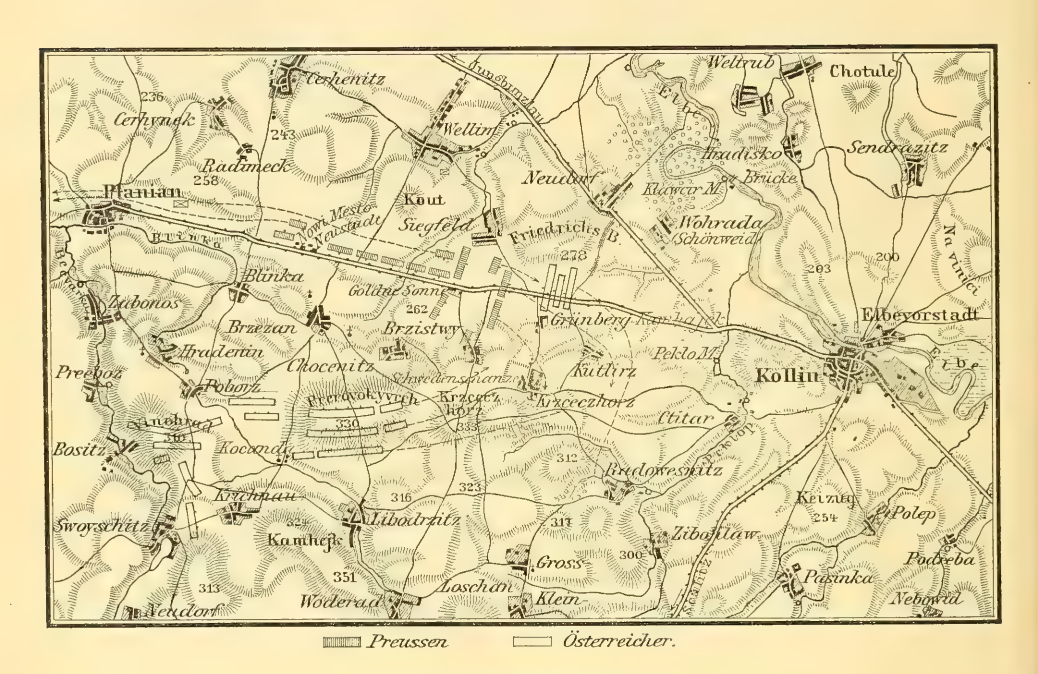
Die Grafen von Daun (Dhaun), deren Stammschloß in der Eifel liegt, gehören zu den zahlreichen Geschlechtern des Reichsadels, die in österreichischen Diensten standen. Leopold war der Sohn des Grafen Wirich von Daun, des Verteidigers von Turin (s. S. 105), und in Wien am 24. September 1705 geboren. Ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, trat er dann doch in den Malteserorden ein, dem er bis 1745 angehörte, und nahm blutjung österreichische Kriegsdienste. Seinen ersten Feldzug machte er auf Sizilien 1718 mit, später als Oberst den Rheinfeldzug 1734—35, bereits als General und zwar mit Auszeichnung den unglück-



801. Feldmarschall Leopold Graf von Daun.
Nach dem Kupferstiche von J. M. Bernigeroth.

lichen Türkenkrieg 1737—39. Beim Ausbruche des ersten Schlesischen Krieges deckte er als Feldmarschalleutnant Oberschlesien und nahm später hervorragenden Anteil an den Feldzügen der nächsten Jahre in Böhmen, Süddeutschland, Schlesien und Belgien. Als Feldzeugmeister heimgekehrt, arbeitete er während der Friedensjahre eifrig an der Neugestaltung des Heerwesens, war an der Begründung der Militärakademie in Wiener Neustadt in erster Stelle beteiligt und wurde 1754 Feldmarschall. Durch seine Vermählung mit der Gräfin Josepha von Fuchs trat er der Kaiserin persönlich nahe.

Von Braunschweig-Bevern beobachtet, wich er zunächst vorsichtig auf der Straße nach Iglau zurück. Dann aber ging ihm der Befehl zu, um Prags willen eine Schlacht zu wagen, aber dabei nicht zu vergessen, daß er die letzte Armee Österreichs kommandiere. Als er nun wieder vorging, schob er Beverns schwaches Korps vor sich her bis gegen Kollin und Planian hin. Vom Anmarsche Dauns benachrichtigt, vereinigte sich der König am 14. Juni mit dem Herzog, so daß das preußische Heer nunmehr 18000 Mann zu Fuß und 13000 Reiter zählte, während Daun etwa 54000 Mann unter den Fahnen hatte. Trotzdem nahm er eine feste Verteidigungsstellung ein, und zwar auf den flachen Höhen westlich von Kollin, südlich der Prager Straße, deren höchsten Punkt jetzt eine in der sonst flachen Gegend weithin sichtbare Spitzsäule bezeichnet.

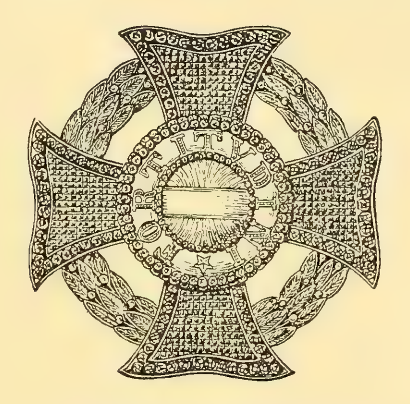


302. Plan der Schlacht bei Kollin.

Schlacht bei Kollin.

Auf dieser näherten sich am heißen Morgen des 18. Juni die Preußen. Von einem vereinzelt an der Straße liegenden Gasthofe, der „Goldenen Sonne" (Slate Slunzo) aus beobachtete der König die österreichische Stellung und erteilte dort seine Anordnungen. Danach sollte sein linker Flügel, voran Zietens Reiterei, dann Hülsens Infanterie den Hauptstoß gegen die österreichische Stellung beim Dorfe Krzeczorz (spr. Krschetschorsch) führen; war dies genommen, dann — und erst dann — hatte Moritz von Anhalt mit dem Mitteltreffen, hinter dem 6 Bataillone und mehrere Reiterregimenter noch in Reserve standen, das Vorgehen Hülsens zu unterstützen; der rechte Flügel dagegen unter Braunschweig-Bevern sollte sich nicht vom Platze rühren, sondern den Feind nur festhalten. Der Grundgedanke, die ganze Kraft des Heeres halb von der Seite her auf einen Punkt der feindlichen Linie zu werfen und gleichzeitig deren übrige Teile so zu beschäftigen, daß sie dem angegriffenen Flügel nicht zu Hilfe kommen konnten, machte das Wesen der sogenannten „schrägen Schlacht-

ordnung" aus, derselben, mit der Friedrich wenige Monate später bei Leuthen so glänzend siegte; daß es bei Kollin nicht geschah, ist schwerlich seine Schuld. Gegen 1 Uhr nachmittags eröffnete Zieten die Schlacht mit einem glänzenden Angriff auf Nadasdys Reiterei; dann stürmten Hülsens Bataillone Krzeczorz, mußten aber Halt machen vor den feindlichen Batterien und die Hilfe des Prinzen von Anhalt erwarten. — Dieser war jedoch bereits geradeswegs gegen die Höhen vorgegangen und hatte zugleich eine weite Lücke zwischen sich und dem linken Flügel gelassen, in die nun die sechs Reservebataillone einrücken mußten, und um das Maß des Unheils voll zu machen, hatte auch noch gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs der ehrgeizige Brigadegeneral Christoph Hermann von Manstein, der sich bei Prag durch selbständiges Eingreifen ausgezeichnet hatte, die Truppen des rechten Flügels in einen ganz unnützen Kampf mit den Kroaten um das vor ihm liegende Dorf Chocemic verwickelt, der dann nicht ohne die größten Verluste hätte abgebrochen werden können. Mit vier frischen



303. Militärischer Maria Theresia-Orden.
(Stern der Großkreuze.)

Bataillonen, sagt König Friedrich, hätte er die Schlacht gewonnen, aber er hatte sie nicht, die Kraft seines Fußvolks begann unter den heißen Strahlen der Junisonne und dem furchtbaren Feuer der Österreicher zu erlahmen, und die Reiterei, die mehrmals todesmutig angriff, vermochte doch nichts gegen die Batterien. Trotzdem dachte Daun bereits an den Rückzug und sandte daher einen Zettel mit den Worten: „Die Retraite geht nach Suchdol" (südlich vom Schlachtfelde) durch seine Linien, da kam die Entscheidung, beiden Teilen ganz unerwartet. Auf dem rechten österreichischen Flügel hielten auch vier sächsische Dragonerregimenter, die zur Zeit der Kapitulation von Pirna in Polen gestanden hatten und nun zum österreichischen Heere gestoßen waren. Der Führer des einen, Oberstleutnant Ludwig Ernst von Benkendorf, sieht, daß die Preußen vor ihm nicht mehr im stande sind vorzugehen, und den rechten Augenblick erfassend, wirft er sich mit den Schwadronen des Regiments „Prinz von Kurland" auf Hülsens und Anhalts erschöpfte Bataillone. Die andern sächsischen Regimenter, auch österreichische, darunter die seitdem berühmten Windischgrätzdragoner, folgen, und mit dem Rufe: „Das ist für Striegau!" hauen die Sachsen in das preußische Fußvolk ein. Da löst sich die Ordnung auf, 15 Fahnen fallen allein den Sachsen in die Hände, alles Gewonnene geht verloren, umsonst rafft der König noch einen Haufen zusammen und führt ihn persönlich gegen eine Batterie, er kann den

verwirrten Rückzug seiner Bataillone nicht mehr hindern. Von den 18000 Mann Infanterie hatte er nur noch etwa 6000 beisammen, mit ihnen wandte er sich darauf, von Zieten kräftig gedeckt, nach Nimburg. Hier sah man ihn am Abend in tiefem Sinnen auf einer Brunnenröhre sitzen und mit dem Krückstock Zeichen in den Sand malen; die Thränen traten ihm in die Augen, als die Reste seiner schönen Garde vorüberzogen.

Bedeutung der Schlacht von Kollin.

Besser als jeder andre wußte er die Bedeutung seiner Niederlage zu würdigen. Er hatte mehr verloren als eine Schlacht. Nach diesem Schlag durfte er nicht mehr hoffen, des gefährlichsten seiner Feinde Herr zu werden, ehe die andern zur Stelle waren, erst jetzt begann das verzweifelte, fast aussichtslose Ringen gegen die kriegerischen Kräfte des europäischen Festlandes. Maria Theresia wußte wohl, warum sie den Sieg Dauns mit der Stiftung eines neuen militärischen Ordens begrüßte, der ihren Namen trug.

Rückzug nach Sachsen.

Schon am 20. Juni hob der König, von Daun nicht im mindesten belästigt, die Belagerung von Prag auf. Doch er hoffte noch, sich wenigstens im nördlichen Böhmen noch halten zu können, und nahm deshalb selbst eine feste Stellung bei Leitmeritz, während er seinem Bruder August Wilhelm, den er an die Stelle des Prinzen Moritz von Anhalt gesetzt hatte, den Auftrag gab, bei Jungbunzlau an der Iser sich zu lagern und somit die Straßen nach der Lausitz zu decken, wo bedeutende Vorräte (in Zittau z. B. ein Magazin für 40000 Mann auf 3 Monate) angesammelt worden waren. Die Wahl erwies sich nicht als glücklich. August Wilhelm vertrug sich mit Winterfeldt nicht recht, der ihm als Berater beigegeben worden war, fühlte sich auch wohl der schweren Aufgabe nicht gewachsen. Verhängnisvoller war es aber, daß sich Friedrich selbst über die Absichten des Feindes völlig täuschen ließ. Während nämlich Daun, mit Karl von Lothringen seit dem 26. Juni vereinigt, seine Hauptmacht auf Jungbunzlau vorschob und den König nur durch leichte Truppen und Reiterei unter Nadasdy beobachten ließ, meinte Friedrich, das sei umgekehrt, und überließ deshalb den Prinzen sich selbst. Indem dieser nun, vor Dauns Übermacht weichend, auf Böhmisch-Leipa zurückging, ließ er den Österreichern die gerade Straße über Gabel nach Zittau fast frei und verlor selbst seine direkte Verbindung mit diesem Punkte, als am 14. Juli die schwache Abteilung, die er in Gabel gelassen hatte, nach blutigem Kampfe dem Andrange der Österreicher erlag. Während nun Daun geradeswegs auf Zittau vordrang, suchte der Prinz die Stadt im weiten Bogen und noch dazu auf unbequemen Wegen von Westen her zu erreichen; dabei erlitt er schon die stärksten Verluste an Kriegsmaterial, und die Zucht seiner Truppen geriet in bedenkliches Schwanken. Daun aber richtete am 23. Juli auf das gewerbfleißige, blühende Zittau, das von wenigen preußischen Bataillonen besetzt war und nur eine alte Stadtmauer hatte, ein ebenso unnützes wie barbarisches Bombardement und brachte am Abend, als die Preußen die brennende Stadt räumten, wenig mehr als einen Schutthaufen in seine Gewalt. Der Prinz, etwa eine Stunde westwärts davon gelagert, sah dem unthätig zu und zog dann am 24. in der Richtung auf Bautzen ab. Inzwischen hatte natürlich auch der König seine Stellung bei Leitmeritz aufgeben und über Nollendorf und Pirna nach Sachsen zurückkehren müssen. Er war aufs tiefste erschüttert von dem Mißgeschick seiner Truppen und zugleich schwer gebeugt durch die Nachricht vom Tode seiner Mutter (28. Juni), der er von allen Frauen die herzlichste Verehrung gewidmet hatte. In solcher Stimmung traf er am 29. Juli mit dem Bruder in Bautzen zusammen. Die herben und doch nicht ganz gegründeten Vorwürfe, mit denen er den Prinzen empfing, erschütterten diesen so, daß er sofort den Dienst verließ. Ein Jahr später ist er gestorben, wie der diensthuende Adjutant dem König meldete, „von Gram getötet“ (12. Juni 1758).



304. General Hans Karl von Winterfeldt.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Daun in der Oberlausitz u. in Schlesien.

Friedrich nahm nun, um zugleich Schlesien und Sachsen gegen Daun zu decken, mit etwa 53000 Mann eine feste Stellung zwischen Zittau und Görlitz, jener aber hielt sich mit 70—80000 Mann in so unangreifbarer Lage, daß der König keinen Angriff wagte. Durch schlechte Nachrichten aus dem Westen dorthin abgerufen, überließ er die schwierige Aufgabe der Verteidigung Schlesiens dem Herzog von Braunschweig-Bevern, der nun mit 45000 Mann bei Görlitz unterhalb der Landeskrone lagerte, während der König selbst am 20. August nach Dresden abzog. Winterfeldt hatte er bei Bevern gelassen, aber gegen dessen Rat nahm derselbe auf dem rechten Ufer der Neiße eine Stunde südlich von Görlitz, bei Moys, eine so ausgesetzte Stellung, daß er einem geschickt und mit großer Übermacht geführten Überfall der Österreicher vollständig unterlag (7. September). Er selbst wurde durch die Brust geschossen und starb schon am nächsten Tage, zum tiefsten Schmerze des Königs. Bevern aber gab seine nun unhaltbare Stellung auf und zog sich, gefolgt von den Österreichern, über Bunzlau nach Liegnitz zurück.

Friedrichs Kriegführung im allgemeinen.

Inzwischen war nun das eingetreten, was Friedrich durch seinen Einbruch in Böhmen hatte verhindern wollen: die Russen, Schweden und Franzosen griffen in den Kampf ein, und er mußte den Krieg zugleich auf allen Seiten führen. Zu schwach an Streitkräften, um alle seine Grenzen gleichmäßig und gleichzeitig decken zu können, mußte er seine Truppen immer nach der Seite werfen, von der die größte Gefahr drohte, und war doch dabei immer an seine Magazine gebunden, von denen er sich nach der Weise der Zeit nur sehr selten unabhängig zu machen wagte, um seine Leute auf unmittelbare Requisitionen anzuweisen (s. Bd. VI, S. 636). Nur die erstaunliche Marschfähigkeit des preußischen Heeres, die Beherrschung der kürzeren „inneren Linien" für ihre Bewegungen und sein eigner genialer Blick verbürgten ihm dabei den Erfolg. Den Stoß ins Herz der feindlichen Macht zu führen, vermochte er nicht; es kam ihm wesentlich nur darauf an, die Angriffe seiner Gegner immer wieder zu vereiteln, allerdings nicht so sehr durch Verteidigung seiner Festungen, die vielmehr durchaus in zweiter Linie standen, als durch die Vernichtung des feindlichen Heeres. Nur so konnte er hoffen, sie allmählich derart zu ermüden, daß sie von ihren Zerstörungsplänen gegen Preußen abließen.

Die Russen in Ostpreußen.

Zuerst erschienen die Russen im Felde. Eine russische Flotte zwang Memel durch heftige Beschießung zur Übergabe (5. Juli); ein russisches Heer von 100000 Mann unter Apraxin marschierte über Kowno und Wilna gegen die ostpreußische Grenze. Ihm hatte der Feldmarschall Lehwaldt, ein Greis von 72 Jahren, der sich früher bei Kesselsdorf ausgezeichnet hatte, nur 30000 Mann, darunter 2000 Mann Landmiliz, entgegenzustellen; jedoch auf unmittelbaren Befehl des Königs, der von den Russen nicht viel hielt, wagte er am 30. Juli 1757 westlich von Insterburg bei Groß-Jägersdorf die Schlacht und wurde vollständig geschlagen; trotzdem zog er sich in guter Ordnung in sein früheres Lager bei Wehlau wenige Meilen vom Schlachtfelde zurück und deckte wenigstens Königsberg.

Die Schweden in Vorpommern.

Viel später, erst im September, überschritten die Schweden, allerdings nur 22000 Mann stark und in mangelhafter Rüstung, von Stralsund her die Peene, nahmen die wichtigsten Städte an derselben und drangen bis Pasewalk vor. Was zur Verteidigung der Provinz geschah, ging nicht eigentlich von der Regierung aus, die nur ein paar Tausend Mann für Pommern übrig hatte, sondern mehr von den Ständen. Sie rüsteten auf eigne Kosten 5000 Mann Landmiliz, und jahrelang verteidigte ihre kleine Flottille mit Glück die Odermündungen.

Vormarsch der französischen Nordarmee.

Doch der bei weitem gefährlichste Angriff kam von Westen her, von Frankreich. Im Juni 1757 übernahm der Leiter der Kriegspartei und Vertraute der Pompadour, Abbé Bernis, das Ministerium des Auswärtigen. Die Finanzlage war zwar nicht eben ermutigend, denn Frankreich stand vor einem Defizit von 160 Millionen Livres bei einer Jahreseinnahme von 283 Millionen, aber die ohnehin drückenden Steuern wurden trotz des Widerspruches der Parlamente noch weiter in die Höhe geschraubt, Anleihen, Lotterien u. dgl. halfen nach, und so wurden zwei Heere ins Feld gestellt, das eine unter d'Estrées am Niederrhein gegen Westfalen und Hannover, das andre unter Soubise am Mittelrhein. Beide zeigten freilich, daß die alte französische Waffentüchtigkeit im Verfall begriffen war. Nicht bloß war die Zahl der adligen Oberoffiziere unverhältnismäßig groß und infolge der Bequemlichkeit dieser Herren der Troß unendlich, sondern auch die Verpflegung und Kriegszucht so schlecht, daß bei der Nordarmee allein in wenigen Monaten gegen 1000 Plünderer und Nachzügler aufgeknüpft wurden und die besetzten Landschaften furchtbar litten. Dem Marschall d'Estrées gegenüber zog der Herzog von Cumberland ein norddeutsches Heer von 54000 Mann am Teutoburger Wald bei Bielefeld zusammen, vorgeschobene preußische Besatzungen hielten Wesel

und Geldern. Zunächst besetzte das französische Nordheer Jülich, Düsseldorf und Köln, nahm Wesel und ging dann die Lippe aufwärts. Statt nun in seiner guten Stellung standzuhalten, wich Cumberland nicht nur über den Teutoburger Wald, sondern auch über die Weser zurück, wodurch er Hessen preisgab, ließ sogar die Franzosen ungehindert über den Fluß gehen (15.—16. Juli) und wagte erst am 26. Juli bei Hastenbeck unweit Hameln eine Schlacht. Schon hatte Ferdinand von Braunschweig den Sieg in Händen, und d'Estrées gab bereits seine Befehle für den Rückzug, als Cumberland, durch einen



305. Louis Charles César Letellier, Herzog d'Estrées, Marschall von Frankreich.
Nach dem Gemälde von M. Vanloo gestochen von de Lorraine.

vereinzelten Mißerfolg kopfscheu gemacht, die Schlacht abbrach, ohne noch große Verluste zu haben. Um seinen Fehlern die Krone aufzusetzen, nahm er dann die Richtung nicht auf Magdeburg, wodurch er zugleich das preußische Gebiet gedeckt und selbst einen festen Stützpunkt gewonnen haben würde, sondern nordwärts über die Aller nach der Wesermündung hin, gewissermaßen in eine Sackgasse hinein. Die Franzosen, deren Kommando seit Anfang August der Herzog von Richelieu führte, weil d'Estrées bei Hofe seine Geltung verloren hatte, drängten nach, besetzten Bremen und Harburg und erzwangen am 8. September die schimpfliche Kapitulation von Kloster-Zeven. Danach räumten die hannöverschen Truppen Hannover und zogen sich nach Stade und Lauenburg zurück, die kleineren deutschen Kontingente wurden in die Heimat entlassen. So war die Straße nach Magdeburg, vielleicht gar nach der Mark, den Franzosen

freigegeben, und bereits knüpfte Georg II. als Kurfürst von Hannover mit Frankreich und Österreich Verhandlungen über den Frieden an. In Wien schwelgte man in den kühnsten Hoffnungen.

Friedrichs Stimmung.

Selbst geschlagen, gleichzeitig in Sachsen, Ostpreußen, Pommern und Westfalen angegriffen, in den Marken bedroht, gebeugt durch die schmerzlichsten persönlichen Erfahrungen, den Bruch mit dem Bruder, den Tod seiner Mutter, den Verlust Winterfeldts, so stand König Friedrich den Feinden gegenüber. Doch nie zeigte er sich größer als im Unglück. Durchdrungen von seiner Königspflicht, war er entschlossen zu siegen oder unterzugehen. Äußerlich gleichmütig und gefaßt, strömte er doch in Versen oder in vertrauten Briefen seine innersten Empfindungen aus. „Dies ist die Zeit des Stoizismus", so schrieb er damals an den Marquis d'Argens, und an Voltaire richtete er die schönen Worte:

„Doch ich, umdräuet vom Verderben,
Muß kühn dem Sturm entgegenzieh'n,
Als König denken, leben, sterben."

Rückzug der Russen.

Zum Glück für ihn fehlte es den Verbündeten an der vollen Einigkeit. Österreich grollte den Franzosen, weil sie die versprochenen Hilfsgelder nur säumig zahlten. Diese waren mit dem Wiener Hofe unzufrieden, weil er nur an Schlesien denke. Richelieu aber, dem ganzen Kriege abgeneigt und ein Feind Österreichs, deshalb für ein reiches Geldgeschenk und einen höflichen Brief Friedrichs doppelt empfänglich, benutzte seinen Vorteil nicht, sondern blieb unthätig an der Bode stehen; Apraxin endlich räumte Ostpreußen wieder bis auf Memel, nicht deshalb, weil Kaiserin Elisabeth im September 1757 gefährlich erkrankte und ein Thronwechsel es wünschenswert machte, zuverlässige Truppen bei der Hand zu haben, sondern weil sein Heer in dem von ihm aufs roheste verwüsteten Lande nicht mehr leben konnte. Die dadurch verfügbar werdenden ostpreußischen Regimenter drängten dann unter Lehwaldt im Verein mit der pommerschen Landmiliz die Schweden über die Peene zurück. So einigermaßen erleichtert, konnte Friedrich seine Kräfte nach den Seiten wenden, wo in diesem Augenblicke die größte Gefahr drohte, nach Thüringen und nach Schlesien. Und nach langer Verfinsterung leuchtete ihm wieder die Sonne des Glücks.

Die „elende" Reichsarmee.

Gemäß den Beschlüssen vom Januar 1757 hatte der Reichstag zu Regensburg mit ungewöhnlicher Eile bereits im April die „eilende Reichshilfe" aufgeboten, die ein boshafter Druckfehler sachgemäß in die „elende" verwandelte. Dagegen kam die Absicht, den „Markgrafen von Brandenburg" wegen Reichsfriedensbruches mit der Reichsacht zu belegen, nicht zur Ausführung, denn die zunächst erforderliche Vorladung, die der kaiserliche Notarius Aprill am 14. Oktober dem brandenburgischen Reichstagsgesandten in Regensburg, dem Freiherrn Erich Christoph von Plotho, überbringen sollte, nahm dieser nicht an, wies vielmehr dem Manne unsanft die Thür, und in Wien stand man schließlich von der geplanten Maßregel um so eher ab, als die nächsten Monate die Ohnmacht der Reichsarmee kläglich erwiesen. Niemals ist ein ehrwürdiger Name durch die, welche ihn zu vertreten hatten, mehr geschändet worden als hier. Leidliche Truppen bildeten, abgesehen von einigen österreichischen Regimentern, nur etwa die Kontingente von Hessen-Darmstadt, Würzburg und Trier. Im übrigen war jede einzelne Abteilung aus den Kontingenten kleiner Reichsstände gebildet, die für Uniformierung, Bewaffnung und Verpflegung ganz nach Belieben sorgten und obendrein meist Landstreicher oder sonstiges Gesindel einstellten. Dazu war die Stimmung nicht nur in den evangelischen, sondern zum Teil auch in den katholischen Gebieten Süddeutschlands ganz preußisch. Das württembergische Kontingent (3200 Mann) verlief sich bis auf 400 Mann, als es gegen die Preußen ausrücken

sollte, 2000 davon gingen zu dem kecken preußischen Streifscharenführer Mayr in Franken. Als das Reichsheer um Nürnberg stand, sprachen die Leute offen davon, daß sie sich gegen Preußen nicht schlagen würden.

Feldzug in Thüringen.

Den Befehl über solche Truppen übernahm am 10. August 1757 der Prinz Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen; dieser führte sie dann, etwa 33 000 Mann stark, über den Thüringer Wald nach Erfurt, wo am 29. August die Vereinigung mit den Franzosen unter dem Prinzen von Soubise erfolgte. Dieses Korps von 24 000 Mann übertraf allerdings an Tüchtigkeit die Reichsarmee, zumal es zu einem Drittel aus Schweizern und Deutschen bestand, aber auch bei ihm war die Zucht schlaff und die Überzahl hochadliger Offiziere, die nur ihrem Range die Stellung verdankten, bedenklich. Ein Feldzugsplan existierte vorläufig nicht und auch keine rechte Neigung zum Schlagen. Als König Friedrich von





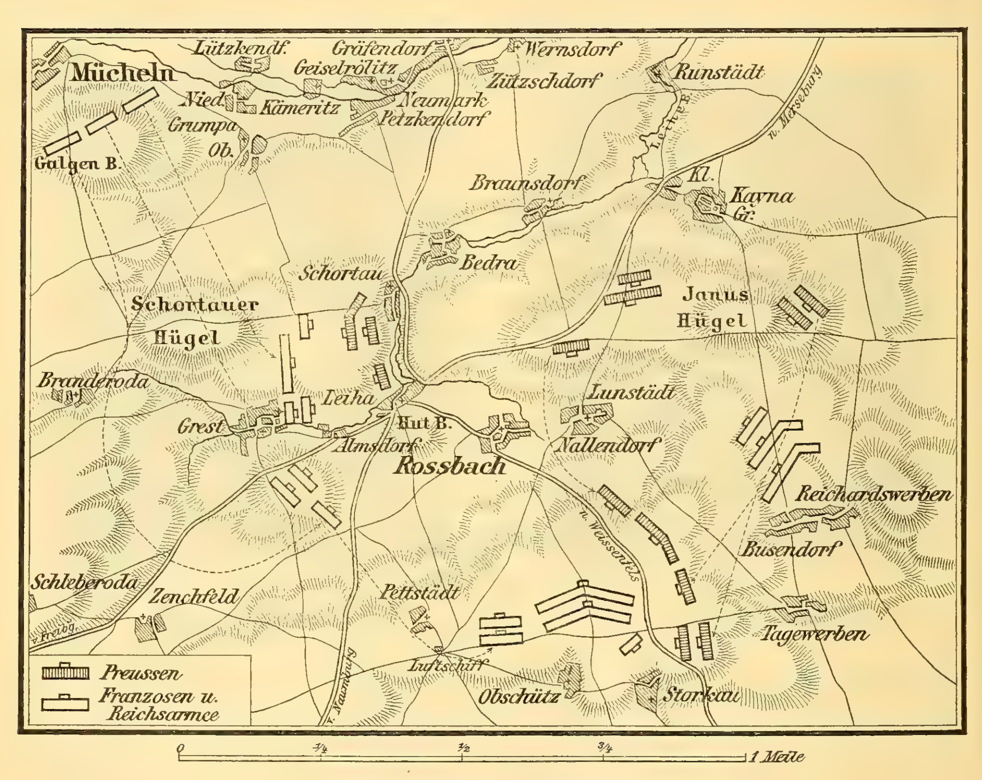
1 2

306 und 307. Französische Militärtypen aus dem 18. Jahrhundert.
1 Bärenmütze eines Sapeurs der französischen Schweizergarde. 2 Helm eines französischen Dragonerkapitäns.

der Lausitz heranzog, wich das Heer bis Eisenach zurück, und der König gelangte mit seinem Vortrabe bis Gotha (15. September), wo er freudig empfangen wurde. Vor einem bedeutend überlegenen feindlichen Korps wurde die Stadt zwar gleich darauf wieder geräumt, aber der jugendliche Generalmajor von Seydlitz überraschte am 19. September die feindliche Generalität derart, daß sie sofort verschwand und ihre reichbesetzte Tafel im Schlosse den preußischen Offizieren überließ. Die Hauptmasse des preußischen Heeres blieb bei Weimar stehen, um abzuwarten, ob es sich gegen Soubise, gegen Richelieu oder nach der Mark werde wenden müssen. Richelieu sandte aber, nachdem er das Halberstädtische furchtbar ausgesogen hatte, bedeutende Verstärkungen zu Soubise und zog sich selbst nach Braunschweig zurück, kam also zunächst nicht in Betracht. Dagegen unternahm der österreichische General Haddik mit nur 3500 Mann einen flüchtigen Streifzug nach Berlin, erstürmte am 16. Oktober mittags das von der märkischen Landmiliz tapfer verteidigte Schlesische Thor und nötigte der überraschten Hauptstadt eine Brandschatzung von 185 000 Thalern ab. Schon am Morgen des 17. jedoch räumte er sie wieder, denn es hatten sich Ferdinand von Braunschweig, Moritz von Dessau und der König selbst gegen ihn in Bewegung gesetzt, und der letztere stand bereits in Großbeeren, als er den Rückmarsch Haddiks erfuhr (17. Oktober 1757).

Schlacht bei Roßbach.

Inzwischen hatten sich Soubise und Hildburghausen, übrigens miteinander stets in Zwist, da jener von einer Schlacht nichts wissen wollte und dieser vorwärts drängte, gegen Sachsen in Marsch gesetzt und ihre Vortruppen bis nach Leipzig vorgeschoben. Da erschien am 27. Oktober Friedrich selbst in Leipzig, zog hier 24 000 Mann zusammen, warf die feindlichen Vortruppen zurück und überschritt in den ersten Tagen des November an drei Punkten, bei Halle, Merseburg und Naumburg, die Saale. Seine Gegner, zusammen hier 43 000 Mann mit über 100 Geschützen stark, hatten westlich von Weißenfels oberhalb des flachen Kessels von Roßbach, den sanfte Höhen von allen Seiten einschließen, eine ziemlich starke Stellung bezogen. Der König näherte sich ihr am 4. November in voller Schlachtordnung, doch gab er den Angriff auf,



308. Plan der Schlacht bei Roßbach.

weil sie ihm zu stark schien, und bezog östlich derselben ein Lager nördlich von Roßbach. Dadurch in den Glauben versetzt, er wolle sich überhaupt nicht schlagen, und besorgt, er möge sich durch schleunigen Abmarsch der sonst sicheren Niederlage entziehen, beschlossen die französischen und reichsständischen Generale, ihn am 5. November anzugreifen. Um die Preußen in ihrer linken (südlichen) Flanke zu umgehen, setzten sie sich am Vormittage in zwei parallelen, langgestreckten Marschkolonnen, die Reiterei voran, südostwärts in Bewegung. Den König traf die Nachricht davon bei Tisch im Schlosse von Roßbach; er wollte anfangs dem Offizier, der sie ihm brachte, nicht glauben, daß der Feind in so leichtsinniger Weise seinen Vorteil aus den Händen gebe, bis er sich selbst durch den Augenschein überzeugte. Sofort erteilte er seine Befehle, in wenigen Minuten stand die Armee unter Waffen und bewegte sich im Angesicht der

Gegner auf der Straße nach Merseburg hin, so daß bald die Höhen, die im Nordosten den Kessel von Roßbach begrenzen und im Janushügel ihren bedeutendsten Punkt erreichen, sie den Blicken entzog. Um so hitziger drängten die Franzosen und Reichstruppen nach dem Janushügel, da brachen plötzlich über ihn hinweg die preußischen Reiterregimenter unter Seydlitz im vollsten Rosseslaufe hervor. Einige österreichische und französische Schwadronen hielten den ersten Stoß aus, aber beim zweiten



309. Prinz Heinrich von Preußen.
Nach dem Gemälde im Königl. Schlosse zu Berlin.

stoben sie auseinander. Inzwischen entwickelten sich auch Fußvolk und Artillerie der Preußen, voran Prinz Heinrich mit sieben Bataillonen; vor ihren Salven und Kartätschenlagen brach die französische Infanterie rasch zusammen, die Reichstruppen aber ergriffen bei diesem Anblick einfach die Flucht. Auf die verwirrten Haufen hieb Seydlitz ein und zersprengte auch noch eine schweizerische Brigade, die sich zur Wehr setzte. Binnen anderthalb Stunden war alles vorüber, und das feindliche Heer, obwohl es nicht mehr als 700 Mann an Toten und 2000 an Verwundeten eingebüßt hatte, eilte in verworrener Flucht nach der Unstrut. „Unser größtes Glück war, daß es Nacht wurde, sonst wäre bei Gott nichts davon gekommen", so schrieb Hildburghausen an den Kaiser.

Friedrich verfolgte zwar die aufgelöste Armee nur bis Erfurt, aber ihre Reste zogen sich sofort bis Franken zurück. Von dieser Seite also war jede Gefahr abgewehrt, aber noch mehr bedeutete der moralische Erfolg. Seine Armee hatte ihr Selbstvertrauen wiedergewonnen, und ganz Deutschland jubelte dem König zu, dem Überwinder der übermütigen Franzosen, als dem Vorkämpfer der Nation, und selbst in Frankreich begrüßte man vielfach mit Befriedigung die schimpfliche Niederlage einer Politik, die den Interessen des Landes so wenig gemäß war.

Verlust Schlesiens.

Wenn Friedrich den Sieg von Roßbach nicht mehr ausbeutete, so hatte das seinen Grund in den üblen Nachrichten, die ihm aus Schlesien zukamen. Hier hatte sich der Herzog von Braunschweig-Bevern nur bis zum 27. September bei Liegnitz halten können, dann, als Karl von Lothringen sich zwischen ihn und Breslau zu schieben drohte, hatte er durch einen meisterhaften Marsch sich nach Breslau gezogen, aber eben deshalb nicht verhindern können, daß die Österreicher Schweidnitz belagerten. Bereits am 14. November fiel die Festung, am 22. November sah er sich selbst bei Breslau in zu weit ausgedehnter Stellung von weit überlegenen Massen zur Schlacht gezwungen, die er verlor. Die Verteidigung der Hauptstadt dem General Lestwitz überlassend, versuchte er selbst mit etwa 20 000 Mann die Oder abwärts zu ziehen, um sich mit dem König zu vereinigen, dabei geriet er jedoch bei einer Rekognoszierung in Gefangenschaft (24. November 1757), und am nächsten Tage ergab sich Breslau. Die Besatzungstruppen, meist Schlesier, verliefen sich bis auf wenige hundert Mann in die Heimat, die Beamten wurden für Österreich in Pflicht genommen, und bereits begrüßte Maria Theresia in einem Erlaß die Schlesier wieder als ihre getreuen Unterthanen. Die Provinz war für Friedrich verloren, und damit war er selbst verloren, wenn er nicht gegen alle Erwartung zu siegen verstand.

Marsch Friedrichs nach Schlesien.

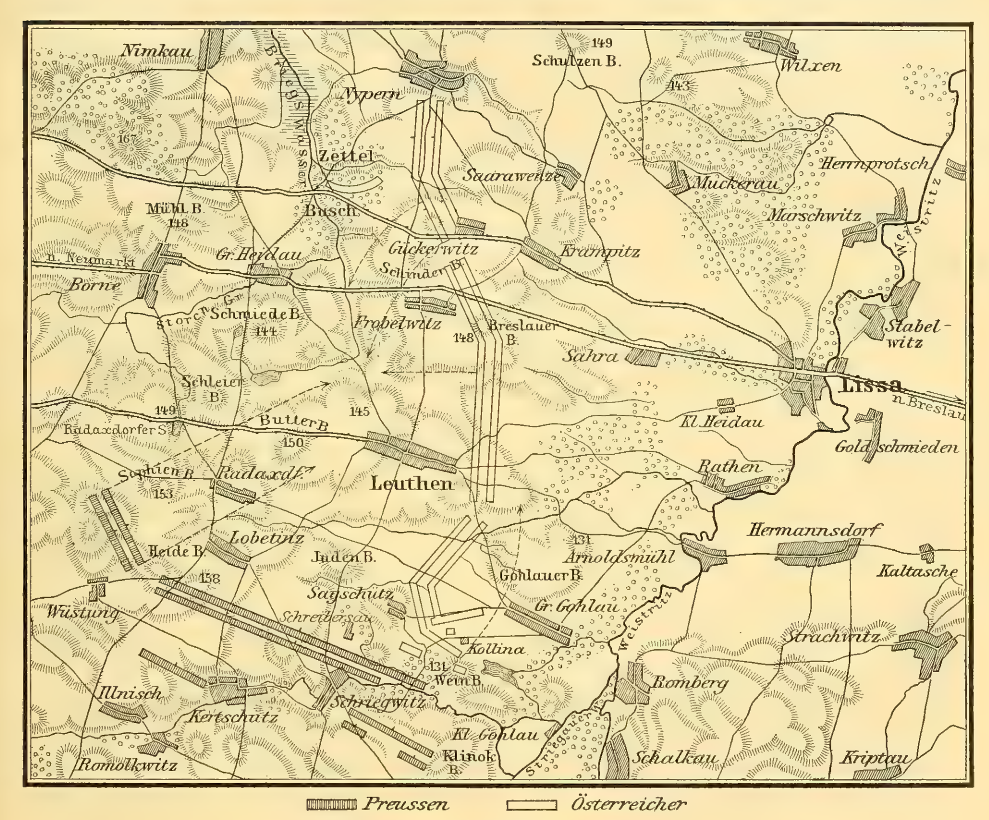
Um die Aufmerksamkeit der Österreicher von Schlesien abzulenken, sandte der König den Feldmarschall Keith mit 6000 Mann über das Erzgebirge nach Böhmen und ließ überall das Gerücht aussprengen, daß seine Hauptmacht dorthin im Anmarsche sei, worauf wirklich mehrere österreichische Korps dorthin abzogen, ohne allerdings etwas vom Feinde zu sehen, denn Keith stand schon am 5. Dezember wieder in Chemnitz. Friedrich selbst aber brach mit 14 000 Mann am 13. November in Eilmärschen (41 Meilen in 15 Tagen) von Leipzig auf, ging bei Dresden über die Elbe und erreichte bereits am 24. trotz schlechter Wege Naumburg am Queis. Hatte er anfangs nur Schweidnitz zu entsetzen gedacht, so bewogen ihn die hier einlaufenden Nachrichten zu dem Entschlusse, eine Schlacht um den Besitz Schlesiens zu wagen. Am 28. November stieß in Parchwitz Zieten mit den Resten des Bevernschen Korps zu ihm, so daß er nunmehr über 34 000 Mann, darunter 12 000 Reiter und 161 Geschütze verfügte. Hier war es, wo er seine Offiziere durch eine kernige Ansprache, die ihnen den ganzen Ernst der Gefahr vor Augen stellte, zu den höchsten Leistungen anspornte; aber auch die Truppen waren in bester Stimmung. Als sie am 4. Dezember auf der großen Straße nach Breslau aufbrachen, sangen sie statt heiterer Lieder Choräle, wie sie der Lage entsprachen, so die Strophe aus dem Liede J. Heermanns:

„Gib, daß ich thu' mit Fleiß,
Was mir zu thun gebühret,
Wozu mich dein Befehl
In meinem Stande führet.

Gib, daß ich's thue bald,
Zu der Zeit, da ich soll.
Und wenn ich's thu', so gib,
Daß es gerate wohl."

Noch meinte der König, die Österreicher in ihrer festen Stellung hinter der Lohe angreifen zu müssen, aber in Neumarkt erfuhr er, daß Karl von Lothringen, im Widerspruch mit Daun, sein Heer weiter vorgeführt und sogar die Weistritz überschritten

habe. Westlich dieses Flusses breitet sich flachwelliges Gelände aus, das sich nach Südosten und Süden in feuchte Wiesengründe verliert. Über dasselbe führt von West nach Ost die große Straße nach Breslau, in der Senkung Borne, auf der Höhe Frobelwitz berührend, um bei dem Städtchen Lissa die Weistritz zu überschreiten, ihr parallel, durchschnittlich 6—7000 Schritt von ihr entfernt, zieht eine Nebenstraße durch das langgestreckte Dorf Leuthen (südlich von Frobelwitz) nach Arnoldsmühle an der Weistritz. Hier standen die Österreicher, durch bayrische und württembergische Truppen verstärkt, in einer Zahl von 80—90000 Mann und in der Ausdehnung von mehr als 7 km von Nord nach Süd quer über die beiden Straßen von Nypern über Frobelwitz und



310. Plan der Schlacht bei Leuthen.

Leuthen bis Sagschütz, das etwas tiefer liegt; rechts führte Lucchesi, links Nadasdy den Befehl; noch vor der Hauptmasse lagerte bei Borne Graf Nostitz mit fünf sächsischen und österreichischen Reiterregimentern.

Schlacht bei Leuthen.

Ihn traf am nebeligen Morgen des 5. Dezember 1757 der erste Stoß durch den preußischen Vortrab, der die Überraschten in wirrer Flucht nach Frobelwitz hinjagte und sie ein paar hundert Gefangene kostete. Als dann der König die Stellung der Österreicher übersah, deren Linien sich bei dem klaren Wintertage von dem schneebedeckten Boden deutlich abhoben, entschied er sich, seine ganze Macht auf ihren linken Flügel zu werfen. Deshalb schwenkte die Armee rechts ab, der rechte Flügel unter Moritz von Dessau mit Zietens Reiterei voran, nach ihm der linke unter General von Retzow, von Driesens Reiterei gefolgt, das Ganze in zwei Treffen. Daun und Prinz Karl, die bei Frobelwitz hielten, nahmen von dort aus den preußischen Anmarsch nur un-

vollkommen wahr, sandten deshalb anfangs Lucchesi Unterstützung, auf dessen Stellung Nostiz' geschlagene Regimenter zurückgejagt waren, und meinten dann, der König wolle einer Schlacht ganz ausweichen. „Die Leute gehen, man störe sie nicht", bemerkte Daun. Inzwischen sah Nadasdy von Sagschütz aus, daß das Wetter gegen ihn heranziehe, erhielt aber die erbetene Hilfe nicht. So warf sich mittags gegen 1 Uhr Moritz von Anhalt unter heftigem Geschützfeuer auf die Bayern und Württemberger bei Sagschütz, schlug sie und erstürmte die mit Artillerie besetzte Höhe, während Zieten die Reiterei Nadasdys gänzlich über den Haufen rannte. Der linke österreichische Flügel war zertrümmert, und in atemloser Hast eilten nun die österreichischen Bataillone des rechten Flügels im Bogen heran, um bei Leuthen eine neue Schlachtordnung zu bilden, die ihre Front nach Süden kehrte. Aber in hartnäckigem Gefecht wurde Leuthen erstürmt; als die Österreicher nordwärts des Dorfes sich nochmals in dichten Massen setzten, entschied Driesen durch einen gewaltigen Stoß seiner 40 Schwadronen, der die auf den linken preußischen Flügel losstürmenden Regimenter Lucchesis auseinander warf, diesen letzten Teil der Schlacht, als eben der kurze Wintertag zu Ende ging. In voller Auflösung wichen die Österreicher nach der Weistritz zurück.

Die Verfolgung.

Unter den zwölf größeren Schlachten, die Friedrich gewonnen hat, ist die von Leuthen sein strahlendster Sieg. Mit vollendeter Sicherheit hatte er seine Anordnungen getroffen, ohne Schwanken und mit unvergleichlicher Tapferkeit hatten seine Offiziere und Soldaten sie durchgeführt und über einen fast dreifach überlegenen, gleich tapferen Feind triumphiert. Dabei war der König beständig im Feuer gewesen; „es war nicht möglich, ihn zurückzuhalten", schreibt sein Kabinettssekretär Eichel. Doch noch galt es, die nächsten Stunden der rasch hereinbrechenden Winternacht zu rüstiger Verfolgung auszunutzen, namentlich der Übergänge über die Weistritz sich zu bemächtigen. Der König brach deshalb sofort mit einigen Bataillonen nach Lissa auf. Dort empfing die einrückenden Preußen ein heftiges Feuer aus den Häusern, Friedrich aber ritt mit seinen Adjutanten nach dem Schlosse, dem Eigentum des ihm persönlich bekannten Barons von Mudrach, das ein ganzer Trupp österreichischer Offiziere, aufgeschreckt durch die Schüsse, soeben erst verlassen hatte, um weiter zu flüchten. Hier brachte er die Nacht zu, angesichts des Feindes, dessen Wachtfeuer man vom Schlosse aus jenseit der Weistritz sah. Aber auch die Preußen lagerten sich dicht um Lissa. Denn auf die Kunde, der König sei nach Lissa abmarschiert, hatte sich die ganze Armee dahin aufgemacht. Stumm zogen die Bataillone ihres Weges, über sich den sternklaren Himmel, um sich das weiße, mit Tausenden von Toten und Verwundeten bedeckte Feld. Da stimmte ein alter Grenadier aus voller Brust das Lied Martin Rinckarts an: „Nun danket alle Gott", eine Schar nach der andern fiel ein, die Feldmusiken spielten auf, und wohl von 25 000 Kriegern gesungen, klang feierlich durch die Winternacht der „Choral von Leuthen":

„Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut an uns und allen Enden."

Groß allerdings war der Erfolg. 10000 Mann an Toten und Verwundeten, 12000 Mann an Gefangenen, 116 Geschütze, 51 Fahnen hatten die Österreicher eingebüßt, die Preußen nur etwa 6300 Mann. Kaum 35 000 Mann von dem stolzen Heere, das Schlesien erobert hatte, gingen, zur Hälfte krank, unter Schneetreiben und Regen zunächst nach Schweidnitz, dann über das Gebirge nach Böhmen zurück. Am 21. Dezember ergab sich Breslau nach heftiger Beschießung mit 17000 Mann, am 28. Dezember Liegnitz; nur in Schweidnitz behaupteten sich die Österreicher. Der König nahm sein Winterquartier in Breslau und vergalt den Schlesiern je nach Verdienst.

Die Güter und Einkünfte des Fürstbischofs von Breslau, des Grafen Schaffgotsch, der sich zweideutig benommen hatte, ließ er einziehen, dagegen befreite er die Protestanten von den kirchlichen Abgaben, die sie bisher den katholischen Pfarrern noch hatten zahlen müssen, im nächsten Jahre auch vom Zehnten (s. oben S. 325). So schloß der Feldzug des Jahres 1757, nachdem Niederlage auf Sieg, Sieg auf Niederlage in verwirrendem Wechsel gefolgt waren, trotz der ungeheuren Übermacht der europäischen Koalition mit der Behauptung aller Landschaften, die Friedrich am Beginne des Jahres besessen hatte.

Französische und österreichische Rüstungen für 1758.

Die Mißerfolge des Feldzuges in Thüringen, verbunden mit der tiefen Erschöpfung des eignen Landes und dem sehr mäßigen Gewinn, den auch eine siegreiche Beendigung des Krieges versprach, wirkten am französischen Hofe so stark, daß Abbé Bernis in Wien einen längeren Waffenstillstand und Verzicht auf den Teilungsplan vom 1. Mai 1757 vorschlug. Erst die Entrüstung, mit der die österreichische Regierung dies aufnahm, brachte ihn davon ab und bestimmte ihn zugleich, die Soldverträge mit Schweden, Bayern und Württemberg zu erneuern, so lebhaft auch der Unwille in diesen beiden deutschen Ländern darüber war; auch 10000 Sachsen, meist solche, die den aufgezwungenen preußischen Dienst verließen, wurden in Sold genommen und ausgerüstet, und die Entsendung eines französischen Hilfskorps nach Böhmen in Aussicht gestellt. Österreich machte die größten Anstrengungen. Da der Krieg jährlich ungefähr 50 Mill. Gulden verschlang, so schränkte Maria Theresia den Aufwand ihres prächtigen Hofhalts ein, verpfändete ihre Juwelen und hatte die Genugthuung zu sehen, daß der Adel ihrem Beispiel folgte; kein Kavalier hielt mehr einen Staatszug von Wagen und Pferden. Dazu stellte Böhmen auf eigne Kosten 15000 Mann, Ungarn 30000 Mann, auch die Toscaner wurden herangezogen, um das Heer auf mehr als 100000 Mann zu bringen.

Preußisch-englische Vorbereitungen.

Noch viel größer mußten verhältnismäßig Friedrichs Anstrengungen sein. Da der Herzog von Mecklenburg-Schwerin am Reichstage gegen ihn gestimmt hatte, so ließ er das Land als ein feindliches besetzen und nötigte ihm im Jahre 1758 etwa $2^1/_2$ Millionen Thaler an baren Zahlungen ab. Sachsen mußte 4 Millionen Thaler schaffen, davon Leipzig allein 500000 Thaler, wozu später noch einmal 300000 Thaler verlangt wurden. Schon griff er auch zu dem höchst bedenklichen Auskunftsmittel, die Münzen leichter herstellen zu lassen, und zwar zunächst unter sächsischem, später auch unter preußischem Gepräge (zuerst 20 Thaler aus einer Mark Silber statt 14 Thaler), aber schon 1758 wurde das britische Hilfsgeld von 4 Mill. Thaler in 11 Millionen umgeprägt. Zum Glück hatte sich rechtzeitig wenigstens eine Wendung in England vollzogen. Schon am 29. Juni 1757 war dort Pitt als Staatssekretär wieder ins Ministerium getreten neben Newcastle als Schatzkanzler (Premierminister), und obwohl er keine Flotte in die Ostsee schickte, sondern nur Hilfsgelder anbot, war es doch von größter Wichtigkeit, daß er die Konvention von Kloster-Zeven verwarf und ihre Ausführung untersagte. Zum Befehlshaber des neuzubildenden Heeres erbat er von Friedrich den Herzog Ferdinand von Braunschweig (1721—92), der sich bereits unter des Königs Augen ausgezeichnet hatte und durch sein ebenso entschlossenes wie taktvolles Benehmen der rechte Mann war, um ein aus so verschiedenen Bestandteilen gebildetes Heer mit einheitlichem Geiste zu erfüllen.

Ferdinand, der vierte Sohn des Herzogs Ferdinand Albert, geb. den 12. Januar 1721, hatte eine vortreffliche Ausbildung genossen, die er durch ausgedehnte Reisen in den Niederlanden, Frankreich, Italien und Österreich noch erweiterte, und war nach der Sitte seines tapferen Hauses 1740 in das preußische Heer eingetreten. Bei Mollwitz stand er mit seinem meist aus braunschweigischen Landeskindern gebildeten Regiment zuerst im Feuer, machte auch die Schlacht bei Chotusitz mit und wurde schon 1743 zum Generalmajor befördert, überhaupt vom König vielfach ausgezeichnet. Selbständig griff er an der Spitze seiner Brigade zuerst bei Soor ein, wo er auch verwundet wurde. Als Chef des Leibgardebataillons, der Mustertruppe für das ganze Heer, blieb er auch im Frieden fortwährend in der nächsten Umgebung des Königs und

erwarb sich 1750 sein Lob als „sein nächster und geschätztester Freund". Beim Ausbruche des Siebenjährigen Krieges schon Generalleutnant und Gouverneur von Magdeburg, führte er die preußische Kolonne, die von Halle her in Sachsen einrückte, und war sowohl 1756 als 1757 auf dem böhmischen Kriegsschauplatze mit Auszeichnung thätig, bis er die Weisung erhielt, von Magdeburg aus der französischen Nordarmee entgegenzutreten. Den Befehl über die norddeutsch-englische Armee übernahm er nur mit Widerstreben, lediglich aus Pflichtgefühl.

Am 17. April 1758 kam dann ein neuer Vertrag zwischen Preußen und England zustande, in welchem letzteres jährlich 670000 Pfund Sterling Subsidien zusicherte, die Aufstellung eines norddeutschen Heeres von 50000 Mann und außerdem die Ausrüstung von 5000 Mann Hannoveranern übernahm. Beide Mächte verpflichteten sich zugleich, daß keine einseitig Friedens-, Waffenstillstands- oder Neutralitätsverträge schließen werde.

Vertreibung der Franzosen aus Nordwestdeutschland.

Im Nordwesten begann denn nun auch der Feldzug des Jahres 1758 zuerst. Die Franzosen standen hier in ausgedehnten Winterlagern längs der Aller und Ocker mit dem Hauptquartier in Hannover, die Deutschen ihnen gegenüber östlich der Lüneburger Heide mit dem Hauptqartier in Lüneburg. Doch litten die Franzosen sehr durch mangelhafte Verpflegung und das ungewohnte rauhe Klima, ihrer 10000 starben in den Lazaretten; dazu war die Disziplin so locker, daß zahlreiche Offiziere ohne Urlaub nach Paris gingen, um hier die Wintervergnügungen mitzumachen. Richelieu aber, ohne rechten Plan, war jeder Angriffsbewegung abgeneigt und plünderte dafür lieber das Halberstädtische aus (Januar 1758); auch sein Nachfolger, der Herzog von Clermont (seit 14. Februar), rührte sich nicht von der Stelle. Dagegen waren die Ausrüstung und der Gesundheitszustand des deutschen Heeres vortrefflich. Noch im letzten Augenblick langten aus Ostpreußen nach mühseligem Wintermarsch 15 Schwadronen Dragoner und Husaren zur Verstärkung an, und alles belebte frohe Siegeszuversicht. Unter solchen Umständen brach Ferdinand, den Franzosen ganz unerwartet, bereits am 18. Februar aus seinen Stellungen auf. Am 23. schon überschritt er die Aller, am Abend desselben Tages besetzte der Erbprinz von Braunschweig Hoya an der Weser. Das veranlaßte die Franzosen zu so schleunigem Rückzuge, daß sie am 24. Bremen räumten, Minden seinem Schicksal überließen — es fiel am 15. März — und ohne einen Versuch, sich zu setzen, den Teutoburger Wald überschreitend, eilfertig die Lippe abwärts dem Rheine zuzogen. Ende März und Anfang April gingen sie bei Wesel auf das linke Ufer zurück, zugleich räumten sie auch Hessen und Ostfriesland. Wo Ferdinand erschien, wurde er als Befreier von den französischen Plünderern begrüßt; hier und da hatten sich schon die westfälischen Bauern bewaffnet, um den abziehenden Franzosen ihren Übermut heimzuzahlen, und allerorten machte dieser schlachtenlose Rückzug des stolzen Heeres vor einem viel schwächeren Feinde den tiefsten Eindruck, den tiefsten vielleicht in Wien. Doch dabei ließ es Ferdinand nicht bewenden. In der Hoffnung, Holland, Kur-Köln und Kurpfalz zum Anschluß zu bewegen, überschritt er Anfang Juni mit 30000 Mann bei Emmerich den Rhein und drängte die Franzosen südlich bis Krefeld zurück. Hier schlug er sie trotz ihrer festen Stellung am 23. Juni aufs Haupt, wobei sie große Verluste hatten, dann nahm er Düsseldorf und Roermonde und ließ seine leichten Truppen bis Brüssel streifen. Infolgedessen übernahm der kriegserfahrene, wenngleich nicht sonderlich begabte Marschall Contades den Heerbefehl, und zugleich führte Soubise die französische Südarmee mit dem Reichsheere statt nach Böhmen unter argen Verheerungen nach Hessen, dann drang er sogar bis Westfalen und Hannover vor. Dies bewog Ferdinand zum Rückzuge über den Rhein; doch gelang es ihm, die Vereinigung der beiden feindlichen Heere zu verhindern und überhaupt ihnen so wirksam zu begegnen, daß die Franzosen ihre Winterquartiere am Rhein und im südlichen Hessen bezogen.



311. Herzog Ferdinand von Braunschweig und Lüneburg.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von J. Houbraken.

Friedrich in Mähren (1758).

Weniger glücklich für die preußischen Waffen ließ sich der Anfang des Feldzuges im östlichen Deutschland an. Nach den in Wien getroffenen Bestimmungen sollte das eine österreichische Heer, durch Franzosen und Reichstruppen verstärkt, von Böhmen aus in Sachsen einbrechen, das zweite, jetzt unter Dauns alleinigem Oberbefehl, stand zunächst zur Deckung der böhmischen Ostgrenze bei Trautenau, mit einer vorgeschobenen Abteilung hielt Oberst Janus die Grafschaft Glatz besetzt; weiterhin hoffte man auf die Vereinigung mit den Russen (s. unten). Auf der andern Seite hatte Prinz Heinrich von Preußen Sachsen und insbesondere Dresden zu decken. König Friedrich selbst stand bei Landeshut, um zunächst die am 1. April begonnene Belagerung von Schweidnitz vor jeder feindlichen Störung zu schützen. Als diese Festung bereits am 16. April sich mit 5000 Mann ergeben hatte und auch Janus aus Glatz verjagt



1



2

312 und 313. Preußische Militärtypen aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges.

1 Dragonerregiment „Markgraf von Bayreuth“. 2 Garde-Grenadierregiment „Prinz von Preußen“.

worden war, wandte er sich gegen die Erwartung Dauns, der seine Truppen bei Skalitz zusammenzog, um dem preußischen Einmarsch in Böhmen zu begegnen, plötzlich nach Oberschlesien, überschritt von Jägerndorf und Troppau her das Gebirge und stand am 5. Mai vor Olmütz. Er führte damit endlich einen schon längst erwogenen, aber bisher immer wieder beiseite gelegten Plan aus, durch Mähren geradeswegs auf Wien, ins Herz Österreichs, vorzudringen. In Wien brachte das die größte Bestürzung hervor, der Hof dachte bereits daran, sich nach Graz zurückzuziehen, und in der That machten die preußischen Belagerungsarbeiten trotz der tapferen Gegenwehr des Festungskommandanten, des Feldmarschalleutnants Grafen Marschall von Biberstein, zwar langsame, doch unverkennbare Fortschritte. Am 1. Juli wurde die dritte, also die letzte Parallele gegen die Festung ausgehoben (s. Bd. VI, S. 539 f.), und 53 Festungsgeschütze waren bereits unbrauchbar. Um den letzten Nachdruck zu geben, bedurfte es aber eines großen Transports von 4000 Wagen, der, von 10 000 Mann meist junger Truppen gedeckt, am 26. Juni Troppau passierte, sich auch durch die leichten österreichischen Truppen zunächst durchschlug und zwei Tage später mit dem von Olmütz

ihm entgegengesandten Zieten zusammentraf. Aber am 30. Juni griff der Generalmajor Ernst Gideon von **Laudon** mit großer Übermacht die meilenlange Wagenkolonne bei Domstadel im mährischen Gesenke an. Nur dem Vortrab gelang es, seine 250 Wagen, darunter den Kassenwagen, zu retten, die Hauptmasse wurde genommen oder zerstört, Zieten nach Troppau zurückgedrängt. Inzwischen war auch Daun herangekommen und hatte mit seinen 83000 Mann die Preußen so umschlossen, daß sie mehr Belagerten als Belagerern glichen. Selbst den Verkehr Dauns mit der Festung abzuschneiden, war nicht mehr möglich, vielmehr kamen 1200 Mann Verstärkungen hinein. Da gab denn die Meldung vom Verluste des Transports die Entscheidung. Am 2. Juli hob der König die Belagerung auf und wandte sich, weil Laudon die Straße nach Oberschlesien sperrte, nordwärts nach Böhmen. Von den leichten Truppen der Österreicher umschwärmt und jeden Augenblick des Kampfes gewärtig, entzog er sich trotz seines endlosen Trosses an Belagerungsgeschützen und Wagen stets in meisterhafter Weise dem Gegner und erreichte am 9. August bei Landeshut glücklich die schlesische Grenze. Es war das letzte Mal in diesem Kriege, daß er als Angreifer den Boden Österreichs betreten hatte. Von nun an mußte er sich lediglich auf die Behauptung seiner Lande beschränken, und trotzdem wurde der Kreis, den er beherrschte, mit jedem Jahre enger und enger.

König Friedrich in steigender Bedrängnis.
(1758—62.)

Bestushews Sturz.

In Landeshut angelangt, sah sich der König durch die bedrohlichsten Nachrichten zu schleunigem Aufbruch nach einem weit entfernten Kriegsschauplatze bestimmt. In Petersburg war wieder einmal eine jener plötzlichen Wendungen eingetreten, an denen die russische Geschichte des 18. Jahrhunderts so reich ist. Der Großkanzler Bestushew hatte die Kriegserklärung gegen Preußen mehr zugelassen, als herbeigeführt, teils weil er die Verbindung mit England nicht aufgeben wollte, teils weil der Krieg besonders von seinen persönlichen Gegnern betrieben wurde. Er suchte Halt an dem „jungen Hofe" (des Thronfolgers), trat, da Großfürst Peter ein launenhafter, eigensinniger und fast unzurechnungsfähiger Mensch war, mit seiner Gemahlin, der klugen und energischen **Katharina**, in Verbindung und unterbreitete ihr noch vor der Erkrankung der Kaiserin einen Plan für die Gestaltung der Thronfolge, nach dem Peter beiseite geschoben und sein Sohn Paul unter Katharinas Regentschaft zum Zaren ausgerufen werden sollte. Katharina ging nicht näher darauf ein, und der ganze Plan blieb damals Geheimnis; dann aber wurde der Rückzug Apraxins auf Rechnung von Bestushews Ehrgeiz gesetzt, Apraxin abberufen und Bestushew am 25. (14.) Februar 1758 verhaftet, als er eben, obwohl krank, auf unmittelbaren Befehl der Kaiserin im Konferenzsaale erschien. Ein besonderes Manifest beraubte ihn aller seiner Ämter und Würden und stellte ihn wegen Majestätsbeleidigung vor ein Ausnahmegericht. Dies schickte den greisen Staatsmann in die Verbannung nach seinem Gute Gorelowo bei Moskau. Auch Katharina war in der äußersten Gefahr, zumal da ihr Gemahl sie bei der Kaiserin noch mehr anschwärzte, weil er sich ihrer entledigen wollte, um seine Geliebte Elisabeth Woronzow heiraten zu können, und mehrere Persönlichkeiten aus ihrer nächsten Umgebung wurden verhaftet; aber Bestushew hatte Zeit gehabt, alle etwa bedenklichen Papiere zu verbrennen, und Katharina wußte sich bei Elisabeth zu rechtfertigen, die sich dabei überzeugte, daß „die Großfürstin sehr klug, der Großfürst aber ein Narr sei". Jedenfalls herrschten jetzt die Schuwalows unumschränkt, und unter der Leitung des Vizekanzlers **Woronzow** stand der Bund mit Österreich und Frankreich fester als je.

Die Russen in Ostpreußen und in der Neumark.

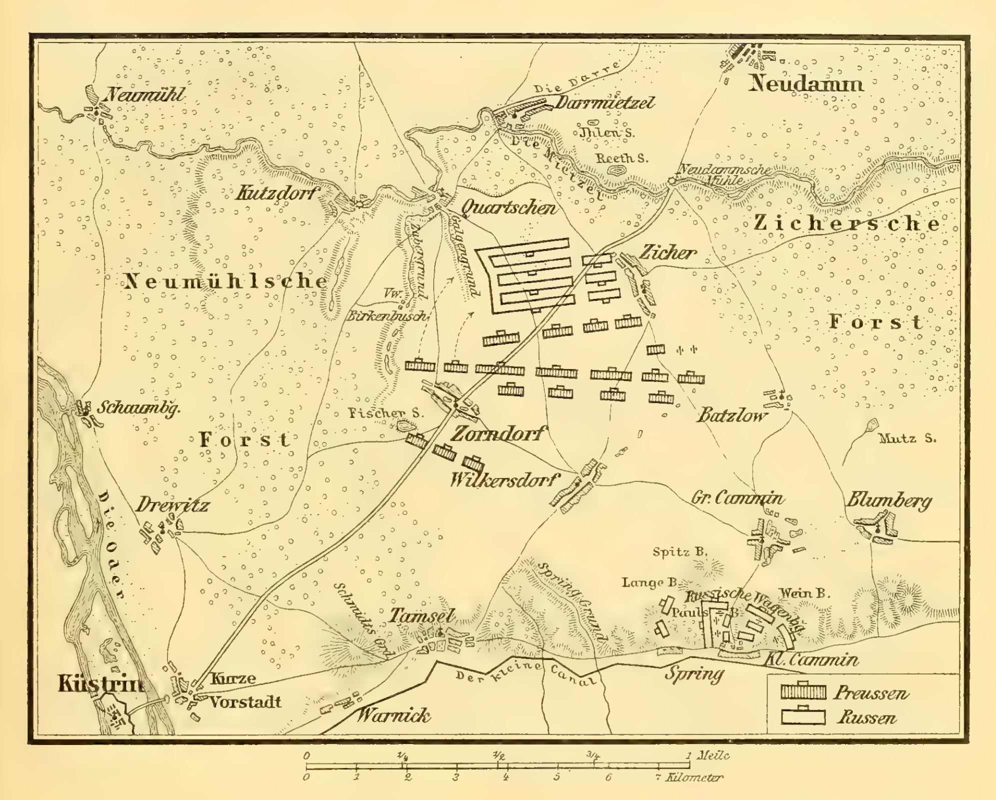
Infolgedessen erhielt der Feldmarschall Wilhelm Fermor, ein geborner Deutscher, Befehl, Ostpreußen von neuem zu besetzen. Da Friedrich keine genügenden Truppen zum Schutze der entlegenen Provinz übrig hatte, so zog Fermor schon am 22. Januar 1758 unangefochten in Königsberg ein und ließ überall der Kaiserin Elisabeth huldigen; denn Ostpreußen war der Beuteanteil Rußlands und wurde deshalb auch ziemlich schonend behandelt. Obwohl noch manche Steuersumme und sogar manche Rekrutenabteilung ihren Weg zum König fanden, war doch das Land für ihn verloren, und die Russen gingen von dort aus zum Angriff auf Brandenburg vor. Dabei benutzten sie das neutrale Polen in seiner Wehrlosigkeit als Stütze, besetzten hier Thorn und Elbing, um die Weichsellinie zu sichern, und legten in den Städten an der Warthe, namentlich in Posen, große Magazine an. Nur die mangelhafte Verpflegung und die schlechte Wegsamkeit des Landes verzögerten Fermors weiteren Vormarsch bis Ende Mai, und erst Anfang August überschritt er, von Posen her die Warthe abwärts ziehend, die Grenzen der Neumark, wobei seine barbarischen Haufen, 89000 Russen und 16000 Kosaken, aufs greulichste hausten. Vorgeschobene Truppen nahmen bereits Schwedt an der Oder und drangen in Pommern ein, das Hauptheer erschien vor Küstrin, dem Schlüssel Brandenburgs, und schoß am 15. August die Stadt in Brand, ohne daß die in der Nähe stehenden ostpreußischen Truppen unter Graf Dohna, die von Vorpommern herbeigekommen waren, dies hätten hindern können. Schon am 11. August aber war der König, bei Landeshut 40000 Mann zurücklassend, mit 14000 Mann aufgebrochen und hatte in fliegenden Eilmärschen trotz der glühenden Hitze über Liegnitz, Wartenberg und Krossen am 20. August Frankfurt a. d. O. erreicht. Hier vereinigte er sich mit Dohna und veranlaßte durch seinen bloßen Anmarsch die Russen, die Belagerung von Küstrin aufzugeben und sich nordwärts auf der Straße nach Landsberg zurückzuziehen. Er selbst ritt in die verwüstete Stadt, um den Einwohnern Mut einzusprechen und alle mögliche Hilfe zu leisten; ihn wie seine Truppen erfaßte beim Anblick der barbarischen Verheerungen in der ganzen Neumark der heiße Wunsch nach baldiger Vergeltung. Deshalb überschritt er am 22. August mit 32000 Mann und 117 Geschützen die Oder und gelangte am 24. in den Norden des russischen Lagers, das sich zwischen der Mitzel und der ihr fast parallel laufenden Straße nach Landsberg um Zorndorf ausdehnte.

Schlacht bei Zorndorf.

Statt aber die Russen, wie sie glauben mußten, von Norden, von der Mitzel her anzugreifen, umging er sie am 25. August in großem Bogen auf der Ostseite und faßte sie von Süden. Obwohl er sie damit zwang, ihre ganze Schlachtordnung umzukehren, gestaltete sich doch bei der großen Übermacht (etwa 50000 Mann) und der zähen Tapferkeit der Gegner, die in vier 12 Mann hoch gestellten Treffen, die Reiterei zur Seite, standen, der gegen 9 Uhr vormittags beginnende Kampf zu einem der blutigsten des ganzen Krieges. Der Ruhm des Tages gebührte Seydlitz und der Reiterei; als die ostpreußische Infanterie dem Stoße der russischen Schwadronen zweimal wich, zertrümmerte er in mächtiger Attacke erst den rechten, dann, 8000 Reiter zu einer furchtbaren Angriffsmasse zusammenballend, auch den linken russischen Flügel. Die Russen wichen mit einem Verluste von 18000 Mann an Toten und Verwundeten, 3000 Gefangenen und 103 Kanonen nordwärts nach der Mitzel zurück; aber auch die Preußen hatten fast den dritten Teil ihres Heeres eingebüßt und konnten Fermors Rückzug nach Landsberg nicht beunruhigen, überhaupt den Sieg nicht ausnutzen. Nur Dohna blieb den Russen gegenüber stehen, den König riefen dringendere Aufgaben schon Anfang September nach Sachsen. Indes beschränkten sich die Russen auf die vergebliche Belagerung Kolbergs, das Oberst von der Heyde glänzend verteidigte (Oktober).

Feldzug in Sachsen.

In Sachsen sah sich Prinz **Heinrich** in seinem Lager, das er erst bei Groß-Sedlitz, westlich von Pirna, dann etwas weiter westlich bei Schloß Gamich und dem beherrschend hochgelegenen Maxen aufgeschlagen hatte, bald überlegenen Feinden gegenüber. Von Böhmen her kamen die Reichstruppen und nahmen Pirna; von der Oberlausitz, wo er Magazine angelegt hatte, näherte sich Daun, um bei Meißen über die Elbe zu gehen und die Preußen im Rücken zu fassen; erst auf die Nachricht von der Schlacht bei Zorndorf, die er unterwegs in Radeberg erhielt, entschloß er sich, davon abzustehen, und schlug ein festes Lager um die weithin das Land beherrschende Höhe auf, die das alte Schloß Stolpen trägt (5. September). Nicht lange, so schob sich



314. Plan der Schlacht bei Zorndorf.

zwischen ihn und Dresden der König und setzte sich durch mehrere Schiffbrücken mit Prinz Heinrich in Verbindung. Er war höchst ungeduldig, eine rasche Entscheidung herbeizuführen, und da Daun sich aus seiner unangreifbaren Stellung nicht rührte, so brach er ostwärts nach Bautzen auf, um ihn sich durch Bedrohung seiner Lausitzer Magazine nachzulocken. Als er von Bautzen ausmarschierte, sah er auch wirklich auf seiner rechten Seite an den waldigen Abhängen des Czernebohgebirges die Kolonnen des Gegners, aber wiederum unangreifbar, in einer Stellung, die sich am Gebirge hin östlich bis Kittlitz (nördlich von Löbau) dehnte. Gewissermaßen um den Feldmarschall zum Angriff zu reizen, nahm er selbst sein Lager auf der von der Straße nach dem Gebirge hin sanft ansteigenden Fläche bei dem Dorfe **Hochkirch**, dessen weißer Kirchturm auf Stunden weit sichtbar ist, doch so im Bereiche der Österreicher, daß schon beim Abstecken des Lagers Geschützkugeln seine Leute begrüßten. Den stärksten Punkt

seiner Stellung bildete Hochkirch selbst mit einer schweren Batterie von 26 Geschützen; von hier aus dehnte sie sich etwa 7 km weit nordwärts über die Straße von Bautzen nach Löbau bis über Pomritz und Rodewitz hinaus, wo Friedrich sein Hauptquartier hatte.

Überfall von Hochkirch.

Die verwegene Herausforderung, die in der Wahl dieses Lagerplatzes lag, beschloß Daun, durch den Unmut seiner Offiziere vorwärts gedrängt, mit einem vernichtenden Streiche zu beantworten. Eben hatte der König den Beschluß gefaßt, östlich abzumarschieren, als er ihm zuvorkam. Sein linker Flügel unter Laudon sollte Hochkirch von allen Seiten fassen, der rechte Flügel unter dem Herzog von Arenberg erst dann vorgehen, wenn die Schlacht hier entschieden sei. Es war am 14. Oktober früh



315. Plan der Schlacht bei Hochkirch.

fünf Uhr bei völliger Dunkelheit, als die Kroaten den Kampf um Hochkirch eröffneten, indem sie die vor Hochkirch liegenden Freibataillone angriffen und die überraschten preußischen Vorposten überwältigten. Das Krachen der Schüsse, das Schmettern und Rasseln der Signale rufen die Preußen vom Lager; zum Teil nur halb angekleidet, aber gefesselt von eherner Disziplin, eilen die Leute in Reih' und Glied und ringen in wütendem Handgemenge mit den Gegnern, die, wie aus der Erde emporgewachsen, ihnen entgegentreten. Da geht, trotz der Hals über Kopf vom König gesandten Verstärkungen, die große Batterie verloren, vier heftige Angriffe in der Dämmerung des anbrechenden Tages vermögen sie nicht wiederzuerobern, auch Hochkirch wird erstürmt bis auf den stark ummauerten, etwas hochgelegenen Kirchhof, den Major von Langen mit seinem Bataillon heldenmütig behauptet. Bei den vergeblichen Versuchen, das Dorf wiederzunehmen, fällt Prinz Franz von Braunschweig, Feldmarschall Keith wird durch die Brust geschossen, Moritz von Anhalt schwer verwundet und gefangen

(gest. 1760). Endlich fällt auch Langen auf dem Kirchhof, nur schwache Reste seiner Tapferen schlagen sich durch. Mit Mühe wehrt Zieten einen Versuch Laudons, den Preußen in die rechte Flanke zu kommen, ab. Als der Tag angebrochen war, bildete Daun eine neue Linie nördlich von Hochkirch, ihm gegenüber Friedrich. Aber der Kampf sank allmählich in sich zusammen, um zehn Uhr schwieg das Feuer, und in einer Haltung und Ordnung, die niemand mehr bewunderte, als die Sieger, zogen sich die fürchterlich mitgenommenen Preußen, die außer 9000 Mann über 100 Geschütze, 30 Fahnen und Standarten und fast das gesamte Gepäck verloren hatten, unverfolgt nordwärts nach den Kreckwitzer Höhen an der Spree zurück. Daun feierte am 15. Oktober in seinem Lager den Namenstag der Kaiserin und wurde von ihr wie von den österreichischen Ständen hoch geehrt; in Wien wurde ihm eine Ehrensäule errichtet und von dem niederösterreichischen Landtage eine Dotation von 300000 Thlrn. bewilligt. Daß er vom Papste Clemens XIII. als Vorkämpfer der römischen Kirche den geweihten Hut und Degen erhielt, erregte zwar bei den weltlich gesinnten Menschen dieses Zeitalters spöttische Empfindungen, war aber doch bezeichnend für die kirchliche Bedeutung des großen Kampfes.

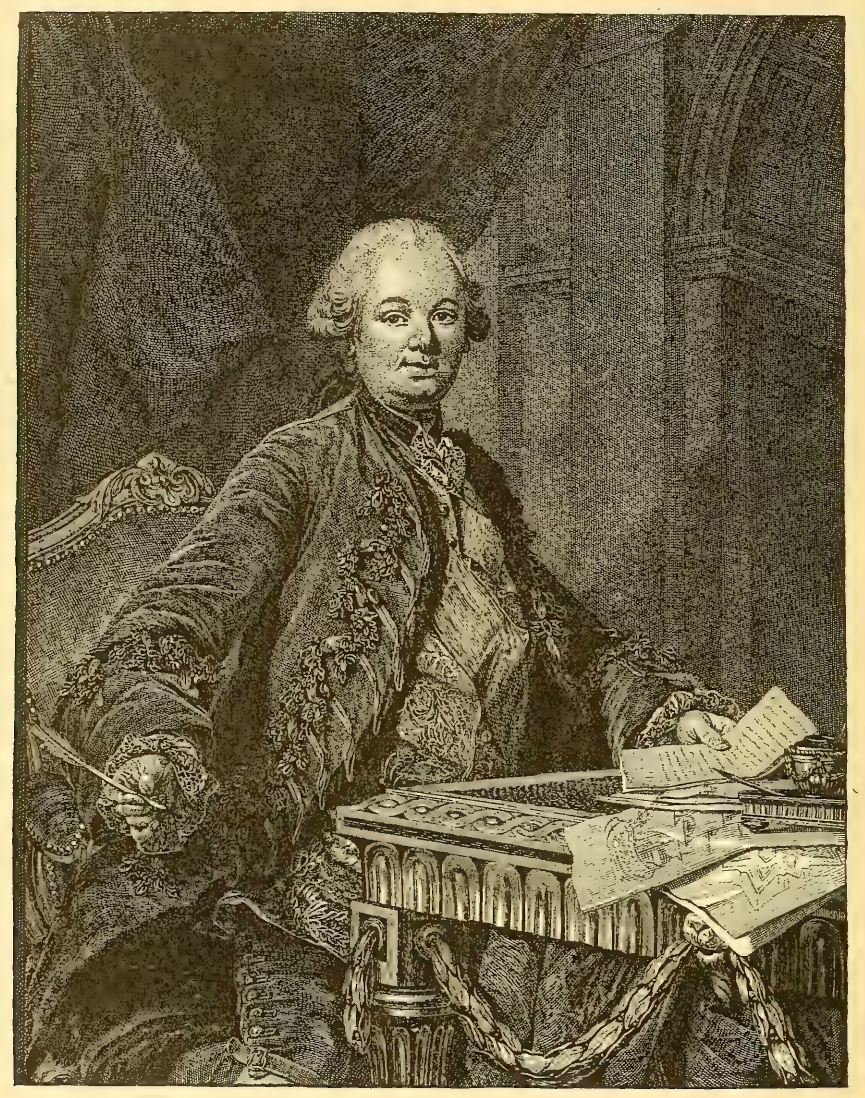
Ende des Feldzuges von 1758.

Daun benutzte seinen Sieg gar nicht, ja er vermochte nicht einmal den König von Schlesien abzuhalten, wo seit Ende Juli die Belagerung von Kosel und Neiße begonnen worden war. Vielmehr mit einer Energie und Schnellkraft, welche die Österreicher vollständig aus der Fassung brachte, marschierte Friedrich, durch Prinz Heinrich verstärkt, von Bautzen aus kühn an Daun vorbei und stand am 6. November in Münsterberg. Die bloße Nachricht von seiner Annäherung genügte, um die Aufhebung der Belagerung zu veranlassen (1. November), und schon am 8. konnte der König wieder nach Sachsen aufbrechen. Daun war vor Dresden erschienen, aber die rücksichtslose Gegenwehr des entschlossenen Kommandanten von Schmettau und die Nachricht, der König komme, bewogen ihn zum Abzug nach Böhmen. Auch das Reichsheer, das bis Leipzig und Torgau vorgerückt war, wich vor Dohna nach Franken zurück, und der Feldzug von 1758 endete wie der von 1757 mit der Behauptung Sachsens und Schlesiens.

Aber Ostpreußen war verloren, der König fühlte seine Kräfte schwinden und sich selbst erschüttert. Denn auch in diesem Jahre trafen sein Herz furchtbare Schläge, der Fall seines Jugendfreundes Keith und der Tod seiner Schwester Wilhelmine von Bayreuth, an welcher er seit seiner Jugend mit zärtlichster Liebe hing, am Tage der Niederlage von Hochkirch. Es wurde einsam um ihn her, und noch war kein Ende des furchtbaren Kampfes abzusehen.

Der westdeutsche Feldzug 1759.

Die Mißerfolge der Verbündeten waren namentlich auf dem westlichen Kriegsschauplatze auch im Jahre 1758 so groß gewesen, daß Bernis sich abermals gegen die Fortsetzung des Kampfes aussprach, besonders weil Frankreich in den Kolonien die schwersten Verluste erlitten hatte. Aber es gelang der österreichischen Politik in Verbindung mit der Hofpartei in Versailles, ihn zu stürzen und den bisherigen Gesandten in Wien, den hitzigen Herzog von Choiseul, Grafen von Stainville, an seine Stelle zu bringen (Dezember 1758). Immerhin schränkte auch dieser in einem neuen Vertrage vom 30. und 31. Dezember 1758 mit Österreich die Zwecke des Bündnisses ein und versprach die französische Hilfe nicht weiter als bis zur Eroberung Schlesiens, stellte auch die Zahlung von Hilfsgeldern ein. Sonst aber trug er Sorge für die Verstärkung des Heeres in Deutschland und schloß neue Soldverträge mit Kurpfalz, Bayern und Württemberg ab. Um sich einen festen Stützpunkt zu sichern, bemächtigte sich die französische Südarmee am 2. Januar 1759 durch Überraschung, aber im Einverständnis mit der im Rate überwiegenden österreichischen Partei, an deren Spitze der Stadt-



316. Etienne François, Herzog von Choiseul-Amboise, Graf von Stainville, französischer Minister des Auswärtigen.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

schultheiß Johann Wolfgang Textor stand, der freien Stadt Frankfurt, die ihr bisher nur das Recht des Durchzuges, nicht der Besatzung zugestanden hatte. Eben um diesen Platz kam es auch zur ersten größeren Schlacht dieses Jahres; denn bei dem Versuche, Frankfurt zu erobern, erlitt Ferdinand am 13. April bei Bergen nördlich der Stadt gegen Marschall Broglie, Soubises Nachfolger, eine empfindliche

Niederlage. Als jedoch Contades von Wesel aus die Lippe aufwärts bis zur mittleren Weser vordrang und Minden eroberte, brachte ihm hier am 1. August Ferdinand (mit 36000 gegen 50000 Mann) eine entscheidende Niederlage bei, die den Franzosen 7000 Mann und 30 Geschütze kostete und mit der Vernichtung des französischen Heeres geendet haben würde, hätte die englische Reiterei ihre Schuldigkeit gethan. Die Franzosen wichen südwärts nach Hessen zurück und konnten daher ihre barbarische Absicht, das Land zwischen Weser und Rhein in eine Wüste zu verwandeln, wie einst die Pfalz 1689, nicht mehr zur Ausführung bringen. Auch ein Vormarsch des württembergischen Korps im November endete mit einer empfindlichen Schlappe bei Fulda. Ja Ferdinand konnte in diesem Jahre 12000 Mann von seinem Heere zur Verstärkung nach Sachsen senden.

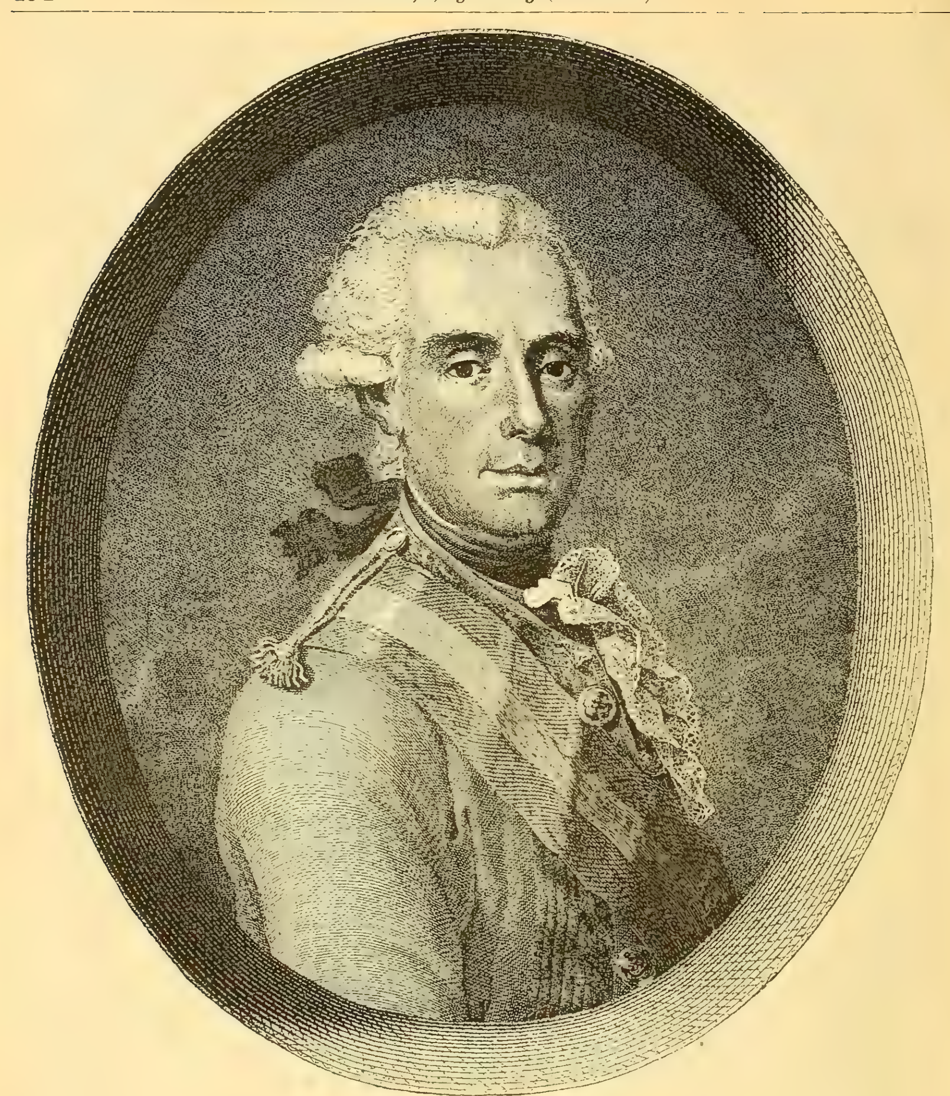
Vormarsch der Russen gegen die Oder.

Im Osten wollte Friedrich diesmal sich ganz auf die Verteidigung beschränken. Prinz Heinrich stand in Sachsen, der König bei Landeshut; nur kecke Streifzüge nach Böhmen, Franken und Polen hinein beunruhigten die Gegner. Indes vermochte eine preußische Abteilung, die unter General Wobersnow zu Anfang März 1759 von Glogau aus ins polnische Warthegebiet vorging, zwar die dort errichteten russischen Magazine zu vernichten, aber der Vormarsch des feindlichen Heeres wurde dadurch weiter nicht aufgehalten. Vielmehr trafen sich gegen Ende Juni bei Posen zwei russische Korps unter Soltykow von zusammen etwa 70000 Mann und gingen von da längs der Warthe vor in der Richtung auf Küstrin, um sich mit den Österreichern zum Angriff auf die Mark zu vereinigen. Die Österreicher führte Daun in die Oberlausitz und nahm Stellung bei Marklissa in der Nähe von Lauban, worauf der König sich ihm bei Schmottseifen in der Nähe von Löwenberg am Bober gegenüberlagerte. Gegen die Russen sandte er Graf Dohna mit 28000 Mann. Dieser ging bis in die Nähe von Posen vor, wagte aber keine Schlacht, sondern wich wieder nach der Oder zurück. Ärgerlich über Dohnas Unentschlossenheit, setzte Friedrich den General Karl Heinrich von Wedell als „Diktator" an seine Stelle und gab ihm den Befehl, zu schlagen. Infolgedessen griff dieser am 23. Juli 1759 bei Kay in der Nähe von Züllichau die doppelt so starken Russen, die sich inzwischen der Oder genähert hatten, in ihrer Stellung hinter Gräben, Sümpfen und Wäldern tollkühn an, erlitt aber eine vollkommene Niederlage, die ihm 8000 Mann und 25 Kanonen kostete.

Vereinigung der Russen mit den Österreichern.

Dies brachte Friedrich zu dem Entschluß, den Russen selbst entgegenzugehen, indem er in Schlesien den Befehl an Prinz Heinrich, in Sachsen an Friedrich August von Finck überließ, auf den er damals großes Vertrauen setzte. Vereint mit Wedell verfügte er über 48000 Mann und 223 Geschütze. Inzwischen hatten die Russen Frankfurt a. O. besetzt und ihre Vereinigung wenigstens mit einem österreichischen Korps von 18000 Mann unter Franz von Laudon bewerkstelligt.

Die Heimat der ursprünglich Lauwdohn genannten, übrigens schwerlich schottischen Familie war seit Jahrhunderten Livland, wo Franz Gideon von Laudon in Tootzen, dem Stammgute derselben, am 2. Februar 1717 als Sohn eines schwedischen Oberstleutnants geboren wurde. Die dürftigen Mittel seiner Eltern, die durch die schrecklichen Verheerungen des Nordischen Krieges noch weiter vermindert worden waren, gestatteten nicht, dem Knaben eine höhere Ausbildung geben zu lassen, doch hielt besonders die Mutter, Sophie Eleonore geb. von Bornemann, auf einen gründlichen evangelischen Religionsunterricht und Übung in der Selbstüberwindung. Seine militärische Schule machte er seit 1732 im russischen Heere und zwar im Infanterieregiment Pskow (Pleskau), wo zahlreiche baltische Edelleute dienten. Seine Armut zwang ihn, wie ein gemeiner Soldat zu leben, doch trieb er eifrig wissenschaftliche Studien und gewann seine ersten Kriegserfahrungen unter Münnich in den blutigen Kämpfen gegen die Türken und Tataren 1735—39 (s. S. 261). Da aber trotzdem seine Beförderung sehr langsam ging, so nahm er 1740 seinen Abschied und suchte eine Anstellung in preußischen Diensten. Daß König Friedrich ihn abwies, hat er nachmals zu bereuen gehabt, denn Laudon fand 1742 als Hauptmann Aufnahme im österreichischen Heere, wenn auch zunächst nur in einem Pandurenregiment, mit dem er dann die Feldzüge in Süddeutschland, Böhmen und Schlesien mitmachte. Nach dem



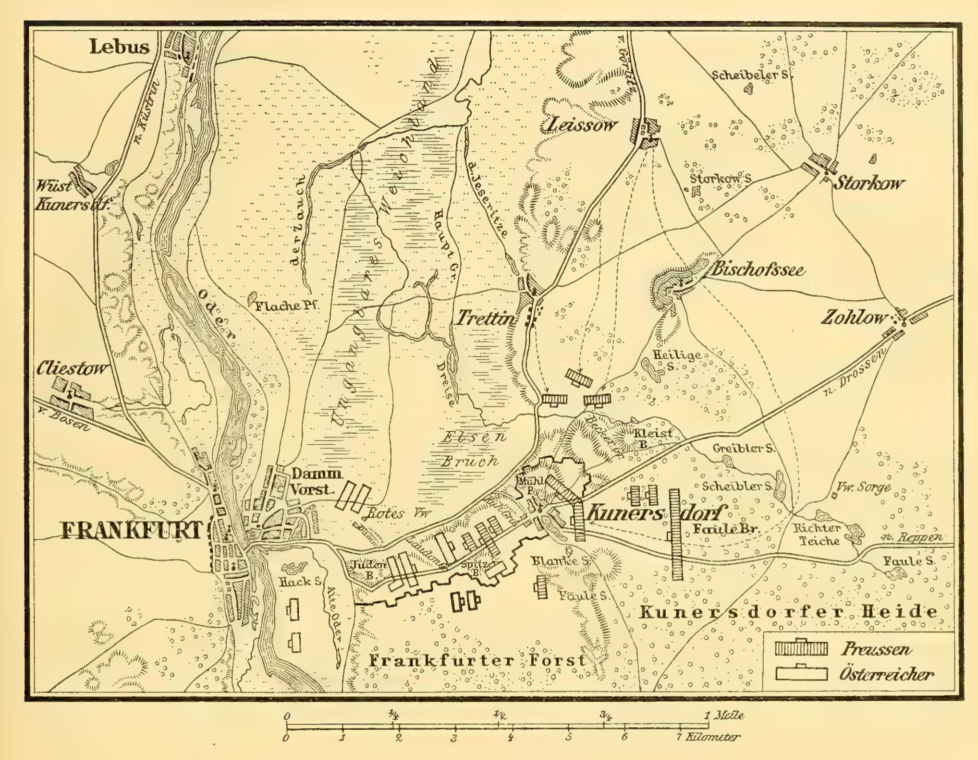
317. Franz Gideon von Laudon.
Nach dem Gemälde von J. Hikel gestochen von Ludwig Bentely.

Frieden brachte er acht lange einsame Jahre im Liccaner Grenzregiment unweit von Karlstadt zu, wo er Gelegenheit hatte, auch in der Verwaltung seine Umsicht und Thatkraft zu zeigen, und zum Katholizismus übertrat. Als Oberstleutnant rückte er 1756 noch an der Spitze seiner Grenzer ins Feld, zeigte aber bald so bedeutende Fähigkeiten, daß er schon 1757 Generalfeldwachtmeister (Generalmajor) wurde. Mit seinen Erfolgen wuchs seine Popularität beim Heere wie beim Volke, aber er selbst fühlte sich als Ausländer beständig zurückgesetzt und sah in Daun und Lacy stets seine Gegner, wie denn auch seine energische, kühne Kriegführung von der ängstlich-vorsichtigen Weise Dauns weit abwich. Dies Gefühl gab in Verbindung mit den nachwirkenden Erinnerungen an seine harte Jugend seinem ganzen Wesen etwas Verschlossenes und Melancholisches; nur wenn es zum Angriff ging, belebten sich seine sonst starren, finsteren Züge, und er wurde fast heiter. Seine Truppen vertrauten ihm unbedingt.

Schlacht bei Kunersdorf.

Doch bildete sich zwischen den Befehlshabern kein rechtes Einverständnis; namentlich waren die Russen nicht zu bewegen, auf das linke Oderufer überzugehen, blieben vielmehr, 48000 Mann Linientruppen und 12000 Kosaken stark, östlich von Frankfurt

in ihrer sehr festen Stellung auf den steilen Abfällen des Sandplateaus, das hier das ungangbare Bruchland des Oderthales im Süden und Osten begrenzt. Der südliche Teil dieser Hügelkette, der sich von Südwest nach Nordost erstreckt, wird durch zwei tief eingerissene Thäler durchbrochen, den Kuhgrund (östlich) und den (später so genannten) Laudongrund (westlich), dicht bei **Kunersdorf**. So entstehen drei Abschnitte, der östlichste gipfelt im Mühlberg, der mittlere im Spitzberge, der westliche heißt der Judenberg. Die Russen hatten alle drei mit starken Verschanzungen umgeben, bauten aber auch auf die Unzugänglichkeit ihrer Stellung, denn zwischen dem Bruchland im



318. Plan zur Schlacht bei Kunersdorf (12. August 1759).

Norden und einer Kette kleiner Seen im Osten, die von Nadelwald auf weichem Sandboden begrenzt werden, bleibt nur ein schmaler Streifen für die Straße Frankfurt-Küstrin. Trotzdem beschloß König Friedrich den Angriff und führte seine Truppen, nachdem er bei Göritz unterhalb Lebus die Oder überschritten hatte (11. August), auf jener Straße südwärts gegen die russische Stellung und dann am nächsten Tage (12. August) im weiten Bogen durch den Wald so herum, daß er sie genau von Osten her faßte. Um 11 Uhr vormittags stand sein Heer in Schlachtlinie, eine halbe Stunde später begann das Feuer. Im ersten Anlauf erstürmten die Preußen den Mühlberg, drängten die Russen hinter den Kuhgrund und nahmen ihnen 70 Kanonen ab. Um die Verschanzungen des Kuhgrundes tobte dann ein mörderischer Kampf; hier fiel schwer verwundet auch der Major Ewald von Kleist, der erste moderne Deutsche, der zugleich ein Krieger und ein Dichter war. Gegen 3 Uhr nachmittags endlich wichen die Russen, von Kunersdorf her umgangen, auch vom Kuhgrund zurück. Bis dahin waren die Preußen trotz des fürchterlichen feindlichen Feuers und der brennenden Hitze des

Augusttages im steten Vordringen geblieben, und dringend rieten nun die Generale dem König, er möge angesichts der Erschöpfung seiner Truppen die Schlacht abbrechen; die Russen seien so erschüttert, daß sie in der Nacht jedenfalls ihre Stellung räumen würden. Er aber wollte sich mit keinem halben Siege begnügen, befahl neuen Angriff und erlitt eine völlige Niederlage. Denn als die Preußen auf die russische Batterie am Spitzberge losgingen, kamen den Ermatteten frisch eintretende österreichische Truppen zuvor und bemächtigten sich damit des entscheidenden Punktes. Unter dem Kartätschenhagel des Feindes schmolzen die preußischen Bataillone zusammen; als Seydlitz widerstrebend, nur auf den unmittelbaren Befehl des Königs, seine Reiterei gegen den Spitzberg führte, wurde ihm selbst durch eine Kartätschenkugel die rechte Hand zerschmettert, seine Schwadronen daher in Unordnung geworfen. Seit fünfzehn Stunden waren die Preußen in Bewegung und Kampf, zum Teil in tiefem Sande, ohne Wasser und Nahrung, von der Artillerie wenig unterstützt, weil sie durch Sand und Wald nicht vorwärts konnte; da führte nachmittags 5 Uhr Laudon vierzehn österreichische Schwadronen aus dem Oderthale durch den Laudongrund den Preußen in die Flanke. Vor diesem ganz unerwarteten Stoß brechen die Bataillone zusammen und weichen nach dem Mühlberge, in wirrer Flucht drängen die aufgelösten Haufen rückwärts, erst an den Oderbrücken wird die Flucht gehemmt. Der König hatte sich zuletzt wie ein Verzweifelter ausgesetzt und zwei Pferde unter dem Leibe verloren; mit einem einzigen Pagen stand er endlich auf dem Mühlberge und sah mit gekreuzten Armen gleichgültig in das Getümmel um ihn her. Er wäre den Kosaken in die Hände gefallen, hätte ihn nicht eine Husarenabteilung mit fortgerissen. Die Nacht brachte er in dem elenden Fährhause des Dorfes Ötscher zu, er gab alles verloren und nahm in einem kurzen Briefe an Finckenstein Abschied für immer. Und er war verloren, wenn die Sieger den Sieg benutzten, denn er hatte über 18000 Mann, dazu fast sämtliche Artillerie eingebüßt und am Morgen des 13. August kaum noch 3000 Mann um sich. Aber der Verlust der Verbündeten war nicht viel geringer (16000), sie fühlten sich daher außer stande weiter vorzurücken und litten auch Mangel an Lebensmitteln und Schießbedarf; außerdem meinten die Russen genug gethan zu haben. Soltykow erklärte trocken, als ihn Laudon drängte: „Ich habe keinen Befehl, den König von Preußen zu vernichten", denn er wußte, daß in Petersburg ein Tag alles ändern konnte. So gelang es dem König, der seine Spannkraft auch diesmal rasch wiederfand, bereits am 18. August 33000 Mann um sich zu versammeln, mit denen er die Straße nach Berlin in einer Stellung bei Fürstenwalde deckte. Zogen aber die Russen auch sich bald wieder ganz nach Polen zurück, ohne unheilvolle Nachwirkungen blieb der Tag von Kunersdorf nicht, denn sein Ergebnis war der Verlust von Dresden.

Übergabe von Dresden.

Nach Sachsen war zunächst der Herzog von Pfalz-Zweibrücken mit der Reichsarmee vorgerückt. Nach der Einnahme von Leipzig, Wittenberg und Torgau, das Wolfersdorf erst nach tapferster Gegenwehr übergab, schloß er sich den Österreichern an, die seit dem 9. August mit 20000 Mann Dresden belagerten. Hier verfügte der Befehlshaber Schmettau nur über 5000 Mann unzuverlässiger Truppen; er räumte deshalb die Neustadt und brannte einen Teil der Vorstädte nieder, hatte aber wenig Hoffnung sich lange zu halten, als ihm unter dem ersten Eindruck der Kunersdorfer Schlacht der König den Befehl sandte, den Platz gegen freien Abzug zu übergeben, um das darin angehäufte ungeheure Kriegsmaterial und die Kassen mit einem Betrage von $5\frac{1}{2}$ Millionen Thalern noch zu retten. Schmettau hatte die Kapitulation am 4. September bereits abgeschlossen und den Belagerern einige Thore eingeräumt; da kam, da die Verhältnisse sich günstiger gestalteten, am Morgen des 5. September Gegenbefehl und die Mitteilung, General Wunsch sei im Anzuge. Es war zu

spät, die Übergabe ließ sich nicht mehr rückgängig machen, und Dresden war für Friedrich verloren.

Friedrich vor Dresden; Kapitulation von Maxen.

Um seine Wiedereroberung drehte sich in den letzten Monaten des Jahres 1759 der Kampf. Prinz Heinrich vereinigte sich bei Torgau mit Wunsch und lagerte sich bei Strehla an der Elbe Daun gegenüber, der ihm gefolgt war und bei Schilda stand. Als er dann auf Dresden zurückging, und Daun ihm folgend sich bei Wilsdruff lagerte, stieß auch der König selbst zu Heinrich und sandte, um Daun zum Rückzuge nach Böhmen zu nötigen, um Mitte November den General Finck trotz dessen vorahnender Einwendungen auf Dauns Rückzugsstraße nach dem Erzgebirge über Dippoldiswalde nach Maxen, westlich von Pirna, von dessen Hochebene zwischen Lockwitz und Müglitzgrund aus er allerdings die ganze Gegend weithin übersehen konnte, wo er aber auch ganz isoliert stand. Daun zog sich nun näher an Dresden heran, ließ aber Finck mit 38000 Mann Österreichern und Reichstruppen von drei Seiten her angreifen. Finck versäumte den richtigen Zeitpunkt, sich aus seiner unhaltbar gewordenen Stellung zurückzuziehen und wurde nach tapferer Gegenwehr am 21. November mit 15000 Mann samt 71 Geschützen, 120 Fahnen und Standarten zur Ergebung gezwungen, das erste Beispiel derart in der preußischen Kriegsgeschichte. Der König, der den Verlust und den Schimpf aufs schmerzlichste empfand, ließ Finck nach seiner Entlassung kassieren. Der General trat in dänische Dienste, starb aber, im Innersten erschüttert, schon im Jahre 1766, kaum 48 Jahre alt. Die Winterquartiere nahm der König diesmal zwischen Dresden und Freiberg gegenüber den Österreichern bei furchtbarer Kälte, die beiden Heeren arg zusetzte. Er hatte seinen unglücklichsten Feldzug beendet. Nicht einmal war er im Felde siegreich gewesen, und zum erstenmal hatten seine Feinde in einem Teile Sachsens sich behauptet.

Friedensversuche.

Während des Jahres 1759 hatten sich Preußen und England über gemeinsame Friedensanerbietungen verständigt, die sie in der „Ryswyker Deklaration“ zusammenfaßten. Choiseul wäre selbst gern darauf eingegangen, die Hofpartei wollte jedoch trotz des drohenden Staatsbankrotts von einem Frieden mit Preußen nichts wissen, und einen Versuch, mit England allein anzuknüpfen, wies Pitt vertragstreu zurück. Auch in Österreich machte sich das Friedensbedürfnis immer stärker geltend. Für das Jahr 1760 mußten die Stände der deutsch-böhmischen Erblande außerordentliche Forderungen bewilligen, und als davon eine halbe Million Gulden doch noch ungedeckt blieb, trat der Adel mit persönlichen Schuldverschreibungen ein, wie z. B. Graf Rudolf Chotek 12000 Gulden beschaffte, davon 7000 Gulden aus dem Erlös seines in die Münze geschickten Tafelgeschirrs. In Rußland vollends hielt nur der Eigenwille der hinsiechenden Elisabeth und der Schuwalows das widerstrebende Volk beim Kriege fest. Aber noch drängten eben doch die Regierenden die nüchternen Erwägungen in den Hintergrund, und so gaben die drei verbündeten Mächte in ihrer „Gegendeklaration“ vom 3. April 1760 auf die Ryswyker Erklärung eine ausweichende, thatsächlich also ablehnende Antwort; zugleich aber sicherte sich Rußland seinen Anteil an der preußischen Beute durch den „Schuwalowschen Vertrag“, in welchem der Wiener Hof Ostpreußen mit Danzig ihm überließ, für den Fall, daß Schlesien und Glatz für Österreich erobert würden. Auch der Kaiser und Sachsen wurden in den Vertrag mit aufgenommen (21. März/1. April 1760). Europa trat in das fünfte Kriegsjahr ein.

Friedrichs Zurüstungen für 1760.

Nur mit äußerster Anspannung aller Kräfte seiner erschöpften Lande war Friedrich im stande, den Bedürfnissen einigermaßen zu genügen. Sachsen mußte 8 Millionen Thaler zahlen und große Lieferungen machen. Die Silberprägung mit sächsischem Stempel (von 1753) übernahmen die betriebsamen Israeliten Ephraim und Itzig, deren

„Thaler“ (Ephraimiten) freilich so wenig Silber enthielten, daß ihrer anfangs $33^1/_3$, später sogar 45 auf die Mark gingen. Außerdem wurden seit 1759 alle Zivilbeamten nur noch in „Kassenscheinen“ bezahlt, die nach dem Kriege eingewechselt werden sollten, zunächst aber nur schwer zu verwerten waren. Trotzdem zählte Friedrichs Heer nur 90000 Mann gegenüber den feindlichen Heeren von 230000 Mann, und die Tüchtigkeit sank mit der Zahl, namentlich seitdem die Österreicher nach der Kapitulation von Maxen die preußischen Gefangenen nicht mehr auslieferten. Man mußte die Kadetten als Offiziere verwenden, mit halbwüchsigen jungen Leuten die Lücken der Regimenter füllen, schlechtes oder mindestens abenteuerndes Volk in „Freibataillone“ zusammenstellen, Zwangsaushebungen in Sachsen, Mecklenburg, Schwedisch-Vorpommern und Anhalt vornehmen und das Werbegeschäft draußen im Reich immer gewaltthätiger betreiben. Nur noch an Verteidigung, höchstens an Wiedergewinnung des Verlorenen konnte der König denken. Deshalb sollte Prinz Heinrich an der mittleren Oder, Karl de la Motte-Fouqué bei Landeshut dem beabsichtigten Angriffe der Russen unter Soltykow und der Österreicher unter Laudon auf Schlesien entgegentreten; Friedrich selbst übernahm es, Dresden trotz Daun wiederzunehmen.

Belagerung von Dresden; Verluste in Schlesien.

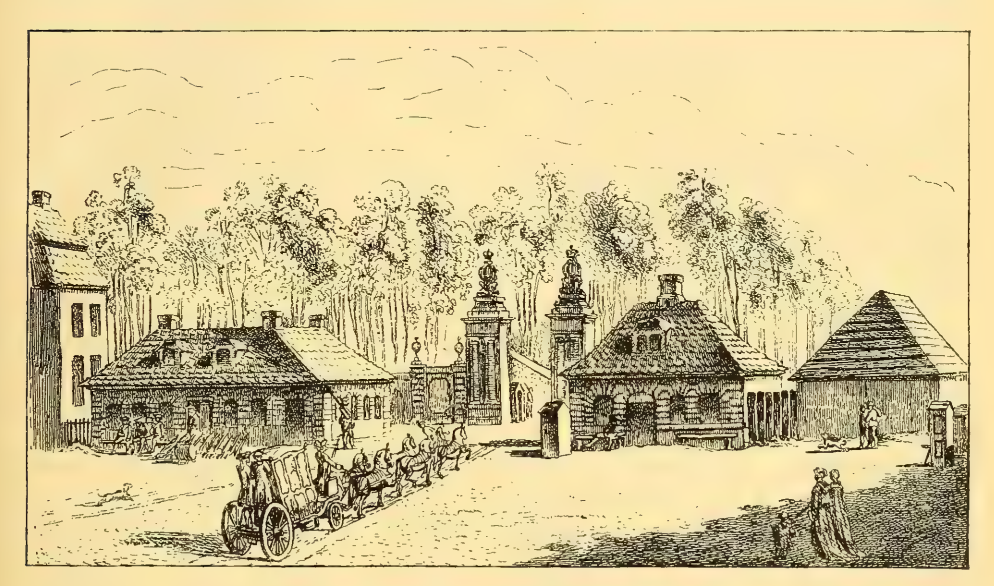
Nachdem er deshalb Daun durch einen raschen Marsch nach der Lausitz weggelockt und, plötzlich umkehrend, den ihm folgenden Lacy in der Nähe von Bautzen zurückgeworfen hatte (7. Juli 1760), erschien er vor Dresden und richtete seit dem 14. Juli vornehmlich gegen die Altstadt Tag und Nacht ein fürchterliches Bombardement. In den drei bis vier Stunden entfernten Ortschaften, um Groß-Sedlitz, wo die Reichstruppen und Lacy unthätig standen, zitterten beständig die Fenster, und die beschossene Stadt war zeitweilig in so dichte Rauchwolken gehüllt, daß man nicht einmal die Türme sah. Eine Reihe der schönsten Paläste sank in Trümmer, im ganzen 416 Häuser, am 19. Juli brach die Kreuzkirche zusammen, nur das massive Steingewölbe der Frauenkirche widerstand den preußischen Bomben, und dazu plünderten die Österreicher die Habe der Einwohner, die sich in die Keller geflüchtet hatten, während an verschiedenen Punkten mehrmals preußische Sturmkolonnen angriffen. Auch die zahllosen Statuen des Großen Gartens, wo die Preußen eine Menge Verhaue angelegt hatten, gingen dabei fast gänzlich zu Grunde, weil sie die Soldaten in barbarischem Mutwillen als Zielscheiben für ihre Gewehre benutzten. Erst als Daun von Bautzen heranzog, räumte der König das rechte Elbufer, nachdem nun die geängstete Bevölkerung in Scharen flüchtete, und da alle Stürme vergeblich blieben, so zog Friedrich in der Nacht vom 29. zum 30. Juli nach Meißen ab. Denn die schlimmsten Nachrichten riefen ihn nach Schlesien. Bereits am 23. Juni hatte sich Fouqué gegen Laudons weit überlegene Massen bei Landeshut in heldenmütigem zehnstündigen Kampfe, nur Schritt für Schritt weichend, geschlagen und war gänzlich erlegen. Nur etwa 1000 Reiter schlugen sich durch, das Fußvolk ging fast vollständig zu Grunde, das Geschütz (68) war verloren, Fouqué selbst wurde schwer verwundet gefangen. Und das Unglück voll zu machen, nahm Laudon am 20. Juli durch Überfall Glatz mit ungeheuren Vorräten, dann erschien er vor Breslau, fand aber hier bei dem tapferen Kommandanten Tauentzien, dessen Sekretär Lessing damals war, den entschlossensten Widerstand.



319 und 320. „Ephraimit“ aus dem Jahre 1758. (Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Schlacht bei Liegnitz; Wegnahme von Berlin.

Diese Nachrichten riefen Friedrich aus Sachsen. Hier nur 12 000 Mann unter Hülsen gegen die inzwischen wieder eingerückte Reichsarmee von 32 000 Mann zurücklassend, führte er 30 000 Mann in fünf Tagen bis Bunzlau. Aber er hatte dabei Daun stets zu seiner rechten Seite und fand bei Liegnitz ihn neben Laudon sich gegenüber. In glänzendem Gefecht um die Pfaffendorfer Höhen warfen die Preußen am frühen Morgen des 15. August Laudons Truppen hinter die Katzbach zurück, worauf auch Daun wieder wich, ohne sich ernsthaft am Kampfe beteiligt zu haben, und vor Schweidnitz lagerte, bis ein kecker Marsch des Königs auf seine Rückzugslinie ihn veranlaßte, bei Landeshut eine unangreifbare Stellung zu nehmen. Während nun sich der König vergeblich abmühte, ihn aus derselben heraus zu manövrieren, entwickelte sich ein Doppelangriff auf Berlin. Von Sachsen kam Lacy mit 15 000 Mann, von



321. Das Brandenburger Thor in Berlin um 1760.
Nach der Radierung von Daniel Chodowiecki.

der Oder her der Russe Tottleben mit 20 000 Mann; beide zwangen die Hauptstadt, die sich unter der Leitung von Seydlitz und andrer ihrer Genesung hier abwartender Offiziere tapfer verteidigte, zur Übergabe (9. Oktober). Der Gemeinde wurde eine Kontribution von $1^1/_2$ Millionen Thaler auferlegt, die königlichen Kassen und das Zeughaus ausgeräumt, die Gewehrfabrik in Potsdam zerstört; mit Mühe rettete der edle Kaufherr Johann Ernst Gotskowsky durch Bitte und Bestechung das Lagerhaus und die Gold- und Silbermanufaktur vor gleichem Schicksal. Dagegen verwüsteten die bei den Österreichern stehenden Sachsen das Schloß von Charlottenburg mit seinen herrlichen Antiken in vandalischer Weise. Die Vergeltung freilich, die nachher Friedrich durch die Freibataillone des Majors Quintus Icilius (Guichard) an dem prächtigen sächsischen Jagdschloß Hubertusburg üben ließ, wäre zum Ruhm des Königs besser unterblieben. Die Besetzung Berlins aber war auch diesmal von kurzer Dauer. Als der König von Schlesien, Hülsen von Sachsen aus sich der Hauptstadt näherten, wichen die Österreicher und Russen sofort zurück (12. Oktober), nur Daun benutzte die günstige Gelegenheit, um sich nach Sachsen zu werfen, und nahm das so gut wie ungedeckte Land binnen wenigen Wochen vollständig in Besitz. Mit 64 000 Mann lagerte er bei Torgau.

Schlacht bei Torgau.

Friedrich sah sich in eine Lage versetzt, wie drei Jahre früher vor der Schlacht von Leuthen. Nur ein großer Sieg konnte ihm den Besitz Sachsens wiedergeben, das er zur Fortsetzung des Krieges ebensowenig entbehren konnte wie Schlesien, und er war entschlossen, alles an dies Ergebnis zu setzen. Indem er das Reichsheer nach dem Erzgebirge zurücktrieb, Leipzig und Wittenberg wieder besetzte, näherte er sich am 3. November mit 42000 Mann der österreichischen Stellung bei **Torgau**. Hier stand Daun auf einem Höhenzuge nordwestlich von der Stadt, den auf beiden Langseiten Bäche, im Südosten obendrein ein großer Teich schützten und auf drei Seiten außerdem ein ausgedehnter Laubwald umgab. Nach beiden Seiten, nach Süden und Norden, machten die Österreicher in zwei Treffen gegliedert Front. Der König übergab das Kommando seines rechten Flügels, der von Süden her die Gegner nur beschäftigen sollte, an Zieten, er selbst führte den linken im weiten Bogen durch den Wald zum Angriff auf die Nordfront. Schon bei diesem Marsche litten die Bataillone furchtbar, da die österreichischen Geschützkugeln Äste und Stämme abrissen und auf sie schleuderten; beim Austritt aber empfing sie ein solches Höllenfeuer, daß der König bekannte, niemals eine solche Kanonade gehört zu haben. Da blieben alle Angriffe vergeblich; zerschmettert wichen seine Bataillone am Abend in eine feste Stellung zurück. Aber als die Dunkelheit einbrach, führte Zieten seine Truppen links abschwenkend an Süptitz vorbei die Höhen hinauf, drängte sich zwischen die beiden feindlichen Treffen hinein und erschütterte sie so, daß Daun, selbst verwundet, noch in der Nacht den Rückzug auf das rechte Elbufer befahl.

Während des nächtlichen Kampfes waren zahlreiche österreichische und preußische Truppenteile so durcheinander geraten, daß sie vom Ausgange der Schlacht zunächst nichts erfuhren; friedlich lagerten deshalb während der Nacht die kampfesmüden Krieger beider Armeen an denselben Wachtfeuern. Erst der anbrechende Morgen brachte die Gewißheit eines schweren Sieges der Preußen, und tief ergriffen begrüßte der König den treuen Zieten, den Sieger des nächtlichen Kampfes, indem er ihn in seine Arme schloß. Er hatte ihn mit einem Verlust von 13—14000 Mann, darunter 3—4000 Gefangene erkauft, noch höher — auf 16000 Mann — belief sich die Einbuße der Österreicher, doch waren darunter beinahe die Hälfte Gefangene. Für den Winter nahm Daun seine Quartiere um Dresden, der König in Leipzig, dem er damals eine Brandschatzung von 1 Million Thaler auferlegte, weil es dem Reichsheer Sympathien bezeigt hatte. Nur Gotskowskys edelmütige Verwendung bestimmte ihn zu einer Herabsetzung dieser Summe um 300000 Thaler, wobei dieser zugleich die Bürgschaft für die Zahlung der noch übrigen Summen übernahm. In Schlesien dagegen war der Besitzstand gegenüber dem von 1759 zu ungunsten Friedrichs verändert, denn hier standen die Österreicher noch in Glatz. Dagegen war in Pommern der russisch-schwedische Angriff auf **Kolberg** im September tapfer abgewehrt worden, da der tapfere Reitergeneral Paul Werner durch einen kühnen Eilmarsch von Glogau her rechtzeitig Entsatz brachte, und die Schweden waren wieder über die Peene zurückgegangen.

Westdeutsche Kämpfe (1760—61).

Im Westen brachte das Jahr 1760 wenig Entscheidendes. Von Mainz her vorrückend, nahm **Broglie** Kassel, Ziegenhain und Göttingen; aber seinen Kameraden St. Germain, der von Wesel her kam, drängte Karl von Braunschweig wieder auf das linke Rheinufer; er belagerte Wesel und kehrte erst nach dem unglücklichen Gefecht von **Kampen** (16. Oktober) über den Strom zurück, um Winterquartiere hinter der Eder zu beziehen. — Schon im Anfang des Jahres 1761 suchte er dann Broglie aus seinen Stellungen zu verdrängen. Doch vereinigte sich dieser im Juni bei Soest mit dem Nordheere, das wieder Soubise führte; erst die Niederlage bei

Den Augenblick kömt der Obristlieut: Prinz de Gavre mit der Nachricht von Glatz, daß sie abgewichene Nacht die Trenchees vor der Festung glücklich eröffnet, und ohngeachtet des heftigen feindlichen Feuers nicht mehr als 2 Mann blessirt und 1. todt geschossen worden. Man hat auch Hoffnung daß in 2. bis 3. Nächten die Batterien fertig und von selbigen zu feuern angefangen werden können. [illegible] den 21 Julii 1760. ut in litteris

Loudon

Brief Laudons vom 21. Juli 1760.

(K. u. K. Hof-, Staats- und Familienarchiv zu Wien.)

Schlac
Tor

Wes
K
(17

Villinghausen in der Nähe von Hamm (15., 16. Juli) zwang beide sich zu trennen. Während Soubise das Osnabrückische und Ostfriesland plünderte, manövrierte Ferdinand die Südarmee nach Hessen zurück und verjagte schließlich auch Soubise wieder.

Friedrich in festen Lagern; Schweidnitz und Kolberg.

Wenn noch im Jahre 1760 Friedrich im stande gewesen war, bedeutende Feldschlachten zu liefern, so konnte er im Jahre 1761, auf wenig mehr als 50 000 Mann zurückgebracht, nur an eine vorsichtige Verteidigung denken. Zu seinem Glück waren auch die Österreicher tief erschöpft und beschränkten sich in Sachsen gegenüber Prinz Heinrich ebenfalls nur auf die Defensive. Nur in Schlesien, wo Laudon sie befehligte, entwickelten sie mehr Energie. Hier vermochte der König die Vereinigung der Russen unter Butturlin mit den Österreichern nicht zu hindern, er zog sich deshalb vor ihnen in eine Stellung bei Bunzelwitz zurück (20. August), die er dann fast unter den Augen des beinahe dreifach überlegenen Feindes (130 000 Mann) in ein ausgedehntes verschanztes Lager verwandelte und an die starke Festung Schweidnitz lehnte. Er wäre freilich von den überlegenen Massen seiner Gegner vermutlich erdrückt worden, wenn sich diese zu einem kräftigen Angriff aufgerafft hätten. Dazu indes war Butturlin nicht zu bewegen, er zog vielmehr schließlich, ärgerlich über Laudons Drängen, nach Polen ab (9. September) und ließ nur 20 000 Mann unter Tschernytschew bei den Österreichern. Schon glaubte Friedrich der ärgsten Gefahr enthoben zu sein, als Laudon in der Nacht des 30. September durch einen vortrefflich geleiteten Überfall die Festung Schweidnitz nahm und sich damit im eigentlichen Schlesien festsetzte. Um seine weiteren Fortschritte zu hindern, bezog der König ein Lager bei Strehlen, östlich von Schweidnitz. Zu diesem Unglück in Schlesien kam kurz nachher noch der Verlust von Kolberg, das nach heldenmütiger Gegenwehr, zu Land und See von Rumjanzow mit Übermacht angegriffen und durch eine furchtbare Beschießung fast in einen Schutthaufen verwandelt, sich endlich am 16. Dezember ergeben mußte. Damit faßten die Russen auch in Hinterpommern festen Fuß, und immer enger wurde der Kreis der Landschaften, die Friedrich noch mit äußerster Kraft festhielt. Seine Aussichten standen so verzweifelt, daß er mit der Türkei und selbst mit dem Tatarenchan in der Krim über ein Bündnis gegen Rußland verhandelte, indem er ältere Gedanken derart wiederaufnahm. Ein Wechsel in der englischen Politik schien sein Unglück vollenden zu müssen.



322 und 323. Silberner Sechsgröscher,

von den Russen während der Okkupation der Provinz Preußen (1761) geprägt.

Auf dem Revers das Bildnis der Kaiserin Elisabeth.

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Pitts Rücktritt; Abfall Englands.

Am 25. Oktober 1760 war Georg II. von England-Hannover gestorben. Der Nachfolger, sein Enkel, der Sohn des schon 1751 verstorbenen Prinzen von Wales, Georg III. (1760—1820), zählte erst 22 Jahre und bedurfte entschieden noch fremder Leitung. Zunächst behauptete nun Pitt seine Gewalt, und der Subsidienvertrag mit Preußen wurde wieder erneuert; schon aber zeigte sich im Volke angesichts der glänzenden Erfolge in Nordamerika und Ostindien (s. unten) ein erhebliches Sinken der Kriegslust, und der Erzieher des Königs, Lord John Bute, ein schottischer Edelmann von beschränktem Geist und geringer Geschäftskenntnis, säumte nicht, auch bei dem jungen König diese Stimmung zu nähren. Der Gang der Ereignisse kam ihm zu statten. Am 15. August 1761 schlossen Frankreich und Spanien den sogenannten bourbonischen Familientraktat ab, der auch Spanien zum Eintreten in den Krieg

gegen England bis zum 1. Mai 1762 verpflichtete, ihm dafür die Wiedergewinnung Menorcas zusagte und zugleich Aussichten auf die Eroberung Portugals eröffnete, das seit dem Methvenvertrage (s. S. 98) wirtschaftlich ganz von England abhängig war. Als infolgedessen auch der geplante Friedenskongreß in Augsburg unterblieb, da beantragte Pitt die sofortige Kriegserklärung an Spanien, und als er damit im Ministerrate nicht durchdrang, weil dieser die doch unvermeidliche Erweiterung des Kampfes scheute,



324. John Stuart, Graf von Bute.
Nach dem Gemälde von Ramsay gestochen von W. T. Mote.

so trat Lord Pitt aus dem Ministerium (5. Oktober 1761) und überließ die Staatsleitung Lord Bute. Dieser mußte nun zwar die Kriegserklärung gegen Spanien doch aussprechen (31. Dezember 1761), aber eben deshalb suchte er den festländischen Krieg möglichst einzuengen und verweigerte aus diesem Grunde die Erneuerung des am 12. Dezember abgelaufenen preußischen Subsidienvertrags, ohne den doch der König den Kampf in der bisherigen Weise nicht weiterzuführen vermochte. Trotz allen Heldenmutes und aller Ausdauer schien es mit ihm zu Ende zu gehen.



325 und 326. **Medaille auf den Tod der Kaiserin Elisabeth.**
(Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

Die Wendung.
(1762—63.)

Indes die Erschöpfung und die Unlust am Kriege waren auf seiten seiner Gegner kaum geringer. In Österreich zwangen die finanziellen Verlegenheiten zu einer Verminderung des Heeres um 20 000 Mann, in Rußland waren Heer und Volk der Sache längst müde, und nur die Kaiserin mit ihrer nächsten Umgebung stand hier dem Frieden noch im Wege. Da raffte die seit Jahren hinsiechende Fürstin am 5. Januar 1762 (25. Dezember 1761) der Tod hinweg, und ihr Neffe, Großfürst Peter III., bestieg den Thron, ein entschiedener Gegner der bisherigen Politik und ein begeisterter Bewunderer Friedrichs des Großen. Er rief auf der Stelle sein Heer zurück, räumte Ostpreußen und Pommern und schloß am 5. Mai 1762 den Frieden, am 19. Juni (29. Mai) sogar ein enges Bündnis mit Preußen. Dieser völlige Umschwung in den osteuropäischen Verhältnissen veranlaßte auch Schweden, das wenig Lorbeeren geerntet hatte, zur Nachgiebigkeit; im Frieden von Hamburg (22. Mai) verständigte es sich mit Preußen auf Grund des früheren Besitzstandes. Das Gleiche that das hart mitgenommene Mecklenburg.

Tod der Kaiserin Elisabeth und seine Folgen.

So eines gefährlichen Feindes nicht nur ledig, sondern von ihm sogar durch ein ansehnliches Hilfskorps (20 000 Mann) unter Tschernytschew unterstützt, schickte sich der König an, durch die Wiedereroberung von Schweidnitz Schlesien aufs neue vollständig in seinen Besitz zu bringen. Da jedoch Daun in fester Stellung am Gebirge die Belagerung störte, so traf er die Einleitung zur Schlacht, natürlich mit Rücksicht auf das russische Korps, als die Nachricht eintraf, daß Peter III. einem altrussischen Aufstande erlegen sei (9. Juli 1762) und seine Gemahlin Katharina II. den Thron bestiegen, auch das Bündnis mit Preußen nicht bestätigt habe. Zugleich erhielt Tschernytschew die Weisung, abzumarschieren (13. Juli). Doch brachte ihn der König so weit, daß er noch drei Tage die erhaltenen Befehle verheimlichte und sich entschloß, am Tage der Schlacht wenigstens eine passive Rolle zu spielen, indem er die ihm gegenüberstehenden Österreicher festhielt. So wurde er Zeuge des glänzenden Sieges bei Burkersdorf

Feldzüge des Jahres 1762.

(21. Juli 1762) und verließ dann erst das Lager, vom König mit Dank und Ehrenbezeigungen überschüttet. Daun wich nach Böhmen zurück, und am 9. Oktober kapitulierte nach tapferer Verteidigung Schweidnitz. Übrigens vollzog Katharina die schon angeordnete Räumung der preußischen Provinzen und entließ Ostpreußen seines Eides.

Die letzten Kämpfe.

Auch in Sachsen wandte sich das Glück den preußischen Waffen wieder zu. Gegen die abermals vorrückenden Reichstruppen und Österreicher gewann Prinz Heinrich, von Seydlitz thatkräftig unterstützt, den Sieg bei Freiberg, die letzte Schlacht des ganzen Krieges (29. Oktober). Infolgedessen bewog der König, der jetzt selbst wieder aus Schlesien herbeikam, am 24. November die Österreicher zu einem Waffenstillstande für Sachsen und



327. Peter III., Kaiser von Rußland.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Schlesien auf die Wintermonate; er selbst nahm in Leipzig sein Hauptquartier. Gleichzeitig setzten kecke preußische Streifscharen die kleinen Reichsstände Süddeutschlands in Schrecken. Das alte stolze Nürnberg wurde zu einer starken Brandschatzung ($1^1/_2$ Mill. Thaler) gezwungen, Rotenburg ergab sich einer Husarenschwadron. Die meisten dieser Stände erklärten deshalb ihre Neutralität und riefen ihre Truppen vom Reichsheere ab.

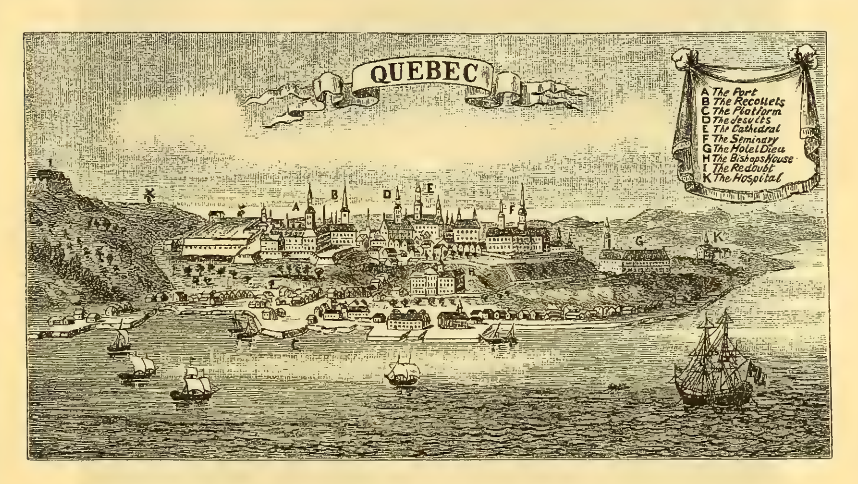
Der westdeutsche Kriegsschauplatz 1762.

In Westdeutschland bezeichnete Ferdinand das letzte Kriegsjahr durch eine Reihe siegreicher Gefechte. Er trieb seine beiden Gegner d'Estrées und Soubise Schritt für Schritt zurück, siegte am 24. Juni 1762 bei Wilhelmsthal vor Kassel über das französische Südheer, am 23. Juli bei Lutternberg über das sächsische Hilfskorps, und indem er den Feind auf seiner Rückzugslinie nach Mainz bedrohte, nötigte er ihn zur Räumung von Göttingen und Münden. Ein letzter Kampf bei Amöneburg (21. September) isolierte auch noch Kassel, das sich endlich am 1. November ergab. Damit war fast das ganze rechte Rheinufer von den Franzosen befreit.

Der englisch-französische See- und Kolonialkrieg.

Wechselnde Erfolge in Amerika.

Daß die Franzosen mit so großem Aufwande den Krieg in Deutschland führten, wo sie niemals unter 100 000 Mann im Felde hatten und doch nichts Erhebliches gewinnen konnten, erscheint um so auffallender, als sie im See- und Kolonialkriege nur anfangs einige Erfolge davontrugen, später aber überall das entschiedenste Mißgeschick hatten. Seit der beiderseitigen Kriegserklärung (17. Mai bez. 16. Juni 1756) standen sich Engländer und Franzosen vor allem in Kanada und an der Westgrenze der englischen Kolonialgebiete gegenüber. Der Anfang war den Franzosen günstig. Von Kanada kam der ritterliche Montcalm mit 3000 Mann über den Ontariosee und zwang binnen vier Tagen das 1722 errichtete englische Fort Oswego in dem Augenblicke zur Übergabe, als eben 2000 Mann zum Entsatz herankamen (14. Aug. 1756);



328. Quebec um die Mitte des 18. Jahrhunderts.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

dabei fielen ihm sechs Kriegsfahrzeuge, 200 Frachtschiffe, 120 Geschütze und große Vorräte in die Hände; das Fort ließ er schleifen. Im nächsten Jahre nahmen die Franzosen St. George am gleichnamigen See unweit des Champlainsees. Aber seitdem ihre Regierung, statt ihre besten Kräfte gegen England zu verwenden, sie in Deutschland nutzlos verbrauchte und die schwache französische Kolonistenbevölkerung sich fast ganz allein überließ, seitdem verließ auch das Glück die Franzosen in Nordamerika und allerorten; 1758 verloren sie Senegambien und das westindische Guadeloupe. Die Engländer griffen mit 14 000 Mann Truppen und amerikanischen Milizen auf 151 Schiffen Louisbourg in Neuschottland an, das von 3000 Soldaten und Milizen, sechs Linienschiffen und fünf Fregatten verteidigt wurde. Aber General James Wolfe landete an einem für unzugänglich gehaltenen Punkt, zerstörte das feindliche Geschwader größtenteils und nötigte die Festung im Juni zur Übergabe. Seitdem beherrschten die Engländer die Lorenzbai, also den Zugang zu Kanada. Im Binnenlande erlitten die Engländer beim Angriff auf das Fort Ticonderoga, das die wichtige Wasserstraße des Champlainsees deckte und somit die Verbindung zwischen dem Hudson und dem Lorenzstrome beherrschte, eine schwere Niederlage, aber im November 1758 eroberte Georg Washington mit den virginischen Milizen das viel umstrittene Fort Duquesne und taufte es dem großen Minister zu Ehren Pittsburg.

Entscheidung über Kanada.

Endlich brachte das Jahr 1759 die Entscheidung über das Geschick Kanadas. Für dies Jahr hatte das englische Parlament 12 Mill. Pfd. Sterl. bewilligt, so daß überhaupt etwa 100 000 Mann aufgestellt werden konnten. So ließen sich die Vorbereitungen zu einem Angriff auf Kanada in umfassender Weise treffen. Den Lorenzstrom herauf führte Admiral Saunders im Juni die Flotte von 28 Segeln, die 8000 Mann Landungstruppen unter General James Wolfe an Bord hatte; eine zweite Kolonne kam von Neuengland längs des Champlainsees, eine dritte vom Niagara her. Alle drei



329. General James Wolfe.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

waren erfolgreich: William Johnson zwang das Fort am Niagara zur Übergabe und schnitt damit die Franzosen vom inneren Kanada ab, Amhurst nötigte die Franzosen zur Räumung von Ticonderoga und Crown Point, nur daß der frühe und strenge kanadische Winter beide Kolonnen hinderte, nach dem Lorenzstrome vorzudringen. Inzwischen fiel dort die Entscheidung ohne sie. Montcalm verfügte zur Verteidigung des Landes über 13 000 Mann Truppen und starke Milizen, hatte auch die hohen Ufer des Lorenzstromes stark befestigt, namentlich bei der Hauptstadt Quebec. Aber Wolfe landete nach einem ersten mißlungenen Versuche am 31. Juli überraschend in der Nacht des 12. September oberhalb von Quebec bei dem seitdem sogenannten Wolfes Cove, einer für unzugänglich gehaltenen Stelle, und wagte am 13. September

auf der Abrahamsebene westlich von der Stadt die Schlacht bei Quebec. Er bezahlte den Sieg mit dem Leben, aber auch Montcalm fiel schwer verwundet, und Quebec ergab sich bereits am 18. September. Die Franzosen zogen sich nach Montreal zurück, die Entscheidung über Kanada war gefallen. Bald darauf mißlang die geplante französische Landung an der englischen Küste. Denn Admiral Boscawen schlug die Flotte von Toulon bei Lagos an der portugiesischen Küste (17. August), Hawke die Flotte von Brest in der Bai von Quibéron (20. November 1759) und am 8. Septbr. 1760 mußten die Franzosen nach einem mißlungenen Angriff auf Quebec auch Montreal übergeben. Kanada war englisch.

Erfolge der Engländer in den Kolonien

Der bourbonische Familientraktat erweiterte zwar den Schauplatz des Krieges, änderte aber sonst nichts in seinem für England siegreichen Gange. Denn 1762 scheiterte ein spanisch-französischer Angriff auf das mit England verbündete Portugal an der umsichtigen Gegenwehr des Grafen Wilhelm von Schaumburg, dagegen eroberten die Engländer nicht nur Martinique (13. Februar 1762) mit den benachbarten Inseln Grenada, St. Juan und St. Vincent, sondern nach zweimonatiger Belagerung auch den Mittelpunkt der spanischen Antillen, Havaña, mit einem ganzen spanischen Geschwader von neun Kriegsschiffen und vier Fregatten und einem Schatze von 3 Millionen Pfd. Sterl. (14. August). Noch in demselben Jahre nahmen sie am 6. Oktober Mañila auf den Philippinen. Spanien schien in den Kampf nur eingetreten zu sein, um an den französischen Niederlagen teilzunehmen.

Die Friedensschlüsse.

Friede von Paris.

Trotz dieser glänzenden Erfolge beeilte sich doch Lord Bute, den besiegten Franzosen und Spaniern den Frieden unter verhältnismäßig sehr günstigen Bedingungen anzubieten, und ließ deshalb Preußen kaltblütig im Stich. Ja es wurde ihm sogar nachgesagt, er habe in Wien die Beihilfe Englands angeboten, um Schlesien für Österreich zu gewinnen und daher in Petersburg gegen den russisch-preußischen Frieden gearbeitet. Jedenfalls verständigten sich die Westmächte, ohne Rücksicht auf ihre Bundesgenossen, bereits am 3. November 1762 über den Präliminarfrieden von Fontainebleau. England gab Havaña und die Philippinen an Spanien, Martinique, Guadeloupe und Gorée an der afrikanischen Küste an Frankreich heraus, erhielt aber Menorca zurück und behielt Kanada und Florida, wofür Spanien durch einen Teil des französischen Louisiana entschädigt wurde, ferner Neuschottland, Kap Breton, Grenada, St. Vincent, Domingo und Tabago. Die Franzosen behaupteten nur das Recht, an den Küsten von Neufundland und im Lorenzgolf drei (englische) Meilen vom Strande entfernt zu fischen. Umsonst bemühte sich noch einmal Pitt, den übereilten Friedensschluß zu vereiteln, das kriegsmüde Parlament nahm die Bedingungen an, und am 10. Februar 1763 kam der endgültige Friede in Paris zustande. Mochte er auch für England nicht alles bringen, was Pitt erstrebt hatte, das Übergewicht des Germanentums in Nordamerika, also die ganze Zukunft des Kontinents und die englische Übermacht zur See hat er entschieden. Allein freilich hätten die Engländer so glänzende Erfolge nicht errungen. Ohne die unbegreifliche Thorheit der französischen Politik und ohne den Heldenmut des preußischen Heeres wären sie unmöglich gewesen. Und so ist das Schicksal Nordamerikas fast mehr auf den deutschen als auf den kanadischen Schlachtfeldern entschieden worden, und während sich die festländischen Mächte zerfleischten, gewannen die Briten die Aussichten auf eine unermeßliche Zukunft.

Friede von Hubertusburg.

Da die Westmächte vom Kriege zurücktraten, so war für Österreich jede Hoffnung verschwunden, Preußen noch niederzuwerfen. Das Verdienst aber, zwischen den mißtrauischen Gegnern die Verhandlungen anzubahnen, erwarb sich der Kurprinz Friedrich

Christian von Sachsen, indem er noch im Herbst 1762 den Freiherrn Thomas von Fritsch zu König Friedrich nach Meißen sandte. Nur langsam gelang es dem Sachsen, der dann auch in Leipzig vielfach mit dem König verkehrte, diesen von der Aufrichtigkeit der österreichischen Regierung zu überzeugen. Endlich am 31. Dezember 1762 konnte auf Schloß Hubertusburg der Friedenskongreß eröffnet werden, wobei von Fritsch Sachsen, Ewald Friedrich Graf von Hertzberg Preußen, Heinrich Gabriel von Collenbach Österreich vertrat. Da aber alle Beteiligten von der Notwendigkeit des Friedens überzeugt waren und Friedrich gegen Glatz einen großen Teil Sachsens in die Wagschale legen konnte, so wurde schon am 5. Februar 1763 der vorläufige Friedensvertrag unterzeichnet. Am 11. trat das Deutsche Reich bei, am 15. Februar kam der endgültige Friede zum Abschluß. Er stellte den Besitzstand der drei Staaten, wie er vor dem Kriege gewesen war, wieder her, verpflichtete also Österreich zur Räumung von Glatz, Preußen zur Räumung Sachsens; außerdem versprach Friedrich seine Stimme für die Kaiserwahl des Erzherzogs Joseph. Am 1. März brachte ein Kurier, von 32 blasenden Postillonen begleitet, die frohe Botschaft nach Dresden; in Breslau



330 und 331. **Medaille auf den Frieden von Hubertusburg.**

(Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

verkündete Lessing als Sekretär des Gouverneurs den Frieden. Der König kehrte über das Schlachtfeld von Kunersdorf nach seiner Hauptstadt zurück (30. März), die er seit dem Beginne des Krieges nicht mehr betreten hatte, aber er entzog sich der feierlichen Begrüßung durch einen Fackelzug der Bürgerschaft und fuhr durch dunkle Nebengassen nach dem Schloß. Als ein verwandelter Mann, verhärtet und verbittert, kehrte er aus dem furchtbaren Kampfe heim. Er fühlte auch jetzt nicht den Sieg, sondern er sah nur die schweren Verluste. Als er nach der Sitte das Tedeum für den Frieden in der Schloßkapelle von Charlottenburg angeordnet hatte, und man das Erscheinen des ganzen Hofes erwartete, trat statt dessen der König ganz allein in seine Loge und gab das Zeichen zum Anfang. Wie nun nach dem Orgelvorspiel die Singstimmen einsetzten, da stützte der harte Schlachtensieger das müde Haupt in die Hand und weinte bitterlich.

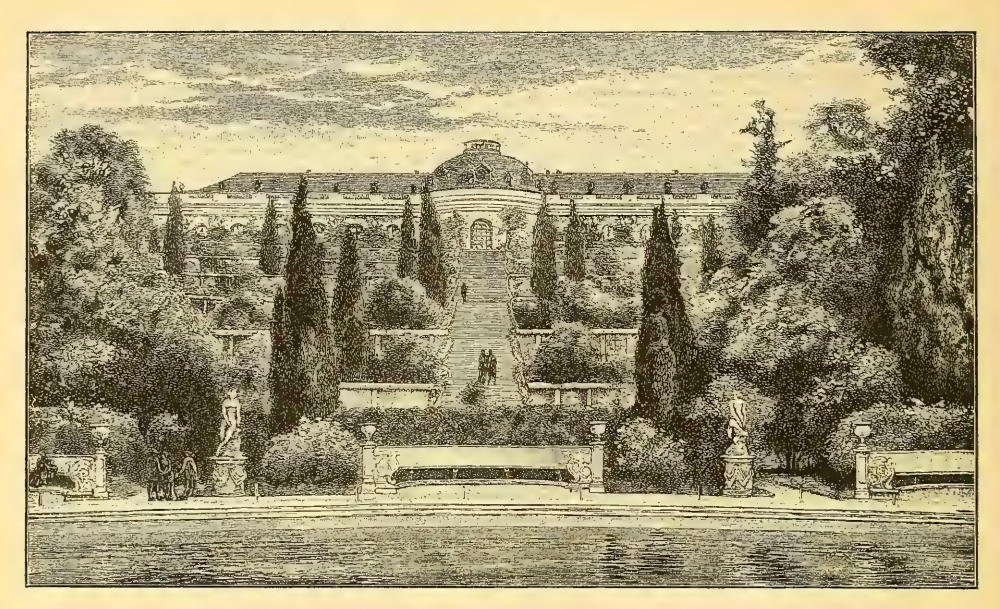
Verluste des Krieges.

In der That hatte der Krieg schweres Unheil über das Land gebracht. Am meisten hatten Sachsen und einzelne preußische Landesteile gelitten. In Sachsen war die Einwohnerzahl um 90000 Seelen gesunken, die Landesschuld auf nahezu 30 Mill. Thaler gestiegen und der Kredit so erschüttert, daß noch 1769 die fünfprozentigen Staatspapiere auf 65 standen. Berechnete man doch die unmittelbaren Kriegsleistungen und Vermögensverluste auf rund 100 Mill. Thaler. Dazu lagen Städte wie Dresden und Zittau halb in Trümmern, der Handel von Leipzig war teilweise an Frankfurt a. M.

übergegangen und die Einwohnerzahl der Stadt, die während des Krieges etwa 12 Mill. Thaler hatte aufbringen müssen, von 32000 Einwohnern auf 28000 gesunken. In Hinterpommern und der Neumark, wo die Russen gehaust hatten, sah es aus wie im Dreißigjährigen Kriege; hier hatten sich die Dorfbewohner in die Wälder geflüchtet und lebten als Räuberbanden. Die Neumark hatte von 219000 Einwohnern mehr als den vierten Teil verloren; aber auch Schlesien hatte nach dem Kriege 150000 Einwohner weniger als vorher, und im ganzen berechnete man den Menschenverlust, den Preußen während dieser sieben Jahre erlitten, auf ½ Million. Im ganzen Staate waren etwa 13000 Häuser zerstört, der Adel war erschöpft, der kleine Mann fast zu Grunde gerichtet. Aufs übelste hatte die Münzverschlechterung gewirkt, und da auch die Kassenscheine, mit denen seit 1759 die Beamten hatten vorlieb nehmen müssen, zuletzt auf ein Fünftel ihres Nennwertes sanken und auch 1763 nur in minderwertigem Gelde eingelöst wurden, so herrschte in vielen Beamtenfamilien die bitterste Not. Die Einziehung der minderwertigen Münzen zum Metallwert bis zum 1. Januar 1764 beendete zwar die Münzkrisis, schädigte aber Tausende aufs empfindlichste. Von Österreich waren nur Böhmen und Mähren wenige Jahre hindurch direkt von der Kriegsnot betroffen worden, dafür war die Schuld hoch gestiegen, der Staatskredit erschüttert, das Metallgeld durch entwertetes Papiergeld verdrängt.

Politische und nationale Wirkungen.

Dauernder aber waren die politisch-nationalen Wirkungen des Krieges. Freilich die Reichsverfassung hatte sich nicht nur als völlig ohnmächtig erwiesen, sondern sie war geradezu zum Gespött geworden, und die deutschen Kleinstaaten, die mit alleiniger Ausnahme Hannovers während des Krieges sämtlich eine mehr oder weniger klägliche Rolle gespielt hatten, traten jetzt weit zurück hinter Preußen und Österreich. Auf ihrem Verhältnis beruhte fortan das Schicksal Deutschlands, nicht auf der Reichsverfassung, nicht auf den Kleinstaaten. Österreich hatte zwar keinen Fuß breit an Gebiet, wohl aber viel an innerem Zusammenhang und an Selbstbewußtsein gewonnen, und seinem Heere, dessen Fahnen die Siegeskränze von Kollin, Hochkirch und Kunersdorf trugen, ließ sich die Geltung einer Armee ersten Ranges nicht mehr abstreiten. Preußens Großmachtstellung, das zugleich mit drei Gegnern gerungen hatte, von denen jeder einzelne es an Stärke weit übertraf, konnte niemand länger anfechten, sie hatte die furchtbarste Feuerprobe siegreich bestanden, in ihr hatte zugleich der Charakter des preußischen Volkes seine scharfe Ausprägung erfahren, und die Thaten seines Königs hatten ein unschätzbares, aber höchst wirksames Kapital ruhmreicher Erinnerungen und vollberechtigten Stolzes aufgehäuft. Aber noch mehr. An der Heldengestalt des großen Königs richtete sich das fast erstorbene Nationalbewußtsein zunächst der protestantischen Deutschen wieder auf. Was ihnen ihre Schulbücher aus dem Altertum als unerreichbares Muster hinstellten, das sahen sie in diesen sieben Jahren lebendig vor ihren Augen; mit Trauer begrüßten sie Friedrichs Niederlagen, mit Jauchzen seine Siege; sie empfanden es mit Entzücken, daß der größte Mann des Zeitalters, der größte Schlachtenmeister nach Cäsar und Alexander ein Deutscher sei. Und den wenigen, die tiefer blickten, ging auch der Sinn des Kampfes auf als eines Rettungskampfes für Deutschland und die deutsch-protestantische Bildung. Die deutsche Poesie vor allem, die der König selbst nicht würdigte, kam zu neuem Leben unter den Strahlen seiner Heldengröße. In diesem Gedankenkreise wuchs Lessing empor. Und selbst da, wo die eignen Landeskinder gegen Friedrich fochten, da regte sich diese Stimmung. Der junge Goethe fühlte „fritzisch“, und ganz Frankfurt war geteilt; ja selbst in der protestantischen Schweiz gab es Leute, die vor Ärger krank wurden, wenn die Sache des Königs schlecht stand. Den Helden, den jedes Volk braucht, um sich an seiner Größe emporzurichten, den hatten die Deutschen endlich an Friedrich dem Großen gefunden.



332. Sanssouci.

Die Deutschen Staaten unter der aufgeklärten Selbstherrschaft.

Friedrichs des Großen Staatsverwaltung.

Friedrichs Weltanschauung.

Dreiundzwanzig Jahre lang hatte König Friedrich gekriegt und gesiegt, und noch weitere dreiundzwanzig Jahre war es ihm vergönnt, im fast ununterbrochenen Frieden zu herrschen. Bewundert als Feldherr und Held, errang er sich zu diesem Ruhme den Ruf des größten Meisters der aufgeklärten Selbstherrschaft und war darin das Vorbild selbst für seine Feinde. Durch ihn gewannen die Gedanken der „Aufklärung“, und vor allem des Naturrechts, praktische Geltung. Niemals hat ein Fürst klarer, bewußter die Grundsätze seiner Regierungsweise aufgestellt, und niemals ist einer diesen Grundsätzen in seinem Wirken treuer geblieben als Friedrich. Schon als Kronprinz hatte er es ausgesprochen, der Fürst sei der erste Diener seines Volkes, denn das fürstliche Amt sei eingesetzt vom Volke, damit es dessen Wohlfahrt fördere (s. S. 391); dieselben Anschauungen kehren in den Schriften des Königs wieder. Die „reine“ Monarchie, sagt er in dem Aufsatz „Über die Regierungsformen und die fürstlichen Pflichten“ (1777), kann die beste und die schlechteste Form sein, ganz wie sie gehandhabt wird. Nur wenn ein Monarch seinen Beruf wirklich erfüllt, dann kann er über die Republik die Oberhand behaupten, denn an sich entspricht die Republik am meisten dem natürlichen Gefühle der Freiheit, nur daß sie geringe Bürgschaften der Dauer in sich trägt und leicht der Gewaltherrschaft verfällt. Grundsätzlich war daher Friedrich von der Berechtigung einer verfassungsmäßigen Teilnahme des Volkes an der Regierung überzeugt und deshalb auch ein Bewunderer des englischen Parlaments; ein praktischer Versuch wäre freilich damals kaum gelungen. Diese politische Anschauung wurde noch befestigt durch seine sittliche Auffassung, die durchaus im protestantischen Christentum wurzelte. Für die

unbedingte Wahrheit der christlichen Sittenlehre trat er stets lebhaft ein, und das eben unterschied ihn von den französischen und englischen Freigeistern. Aber stand er ihnen hier als deutscher Idealist gegenüber, in seiner Weltauffassung schloß er sich ihnen schon frühzeitig an. Wie allen Deisten galt ihm das Dasein eines persönlichen Gottes und einer Vorsehung als unumstößliche Vernunftwahrheit, aber auf tiefere Erkenntnis verzichtete er, da sie über das menschliche Fassungsvermögen weit hinausgehe. Deshalb war ihm auch die Existenz einer vom Körper unabhängigen unsterblichen Seele keineswegs unzweifelhaft, obwohl er in dieser Beziehung schwankte; aber je weniger er vom Jenseits eine Vergeltung irdischen Thuns erwartete, um so verdienstlicher erschien ihm die Sittlichkeit, die nur um ihrer selbst willen, nicht im Hinblick auf eine Belohnung nach dem Tode geübt werde. Einem Fürsten, der so zum Kirchenglauben stand, dem dieser, wie der gesamten Aufklärung des 18. Jahrhunderts, zum großen Teil als eine Erfindung von Priestern galt, ergab sich die grundsätzliche Duldung aller Bekenntnisse ganz von selbst, um so mehr, als sie auch mit seinen politischen Anschauungen, den Überlieferungen und den Bedürfnissen seines Staats übereinstimmte. Denn dazu, meinte er, hätten die Völker ihre Fürsten nicht eingesetzt, um sich von ihnen vorschreiben zu lassen, was sie glauben und was sie nicht glauben sollten.

Friedrich und Voltaire.

Indem so Friedrichs philosophische Ansicht in der französisch-englischen Bildung wurzelte, indem ihm die französische Litteratur für die erste der Welt galt, fühlte er naturgemäß das Bedürfnis, sich mit französischen oder französisch gebildeten Schöngeistern zu umgeben. Welch ein Fest daher, als sich **Voltaire** entschloß, zunächst vorübergehend (Oktober 1740, dann wieder September und Oktober 1744), endlich auf einige Jahre (Juli 1750 bis März 1753) nach Potsdam überzusiedeln! Er erhielt 5000 Thaler Gehalt, freie Wohnung im Schlosse, sowie Tafel und Equipage, dazu den Kammerherrnschlüssel und den Orden Pour le mérite. Und wohl waren es Stunden feinsten Genusses, wenn bei der Abendtafel im offenen Gartensalon unter strahlendem Kerzenlicht das Gespräch bald um die höchsten Ziele menschlichen Wissens flog, bald sich in blitzenden Witzgefechten bewegte oder wenn der König etwa mit seinem alten Lehrer Quanz vor einer auserlesenen Zuhörerschaft die Flöte spielte. Indessen so sehr der König den Schriftsteller und Denker Voltaire bewunderte, der Mensch Voltaire wurde ihm sehr bald zuwider. „Er hat die Höflichkeit und die Bosheit eines Affen" urteilte er über ihn, und noch schärfer lautet das Wort: „Voltaire ist seinem Geiste nach ein Gott, seiner Gesinnung nach ein Schuft." Ein widerwärtiger Rechtsstreit, in den sich der habsüchtige Franzose mit einem jüdischen Wucherer verwickelte, der von ihm der Unredlichkeit beschuldigt worden war, zog dem Dichter einige sehr bittere Briefe des Königs zu, und als Voltaire dann seinem Hasse gegen den Präsidenten der Berliner Akademie, Maupertuis, in einer boshaften Satire („der Doktor Akakia") Luft machte und diese gegen den ausdrücklichen Befehl Friedrichs veröffentlicht hatte, da kam es zum Bruch. Jene Satire wurde vom Henker verbrannt, Orden und Kammerherrnschlüssel zurückgefordert. Voltaire reiste ab, um niemals zurückzukehren. Nachmals hat sich zwar abermals ein Briefwechsel angeknüpft, doch der König schwankte fortwährend zwischen der Bewunderung des großen Geistes und der Abneigung gegen die Persönlichkeit hin und her, und das alte Verhältnis ließ sich nicht wiederherstellen.

Friedrich und die Deutschen.

Die ganz französische Bildung Friedrichs erklärt auch sein allbekanntes Verhältnis zu der aufstrebenden Litteratur seines Volkes. Er war für sie an sich durchaus nicht ohne Teilnahme, er hat während des Siebenjährigen Krieges in Leipzig gelegentlich mit Gottsched und Gellert verkehrt und noch in einer seiner letzten Schriften („über die Deutsche Litteratur") die Hoffnung ausgesprochen, daß sie sich einst glänzend entfalten möge (1780); aber was er von ihr in den Jahren, da er noch für Neues

empfänglich war, etwa sehen konnte, das war nicht geeignet ihn zu fesseln, und als Lessing seine Dramen schrieb und Goethe mit dem „Götz von Berlichingen“ und „Werthers Leiden“ die deutsche Welt mit fortriß, da verstand der alternde König dies junge Geschlecht nicht mehr, das die Schranken der französischen Kunstdichtung ohne Ehrfurcht durchbrach. Und doch hatte er selbst durch seine Ruhmesthaten die deutsche Dichterwelt begeistert! So stand der Fürst, der die Grundlagen zum politischen Neubau Deutschlands geschaffen, der zuerst wieder den Deutschen nationalen Stolz gegeben hatte, dem innersten Leben seines Volkes fremd gegenüber, und was er schrieb in einer kaum begreiflichen Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit, als einer der ersten Historiker seiner Zeit, als geistvoller Publizist in der Vertretung seiner eignen Sache, als selbständig denkender Philosoph und als formgewandter Dichter, zu Hause, im Feldlager, selbst auf dem Marsche und vor dem Feinde, das schrieb er französisch, eine tieftraurige Thatsache, erklärlich allein aus dem verworrenen Gange der deutschen Geschichte und wieder verhängnisvoll für die Zukunft, denn sie entfremdete die deutschen Dichter und Denker für lange dem preußischen Staat, von dem das Schicksal der Nation abhing. Und doch war dieser französisch gebildete, sprechende und schreibende König durchaus ein Deutscher des 18. Jahrhunderts in der Strenge seiner sittlichen Weltanschauung, in dem unermüdlichen Streben nach Wahrheit, sogar in der Weichheit der Empfindungen, der Gefühlsseligkeit, die ebenso im Genusse zärtlicher Freundschaft schwelgte, wie in den schweren Kriegsjahren in düsterem Behagen mit dem Gedanken des Selbstmordes im Falle einer Katastrophe spielte oder sich auch das lockende Bild eines zurückgezogenen friedlichen Daseins mit wenigen Freunden bis ins einzelnste hinein ausmalte, obwohl sein Heldensinn und seine Geisteskraft ihn immer wieder aus den schlimmsten Lagen retteten und das Bewußtsein seiner Königspflicht ihn stets auf seinem gefahrvollen Posten festhielt. Er war es gewöhnt, und es war ihm Bedürfnis, seine Empfindungen rückhaltlos in Versen, Briefen und mündlichen Ergüssen gegen einen Vertrauten auszuströmen, und während des Krieges hat ihm in solchen Augenblicken wohl niemand näher gestanden, als der französische Schweizer Heinrich de Catt (geb. 1721), den er 1755 auf einer Reise durch Holland kennen lernte und seit dem März 1758 als vertrauten Sekretär fast immer in seiner nächsten Umgebung hatte, ein seinem Gebieter aufrichtig ergebener treuer Mensch von guter Beobachtungsgabe und gründlicher Bildung, der in seinen Aufzeichnungen uns ein überaus lebendiges Bild von dem Leben und Wesen des Königs während der schlimmsten Jahre des Siebenjährigen Krieges hinterlassen hat. Aber er und andre Franzosen waren wohl Friedrichs Vertraute in ganz persönlichen Dingen, seine Gesellschafter bei Tisch, seine Gehilfen bei schriftstellerischen Arbeiten, doch wenn es die großen Geschäfte galt, dann verließ er sich niemals auf sie, sondern auf die Deutschen. Die Beamten, die das Land regierten, waren — eine vorübergehende und teilweise Ausnahme abgerechnet — Deutsche, nicht Franzosen; die Offiziere, die ihm seine Schlachten gewinnen halfen, waren in der Hauptsache märkische, pommersche, preußische und schlesische Edelleute, die niemals französische Verse machten und von der französischen Philosophie gar nichts verstanden, und die Popularität, die er bei seinem Volke wie im Heere genoß, beweist am besten, wie er seine deutschen Landsleute unwiderstehlich an sich zu fesseln verstand, den einen durch ein launiges Wort, den andern durch eine freundliche Anrede oder gütige persönliche Fürsorge, und alle durch die vielen vielleicht unbewußte Empfindung seiner Größe.

Vereinsamung Friedrichs.

Aber durch dies alles kam in Friedrichs Leben ein unausgleichbarer Zwiespalt, wie er schon lange das deutsche Geistesleben überhaupt zerriß. Unmittelbar nebeneinander standen der französische Schöngeist, der auf die Roheit und Geschmacklosigkeit seiner Landsleute mit Verachtung hinuntersah, und der deutsche Held und König, der die Franzosen

Faksimile der von Friedrich II. eigenhändig aufgesetzten Erklärung, welche Voltaire unterzeichnen mußte, mit dessen Nachschrift.

Übersetzung:

Ich verspreche seiner Majestät, solange Sie mir die Gnade erweist, mich in Ihrem Schlosse zu beherbergen, gegen niemand zu schreiben, weder gegen die französische Regierung und die Minister, noch gegen andre Fürsten oder gegen berühmte Gelehrte, für welche ich immer die ihnen gebührende Rücksicht bethätigen werde; ich werde nie die Briefe Sr. Majestät mißbrauchen und mich so betragen, wie es einem Gelehrten zukommt, der die Ehre hat, Kammerherr Sr. Majestät zu sein und der mit achtungswerten Leuten lebt.
am 27. Nov. 1752 in Potsdam.

Dicht darunter fügte Voltaire folgende Nachschrift:

Ich werde alle Befehle Ew. Majestät ausführen, und es wird meinem Herzen nicht schwer sein, zu gehorchen. Ich bitte Ew. Majestät wiederholt, zu bedenken, daß ich nie gegen irgend eine Regierung geschrieben habe, und noch weniger gegen die Regierung des Landes, in dem ich geboren bin und welches ich nur verlassen habe, um mein Leben zu Ew. Majestät Füßen zu beschließen. Ich war Geschichtschreiber von Frankreich, und habe als solcher die Geschichte Ludwigs XIV. und der Feldzüge Ludwigs XV. geschrieben, die ich an Herrn d'Argenson geschickt habe. Meine Stimme und meine Feder waren meinem Vaterlande geweiht, wie sie jetzt zu Ew. Majestät Befehl sind. Ich beschwöre Ew. Majestät, die Güte zu haben, den Grund des Streites von Maupertuis zu untersuchen.

Ich beschwöre Ew. Majestät, zu glauben, daß ich diesen Streit vergesse, da Ew. Majestät es befiehlt. Ich unterwerfe mich ohne Zögern allen Wünschen Ew. Majestät. Wenn Ew. Majestät mir befohlen hätten, mich nicht zu verteidigen und mich nicht in diese litterarische Fehde einzulassen, so hätte ich mit derselben Unterwürfigkeit gehorcht. Ich flehe zu Ew. Majestät, einen von Krankheit und Schmerz gebeugten Greis zu schonen und zu glauben, daß ich mit der gleichen Anhänglichkeit zu Ew. Majestät sterben werde, wie an dem Tage, da ich an dero Hof kam.

Voltaire.

Je promets a Sa Majesté que tant qu'elle me fera la Grace de Me Logér aux Chatau, je n'ecrirai contre personne, Soit Contre le Gouvernement de france, Contre les Ministres soit Contre d'autres Souverains, ou Contre des Gens de Lettre illustre envers Les Quels on me trouvera Rendre Les Egards qui leurs sont dus, je n'abuserai point des Lettres de Sa Magesté et je me Gouvernerai d'une Maniere Convenable a un homme de lettre qui a L'honneur d'etre Chambelan de Sa Majesté. et qui Vit avec des honetes Gens
ce 27 de Nov: 1752
fait a Potsdam.

jexecuteray sire tous les ordres de votre majesté. et mon coeur naura pas de peine a luy obeir. je la suplie encor une fois de considerer que jamais je nay ecrit contre aucun gouvernement encor moins contre celuy sous lequel je suis né, et que je nay quitte que pour venir achever ma vie a vos pieds. jay eté historiografe de france, et en cette qualité jay ecrit lhistoire de louis 14, et celle des campagnes de Louis 15 que jay envoiees a mr dargenson ma voix et ma plume ont eté consacrees a ma patrie, comme elles le sont a vos ordres. je vous conjure davoir la bonte

Faksimile der von Friedrich II. eigenhändig aufgesetzten Erklärung, welche Voltaire unterzeichnen mußte, mit dessen Nachschrift.

dexaminer quel est le fonds de la
querelle de maupertuis;
je vous conjure de croire que
joublie cette querelle puisque
vous me lordonnez
je me soumets sans doute a
touttes vos volontez. si votre
majesté mavait ordonné de
ne me point deffendre, et de
ne point entrer dans cette dispute
litteraire je luy aurais obei
avec la meme soumission.
je la supplie depargner un
vieillard accablé de maladies
et de douleur, et de croire
que je mourrai aussi attaché
a elle que le jour que je suis
arrivé a sa cour

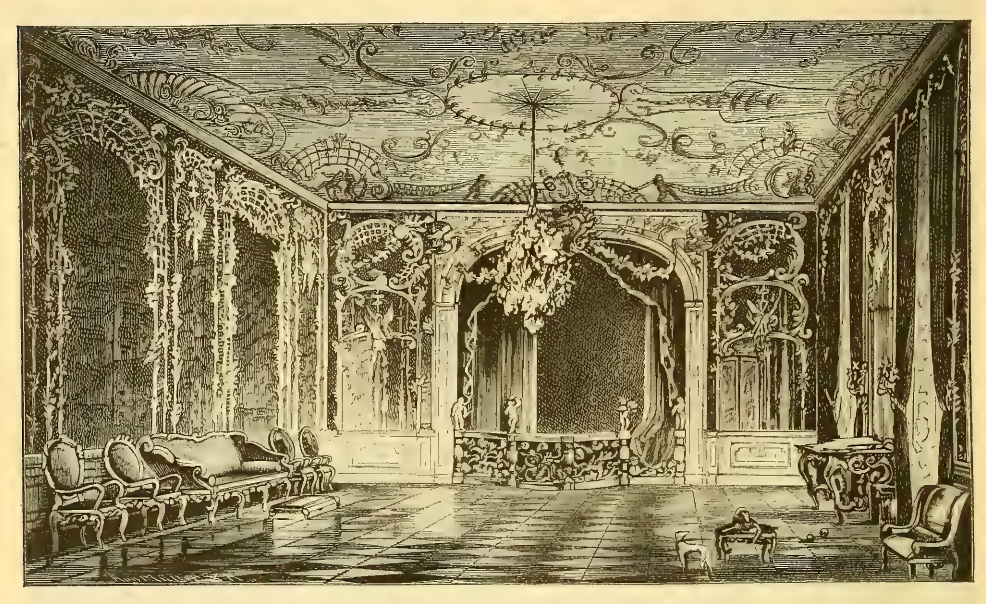
voltaire



333. Friedrich der Große.

Nach dem Gemälde von Frank gestochen von E. Mandel.

mit den derben Fäusten seiner deutschen Bauern aus dem Lande schlug. So blieb dem großen König jene glückliche Harmonie der Seele versagt, die den großen Kaiser Wilhelm I. zu einer so einzigartigen Persönlichkeit gemacht hat, und er entbehrte das höchste Glück des Herrschers, ganz mit und in seinem Volke zu leben, seinen Herzschlag mitzuempfinden. Und Friedrich fühlte das. Daher der herbe und harte Zug seines Wesens, der sich in der furchtbaren Arbeit des Krieges immer mehr herausbildete und ihm die Menschen kaum noch anders wie als Schachfiguren und Werkzeuge für höhere Zwecke erscheinen ließ, so oft auch das natürliche Wohlwollen durchbrach, daher auch jener beißende Sarkasmus, der keinen verschonte, auch die Freunde nicht, sobald sie dem gewaltigen, niemals rastenden Geiste des Königs nicht genügten, und es hat ihm keiner lange genügt. Wie heiter und glänzend war doch sein Hof vor dem Siebenjährigen



334. Das Schlafzimmer Friedrichs des Großen in Sanssouci.

Im Zustande zur Zeit des Königs: Rechts vorne der Lehnstuhl, in dem Friedrich gestorben ist (jetzt im Hohenzollernmuseum zu Berlin). Der eigentliche Schlafraum war durch die im Hintergrunde sichtbare Balustrade von diesem Zimmer getrennt.

Kriege, als Voltaire, d'Argens, der Feldmarschall James von Keith, Winterfeldt u. a. ihn umgaben, und wie still wurde es nachher! Die Franzosen verschwanden fast alle vor dem Sturm des Krieges, sein ältester Bruder August Wilhelm, seine Lieblingsschwester Wilhelmine, sein Kriegsgenosse Keith, der „Seelenmensch“ Winterfeldt waren tot. Von seiner Gemahlin lebte er schon lange getrennt; sein geistreicher jüngerer Bruder Heinrich (1726—1802) hatte sich im Siebenjährigen Kriege glänzend ausgezeichnet und die rückhaltloseste Anerkennung des Königs erfahren, der ihm schon 1744 Rheinsberg geschenkt hatte und ihm nach dem Kriege einen Palast in Berlin am Opernplatze (die jetzige Universität) erbaute, wurde auch zuweilen in wichtigen Staatsgeschäften noch verwandt, stand aber wohl dem Bruder zu nahe, um dessen Größe unbefangen würdigen zu können, und lebte seit dem Frieden mit Ausnahme einiger Wintermonate immer in Rheinsberg, mit litterarischen und wissenschaftlichen Interessen beschäftigt, ein Gönner Gellerts und Ramlers, aber oft mißvergnügt und sehr geneigt, scharfe Kritik an den Maßregeln Friedrichs zu üben. So stand dieser allein. „Der Fluch der Größe, die Einsamkeit, kam über ihn.“ Wie in einer Einsiedelei lebte

er im Stadtschlosse zu Potsdam oder in Sanssouci, das die Königin niemals gesehen hat, selten kam er nach Berlin, nur regelmäßige Inspektionsreisen in die Provinzen unterbrachen seinen dortigen Aufenthalt. All sein Denken und Arbeiten galt dem Staate, nur in der strengsten Erfüllung seiner Königspflicht fühlte er noch Befriedigung. Ganz persönlich führte er seine Regierung vom ersten Tage an, allwissend, soweit es ein Mensch sein kann, unfehlbar und unerbittlich in seinen Entscheidungen, gerecht, soweit er zu sehen vermochte, immer auf das Ganze bedacht, unermüdlich thätig und die gleiche Anspannung von allen andern fordernd; seine Minister führten nur seinen Willen aus. Und so, als König und Held, als der „Alte Fritz", nicht als der „Philosoph von Sanssouci" lebt er in der Erinnerung seines Volkes.

Verwaltungsordnung.

Ober-behörden.

In der Verwaltungsordnung seines Vaters hat Friedrich nur wenig geändert. Namentlich eine strenge Zentralisation lag nicht in seiner Absicht, wenngleich er in den Hauptzügen Gleichförmigkeit erstrebte. So behielt Ostfriesland stets seine alte Landesverfassung und seinen Landtag, nur daß eine Kriegs- und Domänenkammer in Aurich errichtet wurde. Schlesien trat unter ein besonderes Provinzialministerium. Im einzelnen wurden allerdings auch hier die preußischen Einrichtungen durchgeführt. Die drei „Oberämter" in Breslau, Oppeln und Glogau leiteten die Rechtspflege, zwei Kriegs- und Domänenkammern in Breslau und Glogau und 48 Landräte in ebensovielen Kreisen die eigentliche Verwaltung, Oberkonsistorien die kirchlichen Verhältnisse der Protestanten. Auch die preußische Steuerverfassung trat sogleich in Kraft und lieferte bei besserer Anlage und Verwaltung bald viel höhere Erträge als unter österreichischer Herrschaft (1744 schon $3^1/_4$ Mill. Thaler), obwohl alle rückständigen Steuern bereits 1742 erlassen wurden. Auch in Ostpreußen wurde die Kreisverfassung 1752, in Kleve-Mark 1753 durchgeführt. Ein Schritt zur vollen Staatseinheit war es, wenn Friedrich das Generaldirektorium durch vier neue Abteilungen erweiterte, die nicht mehr für eine Gruppe von Provinzen, sondern für den ganzen Staat arbeiteten, 1740 für Handel und Gewerbe, 1746 für das Kriegswesen, 1768 für Bergwerks- und Hüttensachen, 1771 für das Forstwesen. Das Kabinettsministerium blieb bestehen, doch erledigte der König oft die wichtigsten Geschäfte mit einem Adjutanten oder einem Kabinettssekretär, und in den Sitzungen des Generaldirektoriums erschien er niemals.

Scheidung der Stände.

Ebenso wie das Wesentliche der Verwaltung blieb die wirtschaftliche und rechtliche Scheidung der Stände bestehen (S. 280). Daher war dem Edelmann der Betrieb bürgerlicher Gewerbe ebenso untersagt wie dem Bürger der Ankauf von Rittergütern (mit Ausnahme der 1772 erworbenen polnischen Lande). Als der ohnehin nicht eben sehr begüterte Adel durch den Krieg in große Bedrängnis geriet, gründete der König nach Carmers Entwurf landwirtschaftliche Kreditbanken für Schlesien (1769), ebenso für die Kur- und Neumark (1777) und Pommern (1780), die auf der Gesamtpfandschaft des ritterlichen Grundbesitzes beruhten und den Rittergutsbesitzern gegen niedrige Zinsen Kapitalien bis zur Hälfte des Wertes ihrer Güter vorstrecken konnten. Die bäuerliche Unterthänigkeit zu beseitigen war der einmütigen Stimmung des Adels gegenüber zunächst ganz unmöglich; selbst das unter Friedrichs Regierung entstandene, aber erst im Jahre 1794 in Kraft gesetzte Allgemeine Landrecht erklärte nur die Leibeigenschaft für aufgehoben.

Steuer-verfassung.

Der Scheidung der Stände entsprach die Steuerverfassung, und eben weil der König an dieser nicht rütteln konnte, blieb jene aufrecht. Der Adel, der die Kosten der Patrimonialgerichtsbarkeit und der Polizei trug, zahlte nur die Abgabe

für die Ritterpferde und stellte dem Staate die Offiziere und viele Beamte, der Bauer leistete die Kontribution (Grundsteuer) und lieferte Rekruten, der Bürger trug die Accise, die bei den zerrissenen Grenzen Preußens die einzige Möglichkeit bot, das einheimische Gewerbe zu schützen, und war von der Wehrpflicht so gut wie ganz befreit. Da die Summen der direkten Steuern feststanden und nur durch neue Vereinbarung mit den Ständen hätten geändert werden können, was wieder dem Charakter der unumschränkten Monarchie nicht entsprochen hätte, so konnte eine Steigerung der Einnahmen nur aus den vermehrten Erträgen der sehr umfänglichen, nur in Schlesien nicht bedeutenden Domänen und der indirekten Auflagen erwartet werden. Diese letzteren entzog deshalb der König im Jahre 1766 den Kriegs- und Domänenkammern und übertrug sie nach französischem Vorbilde einer besonderen Behörde, der sogenannten Regie, deren obere Stellen er alle mit reich besoldeten Franzosen besetzte, an ihrer Spitze La Haye de Launay. Zugleich erhöhte er die Zahl der steuerpflichtigen Gegenstände wie die Steuersätze, doch wußten die westfälischen Provinzen der überhaupt sehr drückenden und deshalb verhaßten Einrichtung sich bald wieder zu entledigen, und sie bewährte sich auch finanziell trotz aller Plackereien so schlecht, daß sie in 21 Jahren



335. Einwanderung der zur Regie kommenden Franzosen.
Nach der Radierung von Daniel Chodowiecki.

nur 15 Millionen Thaler Mehreinnahmen lieferte. Dazu kamen Monopole. Zu dem alten Salzmonopol, das jetzt auch in den westlichen Provinzen durchgeführt wurde, gesellte sich im Jahre 1769 noch das Tabaksmonopol, das anfangs um eine Million Thaler jährlich verpachtet, später vom Staate selbst übernommen wurde und im Rechnungsjahre 1785—86 bei einer Bruttoeinnahme von 3 Millionen Thalern etwa $1\frac{1}{4}$ Million Thaler Reingewinn abwarf, also sich bewährte. Weniger ergiebig erwies sich das Kaffeemonopol, das eigentlich darauf berechnet war, den seit der Einrichtung des ersten Kaffeehauses in Berlin im Jahre 1721 sehr gesteigerten Verbrauch einzuschränken, weil der König nicht wollte, daß um dieses Genußmittels willen so viel Geld aus dem Lande gehe, und das Getränk für entnervend hielt. Deshalb setzte er auch den Preis des Kaffees sehr hoch an, zog aber damit nur einen schwunghaften Schmuggelhandel groß. Leider behandelte der König auch die Post von rein fiskalischem Standpunkte aus, übertrug 1766 auch diesen Verwaltungszweig französischen Beamten und erhöhte das Porto. Doch fiel diese Organisation schon 1769 wieder, und die Post entwickelte sich seitdem kräftiger unter den Generalpostmeistern und Staatsministern von Derschau und Michaelis (dem einzigen bürgerlichen Minister Friedrichs des Großen). Doch gelang es ihm sowohl durch die ausgedehnten Gebietserwerbungen, wie durch die sorgfältige Pflege der Volkswirtschaft, die jährlichen Einkünfte von 7 Millionen auf 20 Millionen Thaler zu steigern. Davon verwandte er fast 13 Millionen auf das

Heer, 4 Millionen für Hof- und Zivildienst (für den Hof im engeren Sinne wenig über 200000 Thaler), 3 Millionen auf Bildung eines Schatzes. Den sogenannten „kleinen" Schatz bestimmte er für die Mobilisierung, den „großen" (1786 bereits 55 Millionen Thaler) für die Kriegführung, ein Auskunftsmittel, das bei dem noch sehr mangelhaften Staatskredit kaum durch ein andres ersetzt werden konnte.

Volkswirtschaftspolitik.

Handel.

In der Förderung der Volkswirtschaft ließ sich der König durchaus von den Grundsätzen des Merkantilsystems leiten, nur daß er nach dem segensreichen Beispiele seines Vaters auch der Landwirtschaft die aufmerksamste Pflege zuwandte. Die Hauptsache war ihm freilich immer die Pflege der „Manufakturen", des Gewerbes. Weitaussehende, überseeische Handelsunternehmungen hielt er im ganzen noch für verfrüht. Daher lehnte er auch das Anerbieten französischer Unternehmer, eine preußische Kriegsflotte zu gründen, wie der Große Kurfürst, nach mehrjährigen Verhandlungen (1747—51) endlich ab und nahm den Plan auch nach dem Siebenjährigen Kriege nicht wieder auf, obwohl sich damals der Mangel an Kriegsschiffen aufs schmerzlichste fühlbar gemacht hatte. Er begnügte sich vielmehr, zwei große privilegierte Handelsgesellschaften zu gründen, 1751 die asiatische für den Verkehr mit China, 1753 die bengalische für den Handel mit Indien. Beide hatten ihren Sitz in Emden und waren noch meist auf ausländisches Kapital angewiesen, aber nicht die Anlage, sondern die Eifersucht der alten Seemächte und der Siebenjährige Krieg brachten sie zu Falle. Zum Vorteil des Gewerbes blieb die Ausfuhr der meisten Rohstoffe verboten und die Einfuhr auswärtiger Industrieerzeugnisse durch hohe Zölle erschwert oder ganz untersagt. Darüber entwickelte sich vor 1756 ein lebhafter Zollkrieg mit dem industriellen Kursachsen. Da dies das alte Zoll- und Stapelrecht von Leipzig immer schärfer betonte, so erneuerte der König 1747 das lästige Magdeburger Stapelrecht für Ausländer und belegte 1755 die Durchfuhr durch das Magdeburgische mit schweren Zöllen. Sachsen schloß darauf sämtliche preußische Waren aus und wiederholte dies Verbot 1765. Erst die neue preußische Zollordnung von 1768 setzte diesem den Schmuggel im höchsten Grade begünstigenden Zollkriege ein Ziel, indem sie die Einfuhr einigermaßen erleichterte. Schlesien wurde bis 1747 wirtschaftlich noch als Ausland behandelt und litt, als das aufhörte, schwer unter den neuen österreichischen Zöllen von 1753—54.

Gewerbe.

Ganz unmittelbar griff der König regelnd in den Gewerbebetrieb ein. Für die blühende schlesische Leinweberei, den ersten Industriezweig von Bedeutung für den Welthandel, den Preußen gewann, gab er eingehende Vorschriften, die Einführung neuer Zweige, wie die Baumwollweberei und Kattundruckerei, unterstützte er durch Staatszuschüsse. Geradezu begründet hat er die Seidenindustrie, die als die feinste aller Webereien überall von Staats wegen eingeführt worden ist, nicht in Krefeld, wo sich ein Unternehmer dafür fand, wohl aber in Brandenburg, wo er sie gleich nach 1740 einzuführen versuchte. Er zog anfangs fremde, besonders französische und jüdische Unternehmer und Arbeiter hinzu, ließ die Rohseide zollfrei herein, sperrte später durch die Regie jede fremde Konkurrenz (auch die Krefelder) für die Mittelprovinzen ab, gab eingehende Vorschriften und suchte auch kleine Unternehmer unmittelbar zu fördern. Mitten in den Kriegsstürmen ließ er 1761 mit sächsischen Arbeitern unter Gotskowsky die Berliner Porzellanfabrik einrichten, die 1763 der Staat übernahm. Ebenso trat der Staat selbst als Unternehmer in Handelssachen auf. So entstand 1772 die Seehandlung zunächst für den Umtausch polnischen Wachses und ausländischen Seesalzes. Für den Kornhandel gewannen die großartigen königlichen Getreidemagazine,

wohin die Erträge der Domänen und die Getreidelieferungen für das Heer zusammenflossen, maßgebende Bedeutung, indem sie die Preise wohlthätig regulierten und in schlechten Jahren dem Kornwucher steuerten. Als Produzent und Händler zugleich erschien der Staat im Berg- und Hüttenwesen, das der Sachse Heinitz seit 1777 mit glänzendem Erfolge neu ordnete.

Landwirtschaft.

Der Landwirtschaft aufzuhelfen, die Landbevölkerung zu vermehren, einen kräftigen Bauernstand zu erhalten und auszubilden, den Betrieb zu verbessern blieb der König unausgesetzt bemüht. Nach dem Siebenjährigen Kriege ließ er große Massen von Saatgetreide und 35000 ausgemusterte Pferde, außerdem 7—8 Mill. Thaler an Geld verteilen. Ebenso zog er fremde Ansiedler aus allen Teilen Deutschlands heran, im ganzen etwa 300000, mit einem Kapitalaufwande von 25 Mill. Thaler (in die verwüstete Neumark allein wanderten 1763—64 über 10000 Menschen ein); er schuf ihnen Raum durch Aufteilung von Domänen in Bauernstellen, besonders aber durch großartige Urbarmachungen wüsten Landes. Schon 1747—56 ließ er den ausgedehnten Oderbruch entwässern, 1763—85 folgten der Netzebruch, 1767—85 der Warthebruch, und zahlreichere kleinere Unternehmungen derart, die zusammen 60—80 Quadratmeilen fruchtbaren Landes geradezu neu schufen und einer Bevölkerung von 1/4 Million Ackergrund gaben. Anderseits begann seit 1769 die Verteilung der Gemeindeländereien, um diese bisher nur als Weide benutzten Flächen dem Pfluge zu unterwerfen; auch die Abschaffung der hemmenden Weideservituten und der Anbau der Kartoffel wurden gefördert. Dem widerstrebten noch vielfach alte Gewohnheit und Mißtrauen des Landvolks; überhaupt aber ließen die schwere Last seiner Staatsleistungen und der Herrendienste, selbst gelegentlich Getreideausfuhrverbote den Bauer noch nicht zu rechtem Gedeihen kommen.

Verkehrsstraßen und Häfen.

Man hätte glauben sollen, daß der König bei so berechneter Pflege der Volkswirtschaft auch für die Verbesserung der Verkehrsstraßen eifrig gesorgt haben müßte. Indes that er für Landstraßen damals fast nichts, weil er von dem wunderlichen Gesichtspunkte ausging, daß er einem feindlichen Heere den Einbruch nicht erleichtern wolle. Bedeutendes geschah nur für den Ausbau des Kanalnetzes. Der Plauesche Kanal zwischen Havel und Elbe verkürzte die Fahrt von Magdeburg bis Brandenburg um 30 Meilen, der Finowkanal zwischen Spree und Oder den Wasserweg von Berlin nach Stettin um 48 Meilen. Nach der Besitznahme Westpreußens 1772 entstand binnen Jahresfrist der Netzekanal, der die Brahe mit der Netze und dadurch die Weichsel mit der Oder in Verbindung setzte. An der Ostsee wurde der neue Hafen Swinemünde angelegt (seit 1748), der die Swine an der Stelle der schwedischen Peene zur Hauptmündung der Oder machte und diesem ganzen natürlichen und künstlichen Netze von Wasserstraßen einen sicheren, von schwedischen Zöllen unabhängigen Ausweg in die Ostsee bot. Ebenso machte die Gründung der preußischen Bank 1765 den Geldverkehr allmählich unabhängiger von der holländischen Vermittelung.

Heerwesen.

Organisation.

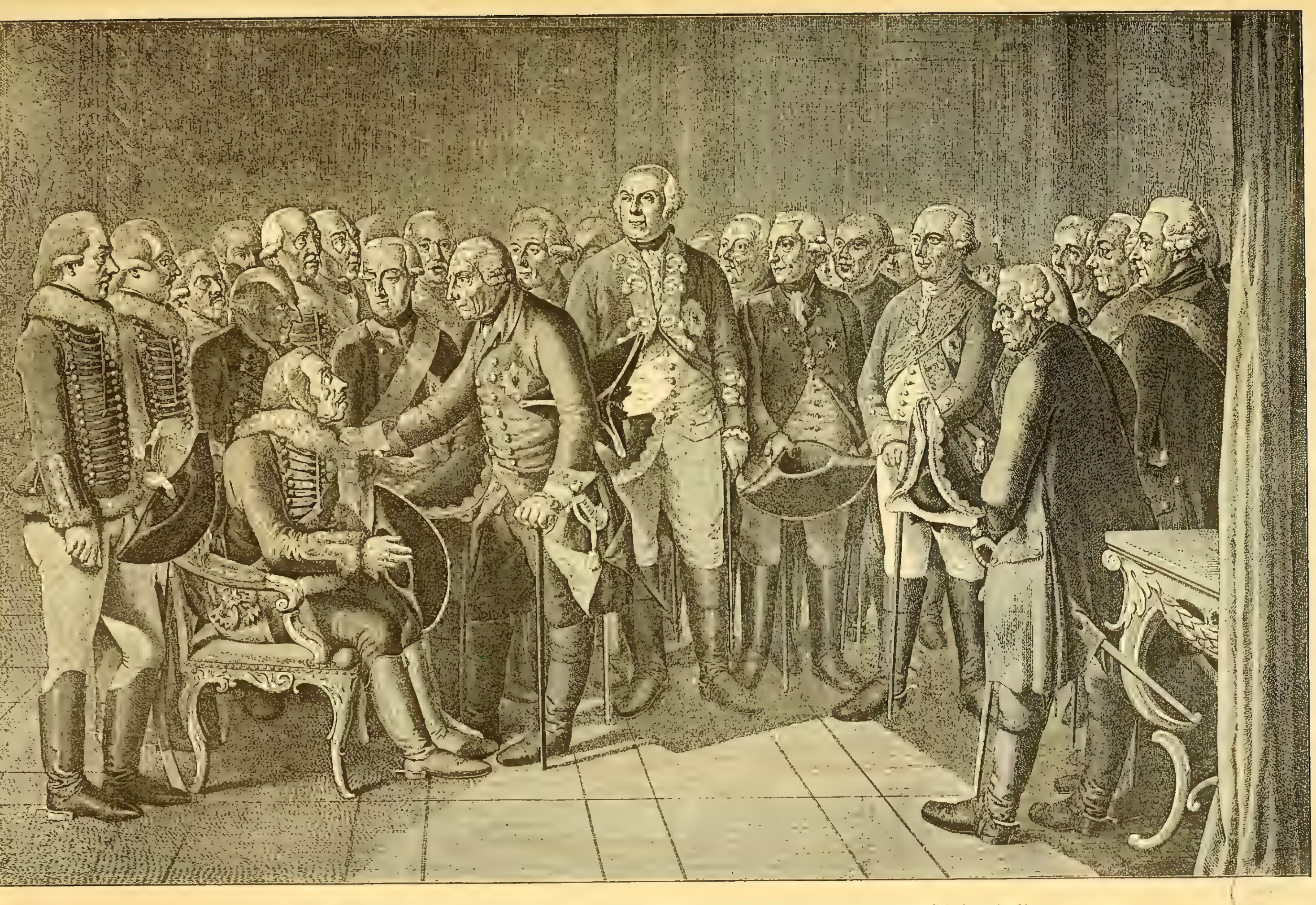
Welche Bedeutung Friedrich dem Heerwesen beimaß, ergibt sich schon aus der Stelle, die es im Staatshaushalt einnahm. Beruhte doch auf einer starken, schlagfertigen Armee in erster Linie die Sicherheit und Bedeutung des Staates. Deshalb verwandte er auf sie allmählich im Jahre durchschnittlich 12—13 Mill. Thaler, vermehrte sie bis auf fast 200000 Mann (darunter 40000 Mann Reiterei und 12000 Mann Artillerie) und war unermüdlich in der Übung und Ausbildung seiner Truppen. Die kurzen Jahre zwischen dem ersten und zweiten Schlesischen Kriege hatten hingereicht, um die Reiterei zu schaffen, welche bei Hohenfriedberg die Entscheidung gab; später hatte sie an den Siegen von Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Freiberg den wesentlichsten

Erklärung zu dem Bilde:

Zieten, sitzend vor seinem Könige.



1. Der König.
2. Der Prinz von Preußen.
3. Prinz Ferdinand von Preußen.
4. Herzog Friedrich von Braunschweig.
5. Zieten.
6. Generalleutnant von Möllendorf.
7. Generalleutnant von Wartenberg.
8. Generalleutnant von Braun.
9. Generalmajor von Prittwitz.
10. Kriegsminister von der Schulenburg.
11. Generalmajor von Holzendorff.
12. Oberst von Dolfs.
13. Major von Wolfradt.
14. Major von Lentz.
15. Major von Tempelhof.
16. Leutnant von Wedel.
17. Leutnant von Garten.
18. Leutnant von Probst.
19. Leutnant von Eichstädt.
20. Leutnant von Zieten (Sohn des Generals).



336. Zieten sitzend vor seinem Könige. Faksimile des Kupferstiches von Daniel Nikolaus Chodowiecki.

Anteil. Noch in seinen letzten Jahren bildete Friedrich nach dem Muster der nordamerikanischen Büchsenschützen (Riflemen) mehrere Jägerbataillone, die sogenannten grünen Füsiliere. Zur besseren Überwachung übertrug er 1763 einer Anzahl von Generalinspekteuren die Aufsicht über die einzelnen Waffen, von denen Seydlitz die ihm anvertrauten Reiterregimenter von seinem Quartier Ohlau aus zu einer unübertroffenen Mustertruppe machte. Die großen Herbstmanöver wurden die Hochschule der Kriegskunst und eine gefürchtete Prüfungszeit für die Befehlshaber, denn das scharfe Auge des Königs sah alles, und schonungslos strafte er gröbere Versehen durch harte Scheltworte oder gar sofortige Dienstentlassung. Mit besonderer Strenge wachte er auch über das außerdienstliche Leben seiner Offiziere; gute Kameradschaft, strenge Ehrenhaftigkeit und sicheres gesellschaftliches Auftreten forderte er von jedem. Für die bessere Bildung des Offizierkorps sorgten die Militärakademie (1765) und die Ingenieurschule (1775).

Rückgang der Tüchtigkeit.

Gleichwohl ging die innere Tüchtigkeit des Herres in den letzten Zeiten des Königs zurück, vor allem, weil er die volkswirtschaftlichen Rücksichten allzusehr vorwalten ließ. Statt den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, den Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1733 zuerst ausgesprochen hatte (s. S. 283), mehr und mehr zu verwirklichen, erweiterte er, um die Arbeitskräfte seines Volkes zu schonen, den Kreis der Befreiungen sehr erheblich, indem er nicht nur einzelne Städte, wie Potsdam, Berlin, Brandenburg, Breslau, Magdeburg, die meisten der Grafschaft Mark, sondern auch ganze Landschaften, wie Ostfriesland, Kleve, Geldern, Mörs, Lingen, die gewerbtreibenden Distrikte Schlesiens, außerdem alle besitzenden städtischen Klassen, die Hausdienerschaft der Grundherren und die Neueingewanderten vom Heeresdienste entband. „Denn", so sagte er später, „der friedliche Bürger soll es gar nicht merken, wenn sich die Nation schlägt." Da nun doch das Heer sehr vermehrt wurde, so mußte man den Bedarf durch Werbung außerhalb des Landes ergänzen, durch Leute also, die an dem Staate, dem sie dienten, keinerlei Interesse hatten. Die heimischen Ergänzungsbezirke, die Kantons, sollten mehr als eine Reserve dienen. Die Armee gewann also mindestens zur guten Hälfte das Ansehen eines Söldnerheeres. Aber auch die Einheimischen machte die lange zwanzigjährige Dienstzeit, von der sie der Ersparnis halber allerdings nur etwa den sechsten Teil, nämlich jährlich zwei Monate, bei der Fahne gehalten wurden, unkriegerisch; denn es war vorausgesehen, daß die Urlauber mit bürgerlicher Hantierung ihr Brot verdienten, und nicht zu hindern, daß sie sich, ebenso wie die Geworbenen, in großer Zahl verheirateten. Der größte Schaden war dabei die sogenannte Kompaniewirtschaft, die den Hauptleuten und Rittmeistern die Fürsorge für Besoldung und Bekleidung ihrer Leute überließ und dazu führte, daß die meisten, um von den feststehenden ihnen ausgezahlten Soldbeträgen möglichst viel für sich selbst zu ersparen, Beurlaubungen in größter Ausdehnung vornahmen und nur den notdürftigsten Mannschaftsbestand bei der Fahne hielten. Die lange Friedenszeit trug dann überhaupt dazu bei, den ernsten Zweck der Waffenübung in den Hintergrund zu drängen und die Ausbildung für die gefürchtete Parade, den Gamaschendienst, als die Hauptsache erscheinen zu lassen, zumal da die großen Generale des Siebenjährigen Krieges alle vor dem Könige starben, zum großen Teil bald dienstunfähig wurden und die an ihre Stelle Tretenden niemals ein großes Kommando geführt hatten. Auch die fast ausschließliche Ergänzung des Offizierkorps aus dem Adel — nur die Husaren, die Artillerie und die Garnisonregimenter nahmen bürgerliche Offiziere auf — wirkte nicht durchweg günstig, denn sie zog einen hochmütigen Junkersinn groß, der auf das Volk, zu dessen Verteidigung das Heer doch bestimmt war, geringschätzig herabsah. Bedenkliche Beobachtungen hat schon Friedrich später im Bayrischen Erbfolgekriege gemacht, doch durchschaute er nicht die wahren Gründe.

Rechtspflege.

Besserungen im Rechtsgange.

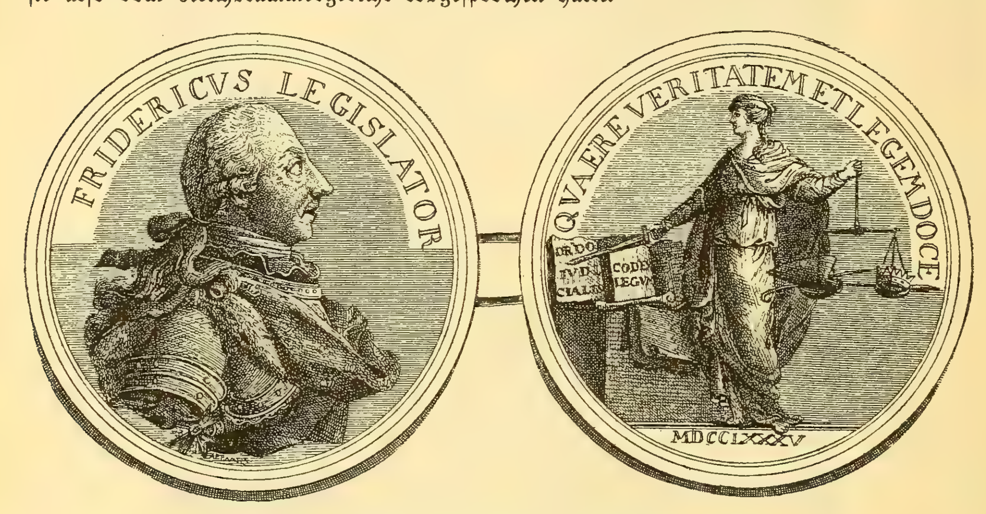
Wenn er in der Verwaltungsordnung und Heerwesen die Bahnen des Vaters nicht verließ, so tritt er dagegen in der Rechtspflege schöpferisch auf. Zwei ausgezeichnete Männer standen ihm dabei zur Seite, der durchaus naturrechtlich gebildete Samuel von Cocceji (1679—1755) und der Pfälzer Johann Heinrich Kasimir von Carmer (1721—1801). Mit ihrem Beirat wurden die Sporteln nicht mehr wie



337. Samuel von Cocceji.
Nach dem Gemälde von Anton Pesne gestochen von J. G. Wolffgang.

bisher unmittelbar zur Bezahlung der Richter verwendet, sondern diese durch bessere, fixierte Besoldung unabhängiger gestellt. Die sogenannte Kabinettsjustiz, d. i. den Brauch, nach Belieben manche Prozesse vor Ausnahmegerichte zu verweisen oder kraft der oberstrichterlichen Gewalt des Monarchen das Urteil zu ändern, wie es noch Friedrich Wilhelm I. gehalten hatte, gab Friedrich grundsätzlich auf, und nicht nur der Müller von Sanssouci konnte auf die Unparteilichkeit des Kammergerichts vertrauen. Anderseits wurde, um die Justizhoheit des Staates unbedingt zum Ausdruck zu bringen, 1746 verboten, die Entscheidung juristischer Fakultäten und Schöffenstühle einzuholen. Zugleich brachte Cocceji 1747—51 durch eine energische Revision zuerst in Pommern,

dann in der Mark und den übrigen Provinzen die zahllosen verschleppten Prozesse nach dem von ihm zunächst probeweisen neuen Verfahren zum Abschluß, so daß z. B. binnen Jahresfrist in Stettin 2101, Köslin 927, Berlin 1364 Prozesse derart erledigt wurden. Dann wurde in dem von ihm ausgearbeiteten „Codex Fridericianus Pomeranicus“ (1747) und „Marchicus“ (1748) dieser beschleunigte und vereinfachte Rechtsgang gesetzlich geregelt. Die Patrimonial- und Stadtgerichte wurden dadurch verbessert, daß als Gerichtshalter (Justitiarien, Stadtrichter) nur noch studierte Männer zugelassen wurden, die von der Regierung zu bestätigen waren. Über diesen Gerichten standen die provinziellen Appellationsgerichte (sogenannte Regierungen), die dritte und letzte Instanz bildeten zwei Oberappellationsgerichte (Obertribunale) in Königsberg (für die nicht zum Reiche gehörigen Gebiete) und in Berlin, nachdem Kaiser Franz 1746 das „Privilegium de non appellando“ auf alle brandenburgischen Reichslande ausgedehnt, sie also vom Reichskammergericht losgesprochen hatte.



338 und 339. Denkmünze auf Friedrich den Großen als Gesetzgeber.

Das Allgemeine Landrecht.

Langsamer gelang es, ein einheitliches Recht für den ganzen Staat zu schaffen. Das „Projekt des Corporis Juris Fridericiani, d. i. von Seiner königlichen Majestät in Preußen in der Vernunft und Landesverfassung gegründetes Landrecht“ (1749 und 1751), das auf Grund des Römischen Rechts gleichmäßiges Recht für den ganzen Staat schaffen sollte, ist niemals — außer in einzelnen Abschnitten — in Kraft getreten, nach Coccejis Tode (24. Oktober 1755) fast vergessen und später nicht einmal der großen Arbeit Carmers zu Grunde gelegt worden. Von Carmer rührt zunächst die Allgemeine Gerichtsordnung her, die 1781 (in einer Umarbeitung 1793) eingeführt wurde; vor allem aber bearbeitete er, unterstützt von dem Schlesier Karl Gottlieb Svarez (1746—98), das „Allgemeine Landrecht“ als Gesetzbuch für den ganzen Staat, das im Jahre 1784 veröffentlicht, obwohl erst am 1. Juli 1794 in Kraft gesetzt wurde, ein Werk nicht nur staunenswerten Fleißes, sondern auch nach Graf Mirabeaus maßgebendem Urteil in seinen Grundsätzen der Zeit um ein Jahrhundert voraus. Allerdings werden die Standesunterschiede noch festgehalten, aber als Zweck des Staates erscheint das allgemeine Wohl; nur um seinetwillen darf der Staat die Freiheit seiner Bürger beschränken, aber er hat aus demselben Grunde auch das Recht, die Privilegien aufzuheben. Damit sprach die unumschränkte Monarchie ihr letztes Wort und bereitete selber den Übergang zum Verfassungsstaate vor.

Kirche, Schule, Kunstpflege.

Der Staat u. die Kirche.

Das Verhältnis des Staats zur Kirche war schon durch Friedrichs persönliche Anschauung vollkommen bestimmt. Was in Preußen längst vorbereitet war, die gesetzliche Gleichberechtigung aller Bekenntnisse, verwirklichte er durchweg. Daher ließ er die Errichtung katholischer Gemeinden in Berlin (zu St. Hedwig), Tilsit, Krefeld u. a. m. zu, ordnete in Schlesien schon 1742 die verfallene evangelische Kirche, gestattete dort überall die Erbauung lutherischer Kirchen und hob die Leistungen der Evangelischen an die katholischen Pfarrer auf (s. S. 483). Die Hoheit des Staats über die Kirchen behauptete er durchaus. Seit 1750 übertrug er einem Oberkonsistorium die Leitung der lutherischen Kirche in den alten Provinzen, überwies die bisher kirchlichen Ehe- und Priestersachen den weltlichen Gerichten und versuchte, allerdings vergeblich, die katholische Kirche seiner Lande unter einem von ihm zu ernennenden Generalvikar zusammenzufassen. In Schlesien, wo er souveräner Herzog war, stellte er die katholische Kirche unter die Aufsicht seiner Behörden, ordnete die Kindererziehung bei gemischten Ehen, beschränkte die Vermächtnisse an katholische Stifte und zog 58 Prozent ihres reinen Einkommens als Staatssteuer ein. Obwohl Rom ihm das Ernennungsrecht für geistliche Stellen verweigerte, nötigte er doch 1747 dem widerstrebenden Breslauer Domkapitel den Grafen Schaffgotsch zum Erzbischof auf, erlebte aber freilich, daß dieser sich mit den Österreichern einließ und 1757 nach seinem Schlosse Johannisberg in Österreichisch-Schlesien übersiedelte, worauf ihm der König seine schlesischen Einkünfte sperrte und die weltlichen Geschäfte des Bistums unter Staatsverwaltung stellte. Nach dem Siebenjährigen Kriege forderte er von allen katholischen Geistlichen Schlesiens einen besonderen Treueid. Aber im Jahre 1773 war er der schlesischen Katholiken bereits so sicher, daß er der Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. in Preußen keine Folge gab.

Schulgesetzgebung.

Für das Schulwesen hatte Friedrich ein großes persönliches Interesse, doch kam es bei der Fülle andrer drängender Aufgaben und den im ganzen knappen Mitteln zu einer durchgreifenden Regelung ebensowenig wie damals anderwärts in Deutschland. Die Schulverwaltung blieb im wesentlichen den Kirchen und den politischen Gemeinden überlassen, wobei über die lutherischen das Oberkonsistorium in Berlin die Oberaufsicht führte. Nur die Schulgesetzgebung nahm der Staat für sich in Anspruch, und später erklärte das Allgemeine Landrecht Schulen und Universitäten grundsätzlich für eine „Veranstaltung des Staats". Für die lutherischen Volksschulen erschien 1763 das grundlegende „Generalschulreglement", für die katholischen 1765, für die reformierten in Kleve-Mark 1782. Neue Volksschulen wurden auf unmittelbarer Veranlassung des Staats besonders in dem vernachlässigten Schlesien errichtet, wo bis 1769 an Landschulen 238 evangelische und 240 katholische entstanden. Für Pommern und Brandenburg wies der König nicht unbeträchtliche Geldsummen an, um die kärgliche Besoldung der Volksschullehrer etwas zu verbessern; für die Ausbildung der Lehrer entstand 1753 das evangelische Schullehrerseminar in Berlin, 1765 das katholische Hauptseminar in Schlesien. Doch hemmten Armut oder Widersetzlichkeit der Gemeinden, der Rittergutsbesitzer und nicht selten sogar der Geistlichen oft genug die Absichten der Regierung. Für das höhere Schulwesen geschah mehr, erst als der treffliche Ch. Abraham von Zedlitz 1771 als Justizminister auch die Oberleitung des lutherischen Schulwesens übernommen hatte. Männer, wie Meierotto, Niemeyer, Gedicke u. a., die er berief, wirkten vor allem auf Verbesserung der Methode. Für das höhere katholische Schulwesen Schlesiens vereinigte der König 1777 die Jesuiten als Weltgeistliche zu



340. Das Neue Palais zu Potsdam. Nach einer Originalphotographie.

einem „Schulinstitut", ohne daß dadurch an der Beschaffenheit ihrer Schulen Wesentliches geändert worden wäre. — Von den sehr bescheiden ausgestatteten preußischen Universitäten war zweifellos Halle die angesehenste; Frankfurt a. O. und Breslau hatten nur landschaftliche Bedeutung. Die Akademie der Wissenschaften aber, die der König wiederherstellte, war mehr eine französische als eine deutsche Anstalt. Gleichwohl wirkte der freie Luftzug, der durch den ganzen Staat wehte, fördernd auf das geistige Leben, wie denn auch die Tagespresse eine große Freiheit genoß; eben deshalb wurde Berlin eine Zeitlang der Hauptsitz der deutschen Aufklärungslitteratur, so wenig der König sich um die jungen Dichter bekümmerte, die ihn unermüdlich in schwungvollen Oden als König und als Held priesen.

Friedrich und die Kunst.

Unmittelbarer wirkte der König für die Kunst. In Berlin entstanden das Opernhaus, das Invalidenhaus und der Dom, bei Potsdam sein Lieblingssitz, das anmutige Sanssouci inmitten seiner Gärten, das Werk Knobelsdorffs, nach dem Siebenjährigen Kriege noch in barocker Pracht das Neue Palais (s. unten). Auf Oper und Ballett wurden große Summen verwandt, und noch in späteren Jahren bewährte sich der König als trefflicher Flötenspieler, feiner Musikkenner und talentvoller Tonsetzer. Später hörte das auf, selten kam er noch zur Oper nach der Hauptstadt, und wenn er dann so im Parterre hinter dem Orchester saß, allein, ohne auf seine Umgebung im geringsten zu achten, die großen, blauen Augen geradaus gerichtet, dann schien für die Zuschauer alles andre zu versinken und sie sahen nur noch den König.

Die kleineren Staaten Deutschlands unter der aufgeklärten Selbstherrschaft.

Der Anregung, welche von Preußen ausging, folgten vielfach auch die Herrscher der kleineren deutschen Staaten, zumeist die der evangelischen; aber auch die katholischen verschlossen sich ihr nicht ganz, und selbst in einzelne geistliche Fürstentümer drang die „Aufklärung" ein. Doch werden die wohlthätigen Bestrebungen, die sie veranlaßt, oft gekreuzt von launischer Willkür, und manche deutsche Fürsten des Zeitalters erinnern weniger an Friedrich den Großen als an Ludwig XV.

Kursachsen und Thüringen.

Kurfürst Friedrich Christian.

Unter den Gebieten, die dem Vorbilde des großen Königs eine verständige und wohlwollende Regierung verdankten, steht Kursachsen obenan. Zunächst freilich schien mit der Rückkehr Augusts und Brühls aus Warschau das alte üppig-verschwenderische Hofleben von neuem beginnen zu müssen, während Dresden noch halb in Trümmern lag und das arme Volk unter den Nachwehen des Krieges seufzte. Da raffte am 5. Oktober 1763 ein plötzlicher Tod den Kurfürsten dahin, mitten unter den Vorbereitungen zu einer glänzenden Oper, und führte seinen ältesten Sohn, den Kurprinzen Friedrich Christian (geb. 1722), auf den Thron. Der sorgfältig, auch durch längeren Aufenthalt in Italien gebildete Fürst war ein Mann von offenem Blick, gewissenhaft in der Erfüllung seiner Pflichten, liebenswürdig und herablassend im Umgange und seit 1747 vermählt mit Maria Antonia Walpurgis von Bayern, einer begabten, energischen und rührigen Dame, mit der er in glücklicher Ehe lebte. In schwerer Kriegszeit hatte das kurprinzliche Paar treu zu seinem Volke gestanden, unter den mißlichsten Verhältnissen in Dresden ausgehalten und trotz großer Bedrängnis

die Ordnung in der Finanzverwaltung notdürftig behauptet. Dann war es des Kurprinzen Verdienst, die Friedensunterhandlungen von Hubertusburg eingeleitet und ein besseres Verhältnis zu Preußen angebahnt zu haben. So begrüßte den neuen Regenten verdientes Vertrauen, und was er in den wenigen Monaten seiner Regierung that, rechtfertigte dies vollkommen. Brühl erhielt wenige Tage nach dem Regierungsantritt



341. Friedrich Christian, Kurfürst von Sachsen.
Nach einem Kupferstiche von Zucchi.

die erbetene Entlassung, allerdings in einer schonenden Weise, die er nicht verdiente; als er noch im Oktober starb, verfügte der Kurfürst die Untersuchung seiner gesamten Verwaltung, und als diese kolossale Unterschlagungen von Staatsgeldern im Gesamtbetrage von mehr als 10 Millionen Thalern ergab, die vorläufige Beschlagnahme seines Vermögens. Doch erwirkten unter der folgenden Regierung Brühls Erben die Einstellung des Verfahrens. Weiter gab der Kurfürst dem Geheimen Consilium, das Brühl beiseite geschoben hatte, seine alte Stellung zurück und setzte rechtschaffene

Männer, wie Karl Georg Friedrich von Flemming und Johann Georg Friedrich von Einsiedel, an die Spitze der Verwaltung. Dem Nepotismus, den der allmächtige Minister ungescheut geübt hatte, entzog er den Boden durch die Aufhebung aller Anwartschaften auf Ämter; lediglich persönliche Tüchtigkeit sollte bei Anstellungen entscheiden. Ein wohlüberlegter Tilgungsplan, von Fritsch und Einsiedel entworfen und von den Ständen angenommen, regelte die auf fast 29½ Mill. Thaler berechnete Landesschuld in der Weise, daß die Stände unter Herabsetzung der Zinsen jährlich eine bestimmte Summe zur Zahlung derselben und zur Tilgung des Kapitals hergaben und durch einen eignen Ausschuß dies Geschäft selbst in die Hand nahmen, übrigens mit so gutem finanziellen Erfolg, daß der Kurs der Staatspapiere (Steuerscheine) sich allmählich auf ihren Nennwert erhob (bis 1789), und bis 1806 etwa 19 Mill. Thaler abgezahlt waren. Nicht wenig trug dazu auch die sparsame Hofhaltung des Kurfürsten bei: das Opernpersonal, die zahllosen Jagdbediensteten wurden entlassen und auf schmale Pensionen gesetzt. Zugleich aber that der Kurfürst den ersten Schritt, um die Kunstschätze Dresdens für weitere Kreise nutzbar zu machen: er erweiterte die seit 1697 bestehende Malerakademie zu einer allgemeinen Akademie der bildenden Künste und gewährte ihr ein festes Einkommen.

Prinz Xaver.

Der jähe Tod Friedrich Christians, der bereits am 17. Dezember 1763 den Pocken erlag, brachte die begonnenen Reformen nicht ins Stocken, sondern legte sie nur in andre Hände. Für den unmündigen Nachfolger Friedrich August III. (I.) übernahm sein Oheim, Prinz Xaver, die Regentschaft. Unter ihm wurde der Geschäftskreis der Kommerzdeputation erweitert, die ökonomische Sozietät in Leipzig gegründet, für die Veredelung der Schafzucht durch Einführung der spanischen Merinos gesorgt. Der Bergbau erhielt eine Stätte wissenschaftlicher Durchbildung in der Bergakademie zu Freiberg (1765), die sich bald zu europäischem Rufe erhob. Das Heer wurde im ganzen nach preußischem Muster umgestaltet, doch ausschließlich durch Werbung im Inlande ergänzt und auf 21000 Mann Infanterie und 6200 Reiter gebracht, die Garden und Spezialtruppen ungerechnet. Für die Ausbildung der Offiziere wurde die neue Artillerieschule von Bedeutung. Weiter entsprach es den Fortschritten der Kriegskunst, wenn alle Festungen des Landes außer Dresden und dem Königstein aufgegeben wurden. Die besondere Sorgfalt indessen, die der Prinz diesem Zweige widmete, führte auch zu einer starken Mehrbelastung, so daß sich die Stände dagegen entschieden verwahrten. Dadurch verletzt, legte Xaver noch vor dem Termine die Regentschaft nieder (15. September 1768) und zog sich ins Privatleben zurück (gest. 1806).

Friedrich August III.

Noch vor dem vollendeten achtzehnten Lebensjahre also übernahm Friedrich August III. (I.) (geb. 23. Oktober 1750) die Regierung. Gewissenhaft bis zur Pedanterie, streng rechtlich, haushälterisch, dabei eifersüchtig auf seine fürstliche Würde, so daß er weder seiner Mutter noch seinem Jugendgenossen, dem Grafen Camillo Marcolini, Einfluß auf die Geschäfte gestattete und sich mit steifster Etikette umgab, leitete er Sachsen in den eingeschlagenen Bahnen weiter und führte, begünstigt durch eine lange Friedensperiode, eine Zeit ruhigen Gedeihens über das vielgeplagte Land herauf, das durch einzelne schlimme Jahre, wie das Hungerjahr 1772, nur vorübergehend beeinträchtigt wurde. In die Finanzverwaltung kam durch die Stiftung der Generalhauptkasse (1773) und des Geheimen Finanzkollegs (1782), das sich von der „Landesregierung" abzweigte, größere Einheit; vor allem aber zeigten sich Fortschritte auf dem Gebiete der Rechtspflege. Im Jahre 1770 verschwand auch in Sachsen die Folter, die Anwendung der Todesstrafe wurde beschränkt, bessere Vollziehung der Freiheitsstrafen gesichert durch die Errichtung der Zucht- und Arbeits-

häuser in Torgau (1772) und Zwickau (1778), die Grenze zwischen weltlicher und geistlicher Gerichtsbarkeit schärfer gezogen (1782). Daß dagegen an die altüberlieferte schroffe Scheidung der Stände mit ihren mannigfachen Nachteilen so wenig wie anderswo gerührt wurde, versteht sich bei dem konservativen Sinne des Kurfürsten und dem großen Einfluß des Adels von selbst. Ebensowenig dachte er daran, die verschiedenen Landschaften in einen wirklichen Einheitsstaat zu verschmelzen oder die Rechte der Ständeversammlungen zu beeinträchtigen.



342. Friedrich August III., Kurfürst von Sachsen.

Nach dem Gemälde von Anton Graff gestochen von J. F. Berner.

Sachsen-Gotha.

Im Ernestinischen Thüringen standen die alte und die neue Zeit in zwei der kleinen Fürstenhöfe einander ganz nahe gegenüber. An dem Hofe des schwachen, unbedeutenden Herzogs Friedrich III. von Sachsen-Gotha-Altenburg (1732 bis 1772, geb. 1699) und seiner geistvollen Gemahlin Luise Dorothee von Sachsen-Meiningen herrschte mehr das Fürstentum nach altem Zuschnitt, das trotz mancher Handlung landesväterlicher Fürsorge doch im ganzen das Interesse des Hofes über das Wohl des Landes stellte. Friedrich hielt eine unverhältnismäßig große Truppenzahl (schließlich 6000 Mann Infanterie und 1500 Reiter mit starker Artillerie), gab

sie zwar meist dem Kaiser oder auch Preußen in Sold, verwandte sie aber auch einmal selbständig im sogenannten Wasunger Kriege (Februar 1747) gegen den stolzen Anton Ulrich von Meiningen (gest. 1763), als er vom Reichskammergericht das Kommissariat erhalten hatte, die Rechte der Frau Landjägermeisterin von Gleichen gegen die vom Herzog ihr wider den Hofbrauch vorangestellte Frau von Pfaffenrath zu schützen, ein tragikomischer Zwischenfall, der auf die deutsche Kleinstaaterei ein besonders grelles Licht warf. Im Siebenjährigen Kriege stand Gotha treu zu Preußen und hatte schwer zu leiden. Da der Herzog und seine Gemahlin eine ganz französische Bildung erhalten hatten, so wurde ihr kleiner Hof auf Schloß Friedenstein in Gotha ein bevorzugter Mittelpunkt dieser Richtung. Mit Frankreich, namentlich mit Voltaire, stand die Herzogin in beständiger lebhafter Verbindung. Bis lange nach ihrem Tode blieb die Vergötterung alles Französischen in Gotha wirksam und brachte diesen Hof in einen eigentümlichen Gegensatz zu dem benachbarten und naheverwandten von Weimar.

Sachsen-Weimar unter Karl August.

Diese Beziehungen wurden dadurch noch enger, daß Herzog Friedrich nach dem Tode des Herzogs Ernst August von Weimar 1748 die Vormundschaft über dessen nachgelassenen Sohn Ernst August Konstantin (1748—58) übernahm. Nach dessen frühem Tode gewannen in Sachsen-Weimar unter dem Herzog Karl August (1758—1828), dem Sohne Herzog Konstantins und der jugendlichen Anna Amalie von Braunschweig, die für ihren beim Tode ihres Gemahls erst neun Monate alten Sohn (geb. 3. September 1757) mitten in den Wirren des Siebenjährigen Krieges die Regentschaft übernahm und sie 16 Jahre lang mit Umsicht und Thatkraft führte, die Anschauungen des aufgeklärten Fürstentums unter sehr merkwürdigen Umständen die Herrschaft. Der reich begabte, lebhafte, thatenfrohe, höchst empfängliche, aber auch sehr eigenwillige und stolze Geist ihres Sohnes machte die Erziehung, die seit 1771 kein geringerer als Wieland leitete, zu einer sehr schwierigen Aufgabe, und das Beste dazu that schließlich der junge Herzog selber, als er kurz nach seinem selbständigen Regierungsantritt 1775 den schon als Dichter gefeierten J. W. Goethe, den anerkannten Führer der jungen litterarischen Richtung, des „Sturmes und Dranges" als seinen vertrauten Rat zu sich berief und damit ein einzigartiges Freundschaftsverhältnis begründete. Nicht bloß brach der junge weimarische Hof mit der steifen Etikette zu gunsten eines naturgemäßen Lebens mit dem Volke in frischer Arbeit und freier Natur, sondern eifrig und umsichtig wurde das Wohl des Ländchens auf allen Gebieten gefördert. Für die Neugestaltung des Kirchen- und Schulwesens wurde 1776 J. G. Herder aus Bückeburg nach Weimar berufen, ein Seminar entstand in Weimar, die Universität Jena fand verständnisvolle Pflege und stieg zu großer Bedeutung empor; eine neue Prozeßordnung erschien schon 1775, für die Wiederbelebung des Bergbaues in Ilmenau und für die bessere Regelung der Forstwirtschaft trat Goethe ganz persönlich ein, Fabrikunternehmungen wurden nach Möglichkeit unterstützt, und überall sah und prüfte der Herzog selbst. Doch sein größtes Verdienst, das ihn zu einer Persönlichkeit von nationaler Bedeutung machte, war die Hochherzigkeit, mit der er das kleine Landstädtchen Weimar zur geistigen Hauptstadt Deutschlands erhob, zu einem Brennpunkte der neuen deutschen Bildung, wie er seitdem niemals wieder in dieser Weise bestanden hat. Es war, als ob dies ruhmvolle Geschlecht der Ernestiner die Rolle wieder aufnehmen wollte, die es im 16. Jahrhundert gespielt hatte, indem es Luthers Reformation beschützte. Dabei war Karl August ein weitblickender deutscher Patriot; er stand mit Friedrich dem Großen in persönlichem Verkehr und arbeitete später unermüdlich an einer Reform der deutschen Reichsverfassung auf bündischer Grundlage (s. unten).

Die welfischen Lande und Mecklenburg.

Karl von Braunschweig.

Nur teilweise erfuhren die übrigen kleineren Staaten Norddeutschlands die praktischen Folgen dieses Zeitalters der Aufklärung. Für die welfischen Lande gilt dies nur von **Braunschweig**. Der zweite Regent aus der Linie Bevern, Karl, der im Jahre 1735 auf Ferdinand Albrecht folgte (s. S. 289) und bis 1780 regierte, während seine jüngeren Brüder sich im preußischen Heeresdienste auszeichneten, war erst 22 Jahre alt, als er unerwartet zur Regierung berufen wurde. Trotz der schlechten Finanzlage, die sich aus der üblichen Trennung der fürstlichen und ständischen Kassen und dem Mangel eines geordneten Haushaltplanes, sowie aus der verschwenderischen Wirtschaft seiner nächsten Vorgänger ergab, arbeitete der Herzog rüstig und ehrlich an der Wohlfahrt seines Landes. Ein neues Kataster für die Grundsteuer wurde entworfen, die vernachlässigte Forstwirtschaft geregelt, eine Menge gewerblicher Anlagen, darunter die Fürstenberger Porzellanfabrik, gegründet, durch Armenordnungen und Einschränkung der bäuerlichen Fronden nach Möglichkeit der Not im Volke gesteuert. Für seinen Hofhalt und ein glänzend ausgestattetes Theater verbrauchte der Herzog große Summen, aber er machte dadurch auch Braunschweig, wo er seit 1753 dauernd residierte, zu einem Mittelpunkte regen geistigen Lebens, dem seit 1768 auch G. E. **Lessing** als Bibliothekar in Wolfenbüttel angehörte. In Braunschweig errichtete er auch das berühmte Collegium Carolinum, ein akademisches Gymnasium realistischen Charakters, für das er u. a. den jungen Klopstock zu gewinnen dachte. Im Siebenjährigen Kriege hielt er treu zu Preußen und stellte 10—12000 Mann ins Feld; da ihm aber England nicht die sicher erwartete Entschädigung leistete und das Land auch sonst durch den Krieg schwer gelitten hatte, so wuchs die Schuldenlast ins Unerträgliche, und der Herzog sah sich 1768 genötigt, die Stände zu berufen. Aber diese, ganz und gar in ihren engherzigen Interessen befangen, griffen die ganze Landesverwaltung des Herzogs aufs heftigste an und thaten doch nicht das Notwendige.

Herzog Karl Wilhelm.

Erst der Erbprinz **Karl Wilhelm Ferdinand** (geb. 1735), der sich im Siebenjährigen Kriege glänzend hervorgethan hatte und eine sehr vielseitige Bildung besaß, brachte später einige Ordnung in die Finanzen, freilich wesentlich dadurch, daß er gegen Subsidienverträge braunschweigische Truppen den Engländern und Holländern zur Verfügung stellte. In dem ihm eignen sparsamen und landesväterlichen Sinne führte er dann nach dem Tode des Vaters die Regierung (1780—1806). Mit Hannover schloß er 1788 einen Vertrag über die bisher gemeinsam verwalteten harzischen Güter und stellte 1794 die ganze Finanzwirtschaft auf eine neue feste Grundlage, indem er die Veräußerung von Kammergütern und deren Belastung mit Schulden an die Zustimmung der Stände knüpfte.

Hannover.

In **Hannover** dagegen, dessen Kurfürsten die Krone von Großbritannien trugen, blieb schon deshalb so ziemlich alles beim alten, denn die Abwesenheit des Landesherrn überlieferte das Land vollständig der Herrschaft des Adels (s. oben S. 291). **Georg II.** (1727—60) kam noch oft nach Hannover, das er mehr liebte als England, und ließ seinen ältesten Sohn Friedrich seit 1725 in Herrenhausen residieren, wo er auch 1751 starb. Aber der Sohn desselben, der Nachfolger des Großvaters, **Georg III.** (1760—1820), in England geboren (4. Juli 1738) und erzogen, fühlte sich ganz als Engländer, verstand nicht einmal Deutsch und besuchte niemals Hannover. Die dortige Verwaltung überließ er der Leitung eines hannöverschen Ministers, der an der Spitze der „englischen Kanzlei“ seinen Sitz in London hatte und die ihm von dem Ministerium in Hannover übersandten Sachen dem König zur Entscheidung

vorlegte. An eine Änderung des bestehenden Zustandes zu denken, lag den Regierenden um so ferner, als er ihren Standesinteressen vollkommen entsprach. Nur in den Unterthänigkeitsverhältnissen des Landvolks wurde hier und da etwas gebessert, z. B. im Jahre 1775 auf den landesfürstlichen Kammergütern der Naturaldienst durch ein Dienstgeld abgelöst. Wenn so die Verbindung mit England dazu beitrug, die Adelsherrschaft zu fördern, so begünstigte sie auch die selbstzufriedene Abgeschlossenheit des Völkchens gegenüber seinen deutschen Nachbarn, namentlich Preußen, zu dem die welfische Politik ohnehin in einem gewissen Gegensatze stand. Mit besonderem Stolze trug die kleine tüchtige Armee den roten Rock des englischen Heeres, und hannöversche Regimenter fochten in englischem Solde in Gibraltar und in Ostindien.

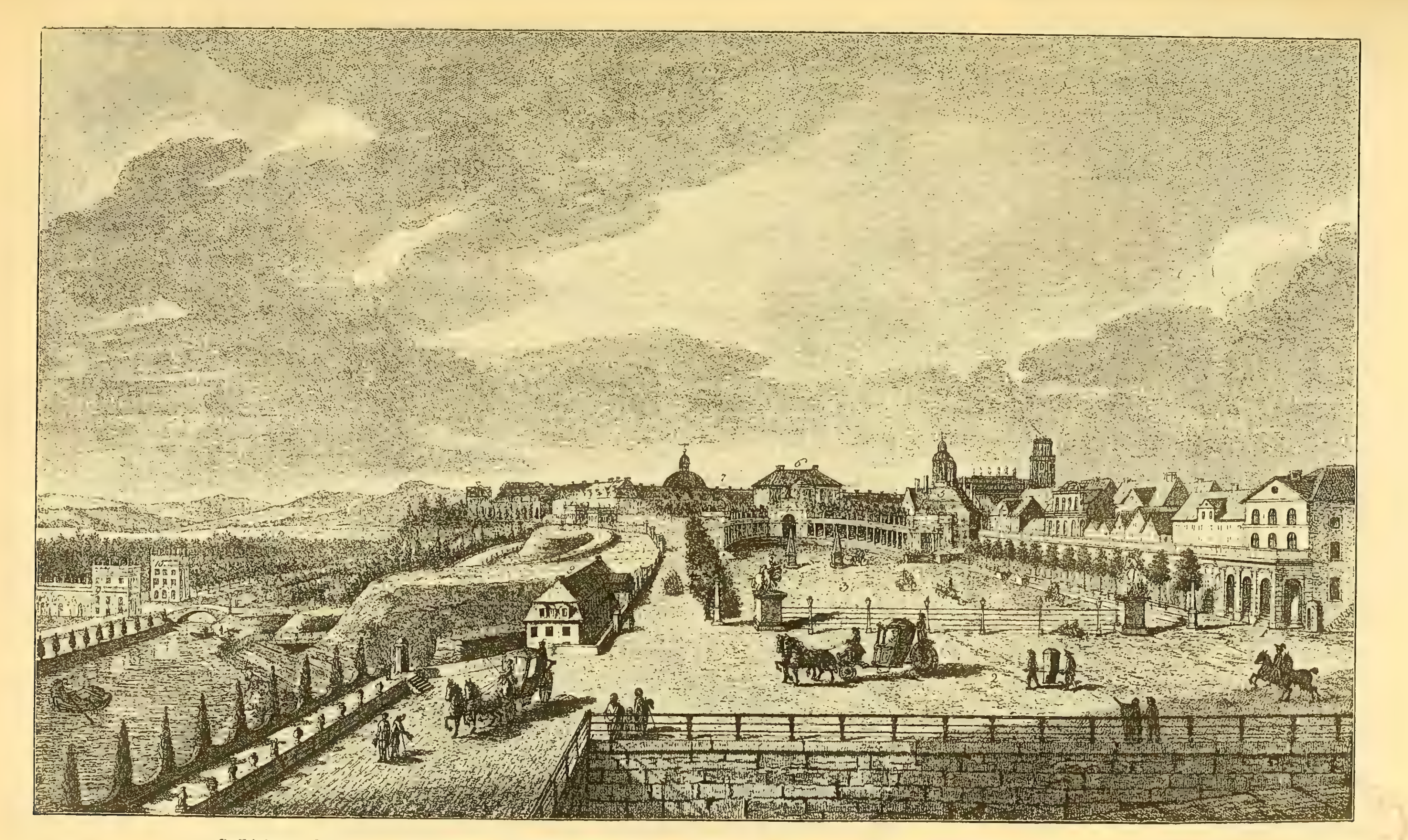


343. Schloß Ludwigslust in Mecklenburg.

Nach einer Originalphotographie.

Mecklenburg.

Noch unbeweglicher waren die Verhältnisse in dem benachbarten und stammverwandten Mecklenburg nach dem „landesgrundgesetzlichen Erbvergleich“ von 1755 (s. oben S. 293). Unter Herzog Friedrich (1756—85) geriet das Land in die Wirren des Siebenjährigen Krieges hinein, der ihm furchtbare Verluste zufügte (s. S. 483). Allein an Geldeswert wurden die Verluste auf 15 Mill. Thaler (allerdings leichter Münze) berechnet, und ganze Landstriche waren durch die preußischen Zwangsrekrutierungen halb entvölkert. Erst nach dem Frieden gelang es dem wohlwollenden und haushälterischen Fürsten, wenigstens da, wo er nicht von den Ständen abhängig war, im einzelnen manchen Fortschritt anzubahnen. So ließ er die Domänen neu vermessen, sorgte für Hebung der Tuchfabrikation, stiftete ein Lehrerseminar und schaffte nach Friedrichs II. Vorgange die Folter ab (1769). Auch gelang es ihm, die während der heillosen Wirren unter Karl Leopold an Hannover verpfändeten Ämter wiedereinzulösen. Mit dem halbunabhängigen stolzen Rostock verwickelte er sich aber in einen



344. Kassel im 18. Jahrhundert. Ansicht vom fürstlichen Schlosse gegen Westen. Nach dem Gemälde von J. H. Tischbein gest. von G. W. Weise.
1 Die Arkaden. 2 Paradeplatz. 3 Rennbahn. 4 Kolonnade. 5 Kadettenhaus. 6 Katholische Kapelle. 7 Ober-Neustadt. 8 Modellhaus. 9 Orangerie. 10 Bad. 11 Augarten.

heftigen Streit, weil die Stadt den auf sie entfallenden Anteil an der Kriegskontribution nicht zahlen wollte, und verlegte daher 1760 die Universität nach Bützow.

Nachdem er am 24. April 1785 in Schloß Ludwigslust, das er mit der Stadt gegründet und nach seinem Vater benannt hatte, gestorben war, ohne einen Sohn zu hinterlassen, folgte ihm sein Neffe Friedrich Franz I. (1785—1837), ein jovialer Herr von offenem, derbem Wesen, in Tugenden und Untugenden ein ganzer Mecklenburger und daher bald allgemein populär. Er beendete den Streit mit Rostock durch den Erbvergleich von 1788, in dem die Stadt die fürstliche Landeshoheit unbedingt anerkannte und dagegen die Universität zurückerhielt, und gewann die an Preußen 1731 verpfändeten Ämter zurück, mußte aber auch dem Stolze seines Adels ein neues Zugeständnis machen, indem er 1789 den „alten" Adel, der seit mindestens hundert Jahren im Lande saß, als eine bevorrechtete Kaste anerkannte und ihm allein die Teilnahme an den Pfründen der Landesklöster überließ.

West- und Süddeutschland.

Hessen-Kassel.

Da Landgraf Friedrich I. (1730—51) den schwedischen Thron erlangt hatte, so hatte sein jüngerer Bruder Wilhelm VIII. die Geschäfte daheim schon während dessen Regierung geleitet, bis er selbst die Regierung übernahm (1751—60; s. oben S. 304). Unter seiner Verwaltung fiel die Grafschaft Hanau nach einem Erbvertrage von 1643 an Kassel, ein kleinerer Teil derselben an Darmstadt. Eine bedeutendere, eigenartigere Persönlichkeit war dann Friedrich II. (1760—85), thätig, prachtliebend, begeistert für Wissenschaft und Kunst. Er begründete den schönen Augarten, das Museum und andre Prachtbauten um den „Friedrichsplatz" in Kassel, dessen Wälle seit 1767 fielen, vollendete das prachtvolle Wilhelmshöhe, dessen erste Anlage auf Landgraf Karl zurückgeht (s. S. 304), und stiftete die Kunstakademie und mehrere gelehrte Gesellschaften, wie er denn auch an der Oper und einer ausgezeichneten Musikkapelle viele Freude fand. Sein im ganzen wohlwollender und freier Sinn machte den schon vor seiner Thronbesteigung heimlich vollzogenen Übertritt zum Katholizismus (1749) für das Land unbedenklich, um so mehr, als er wesentlich aus äußerlichen Gründen erfolgt war und Friedrich im Beginn des Siebenjährigen Krieges preußische Dienste nahm, als Landgraf aber, wie der Vater, sich durchaus der preußischen Politik anschloß. Die „Assekurationsakte", in der er im Jahre 1754 unter Bürgschaft der evangelischen Mächte die Aufrechterhaltung der evangelischen Landeskirche versprach, hat er durchaus beobachtet. Nicht ganz mit Unrecht setzten daher die Landstände dem „Vater des Vaterlandes" auf dem Friedrichsplatze in Kassel inmitten seiner Schöpfungen ein Standbild. Die herbsten Vorwürfe zog ihm dagegen der berüchtigte Vertrag vom Januar 1776 zu, in dem er an England 12000 Mann hessischer Truppen zur Bekämpfung des nordamerikanischen Aufstandes überließ. Aus diesem „Blutgelde" wurde der hessische Staatsschatz gebildet, der später die Schicksale des Landes noch in merkwürdiger Weise beeinflussen sollte.

Hessen-Darmstadt.

In dem althergebrachten Gegensatze zu Kassel stand Darmstadt im Siebenjährigen Kriege unter Ludwig VIII. (gest. 1768) auf Österreichs Seite. Dessen Nachfolger, Ludwig IX. (1768—90), geb. 1719, hatte in französischen Diensten (an der Spitze des deutschen Regiments Royal Allemand) den Österreichischen Erbfolgekrieg, im preußischen Heere den zweiten Schlesischen Krieg mitgemacht und dadurch eine solche Vorliebe für das Kriegswesen eingesogen, daß er einen ganz unverhältnismäßig großen Teil seiner schmalen Landeseinkünfte auf sein schönes Grenadierregiment in Pirmasens verwandte und sich überhaupt mit wenig andern Dingen beschäftigte. Was für die

Verwaltung geschah, war wesentlich das Verdienst des trefflichen Karl von Moser. Seine Gemahlin aber, die geistvolle Henriette Karoline von Pfalz-Zweibrücken, die „große Landgräfin", machte Darmstadt zu einer bevorzugten Pflegestätte deutschen Geisteslebens.



345. Friedrich II., Landgraf von Hessen.

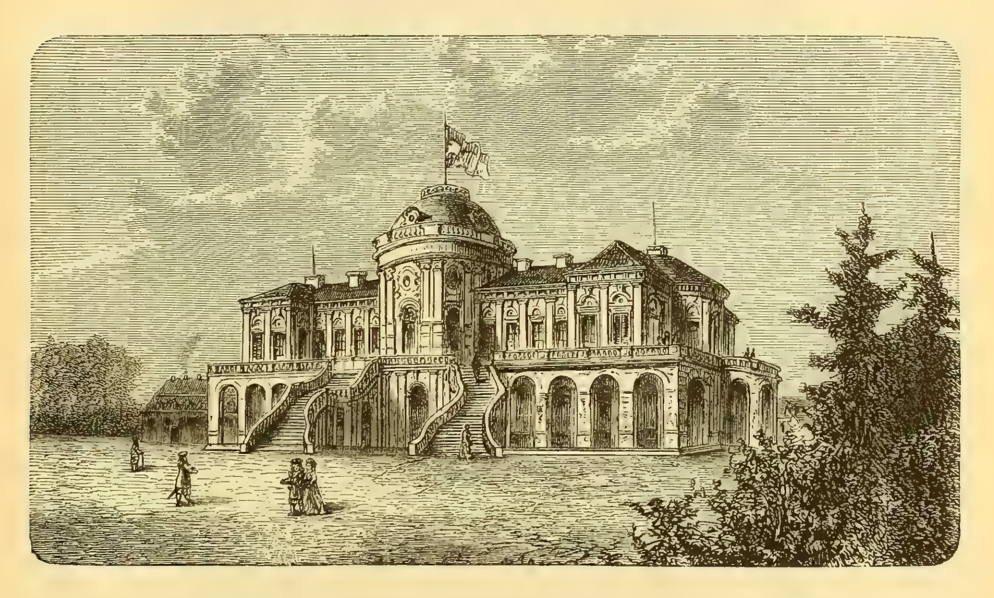
Nach dem Gemälde von J. H. Tischbein gestochen von W. C. Mayr.

In Süddeutschland standen Württemberg, Baden und die Pfalz als die einzigen größeren evangelischen Territorien inmitten eines bunten Gewirres kleiner zerfetzter Gebiete.

Württemberg unter Karl Eugen.

Das hartgeprüfte Württemberg erlebte unter der vormundschaftlichen Regierung für den neunjährigen Karl Eugen (1737—93) eine Periode rechtschaffenen und verständigen Regiments, besonders durch das Verdienst Georg Bernhard Bilfingers und Friedrich August von Hardenbergs, und da auf deren Veranlassung hin Karl Eugen einige Jahre in Berlin zubrachte (1741—44), dann sich mit Friedrichs II. Nichte, Elisabeth Sophie von Bayreuth, verlobte, so hoffte man allgemein, daß der Herzog seinem großen Vorbilde entsprechen werde. Bereits im Januar 1744 auf Friedrichs Empfehlung für volljährig erklärt, schien er dies Vertrauen zu rechtfertigen, denn er überließ noch

längere Zeit die Regierung an Bilfinger (gest. 1750), Hardenberg u. a. Aber allmählich brach der leidenschaftliche, herrschsüchtige Sinn des jungen Fürsten durch. Im Jahre 1755 entließ er Hardenberg in der rücksichtslosesten Weise, ließ sich von seiner Gemahlin scheiden und führte fortan, unterstützt von gefügigen Werkzeugen wie Reger und Montmartin ein ganz persönliches, willkürliches, launenhaftes Regiment. Ein Heer von kostbar uniformierten Hofleuten, darunter zahlreiche fremde Abenteurer, umgab ihn; für das Opernpersonal verwandte er zuweilen 150000 Gulden jährlich, die besten Sänger, Tänzer und Dekorationsmaler von Italien und Frankreich standen zeitweilig in seinen Diensten. Achthundert prächtige Rosse füllten seinen Marstall, und bei den Jagden wurden oft Tausende von Bauern mitten in der Saat- und Erntezeit aufgeboten, um als Treiber zu dienen oder künstliche Seen für die beliebten Wasserjagden zu graben, während grausame Strafgesetze den Wildfrevel bedrohten. Doch



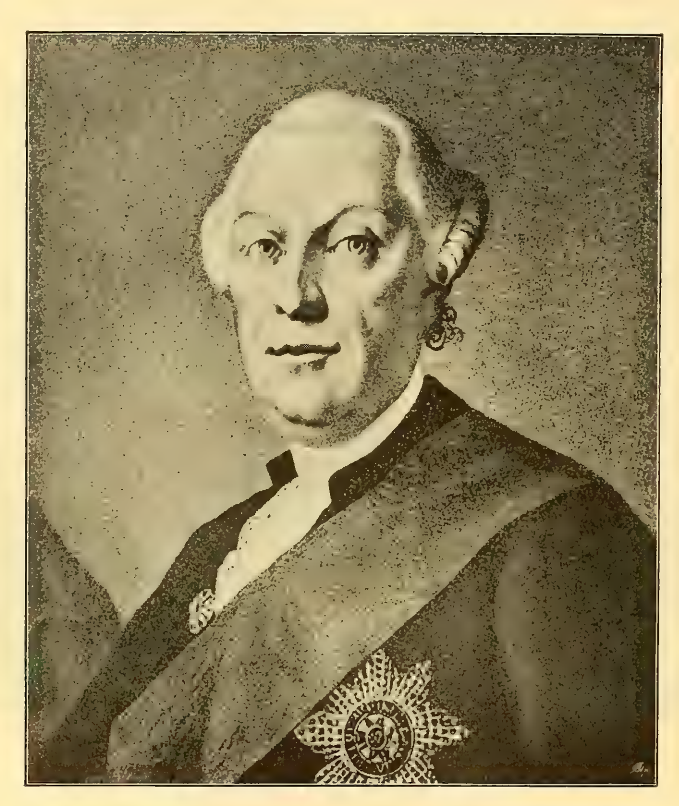
346. Schloß Solitude bei Stuttgart.

schlimmer war noch, daß die Sinnlichkeit des Herzogs kein Bürgerhaus verschonte. Daneben entstanden allerdings prachtvolle Bauten, wie das großartige Schloß in Stuttgart und die Solitude; auch eine Akademie der Künste wurde gestiftet. Ein solches Regiment zerrüttete die Finanzen vollkommen, denn das kleine Land von etwa 200 Quadratmeilen und 670000 Einwohnern lieferte alljährlich nur etwa drei Millionen Gulden regelmäßiger Einkünfte. Da mußten denn Ämterverkauf, Monopole, Lottospiel, Zwangsanleihen auch beim Kirchengut und bei den Beamten das Fehlende beschaffen. Das Beamtentum wurde dadurch natürlich bis in den Grund hinein verderbt, die Verfassung hundertmal verletzt, jeder Schutz der Persönlichkeit und des Eigentums verschwand. Den ständischen Ausschuß, der Verwahrung einlegte, jagte der Herzog weg (1758), den wackeren Landschaftskonsulenten Johann Jakob Moser schickte er als Staatsgefangenen auf den Hohentwiel (1759).

Der Erbvergleich.

Und doch brach sich schließlich sein Despotismus an den Ständen. Als er im Jahre 1763, nachdem seine Truppen im Siebenjährigen Kriege widerwillig und ohne Ruhm gegen Preußen hatten fechten müssen, eine bedeutende Mehrforderung für das

Heer erhob, klagte der ständische Ausschuß beim Reichshofrat. Gedrängt von den evangelischen Mächten als Bürgen der „Reversalien“ (s. oben S. 312), gestattete der Kaiser die Annahme der Klage und bestellte eine „Vergleichsdeputation“. Diese brachte, nachdem Montmartin schon im Jahre 1766 seiner meisten Ämter enthoben worden war, einen „Erbvergleich“ zwischen dem Herzog und seinen Ständen zu wege (März 1770). Er bestätigte feierlich die alte Landesverfassung und verpflichtete den Herzog, die Finanzen nur im Einvernehmen mit der Landesvertretung zu regeln.



347. Karl Eugen, Herzog von Württemberg.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

Seitdem trat allmählich, zumal das höhere Alter sich geltend machte und die Geliebte Karl Eugens (seit 1785 seine Gemahlin), Franziska von Hohenheim, wohlthätigen Einfluß auf seinen leidenschaftlichen Sinn ausübte, ein Umschwung bei ihm ein, und an seinem fünfzigsten Geburtstage gab er seinem Lande öffentlich das Versprechen, fortan gut zu regieren (11. Februar 1778). Wenn er auch zuweilen noch in seine verschwenderischen Neigungen zurückfiel, im ganzen zeigte er sich in den letzten zwanzig Jahren seiner Regierung als einen fürsorglichen Herrn, dessen persönliche Liebenswürdigkeit alle ihm näher Kommenden unwillkürlich fesselte. Zahlreiche Straßen wurden ausgebaut, eine Porzellanfabrik in Ludwigsburg errichtet, der Prozeßgang vereinfacht. Eine großartige Bibliothek entstand in Ludwigsburg, die Hofbühne öffnete sich auch der deutschen Dichtung, und die Universität Tübingen fand sorgfältige Pflege, trat aber dann hinter der eifrig geförderten Lieblingsschöpfung des Herzogs, der

„Karlsschule“ in Schatten, denn diese, 1770 zunächst als militärisches Waisenhaus auf der Solitude ins Leben gerufen, 1775 als Militärakademie nach Stuttgart verlegt, wurde 1781 in eine Hochschule verwandelt.

Baden unter Karl Friedrich.

Württembergs westlicher Nachbar, Baden, das Erbe der Zähringer, erwuchs erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einiger Bedeutung. Als mit den beiden Söhnen Ludwig Wilhelms die katholische Linie Baden-Baden ausstarb (1771), wurde ihr Land nach einem Vertrage von 1765 unter Wahrung seiner kirchlichen Sonderstellung mit dem evangelischen Baden-Durlach zu einem Gebiet von 64 Quadratmeilen vereinigt. Der nunmehrige Alleinbesitzer Karl Friedrich (1746—1811), der Enkel Karl Wilhelms, des Gründers von Karlsruhe, der Sohn des Erbprinzen Friedrich und der Anna Charlotte Amalie von Oranien, war ein Fürst von sorgfältiger Bildung,



348. Die Karlsakademie zu Stuttgart.
Nach einem Kupferstiche von v. Conz.

die er namentlich einem längeren Aufenthalte in der Schweiz und in Holland verdankte, und vermählt mit der gleichstrebenden Karoline Luise von Darmstadt (seit 1751). In seinem ganzen Wesen ein energischer und einsichtiger Vertreter aufgeklärter Selbstherrschaft, sorgte er für bessere Polizei, milderte die Strafgesetze, beseitigte im Jahre 1767 die Folter, gab den Gemeinden eine selbständigere Verwaltung. Seine Kammergüter waren Musterwirtschaften, die Gewerbe suchte er durch eigne Unternehmungen zu fördern, und im Jahre 1783 hob er die Leibeigenschaft auf, der erste deutsche Fürst, der das wagte. Hand in Hand damit ging die eifrigste Pflege der geistigen Bildung, ebenso des höheren wie des elementaren Unterrichts. Ein Schullehrerseminar entstand 1768, zahlreiche neue Schulhäuser (im ganzen 61) wurden erbaut, in der „Kirchenratsinstruktion“ die Freiheit der Forschung ebensowohl gesichert, wie das allzustarke Hervortreten persönlicher Meinungen auf der Kanzel verhütet. Und so sehr der Markgraf die französische Bildung zu schätzen wußte, wie er denn mit Voltaire,

Quesnay u. a. verkehrte, so gern gewährte er doch auch den Vertretern der aufstrebenden deutschen Litteratur kürzeren oder längeren Aufenthalt an seinem Hofe. Als guter Deutscher wollte er auch niemals von der Hoffnung lassen, daß ein „Fürstenbund" das zerfallende Reich neu gestalten könne.



349. Karl Friedrich, Markgraf von Baden.
Nach dem Gemälde von Seele gestochen von E. Morace.

Karl Theodor in der Kurpfalz.

Nach einer langen Leidensgeschichte und nach endlosem Streite um das niederrheinische Erbe hatte der Nachfolger des letzten Neuburgers, Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach (1742—99), schließlich allgemeine Anerkennung gefunden, da Friedrich der Große seinen Ansprüchen auf Jülich-Berg im Dezember 1741 endgültig entsagt hatte (s. S. 306). Ein echter Pfälzer, in Heidelberg katholisch erzogen, leichtlebig, leutselig und prunkliebend, begünstigte auch er nach Anweisung seiner jesuitischen Ratgeber den Katholizismus, vermied aber wenigstens die offene Bedrückung der Evangelischen und hielt einen ebenso glänzenden und leichtfertigen Hof wie sein Vorgänger, oft einmal in Schwetzingen, dessen Park er ansehnlich vergrößerte. Indes ist das Wort, das später umlief:

„Unter Karl Theodor
War die Pfalz in Flor"

nicht ungegründet, denn Karl Theodor wollte wirklich das Beste seines Volkes und war in seinem Berufe äußerst pünktlich, fleißig und sehr selbständig, was ihm neben seiner einnehmenden Persönlichkeit in der Pfalz zu allgemeiner Beliebtheit verhalf. Freilich beruhte seine ganze Finanzwirtschaft auf dem höchst bedenklichen Systeme des Ämter-



350. Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz.
Nach dem Gemälde von P. Batoni gestochen von F. John.

verkaufs, und seine Volkswirtschaftspolitik richtete sich wesentlich darauf, Frankenthal durch alle möglichen Vorrechte zu einer großen Fabrikstadt zu machen. Aber daneben ging eine in ihrer Art großartige Pflege des geistigen Lebens. Es entstanden eine Kunstakademie (1757), eine Akademie der Wissenschaften (1763), eine physikalisch-ökonomische Gesellschaft (1770), eine „deutsche Gesellschaft“ für die Pflege der nationalen Sprache und Litteratur (1775), eine Sternwarte und zahlreiche Sammlungen; die Mannheimer Hofbühne aber, die ursprünglich nur die französische Komödie und die italienische Oper pflegte, setzte 1777 an die Stelle der ersteren das deutsche Schauspiel, und obwohl es damals nicht gelang, für ihre Leitung G. E. Lessing heranzuziehen, so gewann doch die Mannheimer Bühne für die Entwickelung des deutschen Dramas eine Zeitlang maßgebende Bedeutung. In der auswärtigen Politik suchte Karl Theodor

nicht nur mit Frankreich, sondern auch mit Preußen gutes ein Einvernehmen zu behaupten, solange die Interessen beider Mächte nicht miteinander zusammenstießen.

Bayern unter Max Joseph.

Frühzeitig eröffnete sich für das pfälzische Haus die glänzende Aussicht, mit seinem rheinischen Besitz die bayrische Erbschaft zu verbinden. Nach dem kläglichen Scheitern der schlecht vorbereiteten Großmachtspolitik Karl Alberts schlug sein Sohn Max Joseph (1745—77) wieder bescheidenere Bahnen ein. Er fand eine Steuer- und Schuldenlast von 40 Mill. Gulden, einen schweren wirtschaftlichen Notstand und sittliche Verwilderung im Volke vor. Indem er daher auf jede selbständige Teilnahme an der großen Politik verzichtete und sich damit begnügte, nach dem Rate seines Vaters die Beziehungen zu Frankreich besonders zu pflegen, richtete er seine Hauptaufmerksamkeit auf innere Reformen. Eine gründliche Umgestaltung freilich fand ein unüberwindliches Hindernis in den wohlerworbenen Rechten der Stände, die einer gerechteren Verteilung der Steuerlast sogar durch eine Klage beim Reichshofrat zuvorkamen, und an dem hergebrachten schleppenden Geschäftsgange wurde wenig geändert. Immerhin entstand ein Kommerzkollegium, um die merkantilistische Umgestaltung Bayerns zu leiten, die neue Maut- und Zolländerung von 1765 sollte das einheimische Gewerbe schützen, und mit dem schon 1760 eingeführten Lotto die Einkünfte steigern. Das Bedeutendste gelang auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Rechtspflege. Früher als in Preußen unternahm der treffliche Freiherr H. A. von Kreitmayr (1705—90), seit 1749 Vizekanzler und Konferenzminister, 1758 geheimer Kanzler, in Bayern eine Zusammenfassung des geltenden Rechts. Schon 1751 erschienen das Strafrecht und der Strafprozeß, 1753 die Gerichtsordnung, 1756 das kurbayrische Landrecht. Alle diese Gesetzbücher trugen freilich ein hochkonservatives Gepräge und entsprachen den Idealen der Aufklärung nur wenig. Die meisten der barbarischen Strafen und Todesarten der „Carolina" (s. Bd. VI, S. 65), die auf nicht weniger als 33 Verbrechen (darunter auch die Hexerei) angewandt werden können, waren beibehalten, ebenso blieben die Erbunfähigkeit von „Ketzern" und „Abtrünnigen" und die Leibeigenschaft bestehen. Aber unzweifelhaft entsprach dies alles dem Zustande der Bildung und Gesittung in Bayern, und nur langsam, von innen heraus, konnte sich hier eine Änderung vollziehen. Daher begann Max Joseph zunächst mit einer Reform der Volkserziehung. Nachdem er schon 1758 eine Akademie der Wissenschaften begründet hatte, berief er den in Salzburg gebildeten (s. S. 347) gelehrten Benediktiner Heinrich Braun zu einer gründlichen Umgestaltung des Schulwesens. Die Schule wurde unter Staatsaufsicht gestellt, 1771 die allgemeine Schulpflicht eingeführt, später das eingezogene Vermögen des Jesuitenordens für Kirchen- und Schulzwecke verwendet. Auch die Zensur wurde 1760 den kirchlichen Behörden aus der Hand genommen, und die staatliche Aufsicht über die Kirche ebenso festgehalten wie in Österreich. Aber noch war Max Joseph über Anläufe nicht herausgekommen, als er am 30. Dezember 1777 viel betrauert verschied als der letzte der bayrischen Wittelsbacher.

Bayern unter Karl Theodor.

Sein Erbe war Karl Theodor, der nun Altbayern mit den ganz anders gearteten rheinischen Gebieten vereinigen sollte. Nur höchst ungern und widerwillig siedelte er nach dem ihm gänzlich fremden München über; schmerzlich bewegt und trauernd ließen ihn seine Pfälzer ziehen, mißtrauisch und abgeneigt empfingen ihn die Bayern. Kein Wunder, daß er dort sich selbst und ihnen stets als ein Fremder erschien und zweimal den Versuch machte, sich Bayerns ganz zu entledigen (s. unten). Seine nächste Umgebung bildeten Pfälzer, die altbayrischen Beamten, wie der verdiente Kreitmayr, hielten sich zurück, der nach wie vor prächtige Hof stand den Münchenern fremd und kalt gegenüber. Ohne Interesse an dem Lande überließ Karl Theodor es dem verrotteten Beamtentume, das seine Stellungen lediglich als nutzbare Rechte

auffaßte und sie oft geradezu vererbte, unter Umständen sogar an Frauen und Kinder. Die Finanzen gerieten in solche Verwirrung, daß der jährliche Fehlbetrag 1779 auf 5 Mill. Gulden gestiegen war; das Heer zählte angeblich 25000 Mann, thatsächlich nur die Hälfte. Nur die Schulreform ging eine Zeitlang noch vorwärts. Die schon vorbereitete „Verordnung über die bürgerliche Erziehung in Stadt- und Landschulen", die gesetzliche Grundlage für das bayrische Volksschulwesen, wurde 1778 in Kraft gesetzt. Aber schon 1781 ging das ganze höhere Schulwesen wieder in die Hände der Klostergeistlichkeit über, und am Hofe des alternden Kurfürsten griff mehr und mehr eine bigotte Richtung um sich. Auch das Volk sank bald wieder in sein behäbiges Stillleben zurück, und die Herrschaft der Geistlichkeit, die durchweg aus dem Volke hervorging und mit ihm lebte, stand fester als je. Gab es doch im ganzen Lande 170 Klöster, in München allein siebzehn bei einer Bevölkerung von 40000 Einwohnern. Die Errichtung einer päpstlichen Nuntiatur in München 1785, gegen die sich die deutschen Bischöfe als einen Eingriff in ihre Rechte vergebens sträubten (s. unten), befestigte diese Herrschaft noch mehr. Begreiflich daher, daß Bayern für das radikale Illuminatentum den günstigsten Nährboden darbot.

Die geistlichen Fürstentümer.

Köln und Münster.

Unter den geistlichen Gebieten, deren ganze Natur der Aufnahme neuer, doch keineswegs auf dem Boden des Katholizismus erwachsener Ideen widerstrebte, und die deshalb vielfach in kläglicher Verwahrlosung dahin lebten, öffneten sich, durch das ganz persönliche Verdienst der regierenden Fürsten, vornehmlich die rheinischen und fränkischen der „Aufklärung". In Köln, wo Clemens August von Bayern mit königlichem Glanze regiert hatte (1724—61), geschah dies zuerst durch Max Friedrich von Königsegg (1761—84), vor allen aber durch Maximilian Franz, den Bruder Josephs II. (1784—97), der aus Österreich „josephinische" Ideen mitbrachte. Daher geriet er vor allem in den schärfsten Gegensatz zur Universität Köln, der Bildungsstätte aller Beamten und Priester des Erzstifts. Ihr hatte schon sein Vorgänger 1777 eine Akademie in der kurfürstlichen Residenz Bonn entgegengestellt; diese erweiterte Maximilian Franz 1786 zu einer Universität, die aufs eifrigste die Ideen der Aufklärung vertrat; endlich schloß er 1789 sogar alle Besucher der Universität Köln von allen Ämtern im Erzstift aus. Derselbe Geist durchdrang allmählich den Adel, die höhere Geistlichkeit und die Bürgerschaft von Köln, er gab dem Erzbischof eine Stütze im Kampfe der deutschen Bischöfe gegen Rom (s. unten), bereitete aber auch den Untergang der geistlichen Herrschaft aufs wirksamste vor. Das Beispiel wirkte zugleich nach Münster hinüber, dessen Bischof der Kurfürst von Köln zugleich war.

Trier.

In Trier spielte eine ähnliche Rolle, obwohl in maßvollerer Weise ein kursächsischer Prinz, Clemens Wenceslaus (1768—1802), zugleich Bischof von Freising, Regensburg und Augsburg, ein Sohn Friedrich Augusts II., der aus seiner protestantischen Heimat eine bessere Bildung, einen weiteren Blick und ein ehrliches Reformbestreben mitbrachte, obwohl er fester Entschlossenheit entbehrte. Wohlmeinend, aber freilich auch in der zeitüblichen Weise bevormundend sorgte er besonders für wirtschaftliche Hebung seines Landes, ließ Landstraßen erbauen und Schiffahrtshindernisse im Rheine beseitigen, gestattete sogar die Niederlassung von Protestanten in Koblenz und Trier, errichtete 1785 eine treffliche Polizei, that manches für die Armenpflege, verbesserte vor allem das Volksschulwesen durch die Einführung der Felbigerschen Methode 1776, Begründung eines Seminars (Normalschule) in Koblenz 1784, Erbauung zahlreicher Schulhäuser und Verbesserung der Lehrergehalte. Zu dem 1782

errichteten „Schulfonds“ mußten die reichen Abteien jährlich 12000 Thaler geben. Aber auch für bessere Vorbildung der Geistlichen wurde durch ein Seminarium clericorum in Trier 1773 gesorgt. Daneben erbaute sich der Erzbischof ein prächtiges Residenzschloß in Koblenz, ohne eine Ahnung zu haben, daß er der letzte in der langen Reihe der Kurfürsten von Trier sein sollte.

Mainz und Worms.

Vollständig drang die Aufklärung in Mainz durch. Hier war der Begründer dieser Regierungsweise der Kurfürst-Erzbischof Emmerich Joseph, Freiherr von Breidbach zu Bürresheim (1763—74), zugleich Bischof von Worms (1768—74). Ein stattlicher, lebensfroher, wohlwollender Herr, schmückte er nicht nur seine Hauptstadt mit bedeutenden Bauwerken, sondern er ordnete auch die zerrütteten Finanzen aufs neue, öffnete neue Einnahmequellen durch die Accise, sicherte die Handhabung der Ordnung durch eine berittene Schutzmannschaft und erwies auch eifrige wirtschaftliche Fürsorge, wenngleich sie wie damals gewöhnlich oft zu sehr ins kleinliche und peinliche ging. Noch größere Anerkennung verdient es, wenn er, der geistliche Fürst, das rasche Anwachsen der geistlichen Güter gesetzlich zu hemmen suchte, manche Feiertage beseitigte, an der Universität Mainz an Stelle der Jesuiten protestantische Professoren anstellte, eine Lehrerakademie gründete, die Volksschule besonders pflegte und die Güter des aufgehobenen Jesuitenordens zu Unterrichtszwecken verwandte.

Dergleichen Maßregeln erweckten natürlich lebhaften Widerspruch in den geistlichen Kreisen, und deshalb trat unter dem schwachen Nachfolger, Friedrich Karl Joseph von Erthal (1774—1802), der wiederum auch in Worms gewählt wurde und der letzte Kurfürst von Mainz sein sollte, zunächst eine Reaktion in dieser Beziehung ein: der höhere Unterricht wurde den geistlichen Orden zurückgegeben, die Volksschule der alten Verwahrlosung überliefert, die Lehrerakademie aufgehoben. Indes seit 1776 machte sich eine entschiedene Wendung im Sinne Emmerich Josephs bemerklich. Die weltlichen Einrichtungen wurden in dessen Weise weiterentwickelt, das Seminar wiederhergestellt, vor allem die Universität neugestaltet und besser ausgerüstet, indem ihr der Kurfürst die Einkünfte mehrerer Klöster und eine Anzahl geistlicher Pfründen überwies. Mit großen Festlichkeiten brachte er im November 1784 diese Neugründung zum Abschluß. Freilich riefen diese Reformen eine tiefe Zerklüftung hervor. Während viele höhere Geistliche, namentlich Domherren, und viele Edelleute eifrige „Aufklärer“ waren und dies auch in einem leichtsinnigen und üppigen Leben offenbarten, verharrte die Masse des Stiftsadels in der alten hochmütigen Abgeschlossenheit, und die unteren Schichten waren zwar genußsüchtig, aber politisch urteilslos und eifrig kirchlich. Die Regierung selbst genoß nirgends wirkliche Achtung.

Erfurt.

Ganz und gar als Vertreter der Aufklärung erscheint dann in dieser Zeit der kurmainzische Statthalter des überwiegend protestantischen Erfurt, Karl von Dalberg (1772—1802), der ja auch zu dem Hofe von Weimar und seinem Dichterkreise die engsten Beziehungen unterhielt. Besonders eifrig bemühte er sich um die Hebung der geistigen Bildung. Die schon 1754 begründete Akademie der nützlichen Wissenschaften nahm unter ihm einen neuen Aufschwung; die ehrwürdige Universität, die Emmerich Joseph schon 1768 reorganisiert hatte, wurde namentlich durch Begünstigung des staatswissenschaftlichen und medizinischen Studiums und Vermehrung ihrer Bibliothek gefördert und feierte 1792 ihr 400jähriges Jubiläum.

Bamberg und Würzburg.

Dieselbe Richtung brachte dann in ganz besonders entschiedener und glänzender Weise der Bruder des Kurfürsten von Mainz, Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg (1779—95), hier zur Geltung. In der Reform der Universität Würzburg, deren 200jähriges Jubiläum er im Jahre 1782 glänzend beging, unterstützte ihn besonders Dalberg als Dompropst und Rektor; sogar

ein Lehrstuhl für Kantische Philosophie wurde damals errichtet. Nicht minder sorgte der Bischof für die Hebung der verwahrlosten Volksschule und suchte auch auf die Masse des Bauernstandes durch volkstümliche Lehrschriften zu wirken. In der Rechtspflege that er einen Schritt, den Dalberg in Mainz vergeblich empfahl, er beseitigte die Folter, und auch in der besseren Regelung des Gefängniswesens und der Armenpolizei zeigte er seinen humanen, aufgeklärten Sinn.

Je mehr freilich diese Ideen der Aufklärung in den geistlichen Fürstentümern eindrangen, desto unhaltbarer wurden diese mittelalterlichen Staatengebilde. Und in zwei entscheidenden Punkten konnten sie beim besten Willen der Herrschenden den größeren weltlichen Staaten nicht nachkommen. Die Zersplitterung ihres Gebiets verwehrte ihnen die wirtschaftliche Selbständigkeit, die das Ziel aller merkantilistischen Bestrebungen bildete, und ihr geistlicher Charakter verbot ihnen jede ansehnliche militärische Machtentfaltung. So standen sie innerlich und äußerlich völlig haltlos dem Sturme gegenüber, der noch vor Ende des 18. Jahrhunderts gegen sie heranzog.

Dasselbe gilt in noch gesteigertem Maße von den kleinen Gebieten der Reichsgrafen, Reichsritter und Reichsstädte (s. oben S. 313). Bei aller persönlichen Tüchtigkeit vieler einzelner konnten sie doch die staatlichen Aufgaben immer weniger erfüllen, je höher sich diese steigerten, und verloren somit immer mehr das Recht auf selbständiges staatliches Dasein.

Österreich unter Maria Theresia.

Maria Theresia und ihre Minister.

Je mehr die „Aufklärung" in den weitläufigen, ehrwürdigen Staatsbau der Habsburger eindrang, desto mehr mußte sich Österreich innerlich zusammenschließen, nach außen abschließen, und zwar auch gegen Deutschland, denn sein werdendes Staatsbewußtsein kehrte seine Spitze vor allem gegen Preußen. In der That war die größte Feindin Friedrichs II. seine größte Schülerin, Maria Theresia, weitaus die bedeutendste Herrschergestalt, die in der Neuzeit das vielsprachige Donaureich regiert hat. Ebenso selbstthätig und arbeitsam wie der große König, las sie vom frühen Morgen an alle am Abend eingegangenen Schriftstücke selbst; leichtere Sachen entschied sie sofort durch eine kurze Randbemerkung, schwerere behielt sie der „Konferenz" vor. Hier wie bei den regelmäßigen Vorträgen der Minister zeigte sie sich stets vollkommen unterrichtet, vertrat ihre Meinung nachdrücklich und mit besonnener Begründung, war niemals zu überreden, sondern nur zu überzeugen. Die letzte Entscheidung behielt sie stets einsamer Selbstberatung in der Stille ihres Kabinetts vor. Dabei zeigte sie in den schwierigsten Lagen eine solche Ruhe und Zuversicht, daß sie auch die Zaghaften zu sich emporhob. Das alles entsprach der hohen Idee von ihrer auf göttliche Vollmacht zurückgehenden fürstlichen Gewalt. So waren ihre Minister, wie bei Friedrich dem Großen, nur ausführende Diener ihres Willens. In ihrer Wahl bewies sie einen fast untrüglichen Takt, und wer ihr Vertrauen genoß, verlor es nie. Außer Kaunitz, der auch auf die inneren Angelegenheiten großen Einfluß übte, standen ihr am nächsten der Schlesier Friedrich Wilhelm Graf von Haugwitz, seit 1747 oberster Kanzler der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei (gest. 1765), und Graf Rudolf Chotek, ein Herr aus altböhmischem Adelsgeschlecht (1707—61). Obwohl im Jahre 1741 als Statthalter von Böhmen Anhänger Karl Alberts und deshalb 1743 seines Postens enthoben, erwarb sich Chotek doch das Vertrauen der Kaiserin sehr bald wieder, wurde 1744 geheimer Rat, später als Vorsitzender der Ministerialbankdeputation (1749) und der Hofkammer (1759) Chef und Reformator des gesamten Finanzwesens, dann der Nachfolger von Haugwitz. Der nach seinem Tode an seine Stelle tretende Schlesier Karl Friedrich Graf von Hatzfeld wirkte noch unter Joseph II.

Die Oberbehörden.

Das Verdienst des Grafen Haugwitz ist es vor allem, wie Maria Theresia seiner Witwe schrieb, „den Staat aus der Konfusion in die Ordnung gebracht“, die Verwaltung reformiert zu haben im Sinne größerer Einheitlichkeit und stärkerer Entwickelung eines landesherrlichen Beamtentums gegenüber der alten ständischen Verwaltung (S. 320 ff.). Doch beschränkte sich diese Thätigkeit im wesentlichen auf die Westhälfte der Monarchie, denn in Ungarn waren der Kaiserin durch den Ausgleich von 1741 die Hände gebunden (s. S. 408). Nur die Oberbehörden, die ungarisch-siebenbürgische und die illyrisch-banater Hofkanzlei, befanden sich in Wien; im übrigen wurden diese Länder selbständig regiert und hatten als Amtssprache das Lateinische.



351 und 352. Siegel der Kaiserin Maria Theresia.

In Österreich war entscheidend die Vereinigung der bisher getrennten, wenn auch bereits in Wien seßhaften böhmischen und österreichischen Hofkanzlei und die gleichzeitig damit vollzogene Scheidung der Justiz und Verwaltung, indem der nunmehrigen böhmisch-österreichischen Hofkanzlei die letztere, einem selbständigen Direktorium die erstere überwiesen wurde (1749). Nach dem Siebenjährigen Kriege zweigte man von der Hofkanzlei noch das gesamte Finanzwesen ab und übertrug es der Hofkammer (1762—63). Somit war zum erstenmal für die westliche Hälfte der Monarchie die Einheit der Verwaltung hergestellt, die Verwandlung dieser Ländergruppen in einen wirklichen Staat angebahnt. Eine Weiterbildung erfuhr diese Einheit noch durch Fürst Kaunitz, der die k. k. Haus-, Hof- und Staatskanzlei (für das Auswärtige) von der Hofkanzlei trennte, mit ihr die obersten Verwaltungsbehörden der Niederlande und der Lombardei vereinigte und 1760 im Staatsrat eine streng-absolutistische Oberbehörde für die westliche Reichshälfte schuf.

Landesfürstliche Behörden.

Jene Trennung aber zwischen der Verwaltung im engeren Sinne und der Justiz wurde dann auch für die einzelnen Kronlande durchgeführt. Den bisherigen wesentlich ständischen, doch später auch durch landesherrliche Wahl besetzten bisherigen „Regierungen“ blieb nur die Justiz, die Verwaltung übernahmen die landesfürstlichen Finanzkammern („Repräsentationen“). Erlitten schon dadurch die Befugnisse der Stände eine erhebliche Einschränkung, so griff die Neugestaltung der ständischen Kreisämter (1747—56) sie dort an, wo sie am festesten gegründet schien, in den unteren Staffeln ihres Beamtentums und in dem Verhältnis zu den Gutsunterthanen, dem dienstbaren Landvolke.

Zwei Schreiben der Kaiserin Maria Theresia an den Staatskanzler Fürsten Kaunitz.

Ähnliche Schriftstücke, wie die nebenstehend im Faksimile wiedergegebenen Briefe an den Fürsten Kaunitz, richtete die Kaiserin ohne Datum und Unterschrift an die betreffenden Räte der Krone. Der Namenszug ist einem andern Aktenstücke entnommen.

Transskription:

Die hungerischen stände haben mir ein regal unanimiter mit großem applauso von 700000 fl. acordirt. es wars allezeit gebräuchlich aber nicht so vill und nicht mit solchem aplauso, weillen selbes heut oder morgen komen dürfte, so möchts eine lateinische anrede, wo so wohl meine erkantlichkeit vor die willfährigkeit als auch Versichern das alles was sie in diser diäte noch bis dato sich bezeugt gegen mir sie auch mich gewis erkantlich und versichernd das einer gutte gebrauch in denen jetzigen zeiten machen werden. Dises könte besser und gnädiger gesetzt werden.

---

ich brauche ein compliment vor dem Telleki, welcher ein accatolisch (akatholisch, d. i. protestantisch) und a la tete von der deputation zu wien warr welcher abgeschlagen. er ist ein grosser orator bedauert wegen des Totfall, wünscht glick zur cron sohn. bedankt sich das ihm allein komen wollen lassen mitschuldigend das er abgeschlagen. er sagt er will nichts von der religion lassen. ich glaube es nicht. also brauche eine antwort gnädig aber doch serios auch kurtz

Maria Theresia.

Die hungarische ständs haben nur ein
regal unanimiter mit grösten applausu
von 100000 f acordirt es ware allezeit
gebräuchlich aber nicht so vill und nicht
mit solchem aplauso willig. alles heut
oder morgen komen die ständ. es
mechte eine lateinische anrede.
wo so wohl meine erkantlichkeit über
die willfährigkeit als auch erweichen der
alles was sie in diser diäte nach bis dato
sich bezeigt gegen mir sie auch zeugt
gewis erkantlich und [illegible] das eine
gutte gebrauch in deinen geschäften
mache werde durch pünktlicher ... geachtet werden

ich brauche ein compliment vor dem Kelecsi welcher
ein accolytisch und a la tete von der deputation zu
wien ware welche abgeschlagen er ist ein grosser
orator bedauert wegen des todfall wünscht glück zur
cron sehr bedankt sich das ihme allein konnen wollen
lassen entschuldigend das er abgeschlagen er sagt er
will nichts von der religion hoffen ich glaube es wünscht
also brauche eine antwort gnädig aber doch serios
und kurz

Maria Theresia

Faksimiles von zwei Schreiben der Kaiserin Maria Theresia an den Staatskanzler Fürsten Kaunitz.

(K. u. k. Hof-, Staats- und Familienarchiv zu Wien.)



Transskription:

Die ordinäre täge | halbe 6 uhr auffstehen, | ankleyden, meeß hören, | geistliche lesung 2 stund | bis halbe 8 uhr. | Von halbe 8 uhr mit denen | cabinetssecretairs expediren | bis 9 uhr; | von 9 bis 12 uhr ministre | audienzen. | 12 uhr kinder, frauen, | andere sehen, | 1 uhr taffel, bis 3 uhr unter | haltung oder ruhen. | 3 uhr lesung: todtenoffizium. | 4 uhr bis 6 uhr expedirn, | schreiben oder audienzen, | 6 uhr rosengrantz, von da | bis 9 uhr schreiben, conversirn, | spazirn, stille amusante lesung, | sontag audienz 8 bis 10 uhr abends.

353. Stundeneinteilung der Kaiserin Maria Theresia. Faksimile der eigenhändigen Niederschrift.

(Original im Archiv der Albertina zu Wien.)

Sache der ständischen Kreishauptleute war es bisher gewesen, für die öffentliche Sicherheit zu sorgen, die Gerechtsame der Stände zu wahren, die Kontribution (Grundsteuer) einzuziehen, die Aushebung und Verpflegung des Militärs zu leiten. Von nun an durch die Regierung und bald ohne Rücksicht auf die zum Landtag berechtigten Edelleute ernannt, erhielten sie die Aufgabe, über den Vollzug der Gesetze und namentlich über das Verhältnis zwischen den Grundherren und ihren Bauern zu wachen, was eine erhebliche Einschränkung der gutsherrlichen (patrimonialen) Gerichtsbarkeit mit sich brachte; sie wurden also fortan Organe des Staates. Durch sie nahm seit 1747—49 die Regierung das Heerwesen vollständig in ihre Hand, besorgte fortan Rekrutierung, Ausrüstung, Verpflegung der Mannschaften und Stellung der Pferde selbst, während noch im Jahre 1745 eine ständische Aushebung stattgefunden hatte. Aber damit nicht genug: auch was den Ständen an Geschäften noch blieb, das wurde der Oberaufsicht der Regierung unterworfen, so vor allem seit 1770 die Rechnungen der ständischen Kassen (die sogenannten Domestikalfonds), und endlich verloren diese eine Reihe von Einkünften, die ihnen bisher zugeflossen waren, so daß z. B. im Jahre 1775 die böhmische Ständekasse nur noch über eine Jahreseinnahme von 225000 Gulden verfügte.

Fürsorge für die Bauern.

Jetzt erst sah sich die Regierung in den Stand gesetzt, für die Volkswohlfahrt Bedeutendes zu leisten, und Maria Theresia that dies in maßvoller, vorsichtiger Weise, wie es ihrem ganzen Wesen und den höchst verwickelten Zuständen ihrer Lande entsprach. Sie zuerst bereitete die Befreiung des Bauernstandes in den böhmisch-österreichischen Landen wirksam vor. Sie beschränkte die grundherrliche Strafgewalt, ließ bis 1756 ein allgemeines Steuerkataster herstellen, das die ländlichen Besitzverhältnisse festsetzte und bis 1829 die Grundlage für die direkte Besteuerung blieb, regelte das Grundbuchwesen, ordnete die genaue Bestimmung und zugleich die Ermäßigung der Frondienste (Roboten), später die gesetzliche Ablösung derselben an (1775—78).

Finanzen.

Nicht weniger gelang es, die gänzlich zerrütteten Finanzen trotz der schweren und langjährigen Kriege zu ordnen. Die Einnahmen aus den Domänen, die in Preußen einen so großen Teil der Staatslasten zu tragen hatten, waren in Österreich verhältnismäßig nur gering, und selbst in Ungarn beliefen sie sich nur auf etwa 1 Million Gulden. Dagegen lieferten Erhebliches die Gefälle und Regalien, wie die zahlreichen Bergwerke, die Maut, die trotz ausgedehnten Schmuggels und nachlässiger Verwaltung um 1755 über 3 Million Gulden einbrachte, das Lotto, welches nach genuesischem Vorbild unter Maria Theresia eingeführt und verpachtet wurde, endlich das Tabaksmonopol (s. S. 322), das um immer steigende Summen an Privatunternehmer oder auch an die Stände in Pacht gegeben wurde, im Jahre 1774 in den böhmisch-österreichischen Landen etwa 1800000 Gulden eintrug und nach Ablauf der damaligen Pachtung in den Betrieb des Staates überging (1784). Dazu gesellte sich der Ertrag der Grundsteuer (Kontribution), die seit 1747 durch Übereinkommen mit den Landtagen auf je zehn Jahre fixiert und auch vom Adel wie von der Geistlichkeit in der Weise eingefordert wurde, daß beide Stände 15 Prozent ihres Einkommens aus dem Grundbesitz zahlten, während die Bauern 30 Prozent entrichten mußten; überdies leistete der Klerus noch einen Zehnten von 2 Mill. Gulden, den der Papst stets auf zehn Jahre zugestand. Die Gesamtsumme der Staatseinnahmen war infolge der besseren Verwaltung trotz der Kriege im Steigen. Im Jahre 1748 beliefen sie sich auf 36 Mill. Gulden, im Jahre 1754 auf 30—40 Millionen, 1763 auf 54 Millionen. Sehr ungleich, auch im Verhältnis zur Größe und Einwohnerzahl, erscheint der Anteil der einzelnen Lande. Etwa gleich (mit je gegen 12 Millionen Gulden) stehen Niederösterreich, Böhmen und Ungarn; Mähren lieferte 4, Steiermark 3, Tirol, Oberösterreich und Siebenbürgen je 2 Mill. Gulden. Die Ausgaben bezifferten



354. **Wien, Ansicht vom Glacis gegen die Alservorstadt.** Nach der Zeichnung von A. Ziegler aus dem Jahre 1782.
Im Vordergrunde der Paradeplatz, daran anschließend die Alserkaserne; rechts die Schwarzspanierkirche (heute evangelische Garnisonkirche), im Hintergrunde der Kahlenberg; links die Alservorstädter Minoritenkirche.

sich in jenem Jahre auf über 55½ Millionen, davon fielen 17 Millionen auf das Heerwesen, 15 Millionen auf Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld, 8 Millionen auf Besoldungen und 3 Millionen auf den Hofstaat. Anleihen waren der Regierung erleichtert durch die sogenannte Wiener Stadtbank (s. S. 322), die thatsächlich ein Staatsinstitut war und unter staatlicher Verwaltung, seit 1749 unter Leitung der Ministerialbankdeputation stand.

Heerwesen.

Nächst dem Finanzwesen nahm auch in Österreich das Heer eine besondere Sorge in Anspruch. Das ganze Heerwesen im gesamten Reiche stand unter dem Hofkriegsrate in Wien. Die Ergänzung erfolgte wie in Preußen teils durch Rekrutierung im



355. Feldmarschall Moritz, Graf von Lacy.
Nach dem Originale von C. Kollonitsch gestochen von J. E. Mansfeld.

Inlande, teils durch Werbung im „Reiche". Auch im Offizierkorps dienten viele Herren aus dem Reichsadel. Um 1756 betrug die Gesamtstärke etwa 200000 Mann, und die großen Fortschritte in der Ausbildung der Infanterie und Artillerie — um die letztere erwarb sich der Fürst W. Lichtenstein besondere Verdienste — erregten schon bei Lobositz Friedrichs II. unruhige Aufmerksamkeit. Nach dem Siebenjährigen Kriege lag die Oberleitung der Heeresverwaltung in den Händen des Feldmarschalls Lacy (1725—1801), der seit 1766 als Nachfolger Dauns an der Spitze des Hofkriegsrats stand. Er verbesserte die Ausrüstung des Heeres, führte neue Exerziervorschriften und Übungslager ein und ordnete die Verpflegung, wobei er stets aufs sparsamste wirtschaftete. Er genoß mit Recht das volle Vertrauen Maria Theresias und noch mehr Josephs II. Die Militärgrenze in Südungarn und Kroatien wurde nach dem serbischen Aufstande von 1735 (s. oben S. 324) in den Jahren 1746—67 als ein unmittelbares

unter dem Hofkriegsrat stehendes Krongebiet neugestaltet. Dabei wurde allerdings auf das Drängen des ungarischen Reichstages hin 1751 die Theiß- und Maroschgrenze aufgelöst und mit Ungarn vereinigt, was die Auswanderung des größten Teils der dort angesiedelten Serben nach Rußland zur Folge hatte (s. S. 435). Das ganze Gebiet zerfiel seitdem in eine kroatische, slawonische, Banater und siebenbürgische Grenze längs der Sawe und Donau und bildete eine zusammenhängende Kette von Militärkolonien aus kroatischen, serbischen, deutschen und rumänischen Ansiedlern, die für das von ihnen bewirtschaftete Land Kriegsdienste leisteten und im ganzen 17 Grenzregimenter stellten. — Dagegen fehlte noch das Verständnis für die Bedeutung einer Kriegsflotte (s. oben S. 323). Im Gedränge des Siebenjährigen Krieges (1758) ließ die Regierung sogar die vorhandenen Schiffe versteigern und verzichtete damit auf die Wehrhaftigkeit zur See.

Volkswirtschaftspolitik.

Und doch hätte der aufblühende Handel das Bedürfnis des bewaffneten Schutzes nahe legen sollen, um so mehr, als Maria Theresia eben zur Förderung des Verkehrs vieles Ersprießliche that. Eine Konvention mit Bayern (1753) ordnete den Münzfuß in der Weise, daß aus der feinen Mark 20 Gulden zu 60 Kreuzer oder 20 Groschen geprägt werden sollten, und dies wurde seitdem beibehalten, wenngleich die zuerst 1770 ausgegebenen „Bankozettel" das Silbergeld mehr und mehr aus dem Verkehr verdrängten. Im Jahre 1761 entstand die Wiener Börse, im Jahre 1766 als volkswirtschaftliche Oberbehörde der Kommerzienrat. Österreichische Konsulate zählte man im Jahre 1763 schon 25, davon dreizehn in der Levante, sieben in Italien. Für die Ausbildung dieser Beamten sorgte die orientalische Akademie (gegründet 1754). Der Hafen von Triest wurde ausgebaut, die großen Straßen waren in gutem Stande, die k. k. Post vortrefflich, das Briefporto niedrig. Nach merkantilistischen Grundsätzen wurden 1753—55 je nach den verschiedenen Bedürfnissen der Kronlande die Eingangszölle sehr erhöht (in Böhmen z. B. um 30 Prozent für ausländische, um 5 Prozent für inländische österreichische Waren), 1764 sogar Einfuhrverbote erlassen, die erst 1774 wenigstens teilweise wieder fielen. Bis 1775 waren die einzelnen Länder auch noch durch Binnenmauten getrennt; erst seitdem bildeten die deutsch-slawischen Länder ein einheitliches Wirtschaftsgebiet. Solchen Mitteln verdankten in erster Linie Böhmen und Mähren den Aufschwung ihrer Industrie. Für die Landwirtschaft sorgten besonders die seit dem Jahre 1764 in Menge auftauchenden landwirtschaftlichen Vereine. Seit 1773 suchte der Staat durch Einbürgerung der Merinoschafe die Wollproduktion zu heben; doch stießen dergleichen Verbesserungen bei den durch den Druck mißtrauischen, überdies zäh am Alten hängenden Bauern auf einen stillen Widerstand, der sich schwer überwinden ließ, und die Grundbedingung eines allgemeineren Aufschwunges, die Befreiung des Bauernstandes, bereitete sich erst langsam vor (so oben S. 546). Aber noch immer hatte der gutsangehörige Bauer z. B. in Niederösterreich etwa die Hälfte des Ertrages dem Grundherrn abzugeben, und in Böhmen gab es wiederholt Bauernunruhen. Eine innere Kolonisation in der Weise Friedrichs des Großen führte Maria Theresia nur in manchen Teilen Ungarns durch. So wurden im Banat (s. oben S. 324) 1763—71 etwa 40000 Deutsche aus den Rheinlanden, Franken und Lothringen angesiedelt, und auch die Siebenbürger Sachsen verstärkten sich durch Zuwanderungen salzburgischer, kärntinischer und badischer Protestanten.

Rechtspflege und Kirche.

Bezeichnender noch für die aufgeklärte Selbstherrschaft als diese wirtschaftliche Fürsorge, ist die Stellung Maria Theresias zur Rechtspflege, zur Kirche und zur Schule. Auch sie strebte die bunte Mannigfaltigkeit der örtlichen Rechtsgewohnheiten und Bestimmungen durch ein einheitliches Recht zu ersetzen, doch gelang dies nur auf dem Gebiete des Strafrechts der böhmisch-österreichischen Lande, das durch die

sogenannte „Nemesis Theresiana“ vom Jahre 1768 gleichmäßig geregelt wurde. Etwas später, im Jahre 1776, wurde die Folter abgeschafft und die Todesstrafe beschränkt. Der katholischen Kirche gegenüber wußte die Kaiserin ihre persönlichen religiösen Gefühle und ihre Pflichten als Fürstin streng zu unterscheiden. Als gläubige Katholikin erfüllte sie alle kirchlichen Pflichten aufs pünktlichste, hörte täglich die Messe, besuchte häufig die Klöster, wie Melk, Göttweih, Admont, vor allem das nahe prächtige Klosterneuburg, und wallfahrtete andächtig nach Mariazell, dem besuchtesten Gnadenorte Deutsch-Österreichs, dessen Gnadenkapelle sie mit einem prachtvollen silbernen Gitter schmückte. Aber von ihrem landesherrlichen Aufsichtsrechte gab sie kein Titelchen auf, ja sie benutzte es zu ziemlich einschneidenden Maßregeln, in jenem Sinne, in welchem das 1763 erschienene, alles aufregende Buch des trierschen Weihbischofs, Johann von Hontheim (Justus Febronius, 1701—90), „Über den Zustand der Kirche und die rechtmäßige Gewalt des römischen Papstes“ den weltlichen Fürsten empfahl, die Kirche durch selbstständiges Eingreifen ohne Rücksicht auf die unberechtigten Ansprüche des Papstes und der Hierarchie auf den Zustand der ersten christlichen Jahrhunderte zurückzuführen, also namentlich die angemaßte Gewalt Roms thunlichst einzuschränken. Schon im Jahre 1754 hatte die Regierung die Zahl der katholischen Festtage vermindert, jetzt knüpfte sie die Verhängung des Kirchenbannes an ihre Erlaubnis (1768), beschränkte das Anwachsen der Klöster (1769), verbot ihnen, Geld nach Rom zu senden (1771), und untersagte ihnen den unmittelbaren Verkehr mit Rom, knüpfte ihn vielmehr an ihre eigne Vermittelung. Auch die Pilgerfahrten nach entfernten Heiligtümern wurden eingestellt. Noch viel weiter ging ein geheimer Reformentwurf von Kaunitz, welcher der Kaiserin riet, die notwendige innere Reform der Kirche selbst in die Hand zu nehmen. Endlich im September 1773 brachte Maria Theresia, mit schwerem Herzen freilich, die vom Papst Clemens XIV. angeordnete Aufhebung des Jesuitenordens zur Ausführung. Das Vermögen des Ordens ging auf den Staat über und wurde, soweit es nicht zum Unterhalt der früheren Ordensmitglieder nötig war, in einen Studienfonds zur Verbesserung des Schulwesens verwandelt.



356. Weihbischof Johann von Hontheim (Justus Febronius). Nach einem Kupferstiche von Knodt.

Die Protestanten.

Den Protestanten jedoch kam diese freiere Auffassung kirchlicher Verhältnisse durchaus nicht zu gute, denn in ihrem Glauben sah die Kaiserin nur einen Abfall von Gott. Noch gab es ihrer, trotz aller Verfolgungen, eine große Zahl in Oberösterreich, Steiermark und Kärnten, und noch bedeutender war die Menge derjenigen, die sich der herrschenden Kirche nur äußerlich unterwarfen, um der zahllosen Quälereien und äußeren Nachteile überhoben zu sein, denen die erklärten Evangelischen ausgesetzt waren. Man nahm ihnen ihre religiösen Bücher, hob ihre Schulen als „Winkelschulen“ auf, hinderte sie daran, ihre Kinder in ihrem Bekenntnis zu unterrichten, untersagte ihnen jeden öffentlichen Gottesdienst, schloß sie von allen Ämtern aus und bemühte sich,

namentlich seit 1752, sie zum Übertritt oder zur Übersiedelung nach Siebenbürgen zu bewegen, denn hier wie in Ungarn war die Religionsfreiheit der Lutheraner und Calvinisten vertragsmäßig festgestellt und auch von Maria Theresia 1741 zugestanden worden. Erst als diese Auswanderung mehr und mehr wuchs, untersagte Maria Theresia 1774 jede Anwendung von Gewalt und verbot 1780 auch alle Angebereien.

Gründung der Volksschule.

Im engsten Zusammenhange mit der Kirche stand von jeher in Österreich das Schulwesen. Zumal das höhere Unterrichtswesen lag gänzlich in den Händen geistlicher Orden, namentlich der Jesuiten und Piaristen (s. oben S. 325 f.). Daher gab auch ein Bischof, der treffliche Leopold Ernst von Firmian in Passau, dessen Sprengel den größten Teil Niederösterreichs umfaßte, den ersten Anstoß zur Reform (1769), aber diese selbst ging vom Staate aus, der jetzt auch auf dies Gebiet seinen Einfluß erstreckte und den Grundsatz aufstellte: „Das Schulwesen ist und bleibt allezeit ein politicum". Eine staatliche Schulkommission wurde 1770 für die weiteren Beratungen niedergesetzt, und nachdem die böhmisch-österreichische Hofkanzlei ihre Vorschläge genehmigt hatte, trat bereits im Januar 1771 in Wien die Normalschule (Realschule) unter Joseph Meßner ins Leben. Während der weiteren Verhandlungen, die namentlich die Frage betrafen, ob die Schulen der Ordensgeistlichkeit ganz zu entziehen seien oder nicht, wurde 1773 der Jesuitenorden aufgehoben, was die staatliche Ordnung des Schulwesens wesentlich erleichterte. Die Leitung des gesamten Unterrichtswesens übernahm jetzt eine k. k. Studienkommission unter dem Freiherrn von Qualtenberg, die nach einem wohlüberlegten, umfassenden Plane verfuhr. Der eigentliche Leiter dieser Maßregeln aber wurde für die Volksschule der treffliche schlesische Schulmann Joh. Ignaz von Felbiger (geb. 1724), seit 1746 Augustiner-Chorherr in Sagan, 1758 Abt, der Reformator des katholischen Schulwesens in Schlesien, der 1774 als „Generaldirektor des Schulwesens" nach Wien berufen wurde. In der „Allgemeinen Schulordnung" vom 6. Dezember 1774 gab Felbiger einen festen Plan. Danach sollten in den Landeshauptstädten vierklassige Normalschulen (zugleich Realschulen und Lehrerseminare), in den größeren Städten deutsche Hauptschulen (mit etwas erweitertem Plan), in den Pfarrdörfern Trivial- (Volks)schulen ins Leben treten. In den einzelnen Kronlanden wurden 1774—75 Schulkommissionen eingesetzt und zuerst mit der Errichtung der Normalschulen in den Hauptstädten vorgegangen. Allmählich folgten die Hauptschulen in den Städten, langsamer die Trivialschulen auf dem Lande. Die Mittel gewährte nur zum kleinsten Teile der Staat aus dem Schulfonds; andres floß aus den Gütern des Jesuitenordens oder aus den Einkünften der aufgehobenen dürftigen Lateinschulen, die vielfach in Hauptschulen verwandelt wurden; sehr viel leistete der rühmliche Wetteifer der Gutsherrschaften, des Klerus und der Städte. Allen aber ging die Kaiserin mit gutem Beispiele und mit unermüdlicher Fürsorge auf ihren Domänen voran. Normalschulen zählte man gegen Ende ihrer Regierung in der westlichen Reichshälfte, Vorderösterreich mit eingeschlossen, 13; in Böhmen, wo sich der unermüdliche Schulrat, Propst Kindermann von Schulstein, große Verdienste erwarb, wurden bis 1777 etwa 500 Trivialschulen teils neu errichtet, teils umgestaltet und auf Kindermanns Vorschlag zum Teil mit einfachen Industrieschulen verbunden; 1789 zählte man dort 2294 deutsche (d. h. Volks-) Schulen mit 170000 Kindern, und im kleinen Salzkammergut, einer Domäne, stieg diese Zahl 1777—78 von 378 auf 1044. Gleichwohl bestand ein eigentlicher Schulzwang nicht. Die Normal- und Hauptschulen trugen auch in den halbslawischen Ländern einen deutschen Charakter; in den Landschulen herrschte ursprünglich die Volkssprache, aber von den Lehrern wurde die Kenntnis des Deutschen verlangt, und allmählich erschien in Böhmen und Mähren als die wichtigste Aufgabe der Volksschule die Verbreitung der deutschen Sprache.

Gründung der Volksschule in Ungarn.

Doch die Neugestaltung ergriff auch die Länder der ungarischen Krone, obwohl unter den dortigen in nationaler und kirchlicher Beziehung höchst mannigfaltigen Verhältnissen die Erfolge bei weitem nicht so bedeutend waren wie in der deutschen Reichshälfte. Aus den Beratungen der in Preßburg 1774 niedergesetzten Studienkommission ging 1777 ein besonderer, nach Felbigers Anschauungen gearbeiteter Plan (Ratio educationis) hervor, nach dem die ungarischen Länder in neun Schulbezirke geteilt und zunächst sieben nationale Normalschulen für die verschiedenen Volksstämme errichtet werden, die Volksschulen aber überall konfessionell sein sollten. Die Lehrer sollten überall das Deutsche verstehen. Freilich war von dem allgemeinen Eifer in der Förderung des Schulwesens, wie er westlich der Leitha herrschte, wenig zu sehen. Besser war es in dieser Beziehung im Banat, der bis 1778 ein selbständiges Kronland war, und in der Militärgrenze, die mit ihrer straff-militärischen Organisation direkt unter dem Hofkriegsrate in Wien stand. Im ganzen zählte man in allen diesen östlichen Gebieten später fünfzehn Normalschulen, und die Kenntnis des Deutschen nahm rasch zu; wird doch schon 1777 versichert, daß es sich „in Slawonien, ja in allen hungarischen Ländern gewaltig" ausbreite und man zu Essek und Peterwardein fast nichts als Deutsch höre. Dort und in ganz Südungarn wurde in den katholischen Kirchen abwechselnd deutsch und serbisch gepredigt, auch dann und wann ein deutsches Schauspiel aufgeführt.

Höhere Schulen und Universitäten.

Die Reform der höheren Schulen war schon weit früher ins Auge gefaßt, kam aber erst später zustande und zwar ebenfalls durch den Staat. Dahin wirkte besonders der geistvolle Niederländer Gerhard van Swieten (1700—72), der aus Leiden 1745 nach Wien berufen worden war. Schon mit 1753 sollten neue Vorschriften ins Leben treten, allein freie Hand erhielt die Regierung erst mit der Aufhebung des Jesuitenordens 1773, denn jetzt mußte sie dessen Anstalten selbst übernehmen. Auf Grund eines Lehrplans der Piaristen von 1763 ergingen dann 1775 und 1776 neue Instruktionen für die Gymnasien, die den Betrieb der philosophischen Fächer stark beschnitten, dem Latein zwar noch den alten Vorrang ließen, aber bessere Methoden einführten, die Pflege der gänzlich vernachlässigten Muttersprache, des Griechischen und der realistischen Fächer betonten. Besondere Zwecke verfolgten das glänzend ausgestattete Theresianum (1746) und die savoyische Ritterakademie (1749) in Wien, beide auf vornehme Zöglinge berechnet, sowie die Militärakademie in Wiener Neustadt (1752). Die Umgestaltung der Universitäten begann in Wien mit der Reform des Unterrichts der philosophischen und medizinischen Fakultät durch Swieten, der juristischen durch Martini und Sonnenfels, die ersten Vertreter der Staatswissenschaft in Österreich. Das Rektorat der Grazer Universität war schon 1763 von dem des Jesuitenkollegiums getrennt worden; im November 1773 wurde dieses selbst aufgehoben, und die Universität in eine Staatsanstalt verwandelt. Dasselbe Schicksal hatten die Jesuitischen Hochschulen von Olmütz und Tyrnau; die letztere wurde 1777 nach Ofen verlegt.

Zum erstenmal seit dem Dreißigjährigen Kriege regte sich somit in Österreich kräftig der moderne Geist. Die damals aufgerichtete Scheidewand zwischen den Deutschen im Reiche und in Österreich begann zu fallen, und auch an der deutschen Litteratur gewannen die Deutsch-Österreicher einen gewissen Anteil, während sie in der Musik bald geradezu die Führung übernahmen.

Maria Theresias Hof.

Nach allen Richtungen anregend und belebend wirkte auch Maria Theresia als Mittelpunkt eines glänzenden Hofes und eines glücklichen Familienkreises. Sie liebte die Pracht und fröhliches Leben um sich herum; schon der Rang ihres alten Hauses schien das zu fordern. Bei feierlichen Gelegenheiten prangte das massiv goldene Tafelservice, dessen Wert man auf 1300000 Gulden berechnete; über 2000 Pferde standen

Brief Maria Theresias an ihren Schwager, den König Karl Emanuel I. von Sardinien, vom 25. Aug. 1765;

wenige Tage nach dem Tode ihres Gemahls, des Kaisers Franz I. († 18. Aug.).

Transskription:

Monsieur mon frère et cousin, le malheur qui nous accable est si grand qu'à peine je suis en état de lui marquer toute ma reconoissance pour l'envois de son cher fils (le duc de Chablais). Il est digne d'elle et de ces bontez. Mon respect, ma tendresse pour la mémoire de feu sa Majesté impériale et toute sa maison est connue. Qu'elle juge combien il m'est douloureux de voir partir ce cher neveu que j'aime autant que mes enfants, la priant de vouloir me croire toujours,

Monsieur mon frère et cousin,

De V. M. bonne soeur et cousine

Marie-Thérèse.

Übersetzung:

Mein Herr Bruder und Vetter, das Unglück, welches uns niederdrückt, ist so groß, daß ich kaum im stande bin, Euch meine ganze Dankbarkeit auszusprechen für die Sendung Eures lieben Sohnes (des Herzogs von Chablais). Er ist Eurer und dieser Güte wert. Meine Achtung und Liebe für das Andenken weiland Se. Kaiserlichen Majestät und Seines ganzen Hauses ist bekannt. Ihr mögt urteilen, wie schmerzlich es mir ist, diesen teuren Neffen scheiden zu sehen, den ich wie meine Kinder liebe. Mit der Bitte, mein Herr Bruder und Vetter, mich immer zu halten für

Ew. Majestät gute Schwester und Base

Maria Theresia.

Monsieur mon frere et cousin. le malheur qui nous accable est si grand qu'a peine je suis en etat de lui marquer toute ma reconoissance pour l'envois de son cher fils il est digne d'Elle et de ces bontes. mon respet ma tendresse pour la memoire de feu sa Majesté Imperiale et toute sa maison, est connue qu'elle juge combien il m'est douloureux de voir partir ce cher neveu que j'aime autant que mes enfants la priant de vouloir me croire toujours.
Monsieur mon frere et cousin

de V. M:

bonne soeur et cousine
marie therese

Brief Maria Theresias an ihren Schwager, den König Karl Emanuel III. von Sardinien, vom 25. Aug. 1765;
wenige Tage nach dem Tode ihres Gemahls, des Kaisers Franz I. († 18. Aug.).

Gr
Bo

S
U

M

bereit, um goldstrahlende Karossen durch die Straßen zu ziehen, und in glänzender Toilette, übersäet mit Diamanten, Perlenschnüre um Hals und Nacken, erschien die hoheitsvolle Gestalt der Kaiserin bei großen Hoffesten, umgeben von den buntfarbigen, goldgestickten Kostümen ihrer Damen und Herren. — Die verschiedenen Jahreszeiten brachten reiche Abwechselung. Gleich den Neujahrstag begrüßten mit solenner Aufführung die Trommelschläger und Pfeifer des kaiserlich königlichen Leib- und Stadtguardiaregiments. In der Faschingszeit drängten sich fröhliche Schlittenfahrten,



357. Gerhard van Swieten.

Nach dem Originale von Aug. de St. Aubin gestochen von N. Pruneau.

Maskenbälle, Opernvorstellungen, Konzerte, die letzteren oft unter persönlicher Mitwirkung der Erzherzöge und Erzherzoginnen. Das Theater liebte besonders der Kaiser; deshalb entstand für italienisches und deutsches Schauspiel schon im Jahre 1741 das Burgtheater, das dann 1751 und 1761 ansehnliche Vergrößerungen erfuhr. Im April oder Mai aber suchte die Kaiserin das von ihr sehr erweiterte luftige, kühle Schönbrunn auf, ihren Lieblingssitz. Den Herbst brachte sie in kleinerem Kreise im engen Laxenburg zu, da ihr Gemahl die Reiherbeize sehr liebte; doch gab es auch dort Komödien, Ballette und hohes Spiel. Dazu kamen Familienfeste; besonders der Namenstag der Kaiserin (15. Oktober) wurde glänzend begangen, auch der Tag des Landespatrons, des Herzogs Leopold, den der Hof stets in Klosterneuburg feierte (15. November). Gelegentlich wurden auch Ausflüge nach benachbarten Edelsitzen unter-

nommen; größere Reisen dagegen verbot die Schwerfälligkeit und Kostspieligkeit, welche die unvermeidlichen Etiketterücksichten auferlegten, und nur zweimal hat deshalb Maria Theresia die Grenzen ihrer Staaten überschritten, nämlich auf der Reise zur Huldigung nach Florenz (1738) und zur Kaiserkrönung Franz Stephans nach Frankfurt a. M. (1745). — Das ganze Hofleben besaß eine politische, nicht nur eine gesellige Bedeutung. Denn es näherte zuerst einander die drei bisher getrennten Gruppen des Adels der habsburgischen Länder, den österreichischen, böhmischen und ungarischen; namentlich jene beiden verschmolzen allmählich miteinander. Dadurch sowie durch die stärkere Heranziehung zum Staatsdienst erwuchs zuerst in diesem Stande, gemäß der ganz aristokratischen Geschichte dieser Gebiete, eine österreichische Staatsgesinnung.

Bei allem Glanz standen doch dieser Hof und ganz persönlich Maria Theresia dem lebensfrohen, leichtmütigen Volke der Hauptstadt nicht in steifer Abgeschlossenheit gegenüber. An Volksfesten nahm sie gelegentlich teil, auch das Volksschauspiel wurde zuweilen besucht; ja die Kaiserin war im stande, die Geburt eines Enkels dem Publikum des Burgtheaters von ihrer Loge aus persönlich in sehr ungezwungener Weise mitzuteilen. Die große Popularität, deren sie sich deshalb erfreute, hatte aber doch noch eine tiefere Begründung: als Muster einer Gattin und Mutter stand sie vor ihrem Volke. Ihrem Gemahl Franz Stephan widmete sie, so wenig sie ihm, obwohl er ihr Mitregent war, entscheidenden Einfluß auf die Regierungsgeschäfte gestattete, eine unerschütterliche Treue, die er nicht ganz verdiente, denn er gönnte zum Kummer Maria Theresias der schönen Fürstin Wilhelmine von Auersperg, der Tochter des Feldmarschalls Neipperg, bewundernde Huldigung. Ihren fünf Söhnen und elf Töchtern war sie eine ebenso einsichtige, als liebevolle Mutter, und ihr fröhliches Aufblühen machte ihr größtes Glück. Ungetrübt durfte sie es in der Zeit bis zum Siebenjährigen Kriege genießen. Als der Friede das alte frohe Leben wiederzubringen schien, trafen sie rasch hintereinander erschütternde Schläge. Zuerst starb die heißgeliebte Gemahlin ihres ältesten Sohnes Joseph, Isabella von Parma (seit 1760), plötzlich und unerwartet an den Pocken (27. November 1763). Die Hoffnung, daß der junge Fürst in einer zweiten, von Maria Theresia besonders betriebenen Vermählung mit Josepha von Bayern Ersatz finden möge (Januar 1765), erwies sich als trüglich; Joseph blieb kalt, und seine junge Frau wurde tief unglücklich. Ein freudiges Ereignis schien ein Gegengewicht zu bieten. Zur Vermählung ihres zweiten Sohnes Leopold, des Großherzogs von Toscana, mit Maria Luise von Spanien begab sich der ganze Hof im Juli 1765 über Graz, Leoben, Lienz, Brixen nach Innsbruck, aber es lag von Anfang an wie eine düstere Stimmung über den Festen, mit denen hier die Braut begrüßt wurde. Gleich nach der Einsegnung (5. August) erkrankte Leopold, und am 15. August machte ein Herzschlag dem Leben des Kaisers jählings ein Ende. Als Maria Theresia herbei eilte, fand sie ihn tot. Sie war wie erstarrt, ließ dann niemand vor sich, erschien am nächsten Tage in Thränen aufgelöst und war nicht im stande, den Bestattungsfeierlichkeiten beizuwohnen. Erst am 6. September langte sie in Wien an. Seitdem hat sie die Witwentracht niemals abgelegt. Nur in der Liebe zu ihren Kindern fand sie einigen Trost, und als sie ihrer Lieblingstochter Maria Christine den Herzenswunsch erfüllt hatte, indem sie gegen ihre anfängliche Absicht ihre Vermählung mit Herzog Albert von Sachsen, einem Sohne Friedrich Augusts II., gestattete (April 1766), ihm das schlesische Herzogtum Teschen und die Statthalterschaft von Ungarn mit der Residenz in Preßburg übertrug, da schien es, als solle das alte fröhliche Leben noch einmal wiederkehren. Doch neue Schläge erschütterten alles aufs tiefste. Am 21. Mai 1767 erkrankte Josepha an den entsetzlichen schwarzen Pocken, am 28. war sie tot. Schon aber hatte die Krankheit auch



358. Kaiserin Maria Theresia in Witwentracht.
Nach dem Gemälde von Martin von Meytens

die Kaiserin selbst ergriffen, da sie furchtlos am Bett der Schwiegertochter wachte, und am 1. Juni erklärten ihr die Ärzte, sie selbst sei in Lebensgefahr. Da forderte die tapfere Frau die Sterbesakramente und segnete ihre Kinder zum letzten Abschied, während draußen auf den Gängen, Treppen und Höfen der Burg Tausende ihrer Wiener in banger Erwartung harrten bis tief in die Nacht und in allen Kirchen die 40stündigen Gebete um ihre Rettung stattfanden. Doch ihre Kraft überwand die Krankheit, am 6. Juni war sie außer Gefahr. Ihre bis dahin noch stattliche Schönheit war freilich für immer zerstört. Kaum war sie genesen, so forderte der Tod noch ihre Tochter Josepha, die Verlobte des Königs von Neapel; sie starb am Theresientage. Im Jahre danach entließ die Kaiserin eine andre Tochter, Karoline, als Braut desselben Königs, im Jahre 1770 nahm sie den Abschied fürs Leben von einer zweiten, Maria Antoinette (geb. 1755), die als Gemahlin des Dauphins Ludwig (XVI.) nach Frankreich ging, um dann als Opfer einer furchtbaren Revolution zu fallen. So wurde es einsam um Maria Theresia, und fremd fühlte sie sich selbst in dieser Zeit. An den auswärtigen Geschäften, deren Gang sie nicht billigte, hat sie wenig Anteil mehr genommen und zur Fortführung der politischen Reformen im Innern fehlte der alternden Fürstin die Neigung. Sie überließ beides ihrem Sohne Joseph II.

* * *

Die deutschen Einzelstaaten und das Reich.

Noch niemals waren die deutschen Lande, im ganzen betrachtet, mit soviel Verstand und Wohlwollen regiert worden, wie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Aber von dieser regen Thätigkeit in den Einzelstaaten sticht die Unbeweglichkeit der Reichsverfassung seltsam ab. Gerade in dieser Beziehung war der Siebenjährige Krieg das entscheidendste Ereignis der deutschen Geschichte seit dem Dreißigjährigen Kriege, denn er hatte die Ohnmacht der Reichsverfassung in das hellste Licht gesetzt. Die Machtlosigkeit des Kaisertums war unverhüllt sichtbar geworden, seitdem der Herr, der die Krone trug, wenig mehr war als ein Privatmann, der im österreichischen Interesse handelte. Die Kreisverfassung war überall da, wo sich größere Staaten gebildet hatten, thatsächlich erloschen, und da, wo sie noch fortbestand, war ihre letzte bedeutende Leistung die Aufstellung der kläglichen Reichsarmee von 1757. Der Reichstag entschied weder im Guten noch im Bösen mehr etwas. Denn die Kraft der Nation lag jetzt vollständiger als jemals in den Einzelstaaten, und von diesen ragten Preußen und Österreich so sehr über alle andern hervor, daß ihr Verhältnis, nicht mehr die Abstimmungen in Regensburg, das Schicksal Deutschlands bestimmte. Den Kreis der Thätigkeit des Reichskammergerichts hatten die immer mehr sich ausdehnende einzelstaatliche Rechtspflege (s. oben S. 274) immer enger eingeschränkt, und doch vermochten die Arbeitskräfte des hohen Gerichtshofes ihrer Aufgabe so wenig zu genügen, daß sich die Akten der unerledigten Prozesse (16 233 im Jahre 1772) zu Bergen häuften. Die Revision, die Joseph II. als Kaiser (1765—90) in seinem stürmischen Eifer, um nur etwas zu schaffen, 1767 durch eine Reichsdeputation beginnen ließ, verlief nach neun Jahren fruchtlosen, unerbaulichen Gezänks im Sande. Nur der Reichshofrat in Wien entfaltete unter Umständen eine etwas kräftigere Wirksamkeit (s. S. 536). Es war das Unglück der Nation, daß sie für diesen Verfall ihrer gemeinsamen Institutionen kaum eine Empfindung hatte, und daß es schon deshalb nicht gelang, neue Formen für sie zu finden, die den völlig veränderten Verhältnissen entsprochen hätten. Noch reichlich hundert Jahre sollten bis zur Lösung dieser Lebensaufgabe vergehen.



359. Schloß Rosenborg in Kopenhagen.
Nach einer Originalphotographie.

Die Zeit der aufgeklärten Selbstherrschaft in Nord- und Osteuropa.

Die nordischen Staaten.

Dänemark.

Friedrich IV.

In keiner Periode der neueren Geschichte ist der deutsche Kultureinfluß in Dänemark stärker gewesen als im 18. Jahrhundert. Denn seitdem Friedrich im Jahre 1660 die unumschränkte Monarchie hergestellt hatte, der dann Christian V. (1670—99) das französische Gepräge gab (s. Bd. VI, S. 678 f.), hielt sich der dänische Adel vielfach vom Staatsdienst zurück, und deutsche Kräfte traten in die Lücke ein, namentlich deutsche Edelleute aus Schleswig-Holstein und den Ostseelanden, so daß längere Jahrzehnte nicht Dänemark die deutschen Herzogtümer, sondern diese vielmehr jenes regierten. War doch auch das Königshaus deutschen Stammes und durch Heiraten noch enger mit der alten Heimat verknüpft. Im ganzen hatte das Land weder dies, noch die Unumschränktheit seiner Könige zu beklagen, denn allmählich wandten sich dieselben mehr und mehr der aufgeklärten Selbstherrschaft zu. Trotz des Unglücks im Anfange des Nordischen Krieges erwarb dann doch Friedrich IV. (1699—1730) den gottorpischen Anteil von Schleswig-Holstein (S. 211 f.), und so verschwenderisch sich sein prunkender Hof in Kopenhagen ausnahm, für Hebung der Volkswirtschaft und namentlich für die Erleichterung des hart gedrückten Bauernstandes geschah doch vieles.

Der Handel Kopenhagens wurde begünstigt durch Zollgesetze und Monopole auf einträgliche Waren, eine „Grönländische Kompanie" eröffnete auf Veranlassung des norwegischen Pfarrers Hans Egede den Verkehr nach der unwirtlichen Halbinsel, deren alte Niederlassungen auf der Ostküste längst der Vergessenheit anheimgefallen waren (s. Bd. V, S. 36), seit ungeheure Eismassen sie umpanzerten. Im Jahre 1721 landete deshalb Egede an der Westküste, gründete Godthaab und arbeitete bis 1734 unverdrossen an der Bekehrung der Eskimos (gest. 1758). Nachher entstanden noch andre Kolonien; seit 1743 beteiligten sich auch die Herrnhuter an der Mission, 1752 legten sie Neuherrnhut an. Dem binnendänischen Handel wurde die Verwandlung der Post in eine Staatsanstalt förderlich, aber auch der Gewerbefleiß sah sich durch Unterstützung von Fabrikunternehmungen begünstigt. Noch wichtiger waren die Maßregeln zur Hebung des Bauernstandes. Auf den Staatsgütern der dänischen Inseln verschwand die Leibeigenschaft; eine strenge Verordnung wies dann die Gutsherren an, ihre Unterthanen menschlich zu behandeln, sie nicht gegen ihren Willen mit ihrem Ackerlande zu verkaufen oder von demselben zu vertreiben, und gestattete ihnen den Abzug gegen Zahlung von 30—50 Thaler (1702). Nach derselben Richtung zielte die Verfügung, welche Gutsherren und Gemeinden anwies, Schulen zu gründen und zu unterhalten.

Christian VI.

Einen Rückschlag gegen diese Bestrebungen zeigt in mancher Beziehung die Regierung Christians VI. (1730—46), der selbst gutherzig, aber schwach und unselbständig, mit der stolzen und herrischen Sophia Magdalena von Brandenburg-Kulmbach vermählt war. Mit dem Vater hatte er in Unfrieden gelebt, besonders wegen der zweiten Ehe desselben mit Anna Sophia Reventlow, die er deshalb sofort nach seinem Regierungsantritt vom Hofe verwies. Weiter umgab er sich mit neuen Ministern, wie Ivar Rosenkranz und den Brüdern Ludwig und Karl Pleßen, während er die alten meist entließ. Schon diese Personalveränderungen verkündeten, daß mit dem neuen Herrscher auch ein neuer Geist in die Regierung gekommen sei. Er äußerte sich zunächst, besonders unter dem Einflusse der Königin, in einer überaus strengen Etikette, die den in steifer Pracht dahinlebenden Hof von jeder Berührung mit dem Volke hermetisch absperrte. Die fast ausschließliche Geltung des Deutschen und Französischen an demselben entfremdete ihn der Nation nur noch mehr. Tiefer noch griff die Förderung strengster äußerlicher Kirchlichkeit, wie sie dem pietistischen Sinne der Königin und dem Verlangen des einflußreichen Hofpredigers Bluhme entsprach. Durch harte Strafen wurde die Sonntagsheiligung eingeschärft, alle Vergnügungen an diesem Tage untersagt, das Theater überhaupt ganz geschlossen, über alle litterarischen Erscheinungen eine unnachsichtige Zensur verhängt und ein „Generalkircheninspektionskollegium" mit der Durchführung dieser Verordnungen beauftragt. Frömmelei und Scheinheiligkeit waren die natürliche Folge eines solchen Verfahrens. Dabei predigte die Hofgeistlichkeit die strengste Scheidung der Stände und namentlich die härteste Unterdrückung der Bauern als entsprechend dem göttlichen Gebot, und die Lage der Bauern wurde wieder verschlimmert durch die Verfügung, daß keiner seine Scholle ohne Einwilligung des Gutsherrn verlassen dürfe. Wenn der herrschende Geist der Entfaltung freier Wissenschaft an sich nicht günstig war, so geschah doch damals manches für die Hebung der Universität Kopenhagen; namentlich die Rechtswissenschaft fand in allen Zweigen die tüchtigsten Vertreter, und zwei Gesellschaften bildeten sich für die Erforschung der Geschichte und der Altertümer des Nordens, während die Errichtung eines Seminars für Prediger und Lehrer die fortdauernde Sorge für das Schulwesen erwies, soweit der Eigennutz der Gutsherren eine Fortbildung desselben gestattete. In der Begünstigung des Handels und der Industrie folgte Christians VI. Regierung der ihres Vorgängers; besondere Aufmerksamkeit wandte sie auch der Flotte zu.

Friedrich V.

Die beste Zeit sah Dänemark unter Friedrich V. (1746—66). Lebensfroh und leutselig, beseitigte er sofort die steife Hofetikette seines Vorgängers, so sehr er die Pracht liebte, und hob die kirchlichen Zwangsmaßregeln auf. Im Einvernehmen mit seiner englischen Gemahlin Luise und unterstützt durch treffliche Staatsmänner, an deren Spitze Hartwig Ernst von Bernstorff (geb. 1712) seit 1750 als Minister des Auswärtigen und Vorsitzender der deutschen Kanzlei für Schleswig-Holstein stand, arbeitete der König eifrig an der Förderung der Volkswirtschaft und der geistigen Bildung. In jener beherrschten ihn vollständig die Grundsätze des Merkantilismus, die ihn besonders zur Förderung der inländischen Industrie veranlaßten, und die unter



360. Friedrich V., König von Dänemark.

Nach einem Kupferstiche von J. M. Bernigeroth.

ihm entstandene „Allgemeine Handelsgesellschaft" sandte ihre Schiffe nach dem Mittelmeere, nach Westafrika und nach beiden Indien. Eine allgemeine Verbesserung der Lage des Bauernstandes gelang noch nicht, so daß die Auswanderung unverhältnismäßig anwuchs; ja der durch die bedrängte Finanzlage veranlaßte Verkauf vieler Krongüter war den bäuerlichen Pächtern eher nachteilig. Aber der menschenfreundliche Graf Bernstorff gab wenigstens ein Vorbild für die Zukunft, indem er auf den Ländereien seines gleichnamigen Gutes bei Kopenhagen die Frondienste gegen eine mäßige jährliche Abgabe aufhob und den Bauern die Landparzellen zu freiem Eigentum überließ. In der Förderung der geistigen Bildung aber erscheint Friedrich V. weit mehr wie ein deutscher als wie ein dänischer Fürst. Allerdings erlebte unter ihm durch Ludwig Holberg (1684—1754) das dänische Lustspiel eine glänzende Blüte,

aber auch Klopstock fand eine Freistatt in Kopenhagen, der Pädagog Basedow wirkte an der Ritterakademie zu Sorö, und in den deutschen Herzogtümern lebten damals Voß, Boie, Claudius, die Brüder Stolberg. Die Akademie in Kopenhagen wetteiferte mit allen ausländischen Anstalten der Art, große Sammlungen wurden gefördert oder begründet und der Holsteiner Karsten Niebuhr zu seiner epochemachenden Reise nach Arabien (1761—1767) ausgerüstet.

Die Gottorpische Erbschaft.

Dabei wußte Bernstorffs maßvolle und kluge Staatskunst dem Lande den Frieden zu wahren, obwohl während des Siebenjährigen Krieges beide Parteien wetteifernd sich um die dänische Bundesgenossenschaft bemühten und um die gottorpische Erbschaft schwere Gefahren von Schweden und Rußland heraufbeschwören konnte. Sie abgewendet und jene Erwerbung der Krone gesichert zu haben, ist eines der wesentlichsten Verdienste Bernstorffs. Die Ansprüche des schwedischen Thronfolgers Adolf Friedrich (s. S. 440) hatte bereits dessen Verzicht auf den gottorpischen Anteil Schleswigs beseitigt, aber der Großfürst Peter (III.) von Rußland, der Sohn Karl Friedrichs von Holstein-Gottorp, hielt an den seinigen mit Zähigkeit fest und rüstete sich, nach Elisabeths Tode im Januar 1762 zum Kaiser erhoben, sie mit den Waffen geltend zu machen. Schon standen seine Truppen in Mecklenburg einem dänischen Heere von 70000 Mann gegenüber, als der Sturz des Kaisers im Juli 1762 die Lage zu gunsten Dänemarks veränderte. Denn Katharina II. zeigte sich als Vormünderin ihres Sohnes Paul I. (geb. 1754) in der holsteinischen Angelegenheit einem friedlichen Vergleiche günstig, schloß mit Dänemark ein Verteidigungsbündnis (Februar 1765) und genehmigte endlich im April 1768 im Namen ihres Sohnes nicht nur den Verzicht auf den gottorpischen Anteil Schleswigs, sondern versprach auch die Abtretung der holsteinischen Besitzungen desselben, d. h. des Nordostens mit Kiel, wofür der König von Dänemark ihm die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst einräumte. Da später (im Juni 1773) Paul I., als er volljährig geworden war, seine Zustimmung gab, so war damit nicht nur jede Gefahr von Rußland her beseitigt, sondern auch fast ganz Schleswig-Holstein wieder in einer Hand vereinigt.

Christian VII. u. Struensee.

Als diese schwierige Angelegenheit zu so befriedigendem Abschluß gelangte, war Friedrich V. bereits tot, und sein Sohn Christian VII. (1766—1808) hatte den Thron bestiegen. In seiner Erziehung vernachlässigt, von Natur sinnlich, roh und grausam, ließ er sich selbst durch seine schöne und liebenswürdige Gemahlin Karoline Mathilde von England-Hannover, die Schwester König Georgs III., auf keine besseren Wege leiten, und auch eine längere kostspielige Reise nach dem Festlande (1768—69) brachte darin keine Änderung hervor. Sie legte aber den Grund zu dem Emporkommen eines Mannes, dessen Größe und jäher Fall schon den Zeitgenossen das größte Interesse eingeflößt haben, das war Joh. Friedrich Struensee.

Als Sohn eines pietistischen Predigers, Adam Struensee, in Halle a. S. 1737 geboren und mit dem Vater 1758 nach Altona übergesiedelt, wo er dann als Arzt lebte und sich bald eine ausgedehnte Praxis in den Kreisen des holsteinischen Adels erwarb, hatte er sich doch in einen entschiedenen Freigeist und Weltverbesserer verwandelt, der ohne Glauben an die idealen Güter des Lebens, von brennendem Ehrgeiz vorwärts getrieben, nach dem Höchsten strebte. Seine Geschicklichkeit als Arzt und seine einnehmenden Formen verschafften ihm 1768 eine Anstellung im Gefolge Christians VII. zunächst für jene Reise. Aber während derselben gewann er das vollste Vertrauen zuerst des Königs, dann der Königin. Indem er nun die Vermittelung zwischen dem Ehepaar übernahm, gelang es ihm, sogar die herzliche Zuneigung der unerfahrenen und liebebedürftigen Königin zu erwerben, die mindestens seit dem Frühjahr 1770 sich geradezu zu einem unerlaubten Verhältnis gestaltete. Nun stieg er rasch von Stufe zu Stufe empor, er wurde zum Etatsrat, dann zum Kabinettssekretär und Konferenzrat befördert, erwirkte die Entlassung des verdienten Bernstorff, der ihm im Wege stand (15. September 1770), und gewann bald, gefördert durch die Arbeitsscheu des kaum zurechnungsfähigen Königs und die Zuneigung der Königin, sowie gestützt auf den Grafen Schack Karl zu Rantzau und den Kammerherrn Enevolt Brandt, die er wieder zu Gnaden gebracht hatte, eine unerhörte Machtstellung.

Struensees Reformen.

Er dachte sie zu einer völligen Umgestaltung Dänemarks im Sinne der aufgeklärten Selbstherrschaft zu benutzen, nur verfuhr er dabei allzu hastig — in $1^1/_2$ Jahren ergingen gegen 600 Kabinettsbefehle — und würdigte zu wenig die widerstrebenden Kräfte. Um den Bauernstand zu heben, regelte er die Frondienste und verwandelte die Naturallieferungen in Geldabgaben. Der Prozeßgang wurde vereinfacht, der Richterstand auf feste Besoldungen statt wie bisher auf Sporteln angewiesen, die bisherige Vergebung der Ämter nach Standesrücksichten beseitigt durch



361. Christian VII., König von Dänemark.
Nach dem Gemälde von Dance.

die Forderung des Nachweises wissenschaftlicher Bildung. Eine sparsame Haushaltung sollte die Schuldenlast, die Friedrich V. hinterlassen hatte (20 Millionen Thaler), vermindern, deshalb wurden die Pensionen und Gnadengehälter herabgesetzt, die kostspielige Garde aufgelöst. Die Verwaltung aber gestaltete Struensee zu einer völlig zentralisierten, indem er den Staatsrat beseitigte, die Regierungskollegien (s. Bd. VI, S. 677) in einfache Büreaus verwandelte und selbst ihre unbedingte Leitung als geheimer Kabinettsminister übernahm (Juli 1771); sogar die Unterschrift des Königs sollte für seine Verordnungen nicht mehr nötig sein. Und so sicher fühlte sich der Minister in seiner schrankenlosen Allgewalt, daß er — unerhört in dieser Zeit — vollständige Preßfreiheit gewährte, ohne zu beachten, daß er den Gegnern damit die schärfsten Waffen in die Hände gab.

Struensees Sturz.

Und doch vermehrte sich die Zahl seiner Feinde von Tag zu Tag. Tief empört war natürlich der Adel über die rücksichtslosen Eingriffe in seine Vorrechte, die ein fremder Emporkömmling wagte; die Geistlichkeit haßte in ihm den ungläubigen Freigeist, der den Thronfolger Friedrich nach Rousseaus System erziehen ließ; der Masse des Volkes war die Bevorzugung des Deutschen als Amtssprache zuwider, sagte Struensee doch selbst offen, er habe keine Zeit Dänisch zu lernen. Dazu erregte sein anstößiges Verhältnis zur Königin, das beide sich gar nicht die Mühe nahmen, zu verbergen, den allgemeinsten Unwillen. Und während ein paar Tumulte in der Hauptstadt die wachsende Unzufriedenheit verrieten, wobei der Minister sich unsicher, ja furchtsam zeigte, spann



362. Johann Friedrich, Graf von Struensee.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Graf Rantzau, der sich mit ihm entzweit hatte, rachgierig an dem Netze einer Verschwörung zu seinem Sturze. Zahlreiche unzufriedene Edelleute, vor allem aber die Königin Witwe Juliane Marie, Christians VII. Stiefmutter, und der frühere Erzieher des Erbprinzen, Ove Guldberg, waren im Geheimnis. Am frühen Morgen des 17. Januar 1772 überraschten die Verschworenen nach einem Ballfeste in Schloß Christiansborg den schwachsinnigen König in seinem Bett und gewannen ihn durch die Vorspiegelung, Struensee trachte ihm nach dem Leben, und durch die Anklage, er unterhalte mit der Königin ein verbotenes Verhältnis, den Befehl zur Verhaftung Struensees, Brandts und noch zwölf andrer ab. Die Königin wurde nach Schloß Kronborg verwiesen, die Leitung der neuen Regierung übernahm Ove Guldberg. Lauter Jubel in Dänemark wie in den deutschen Herzogtümern begrüßte den Sturz des verhaßten Emporkömmlings. Durch fünfwöchige harte Haft in der Citadelle gebrochen,

bekannte Struensee am 21. Februar schwachmütig zunächst sein Verhältnis zur Königin. Obwohl dann die Hauptanklage auf Hochverrat und einen Anschlag auf das Leben des Königs nicht zu erweisen war, so sprach doch die Untersuchungskommission das Todesurteil über Struensee und Brandt. Am 28. April 1772 wurde es auf dem Osterfelde bei Kopenhagen vor einer ungeheuren Menschenmenge durch Enthauptung und Vierteilung vollzogen. Die unglückliche Königin, als Ehebrecherin von ihrem Gemahl geschieden, starb schon 1775 in Celle, erst vierundzwanzig Jahr alt.

Nationaldänische Reaktion.

Die Katastrophe bedeutete ebenso einen Sieg des dänischen Adels wie eine Erhebung des dänischen Nationalgefühls, das sich seitdem mit zunehmender Schärfe gegen die Deutschen kehrte. Alle Einrichtungen Struensees fielen auf der Stelle, die meisten von ihm angestellten Beamten wurden entlassen, ein „Regiment der Gutsbesitzer" nahm nun seinen Anfang. Zugleich zeigten sich die ersten Spuren der verhängnisvollen Bestrebungen, die deutschen Herzogtümer in Recht und Sprache zu danisieren. Im Jahre 1776 wurde ein gemeinsames Bürgerrecht (Indigenat) für sie und für Dänemark eingeführt und die Urkunden darüber in der dänischen Kanzlei ausgestellt. Erst im Jahre 1784 beseitigte der Kronprinz Friedrich (VI.), der damals volljährig geworden war, das Ministerium Guldberg und nahm an Stelle seines unzurechnungsfähigen Vaters die Regierung in die Hand, wirksam unterstützt von Graf Andreas Petrus von Bernstorff (geb. 1735), dem Neffen Hartwig Ernsts (gest. 1772).

Schweden unter Gustav III.

Die Parteien.

Seit Karls XII. Tode stand Schweden unter einer käuflichen, unfähigen Adelsherrschaft (S. 210 f.) und erntete nach außen nur Verluste und Schmach. Unter dem schwachen Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp (1751—71), dem Gemahl der Luise Ulrike, der Schwester Friedrichs des Großen, machte die Partei der „Mützen", geführt von Graf Horn, den Versuch, das Königtum wieder etwas zu kräftigen, aber ihre Leiter büßten das Beginnen auf dem Blutgerüst, und die „Hüte" regierten unumschränkter wie je. Dann aber verwickelten sie, lediglich Frankreich zu Gefallen und gegen den Willen des ohnmächtigen Königs, Schweden in den zwecklosen Krieg gegen Preußen, der den letzten Rest schwedischen Waffenruhms vernichtete und das Land mit 20 Mill. Thaler Schulden belastete. Die Folge war freilich der Sturz der „Hüte", aber indem die „Mützen" wieder ans Ruder kamen, vertauschte Schweden nur den russischen mit dem französischen Einfluß.

Die neue Verfassung Gustavs III.

Das alles erfüllte das schwedische Volk mit steigendem Unmut. Schon der Reichstag von Norrköping (1769) drang auf Reformen; aber der rechte Mann, die Umgestaltung durchzuführen, fand sich erst in dem Kronprinzen Gustav (III.). Von lebhaftem und hochstrebendem Geiste, ungewöhnlich beredt und von herzgewinnender Leutseligkeit, mit der Bildung seiner Zeit vollständig vertraut, wenngleich ohne rechte Ausdauer und zuweilen auch den Schein der Dinge höher stellend als ihr Wesen, lernte er bei einer Reise durch Schweden die tiefe Abneigung aller Stände gegen die verrottete Adelsherrschaft kennen, und als ihn dann die Nachricht vom Tode des Vaters aus Frankreich zurückrief und auf den Thron erhob (1771—92), da traf er die Vorbereitungen zu einer Umwälzung mit Umsicht und Energie. Während er, um den Reichsrat sicher zu machen, die „Versicherungsakte" mit allen ihren beschränkenden Bestimmungen unterzeichnete (März 1772) und darauf die Krone in feierlichster Weise empfing, gewann er unter der Hand die Garden und durch seine Brüder auch die Truppen in den Provinzen. Von ihnen ging dann scheinbar selbständig die Bewegung aus. In Christiansstadt kündigte der Hauptmann Hellichius den Reichsständen den



Gustave

363. Gustav III., König von Schweden.

Nach dem Gemälde von A. Roslin.

Gehorsam auf; dann fielen die Garden in Stockholm dem Könige zu, und am 20. August 1772 mußte der Reichstag, in sich selbst gespalten und von Truppen umgeben, die neue Verfassung annehmen, die Gustav III. ihm auferlegte. Der Reichstag blieb bestehen, aber er durfte sich nur auf die Berufung des Königs versammeln und nur das beraten, was dieser ihm vorlegte. Der Reichsrat sank zu einer beratenden Behörde herab, die Verfügung über die gesamte Kriegsmacht und das Staatsvermögen, das Ernennungsrecht zu allen Ämtern, ebenso die Entscheidung über die Fragen der auswärtigen Politik, mit alleiniger Ausnahme eines Angriffskrieges, fielen dem Monarchen zu.

Gustavs III. Regierung

Ganz Schweden begrüßte die unblutige Umwälzung als eine rettende That, und Gustav III. bemühte sich, den Hoffnungen, zu entsprechen, die er geweckt hatte. Er ordnete die gänzlich zerrütteten Finanzen, beseitigte die Folter, gründete zahlreiche Kranken- und Waisenhäuser, suchte die wirtschaftlichen Hilfsquellen des Landes durch Ausbau des Kanalnetzes und Förderung der Metallproduktion zu entwickeln. Ganz und gar erfüllt von französischer, überhaupt romanischer Bildung — das Deutsche war diesem Neffen Friedrichs des Großen verhaßt — rief er eine Akademie ins Leben, die ihm selbst wegen einer Lobrede auf Torstenson den ersten Preis erteilte, brachte zahlreiche Kunstwerke von seinen Reisen in Italien und Frankreich mit, erfreute sich am französischen und italienischen Theater, für das er ein prachtvolles Opernhaus erbaute. Aber auch der eben erwachenden national-schwedischen Litteratur schenkte er seine Teilnahme: die Dichter Leopold und Bellmann gehörten zu seiner Umgebung, und zum erstenmal that sich unter ihm ein Schwede als Bildhauer hervor, Sergel, der dann auch im Auftrag der Stadt Stockholm das Standbild des Königs schuf, das jetzt den Platz vor dem 1754 vollendeten majestätischen Schlosse ziert. Den glänzendsten Ruhm aber gewann unter dieser Regierung der große Botaniker Karl Linné (1707—78). Freilich fehlte es nicht an müßigen und doch kostspieligen Spielereien. In phantastischer Ritterlichkeit, die dem Freigeist wunderlich zu Gesichte stand, rief der König die Turniere und Ringelrennen wieder ins Leben, aber er zeigte sich auch für geheimnisvolle Ordensgelöbnisse, Goldmacherei und Geistererscheinungen nicht unzugänglich. Trotz solcher Schwächen und trotz seiner Neigung zu verschwenderischem Prunk war er doch lange einer der populärsten schwedischen Monarchen, der „Zauberkönig“ (Tjusarkonungen), das auf ihn gedichtete Lied: „Gustav Heil, dem besten König“ wurde ein wahres Volkslied und überall bei geselligen Vereinigungen gesungen, und niemand hätte ihm voraussagen mögen, daß er als Opfer einer finsteren Verschwörung enden werde. (Über seinen unglücklichen Krieg gegen Rußland seit 1788 f. weiter unten.)



364. Schwedische Silbermünze aus dem Jahre 1757.



365 und 366. Medaille auf die Thronbesteigung Katharinas II. von Rußland.

Auf der Vorderseite: B(osheju) m(ilostju) Ekaterina II. Imperat(riza) i samodersh(iza) wsej Ross(ij)
Von Gottes Gnaden Katharina II. Kaiserin und Selbstherrscherin von ganz Rußland.

Auf der Rückseite oben: Se spasenije twoje, unten das Datum: 28. Juni 1762.
Siehe da deine Rettung

(Königl. Münzkabinett in Berlin.)

Rußland unter Katharina II.

Während nach dem Nordischen Kriege die äußere Gestalt der nordischen Mächte unverändert blieb, brachen über Osteuropa erschütternde Umwälzungen herein. Der längst vorausgesehene Untergang Polens bereitete sich vor, die Türkei verlor abermals bedeutende Gebiete, ja sie sah sich in ihrem Bestande bedroht, und auch auf die deutschen Verhältnisse wirkten diese Ereignisse bestimmend herüber. Der Anstoß zu ihnen ging in erster Linie von Rußland, in zweiter von Österreich aus.

Peter III.

Als Peter III. im Januar 1762 den russischen Thron bestieg, befand er sich zunächst in günstiger Stellung. Die Schuwalows, der Großkanzler Woronzow, dessen Nichte Elisabeth seine Geliebte war (s. oben S. 487), und die bedeutendsten Generale hielten zu ihm. Auch zeigte er sich in manchen Maßregeln keineswegs unverständig, vielmehr trotz seiner mangelhaften Bildung, geringen Einsicht und unberechenbaren Launenhaftigkeit als ein Anhänger der Aufklärung. Er rief Biron, Münnich und viele andre aus der Verbannung zurück, beseitigte die geheime Polizei und die Folter, hob die störenden Handelsmonopole auf und befreite den Adel nicht nur von körperlichen Strafen, sondern gab ihm auch die Erlaubnis, zu reisen, wohin, und zu dienen, wo er wolle, während er bisher durchaus an den Dienst des Zaren gebunden war. Indem Peter die Kirchengüter unter weltliche Verwaltung stellte und die Überschüsse für die Staatskasse einzog, handelte er wiederum nur im Sinne seiner Zeit; doch eben diese Maßregel in Verbindung mit der verächtlichen Gleichgültigkeit, die er persönlich der russischen Kirche zeigte, erschien als Beweis unrussischer Gesinnung. Noch mehr trat eine solche unzweifelhaft hervor in den militärischen Dingen und in der auswärtigen Politik. Umgeben von seiner holsteinischen Garde lebte er fast immer in

Oranienbaum an der ingermanländischen Küste, zeigte sich stets in preußischer Uniform und führte diese auch beim russischen Heere ein. Daß er dann ohne irgendwelche Entschädigung nach einem schweren Kriege mit Preußen Frieden und Bündnis schloß, daß er endlich daran dachte, um seines Anrechtes auf Schleswig-Holstein-Gottorp willen, das daran doch ganz unbeteiligte Rußland in Krieg zu verwickeln (s. S. 560), verstimmte allgemein aufs tiefste und bahnte einer altrussischen Reaktion den Weg.



367. Kaiserin Katharina II. in der altrussischen Uniform der Garde.
Nach dem Gemälde von Schebanow.

Verschwörung gegen Peter.

Die Leitung derselben aber übernahm Peters eigne Gemahlin Katharina (s. S. 435). Jung und ohne ihren Willen mit ihm vermählt (1745), hatte sie sich doch mit bewundernswürdiger Sicherheit in den verworrenen und widerwärtigen Verhältnissen am Hofe Elisabeths zurecht gefunden. Ihr Gemahl bot ihr darin keine Stütze, denn zwischen beiden hatte sich niemals ein inniges Verhältnis gebildet; im Gegenteil, Peter war sehr bald gleichgültig geworden, hatte sich eine Mätresse gesucht und zeigte ihr als Kaiser oft sogar eine empörende Geringschätzung. Daher

war auch Katharina frühzeitig ihren eignen Weg gegangen und beglückte mit ihrer Gunst schöne Offiziere und Hofbeamte. Aber sie war auch von einer Sehnsucht nach Glanz und Herrschaft erfüllt, die alle Schranken niederriß und mit sicherem Takte fand sie den Weg, der sie auf den Kaiserthron führte. Obwohl eine deutsche Prinzessin und eifrige Schülerin der Aufklärung, trug sie doch geflissentlich russische Gesinnung zur Schau und bewies namentlich den Gebräuchen der russischen Kirche eine Ehrfurcht, die ihr nicht von Herzen kam. An einen gewaltsamen Umsturz dachte sie jedoch mit größerer Bestimmtheit erst, als der Kaiser sie bei dem großen Festmahle zu Ehren des Friedens mit Preußen (9. [20.] Juni 1762) vor dem ganzen Hofe beleidigt und die



368. Die Ismailowsche Garde leistet Katharina II. zu St. Petersburg den Eid.
Nach der im Auftrage der Kaiserin von J. C. Kaestner ausgeführten Zeichnung.

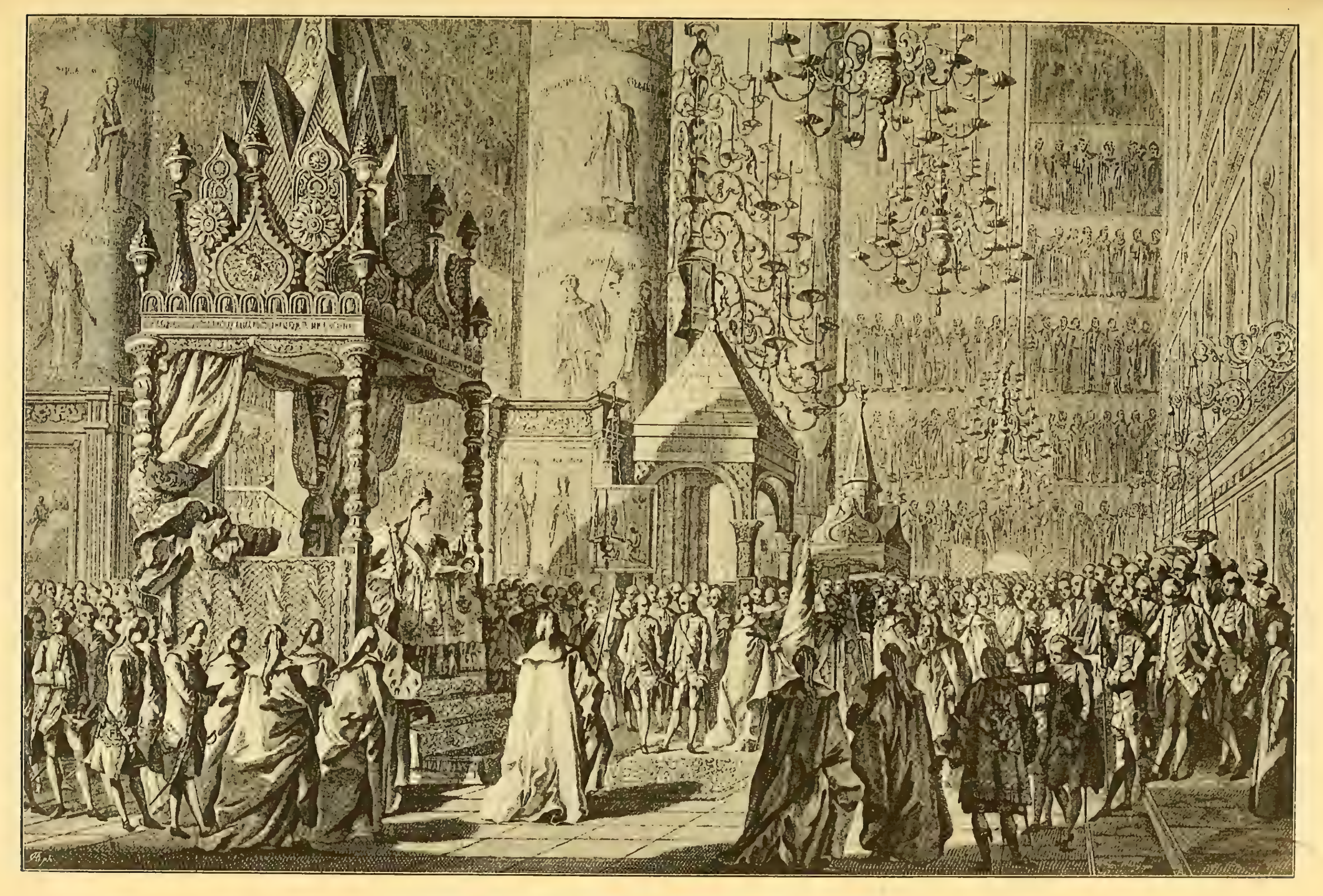
Absicht, sie zu verhaften, ausgesprochen hatte. Verbündete fand sie zunächst in den drei Brüdern Orlow, jungen, ehrgeizigen Offizieren, von denen der älteste, Gregor Orlow, ihr erklärter Günstling war, dann in der jungen Fürstin Katharina Romanowna Daschkow, der Nichte Woronzows, die, gleich der Großfürstin von ihrem Gemahl vernachlässigt, sich eng an diese anschloß und ihr durch gewandtes Ränkespiel die größten Dienste leistete. Sie gewann den reichen, sonst ganz unbedeutenden Kirilla Rasumowskij (s. S. 438), den Grafen Nikita Panin, den Erzieher ihres ältesten Sohnes, des Großfürsten Paul, endlich den Erzbischof Dimitrij Setschenow von Nowgorod und dadurch die ganze mit Peter höchst unzufriedene Geistlichkeit. Einen bestimmten Plan freilich hatte von allen nur Panin; er wollte die Erhebung seines Zöglings, für den er dann die Regentschaft zu führen hoffte, und die Einführung einer Adelsherrschaft nach dem lockenden Muster Schwedens; aber darin wenigstens, daß Zar Peter fallen müsse, waren alle Verschworenen einig.

Sturz Peters und Erhebung Katharinas II.

Peter erleichterte ihnen das Spiel, denn er befand sich schon seit dem 12. (23.) Juni wieder in Oranienbaum, wo er sich an Paraden seiner Holsteiner und lärmenden Trinkgelagen vergnügte, ohne auf den dumpfen Groll ringsum zu achten; die Kaiserin aber hatte am 17. (28.) Juni das nur 8 Werst (8,5 km) davon entfernte Gartenhaus Monbijou bei Schloß Peterhof, 29 Werst (etwa 31 km) von der Hauptstadt, bezogen, wo sie ziemlich einsam lebte. Die Unvorsichtigkeit eines Teilnehmers zwang sie schließlich, zeitiger loszuschlagen, als sie ursprünglich beabsichtigt hatte. In der Nacht vom 27. zum 28. Juni (8. zum 9. Juli) wurde Katharina in Peterhof plötzlich von Alexej Orlow geweckt und am frühen Morgen nach St. Petersburg zur Kaserne des Ismailowschen Garderegiments (im südlichsten Teile von Petersburg, unweit der Straße nach Peterhof) geführt. Zitternd war sie in den Wagen gestiegen, aber ruhig, ja heiter erschien sie vor den Truppen. Zuerst die Garden, dann auch der Hof, der Senat, der Synod und das Volk huldigten ihr sofort jubelnd als Regentin, in der Kasanschen Kathedrale am Newskijprospekt segnete sie der Erzbischof von Nowgorod als solche ein, vor der Kirche aber rief sie zur Überraschung vieler Alexej Orlow zur regierenden Kaiserin aus. Es war bereits Abend geworden, als Katharina sich an die Spitze der Truppen (etwa 15000 Mann) setzte, um sie gegen Oranienbaum zu führen, sie selbst in der altrussischen Uniform der Garde, in strahlender Schönheit, auf einem prachtvollen tatarischen Tigerhengst, ihr zur Seite die Fürstin Daschkow und die Orlows. Doch militärische Gewalt war kaum von nöten. Auf die ersten Nachrichten von der Empörung brach Peter mutlos zusammen. Er fand zwar noch den Entschluß, die Flotte im nahen Kronstadt, deren Masten er von Oranienbaum aus sah, zu seiner Verteidigung aufzurufen, aber auch diese war schon von Katharina gewonnen, und zu dem Heere zu gehen, das gegen Dänemark bestimmt war, oder an der Spitze seiner treuen Holsteiner als Kaiser zu sterben, dazu hatte er den Mut nicht. Vielmehr ließ er sich am 10. Juli vom General Ismailow, seinem Adjutanten, den Katharina gewonnen hatte, zur Unterschrift einer Abdankungsurkunde bewegen und dann nach dem nahen Lustschlosse Ropscha (südlich von Peterhof) bringen. Hier überfielen ihn am 17. Juli die Orlows und erdrosselten ihn in rohester Weise, nachweislich ohne Wissen Katharinas, wenngleich die lebhafte Trauer, die sie um den Tod des Gemahls zur Schau trug, eine ehrliche nicht sein konnte, denn ihre Sicherheit verlangte seinen Tod.

Katharinas Grundsätze.

Zu Katharinas ersten Maßregeln gehörte die Ernennung des Grafen Nikita Panin zum Premierminister und die Erhebung der Orlows in den Grafenstand. Auch den greisen Bestushew rief sie zurück, ohne ihm jedoch ein Amt zu übertragen. Denn sie fühlte sich durchaus als Selbstherrscherin. Als Nachfolgerin Peters des Großen wollte sie Rußland groß machen durch abendländische Zivilisation, durch die „Aufklärung“, mit deren französischen Führern, namentlich Voltaire und Diderot, sie durch ihren gewandten und geistvollen Berichterstatter Friedrich Melchior von Grimm in lebhafter Verbindung stand. Das ganze gebildete Europa jubelte ihr deshalb zu, und französische Philosophen deklamierten entzückt, daß vom Norden das Licht aufgehe. Doch galt ihrem Ruhmesdurst dieser glänzende Schein mehr als das Wesen der Sache, und außerdem war sie klug genug, mit solchen Bestrebungen die Vertretung des nationalrussischen Wesens verbinden zu wollen. Ihre Stellung war freilich an sich schon schwierig genug; durch eine rechtlose Empörung erhoben, wußte sie sehr wohl, daß sie vielen Russen als Usurpatorin gelte, und eben deshalb mußte sie dem Russentume schmeicheln. Aber mit bewunderungswürdiger Spannkraft und Gewandtheit hat sie sich behauptet, allerdings auch von glücklichen Umständen begünstigt, doch auch getragen von ihrer Persönlichkeit, die mit der Majestät des Auftretens natürliche Milde und Leutseligkeit verband.



369. Katharina II. in der Krönungskathedrale des Kreml zu Moskau.

Die Kaiserin gekrönt, mit dem Zepter und Reichsapfel in den Händen, auf dem (nach der Überlieferung von Wladimir Monomachos herrührenden) Throne.

Nach der Originalzeichnung des Jean de Velly, des Hofmalers der Kaiserin, gestochen von Alexej Kulpaschnikow.

Kirche und Schule.

Die holsteinische Garde ihres Gemahls ließ sie nach der Heimat bringen, in alle hohen Ämter schob sie Russen ein, die Verfügung ihres Gemahls über die Kirchengüter nahm sie zurück. Doch sehr bald wurde sie erneuert, die Verwaltung der geistlichen Güter an ein „Ökonomiekollegium" übertragen, die Geistlichkeit auf Besoldung durch den Staat angewiesen und damit von ihm noch abhängiger gemacht, als sie seit Peter dem Großen schon gewesen war. Um die Bildung des geistlichen Standes zu fördern, sandte sie junge Geistliche nach England und Deutschland; sie gründete — eine ihrer wohlthätigsten Maßregeln — in dem prachtvollen, von schlanken hellblauen Kuppeln überragten Smolnakloster zu St. Petersburg eine großartige Erziehungsanstalt für Töchter adliger und bürgerlicher Familien und rief auch in andern Städten Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten ins Leben, ja sie plante die Errichtung von vier neuen Universitäten. Was ungleich notwendiger, aber weniger glänzend gewesen wäre, die Entwickelung der Volksschule, daran freilich dachte niemand, und so entbehrte die abendländische Zivilisation in Rußland nach wie vor jedes festen Grundes.

Landwirtschaft.

Blieb doch auch die Lage des leibeignen Landvolkes die alte. Grundsätzlich hielt Katharina zwar seine Befreiung für richtig, sie stellte einmal eine darauf bezügliche Preisfrage und hob auf einzelnen Krongütern die Leibeigenschaft auf. Doch eine allgemeine Anwendung dieser Maßregel hinderte der leidenschaftliche Widerspruch des Adels. Daher blieb auch in der Bodenbewirtschaftung alles beim alten. Eine vorgeschrittene Kultur, die jedoch auf die Russen nicht vorbildlich einwirkte, brachten nur die deutschen Ansiedler. Solche berief Katharina nach dem Vorbilde Friedrichs des Großen unter Zusicherung großer Vorteile gleich in den ersten Jahren. Damals entstanden blühende deutsche Dörfer an der Newa oberhalb von St. Petersburg, in den Gouvernements Woronesh und Tschernigow, vor allem aber an der unteren Wolga um Samara und Sarepta, das die Herrnhuter 1765 gründeten. Später berief die Kaiserin zähe schwäbische Bauern nach dem 1774 erworbenen, menschenleeren Neurußland (Gouvernement Jekaterinoslaw), wohin seit 1789 auch noch die westpreußischen Mennoniten zu Tausenden zogen. Eine besondere Tutelkanzlei sorgte für die Kolonisten; ansehnliche Landanweisungen, Vorschüsse, Freiheit vom Militärdienst und selbständige Verwaltung sicherten den fleißigen Ansiedlern ein behäbiges Gedeihen.

Verwaltung.

In der Verwaltung vollendete Katharina einerseits die Unumschränktheit der kaiserlichen Gewalt, anderseits machte sie einzelne liberale Anläufe, um die Bevölkerung oder mindestens den Adel zu einer gewissen Teilnahme an der Regierung heranzuziehen. Den Senat zerlegte sie in sechs Abteilungen und wies zweien derselben ihren Sitz in Moskau an; alle aber stellte sie unter die Leitung des Staatsrats, in dem sie selber den Vorsitz führte. Neben ihm besorgte das Kabinett die Privatsachen der Kaiserin. Selbständig fungierte der Senat seitdem nur noch als oberster Gerichtshof. Dann wieder berief sie im Jahre 1767 nach Moskau eine Reichsversammlung aus allen Teilen Rußlands — es waren außer baltischen Deutschen auch Tataren und Samojeden darunter — um auf Grund einer von Katharina eigenhändig entworfenen, abstrakt philosophischen Anweisung (in französischer Sprache!) ein allgemeines Gesetzbuch zustande zu bringen. Begreiflicherweise erwies sich diese Versammlung von meist unwissenden Hofbeamten, Landjunkern und Barbaren der an sich schon unlösbaren Aufgabe, für ein so vielgestaltiges ungeheures Reich ein einheitliches Recht zu schaffen, durchaus nicht gewachsen; ja der einzige positive Vorschlag, die Leibeigenschaft aufzuheben, erregte leidenschaftlichen Widerspruch. Endlich löste Katharina die Versammlung auf und betraute eine Kommission mit der weiteren Beratung, die dann im Sande verlief. Einen entschiedenen Fortschritt aber bezeichnete die Neuordnung der Provinzialverwaltung, die sogenannte Statthalterschaftsverfassung, auf deren Gestaltung

ein Deutscher aus den baltischen Provinzen, Johann Jakob von Sievers, damals Gouverneur von Nowgorod, besonderen Einfluß übte (veröffentlicht Ende 1774). Da nämlich der Umfang der „Gubernien" Peters I. weitaus zu groß, die Zahl der Beamten viel zu gering war, so wurde die Zahl der Gubernien erheblich vermehrt, so daß jedes im Durchschnitt 3—400000 Einwohner umfaßte, und jedes wieder in 8—10 Kreise geteilt. Dem Gubernator fiel nur die eigentliche Verwaltung zu, die Rechtspflege dagegen besonderen Gerichtshöfen. Zwei oder drei Gubernien unterstanden



370. Russische Bauernstube zur Zeit Katharinas II.
Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von Jean Baptiste Leprince.

einem Statthalter. Um dann den Adel einigermaßen für das öffentliche Interesse zu gewinnen, sollte er, ähnlich wie in den halbdeutschen Ostseeprovinzen, in jedem Gubernium eine Körperschaft bilden, die der Regierung aus ihrer Mitte ihre Vorsteher und die Beisitzer der Gerichtshöfe zur Ernennung vorschlug. Indes wurde der beabsichtigte Zweck bei der Roheit und Gleichgültigkeit des russischen Adels nur zur Hälfte erreicht, und die Verwaltung litt nach wie vor unter der Bestechlichkeit und Liederlichkeit der Beamten.

Hofleben und Bauten Katharinas.

Ein Gemisch von altrussischer Roheit, orientalischer Üppigkeit und abendländischer Zivilisation war auch der glänzende Hof Katharinas. In ihrem auf das Große und Prächtige gerichteten Sinn hat sie Petersburg und seiner Umgebung ihr Gepräge unvergänglich aufgedrückt, so wenig alle diese Bauten auch eigentlich russisch sein mögen. Den kolossalen Winterpalast beendete sie, die alte Eremitage daneben ließ sie 1765

beginnen; unweit davon errichtete sie für den Fürsten Orlow den berühmten Marmorpalast, durchweg aus Stein und Metall, aber sie gab auch der Kirche des von Peter dem Großen gestifteten Alexander-Newskijklosters (s. oben S. 219) seine jetzige Gestalt und setzte das kühne Reiterstandbild des Herrschers auf bäumendem Roß, das einen Felsen aus finnischem Granit hinansprengt, mitten hinein zwischen seine Schöpfungen mit dem Blick auf die breitströmende Newa und die Admiralität (1782). Ihren Lieblingssitz Peterhof schuf sie zu einem prächtigen Abbild von Versailles um, nur daß es durch seine schöne Lage angesichts von Kronstadt und des blauen Meeres auf der hohen Küste, von deren steilem Abfall silberne Kaskaden über vergoldete Stufen herunterplätschern und die Simsonfontäne 25 m hoch aufschießt, den französischen



371. Straße in Moskau zur Zeit Katharinas II.
Links Polizeiwache und Trinkstube. Nach einem Kupferstiche von Ducfeldt.

Königssitz weit übertrifft; sie baute inmitten eines prächtigen Parks das Riesenschloß von Zarskoje Selo mit einer so kostbaren Einrichtung, daß der französische Gesandte, als ihm die Kaiserin ihr Werk zeigte, sich nach der Glasglocke umsah, die alle diese Herrlichkeit schützend bedecken könne, und errichtete im nahen Pawlowsk ihrem Sohne Paul einen reizenden Sommersitz. Alle diese Bauten tragen in ihren riesigen Dimensionen, ihrer verschwenderischen Pracht und dem bunten Farbenschmuck ihrer Fronten und Dächer trotz der im ganzen abendländischen Formen ein halborientalisches Gepräge. In solchen Werken und in zauberischen Festen, in Geschenken an ihre Günstlinge und im hohen Spiel verschwendete Katharina freilich auch ungeheure Summen und zugleich sprach sie aller Sitte Hohn durch die Art, wie sie mit ihren oft wechselnden Liebhabern offen verkehrte und dem jeweilig Bevorzugten stets eine Reihe von Prachtgemächern in ihrem Palaste anwies. Viele ließen sich täuschen durch den glänzenden

Schein, nicht freilich Kaiser Joseph II. oder der feine italienische Abbate Casti, der die russischen Zustände dieser Zeit unter der Maske eines tatarischen Reiches unübertrefflich geschildert hat.

Unzufriedenheit.

Auch fehlte viel, daß Rußland zufrieden gewesen wäre; galt Katharina doch in weiten Kreisen und namentlich bei der erbitterten Geistlichkeit nicht als die rechtmäßige Herrscherin. So kam sie beständig Regungen des Mißvergnügens auf die Spur, nur war sie klug genug, solche Spuren niemals weiter zu verfolgen, als sie durchaus mußte, um nicht die Rache hochstehender Männer herauszufordern, die sich bedroht fühlten. In der ersten Zeit ihrer Regierung fanden ihre Gegner einen gewissen Anhalt in dem unglücklichen, von Elisabeth verdrängten Prinzen Jwan (III.), der in seinem finsteren Kerker zu Schlüsselburg längst dem Irrsinn verfallen war (s. S. 432 f.). Ein Versuch des Leutnants Wassilij Mirowitsch, ihn zu befreien, führte nur dazu, daß die Wächter ihrer Instruktion gemäß den Gefangenen töteten; Mirowitsch wurde hingerichtet (Juli 1764). Da er bis auf den letzten Augenblick auf Gnade hoffte, so sprengte die Geistlichkeit das Gerücht aus, das Ganze sei eine Veranstaltung Katharinas gewesen. Der eigentliche Zusammenhang ist nie bekannt geworden, aber ähnliche Regungen haben sich auch später noch und in viel gefährlicherer Weise wiederholt.

Polnische Zustände und Parteikämpfe.

Katharina neigte ursprünglich zu einer friedlichen, die Volkswohlfahrt im Sinne der Aufklärung fördernden Regierung. In ihrer auswärtigen Politik hielt sie im Anfange nur ein Ziel fest im Auge: die Beherrschung Polens; dies aber schien ohne Kampf erreichbar und wäre es auch gewesen, wenn die deutschen Nachbarmächte hätten zugeben können, daß russische Truppen in Posen, Thorn, Danzig und Krakau Garnison hielten.

Die Stände.

Die Zustände Polens wenigstens kamen den Russen halbwegs entgegen. Die große Masse der Nation, die leibeigenen Bauern in ihren schmutzigen Dörfern von elenden Lehmhütten, waren durch den jahrhundertelangen Druck zu fast tierischer Stumpfheit herabgesunken; nur im Branntweinrausch vergaßen sie auf kurze Augenblicke ihr Elend, sonst lebten sie dahin ohne Hoffnung und ohne Willenskraft, arbeiteten für den Herrn, der sie tyrannisierte, nur das Notwendigste und waren gegen den Staat, zu dem sie gehörten, vollkommen gleichgültig. Die Städte, jetzt alle ohne politische Rechte, waren zum Teil verjudet oder halb polonisiert, in ihrem Äußern schadhaft und verfallen, selbst die größeren, wie Lemberg, Warschau, Wilna, Grodno zu drei Vierteln verödet. Gnesen hatte 1744 sogar nur 60 Einwohner, Bromberg im Jahre 1772 nicht mehr als 500. Das Handwerk war herabgekommen, der Handel, dank dem elenden Anbau des von der Natur zum Teil so gesegneten Landes, nur ein Schatten des früheren. Betrug doch im Jahre 1777 die gesamte Ausfuhr (in Rohprodukten) nur 25 Millionen Gulden (zu 50 Pfennig), die Einfuhr in fremden Industrieerzeugnissen 50 Millionen Gulden. Die „Nation" im polnischen Sinne war allein der Adel, damals über 1 Million Köpfe; aber unter dieser Masse gab es nur etwa 10—20000 größere Grundbesitzer, von denen wieder 30—40 große Herren (Pany) eine thatsächlich fast fürstliche Geltung besaßen, so daß der kleine Adel, die Szlachta, von ihnen völlig abhängig war (vgl. Bd. VI, S. 47). Fürst Karl Radziwill z. B., ein echter Vertreter des altpolnischen Magnatentums, hatte 5—6 Millionen Gulden jährlichen Einkommens, zählte auf seinen endlosen Besitzungen in Litauen über 100000 besteuerte Rauchfänge und hielt auf seinem Schlosse Nieswiesch einen Hof von orientalischer Pracht mit Tausenden von Edelleuten und eignen Haustruppen. Auch die

Geistlichkeit rekrutierte sich fast ganz aus dem Adel, insbesondere die Jesuiten waren ein rein adliger Orden. Ein ungeheures Vermögen war in den Händen dieses Klerus aufgehäuft. Man zählte etwa 30 Prälaten und 973 Klöster; die Jesuiten allein besaßen bei ihrer Aufhebung 1773 in ganz Polen 138 reich ausgestattete Niederlassungen.

Staatsleben.

Schon diese Alleinherrschaft des Adels würde zu den bedenklichsten Folgen geführt haben; seit aber das Liberum Veto im Jahre 1652 Annahme gefunden hatte (s. Bd. VI, S. 646 f.) und zwar ebensowohl für den Reichstag wie für die Bezirkslandtage (in den Woiwodschaften), seitdem war eine geordnete Staatsverwaltung schlechterdings unmöglich und der Bürgerkrieg gewissermaßen zu einer feststehenden Einrichtung in Polen geworden. Erschien nämlich die Lähmung des Geschäftsganges am Reichstage durch das Veto gar zu unerträglich, oder war eine Partei mit der Regierung unzufrieden, so bildeten sich in den Landschaften sogenannte „Konföderationen", die nach Stimmenmehrheit entschieden, und diese schlossen sich unter Umständen zu einer Reichskonföderation zusammen. Siegte diese, oft mit Waffengewalt, so schloß sich der Senat ihr an und berief einen Konföderationsreichstag, in dem das Liberum Veto nicht galt. Unter solchen Verhältnissen konnten Verwaltung und Rechtspflege nicht anders als kläglich sein. Für die Bauern gab es überhaupt gar kein Recht, seine Stelle vertrat die launische Willkür des Gutsherrn; die Stadtbürger standen unter dem Starosten und dem Landgericht, der Edelmann konnte nur um Geld gestraft werden, und für alle war das Recht käuflich oder nur durch persönlichen Einfluß zu erlangen, wenn nicht gar offene Gewalt angewendet werden mußte; denn um die Ausführung des Urteils kümmerte sich die Behörde nicht, jeder mochte vielmehr zusehen, wie er sich in den Besitz etwa eines ihm zugesprochenen Grundstücks setzte. Die Protestanten aber unterlagen durchgängig rohester Bedrückung und verloren eine Kirche nach der andern. Die Staatseinkünfte galten den adligen Beamten nur als Mittel, sich zu bereichern, eine Kontrolle durch den Reichstag aber wußte der Finanzminister gewöhnlich zu umgehen. Daher war das Defizit stehend und der Kredit des Reiches gleich Null. Im Jahre 1768 betrugen die Gesamteinkünfte nicht mehr als 12—13 Millionen Gulden, davon $7^1/_3$ Millionen aus den königlichen Gütern, die Ausgaben allein für Hof und Verwaltung aber fast 12 Millionen; im Jahre 1780 waren die Einnahmen auf 18 bis 19 Millionen, die Ausgaben auf 20 Millionen gestiegen. Daraus ergab sich zunächst, daß auch das Heerwesen jammervoll bestellt war. Da die Finanznot und die Eifersucht der Stände dem machtlosen König ein starkes Heer nicht gestatteten, so belief sich, abgesehen von den Haustruppen der Magnaten und dem adligen Aufgebot, die gesamte Truppenzahl auf nur 8—10000 Mann, und diese waren schlecht ausgerüstet, mangelhaft besoldet und im Felde fast unbrauchbar, denn die Offiziersstellen waren als käufliche Ware großenteils in den Händen vornehmer, aber unfähiger Edelleute. Nicht anders hielt sich die höhere Geistlichkeit. Während die niedere, unwissend und roh wie die Masse des Volkes, mit dieser darbte, widmeten sich die Kirchenfürsten den Staatsgeschäften, den Gastmählern und Trinkgelagen ihrer Standesgenossen.

Dasein des Adels.

Denn bei all diesem Jammer lebten die großen Herren leichtmütig in Saus und Braus, in Liebeshändeln und politischem Ränkespiel dahin, trugen, wie ihre Damen, elegante Samt- und Seidenkleider aus Paris über schmutziger Wäsche, berauschten sich Tag für Tag in Tokayer, vergeudeten das Geld, das sie ihren Leibeignen abpreßten oder bei den Juden um Wucherzinsen borgten, im hohen Spiel, ruinierten sich durch das alles physisch, moralisch und finanziell, wohnten aber in prachtvollen Palästen, während daneben freilich die elendesten Lehmhütten standen und der Kot auch in den Straßen der Hauptstädte undurchdringlich war. Was an Kraft noch in den Polen war, das lebte in der besitzenden mittleren Szlachta. Der Szlachcic hielt sich von den großen Städten

fern und hauste in der Väter Weise daheim auf seinem Gute in einem niedrigen, langen hölzernen, strohgedeckten Hause mit windschiefen Fenstern und Thüren, zerfaulendem Bretterfußboden und dürftigem Gerät, neben dem die Küche, die Scheune und der Stall sich um einen großen kahlen Hof mit einigen Tümpeln und einem mächtigen Ziehbrunnen gruppierten, während sich auf der andern Seite ein Baumgarten ausdehnte. Hier schaltete er mit unbedingter patriarchalischer Autorität über Kinder und Gesinde, kümmerte sich ein wenig um die Landwirtschaft, während die Hausfrau streng den Mägden gebot, ritt auf die Jagd, nahm gastfrei und höflich unter unendlichem Trinken von süßem Met und heißem Ungarwein jeden Standesgenossen auf oder fuhr auf feurigem Dreigespann nach einem andern Edelhof, zur Kirche, zur Stadt. Er war ein aufrichtig kirchlicher Mann, der ohne seinen Kaplan so wenig bestehen konnte wie ohne seinen Juden, ein patriotischer Pole, ein stolzer Edelmann, ohne Säbel nicht denkbar, leidenschaftlich, beweglich, sinnlich, dabei gewöhnlich eine stattliche Erscheinung, weiß, rotbackig, wohlgenährt, mit großen offenen Augen und dichtem Schnurrbart. Seine Bildung war mangelhaft, schreiben konnte er nicht immer, aber Latein verstand er meist. Der ganze Unterricht beruhte auf den völlig verfallenen Jesuitenschulen, wo der junge Edelmann unter Stockschlägen nichts weiter lernte als eben Latein; für die Masse des Volkes existierte auch nicht der Schatten eines Schulwesens.

Polnische Parteien.

Wie die Polen durch eigne Kraft sich aus diesem Sumpfe hätten emporheben sollen, ist gar nicht zu sagen. So vollständig hatte die Selbstsucht des Adels die staatliche Organisation zerstört und so wenig vermochte er in seiner Masse diese Selbstsucht zu überwinden. Die adlige „Freiheit“ und die Jesuiten haben in der That Polen getötet. An der Einsicht, daß es so nicht weiter fortgehen könne, fehlte es allerdings nicht ganz. An der Spitze der Reformpartei standen die Czartoryski, deren Haupt Kasimir seine Tochter Constantia dem General Stanislaus Poniatowski vermählt hatte, dem Vater des nachmaligen letzten Polenkönigs. Seitdem bildeten beide Geschlechter mit ihrem Anhange, den Sapieha, Lubomirski, Branicki u. a. die „Familie“, die, auf Rußland und auf die sächsische Dynastie gestützt, die Erblichkeit der Krone erstrebte, allerdings mit dem stillen Hintergedanken, dereinst diese Krone selbst zu tragen. Der „Familie“ gegenüber standen die Potocki in ihren beiden Linien, der silbernen und goldenen, die allmächtigen Herren der östlichen Landschaften und besonders stark durch ihren zahlreichen Anhang im mittleren und niederen Adel. Einer ihrer Parteigänger, der fürstlich reiche Iwan Clemens Branicki in Bialystok, Großkronfeldherr und durch seine Vermählung mit Isabella Poniatowska auch der „Familie“ nahe gerückt, verhinderte im Jahre 1754 das von dieser beabsichtigte Bündnis mit Rußland und galt seitdem als Haupt der russenfeindlichen „Patrioten“. Zwar brachte die Übersiedelung des sächsischen Hofes nach Warschau zu Ende des Jahres 1756 die russenfreundlichen Czartoryski wieder empor, und der junge, liebenswürdige, feingebildete Stanislaus Poniatowski vermittelte als Gesandter in Petersburg, wo ihn bald die Großfürstin Katharina mit ihrer Gunst beglückte, ein besseres Einvernehmen mit Rußland, aber über eine wohlwollende Neutralität kam Polen während des Siebenjährigen Krieges nicht hinaus; es diente den Russen als Operationsbasis gegen Preußen und erlebte gelegentlich auch preußische Streifzüge (s. oben S. 493). Seit 1762 trübte sich jedoch das Verhältnis zu Rußland wieder, denn Katharina ließ den Sohn Augusts III., Karl, den dieser im Jahre 1758 zum Herzog von Kurland erhoben hatte, durch ihre Truppen verjagen und nötigte die Stände, Biron aufs neue zu huldigen (s. S. 258). Noch viel mächtiger äußerte sich der russische Einfluß nach dem Tode Augusts III. (5. Oktober 1763). Je stärker er aber wurde, desto mehr forderte er die Einmischung auch der deutschen Großmächte heraus.



372. Polnische Reichsversammlung zur Königswahl bei Wola (bei Warschau). Nach einem Kupferstiche von A. Pilinski.

1 Wahlfeld. 2 Schuppen, in dem sich die Senatoren versammelten. 3 Öffentliche Versammlung der Senatoren. 4 Herumgeführter Graben. 5 Versammlung des Adels nach Woiwodschaften. 6 Warschau. 7 Dorf Wola.

Polen und die Ostmächte.

Österreich und Preußen standen allerdings den polnischen Dingen in sehr verschiedener Weise gegenüber. Für Österreich war ein starkes Polen der natürliche Bundesgenosse, denn es war durch kein wesentliches Interesse von ihm getrennt und durch den überwiegend katholischen Charakter des Volkes ihm sogar innerlich verwandt; die russische Herrschaft in Polen aber erschien zwar unbequem, aber nicht eigentlich gefährlich. Für Preußen dagegen bedeutete eine Wiederherstellung Polens in der alten Macht höchst wahrscheinlich den Verlust Ostpreußens, ein in irgend welcher Form russisches Polen gefährdete nach den Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges nicht nur Ostpreußen, sondern auch die gesamte Ostgrenze, denn ein russisches Heer in Posen stand bereits im Rücken von Königsberg und Breslau. Lagen die Verhältnisse so, dann mußte König Friedrich den bestehenden Zustand zu erhalten und jedenfalls zu verhindern suchen, daß sich Rußland ganz Polens bemächtigte, allerdings nicht um den Preis eines Krieges. Denn sein höchstes Interesse war, seinem tief erschöpften Lande und Deutschland überhaupt den Frieden zu bewahren. Da nun Österreich und Frankreich nach wie vor ihr Bündnis von 1757 festhielten und ihm feindlich gegenüberstanden, auch die große Mehrzahl der deutschen Reichsstände zu Österreich hielt, so suchte er in dieser Vereinzelung Anlehnung an der einzigen Macht, von der ihn kein Gegensatz trennte, mit der er sogar erhebliche Interessen gemeinsam hatte; daher schloß er am 11. April 1764 auf acht Jahre ein Bündnis mit Rußland, worin sich beide Staaten verpflichteten, einander im Falle eines Angriffs beizustehen, in Polen die Wahl eines einheimischen Königs durchzusetzen, die alte Verfassung, d. i. die beiden Mächten bequeme Ohnmacht aufrecht zu erhalten, aber den Dissidenten ihre früheren Rechte wiederzuverschaffen (s. S. 254).

Stanislaus Poniatowski König.

Inzwischen hatte in Polen der Wahlkampf in gewohnter Leidenschaft begonnen. Während sich die „Patrioten" für Friedrich Christian von Sachsen erklärten, aber sehr bald durch seinen raschen Tod den Halt verloren (s. oben S. 528), bezeichnete Katharina durch ihren Gesandten, den Fürsten Repnin, den Czartoryski, die ihres Beistandes gewärtig waren, als den ihr genehmen Thronbewerber ihren früheren Günstling, Stanislaus Poniatowski, und ließ ihre Truppen einrücken. Diese sprengten die Konföderation der Patrioten, und am 7. September 1764 wurde Stanislaus auf dem Felde von Wola einstimmig gewählt, am 25. November in Warschau feierlich gekrönt (1764—95), der letzte König von Polen. Österreichs Forderung, daß Rußland seine Truppen aus Polen zurückziehe, um die Uneigennützigkeit seiner Absichten zu beweisen, blieb unbeachtet.

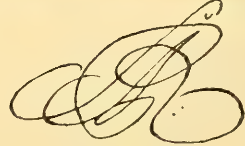
Die Dissidentenfrage.

Stanislaus stützte sich wesentlich auf die Szlachta und hoffte zunächst mit russischer Zulassung das unheilvolle Liberum Veto, das Palladium der Magnatenherrlichkeit, beseitigen zu können. Doch Katharina forderte vor allem die politische und kirchliche Gleichstellung der Dissidenten. Dagegen regte sich der heftigste Widerspruch. Der Reichstag beschloß, die Gesetze gegen die Dissidenten aufrecht zu erhalten (24. November 1766) und verwarf ebenso, hierin übrigens durch den russischen und preußischen Gesandten im geheimen bestärkt, die Aufhebung des Liberum Veto. Darauf bildeten jedoch die Russen unter dem stolzen Karl Radziwill, dem allmächtigen Gebieter von Litauen, Woiwoden von Wilna, am 23. Juni 1767 eine Konföderation mit dem Sitze in Radom, und ein neuer Reichstag, der am 5. Oktober 1767 unter dem „Schutze" russischer Truppen in Warschau zusammentrat, gab trotz des fanatischen Widerspruchs der Bischöfe von Krakau und Kiew den Dissidenten ihre Rechte zurück. Dafür genehmigte Katharina durch den sogenannten ewigen Vertrag vom 24. Februar 1768 die Beseitigung des Liberum Veto in Finanzsachen, ja sie übernahm die Bürgschaft für diese neue Verfassung und machte sich damit thatsächlich zur Herrin Polens.

Polnischer Bürgerkrieg.

Die Dinge begannen sich in der unheilvollsten Weise zu verwirren. Was die Konföderation von Radom wollte und erreicht hatte, das war an sich billig und gerecht, doch sie öffnete dem Einfluß der Fremden Thür und Thor. Was aber die „Patrioten"

373. Stanislaus II. August, der letzte König von Polen.
Nach dem Gemälde von Angelika Kauffmann.



wollten — die Aufrechterhaltung der polnischen „Freiheit“ und den Ausschluß der Dissidenten von den politischen Rechten — das sollte allerdings zunächst der russischen Übermacht einen Damm entgegensetzen, aber es war unvernünftig. In diesem Sinne jedoch bildeten Krasinski, Bischof von Kamienec, und Joachim Potocki eine Gegen-konföderation zu Bar in Podolien, die sich von Österreich und Frankreich mit Ratschlägen und Geldsendungen unterstützen ließ und bald auch den mächtigen Karl Radziwill zu sich herüberzog, da sie diesem Vertreter des alten Polentums weit mehr



374. Janitschar. 375. Hauptmann der türkischen Garde (Chian Bachi).

Nach Kupferstichen in Silvestre, „Différents Habillements de Turcs“

entsprach, als die Verbindung von Radom. Denn sie war hauptsächlich eine Sache der südpolnischen Magnaten, die in Stanislaus Poniatowski den König der Szlachta sahen und ihn womöglich stürzen wollten. Auf die „Bitte“ des Königs und des Senats sandte darauf Katharina ihre Truppen gegen die Konföderierten und gab damit das Signal zur Entfesselung der schlimmsten Leidenschaften auf beiden Seiten, zu einem verheerenden, planlosen Bürgerkriege, der sich freilich sehr bald für die Russen entschied. Denn Ende Juli 1768 erstürmten sie Bar, wobei 4000 Polen umkamen, am 19. August unter furchtbaren Opfern auch Krakau. Die Konföderierten flüchteten über die Grenze nach der Türkei oder Ungarn



Die Seeschlacht bei Tschesme am 5. Juli 1770.

Nach dem in der kaiserlichen Gemäldegalerie zu St. Petersburg befindlichen Gemälde von R. Paton gestochen von P. C. Canot und W. Watts.



Der erste Türkenkrieg Katharinas II. und die erste Teilung Polens.

Ausbruch des russisch-türkischen Krieges.

Um nun Rußland von Polen abzuziehen, arbeiteten Österreich und Frankreich in Konstantinopel schon seit längerer Zeit eifrig daran, die Türkei zu einer Kriegserklärung an Rußland zu bewegen. Sie erfolgte aber erst, als im Juli 1768 russische Truppen polnische Scharen über die türkische Grenze verfolgt hatten und dabei die (tatarische) Grenzstadt Balta (halbwegs zwischen dem unteren Dnjestr und Bug) in Flammen aufgegangen war. Freilich hatte sich das russische Kriegswesen unter der Vernachlässigung unter Elisabeth noch nicht erholt, viele Offiziere waren untauglich



376. Medaille mit dem Bildnis des Generalfeldmarschalls Grafen Peter Alexandrowitsch Rumjanzow. (Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

und mußten durch Fremde, meist Deutsche und Engländer, ersetzt werden; immerhin zeigte sich Rußland der Türkei noch überlegen, denn deren Wehrkraft war in der langen Friedenszeit seit 1739 unter dem schwachen Regiment Mahmuds I. (1730—54), Osmans III. (1754—57) und Mustafas III. (1757—74) gänzlich verfallen; die Janitscharen zählten kaum noch 20 000 Mann. Die Feindseligkeiten begannen daher zunächst durch verheerende menschenraubende Streifzüge der Krimtataren nach Südrußland (Neu-Serbien) hinein. Erst 1769 begann Fürst Galizyn den ersten Feldzug. Mit Hilfe des Generalquartiermeisters Bauer nahm er nach mehreren Siegen am Dnjestr Choczim (20. September 1769), sein Nachfolger Rumjanzow ließ Jassy und Bukarest besetzen, Galacz erstürmen und den Hospodar Gregor Ghika gefangen hinwegführen. Als dann im Jahre 1770 die Türken wieder in der Moldau erschienen, siegten die Russen am Larga über die Tataren (8. Juli), am Kagul (unweit des

unteren Pruth) mit 20 000 Mann über mehr als 100 000 Türken (1. August) und jagten diese wieder über die Donau zurück, während Peter Panin Bender nach mehrtägigem Sturm nahm (27. September). Nun huldigten die Tataren zwischen Dnjepr und Pruth der Kaiserin Katharina.

Die Russen im Mittelmeer.

Gleichzeitig segelte im Herbst 1769 eine russische Flotte, die dem Namen nach Alexej Orlow, faktisch die Engländer Elphinstone und Greigh befehligten, nach dem Mittelmeere, um die Griechen zu befreien. Von russischen Sendlingen aufgehetzt und von einigen russischen Bataillonen unterstützt, erhoben sich im April 1770 die wilden Mainoten des Taygetos ((s. Bd. VI, S. 729), belagerten, freilich vergeblich



377. Tschesme-Medaille: Avers mit dem Bildnis Alexej Orlows.

Gr(af) A(lexej) Gr(igorewitsch) Orlow, powjeditelj i istrebitjelj turezkago flota
Graf Alexej Grigorewitsch Orlow, der Besieger und Zerstörer der türkischen Flotte.

(Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

Modon und Koron und verübten an den Türken von Mistra und Kalamata unmenschliche Greuel, bis die Osmanen, vom Festlande her durch Albanesen verstärkt, in Tripoliza und Patras Gleiches mit Gleichem vergalten. In Masse wurden die Griechen in die Sklaverei geschleppt oder niedergehauen; Tausende flüchteten, aller Habe beraubt, nach dem Norden. Die russische Flotte aber, die nicht genügende Landtruppen an Bord hatte, beschoß erst die türkische Flotte im Hafen von Nauplia (15. und 16. Mai) und folgte ihr dann nach Chios hinüber, das mit den andern griechischen Inseln die Hilfe der Russen anrief. Hier gelang es am 5. Juli (26. Juni) durch einen einzigen Brander die ganze türkische Flotte, die in der engen Bai von Tschesme ankerte, zu zerstören: 15 Linienschiffe und 9 Fregatten mit 8000 Mann Besatzung gingen zu Grunde. Das Getöse der Explosionen hörte man in Athen, in Smyrna bebte die Erde, die russischen Schiffe, in einiger Entfernung Zeugen des furchtbar-großartigen Schauspieles, wurden wie im Sturme hin und her geworfen. Aber Alexej Orlow, der den Ausgang angst-

voll in seiner Kajütte außer Schußweite abgewartet hatte, vor den Heiligenbildern auf den Knieen liegend, verfolgte den Sieg nicht, den größten seit Lepanto, obwohl Elphinstone ihm empfahl, geradeswegs nach den Dardanellen zu segeln und bis Konstantinopel vorzudringen. Die Flotte blieb noch einige Jahre im Mittelmeer, wesentlich mit dem Kaperkrieg beschäftigt. Alexej Orlow aber erhielt trotz seiner feigen Haltung den Beinamen Tschesmenskij und eine Ehrensäule im Parke von Zarskoje Selo.

Fortschritte der Russen zu Lande.

Im Jahre 1771 erschienen die Russen unter Dolgoruki auch in der Krim, erstürmten im Juni die Linien von Perekop, besetzten die Hauptstadt Kaffa und Jenikale-Kertsch und ließen am 9. Juli einen russischen Schützling zum Chan erheben; die



378. Tschesme-Medaille: Revers mit dem Plane der Schlacht.

I bustj radostj i weselije Rossij
Und er war eine Wonne und Freude für Rußland.

(Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

Häuptlinge der Tataren erschienen zur Huldigung in St. Petersburg. An der unteren Donau wurde anfangs mit wechselndem Erfolge gestritten; erst im Oktober erstürmten die Russen die türkischen Stellungen bei Tultscha, Matschin und Babadagh in der Dobrudscha, gingen aber dann wieder hinter die Donau zurück, da Österreichs Haltung immer drohender wurde. Die russische Flotte aber unterstützte den Aufstand des Mamlukenhäuptlings Ali Bei in Ägypten, der sich bereits Palästinas bemächtigt und sogar Damaskus erobert hatte. Russische Schiffe halfen Jaffa belagern, erschienen im Sommer 1772 vor Damiette. Der Krieg, der Polen von der russischen Umstrickung hatte befreien sollen, schien ihr auch die Türkei überliefern zu müssen.

Annäherung zwischen Österreich und Preußen.

Darüber in lebhaftester Sorge, gewährte Österreich den polnischen Konföderierten Zuflucht erst in Teschen, dann in Eperies, wo sie indes Zeit und Geld in Tändeleien und Zänkereien vergeudeten. Aber es griff auch schon, um seine eignen Interessen zu sichern, unmittelbar in die polnischen Verhältnisse ein und besetzte bereits im Früh-

jahr 1769 den Teil der ungarischen Grafschaft Zips, der im Jahre 1412 an Polen verpfändet worden war, sperrte zugleich seine Grenzen durch einen Militärkordon gegen Polen und die Türkei hin ab. Es war der erste Schritt zur Teilung Polens. Anders zunächst Friedrich II. Ganz Polen so vollständig den Russen zu überlassen, wie sie es thatsächlich seit 1764 beherrschten, war ihm ebenso unmöglich, wie er anderseits fürchten mußte, daß weitere Erfolge Rußlands an der unteren Donau Österreich schließlich zum Kriege drängen und damit ihn selbst zwingen möchten, nach dem Vertrage von 1764 diesem Hilfe zu leisten, also den mühsam bewahrten Frieden zu brechen. Er ließ daher zunächst Elbing besetzen, auf das schon der Große Kurfürst ein Pfandrecht erworben hatte. Um aber den Bruch mit Österreich zu verhindern, entschloß er sich in rascher Wendung, sich dem mißtrauischen Österreich zu nähern, das ja seinerseits wieder das größte Interesse daran hatte, bei einem Zusammenstoße mit Rußland mindestens der preußischen Neutralität sicher zu sein. So traf er am 25. August 1769 mit dem jungen Kaiser Joseph II., der ihn persönlich lebhaft bewunderte, in Neiße zusammen. So wenig hier von wirklichen Abmachungen schon die Rede war und so zurückhaltend sich der König dem Kaiser gegenüber benahm — denn er durchschaute dessen glühenden Ehrgeiz — so hatte sich doch eine Annäherung angebahnt. Beide Fürsten versprachen einander, in einem europäischen Kriege neutral zu bleiben und verabredeten eine zweite Zusammenkunft, die dann unter Teilnahme des Fürsten Kaunitz am 3. Juli 1770 zu Mährisch-Neustadt stattfand. Hier kam man dahin überein, daß Preußen in Petersburg eine Friedensvermittelung versuchen sollte; von Polen war noch keine Rede. Nur besetzten die Österreicher damals die drei an Ungarn angrenzenden Starosteien (mit Wieliczka und Bochnia) als altungarisches Eigentum.

Plan zur Teilung Polens.

Um aber jene Vermittelung anzubahnen, reiste nun Prinz Heinrich von Stockholm, wo er seine Schwester Königin Ulrike besucht hatte, einer dringenden Einladung Katharinas folgend, nach Petersburg (Oktober). Indes fanden seine Vorschläge wenig Gehör; vielmehr erschienen die russischen Friedensbedingungen (Unabhängigkeit der Krimtataren, Abtretung der Walachei und Moldau an Rußland auf 25 Jahre) Friedrich dem Großen so hochgespannt, daß er sie entrüstet zurückwies. Inzwischen ging Österreich einen Schritt weiter. Um sich für die russischen Erwerbungen schadlos zu halten, erklärte es am 9. Dezember die förmliche Einverleibung der bereits im Januar besetzten polnischen Gebiete auf Grund nichtiger Ansprüche. Dies brachte die Dinge in rascheren Fluß: Anfang Januar 1771 bot Katharina dem Prinzen Heinrich Ermland an, zunächst, um Preußen beim Bunde mit Rußland zu erhalten, selbst wenn Österreich losschlagen sollte. Davon wollte nun allerdings Friedrich II. nichts wissen, aber er bemächtigte sich des Gedankens. Wollte er Rußland von der Erwerbung der unteren Donaulande abhalten, die Österreich selbst um den Preis eines Krieges zu verhindern entschlossen war, dann mußte er es anderwärts entschädigen, und das war nur in Polen möglich. In diesem Falle aber forderte es sein eignes Interesse, die Gelegenheit zu benutzen, um das untere Weichselland, die Brücke zwischen Pommern und Ostpreußen, an sich zu bringen, woran er schon als Kronprinz gedacht (s. S. 389) und was dann wieder Graf Lynar schon zu Anfang 1769 vorgeschlagen hatte. Für diesen Gedanken suchte er gleichzeitig Rußland und Österreich zu gewinnen. Zwar widerstrebte anfangs Maria Theresia aus Rechtsgefühl und aus Widerwillen, das katholische Polen dem ketzerischen Preußen und dem schismatischen Rußland zu überantworten; aber in der auswärtigen Politik überwog schon der Einfluß Josephs II., und Kaunitz hatte sich in solchen Dingen niemals bedenklich gezeigt. Auch gab es kein andres Mittel, um den Krieg mit Rußland zu vermeiden; hatte doch Österreich



379. Die Lage Polens im Jahre 1773.
Zeitbild von J. E. Nilson.

schon am 6. Juli 1771 mit der Türkei einen Subsidienvertrag geschlossen und ihr dabei versprochen, einen annehmbaren Frieden mit Rußland zu erwirken. Rußland aber sah sich in schwere innere Verlegenheiten verwickelt. Eine furchtbare Pest, vom Heere ins Innere verschleppt, entvölkerte Moskau, bis die zweckmäßigen Anstalten Gregor Orlows und des deutschen Arztes Tode sowie die Winterkälte ihr wirksam entgegentraten. Die unaufhörlichen Rekrutierungen — mindestens 450000 Mann — rafften etwa ein Zehntel der arbeitenden männlichen Bevölkerung hinweg, die Kopfsteuer war um die Hälfte gesteigert worden, und die Geistlichkeit nährte allerorten die Unzufriedenheit.

Der Teilungsvertrag und die Besitzergreifung.

Da wich denn Katharina gleichzeitig gegenüber der Türkei und in Polen zurück. Schon im Dezember 1771 verzichtete sie auf die Erwerbung der Donaufürstentümer, am 17. Februar 1772 schloß sie den Vertrag mit Preußen, und am 5. August 1772 unterzeichneten Rußland, Preußen und Österreich den endgültigen Teilungsvertrag. Den besten Teil, das fruchtbare Galizien, erhielt unfraglich

Österreich, 1280 Quadratmeilen mit fast 3 Mill. Einwohnern. Rußland nahm das ganze alte Weißrußland an der Düna und am Dnjepr, 1975 Quadratmeilen mit 1 800 000 Einwohnern, Preußen endlich Westpreußen (ohne Danzig und Thorn) 645 Quadratmeilen mit 600 000 Einwohnern (den erst später besetzten Netzedistrikt ungerechnet). Ein Manifest der drei Ostmächte verkündete den Polen und Europa ihren Beschluß, für die Erhaltung der Ruhe und der alten Verfassung Polens einzutreten, und versuchte ihre Rechtsansprüche auf die fraglichen Gebiete nachzuweisen. Diese wurden sofort besetzt und für die neue Regierung in Pflicht genommen. Am 13. September rückte General von Thadden in der alten Hauptfestung Westpreußens, in der ehrwürdigen Marienburg, ein, und in deren herrlichem Konventsremter huldigten die westpreußischen Stände am 27. September dem Erben der Hochmeister, der fortan den Titel „König von Preußen" führte. Mit einem Fähnrich und zwölf Dragonern ergriff der preußische Oberfinanzrat F. B. von Brenkenhof auch noch Besitz vom Lande an der Netze, die Grenzpfähle bald vorschiebend, bald zurückziehend wie in einer herrenlosen Steppe. Die Stände des Netzedistrikts schwuren indes erst am 22. Mai 1775 den Eid der Treue, da sich hier die Grenzregulierung länger hinauszog. Für Galizien und Lodomerien erließ Maria Theresia am 11. September 1772 ihr Besitzergreifungspatent, das dann Graf Joh. Anton von Pergen als bevollmächtigter Kommissar vollzog.

Einwilligung Polens.

Wohl folgten Gegenerklärungen des Königs Stanislaus und seines Senats; aber mit allen Mitteln arbeiteten dann die Gesandten der Teilungsmächte in Warschau an der Berufung eines gefügigen Reichstages, der die Abtretungen noch der Form nach gutzuheißen hatte. Dieser, trotz aller Künste nur schwach besucht, wurde am 19. April 1773 eröffnet, konstituierte sich als Konföderationsreichstag und ernannte einen Ausschuß (Delegation), um über die Abtretungen und einige Änderungen der Verfassung zu verhandeln. Unter den üblichen rauschenden Festen hielt die Delegation ihre Beratungen ab, als ob man den Jammer und die Schmach dieses Vorganges übertäuben wollte. Im September wurden dann die Abtretungen bestätigt, die Macht des Königs aber dadurch noch mehr eingeschränkt, daß die Verleihung aller Ämter und Gnaden einem permanenten „Konseil" übertragen wurde. Die Dissidenten erhielten ihre Rechte zurück, doch durften sie nur drei Abgeordnete zum Reichstag entsenden. Der Schluß der Verhandlungen am 12. April 1775 beendete das jammervolle Schauspiel.

Würdigung.

Gewiß war diese „erste Teilung" Polens ein gewaltthätiger Bruch des bestehenden Rechts und ist von diesem Standpunkte aus nicht zu verteidigen, auch von den Zeitgenossen fast allgemein verurteilt worden, denn ihm fehlte die Weihe, die das siegreiche Schwert dem Eroberer verleiht. Aber einerseits war diesem ganzen Jahrhundert der „Aufklärung" der Begriff des nationalen Staates völlig fremd; ihm galt der Staat lediglich als eine Anhäufung von Menschen und Quadratmeilen, die nur möglichst zweckmäßig verwaltet werden müsse; anderseits sprach der nationale und historische Gesichtspunkt, sowenig er die Teilungsmächte bestimmte, viel mehr für die Teilungsmächte, wenigstens für Preußen und Rußland, als für Polen. In Zeiten der Schwäche beider hatten hier die Litauer, dort die Polen russisches und deutsches Gebiet erobert; als ihr Reich durch die eigne schwere Schuld ihres Adels gesunken, die Macht der Nachbarn hoch gestiegen war, nahm Rußland den alten Besitz seiner Großfürsten, Preußen das Erbe des Deutschen Ordens, das ihm unentbehrliche Weichselland, zurück. Für Österreich freilich läßt sich derartiges nicht geltend machen.

Deutsche Kulturarbeit in Galizien und Westpreußen.

Immerhin aber hat auch Maria Theresia wie später Joseph II. ehrlich und einsichtig daran gearbeitet, das neugewonnene Gebiet aus seiner Verwahrlosung emporzuheben. Sofort nach der Besitzergreifung wurde eine allgemeine Amnestie verkündet, dann folgten Verordnungen über den Schutz der königlichen Güter und die Einziehung der üblichen

Steuern und ein allgemeines Landeskataster. Schon im Januar 1773 trat das Appellationsgericht in Lemberg ins Leben; die Oberleitung der Verwaltung übernahm in Lemberg ein kaiserl. königl. Gubernium, in Wien die galizisch-lodomerische Hofkanzlei, die aber schon 1776 mit der böhmisch-österreichischen vereinigt wurde. Am langsamsten ging es auf dem schwierigen Gebiete des Schulwesens. Zwar wurde im September 1775 eine Normalschule in Lemberg eröffnet, allein sonst war noch 1780 nichts von der beabsichtigten Reform zu sehen. — Auch die preußische Verwaltung hat den ihr zugefallenen Anteil völlig barbarischen Zuständen entrissen. Das war seitdem Friedrichs II. Lieblingsarbeit. Seinen Beamten schien der Grad der Verwahrlosung, die ihnen hier dicht an



380. Jemeljan Pugatschew. (Zu S. 588.)

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

der preußischen Grenze entgegentrat, kaum glaublich. Die verfallenen Städte fast ohne Handwerk und Verkehr (s. oben S. 574), das platte Land entweder elend angebaut oder ganz verödet, auf weite Strecken mit Heide oder ungangbarem Bruch bedeckt, die Wälder roh verwüstet, die Bevölkerung träge und verkommen, so war das Land, das dem unermüdlichen Präsidenten der ostpreußisch-litauischen Kammer, J. Fr. von Domhardt, zur Verwaltung übertragen wurde. In kurzem schaffte er Ordnung. In Marienwerder wurde die westpreußische Kriegs- und Domänenkammer eingerichtet mit einer Delegation in Bromberg für den Netzedistrikt; königl. Landräte übernahmen die Verwaltung der neuen Kreise, Förster die Waldungen. An die Spitze der Rechtspflege trat das Hofgericht in Marienwerder. Die Domänen, Starosteien und Kirchengüter

wurden sofort eingezogen und verpachtet, Kontribution und Accise eingeführt, die Leibeigenschaft auf den Domänen aufgehoben, die bäuerlichen Lasten überall erleichtert, bei Fordon an der Weichsel und rings um Danzig neue Zollstätten errichtet, die Post schon am 1. Oktober 1772 in Gang gesetzt, binnen einem Jahre der Bromberger Kanal zur Verbindung mit der Oder hergestellt. Dazu begann ein neues Zeitalter deutscher Kolonisation. Bis 1786 verwandte der König darauf über 7 Mill. Thaler und siedelte in dieser Zeit 2200 Familien mit 11 000 Köpfen an, wobei der Netzebruch erst dem Sumpfe abgerungen werden mußte. Für die Volksbildung sorgte er auf der Stelle, indem er 187 meist in Halle gebildete Volksschullehrer ins Land schickte, und alljährlich besuchte er selbst das aufblühende Land.

Ende des russisch-türkischen Krieges.

Während der Verhandlungen über Polen war auch, von Preußen und Österreich vermittelt, ein Waffenstillstand zwischen Rußland und der Türkei eingetreten und in Fokschani ein Friedenskongreß eröffnet worden. Indes scheiterte dieser, nachdem inzwischen Ali Bei einer Gegenpartei erlegen war (1773), an dem hochfahrenden Stolze des neuen Sultans Abdul Hamid I. (1774—89), und so begann an der unteren Donau der Krieg aufs neue, nicht zum Vorteile der Türken. Denn im Jahre 1774 überschritten die Russen bei Silistria den Strom, trieben am 18. Juni einen Teil des türkischen Heeres in wilder Flucht vor sich her und erschütterten dadurch auch die Hauptarmee des Großwesirs um Schumla so, daß Rumjanzow sie völlig einschließen konnte. Da willigte der Sultan in den Frieden von Kutschuk Kainardschi (21. Juli 1774). Darin erkannte er die Unabhängigkeit der Krimtataren an, verzichtete zu Rußlands gunsten auf seine Oberhoheit über die Kaukasusvölker, trat das Land zwischen Dnjepr und Bug mit Kinburn an Rußland ab und gestattete den russischen Handelsschiffen den lange verweigerten freien Verkehr auf dem Schwarzen und Ägäischen Meere. Walachei und Moldau sollten wie bisher von ihren Wahlfürsten (Hospodaren) unter türkischer Oberhoheit regiert werden, doch erhielt Rußland das Recht, sich für sie nötigenfalls in Konstantinopel „zu verwenden“, d. h. sich einzumischen, und empfing weiter die Erlaubnis, in Galata unter seinem Schutze eine öffentliche russisch-griechische Kirche zu erbauen, eine harmlose Bestimmung, aus der jedoch in unsrem Jahrhundert die russische Diplomatie ein Schutzrecht über die christlichen Unterthanen der Türkei abgeleitet hat. Diese russischen Erwerbungen gaben für Österreich den Vorwand, der Türkei als Entschädigung für die gezahlten Hilfsgelder die waldreiche Bukowina, ursprünglich ein Stück der Moldau (190 Quadratmeilen), abzudrängen (7. Mai 1775). Am 10. Oktober 1777 ließ sich Maria Theresia in Czernowitz huldigen, die Verwaltung selbst wurde anfangs ganz militärisch eingerichtet.

Pugatschews Aufstand.

Für Rußland war die Beendigung des türkischen Krieges auch deshalb sehr erwünscht, weil es noch mit einem gefährlichen Aufstande der donischen Kosaken zu kämpfen hatte, die, aufgeregt durch den thörichten Glauben, Peter III. lebe noch, sich unter der Führung des Jemeljan Pugatschew erhoben. Indes war Pugatschew viel zu roh und unwissend, um eine Volksbewegung gegen Katharina wirklich leiten zu können; seine rasenden Haufen, meist Raskolniken, konnten nur zerstören und wüteten mit wahnsinniger Grausamkeit namentlich gegen die Kirchen. Trotzdem behauptete er sich ziemlich lange; mehrfach geschlagen, sammelte er stets neue Scharen, nahm sogar Kasan, das er freilich bald wieder räumen mußte, und belagerte dann Zarizyn an der unteren Wolga. Hier indes erlitt er eine neue Niederlage (August 1774), flüchtete über die Wolga und wurde endlich von einigen seiner Anhänger in Simbirsk an die Russen ausgeliefert. In Moskau folgte dann seine barbarische Hinrichtung (21. Januar 1775).



381 und 382. Siegel Kaiser Josephs II.

Joseph II. und Friedrich der Große.

Der Bayrische Erbfolgekrieg.

Joseph II.

Das leidliche Einvernehmen zwischen Preußen und Österreich, das die ausgreifende russische Politik veranlaßt hatte, hielt nicht lange vor. Mochte das in dem keineswegs beseitigten Mißtrauen der beiden Höfe gegeneinander begründet sein, einen sehr wesentlichen Anteil daran hatte doch der wachsende Einfluß Kaiser Josephs II. auf die auswärtige Politik Österreichs.

Joseph II. hatte in stürmischer Zeit, am 13. März 1741, das Licht der Welt erblickt. Unter der Aufsicht des Grafen Batthyáni (seit 1746) hatte er dann seine Ausbildung in den gewöhnlichen Schulwissenschaften erhalten, und zwar in mancher Beziehung in ziemlich freiem Geiste, wie z. B. in der Geschichte Maria Theresia ausdrücklich eine unparteiische Beurteilung der Regenten vorschrieb; doch hatte er sich nicht eben durch Lerneifer ausgezeichnet, außer in Dingen, die ihn besonders anzogen, wie Feldmessen und Kriegsbaukunst. Seit einer lebensgefährlichen Erkrankung im Jahre 1758 erschien er gereifter und selbständiger und wurde seit 1759 bei wichtigeren Sachen zu den Sitzungen der Konferenz hinzugezogen. Schon damals zeigte er ein eigentümlich strenges, ernstes Wesen und große Selbstüberwindung, Dinge, die ihn in Gesellschaft nicht besonders liebenswürdig machten, denn er erschien kalt, einsilbig und modischen Unterhaltungen, wie Tanz und Kartenspiel, abgeneigt. Erst die glückliche Ehe mit Isabella von Parma milderte dies Wesen, um so unglücklicher machten ihn dann ihr rascher Tod und die zweite Verbindung mit Josepha von Bayern, in die er nur widerstrebend willigte und die schon 1767 durch den Tod gelöst wurde. Mit 26 Jahren war er Witwer und blieb es.

Aber je weniger Glück er im Hause fand, desto mehr lenkte er all sein Denken und Sinnen auf den Staat. Solange freilich die Mutter lebte, fand hier sein ungestümer Thatendrang keine Befriedigung, und auch die Erhebung zum römischen König (1764) und zum Kaiser (1765) änderte daran nicht viel, denn ein Kaiser, der nicht zugleich Österreich regierte, bedeutete nichts. Daheim aber ließ ihm Maria Theresia nur in der Militärverwaltung mehr Einfluß. So suchte er in weiten Reisen Befriedigung. Er durchzog als „Graf von Falkenstein“ mehrfach fast alle österreichischen Länder, besuchte Italien (1768 und 1774) und Frankreich (1777), wo sein anspruchsloses, einfaches Wesen fast allgemein wohlthuend berührte. Sowenig er nun eine wirkliche Befriedigung empfand und so grundsätzlich verschieden seine Anschauungen von denen der Mutter waren, zu einem offenen Konflikte zwischen beiden ist es doch nicht gekommen, teils, weil dazu Josephs Verehrung für sie viel zu groß war, teils, weil er in der äußeren Politik in enger Verbindung mit Kaunitz und, völlig mit dessen Auffassung einverstanden, seinen Einfluß mehr und mehr geltend machte.

Die bayrische Erbfolge.

Es trat dies zuerst in der bayrischen Erbfolgefrage hervor. Der alte, schon mehrfach im Jahre 1705 und 1742 (s. S. 104f., 410) hervorgetretene Gedanke, das angrenzende Bayern, das historische Stammland Österreichs, zu erwerben, machte sich wieder stärker geltend, da Maximilian Joseph kinderlos war und sein berechtigter Erbe, Karl Theodor von der Pfalz (s. S. 540), an Bayern sehr wenig persönliches Interesse hatte. Seine Ansprüche begründete Österreich auf eine thatsächlich ganz unwirksam gebliebene Belehnung des Erzherzogs Albrecht (Kaiser Albrechts II.) durch Kaiser Sigismund 1426 mit Niederbayern (Bayern-Straubing), außerdem nahm es Teile der Oberpfalz als böhmische Lehen in Anspruch. Dabei hoffte Joseph II. auf die Unterstützung Frankreichs, mit dem er während seiner Anwesenheit in Versailles 1777 unterhandelte; von Preußen glaubte er keinen Widerspruch befürchten zu müssen. Eben in diesem Punkte täuschte er sich indes sehr empfindlich. Friedrich ließ Bayern nicht aus dem Auge, erneuerte deshalb im geheimen schon am 13. April 1777 sein Verteidigungsbündnis mit Rußland. Als nun Maximilian Joseph am 30. Dezember 1777 aus der Welt ging, besetzten österreichische Truppen sofort den größten Teil Niederbayerns und der Oberpfalz, und am 3. Januar 1778 erkannte Karl Theodor die Ansprüche auf diese Gebietsteile auch wirklich an. Indessen legten dagegen die bayrischen Stände Verwahrung ein, Beamte und Volk erklärten sich entschieden gegen Österreich und, was von größter Wichtigkeit war, der voraussichtliche Erbe des ebenfalls kinderlosen Karl Theodor, Karl August von Pfalz-Zweibrücken, verweigerte seine Zustimmung zu dem Abtretungsvertrage. Bestimmend wirkte dabei auf ihn Friedrichs II. Gesandter, Graf Eustach von Görz. Denn der König war fest entschlossen, jede Machterweiterung Österreichs auf deutschem Boden zu verhindern, im Gegensatz zu seinem Bruder Heinrich, der schon früher und jetzt wieder eine Teilung Deutschlands zwischen Preußen und Österreich vorschlug. Auch das Anerbieten Josephs, den Anfall der demnächst (1791) zur Erledigung kommenden fränkisch-brandenburgischen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth an Preußen anzuerkennen, machte Friedrich nicht andern Sinnes, vielmehr zog er auch Sachsen zu sich herüber, da dies im Namen der Kurfürstin-Witwe Maria Antonia, der Schwester Maximilian Josephs, ebenfalls Ansprüche auf die bayrische (Allodial-)erbschaft zu erheben hatte (s. S. 525). So legten am 16. März 1778 die Gesandten von Pfalz-Zweibrücken, Preußen und Sachsen am Reichstage in Regensburg Verwahrung gegen die Schritte Österreichs ein, was überall den tiefsten Eindruck machte, und am 18. März verbündeten sich Preußen und Sachsen, selbst mit den Waffen in der Hand für das Recht Karl Augusts einzutreten. Zugleich dachte Friedrich daran, Frankreich als Bürgen des Westfälischen Friedens anzurufen, Rußlands Hilfe zu erbitten und eine „Assoziation“ der Reichskreise gegen Österreichs Übergriffe zu bilden. Zum Glück war Rußland mit der Türkei wegen der Krimtataren in Schwierigkeiten verwickelt, und Frankreich rüstete sich, in den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg einzugreifen. Es verweigerte daher auch für Österreich jede Unterstützung, da das Bündnis von 1757 sich nur auf den Schutz der alten, nicht auf die Erwerbung neuer Besitzungen beziehe.

Einmarsch der Preußen und Sachsen in Böhmen.

Trotzdem brach Österreich am 24. Juni 1778 die Verhandlungen mit Preußen ab und sammelte seine Heeresmassen in Böhmen und Mähren längs der schlesischen und sächsischen Grenze. Dort standen Lacy und Joseph mit 100000 Mann zwischen Königingrätz und Hohenelbe, Laudon mit 70000 Mann zwischen Teplitz und Reichenberg, in Mähren die Reserve unter Prinz Albrecht. Noch einmal ging der greise König ins Feld und rückte Ende Juli über Braunau und Schatzlar vor, während Prinz Heinrich von Sachsen aus sich gegen Laudon wandte und das sächsische Heer zwischen Pirna und Maxen stand. So sehr aber Joseph einen entscheidenden Schlag gewünscht hätte, dazu



383. Kaiser Joseph II.

[Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

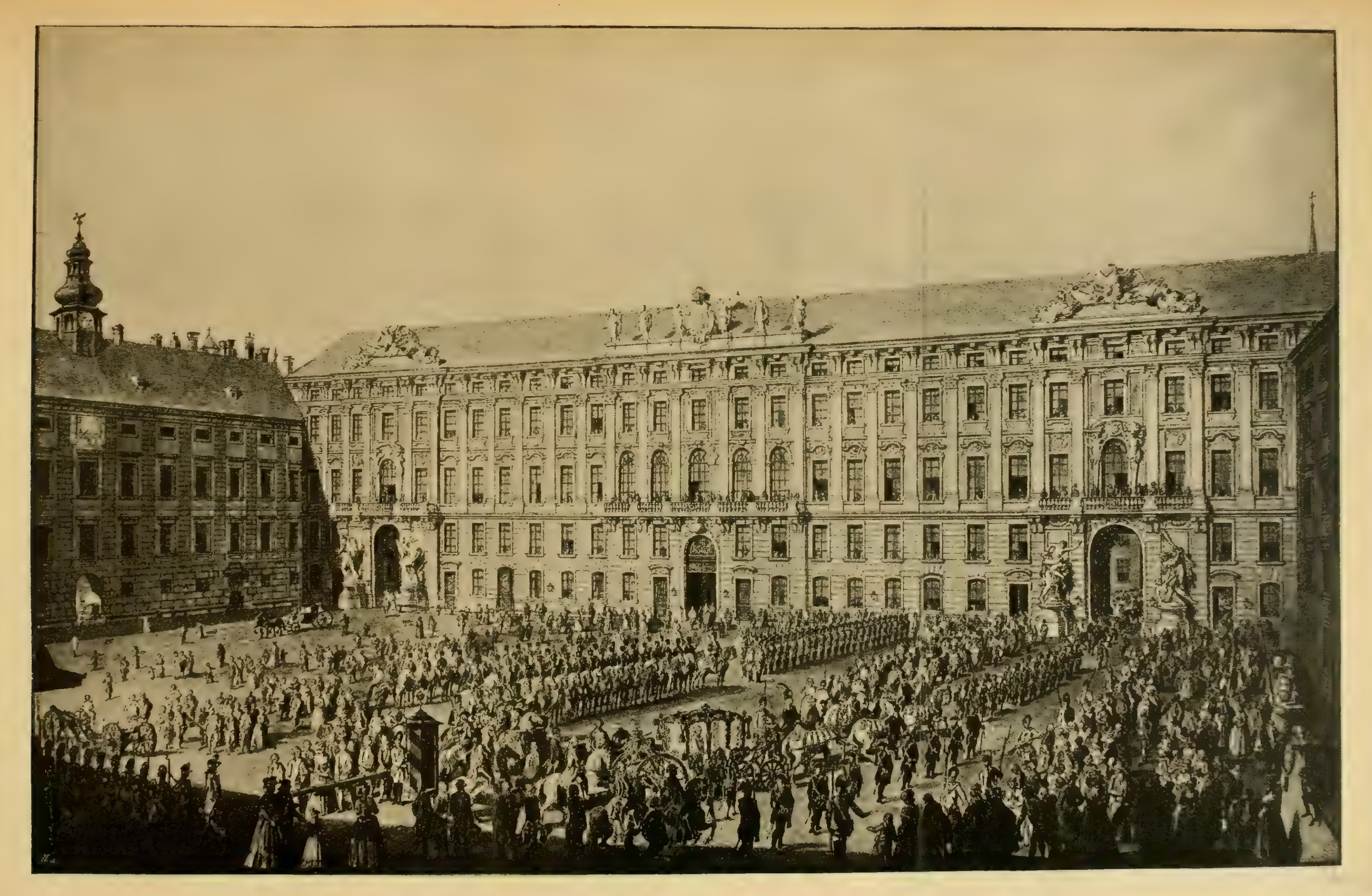
kam es nicht. Laudon wich, als Prinz Heinrich seine Vortruppen am 1. August bei Gabel zersprengt hatte, hinter die Iser zurück, aber auch Prinz Heinrich wagte keinen entscheidenden Stoß, um seine Vereinigung mit dem König zu erzwingen, und Friedrich selbst war zu vorsichtig, um alles aufs Spiel zu setzen. Trotzdem mußte Joseph bald erkennen, daß ihm der Gegner überlegen sei, und so beschränkte sich dieser „Kartoffelkrieg", wie der preußische Volkswitz ihn taufte, auf Märsche, Rekognoszierungen und Gefechte, bis Krankheiten und Mangel den König bewogen, im Oktober nach Schlesien zurückzugehen.

Friede von Teschen.

Schon im August aber hatte Maria Theresia, von Anfang an Gegnerin des Krieges, durch Thugut mit Friedrich in Braunau Verhandlungen angeknüpft, und wenngleich diese zu keinem Ziele führten, so bewogen doch die drohende Haltung Rußlands und die Vermittelung Frankreichs die streitenden Mächte zu einem Friedenskongreß in Teschen (März 1779). Hier wurde am 13. Mai 1779 der Friede unterzeichnet. Österreich erhielt nur das sogenannte Innviertel (40 Quadratmeilen) zur besseren Verbindung mit Tirol, Sachsen wurde für seine bayrischen Ansprüche mit 6 Millionen Gulden entschädigt, Preußens Recht auf Ansbach-Bayreuth anerkannt und zugleich die Bestätigung der bayrisch-pfälzischen Familienverträge ausgesprochen. Das Deutsche Reich, Frankreich und Rußland übernahmen die Bürgschaft für diese Verträge. Es war ein glänzender Sieg der preußischen, eine schwere Niederlage der österreichischen Politik.

Maria Theresias Tod.

Eben deshalb schärfte er den Gegensatz beider Mächte. Tief erbittert sagte damals Fürst Kaunitz: „Wenn je die Schwerter Österreichs und Preußens nochmals aufeinander schlagen, dann werden sie nicht eher wieder in die Scheide fahren, als bis die Entscheidung gefallen ist, offenbar, vollkommen, unwiderruflich." Bei ihm und Joseph II. galt seitdem als oberster Gesichtspunkt: Preußen überall zu bekämpfen, und um dies wirksamer thun zu können, sein Einvernehmen mit Rußland zu zerstören, dieses selbst auf österreichische Seite zu ziehen. Die Reise Josephs nach Petersburg im April 1780 leitete diese verhängnisvolle Wendung ein. Maria Theresia hatte sich ihr mit gutem Grunde widersetzt, mit der letzten Kraft, die ihr zu Gebote stand. Sie verstand dies neue Geschlecht nicht mehr; vereinsamt stand sie da. So verschied sie lebensmüde am Abend des 29. November 1780 und räumte dem Sohne auch in Österreich den Platz. Die Zuneigung der Wiener hatte sie sich zuletzt durch einige unpopuläre Steuerverordnungen verscherzt, aber bald brach allerorten in den weiten Landen, über die ihr Zepter geboten hatte, das ehrliche Gefühl der tiefsten Trauer und der wärmsten Bewunderung für diese größte und liebenswürdigste Fürstengestalt des Hauses Habsburg hervor. Sie hatte mit echt weiblichem Takte, klarem Blick und fester Hand in ihrem gewaltigen, vielgestaltigen Völkerreiche die Keime einer modernen und doch wesentlich deutschen Bildung gepflanzt, ihre Lande eingeführt in die moderne Verwaltungs- und Wirtschaftsordnung, soweit sie diese schon vertrugen, und in nicht immer glücklichen, aber immer ruhmvollen Kriegen ihren Völkern ein lebendiges Gefühl der Zusammengehörigkeit und dynastischer Anhänglichkeit gegeben, das praktisch weit mehr bedeutete, als eine äußerliche Einheit. Niemals hat seitdem Österreich ohne den schwersten Schaden die Bahnen ihrer inneren Politik verlassen dürfen, so sehr entsprachen sie dem eigentümlichen Wesen dieses Staats, und mit Recht erhebt sich heute ihr erhabenes Bild, umgeben von den ehernen Gestalten ihrer Feldherren und Staatsmänner, inmitten der herrlichsten Prachtbauten des neuen Wien, denn ohne ihr Wirken wären beide nicht denkbar.



Der innere Burgplatz (heute Franzensplatz) in der Hofburg zu Wien.

Mit der Darstellung des feierlichen Krönungseinzuges Kaiser Josephs II. Im Hintergrunde das ehemalige Reichskanzleigebäude, links der Amalienhof.

Originalphotographie nach dem Aquarell von Jauscha in der Albertina zu Wien.



Joseph II. als Regent.

Regierungsgrundsätze Josephs II.

„Die Kaiserin ist nicht mehr, eine neue Ordnung der Dinge beginnt", schrieb König Friedrich an d'Alembert, als ihm der Tod seiner großen Gegnerin gemeldet wurde; „ich habe mit ihr Krieg geführt, bin aber nie ihr Feind gewesen." Er hatte mit scharfem Blick Josephs Natur durchschaut, eine eigenmächtige, gewaltthätige, leidenschaftlich vorwärtsstrebende Natur. Durch und durch ein Vertreter der aufgeklärten Selbstherrschaft und ein idealistischer Doktrinär wie nur irgend ein Staatsmann der Französischen Revolution, wollte er dies alte, bunt zusammengesetzte Österreich verwandeln in einen straff zentralisierten, gleichförmig eingerichteten, von Wien aus unumschränkt büreaukratisch regierten Einheitsstaat deutschen Gepräges ohne Rücksicht auf historisch gewordene Verhältnisse, auf nationale und landschaftliche Unterschiede, und ohne jedes Verständnis für das Volksgemüt. Dabei war er unzweifelhaft von den edelsten und menschenfreundlichsten Absichten erfüllt, erstrebte daher auch energische Förderung des Volkswohlstandes und freisinnige Entwickelung des geistigen Lebens, aber er wollte doch eben als ein echter Despot alles rücksichtslos in die Formen pressen, die er selber für richtig hielt, und seine Unterthanen nicht nach ihren Bedürfnissen, sondern nach seiner ganz persönlichen Überzeugung glücklich machen. Zugleich strebte er sein Gebiet abzurunden: hier durch Bayern, dort durch südslawische und oberitalienische Lande. Dies vergrößerte, einheitlich geleitete Reich sollte die herrschende Macht Mitteleuropas werden.

Die neue Staatsordnung.

Mit rastloser Thätigkeit, vom ehrlichsten Willen beseelt, aber auch mit überstürzender Ungeduld ging er ans Werk. „Der Kaiser thut immer den zweiten Schritt, ehe er den ersten gethan hat", urteilte treffend Friedrich der Große. Der Staatsrat trat jetzt völlig zurück hinter der persönlichen Regierung des Kaisers. Um die Unabhängigkeit seiner Regierung von jeder ständischen Einwilligung zum Ausdruck zu bringen, vermied er es, in Niederösterreich die Huldigung einzunehmen und sich in Ungarn und Böhmen krönen zu lassen, er ließ vielmehr die Kronen beider Länder als historische Reliquien nach Wien in die Schatzkammer bringen. Sein ganzes Gebiet sollte fortan in dreizehn gleichförmig eingerichtete und verwaltete „Gubernien" (Provinzen) zerfallen; selbst die Vereinigung der ungarisch-siebenbürgischen Hofkanzlei mit der böhmisch-österreichischen war in Aussicht genommen (s. S. 544). Der ständische Landesausschuß wurde überall aufgehoben, seine Geschäfte dem k. k. Gubernium untergeordnet (1783). Das Steuerbewilligungsrecht der Stände drückte ein Patent vom Jahre 1785 vollends zur leeren Förmlichkeit herab, auch Anlage, Verteilung und Erhebung der Steuern bestimmte die Regierung, wofür ein neues Kataster ausgearbeitet wurde, und im November 1789 ein Steuerpatent erschien, ein übereiltes Machwerk; die Einberufung der Stände war fortan vom Belieben des Kaisers abhängig (1788). Auch der ungarische Reichstag wurde nicht mehr einberufen, die Komitatsbeamten (s. Bd. V, S. 285) ernannte mittelbar oder unmittelbar die Regierung, ebenso wie die Magistrate aller Städte. Ferner wurden die privilegierten (königlichen) Städte und Bezirke ihrer Sonderrechte beraubt und den Komitaten einverleibt, ebenso in Siebenbürgen der Verband der drei Nationen, also auch die altbewährte Landesverfassung der Siebenbürger Sachsen, ihre sicherste Schutzwehr gegen die Magyaren und Rumänen (s. Bd. V, S. 286), aufgehoben. Ungarn zerfiel fortan in zehn Kreise unter königlichen Kommissarien. Die Zentralregierung aber wurde von Preßburg nach Ofen verlegt, das althistorische Palatinat (s. Bd. VI, S. 720) an der Spitze des Statthaltereirats durch einen königlichen Präsidenten ersetzt. Die Einführung der militärischen

Aushebung 1785 und einer allgemeinen Grundsteuer 1786 sollte auch die Leistungen der ungarischen Lande auf den gleichen Fuß mit der westlichen Reichshälfte bringen. Und da ein Einheitsstaat eine einheitliche Amtssprache haben muß, so wurde als solche auch für Ungarn anstatt des bisher dort üblichen Latein das Deutsche eingeführt (1784); zugleich sollten deutsche Ansiedler, meist aus den Rheinlanden, um Pest-Ofen, im Banat, in Galizien das deutsche Element der einheimischen Bevölkerung gegenüber verstärken, der erste systematische Versuch, alte schwere Versäumnisse nachzuholen.

Rechtspflege; Volkswirtschaft.

Nicht minder sollte sich in der Rechtspflege alles einheitlich gestalten. Eine allgemeine Gerichtsordnung wurde 1782 in den böhmisch-österreichischen Landen, 1785 in Ungarn eingeführt, der erste Teil eines bürgerlichen Gesetzbuches 1786, ein Strafgesetzbuch, das die Anwendung der Todesstrafe erheblich einschränkte, die Freiheitsstrafen dagegen verschärfte, 1787 veröffentlicht. Alle diese Gesetzbücher beruhten auf der Gleichheit aller Stände vor dem Gesetz. Noch viel tiefer in alle gesellschaftlichen Verhältnisse schnitt die Aufhebung der Leibeigenschaft in allen Landen, die Joseph verfügte, weil solches „das Recht der Natur und die gemeinschaftliche Wohlfahrt fordert" (1781 in der deutschen Reichshälfte, 1783 in Siebenbürgen, 1785 in Ungarn). Es steht dies zugleich mit den Bemühungen Josephs um die Hebung des Ackerbaues in engster Verbindung. Dahin zielten auch die deutschen Kolonien, die er im ungarischen Banat und in Galizien gründete. Dort hatte schon Maria Theresia über 40000 Deutsche angesiedelt (s. oben S. 549), ebensoviel kamen unter Joseph dorthin, und mehr als 100 neue Ortschaften erwuchsen unter ihm aus dem Boden. Eine Niederlassung andrer Art war die von 40000 russischen Zaporogern in der Militärgrenze. Nächst dem Ackerbau galt dem Kaiser die Industrie am höchsten. Um sie zu fördern, verbot er 1784 überhaupt die Einfuhr auswärtiger Waren, gab dagegen den Verkehr im Innern frei, und in der That erlebte er namentlich in Wien wie in Böhmen und Mähren erfreuliche Ergebnisse.

Josephs II. Kirchenpolitik.

Doch nichts hat zu leidenschaftlicherem Streit auch nach seinem Tode Veranlassung gegeben als Josephs Kirchenpolitik. Obwohl durchaus kein Freigeist, huldigte er doch noch weit mehr als Maria Theresia den Ideen des Febronius (s. S. 550). Er betrachtete die Kirche lediglich als eine Staatsanstalt zur besseren Beherrschung seiner Völker, natürlich nach seinen Ideen, nach denen „die Philosophie zur Gesetzgeberin seines Reiches" werden sollte. Deshalb wollte er die Kirche der Hoheit des Staates beugen, um sie seinen Zwecken dienstbar zu machen, und zugleich größerer Duldsamkeit die Bahn brechen. Dabei wurde er nicht nur von der Mehrzahl seiner Minister, sondern sogar von einzelnen Bischöfen, wie namentlich dem von Laibach, Grafen Herberstein, unterstützt, während allerdings die ungeheure Mehrzahl der österreichischen Geistlichkeit seine Maßregeln entschieden bekämpfte. Er begann mit seinem berühmten Toleranzedikt vom 13. Oktober 1781. Es gestattete zwar den Protestanten, wo sie ihn nicht schon besaßen, keinen öffentlichen, sondern nur einen Privatgottesdienst, stellte aber ihre bürgerliche Gleichberechtigung durchaus fest und hatte ungeahnten Erfolg. Denn die Zahl der angeblichen Katholiken, die sich jetzt zum Protestantismus bekannten, stieg bis 1789 auf 157000, so daß die Regierung die Bewegung sogar wieder einzudämmen versuchte. Auch den Juden, die in den böhmischen und ungarischen Ländern, sowie natürlich in Galizien sehr zahlreich, sonst nur an vereinzelten Orten, wie Wien und Triest, wohnten, gewährte er die Zulassung zu den öffentlichen Schulen, zu Ämtern, zu Fabrikthätigkeit und Güterpacht (1781). Dann aber griff der Kaiser rücksichtslos in die Ordnungen der katholischen Kirche selber ein. Der Verkehr der Ordensgeistlichen mit ihren Oberen in Rom wurde verboten, sie selbst den einheimischen Bischöfen unterstellt, desgleichen die Geldsendungen und Appellationen (außer in Ehe-

sachen) nach Rom untersagt. In demselben Geleise bewegten sich die Versuche, die aus der frühesten Zeit deutscher Kolonisation stammende Gewalt außerösterreichischer Bischöfe über Österreich (Salzburg und Passau) abzuschneiden und sie an einheimische, zum Teil neu gegründete Bistümer (Linz und St. Pölten) zu übertragen. Weit größer noch war die Wirkung der massenhaften Einziehung von Klöstern seit 1782. Von den 2062 Klöstern mit etwa 63000 Insassen, die es um 1770 in Österreich gab, bestanden 1786 noch 1324 mit 27000 Mönchen und Nonnen, die der aufgehobenen 738 Stifter wurden in eine ihnen unbekannte Welt hinausgestoßen, ihr Vermögen zu gunsten eines Religionsfonds, der 1788 über 2 Millionen Gulden Jahreseinnahme verfügte, eingezogen, und bei der Besitzergreifung der Gebäude verfuhren die Beamten oft mit vandalischer Gleichgültigkeit gegen edle Werke der Kunst. Was von den Stiftern übrig blieb, wurde unter die strengste Staatsaufsicht gestellt. Sogar die zahlreichen frommen Bruderschaften (642) löste Joseph als unnütze Einrichtungen auf und überwies ihr Vermögen an Wohlthätigkeitsanstalten und Volksschulen. Ebenso verbot er die hergebrachten Prozessionen, griff also tief in Verhältnisse ein, die alle Lebenskreise berührten. Der unerhörte Schritt Papst Pius' VI., der am 22. März 1782 persönlich nach Wien kam und bis zum 24. April als hochgeehrter Gast des Kaisers blieb, um ihn umzustimmen, änderte in der Sache gar nichts. Bei dem Gegenbesuche, den ihm Joseph um Weihnachten 1783 in Rom machte, kam es sogar soweit, daß er mit der Lostrennung der österreichischen Kirche drohte; nur dem spanischen Geschäftsträger Azara gelang es, den Monarchen umzustimmen.

Unterrichtswesen; Kunst.

Wie die Kirche, so beugte er auch das Unterrichtswesen dem Staate. Die Universitäten wurden Staatsanstalten und sollten nicht sowohl die Wissenschaft lehren und pflegen, als dem Staate brauchbare Diener von josephinischer Art erziehen. Darum verwandelte er die Universitäten von Innsbruck, Graz, Olmütz, Brünn und Freiburg i. Br. in höhere Schulen (Lyceen) und ließ nur drei wirkliche Hochschulen in Wien, Prag und die 1784 für Galizien neu gestiftete in Lemberg bestehen. Die Vorbildung der künftigen Geistlichen übertrug er den in jeder Provinz begründeten Generalseminarien, und während er ihnen den Besuch des Collegium germanicum in Rom (s. Bd. V, S. 435) verbot, errichtete er zum Ersatz ein Kollegium in Pavia. Anstalten zu besonderen Zwecken waren dem Kaiser zuwider; er hob daher sowohl die savoyische und die theresianische Ritterakademie in Wien, „da sie dem Staate nichts nützten", als auch die adlige Akademie im altberühmten Benediktinerstift Kremsmünster (s. S. 347) und alle Soldatenschulen auf. Die Bemühungen Maria Theresias für die Volksschule setzte er fort, indem er vorschrieb, daß in jeder Pfarrei eine solche bestehen sollte, und den gesetzlichen Schulzwang einführte. Mit großen Mitteln förderte Joseph auch die Wohlthätigkeitsanstalten. In Wien entstanden ein allgemeines Krankenhaus, eine Irrenanstalt, ein Institut zur Heranbildung von Militärärzten (Josephinum), ein Taubstummeninstitut, allerorten erwuchsen außerdem Waisen-, Rettungs- und Besserungshäuser. Der geistigen Arbeit gab eine freisinnige Zensurverordnung (1781), die von einer Zentralkommission in Wien gehandhabt wurde, größere Unabhängigkeit. Für die Kunst hatte Joseph reges Interesse. Er war selbst sehr musikalisch, spielte mehrere Instrumente, namentlich die Violine, und ging mit Künstlern, wie mit Mozart, gern um. An Stelle der italienischen Oper setzte er die deutsche und erhob das Burgtheater 1776 zum Hof- und Nationaltheater, das der neuen dramatischen Litteratur mit Verständnis folgte.

Persönliches Dasein Josephs II.

In seinem persönlichen Dasein hatte er manches mit Friedrich dem Großen gemein. Von der spanischen Etikette war an seinem Hofe keine Rede, und er lebte, wenn er nicht eine seiner vielen Reisen machte, äußerst regelmäßig und einfach. Fort-

Faksimile eines Briefes Josephs II. an den Grafen Kollowrat vom 16. Jan. 1785,

worin er sein Bedauern ausspricht über die allgemeine Ablehnung, welche sein Vorschlag, arme Leute zur Ersparung der teuern Särge in Säcken begraben zu lassen, gefunden hatte.

Transskription:

Mon cher comte Kollowrath.

Comme je vois, quoiqu'à regret, et j'apprends par l'expérience continuelle, que les idées des vivans sont encore si materielles, qu'ils mettent un prix infini à ce que leurs corps pourrissent plus lentement après leur mort et restent plus longtems des cadavres (le terme allemand signifie charognes) puants, il ne m'importe guère de quelle maniere les hommes désirent d'être enterrés. J'étois persuadé de l'utilité et de la possibilité de cette maniere d'enterrer, je ne veux forcer personne qui n'en est pas convaincuë, d'etre sensée et raisonnable, et que chacun quant aux cercueil aura la liberté de disposer comme il lui plaira et comme il le trouvera plus agréable pour son corps mort.

16. Janv. 1785. Joseph.

Übersetzung:

Mein lieber Graf Kollowrath.

Da ich mit Bedauern sehe und durch fortwährende Erfahrung erkenne, daß die Gedanken der Lebenden noch so materiell sind, daß sie einen unendlichen Wert darauf legen, daß ihre Leiber nach dem Tode langsamer verfaulen und noch länger stinkende Kadaver bleiben (das Wort bedeutet auf deutsch Aas), ist es mir ziemlich gleichgültig, auf welche Weise die Menschen beerdigt zu werden wünschen. Ich war von dem Nutzen und von der Möglichkeit dieser Art der Beerdigung überzeugt; ich will niemand zwingen, klug und verständig zu sein, der nicht davon überzeugt ist — und was den Sarg betrifft, mag jeder die Freiheit haben zu verfügen, wie es ihm beliebt und wie er es für seine Leiche am angenehmsten findet.

16. Januar 1785. Joseph.

Mon cher Comte Kollowrath

comme je vois, quoiqu'à regret, et j'apprends par l'expérience continuelle, que les idées des Vivans sont encore si materielles, qu'ils mettent un prix infini à ce que leurs Corps pourissent plus lentement après leur mort et restent plus longtems des Cadavres (le terme allemand signifie charognes) puants, il ne m'importe guère de quelle manière les hommes désirent d'être enterrés. J'étois persuadé de l'utilité et de la possibilité de cette maniere d'enterrer, je ne veux forcer personne qui n'en est pas convaincue, d'être sensée et raisonnable, et que chacun quant aux Cercueil aura la liberté de disposer comme il lui plaira et comme il le trouvera plus agréable pour son Corps mort.

Joseph

16 Janv. 1785.

Faksimile eines Briefes Josephs II. an den Grafen Kollowrat vom 16. Januar 1785,
worin er sein Bedauern ausspricht über die allgemeine Ablehnung, welche sein Vorschlag, arme Leute zur Ersparung der teuren Särge in Säcken begraben zu lassen, gefunden hatte

Josepl
deu
Ka
Ausı
Po

J
Absi
E

Beistand versprach, falls die Türkei ihre Verträge mit Rußland nicht pünktlichst beobachte. Damit war das preußisch-russische Einvernehmen, die Grundlage von Friedrichs Politik seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges, thatsächlich aufgelöst, das Bündnis von 1764 wurde nicht erneuert, und der Rücktritt des Grafen Panin brachte in Petersburg die rücksichtsloseste Eroberungsgier zur Herrschaft. Während nun Rußland im Einvernehmen mit Österreich durch den Vertrag von Ainali-Kawak im Januar 1784 der Türkei die Einwilligung zur Einverleibung der Krim abnötigte, verhandelte Joseph durch Graf Lehrbach mit Karl Theodor von Bayern, um diesen zum Austausch Bayerns gegen das entlegene, unbequeme Belgien zu bewegen, und Katharina bemühte sich, durch ihren Gesandten Rumjanzow auch die Einwilligung des Erben, Karl von Pfalz-Zweibrücken, zu erwirken. Doch dieser machte im Januar 1785 davon Mitteilung in Berlin, und aufs neue trat Friedrich II. hemmend entgegen.



384. Medaille auf den Besuch Kaiser Josephs II. in Rußland 1780.
Mit der Umschrift „Graf Falkenstein".
(Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

Der deutsche Fürstenbund (1785).

Geängstigt von der unruhigen Politik des Kaisers, begannen die kleineren deutschen Fürsten sich um Preußen zu scharen. Ältere Gedanken tauchten wieder auf. Schon 1763 hatte der Hof von Kassel an eine „Union" gedacht, 1783 hatte Karl Friedrich von Baden den Plan zu einer „Union" entworfen und in Berlin mitgeteilt; in Mainz und Speier wiederum dachte man an einen engeren Bund der Kleinstaaten, der sich auf Frankreich stützen sollte. Friedrich II. selbst hatte schon 1778 Verhandlungen über eine „Association" gegen Österreich angeknüpft; aber erst als sich sein Verhältnis zu Rußland auflöste, trat er der Verwirklichung des Planes näher, um sich in Deutschland eine Anlehnung zu suchen. Schon 1783 besprach er die Sache mit seinen Ministern, den Grafen von Finckenstein und Hertzberg, sowie mit dem Herzog von Braunschweig und dem Prinzen von Preußen, und im März 1784 befahl er die Eröffnung der Verhandlungen; aber erst als Karl von Zweibrücken seine Hilfe anrief, und Friedrich von den russisch-österreichischen Abmachungen Kenntnis erhielt, wurden sie wirklich eröffnet, denn jetzt konnte nur eins das erdrückende Übergewicht Österreichs in Deutschland verhindern, der enge Anschluß der kleineren Fürsten an Preußen. Zunächst verständigte sich Friedrich mit Georg III. von England-Hannover, dann auch mit Sachsen, und am 23. Juli 1785 kam der „Deutsche Fürstenbund" in Berlin

zum Abschluß. Die Genossen verpflichteten sich, in den Reichsangelegenheiten völliges Einvernehmen zu bewahren, die Reichsverfassung aufrecht zu erhalten und sich dem Austausch Bayerns selbst mit Waffengewalt zu widersetzen. Dem Bunde traten dann noch Sachsen-Weimar, Gotha, Pfalz-Zweibrücken, Anhalt, Braunschweig, Baden, nach längeren Verhandlungen auch Hessen, und was von besonderer Wichtigkeit schien, auch der erste geistliche Kurfürst des Reiches, der Erzbischof von Mainz bei, dank dem preußischen Gesandten, dem Freiherrn Karl vom Stein (18. Oktober). Damit war die alte Verbindung der geistlichen Fürsten mit dem habsburgischen Kaiserstaate durchbrochen, der konfessionelle Gegensatz an einem wichtigen Punkte überwunden, der Traum Waldecks und des Großen Kurfürsten zur Wahrheit geworden: Preußen stand



385.

an der Spitze Deutschlands gegenüber Österreich, und dies gab seine bayrischen Pläne noch vor dem Abschlusse des Fürstenbundes auf. Die öffentliche Meinung, soweit es eine solche gab, knüpfte an den Fürstenbund die größten Hoffnungen für die Neugestaltung des Reiches. Sie erfüllten sich aber nicht, denn eine wirkliche Unterordnung unter preußische Führung lehnte der dynastische Stolz der kleineren Fürsten ab, selbst der Anschluß der hessischen und braunschweigischen Truppen an das preußische Heer wurde verweigert. Vor allem aber konnte ein Bündnis, das zur Aufrechterhaltung der gänzlich abgelebten Reichsverfassung geschlossen war, niemals zu einer Neugestaltung des Reiches führen, und es lag eine tragische Ironie darin, daß derselbe große Fürst, der im Kampfe gegen die Reichsverfassung emporgekommen war und längst die völlige Unhaltbarkeit des Bestehenden durchschaut hatte, mit einem Versuche endete, dies Unhaltbare zu halten.

Friedrichs II. Ende.

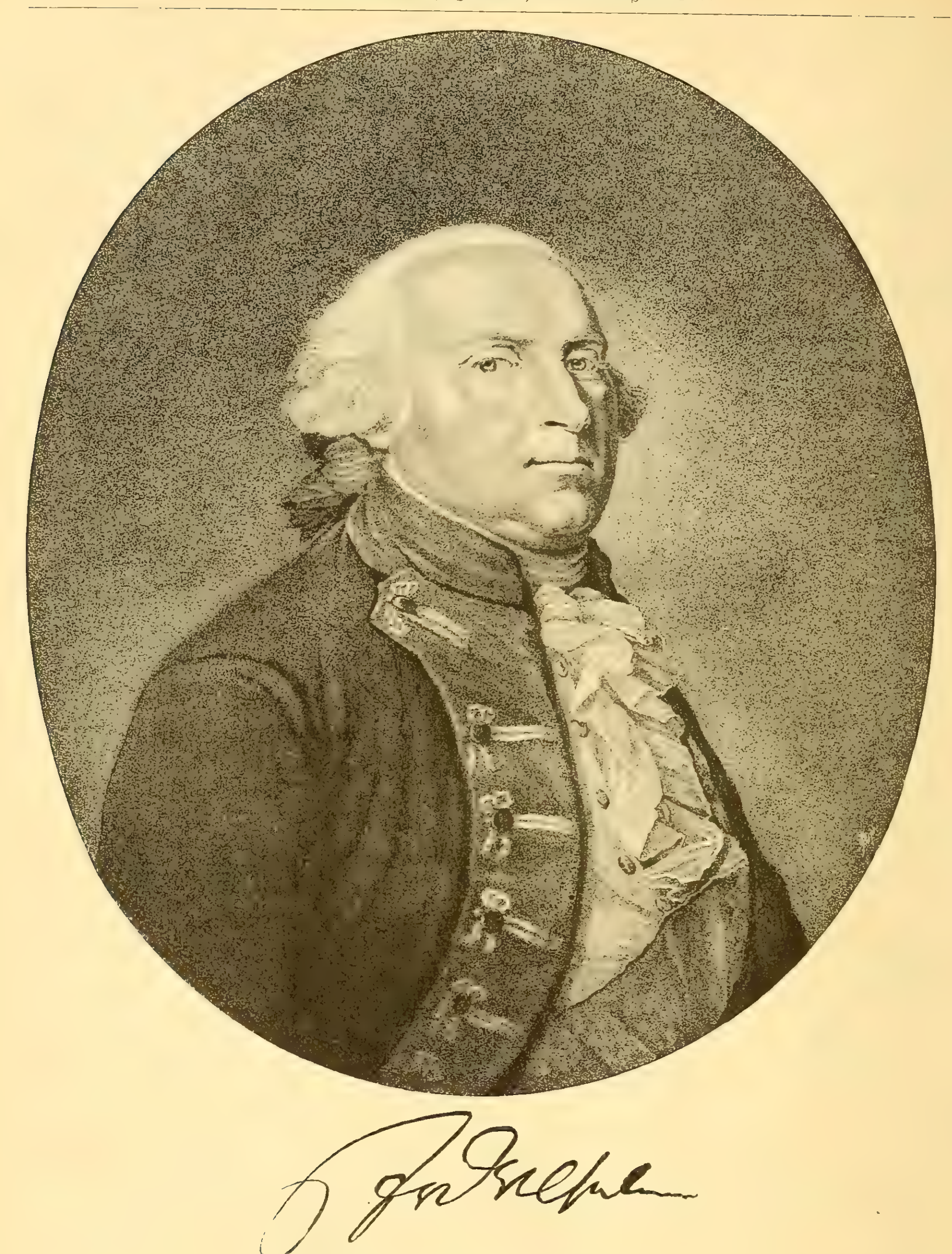
Auch bei längerem Leben würde Friedrich diesen inneren Widerspruch nicht haben überwinden können, aber bereits begann er der ungeheuren Last seines Tagewerkes zu unterliegen. Fast alle, mit denen er verkehrt hatte, waren vor ihm aus der Welt gegangen: Voltaire und der Lordmarschall Keith starben 1778, d'Alembert 1783, Zieten im Januar 1786. Schon hatte da auch den König dieselbe unheilbare Krankheit gefaßt, die dem Leben des Vaters ein schmerzvolles Ende machte. Trotzdem erfüllte er die Pflichten gegen den Staat mit der alten Gewissenhaftigkeit bis zum letzten Atemzuge. Aber in der frühesten Morgenstunde des 17. August 1786 verschied er in seiner Einsamkeit zu Sanssouci. In der Garnisonkirche zu Potsdam wurde die Leiche beigesetzt. Er starb als der Gründer der preußischen Großmacht, auf der die Neugestaltung Deutschlands beruhte, und als der größte Vertreter der aufgeklärten Selbstherrschaft. Daß sein Tod eine unausfüllbare Lücke zurücklasse, fühlten alle; auch im Volke wurde es tief empfunden. In Bayern, wo das Bild des alten Königs in jedem Hause hing, rief ein Bauer bei der Nachricht von seinem Tode aus: „Wer soll denn nun die Welt regieren?" Aber was er für Deutschland und Europa zu bedeuten habe, sollte erst die Zukunft lehren.

Die Ostmächte nach Friedrichs des Großen Tode.

Preußen und Deutschland zur Zeit Friedrich Wilhelms II.

Friedrich Wilhelm II.

So ruhmvoll und erfolgreich Friedrichs Regierung gewesen war, indem sie den preußischen Staat auf einen Umfang von 3600 Quadratmeilen mit 6 Millionen Einwohnern vergrößerte und zur Großmacht erhob, so wenig läßt sich doch verkennen, daß sie auch an erheblichen Schwächen litt. Sie hatte nicht nur, namentlich in der letzten Zeit, große Härte gezeigt; sie hatte auch, indem sie das Volk von jeder Teilnahme an der Staatsverwaltung grundsätzlich ausschloß, in ihm das Interesse daran und selbst die Fähigkeit, sie zu handhaben, unentwickelt gelassen. Der Staat war gewissermaßen eine Maschine, kein organischer Körper. Aus diesem Grunde bedurfte er auch eines so thatkräftigen, unermüdlichen Lenkers, wie Friedrich gewesen war; sonst stockte das ganze Räderwerk. Ein solcher Monarch war nun allerdings Friedrich Wilhelm II. (1786—97) nicht. Als der Sohn des Prinzen August Wilhelm und der Prinzessin Luise Amalie von Braunschweig am 25. September 1744 geboren, litt er unter der Entfremdung, die zwischen seinem Vater und dem König, dessen Bruder, seit dem Jahre 1757 bestand (s. S. 472), und erhielt vielleicht auch infolgedessen nicht die sorgfältige Erziehung, die dem Thronfolger gebührt hätte. Dann gestalteten sich seine häuslichen Verhältnisse unglücklich genug. Seine erste Ehe mit Elisabeth Christine von Braunschweig (1765) wurde bereits 1769 getrennt; der zweiten Gemahlin, Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, hielt der Prinz die Treue so wenig, daß vielmehr an seinem Hofe eine in Preußen bis dahin unerhörte Mätressenwirtschaft Platz griff. Den größten Einfluß besaß längere Zeit Wilhelmine Enke (Gräfin von Lichtenau), daneben aber spielten nacheinander auch Julie von Voß und die Gräfin Sophie von Dönhoff eine Rolle. Dazu huldigte der König, eine leicht erregbare Natur, den phantastischen Spielereien des damals modischen Ordens der Rosenkreuzer (s. unten), und weit entfernt von der Geistesklarheit seines Oheims, neigte er zu einer frömmelnden Kirchlichkeit hin, wie sie sinnlichen Menschen sehr häufig eigen ist. Trotzdem sah er sich bei seiner Thronbesteigung mit lebhafter Sympathie begrüßt und hieß bald bei seinen Schmeichlern der „Vielgeliebte", denn er war persönlich liebenswürdig, leutselig, gutmütig und besaß ein lebhaftes Gefühl für seine Würde, freilich nicht die Selbstständigkeit des Entschlusses und die unermüdliche Arbeitskraft Friedrichs II. Eben



386. Friedrich Wilhelm II., König von Preußen.
Nach dem Gemälde von Schröder gestochen von Sintzenich.

deshalb gewannen bald zwei Männer den herrschenden Einfluß auf ihn, die jene Neigungen zu befriedigen verstanden, der phantastisch-unklare, aber genußsüchtige, weltmännisch-gewandte Oberst Johann Rudolf von Bischoffswerder und der frömmelnde, kriechend-demütige und dabei unerträglich selbstgefällige Johann Christoph von Wöllner, seit 1788 Justiz- und Unterrichtsminister. Das war sicherlich nicht der Monarch, dessen der preußische Staat damals bedurfte.

Testament Friedrichs des Großen.

Transskription:

Notre Vie est un passage rapide du moment de Notre Naissance a celui de notre mort, pendant ce Cort espasse L'homme est destiné a travaillér pour Le bien de La sossieté dont-il fait Corps. Depuis que je parvins au Maniment des affaires, je me suis apliqué avec toute les forces que la nature m'avoit donnée et Selon mes faibles Lumieres a rendre heureux et florissant cet etat que j'ai eu L'honneur de Gouvernér, j'ai fait regnér les Loix et la Justice, j'ai mis de l'ordre et de la Neteté dans les finances, et j'ai entretenu L'armée dans cette Dissipline qui L'a rendue Superieure aux Autres Troupes de L'Europe. apres avoir rempli ces Devoirs envers L'Etat, j'aurois un reproche eternel a me faires si je negligois ce qui consserne Ma famille, c'est donc pour Evitér Les brouilleries qui pouroient S'ellevér entre mes proches a l'egard de mon heritage que je Declare par Cet Acte Solonel ma volonté derniere:

1, Je rend de bongré et Sans regret ce Soufle de Vie qui m'anime a la Nature bienfaisante qui a Daigné me le pretér, et mon Corps aux Ellements dont il a eté Composé. j'ai vecû en filosofe et je veux etre enteré Comme Tel, sans apareil, sans faste, Sans Pompe, je ne veux etre ni Disequé ni emboumé, qu'on m'entere a Sansouci au haut des terasses dans une Sepulture que je me suis fait preparér. Le prince de Nassau Morisse a eté inhumé de meme dans un boids proche de Cleves, si je moeurs en tems de Guerre oubien en voyage il n'y a qu a depossér mon Corps dans le premiér Lieu et Le transportér en hiverd a sanssouci au Lieu que j'ai dessigné si dessus.

32, Je recomande a Mon Succesoeur de respectér Son Sang dans la perssone de Ses Oncles de Ses Tantes et de tout Les parans, Le hazard qui preside au destin des hommes Regle La primogeniture, mais pour etre Roy on n'en vaut pas mieux pour cela que Les Autres. je recomande a tout mes parans a Vivre en bonne Inteligance et a Savoir quant il Le faut Sacriffiér Leurs Interets perssonels au bien de La patrie et aux Avantages de L'Etat.

Mes Derniérs Voeux au moment ou j'exspireroi Seront pour Le bonheur de Cet Empire puisse t-il toujours etre Gouverné avec Justice, Sagesse et force, puisse t-il etre Le plus heureux des Etats par la Douseur des Loix, Le plus equitablement Administre par raport aux finances, et le plus Vaillanmant Defandu par un Millitaire qui ne respire que L'honneur et La belle Gloirre, et puisse t-il durér en florissant jusqu'a La fin des Siecles.

33, je nome pour mon exsecuteur Testamantaire Le Duc Regnant Charles de Bronswic, de l'amitié de la Droiture, et de La probité du quel je me promais quil Se chargera de faire exsecutér ma Derniere Volonte.

Fait a berlin Le 8. de Janvier 1769. **Federic.**

Übersetzung:

Stempelmarke Stempelmarke

Unser Leben ist eine schnelle Reise vom Augenblick unsrer Geburt bis zu dem unsres Todes. Während dieses kurzen Zeitraumes ist der Mensch bestimmt, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Leitung der Geschäfte gelangte, habe ich mich mit allen Kräften, welche die Natur mir gegeben hatte, und nach meinen schwachen Fähigkeiten bemüht, diesen Staat, den ich zu regieren die Ehre gehabt habe, glücklich und blühend zu machen; ich habe die Gesetze und die Gerechtigkeit herrschen lassen, ich habe Ordnung und Klarheit in die Finanzen gebracht, und ich habe das Heer in der Zucht erhalten, die es den andern Truppen Europas überlegen gemacht hat. Nach Erfüllung dieser Pflichten gegen den Staat müßte ich mir einen ewigen Vorwurf machen, wenn ich dasjenige, was meine Familie betrifft, vernachlässigte. Um den Zerwürfnissen vorzubeugen, die sich zwischen meinen Verwandten in Betreff meiner Erbschaft erheben könnten, erkläre ich deshalb durch diesen feierlichen Akt meinen letzten Willen:

1, Ich gebe willig und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur zurück, die ihn mir verliehen hat, und meinen Leib den Elementen, aus denen er zusammengesetzt ist. Ich habe als Philosoph gelebt und ich will als solcher beerdigt werden, ohne Gepränge, ohne Prunk, ohne Pomp; ich will weder seziert noch einbalsamiert werden; man soll mich in Sanssouci oben auf den Terrassen in einem Grabe, welches ich mir habe bereiten lassen, beerdigen. Prinz Moritz von Nassau ist ebenso in einem Gehölz nahe bei Kleve begraben worden.*) Wenn ich zur Zeit eines Krieges oder auf einer Reise sterbe, so soll man meinen Leib im nächsten Orte beisetzen und im Winter nach Sanssouci an den Ort bringen, den ich oben bezeichnet habe.

32, Ich empfehle meinem Nachfolger, sein Blut zu achten in der Person seiner Oheime, seiner Tanten und aller Verwandten. Der Zufall, welcher das Geschick der Menschen bestimmt, regelt die Erstgeburt: deshalb ist man aber als König nicht mehr wert als die andern. Ich empfehle allen meinen Verwandten, in guter Eintracht zu leben und zu wissen, wann sie ihre persönlichen Interessen dem Wohl des Vaterlandes und dem Vorteil des Staates zu opfern haben.

Meine letzten Wünsche im Augenblick des Todes werden dem Glück dieses Reiches gelten. Möge es immer mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft regiert werden, möge es der glücklichste der Staaten sein durch die Milde der Gesetze, der am gerechtesten verwaltete in Hinsicht der Finanzen, und der am tapfersten verteidigte durch einen Kriegerstand, der nur Ehre und schönen Ruhm atmet, und möge es blühen und dauern bis zum Ende der Jahrhunderte!

33, Ich ernenne zu meinem Testamentsvollstrecker den regierenden Herzog Karl von Braunschweig, von dessen Freundschaft, Geradheit und Redlichkeit ich mir verspreche, daß er die Vollstreckung meines letzten Willens auf sich nehmen wird.

Gegeben zu Berlin am 8. Januar 1769. **Friedrich.**

---

*) Vgl. S. 379.

Notre Vie est un passage rapide du moment de Notre Naissance a celui
de notre mort, pendant ce Cort espace l'home est destiné a travailler
pour Le bien de La Socíeté dont il fait Corps. Depuis que je parvins
au Maniment des affaires, je me suis apliqué avec toutes les forces que la Nature
m'avoit donnée et selon mes faibles Lumieres a rendre heureux et florissant
cet etat que j'ai eu L'honneur de Gouverner, j'ai fait regner les Loix et la
justice, j'ai mis de l'ordre et de la Netteté dans les finances, et j'ai entretenu L'armée dans cette
Disciplinе qui l'a rendüe Superieure aux Autres Troupes de L'Europe. apres avoir rempli ces
Devoirs envers L'Etat, j'aurois un reproche eternel a me faires si je negligois ce qui
Concerne Ma famille, c'est donc pour Evitér Les brouilleries qui pourroient s'Elevér entre mes
proches a l'egard de mon heritage que je Declare par Cet Acte Solonel ma Volonté derniere:

1) Je rend de bongré et sans regret ce Souffle de Vie qui m'anime a La Nature bienfaisante
qui a Daigné me le pretér, et mon Corps aux Elements dont il a eté Composé. j'ai Vecu
en filosofe et je veux etre enteré Come Tel, sans apareil, sans faste, sans Pompe, je ne
veux être ni Disequé ni embaumé, qu'on m'entere a Sansoucí au haut des terasses dans
une Sepulture que je me suis fait preparér, Le prince d'Orange Nassau Morisse a eté inhumé de
meme dans un bois proche de Cleves, si je meurs en temps de Guerre ou en Voyage
il n'y a qu'a deposér mon Corps dans le premier Lieu et le transportér en hiver a Sansoucí au
Lieu que j'ai designé si dessus.

32) Je recomande a Mon Successeur de respectér son Sang dans la persone de ses Oncles
De ses Tantes et de tout Les parans, Le hazard qui preside au destin des homes
Regle La primogeniture, mais pour etre Roy on n'en Vaut pas mieux pour cela
que Les Autres. je recomande a tout mes parans a Vivre en bonne Intelligence
et a Savoir quant il Le faut Sacrifiér Leurs Interets personels au bien
de La patrie et aux Avantages de L'Etat.

Mes Derniers Voeux au moment ou j'expirerai seront pour Le bonheur de Cet Empire
puisse-t-il toujours etre Gouverné avec Justice, sagesse et force, puisse-t-il etre
Le plus heureux des Etats par La Douceur des Loix, Le plus equitablement administré
par raport aux finances, et le plus Vaillamment Defendu par un Militaire
qui ne respire que l'honneur et La belle Gloirre, et puisse-t-il durér en
florissant jusqu'a La fin des Siecles

33) je nome pour mon executeur Testamentaire Le Duc Regnant Charles
de Bronsvic, de l'amitié de la Droiture, et de La probité du quel je me promais
quil se chargera de faire executér ma Derniere Volonté.

Fait a berlin Le 8 de Janvier 1769.

Federic

Testament Friedrichs des Großen.

Anfang und Schluß der eigenhändigen Niederschrift.



Brief Kaiser Josephs II. an den Fürsten Kaunitz
mit Bezug auf die eben erhaltene Nachricht vom Tode Friedrichs des Großen.

—

Auf einen vom 21. August 1786 datierten Brief des Fürsten Kaunitz schrieb Kaiser Joseph II. die nebenstehend im Faksimile wiedergegebenen Zeilen, von denen hier die deutsche Übersetzung gegeben wird.

Mein lieber Fürst! Als Militär beweine ich den Verlust eines großen Mannes, der immerdar Epoche in der Kriegskunst machen wird, als Bürger aber bedauere ich, daß sein Tod um 30 Jahre zu spät eingetreten ist. Im Jahre 1756 würde er vorteilhafter gewesen sein als 1786. Ich hege nicht die geringste Hoffnung auf seinen Nachfolger, und solange Hertzberg die Seele von allem sein wird, muß man sich auf noch Schlimmeres gefaßt machen. Übrigens muß man, wie Sie ganz richtig bemerken, ihn an sich herankommen lassen und danach handeln. Adieu, mein lieber Fürst. Seien Sie überzeugt von meiner aufrichtigen Freundschaft und vollkommenen Achtung.

Joseph.

Mon cher Prince comme
Militaire je plains la perte
d'un grand homme et qui fera
Epocque a jamais dans l'art
de la guerre, comme citoyen
je regrette qu'elle est arrivé
cette mort 30 années trop tard
l'année 756 elle aurait été
autrement avantageuse qu'en
786. je n'ai pas la moindre
esperance de son successeur
et tant que Hertzberg sera
l'ame de tout il faudra s'attendre
encore a pire au reste pour
le moment comme vous dites tres
bien il faut le voire venir et
agir alors en consequence adieu
mon cher prince croyés a ma
sincere amitié et parfaite estime

Joseph

Brief Kaiser Josephs II. an den Fürsten Kaunitz
mit Bezug auf die eben erhaltene Nachricht vom Tode Friedrichs des Großen.
(K. k. geheimes Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien.



Wendung der inneren Politik.

Man empfand es freilich zunächst als eine Wohlthat, daß sich das harte, straffe, ganz persönliche Regiment Friedrichs des Großen einigermaßen lockerte. So wurde für die Verwaltung des Kriegswesens ein eignes Direktorium unter dem Herzog von Braunschweig und dem Feldmarschall von Möllendorf gebildet, die rauhe Behandlung der Soldaten gemildert, die gewaltsame Werbung verboten, die Ausrüstung verbessert. Sodann fiel die verhaßte Regie und machte einer neuen, aus deutschen Beamten



387. Johann Rudolf von Bischoffswerder.
Nach einem gleichzeitigen Schwarzkunstblatte.

gebildeten Behörde Platz, das Kaffee- und Tabaksmonopol wurde (das letztere unzweifelhaft übereilt) aufgehoben, die Einfuhr des Getreides freigegeben, alles zum Teil weniger aus sachlichen Gründen, als aus Rücksicht auf die „öffentliche Opinion". Für Unterstützung industrieller Unternehmungen verwandte die Regierung im ersten Jahre über 3 Mill. Thaler, auch Straßenbauten nahm sie in Angriff. Wenn auch dann der König für die deutsche Litteratur wenig Verständnis hatte, so unterstützte er doch preußische Schriftsteller wie Ramler und ließ in seiner Hauptstadt ein „deutsches Nationaltheater" entstehen. Dem Unterrichtswesen sollte das Oberschulkollegium (gegründet Februar 1787) bessere Ordnung geben. Zugleich aber begann unter dem Einflusse Bischoffswerders und Wöllners und unter der unmittelbaren Leitung des

letzteren als Justiz- und Kultusminister (3. Juli 1788) eine in ihrem Kerne sicher berechtigte, aber in ihren Ausführungen zu scharfe Reaktion gegen die aufklärerische, freigeistige Richtung. Das sogenannte Wöllnersche Edikt vom 9. Juli 1788 bedrohte alle Geistliche und Lehrer, die derselben zuneigten, mit Entsetzung und stellte alle unter strenge Aufsicht; am 19. Dezember folgte ein Edikt über die Bücherzensur und im



388. Ewald Friedrich Graf von Hertzberg.
Nach dem Gemälde von Schröder gestochen von J. S. Klauber.

Jahre 1791 die Einsetzung einer geistlichen Oberexaminationskommission. Doch erreichten diese Verfügungen ihren Zweck nur sehr unvollkommen, wohl aber riefen sie einen lebhaften Federkrieg gegen die Regierung des Königs überhaupt hervor.

Deutsche Politik.

Noch mehr als im Innern ließ Friedrich Wilhelm II. nach außen Klarheit und Festigkeit vermissen. An der Spitze einer Großmacht, im Besitz des besten Heeres und eines hochgesteigerten Ansehens hätte er, gestützt auf den Fürstenbund, den deutschen Angelegenheiten die entscheidende Richtung geben können und müssen. Doch er sowohl wie der leitende Minister des Auswärtigen, Ewald Friedrich Graf von Hertzberg (geb. 1725), beide faßten den Fürstenbund zu sehr von dynastisch-preußischem Stand-

punkte auf, und des Ministers Streben war vielmehr, im Bunde mit England und Rußland das europäische Gleichgewicht gegenüber Österreich und Frankreich zu erhalten, als Deutschland eine neue Verfassung zu geben.

Feldzug nach Holland.

Damit hängt auch das Auftreten Preußens gegen Holland zusammen, obwohl der König dies mehr als eine persönliche Ehrensache betrachtete. Holland hatte, seit Wilhelms III. Tode im Jahre 1702 ohne Statthalter, im Genusse des ererbten Reichtums träge dahin gelebt und, ohne an den europäischen Händeln einen einflußreichen Anteil zu nehmen, sich meist an England angeschlossen. Erst im Jahre 1747 war Wilhelm IV. in den Besitz der Statthalterwürde in allen Provinzen gelangt (s. S. 429). Aber die alten Parteigegensätze dauerten fort und führten unter Wilhelm V. zu verworrenen inneren Kämpfen. Auf Frankreich gestützt, strebten die „Patrioten" (die alte Staatenpartei) namentlich in der Provinz Holland danach, dem Erbstatthalter die Militärgewalt zu entziehen; die Staaten errichteten eine Landwehr und entsetzten endlich Wilhelm V. des Oberbefehls (Mai 1787). Friedrich Wilhelm II. hatte, obwohl Schwager des Erbstatthalters, diesen Händeln bis dahin so ruhig zugesehen, wie früher Friedrich II.; als aber seine Schwester Wilhelmine, die Gemahlin des Erbstatthalters, bei der Reise von Nimwegen nach dem Haag von staatischen Milizen angehalten und wie eine Gefangene behandelt worden war (Juni), da faßte das der König als eine persönliche Kränkung auf und ließ im September 1787 im Einverständnis mit England den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig mit 24000 Mann von Westfalen aus in Holland einmarschieren. Binnen vier Wochen besetzten die Preußen das Land fast ohne Widerstand, denn die Milizen liefen auseinander, die Festungen ergaben sich meist ohne Gegenwehr, auch Amsterdam öffnete nach kurzer Verteidigung die Thore (8. Oktober), und die Führer der „Patrioten" flüchteten über die Grenze. Unter dem Jubel der oranischen Partei ergriff der Erbstatthalter wieder Besitz von seiner Stellung, aber so heftig äußerte sich die Rachsucht der Oranjemänner, daß die Preußen ihr Einhalt thun mußten. Gegen Ende des Jahres kehrten sie wieder heim, ohne daß sich der König auch nur die Kriegskosten (6 Mill. Thaler) von dem reichen Lande hätte zurückerstatten lassen. An die damals vorliegende Möglichkeit, Holland wieder in den deutschen Staatsverband hereinzuziehen, wie Karl August von Weimar ihm vorschlug, hat er nicht ernstlich gedacht. Nur trat Holland dem Bunde bei, der am 13. August 1788 zwischen Preußen und England zustande kam, schon im Hinblick auf die Verwickelungen im Orient und unter dem maßgebenden Einflusse Englands.

Fürstenbund und Emser Punktationen.

Eben diese störten die Weiterbildung auch der deutschen Verhältnisse. Zwar traten dem Fürstenbunde noch beide Mecklenburg bei, und im Jahre 1789 brachte Karl August, der „Kurier" des Fürstenbundes, eine Reform der Reichsjustiz und der kaiserlichen Wahlkapitulation durch einen Bundestag in Mainz, ja sogar die Errichtung eines stehenden Bundesheeres in Vorschlag. Doch niemand teilte seinen redlichen Eifer. Erhaltung des Bestehenden, nicht Verbesserung sei der Zweck, erklärte die kursächsische Regierung. So gelang es Österreich sehr bald, die alten Bundesgenossen, die Mehrzahl der geistlichen Fürsten, und selbst Pfalz-Bayern um sich zu scharen. Ja es schien sich damals die Aussicht zu eröffnen, im Bunde mit dem Kaisertum eine Neugestaltung der katholischen Kirche Deutschlands im nationalen Sinne, etwa nach den Ratschlägen des Febronius, durchzusetzen. Als nämlich Rom, auf den Wunsch des Kurfürsten Karl Theodor, der sein Land ähnlich wie Joseph II. gegenüber auswärtigen Bischöfen abschließen wollte, im Februar 1785 eine ständige Nuntiatur in München errichtete, und ihr die geistliche Gewalt über die kurfürstlichen Territorien übertrug, also sie den sonst dort zuständigen Erzbischöfen und Bischöfen entzog, unterzeichneten am 25. August 1786 die Bevollmächtigten von Mainz, Trier, Köln und Salzburg die sogenannten Emser

Punktationen zur Wahrung ihrer Ansprüche gegenüber den Eingriffen Roms. Indessen waren damit weder die Bischöfe, noch auch die weltlichen Fürsten recht einverstanden, da sie kurzsichtigerweise die päpstliche Macht für ungefährlicher, weil entfernter, hielten als die erzbischöfliche, und auch der Kaiser billigte zwar die Punktationen, veranlaßte sogar im Februar 1787 ein Konklusum des Reichshofrats zu ihren gunsten, wurde aber dann durch die orientalischen Wirren abgelenkt, und die Erzbischöfe verständigten sich bis 1790 einzeln mit Papst Pius VI. So verlief der letzte Versuch, dem deutschen Katholizismus eine nationale Verfassung zu geben, ebenso im Sande, wie die Bestrebungen des Fürstenbundes.



1 2.

389 und 390. Grigorij Alexandrowitsch Fürst Potemkin Tawritscheskij.
1 Jugendbildnis nach dem Stiche von Tardieu. 2 Im Alter von 51 Jahren, nach dem Stiche von Springsguth.

Der österreichisch-russische Türkenkrieg und der Zusammenbruch der Staatsordnung Josephs II.

Potemkin.

Schon aber waren über den Osten Europas gewaltige Erschütterungen hereingebrochen. Seit dem Ende des Türkenkrieges hatte allmählich ein neuer Günstling bei Katharina Raum gewonnen, nachdem ihr Orlows Hochmut lästig geworden war und im Jahre 1772 zu seiner Entfernung geführt hatte (gest. 1783), das war Gregor Potemkin (spr. Patjomkin), der Sohn eines armen Edelmanns aus Smolensk, seit dem 9. Juli 1762 der Kaiserin bekannt, ein Mann von riesiger Gestalt, entschiedenem Charakter und natürlichem Verstande, aber nur mangelhaft gebildet, maßlos genußsüchtig und phantastisch überschwenglich in seinen Plänen, denen Millionen von Rubeln und Hunderttausende von Menschen zu opfern, er niemals Bedenken trug. Bald von Stufe zu Stufe gefördert, 1762 Offizier der Garde, 1768 Kammerherr, 1772 Generalmajor, 1776 Fürst, seit Panins Rücktritt (1787) thatsächlicher Mitregent, beherrschte er die Kaiserin, die ihm wenigstens anfangs eine aufrichtige Neigung entgegentrug, dann aber abwechselnd ihn liebte und fürchtete, durch die Gewalt seines leidenschaftlichen Wesens, berauschte sie im Taumel sinnberückender Genüsse, wie jenes Zauberfest in seinem neuerbauten Taurischen Palast (April 1791), einem Geschenke der Kaiserin, bei dem die Strahlen vieler Tausende von Kerzen auf diamantenbesäeten Seidenkleidern funkelten und ein Wintergarten nach dem fernen Italien zu entrücken schien, und riß



391. Katharina II., Kaiserin von Rußland.
Nach dem Gemälde in der Romanowgalerie zu St. Petersburg.

sie hin zu einer ausgreifenden, phantastischen Eroberungspolitik, vor der allmählich alle Reformgedanken verschwanden. Polen zu unterwerfen, im Süden ein byzantinisches Reich für Konstantin, den Enkel der Kaiserin, zu gründen, die rumänischen Lande in ein Fürstentum Dacien für Potemkin zu verwandeln, das waren seitdem die Ziele der russischen Politik.

Die Unterwerfung der Krimtataren.

Seit 1781 war Katharina II. mit Joseph II. einig; auf diesen Bund gestützt, schritt sie zur Sicherung ihrer Macht am Schwarzen Meere durch Gründung neuer Städte (Cherson, Jekaterinoslaw, Mariupol) und dann zur Einverleibung des Chanats der Krimtataren. Gegenüber dem türkischen Schützling Dewlet Giraj wurde durch die

russische Partei Schahin-Giraj zum Chan ausgerufen. Als sich gegen dessen europäische Neuerungen Selim-Giraj erhob, besetzten die Russen im Jahre 1777 die Hauptstadt Baktschiseraj und Kaffa, und im Jahre danach eroberte Suworow die ganze Halbinsel für den russischen Schützling. Doch im Mai 1782 zwang diesen ein neuer Aufstand zur Flucht nach Taganrog. Da erschien im Jahre 1783 Potemkin selbst,



392. Ein Krimtatare.
Nach einem Kupferstiche aus dem 18. Jahrhundert.

zwang Schahin-Giraj zum Verzicht und brach den letzten Widerstand mit barbarischer Grausamkeit, die 30 000 Menschen hinopferte, ein wohlhabendes Volk in einen Haufen Bettler, das Land in eine Wüste verwandelte. Das schöne Kaffa, inmitten seines dichten Kranzes üppiger Fruchtgärten und Weinberge, das zur Zeit der Unterwerfung unter Rußland 85 000 Einwohner zählte, war zwanzig Jahre später, mit Ausnahme einiger Teile, ein ungeheurer, von kahlen Hügeln umgebener Schutthaufen, und die ganze Krim, die unter tatarischer Herrschaft etwa 1200 Dörfer gehabt hatte, besaß 1793 nur noch 157 000 Einwohner. Aber fast die ganze Nordküste des Schwarzen Meeres mit ihren zahlreichen Häfen und dem herrlichen Südgestade der Krim war

jetzt russisch und bildete bald die Grundlage für die Herrschaft Rußlands auf dem alten Pontus. Gedrängt von Österreich, erkannte die Türkei die neue Erwerbung an (8. Januar 1784). Potemkin aber empfing den Ehrennamen des Taurischen (Tawritschewskij). Drei Jahre danach wollte er der Kaiserin die Ergebnisse seiner Verwaltung in Neurußland zeigen. Begleitet von einem glänzenden Gefolge und von den Gesandten aller fremden Mächte reiste Katharina über Smolensk nach Kiew und dann auf einer prachtvoll ausgerüsteten Galeerenflotte den Dnjepr hinab (1787). Aber die blühenden Dörfer am Ufer und landeinwärts waren hölzerne Kulissen, die jubelnden Volkshaufen, die sie begrüßten, waren aufgeputzte Leibeigene, die in atemloser Jagd



393. Rückseite der Medaille auf die Reise nach Taurien mit der Karte des Jekaterinoslawschen Gouvernements und der Krim.

Die Umschrift lautet in deutscher Übersetzung: „Er hat die Steppen bevölkert und geordnet.“ Im Abschnitt: „Einrichtung der Statthalterschaft Jekaterinoslaw und der Provinz Taurien.“

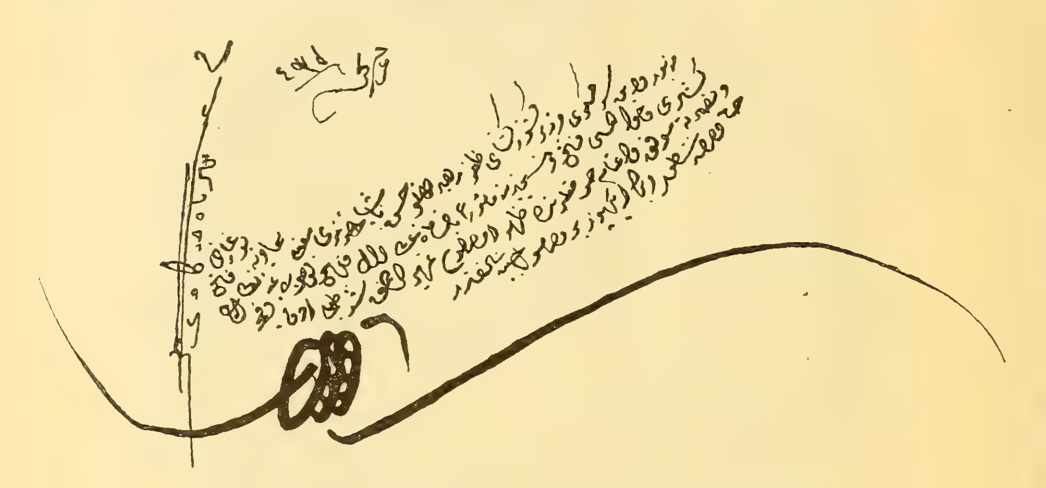
(Kaiserl. Münzen-, Medaillen- und Antikensammlungen zu Wien.)

ihr nachgeführt wurden, um immer von neuem ihre täuschende Rolle zu spielen. In Cherson traf dann Joseph II. mit Katharina zusammen und begleitete sie nach der Krim; er durchschaute den frechen Betrug, aber er schloß den Bund zum Verderben des türkischen Reiches nur noch fester.

Kriegserfolge gegen die Türken

Durch allerlei Übergriffe absichtlich gereizt und auf die Hilfe Preußens, Englands und Schwedens vertrauend, erklärte die Türkei schon im August 1787 den Krieg an Rußland und ließ Kinburn angreifen, doch ohne Erfolg. Vertragsmäßig erließ nun auch Österreich die Kriegserklärung (9. Februar 1788). Indes es zersplitterte eine Heeresmacht von 280000 Mann auf dem weiten Raume von Triest bis zum Dnjestr und errang den einzigen Erfolg dieses Jahres, die Eroberung Choczims (17. September), nur durch die Hilfe des Russen Rumjanzow. An der Donau drangen

sogar die Türken vor, schlugen Wartensleben bei Mehadia (28. August), drängten ihn in den Banat zurück. In der Nacht des 20. September gerieten die entmutigten Österreicher zwischen Lugos und Karansebes durch einen falschen Lärm sogar in solche Verwirrung, daß alles kopflos rückwärts floh und der kranke Kaiser in persönliche Gefahr kam. Glücklicher fochten die Russen, obwohl die schwedische Kriegserklärung ihre Ostseeflotte zurückhielt und dank der gewissenlosen Verschwendung Potemkins Heer und Marine sich durchaus nicht im besten Zustande befanden. Während Rumjanzow, wie erwähnt, gegen die Moldau vorging, wandte sich Potemkin mit 80000 Mann gegen Otschakow, die wichtigste türkische Festung im Norden des Schwarzen Meeres. In mehreren siegreichen Seegefechten wurde die türkische Flotte vernichtet, die Festung selbst nach langer verzweifelter Verteidigung, als beim russischen Heere schon alle Vorräte zu Ende gingen, am 17. Dezember unter entsetzlichen Greueln erstürmt. Trotzdem brachte der



394. Türkisches Militär-Aufnahme-Certifikat aus dem Jahre 1789.

Übersetzung:

„Hiermit wird bestätigt, daß Vorzeiger dieses unter den Truppen des siegreichen H. Seraskier Tzerkez Pascha"
„von Widdin mit der Bedingnis mit einem täglichen Gehalte von 40 Aspern zu dienen für würdig sein gehalten worden,"
„daß er bei der Attacke und mit Hilfe Gottes erfolgenden Eroberung Mehadias die besten Dienste leisten soll."
„Dies soll als gültig erkannt werden."

plötzliche Tod Abdul Hamids (7. April 1789) und die Thronbesteigung Selims III. (1789—1808) nicht den Frieden, denn der neue Sultan war energisch, selbstherrlich, reformlustig und jeder Nachgiebigkeit abgeneigt. Aber der Feldzug des Jahres 1789 verlief für die Verbündeten glänzender als der des vorhergehenden Jahres. An der Grenze der Walachei und Moldau siegte Suworow mit den Österreichern unter dem Prinzen Josias von Koburg bei Fokschani (1. August), dann wieder bei Martineschti am Rymnik (22. September). Infolgedessen wich der Großwesir über die Donau nach Schumla zurück, Potemkin nahm Galacz, Akjerman Bender, Laudon eroberte Belgrad durch Übergabe (8. Oktober), dazu Semendria und Passarowitz, und Koburg konnte die Winterquartiere in Bukarest beziehen. Der Untergang der Türkenherrschaft in Europa schien bevorzustehen.

Unruhen in Belgien.

Schon aber war die eine der Mächte, die ihr entgegenstand, Österreich, bis in ihre Grundfesten erschüttert. Josephs II. Reformen hatten eben die Stände, auf denen von jeher der österreichische Staatsordnung beruhte, Adel und Geistlichkeit, tief verletzt und fanden doch in der Masse der Bevölkerung, auf deren Wohl sie vor allem



Die Erstürmung von Otschakow durch die Russen am 17. Dezember 1788.

Nach dem im Auftrage der Kaiserin Katharina II. angefertigten Gemälde von Fr. Casanova gestochen von Adam Bartsch.



berechnet waren, keine Unterstützung, denn sie eilten ihrem Verständnis weit voraus und verletzten tausend alte Gewohnheiten. Leidenschaftlicher Widerstand erhob sich vor allem in **Belgien**, das mit dem Reiche ohnehin nur ganz äußerlich zusammenhing. Schon gegen das Toleranzpatent von 1781 legte der Erzbischof von Mecheln als Primas des Landes Verwahrung ein; dann steigerte die Errichtung eines staatlichen Priesterseminars in Löwen 1786, zu dessen gunsten die übrigen geistlichen Seminare eingezogen werden sollten, die Aufregung und rief Tumulte unter den Zöglingen hervor, die mit Waffengewalt niedergeworfen werden mußten. Das kaiserliche Edikt vom 1. Januar 1787 verpflanzte die Bewegung auch auf das politische Gebiet, denn es teilte unter Aufhebung der alten Provinzialverbände das Land in neun gleichförmig und einheitlich durch landesherrliche Intendanten verwaltete Kreise, stellte an die Spitze einen „Rat des Generalgouvernements der Niederlande“ mit fünf ständischen Deputierten und ordnete ebenso Gerichtswesen und Prozeßgang in einheitlichem Sinne. Zum Unglück für Joseph II. ließ die Statthalterschaft, in erster Linie durch seinen Schwager, den Herzog **Albert** von Sachsen-Teschen, und die Erzherzogin **Christine** vertreten, Sicherheit und Kraft vermissen. Vor einem Aufstande (30. Mai) wich das Statthalterpaar und versprach, die Zurücknahme der Verordnung zu erwirken.



395. Bewaffneter Kapuziner zur Zeit der Brabanter Revolution.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Der Kaiser ging darauf jedoch nicht ein, sondern entbot den Herzog mit ständischen Deputierten nach Wien und übertrug dem Höchstkommandierenden in Belgien, dem Grafen **Murray**, auch das Generalgouvernement, mußte ihn jedoch, da auch er sich schwach zeigte und mit den Aufständischen verhandelte, schon im September 1787 wieder abberufen und nötigte nun das Statthalterpaar, nach Brüssel zurückzukehren, von dem entschlossenen General d'**Alton** und dem Grafen **Trautmannsdorff** als Minister begleitet (Januar 1788). Inzwischen war die Aufregung auf den höchsten Grad gestiegen; überall bildeten sich Wehrmannschaften und patriotische Vereine; doch ging durch die Belgier von allem Anfang an der tiefe Zwiespalt zwischen einer klerikalen Partei unter van der Noot und den Demokraten französischer Färbung unter Vonck. Beide Führer gingen dann mit zahlreichen Flüchtlingen über die Grenze, bildeten dort Ausschüsse, rüsteten bewaffnete Haufen und traten mit dem Auslande in Verbindung. Endlich trieben die Dinge zum Bruch. Als die Stände von Brabant und Hennegau im Herbst 1788 die Steuern verweigerten, verfügte Joseph ihre Auflösung, und am 6. Januar 1789 verkündete d'Alton den brabantischen Ständen die Aufhebung der



396. Kaiser Joseph II.

Nach dem Gemälde von Anton von Maron.

Joyeuse entrée (s. Bd. V, S. 546), suspendierte dann zwar, da sie nachträglich die Steuerforderungen bewilligten, diese Verfügung, löste aber den Landtag, als er sich weigerte, ein neues kaiserliches Edikt anzunehmen, mit militärischer Gewalt auf (16. Juni) und hob die Joyeuse entrée endgültig auf. Nun folgten überall unruhige Auftritte, und im September brachen bewaffnete Haufen unter van der Meersch von Holland aus in Brabant ein. Ein mißlungener Angriff der Österreicher auf dieselben in Turnhout (26. Oktober) entschied alles; Flandern, Brabant, Hennegau erhoben sich, die Wallonen im österreichischen Heere desertierten scharenweise. Obwohl jetzt Joseph auf d'Altons Rat am 20. und 25. November alle seine Verfügungen zurücknahm, so dauerte doch die Aufregung fort, die Statthalter verließen Brüssel, und vor einem neuen Aufstande (10.—12. Dezember 1789) räumten die Österreicher in voller Verwirrung die Hauptstadt und wichen nach Namur und Luxemburg zurück. Am 23. Dezember rückte van der Meersch in Brüssel ein, am 7. Januar 1790 konstituierten sich die daselbst versammelten Stände als „souveräner" Kongreß und proklamierten am 20. Januar als „Vereinigte belgische Staaten" die Republik.

Hertzbergs „großer Plan".

Belgien war verloren, und auch in Ungarn gärte es bedrohlich. Viele Komitate protestierten gegen die verfassungswidrigen Neuerungen, der siebenbürgische Adel reichte eine Bittschrift dagegen ein, und auch hier traten die Unzufriedenen mit dem Auslande, namentlich mit Preußen in Verbindung. Denn Josephs II. Bund mit Rußland hatte in Berlin die größten Besorgnisse erregt. Eine solche Verschiebung der Machtverhältnisse, vor allem eine Erwerbung Bayerns durch Österreich waren der König und Hertzberg fest entschlossen zu verhindern. Nur dachte Hertzberg nicht daran, deshalb einen gefährlichen Krieg zu führen, er wollte mit diplomatischen Künsten die Gefahren beschwören und zugleich dabei eine ansehnliche Gebietserwerbung für Preußen durchsetzen. Von dem Gedanken ausgehend, daß die Türkei erliegen, die siegenden Mächte aber tief erschöpft aus dem Kriege hervorgehen würden, wollte er dann vermittelnd zwischen die Streitenden treten, Rußland durch das Gebiet bis zum Dnjestr, Österreich durch die Walachei und Moldau befriedigen, dafür Galizien an Polen zurückgeben und von diesem für Preußen Danzig und Thorn, Posen und Kalisch gewinnen, an sich ein ganz verständiger Plan, der auch den Interessen Österreichs völlig entsprach, viel mehr als die Politik Josephs II., denn er brachte die Donaumündungen in Österreichs Hände und schloß Rußland von ihnen aus. Um auf den Kaiser zu drücken, knüpfte die preußische Regierung mit den belgischen Aufständischen und den unzufriedenen Ungarn Verbindungen an und unterstützte im geheimen die aufständischen Belgier; ja der preußische Gesandte in Konstantinopel, Dietz, ließ sich sogar zum Abschluß eines Bündnisses mit der Türkei verlocken (30. Januar 1790).

Tod Josephs II.

Unter der Wucht dieser Enttäuschungen und Gefahren brach Joseph II., der schon seit mehreren Jahren brustleidend war, totkrank zusammen, in düsterer Verzweiflung sah er dem Zerfall seines Staates entgegen. „Ich habe keine Hoffnung mehr!" schrieb Kaunitz am 5. Januar 1790. Da nahm der Kaiser durch ein Reskript vom 28. Januar seine Verfügungen in bezug auf Ungarn mit einigen wenigen Ausnahmen zurück und stellte den Zustand von 1780 wieder her. Aber der Gram nagte an ihm, am 5. Februar teilten ihm die Ärzte mit, daß er nur noch Tage zu leben habe. Gefaßt traf er seine letzten Verfügungen. Er berief seinen Bruder, den Großherzog Leopold von Toscana, zu seinem Mitregenten und diktierte eine Reihe von Abschiedsbriefen an seine Geschwister und einige andre, die er mit zitternder Hand unterzeichnete. Am 20. Februar früh kurz vor 5 Uhr verschied er nach kurzem Todeskampfe, noch nicht 49 Jahre alt.

Nur der Erzherzog Franz, einige Hofbeamte und Generale, sein Leibarzt und sein Beichtvater standen an seinem Sterbebette.

„Ein Despot bist du gewesen! Aber einer, wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag!“

mit diesen Worten hat Anastasius Grün das Wesen des Monarchen ebenso schön als wahr gezeichnet. Er scheiterte, weil er zu gewaltthätig und vorschnell verfuhr, aber die „josephinischen Ideen“ gingen für Österreich nicht verloren, die Deutsch-Österreicher fanden in schwerer Zeit an seinem Namen einen Halt, und am 20. Februar 1890 schmückte ein dankbares Volk mit Hunderten von Kränzen den Sarg des großen Toten.

Neuordnung Österreichs durch Leopold II.

Sein Nachfolger, sein Bruder **Leopold II.** (1790—92), lenkte mit leiser und doch fester Hand das sturmgeschüttelte Staatsschiff in ruhigere Bahnen. Er hatte (geb. 5. Mai 1747 und seit 1765 mit Marie Luise von Spanien in sehr glücklicher Ehe vermählt) als Großherzog von Toscana (seit Januar 1765) schon eine lange Regentenerfahrung auf dem Boden einer uralten politischen Kultur hinter sich, als er dem Bruder in Österreich und im Reiche folgte. In seiner natürlichen Begabung war er Joseph gleich, an Kenntnissen überlegen, und merkwürdig stach seine kühle, verstandesmäßige, geschmeidige Art von dem leidenschaftlich-hastigen Wesen des Vorgängers ab. Ein überzeugter Anhänger der Aufklärung wie dieser und als kluger, humaner Reformer weit über die Grenzen Toscanas hinaus verehrt (s. unten), betrachtete auch er sich nur als einen Diener des Volkes und verfolgte daher die Anfänge der Französischen Revolution mit entschiedener Sympathie, verwarf aber eben deshalb jeden despotischen Zwang, ohne freilich die Einheit des österreichischen Staatswesens oder ein wichtiges Kronrecht irgendwie preisgeben zu wollen. Mit weiser, besonnener Beschränkung lenkte er in die Bahnen Maria Theresias zurück. Der tollen Verwirrung in **Belgien**, das umsonst auf französische Unterstützung wartete, machte ein kurzer unblutiger Feldzug des Feldmarschalls **Bender** von Luxemburg nach Brüssel, das die Österreicher am 2. Dezember 1790 besetzten, ein rasches Ende, und am 10. Dezember verbürgten Preußen, England und Holland den **Haager Vertrag**, nach dem Leopold die alte Verfassung Belgiens gewährleistete, eine allgemeine Amnestie versprach, die kirchlichen Verfügungen Josephs II. zurücknahm und das Generalseminar aufhob. Die Regierung übernahm Graf **Mercy**, das Statthalterpaar kehrte erst im Juni 1791 nach Brüssel zurück. Schwieriger war die Regelung der **ungarisch-siebenbürgischen** Verhältnisse, da hier die auswärtige Politik mit eingriff. Leopold versprach zunächst, den Gesetzen gemäß zu regieren, hob die deutsche Amtssprache, das neue Strafrecht und Josephs Gerichtsordnung auf, berief den Reichstag und ließ sich am 15. November 1790 in Preßburg krönen. Aber von seiner verfassungsmäßigen Königsmacht gab er kein Tüttelchen auf, und das Toleranzpatent Josephs erkannte er ausdrücklich an. Auch **Siebenbürgen** stellte er wieder als ein selbständiges Kronland neben Ungarn, indem er die siebenbürgische Hofkanzlei von der ungarischen trennte und die Verfassung der drei politischen Nationen wiederaufrichtete, ohne freilich die Rumänen als vierte Nation anzuerkennen. Dagegen gewährte er den südungarischen **Serben**, die sich im September 1790 in Temesvár zu einem Nationalkongreß versammelt hatten, im März 1791 die erbetene Unabhängigkeit von Ungarn durch die Errichtung einer illyrischen Hofkanzlei. In der westlichen Reichshälfte hob er die übereilt erlassenen Grundsteuerverordnungen schon im März 1790 wieder auf und berief die Einzellandtage, gab aber den reaktionären Wünschen der feudalen Mehrheit keineswegs nach, behauptete ebenso sein Aufsichtsrecht über die Kirche, ließ das Toleranzedikt von 1781 wie auch die neuen Bistümer bestehen und stellte nur eine Anzahl der aufgehobenen



397. Kaiser Leopold II.

Nach dem Gemälde von M. Kiezinger gestochen von J. E. Haid.

Klöster wieder her. Seine Krönung in Prag am 6. September 1791 war nur ein beruhigendes Zugeständnis ohne praktische Bedeutung. So schuf Leopold II., indem er von Josephs II. Neuerungen beibehielt, was der herrschenden Zeitansicht und dem monarchischen Interesse entsprach, und aufhob, was nur unnütz gereizt und verletzt hatte, die Ordnung, die in Österreich im wesentlichen bis 1848 gegolten hat.

Vertrag von Reichenbach.

Nach außen verzichtete er auf die Eroberungspolitik Josephs, die er niemals gebilligt hatte. Deshalb trat er zunächst mit dem gefährlichsten Gegner, mit Preußen, ins Einvernehmen (März 1790), und obwohl eine starke Partei den König Friedrich Wilhelm drängte, das tieferschütterte Österreich durch raschen Angriff vollständig zu demütigen, obwohl das preußische Heer bereits in Schlesien zum Einmarsch fertig stand, so entwaffnete Leopold II. doch die preußische Kriegspartei durch unbedingte Annahme der Forderung, daß überall der Besitzstand vor dem Kriege wiederhergestellt werden

sollte (27. Juli 1790). Mit diesem Vertrage von Reichenbach verzichtete freilich Preußen auf jede eigne Gebietserwerbung, aber es hinderte auch Österreich an der Eroberung Bayerns und vereitelte Katharinas Pläne gegen die Türkei. Freilich wurden diese Erfolge teuer bezahlt durch schwere Einbußen Preußens in Deutschland. Seitdem Leopold II. die Eroberungspolitik Josephs aufgegeben hatte, verlor der Fürstenbund, eben weil er nur das Bestehende erhalten und nichts Neues hatte schaffen wollen, jede Berechtigung und löste sich stillschweigend auf; die geistlichen Fürsten scharten sich wieder um den Kaiser, und das Ansehen Preußens im Reiche verlor, was Österreich gewann.

Ende und Ergebnisse des Türkenkrieges.

Nach dem glänzenden Siege der Österreicher unter Clerfayt bei Kalafat an der Donau am 26. Juni 1790 konnte Leopold II. auch mit der Türkei Frieden schließen, ohne seinem Ansehen etwas zu vergeben. In Sistowa kam er nach langen Verhandlungen unter preußisch-seemächtlicher Vermittelung am 4. August 1791 zustande, indem die Türkei nur einige Grenzplätze, namentlich Alt-Orsowa, an Österreich abtrat.

Nur Rußland setzte den Krieg gegen die Türkei fort. Aber vergeblich belagerte Potemkin das feste Ismail unweit der Kiliamündung. Erst als er im Oktober 1790 nach Petersburg zurückkehrte und dem General Suworow den gemessenen Befehl zurückließ, die Festung um jeden Preis zu nehmen, brachte dieser, begünstigt durch harten Frost, die Sache zu Ende. Am Morgen des 22. (11.) Dezember früh 4 Uhr begann er, die Menschen schonungslos opfernd, den Sturm, um 8 Uhr wurden die Wälle erstiegen, aber erst nach einem grauenvollen Straßenkampf, der bis gegen Abend währte, gelangten die Russen in den unbestrittenen Besitz der Festung; 33000 Türken und Tataren waren getötet und verwundet, 10000 gefangen. Nun führte Fürst Repnin das ganze russische Heer über die Donau und erfocht im Juli 1791, ohne die angekündigte Ankunft Potemkins abzuwarten, bei Matschin in der Dobrudscha unweit Braila über den Großwesir Jussuff Pascha einen glänzenden Sieg, der endlich, trotz Potemkins Widerstreben, zu Friedensverhandlungen führte. Aber erst nach dem plötzlichen Tode des Günstlings am 15. Oktober 1791 unweit Jassy kamen sie am 9. Januar 1792 in Jassy zum Abschluß. Rußland erhielt nur den Küstenstrich zwischen dem Bug und dem Dnjestr mit Otschakow, auf die hochfliegenden Eroberungspläne mußte es verzichten.

Der Bestand der Türkei war noch einmal gesichert, aber Rußland stand herrschend am Schwarzen Meere und streckte die Hand bald wieder nach dem polnischen Reiche aus, da es die Balkanhalbinsel nicht hatte erobern können. Und diesen Umsturzplänen gegenüber waren Österreich und Preußen trotz des Vertrages von Reichenbach durch tiefes Mißtrauen getrennt. Und im Westen kochte bereits die Französische Revolution, die mit ihrer revolutionären Propaganda bald die ganze Ordnung des europäischen Abendlandes bedrohte, wie Rußland sie im Osten angriff.

Das Osmanische Reich und die Rajahvölker im 18. Jahrhundert.

Äußere Verluste und innere Lockerungen.

Die Friedensschlüsse von Sistowa und Jassy waren für das ganze südöstliche Europa von entscheidender Bedeutung. Seitdem Österreichs Politik und Kriegführung sich zum zweitenmal binnen einem halben Jahrhundert unsicher und unglücklich gezeigt und die lockendsten Gelegenheiten unbenützt hatten vorübergehen lassen, begannen sich die Blicke der christlichen Rajahvölker ausschließlich dem siegreichen, stamm- und glaubensverwandten Rußland zuzuwenden und von den russischen Waffen ihre Befreiung vom türkischen Joche zu erhoffen. Denn was im 17. Jahrhundert noch aussichtslos erschienen war, das erschien im 18. erreichbar. Die kriegerische Kraft des Osmanentums war sichtlich im Schwinden. Es hatte an Österreich den Banat und die Bukowina, an Rußland die ganze Nordküste des Schwarzen Meeres samt den prachtvollen Häfen der Krim verloren; es hatte das Schwarze Meer, das bisher ein türkischer Binnensee gewesen war, dem russischen Handel öffnen und Kriegsschiffe mit dem russischen Andreaskreuze in der Flagge zulassen, schließlich dem gefährlichen Nachbar sogar eine Art von Schutzrecht über die rumänischen Fürstentümer zugestehen müssen (s. S. 588). In der Regierung aber herrschte zunehmende Verwirrung. Über die Thronfolge bestimmte die verbündete Krieger- und Priesterkaste (s. Bd. VI, S. 730 ff.); sie widersetzte sich zugleich jeder Reform, selbst allen militärischen Neuerungen, weil sie gegen den Koran seien, obwohl die Siege Friedrichs des Großen auch auf die Türken tiefen Eindruck gemacht hatten und zuerst der Sultan Abdul Hamid (1774—89) französische Offiziere zur Umbildung seiner Kriegsmacht nach Konstantinopel berief (1785); die Finanzen gerieten bei der verschwenderischen Haremswirtschaft und der wahrhaft räuberischen Veranlagung und Eintreibung der Steuern in immer tiefere Verwirrung, weil die herrschende Klasse nur an die rücksichtslose Ausbeutung der Unterthanen dachte, ohne sich jemals klar zu machen, daß dieser Raubbau alle Kräfte verzehrte und der größte Teil des fruchtbaren Bodens wüst lag; den Vakuf aber, die reichen Moscheegüter, wagte niemand anzutasten, aus Furcht vor der geistlichen Macht. So blieb auch die ganze hergebrachte Verfassung des Reiches aufrecht, trotz der tiefgreifenden Umwälzungen ringsum, weil sie eben auf dem Koran beruhte und demgemäß die Herrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen zur Voraussetzung hatte. Wie im 16. Jahrhundert bildeten die Mohammedaner gewissermaßen das angesiedelte Heer, ausgestattet mit den 132000 Lehen in Europa und Asien; darüber standen noch als eine bevorzugte Kaste die Janitscharen, die damals nach den Listen etwa 150000 Mann zählten und eine über das ganze Reich verbreitete, eng geschlossene Genossenschaft bildeten. Aber seitdem sie sich aus sich selbst ergänzten (s. Bd. VI, S. 726), waren sie immer unkriegerischer geworden, trieben im Frieden allerhand bevorzugte Gewerbe (besonders seit Mahmud I.) und erschienen in Waffen nur noch zur Musterung, wenn sie ihren Sold empfingen. Mit den Paschas, die immer nur wenige Jahre in der Provinz blieben, standen beide Klassen des rechtgläubigen Heeres in einem gewissen Gegensatz. Nun begannen sich die Statthalter in den entfernteren Provinzen wie unabhängige Fürsten zu gebärden. In Ägypten ließen die Mamlukenbeis dem Padischah in Konstantinopel kaum den Schatten der Oberherrschaft. Während des türkisch-russischen Krieges 1768—74 eroberte Ali Bei sogar Palästina, Syrien und Damaskus (s. oben S. 583). Später übte Ali Pascha von Janina in Epirus (1741—1822), der mohammedanische Abkömmling eines albanesischen Häuptlings, ein echter Arnaut in seiner Gewaltthätigkeit und List, seiner barbarischen Energie und todverachtenden

Tapferkeit, an der Spitze ähnlich gesinnter Räuber- und Söldnerbanden eine unbedingte Herrschaft über fast ganz Epirus aus, ohne sich weiter um den Sultan zu kümmern. Nach dem Frieden von Sistowa scharten sich entlassene Söldner, bald mit Abenteurern aller Art gemischt, zu wohlbewaffneten, gutberittenen Räuberbanden zusammen, den schrecklichen Krdžalijen (vom türk. kyrčali, Räuber in der Wüste), die zwölf Jahre lang alle Donau- und Balkanprovinzen mit Mord und Brand, Schrecken und Verödung erfüllten. Das Reich, von den Nachbarmächten bedrängt und verkürzt, begann auch im Innern aus den Fugen zu gehen. Verzweifelt rief schon Sultan Mustafa III. aus: „Umgestürzt ist das Reich; denket nicht, daß es sich unter uns wiederherstellen werde!" Und ein Wesir seines Nachfolgers Abdul Hamid äußerte einmal resigniert, auch in Asien gebe es schattige Thäler, wo man Kioske bauen könne.

Die Rumänen unter der Herrschaft der Fanarioten.

Aber nicht von den auswärtigen Feinden und auch nicht von den Mißständen der Verwaltung oder von rebellischen Soldatenhaufen drohte die schwerste Gefahr, sondern von der verachteten und zertretenen Rajah. Unter ihr hatten die Griechen von jeher verhältnismäßig die günstigste Stellung (s. Bd. VI, S. 727 f.), indem sie als Erben der Byzantiner sich mit den Osmanen in die Beherrschung und Ausbeutung der Rajahvölker teilten. Im 18. Jahrhundert erreichte die Macht der Fanarioten ihre Höhe, damit aber auch der Druck vor allem auf die Bulgaren und Rumänen. Seitdem kurz hintereinander die beiden letzten einheimischen Vasallenfürsten der Walachei, Konstantin Brankovan (s. Bd. VI, S. 726) 1714, sein Neffe Stephan III. 1716, wegen angeblichen Hochverrats gestürzt und hingerichtet worden waren, sandte der Sultan griechische Fanarioten als Hospodare (d. i. Herren) nach der Moldau und Walachei, und zwar jeden nur auf drei Jahre, indem er ihm zugleich die von den früheren Fürsten geübten Rechte, Truppen zu halten, Bündnisse zu schließen und den Krieg zu erklären, entzog. Da diese Hospodare für ihr einträgliches Amt immer wachsende Summen bezahlen mußten und dem Lande, an dessen Spitze sie treten sollten, völlig fremd gegenüberstanden, so führten sie eine Raubwirtschaft, die noch heute bei den Rumänen mit Recht im schlimmsten Andenken steht. Wie eine Schar blutsaugerischer Vampire warfen sich die Verwandten und Anhänger der Hospodare auf das arme Land; das Recht war ebenso käuflich wie alle Ämter in Staat und Kirche; die Bestechung durchdrang wie ein Gift alle Adern des Volkskörpers, und auch die einheimischen Bojarengeschlechter mußten es wohl oder übel mit den Fanarioten halten, wenn sie nicht um Besitz und Leben gebracht sein wollten. Um das Amt des Hospodars selbst tobte fortwährend der Kampf, der mit allen Mitteln ränkevoller List zwischen einer kleinen Anzahl von Geschlechtern geführt wurde: den Maurocordato, Ghika, Callimachi, Sutzo, Maurogheni, Ypsilanti u. a. m. Das rumänische Volk war diesen Menschen nur eine dienstbare, zur Ausbeutung bestimmte Masse; selbst seine Sprache wurde verachtet; wer sich gebildet dünkte, sprach griechisch, in der Kirche aber herrschte das Alt(Kirchen-)slawische, das nur die Priester und die Bojaren verstanden. So wurde das rumänische Volk wirtschaftlich und sittlich von der herrschenden Kaste selber beinahe zu Grunde gerichtet, und noch heute trägt sein Charakter die Spuren dieser schlimmsten Zeit seiner langen Leidensgeschichte.

Bulgaren und Fanarioten.

Während so die Griechen über die Rumänen eine politische und wirtschaftliche Fremdherrschaft brachten, unterwarfen sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Bulgaren mindestens ihrer kirchlichen Herrschaft. Auch das noch autokephale bulgarische Erzbistum Ochrida (s. Bd. VI, S. 727) wurde 1767 aufgehoben und mit dem griechischen Patriarchat von Konstantinopel vereinigt, das nun auch den von ihm bisher gezahlten Tribut übernahm. Damit war die kirchliche Selbständigkeit der Bulgaren vernichtet. Fortan ernannte der Patriarch zu bulgarischen Erzbischöfen und

Bischöfen Fanarioten und andre Griechen, oder vielmehr er verkaufte diese Würden, und verpachtete sogar zuweilen bulgarische Klöster an unternehmende Griechen, Albanesen und Walachen zu beliebiger Nutznießung. Nur das mißachtete Popenamt blieb den Bulgaren, aber manche Bischöfe behandelten diese Geistlichen wie Leibeigene, verwandten sie wohl geradezu als Knechte. Zugleich wurde die griechische Liturgie zunächst in den Städten, allmählich auch, wie in Makedonien, auf dem Lande eingeführt und die Priesterseminarien (Popenschulen) hellenisiert. Freilich war der hier erteilte Unterricht höchst ungenügend und äußerlich; die künftigen Popen lernten oft kaum Lesen und Schreiben, und wußten wenig mehr, als Gebete und Formeln in einer ihnen nur halbverständlichen Sprache herzusagen. Dazu wurde der kirchliche Zehnt u. a. von den armen Bauern mit erbarmungsloser Härte beigetrieben. Konnte eine Gemeinde nicht zahlen, so erschien ein bischöflicher Kommissar, sprach den Bannfluch aus, versiegelte die Kirche und nahm mit, was er in den Häusern an Wertsachen vorfand. Die wohlhabenderen Bulgaren aber fanden es bald vorteilhaft und vornehm, sich eine gewisse griechische Bildung anzueignen, namentlich als zahlreiche weltliche Schulen auch in bulgarischen Städten gegründet wurden (s. unten). Sie bezeichneten sich als Griechen, sprachen und schrieben griechisch, vergaßen sogar das kyrillische Alphabet, schrieben ihre Muttersprache mit griechischen Buchstaben und blickten mit tiefer Verachtung auf das nur bulgarisch redende Landvolk herab. Nur die Bauern und die Frauen blieben bulgarisch. Beherrscht von einer fremden Priesterschaft und von ihren gebildeten Landsleuten innerlich völlig getrennt, lebte die Masse des bulgarischen Volkes in Unwissenheit und Aberglauben dahin, ohne jede Kenntnis von seiner Ausbreitung und den Zeiten alter Macht.

Bosnien.

Günstiger standen die serbischen Stämme. Da in Bosnien der Adel zum Islam übergetreten war (s. Bd. VI, S. 727), so hatte sich hier eine einheimische, obwohl von der Masse des Volkes durch den Glauben getrennte Aristokratie erhalten, die dem Lande eine gewisse Selbständigkeit sicherte. An ihrer Spitze standen die allmählich erblich gewordenen 48 Kapitane, die größten Grundherren des Landes, in trotziger Abgeschlossenheit auf ihren Burgen hausend, unter ihnen die Masse der mit Lehnsgütern (im ganzen etwa 12000) ausgestatteten Begs. Sie fanden ihren Mittelpunkt in der verhältnismäßig blühenden Landeshauptstadt Serajewo, die um 1700 nicht weniger als 150 Moscheen zählte. Um den türkischen Statthalter, den Wesir, den ihnen der Sultan schickte, kümmerten sie sich wenig; in der Hauptstadt durfte er sich nur eine Nacht aufhalten, sonst saß er mit ein paar andern Beamten in Trawnik. Die christliche Bevölkerung gruppierte sich um drei griechische Bistümer und ein römisch-katholisches, das von Franziskanern besetzt wurde. Dies Nebeneinander der beiden großen Kirchen hinderte die orientalische wohl einigermaßen so zu erstarren, wie in andern Landesteilen, und der Verkehr mit dem nahen venezianischen Dalmatien mochte außerdem das Land einem Hauche abendländischen Geistes öffnen. Aber da das Interesse des bosnischen Adels durchaus mit der Türkenherrschaft verknüpft war, so gehörte dies Land vielleicht zu den sichersten Provinzen des Osmanenreichs und ging einen ganz andern Weg als die Stammgenossen im eigentlichen Serbien.

Die Serben.

Serbien war der Türkenherrschaft viel unmittelbarer unterworfen als Bosnien, und in der Kirche herrschten seit der Aufhebung des serbischen Patriarchats von Ipek (Petsch) im Jahre 1766 die griechischen Fanarioten. Aber das serbische Volk, das keinen einheimischen Adel mehr hatte, hielt sich von den nur in den Städten hausenden Türken völlig getrennt in seinen Dörfern, wo es nach uralter Sitte lebte, und bewahrte mit seiner schönen, klangvollen Sprache in seinen Heldenliedern auch die Erinnerung an eine große Vergangenheit. Es kam hinzu, daß der nach Ungarn

ausgewanderte Teil des Volkes unter österreichischer Herrschaft eine gewisse Selbstständigkeit genoß und mit den Stammesbrüdern südlich der Sawe stets in lebhafter Verbindung blieb. Der Todhaß gegen die Osmanen umschlang alle Serben mit festen Banden.

„Wie wir sind, wenn Salz wir alle würden,
Kaum ein Gastmahl salzten wir den Türken",

in diesen grimmigen Versen wird er schärfer gezeichnet als in jeder Schilderung. — Ganz frei von türkischer Herrschaft behaupteten sich die serbischen Gemeinden in den „Schwarzen Bergen", der Tschernagora (Montenegro), seit der blutigen Christnacht des Jahres 1703 in fortgesetzten Kämpfen (s. oben S. 240).

Serbische Befreiungsversuche.

Alles in allem betrachtet, war die Lage der Rajahvölker deshalb besonders schwierig, weil sich die herrschenden Stände bei den Griechen, Rumänen, Bulgaren und den bosnischen Serben ihren Stammesgenossen innerlich entfremdet hatten oder überhaupt dem regierten Lande nicht angehörten und in ihrem eignen materiellen Interesse die Fortdauer der Osmanenherrschaft wünschen mußten. Nur die Serben machten davon insofern eine Ausnahme, als sie zwar eine nationale Aristokratie nicht mehr besaßen, aber in sich fest zusammenhielten und das Bewußtsein einer großen Vergangenheit bewahrten. Daher war schon am Ende des 17. Jahrhunderts von ihnen ein Versuch zur Befreiung gemacht worden (s. Bd. VI, S. 761 ff.); später hatten Tausende von Serben unter kaiserlichen Fahnen für Prinz Eugen gefochten und vorübergehend sogar den Kern ihres Landes von der Türkei losgerissen (s. S. 243); auch an dem Kriege von 1788—91 hatten sie einen nicht unbedeutenden Anteil genommen (s. S. 608). Alle diese Anstrengungen waren vergeblich gewesen, aber das Bewußtsein ihrer kriegerischen Kraft war unter diesen tapferen Bauern erwacht. „Ihr Nachbarn", rief ein türkischer Pascha erstaunt und entsetzt den Österreichern zu, als eine serbische Kompanie in bester Ordnung aus einer ihm wieder übergebenen Festung ausrückte, „was habt ihr aus unsrer Rajah gemacht!" Daß der Friede von Sistowa ihnen Amnestie gewährte, konnte die aufständischen Serben in ihrer Gesinnung nur bestärken.

Zunehmender Wohlstand der Griechen.

Aber auch bei den Griechen regte sich eine nationale Bewegung, die sich ebensowohl gegen die Türken als die mit ihnen eng verbundenen Fanarioten kehrte. Sie hing teilweise mit dem steigenden Wohlstande der Griechen zusammen. Er beruhte keineswegs bloß auf der Ausbeutung der slawischen Völker durch die Fanarioten, sondern vor allem auf der Blüte des Handels. Der bei weitem wichtigste Mittelpunkt dafür bildeten die kleinen, kahlen, unfruchtbaren Felseninseln Hydra und Spezia (Spetsä) an der argolischen Küste. Hier hatten sich besonders seit dem Falle der venezianischen Herrschaft über Morea zahlreiche flüchtige Albanesen und Griechen aus Morea und Rumelien niedergelassen. Da die Inseln für den Lebensunterhalt fast nichts boten, so wandten sie sich dem Meere zu und wurden im Verlauf des 18. Jahrhunderts allmählich die kühnsten Seefahrer und die unternehmendsten Kaufleute der griechisch-türkischen Welt. Sie bildeten eine besondere Marineordnung aus, sie brachten den Getreidehandel mit Südrußland fast ganz in ihre Hände, aber sie sandten ihre schnellen Segler auch nach Italien und Frankreich, ja sogar nach der Ostsee und nach Amerika. Aber auch andre kleine Inseln des Ägäischen Meeres, wie selbst Patmos und Kasos, entwickelten eine rege Thätigkeit im Seehandel; ohne Kompaß und Seekarten, sich nur nach den Gestirnen richtend, wie vor Jahrtausenden die homerischen Griechen, fuhren diese Kapitäne in der guten Jahreszeit bis nach Ägypten und Odessa, Triest, Livorno und Marseille. Aber griechische Kaufleute saßen zahlreich auch in Rumänien und Bulgarien, und schon traten unternehmende junge Griechen, besonders seit etwa 1770, in russische Dienste.

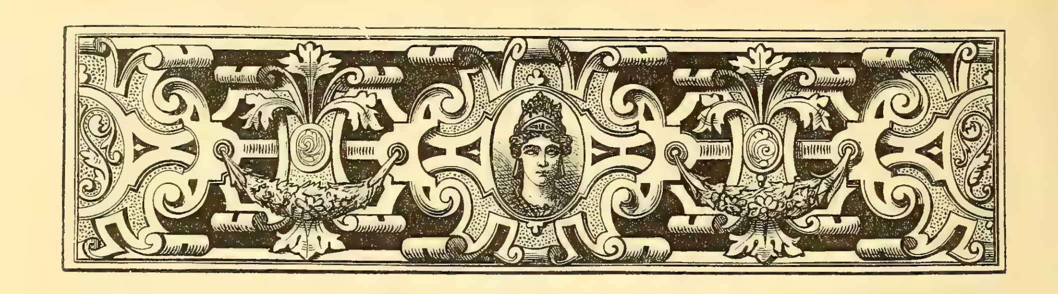
Beginn der national-griechischen Bewegung.

Das erwachende Nationalbewußtsein zeigte sich im peloponnesischen Aufstande (s. S. 582); er wurde zwar blutig unterdrückt, aber die Verbindung mit Rußland erneuerte sich im Kriege von 1788—92, und nachhaltiger als diese verfrühte Erhebung wirkte eine geistige Erneuerung. Sie ging nicht von der Kirche aus, obwohl Geistliche unter ihren ersten Trägern waren, sondern von der abendländischen Bildung, mit der die Griechen zuerst unter venezianischer Herrschaft in gewisse Beziehungen getreten waren, und sie zeigte sich zunächst auf dem Gebiet der Schule und der Litteratur. Anknüpfend an das Studium der lange völlig vergessenen altgriechischen Litteratur und Sprache entstand eine neugriechische Renaissance. Äußerlich kam ihr die Blüte des griechischen Handels zu gute. Denn die weltlichen hellenischen Schulen, die jetzt neben die sogenannte „hohe Schule" der Fanarioten in Konstantinopel traten, wurden zumeist von wohlhabenden griechischen Kaufleuten gestiftet. Solche entstanden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf Patmos und Chios, in Smyrna und auf dem Athos, in Janina und in Morea, aber auch darüber hinaus in Bukarest und Jassy und in manchen bulgarischen Städten. Man lehrte altgriechische Sprache, Litteratur und Geschichte sowie die Anfangsgründe der Philosophie, Rhetorik, Mathematik und Physik. Die Lehrer, die meist mit hingebender Treue und gegen einen sehr geringen Gehalt arbeiteten, waren in Italien, Deutschland und Frankreich gebildet. Zu den ersten gehörten die beiden Mönche Gerasimos und Makarios von dem hochangesehenen alten (1080 gegründeten) Kloster des heiligen Johannes des Apostels auf Patmos. Doch der bedeutendste Vertreter dieser Anfänge neugriechischer Renaissance war der treffliche Eugenios Bulgaris (1716—1806), seit 1750 Lehrer in Janina, 1753—58 Leiter der Akademie auf dem Athos, dann der Patriarchatsschule in Konstantinopel. Von dort durch türkische Ränke vertrieben, ging er nach Deutschland, wurde auf Empfehlung Friedrichs des Großen von Katharina II. aufgenommen und zum Erzbischof von Cherson in der Krim ernannt, als welcher er hochbetagt im Newskijkloster zu St. Petersburg starb. Seine neugriechischen Lehrbücher über Logik und Metaphysik, seine Übersetzungen aus der abendländischen Litteratur und seine theologischen Werke stellten zuerst eine engere Verbindung zwischen den Griechen und der abendländischen Bildung her und begründeten zugleich die neugriechische Litteratursprache.

Anfänge der slawischen Litteratur.

Hinter diesem Aufschwunge des griechischen Geisteslebens blieben die slawischen Rajahvölker noch weit zurück. Den ersten Versuch, den Bulgaren ihre Vergangenheit wieder zum Bewußtsein zu bringen, machte der Mönch Paysij (Pausios) in Chilandari, später Abt des Klosters Zographu auf dem Athos, mit seinem Büchlein über die slawisch-bulgarische Geschichte (1762); bei den Serben erstrebt dasselbe der edle Stephan Raić in Karlowitz, der auf ungarischen Jesuitenschulen und in Kiew studiert hatte.

So regte es sich überall in der mißhandelten Rajah. Als die Flutwelle der Französischen Revolution auch den türkischen Osten erreichte, und die Reformen Selims III. das altosmanische Staatswesen im Innersten erschütterten, da schlug die Stunde der Befreiung für die christlichen Völker der Balkanhalbinsel.



Deutsches Kulturleben im Zeitalter Friedrichs des Großen.



Trotz aller Fortschritte in den Einzelstaaten war eine Reform der deutschen Reichsverfassung nicht erreicht, ja kaum das Bedürfnis einer solchen anerkannt. Was in politischer Beziehung erzielt worden war, das hatten die einzelstaatlichen Verwaltungen in der Form der aufgeklärten Selbstherrschaft geleistet, soweit sie überhaupt die neuen Ideen in sich aufgenommen hatten und aufnehmen konnten. Aber politisch erzogen hatten sie das Volk durchaus nicht, sie hatten es vielmehr daran gewöhnt, regiert zu werden und alles von oben zu erwarten. Der Aufschwung des deutschen Nationalgefühls durch die Thaten Friedrichs des Großen war vorübergehend gewesen, weil er nur auf der persönlichen Bewunderung des Königs beruhte, und ein Staatsbewußtsein, d. h. das Bewußtsein politischer Pflichten und Rechte, hatten auch die gebildeten Deutschen nicht. Dem Einzelstaat standen sie lediglich als Unterthanen, nicht als Teilnehmer gegenüber, und das Reich als solches war ihnen lächerlich oder gleichgültig, sie dachten mit Goethe in einem Gemisch von Spott und Verwunderung:

> Das liebe Heilige römische Reich,
> Wie hält's nur noch zusammen!

und waren entweder Weltbürger oder Kleinstädter oder beides.

Auf der Grundlage solcher politischen Zustände und Gesinnungen entfaltete sich ein Kulturleben von sehr eigenartigem Gepräge. Alles, was die materielle Kultur betraf, stand unter dem herrischen Zwange des Staates und entwickelte sich daher dort am kräftigsten, wo die aufgeklärte Selbstherrschaft am nachdrücklichsten arbeitete. Die geistige Kultur dagegen war auf den bei weitem zahlreichsten Gebieten vom Staate ganz unabhängig und stand überhaupt nur zeitweise unter dem Einflusse politischer Verhältnisse. Schillers Wort:

> „Keines Mediceers Güte lächelte der deutschen Kunst“

trifft nicht bloß für die Dichtung zu, auf die er es zunächst angewandt hat.

Zunahme der Bevölkerung.

Die Bevölkerung war trotz mancher Kriegsnot, die aber doch weder so anhaltend, noch so allgemein und tiefgreifend war wie im 17. Jahrhundert und von langen Friedenszeiten unterbrochen wurde, so daß zwischen 1697 und 1792 im ganzen nur etwa 27 Kriegsjahre liegen, überall im Zunehmen, am stärksten aber doch im Osten, namentlich in Preußen infolge der planmäßigen inneren Kolonisation. Durchschnittlich wohnten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im damaligen Deutschland etwa 2000 Menschen auf der Quadratmeile (im heutigen Deutschen Reiche ungefähr 5000). Preußen war im Durchschnitt schwächer bevölkert, zählte um 1786 auf

einer Quadratmeile nur 1570 Einwohner, in Schlesien aber 2500, in Pommern freilich nur 800; das industrielle Sachsen dagegen etwas später 2700, Berg 3000, Württemberg 3900, Böhmen 3200, während die reinen Ackerbauländer dahinter natürlich zurückblieben, Hannover mit etwa 1500, Schleswig-Holstein mit 1800 Einwohnern. Dagegen war das Wachstum in Preußen verhältnismäßig am stärksten. Hier stieg die Bevölkerungszahl trotz der Erwerbung der dünnbevölkerten polnischen Gebiete von 1713—96 für die Quadratmeile durchschnittlich von 754 auf 1615 Menschen, in der Kurmark sogar auf das Dreifache (636:1930). In Österreich kam Böhmen diesem Wachstum am nächsten (1590:3192 Einwohner), während Sachsen es bei weitem nicht erreichte (2017:2774), weil hier die Dichtigkeit der Bewohnerschaft schon größer war.

Landwirtschaft.

Die **Landwirtschaft** sah ihre Aufgabe namentlich im Nordosten immer noch hauptsächlich in der Besiedelung leerer Räume, wie sie Friedrich Wilhelm I. in Litauen, Friedrich der Große in den Bruchlandschaften der Oder, Warthe und Netze mit glänzendem Erfolge durchführte (s. oben S. 280 f., 518). Den Übergang zu intensiverer Bewirtschaftung erschwerte die Fortdauer der alten Unterthänigkeitsverhältnisse, die zwar vielfach gelockert, aber noch nirgends ganz beseitigt wurden, und die fast überall noch ungenügenden Transportwege bannten den Absatz landwirtschaftlicher Erzeugnisse im ganzen noch in einen ziemlich engen Kreis. Aber vielfach traten doch **neue Kulturen** auf; nicht nur der Kleebau verbreitete sich, sondern auch die Kartoffel gewann allmählich ihre Bedeutung als wichtiges Volksnahrungsmittel, obwohl das eingewurzelte Mißtrauen der Bauern gegen alle Neuerungen schwer zu überwinden war, und Friedrich der Große seine Landreiter (Gendarmen) aussenden mußte, um den neuen Anbau durchzusetzen. In Sachsen wurde er erst nach dem argen Hungerjahr 1771—72 allgemein; nach Böhmen drang er von Schlesien herein, und dort nannten die Tschechen deshalb die Kartoffeln „Brandenburger" (pramborski). In Mittel- und Norddeutschland verdrängte der Obstbau den älteren Weinbau aus den meisten Gegenden, so daß er sich hier nur um Naumburg, im mittleren Elbthale um Meißen und an der mittleren Oder behauptete; in der Pfalz gewann der Tabaksbau bedeutende Ausdehnung. Aber auch **technische Fortschritte** im Feldbau: Besommerung der Brache, Stallfütterung, Koppelwirtschaft, Veredelung der Viehrassen, namentlich der Schafe (wie in Sachsen, s. oben S. 528) brachen sich Bahn, und Holstein und Mecklenburg konnten seit der Einführung der Koppelwirtschaft, begünstigt durch ihre bequeme Seeverbindung in der Produktion von Schlachtvieh schon einigermaßen mit Holland und England wetteifern, nur daß darüber in Mecklenburg der freie Bauernstand vollends zu Grunde ging (s. oben S. 292). Landwirtschaftliche Vereine und eine ausgedehnte landwirtschaftliche Litteratur bereiteten zunächst theoretisch weitere Fortschritte vor. Im ganzen war auch jetzt noch die Landwirtschaft bei weitem das Hauptgewerbe; sie beschäftigte in den alten preußischen Provinzen, Ostfriesland mit eingeschlossen, etwa 70 Prozent der Bevölkerung ausschließlich und war überhaupt in allen kleineren deutschen Städten wenigstens ein wichtiges Nebengewerbe, wie Goethe es in „Hermann und Dorothea" mit so schöner Typik für das Rheinland darstellt. Jedenfalls verfiel der fürstliche Merkantilismus in Deutschland niemals in den verhängnisvollen Fehler des französischen, sie vom industriellen Standpunkte aus als ein bloßes Hilfsgewerbe zu behandeln (s. Bd. VI, S. 526). Außerdem gewann auch in Deutschland besonders seit den siebziger Jahren die Anschauung der französischen **Physiokraten** Anhang, die, im schärfsten Gegensatze zum Merkantilismus, den Boden als die alleinige Quelle des Reichtums, die Gewinnung von Rohstoffen als die einzige produktive Arbeit betrachtete, daher auch die Lösung der bäuerlichen Abhängigkeitsverhältnisse erstrebte. Ihr bedeutendster und einsichtigster Vertreter war kein Geringerer als Markgraf Karl Friedrich von Baden.

Merkantilismus und Industrie.

Aber allerdings, ihr Hauptabsehen hielt die praktische Volkswirtschaftspolitik auch in Deutschland auf die Erziehung einer heimischen Industrie gerichtet, um den inländischen Bedarf möglichst zu decken und das eigne Land ausfuhrfähig zu machen. Wenn dabei der Staat ganz unmittelbar als Unternehmer auftrat oder private Unternehmungen wenigstens ausgiebig unterstützte und streng überwachte, so hatte das seinen Grund vor allem darin, daß es damals in Deutschland einen Stand großer, kapitalkräftiger und umsichtiger Unternehmer noch kaum gab. Wie schlechterdings notwendig dieser Merkantilismus war, das ergibt sich aufs klarste aus dem tiefen Verfalle des einst so glänzenden Gewerbes in den süd- und westdeutschen Reichsstädten, die von ihm unberührt blieben. Nürnbergs blühendes Kunsthandwerk war zur Spielwarenfabrikation geworden, Augsburg leistete Bedeutenderes nur noch in Gold- und Silberarbeiten, Galanteriewaren und billigen Heiligenbildern, die berühmte Malerschule von Köln war zur Anstreicherzunft herabgesunken, und sein ganzes Handwerk arbeitete nur noch für die nächste Umgebung der alten Rheinstadt. Nicht minder beklagt der treffliche Justus Möser in Osnabrück den Niedergang des Gewerbes in den zersplitterten oder vom Merkantilismus nicht geschützten kleinen Städten des nordwestlichen Deutschland. Um so mehr entwickelte sich die Industrie in den größeren fürstlichen Gebieten. Neben den alten, meist noch als Hausindustrie betriebenen Gewerbszweigen der Tuchmacherei, Leinweberei und Eisenbearbeitung kamen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Glasindustrie, die Baumwoll- und Seidenweberei, der feinste aller ähnlichen Betriebe, empor. Auch bei ihnen dauerte der Betrieb im Hause vielfach fort, und die moderne Anhäufung großer Arbeitermassen wurde dadurch noch vermieden.

Preußen.

Preußen gewann zuerst durch Schlesien ein großes Industrieland und in der dortigen Leinweberei den ersten für den Welthandel wichtigen Gegenstand. Friedrich II. förderte sie deshalb auch aufs nachdrücklichste, so daß sie 1756 etwa 22000 Stühle, 1780 mehr als 24000 zählte und der Wert ihrer Ausfuhr in derselben Zeit von $3^3/_4$ Millionen auf $4^1/_2$ Millionen Thaler stieg. Schlesien zunächst stand die Kurmark; Berlin war bereits die erste Fabrikstadt Preußens, beschäftigte 1783 schon über 10000 Arbeiter. Eben in Brandenburg begründete der König gleich am Beginne seiner Regierung die Seidenweberei zunächst durch fremde (französische und jüdische) Unternehmer und Arbeiter, half ihr nach der schweren Zeit des Siebenjährigen Krieges wieder auf und brachte sie so weit, daß sie um 1790 den größten Teil des inländischen Bedarfs deckte, bereits daran war, auch den Osten zu erobern, und in der Güte ihrer Fabrikate hinter Lyon nicht zurückstand. Ganz unabhängig davon und selbständig entwickelte sich daneben die Seidenweberei in Krefeld durch das Haus van der Leyen; dort beschäftigte um 1770 die größte Fabrik fast 3000 Arbeiter an 724 Stühlen, und hier hat sich der Industriezweig behauptet, während er in Brandenburg später wieder zu Grunde ging, weil der ihm hier noch unentbehrliche staatliche Schutz zu früh wegfiel. Im ganzen kamen nach Hertzberg im Jahre 1785 von den 30 Mill. Thaler Jahresproduktion der größeren preußischen Fabriken auf Schlesien 11, auf die Kurmark 9 Millionen, das übrige, also $^1/_3$, auf Magdeburg und die Westprovinzen.

Sachsen.

In Sachsen war das Gewerbe viel älter und schon so weit erstarkt, daß es bereits mehr als den dritten Teil der Gesamtbevölkerung beschäftigte und des staatlichen Schutzes bei weitem nicht in dem Maße bedurfte wie in den östlichen Provinzen Preußens. Mit der neuen Baumwollindustrie kam Chemnitz empor, das 1780 schon 750 Stühle, 1799 die doppelte Zahl beschäftigte und daneben eine blühende Kattundruckerei besaß. Im Vogtlande entwickelte sich neben der älteren Fabrikation musikalischer Instrumente (s. oben S. 332) eine schwunghafte Musselinindustrie; in der südlichen

Oberlausitz hatte die altheimische und auch auf das platte Land ausgebreitete Leinweberei mit 7—8000 Stühlen gegen Ende des Jahrhunderts ihre glänzendste Zeit.

Südwestdeutschland.

Im südwestlichen Deutschland, das bei seiner staatlichen Zersplitterung die Unterstützung des fürstlichen Merkantilismus wenig genoß, entstand um die Mitte des Jahrhunderts in den Dörfern des Schwarzwaldes die Fabrikation von Holzwaren, namentlich von Wanduhren, als ein Hausgewerbe, das seine Erzeugnisse durch „Gesellschaften" über die ganze Welt vertrieb. Im badischen Pforzheim erblühte bei völliger Gewerbefreiheit seit den sechziger Jahren, zunächst durch Franzosen und Schweizer, eine großartige Gold- und Silberwarenfabrikation.

Österreich.

In Österreich war Böhmen, besonders die deutschen Bezirke, das wichtigste Industrieland. Für die Tuchmacherei wurde Reichenberg der Mittelpunkt, für die Glasindustrie das 1700 begründete, 1757 zur freien Schutzstadt erhobene Haida im Nordosten, und bald errang das böhmische Glas die Herrschaft auf dem levantinischen wie auf dem westeuropäischen Markte. Für die Leinweberei besaß Böhmen 1786 schon 37 000 Stühle, und die Zahl seiner Fabriken wuchs 1780—86 von 50 auf 172 mit 400 000 männlichen Arbeitern. Neben Böhmen standen Nieder- und Oberösterreich. Wien erwuchs schon zu einer großen Fabrikstadt und beschäftigte 1784 allein in Baumwolle und Seide 50 000 Arbeiter; in Linz bildete sich eine bedeutende Tuch- und Wollzeugfabrikation. Daneben behauptete die uralte Fabrikation von Eisenwaren in den Alpenländern ihre Bedeutung. Allein im oberösterreichischen Traunviertel zählte man 1769 über 7000 Eisenarbeiter, in Steiermark 72 Eisenhütten, zwei Eisengießereien und 26 Sensenschmieden. Die österreichischen Eisen- und Stahlwaren wetteiferten mit den englischen. Dieser Betrieb beruhte meist auf den alten Gewerkschaften, während die neuen Industriezweige entweder vom Staate oder von großen Grundherren gefördert oder geradezu ins Leben gerufen wurden.

Münzwesen.

So erfolgreich nun der Merkantilismus in Deutschland an der Erziehung einer einheimischen Industrie und an der Befreiung des Binnenverkehrs für ihre Erzeugnisse arbeitete, es entstanden dadurch doch zunächst nur eine Anzahl mehr oder weniger streng geschlossene Wirtschaftsgebiete, aber noch keine Nationalwirtschaft. Daher war zwar die Zahl der Zollstätten da, wo ein großer Verkehrsweg ganz oder zum größten Teil einem Staate gehörte, wie an der Oder und an der Donau, gegen früher wesentlich beschränkt, aber dort, wo dies nicht der Fall war, wie am Rhein und an der Elbe, noch sehr zahlreich, und an eine Einheit des Münzwesens war vollends nicht zu denken. Auch hier wichen die Reichsordnungen vor der einzelstaatlichen Gesetzgebung zurück. Während ein Reichsbeschluß von 1738 vorschrieb, daß aus der feinen Mark Silber 18 Gulden geprägt werden sollten, ging Österreich im Jahre 1748 zum Zwanzigguldenfuß, Bayern zum Vierundzwanzigguldenfuß über. Diesen nahm dann der ganze deutsche Süden und Westen an, Sachsen und der Norden dagegen schlossen sich überwiegend an Österreich an, Preußen aber prägte seit 1751 aus der feinen Mark 21 Gulden oder 14 Thaler und verschaffte diesem Münzfuße durch strenge Solidität bald weithin Geltung. Die Hansestädte und Mecklenburg hielten daneben an dem alten lübischen Fuße ($11\frac{1}{2}$ Thaler aus einer Mark fein) fest.

Binnenverkehr.

In den Landverkehrsstraßen stand Österreich zweifellos voran (s. oben S. 322). In Preußen begann der Bau von Kunststraßen erst 1787 und machte noch jahrzehntelang keine besonderen Fortschritte, und anderwärts stand es nicht besser, am schlechtesten wohl in den Zwergstaaten des Südwestens. Mit unbegreiflicher Geduld ertrugen die Reisenden die Unbequemlichkeiten und Gefahren einer solchen Fahrt; daß der Wagen regelmäßig in berüchtigten, allgemein bekannten „Löchern" stecken blieb oder umwarf, oder eine Achse brach, wurde gleichmütig als etwas Unvermeidliches hingenommen.

Auch die Postwagen waren meist unbequem, wurden rücksichtslos vollgestopft und fuhren sehr langsam (von Berlin bis Kleve z. B. 11 Tage!), so daß, wer es konnte, mit eignem Geschirr oder zu Pferde reiste, wozu die Post die Gäule stellte. Bei der Menge der selbständigen Postverwaltungen war auch das Porto hoch und die Beförderung von Briefen ziemlich langsam, immerhin für die Ansprüche der Zeit genügend, wenngleich die Post auch in größeren Städten keineswegs alltäglich aus jeder Richtung anlangte. Der Flußverkehr konnte sich damals, soweit die Verbesserung der Fahrbahn von dem Zusammenwirken verschiedener Staatsverwaltungen abhing, nicht über den früheren Zustand erheben (s. oben S. 330). Auf dem Rhein ging er infolge der zahllosen Zollstätten sogar zurück, da sich die Warenzüge immer mehr Landverbindungen suchten. Um 1789 verkehrten zwischen Köln und Holland nur noch 70 große Schiffe, und die Zahl der Fahrzeuge, die zwischen Köln und Mainz fuhren, belief sich im ganzen nur auf 13—1400 jährlich, darunter etwa 200 Personenschiffe, die Zolleinnahmen aber betrugen zwischen Straßburg und der holländischen Grenze nur 600000 Thaler. Dagegen steigerte sich der Verkehr auf der unteren Weichsel seit 1772 so erheblich, daß die neue preußische Zollstätte Fordon jährlich um 250000 Thaler einnahm und dort zuweilen 70—80 Getreideschiffe zugleich der Abfertigung harrten.

Überseeischer Handel.

Für den Umsatz behaupteten die Messen unter diesen Umständen immer noch eine hervorragende Bedeutung. Der Umsatz der Leipziger Messe betrug damals alljährlich ungefähr 18 Mill. Thaler; für den Verkehr mit Polen war daneben Frankfurt a. O. wichtig, für den Südwesten Frankfurt a. M. (s. oben S. 332). Mit den überseeischen Ländern knüpften von den Kaufleuten des deutschen Binnenlandes zuerst die Herrnhuter direkte Beziehungen an, die seit 1750 unmittelbar mit Spanien verkehrten. Im übrigen lag dieser Verkehr ausschließlich in den Händen der Holländer und der deutschen Seestädte. Nach dem fast industrielosen Osten gingen Tuch und andre Gewerbeartikel, nach dem industriellen Westen überwiegend Rohprodukte (Holz und Korn), aber auch deutsche Leinwand, die dort den ganzen Markt beherrschte und auch das amerikanische Festland, besonders von dem großen holländischen Schmuggelplatze St. Eustathius in den kleinen Antillen aus, versorgte. Auf denselben Wegen bezogen die deutschen Kaufleute Kolonialwaren, französische Weine, englische Baumwollen- und Eisenwaren, Rohstoffe und Getreide aus dem Norden und Osten. Der direkte Verkehr der deutschen Nordseehäfen mit Amerika blieb bis zum Unabhängigkeitskriege (1776—83) gering; nur mit den französischen Antillen war er, nachdem das dänische St. Thomas 1767 zum Freihafen für alle Nationen gemacht worden war und Hamburg 1769 mit Frankreich einen Handelsvertrag abgeschlossen hatte, besonders in Kaffee und Zucker bedeutend und wuchs während jenes See- und Kolonialkrieges noch mehr. Erst nach dessen Ende entwickelte sich ein lebhafterer Handel mit den nunmehrigen Vereinigten Staaten von Nordamerika. Während der preußisch-nordamerikanische Handels- und Freundschaftsvertrag vom Jahre 1785 keine praktische Bedeutung gewann, bemächtigte sich das rührige Bremen fast des gesamten deutsch-amerikanischen Tabakshandels, und in Hamburg stieg die Zahl der aus Nordamerika kommenden Schiffe von sechs im Jahre 1784 auf 37 im Jahre 1792, bis endlich im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts etwa 2000 Schiffe überhaupt dort alljährlich aus- und eingingen. Auch für die mitteldeutsche, namentlich die sächsische Industrie war Hamburg der wichtigste Ausfuhrhafen, und selbst Österreich blieb für seinen Verkehr mit Nordamerika wesentlich auf die Nordseehäfen angewiesen. Dahinter traten die Ostseehäfen zurück, besonders da sie durch den Siebenjährigen Krieg schwer zu leiden gehabt hatten; erst allmählich erholten sie sich wieder, erreichten dann aber gegen Ende des Jahrhunderts eine bedeutende Blüte. Kolbergs Handel war damals fast vernichtet worden; aus

Stettin liefen im Jahre 1754 schon 2076 Schiffe aus, 1786 erst wieder 1131. Um diese Zeit besaß es mit Königsberg und Elbing zusammen einen jährlichen Schiffsverkehr von etwa 2000 Fahrzeugen, und im Jahre 1780 gingen aus den preußischen Ostseehäfen und aus Danzig allein nach England Waren im Werte von 6,3 Millionen, 1790 von 13,7 Millionen, Lübeck sah jährlich 8—900 Fahrzeuge aus- und eingehen, Rostock etwa 1400; durch den Sund 1792 liefen 1649 deutsche Schiffe, 1798 fast ebensoviel (1621) allein unter preußischer Flagge.

Österreichs Handel.

Für den Handel Österreichs bildete Wien den Mittelpunkt. Hier lag der Großhandel in den Händen der Gesellschaft der 48 „Niederlager“, die große Vorrechte, namentlich Befreiung von bürgerlichen Abgaben, genoß und sie erst 1783 durch Joseph II. verlor. Aber auch in Fiume, Temesvár, Kilia bildeten sich Handelsgesellschaften, und direkte Verbindungen knüpften sich nicht nur mit der Levante und den westlichen Mittelmeerhäfen an, sondern auch mit Lissabon und Ostende, sogar mit Ostindien, wohin 1763 schon zwölf österreichische Schiffe fuhren, und über den ganzen Nordosten von Afrika verbreitete sich der Maria-Theresien-Thaler als die bis heute dort gangbarste Münze. An der Delagoabai wurde sogar der Versuch einer österreichischen Kolonie gemacht. Von Triest aus begann man alsbald nach 1783 auch mit Nordamerika in Verkehr zu treten, doch war das vorübergehend. Wohl aber wuchs die Bedeutung dieses Hafens für das Mittelmeer sehr schnell. Von 1788—90 stieg die Zahl der hier aus- und eingehenden Seeschiffe (die Küstenfahrer ungerechnet) von 4288 auf 6750; der Wert der Einfuhr betrug schon 1782 18,5 Millionen Gulden, der der Ausfuhr 13 Millionen Gulden, und die Einwohnerzahl vervierfachte sich von 1719 bis 1777, wo sie 20000 betrug. Doch ging der größte Teil des österreichischen überseeischen Handels auch jetzt über Hamburg.

Deutsche Handelsbilanz.

Die Handelsbilanz war freilich für Deutschland als Ganzes nicht günstig. Nach Frankreich gingen die deutschen Schiffe meist in Ballast, und spöttisch nannten die Franzosen die Sandberge, die sie bei Nantes ausschütteten, die „Erzeugnisse Deutschlands“; noch im Jahre 1789 wollte man den Überschuß des Wertes der deutschen Einfuhr über die Ausfuhr auf 32 Millionen Reichsmark oder gar auf das Doppelte berechnen. Günstiger stellte sich das Verhältnis bei einzelnen Staaten. Preußen z. B., das 1740 noch eine Unterbilanz von 1,2 Millionen Thaler gehabt, hatte 1786 eine beträchtliche Überbilanz. Den Schaden trugen die zersplitterten Gebiete des Westens und Südens, und aus ihnen kam damals zuerst der Ruf nach einer nationalen Handelspolitik, die freilich das Reich so wenig zu führen vermochte wie später der Deutsche Bund.

Auswanderung.

Diese Gebiete stellten auch das größte Kontingent zu der deutschen Auswanderung nach den preußischen Ostprovinzen, Ungarn, Galizien und Rußland, sowie nach dem englischen Nordamerika (s. S. 143, 145, 572). Während die Ansiedler innerhalb Europas entweder im deutschen Nationalgebiet blieben oder doch ihre Nationalität behaupteten, hatten in Nordamerika die deutschen Einwanderer zwar einen sehr erheblichen Anteil am Fortgange der Kolonisation und später am Unabhängigkeitskriege, aber ohne inneren Zusammenhang und ohne Nationalbewußtsein, wie sie waren, verschmolzen sie rasch mit der englisch redenden Bevölkerung und gingen dem Mutterlande einfach verloren.

Wohlstand.

Im ganzen betrachtet, war der Wohlstand in Deutschland unfraglich im Steigen. Noch war eine so riesige Kapitalanhäufung wie heute in den Händen einzelner nicht eingetreten, die Zahl der großen Vermögen blieb noch gering, ein mäßig begüterter Mittelstand vorherrschend, aber auch das Gespenst der modernen Zeit, der großstädtische Pauperismus, war noch nicht vorhanden. Denn die Vermehrung des Vermögens ging viel langsamer vor sich. Dafür war der Bestand besser gesichert als heute, weil die

Verflechtung mit dem großen Weltverkehr noch nicht so eng, der Wettbewerb noch nicht so angestrengt war wie jetzt. Anderseits fehlte es freilich auch an manchen Einrichtungen, die heute den einzelnen von unvorhergesehenen Zufällen unabhängiger machen. Lebensversicherungskassen bestanden erst seit der Mitte des Jahrhunderts; Versicherungen gegen Unfälle, Feuer- und Wetterschäden traten erst vereinzelt auf, in Sachsen schon 1729, in Preußen erst seit 1772, und Sparkassen wurden zuerst in Baden 1762 eingerichtet. Bei den mangelhaften Verkehrsverhältnissen griffen auch Mißwachs und Teuerung viel störender ein als jetzt, so in dem großen Not- und Hungerjahre 1771—72, und die Sterblichkeit war verhältnismäßig weit größer, der Schutz gegen ansteckende Krankheiten, wie die schrecklichen Pocken, viel geringer als jetzt, weil die ärztlichen Vorsichtsmaßregeln noch wenig genügten. Die Armenpflege blieb in den katholischen Landen noch überwiegend der Kirche überlassen, in den protestantischen den Gemeinden oder andern Körperschaften. Aber dort war sie oft sehr ungeregelt und begünstigte die gewerbsmäßige Bettelei. In Köln z. B. kamen auf etwa 40000 Einwohner 10—11000 Almosenempfänger, und dort saßen um 1780 die Bettler auf Stühlen reihenweise vor den Kirchenthüren und vererbten ihre Stellen als Ausstattung an ihre Kinder! Zu einer durchgreifenderen Regelung gab erst das Notjahr 1771—72 Veranlassung; seitdem entstanden überall Wohlthätigkeitsgesellschaften und Arbeitsanstalten.

Lebenshaltung.

Die Lebenshaltung war an den Höfen und in den ihnen nahe stehenden gesellschaftlichen Kreisen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts meist verständiger und sparsamer als früher; im Mittelstande, dem der fürstliche Merkantilismus vor allem zu gute kam, wurde sie behaglicher und reichlicher. Die Städte begannen sich zu verschönern und auszubreiten. Sie pflasterten und kanalisierten jetzt ihre Straßen, sorgten für reichliche Zufuhr von Wasser und führten für mondlose Nächte eine freilich immer noch bescheidene Beleuchtung ein, und das Innere der besseren Häuser wurde nicht nur geschmackvoll und reich, sondern vor allem traulich und behaglich. Seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges fielen mehr und mehr auch die unnütz gewordenen Festungswerke, die tiefen Gräben verwandelten sich in Gärten, die Wälle und das Glacis in schattige Baumgänge, und der wohlhabendere Bürger besaß draußen vor den Thoren einen Zier- oder Obstgarten mit einem Sommerhause, oder, wenn er in einer weinbauenden Gegend wohnte, seinen Weinberg.

In solcher Umgebung lebte der Städter ein noch immer streng geregeltes Dasein und kam aus seiner Umgebung, nach seinen Studien- und Lehrjahren, selten heraus, außer wenn es sich um eine Geschäfts- oder Badereise handelte. Kräftige Bewegung in freier Luft war noch wenig beliebt, weil sie sich mit der sorgfältig abgezirkelten wohlanständigen Haltung des gebildeten Menschen und der modischen Tracht schlecht vertrug; auch der Sinn für das landschaftlich Schöne entwickelte sich zunächst fast allein nach der Richtung zur Vorliebe für das Anmutige und Idyllische hin. Die „romantische" Schönheit des Gebirges und namentlich des Hochgebirges wurde erst empfunden, als die Sturm- und Drangperiode in der Litteratur nach Befreiung von dem Zwange alter Regeln, nach Freiheit in Leben und Sitte rief. Goethes Reisen in die Schweiz (1779) und in den winterlichen Harz (1777) bezeichnen hier eine bedeutsame Wendung; um dieselbe Zeit entdeckten zwei wackere Pfarrer die Schönheit der „Sächsischen Schweiz", und selbst König Friedrich Wilhelm II. erstieg 1790 die schlesische Heuscheuer.

Gesellige Verhältnisse.

Damit begann zugleich eine Wandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Das Leben gestaltete sich freier und natürlicher, und die Stellung der Frau wurde selbständiger. Sie war jetzt in viel höherem Sinne als jemals vorher die Gefährtin und zuweilen sogar die Mitarbeiterin des Mannes, und unsre große Litteraturperiode gewann einen guten Teil ihres eigentümlichen Charakters aus der regen Teilnahme

einer großen Zahl bedeutender Frauen. Auch die Zucht der Kinder wurde bei aller noch festgehaltenen Pedanterie doch milder und liebevoller. Welcher Gegensatz bestand doch schon zwischen der engbeschränkten, in strenger Zucht und Arbeit verfließenden Jugend Lessings und den sonnigen Kinderjahren Goethes! Freilich verband sich damit häufig auch eine fast krankhafte Zartheit und Weichheit der Empfindung, die in der Beobachtung der eignen Gemütsbewegung und in der Erregung wehmütig-freudiger Stimmung im Umgange mit andern gleichgestimmten Seelen den höchsten Genuß fand und am liebsten in thränenseliger Rührung schwelgte; es war noch eine Folge der Gemütserregung und Selbstbeschaulichkeit des Pietismus. Bei dieser Grundstimmung und dem Leben in engem Kreise waren männlicher Stolz und sicheres Selbstbewußtsein fast nur bei dem Manne von „Stande“, dem Edelmann, dem Offizier vorhanden; die meisten fühlten sich allzu abhängig von Lob und Tadel eines kleinen Kreises.

Grundlagen der deutschen Geisteskultur.

Der gebildete und besitzende Mittelstand war also zu entschlossener That, namentlich zu politischem Handeln ganz ungeeignet, wohl aber in hohem Grade befähigt, sich in die Welt des Wahren, Guten und Schönen zu vertiefen und auch die reichen Bildungselemente in sich aufzunehmen, die das Ausland zutrug. So gestalteten die Deutschen aus sich heraus eine Kultur und Litteratur, die an Herrlichkeit bald die jedes andern Volkes übertraf, und erwarben sich dadurch eine einheitliche nationale Geistesbildung, noch ehe sie politisch eine Nation waren. Die bürgerlichen und gelehrten Kreise, in denen sich eine solche Bildung entwickelte, gehörten bis 1763 vorwiegend den protestantischen Landschaften an, die deutsche Schweiz mit eingeschlossen; die Höfe waren noch überwiegend französisch, oder auch, wie der sächsische, italienisch, und mit ihnen der größte Teil des Adels, standen also diesen Interessen zunächst gleichgültig gegenüber und erschlossen sich ihnen erst allmählich; die große Masse des Volkes aber, die Bauern, fühlten sich, trotz mancher Erleichterungen im einzelnen, doch im ganzen noch viel zu sehr gedrückt, um an Bestrebungen derart thätigen Anteil zu nehmen. Es wird für alle Zeiten ruhmwürdig bleiben, daß unter solchen vielfach sehr ungünstigen Bedingungen sich eine so reiche Geistesbildung entfaltet hat, und es wird, soweit sich das Auftauchen des Genius erklären läßt, einigermaßen erklärlich nur durch den deutschen Idealismus, dem Kunst und Wissenschaft um ihrer selbst willen als Herzenssache galten, und durch das stolze Bewußtsein, einem Volke anzugehören, das den größten Mann des Jahrhunderts hervorgebracht hatte. Dies hat vor allem unsrer Litteratur ihren unterscheidenden Charakter gegeben. Sie entbehrte eines großen Mittelpunktes, wie ihn die französische und englische besaßen, denn Deutschland hatte keine Hauptstadt; sie fand ihre Pflegstätten in einzelnen mittelgroßen oder kleinen Städten vornehmlich des mittleren Deutschland, die kaum ein urteilsfähiges Publikum besaßen; sie gewährte daher dem einzelnen Dichter eine außerordentliche persönliche Freiheit, aber sie konnte niemals im vollen Sinne des Wortes volkstümlich werden, denn die Teilnahme der großen Masse an ihren Schöpfungen war nicht möglich, und das wieder entfremdete ihre Vertreter den nationalen Interessen, sie erstrebten weniger eine deutsche, als eine „rein menschliche“ Bildung. Das Weltbürgertum unsrer großen Dichter aber war nicht minder unnatürlich als die Gleichgültigkeit Friedrichs des Großen gegen die Litteratur seines Volkes.

Unterrichtswesen.

Die Lateinschulen.

Wenn sich nun die Wirksamkeit unsrer Litteratur im wesentlichen auf die gebildeten Schichten des Volkes beschränkte, so hatte sie dabei doch einen Vorteil, den die Gegenwart entbehrt: sie konnte auf ein sehr gleichmäßig vorbereitetes Publikum rechnen, denn noch beherrschte die Lateinschule thatsächlich den ganzen höheren Unterricht und führte auch solche, die sich später einem praktischen Berufe zuwenden wollten, wenigstens durch ihre untersten Klassen. Ein frischer Zug kam in diese alten Anstalten, die, meist von städtischen Behörden abhängig, wie sie waren, noch ohne jede Verbindung nebeneinander standen und in ihrem Lehrerpersonal nur geringem Wechsel unterworfen waren, zuerst durch Johann Matthias Gesner aus dem Ansbachischen (1691—1761), der von dem öden Formalismus in der Behandlung lateinischer Schriftsteller hinweg auf die Betonung des Verständnisses hinwies, zuerst wieder dem Griechischen Eingang zu verschaffen suchte und eine sorgfältigere Pflege der Muttersprache empfahl. In seinen Bahnen ging der Thüringer Johann August Ernesti (1707—87) weiter, Gesners Nachfolger im Rektorate der Leipziger Thomasschule (1734—59), der Urheber und Verfasser der weithin wirksamen Schulordnungen für die drei sächsischen Fürstenschulen und die lateinischen Stadtschulen des Landes vom Jahre 1773. Noch lag auch nach ihnen der Schwerpunkt alles höheren Unterrichts auf dem Lateinischen, dem in der obersten Klasse von 25 wöchentlichen Lehrstunden 16 zukamen, während dem Griechischen nur drei, dem Hebräischen zwei gewidmet waren, und für alles übrige demnach nur vier Stunden übrig blieben; aber so einseitig das alles erscheinen mag, so abhängig die Durchführung solcher reformatorischer Grundsätze von persönlichen und örtlichen Verhältnissen auch noch sein mochte, die eindringende Beschäftigung mit einer so hochgebildeten Sprache, wie das Lateinische war, war doch auch eine unvergleichliche logische Schulung, die Bekanntschaft mit einer großen, völlig abgeschlossenen Vergangenheit machte das Urteil über die umgebende Welt freier und weckte den geschichtlichen Sinn. Vor einer Unterschätzung dieser Bildung warnt nachdrücklich die Thatsache, daß alle unsre großen Schriftsteller und Dichter dieser Zeit sie durchgemacht haben. Für die höheren Schulen des katholischen Deutschland war die Aufhebung des Jesuitenordens 1773, die sie teilweise unter weltliche Leitung brachte, von besonderer Bedeutung (vgl. S. 540 ff., 550).

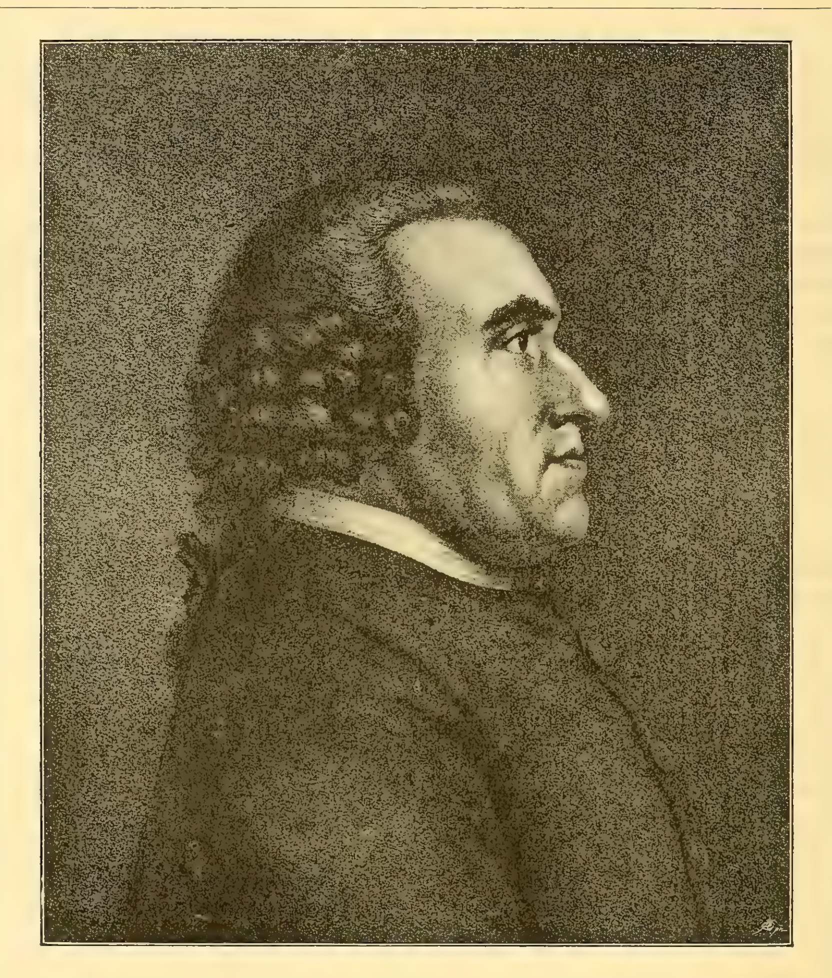
Die Schule und das praktische Leben.

Freilich ging daneben eine Richtung her, die, dem nüchternen und verstandesmäßigen Wesen der herrschenden Aufklärung gemäß, danach strebte, die Schule zu einer Vorbereitungsanstalt für das praktische Leben zu machen. Aus dieser Bewegung erwuchs zunächst die Realschule. Zuerst hatte ihr Chr. Semler das Ziel gesteckt: Anleitung zu nützlichen und im täglichen Leben unentbehrlichen Kenntnissen zu geben; den Gedanken verwirklicht zu haben, ist aber erst das Verdienst des Konsistorialrats Joh. Julius Hecker in Berlin (1707—1769), der in seinem Pfarrsprengel auch für Armenschulen und besseren Mädchenunterricht aufopfernd sorgte und sich der lebhaftesten Unterstützung Friedrichs II. erfreute. Er gründete seine Anstalt 1746 nach dem Prinzip der Fachschule, drang auf Veranschaulichung des Gelehrten und praktische Anwendung des Gelernten, verfiel aber freilich auch in den naheliegenden Fehler, seine Schüler mit allzu vielerlei Lernstoff zu überlasten. Seit 1753 leitete er auch ein Lehrerseminar. Doch fand weder unter ihm noch unter seinen nächsten Nachfolgern eine völlige Trennung der Realschule von der Lateinschule statt. Die gegebene Anregung erwies sich nach verschiedenen Seiten hin fruchtbar. Im Generallandschulreglement vom 23. September 1763 schärfte der König den Schulzwang aufs neue ein, ein späterer

Erlaß (März 1764) ordnete das Prüfungs- und Visitationswesen, und sein trefflicher Kultusminister Karl Abraham von Zedlitz (s. S. 523) suchte durch Anstellung tüchtiger Lehrkräfte, durch energische Betonung des Unterrichts in Logik und Rhetorik neben dem sprachlichen den höheren Schulen einen neuen Geist einzuhauchen, doch sah er sich noch allzu häufig gehemmt durch den Mangel an geeigneten Persönlichkeiten wie durch die städtischen Behörden; auch ermattete später der Eifer des Königs, und er behandelte wenigstens die Landschullehrerstellen als Versorgungsposten für seine abgedankten Unteroffiziere. Unter den rationalistischen Schulmännern des nördlichen Deutschland ragt außerhalb Preußens der Konsistorialpräsident Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem in Wolfenbüttel hervor (1709—89), der Erzieher der braunschweigischen Prinzen, der thatsächliche Gründer des Collegium Carolinum in Braunschweig (1745, s. S. 530), das ein Mittelding zwischen Lateinschule und Universität darstellen sollte. Von rationalistischen Grundsätzen wurde auch Karl Eugen von Württemberg bei der Stiftung seiner Karlsschule geleitet (s. S. 537). Seit 1781 wirkliche Hochschule, dehnte sie ihren Unterricht auf alle Fächer aus, die Theologie ausgenommen, und gab ihnen als Mittelpunkt die Philosophie. In ihrer Blütezeit zählte sie 82 Lehrer, hatte eine eigne Buchdruckerei und erzog eine ganze Generation württembergischer Staatsbeamten. Erst als die Grundsätze der Französischen Revolution unter ihren Schülern Eingang fanden, wurde sie 1793 aufgehoben. — Von dauernderer Bedeutung, weil sie sich auf bescheidenere Ziele beschränkten, waren die Industrieschulen, wie sie unter Maria Theresia besonders in Böhmen in großer Anzahl und mit bestem Erfolge errichtet wurden, und ähnliche Ziele verfolgten auf einer höheren Stufe die Handelsakademien in Hamburg (1767) und Wien (1770).

Der Philanthropinismus.

Noch viel gründlichere Umgestaltungen planten die deutschen Anhänger Rousseaus, die Philanthropen (Menschenfreunde), allen voran Joh. Bernhard Basedow aus Hamburg (1723—90), der, so eitel und prahlerisch, aufdringlich und unangenehm er war, doch auch eine unermüdliche Rührigkeit und aufrichtige Begeisterung der Verwirklichung seiner Ideen zu Diensten stellte. Schon 1771 hatte er Tausende von Thalern zur Stiftung eines neuen Erziehungsinstituts zusammengebracht, 1774 gab er als vorbereitendes Werk sein „Elementarbuch“, eine Encyklopädie alles für Kinder Wissenswerten, mit hundert Kupfern von Daniel Chodowiecki heraus, 1776 eröffnete er in Dessau, wohin ihn Leopold Friedrich von Anhalt-Köthen berufen hatte, sein „Philanthropinum“. Dies sollte seine Schüler zu Rechtschaffenheit und vorurteilsloser Menschenliebe erziehen und sie dabei möglichst vielseitig ausbilden, aber sie nur durch Liebe und Vernunftgründe leiten, alle Strenge, allen äußeren Zwang verbannen. Selbstthätigkeit und Anschaulichkeit sollten ein lebendiges Wissen fördern, körperliche Übungen und Handarbeiten der geistigen Anstrengung ein heilsames Gegengewicht bieten. Doch blieb Basedow nur bis 1778 in Dessau, da sein aufgeregtes Wesen ihm alle entfremdete, und starb zurückgezogen in Magdeburg, auch seine Anstalt ging im Jahre 1793 ein, aber er fand besonnenere Genossen und Nachfolger. In Schnepfenthal bei Gotha gründete Christian Gotthilf Salzmann (1744—1811) mit weiser Beschränkung auf das Gesunde in Basedows Grundsätzen sein noch heute blühendes Erziehungsinstitut (1784); in der Schweiz rief Martin Planta aus Graubünden, in Deutschland gebildet (1727—72), mit Hilfe des trefflichen Landammans von Salis-Marschlins schon 1761 eine philanthropische Anstalt auf dessen Schlosse Haldenstein bei Chur ins Leben, die 1772 bereits 96 Zöglinge aus den verschiedensten Ländern zählte. Leider übernahm dann, als sie nach Marschlins verlegt worden war, K. Fr. Bahrdt die Leitung und ruinierte sie durch seine eigne Zuchtlosigkeit binnen Jahresfrist, so daß sie sich schon 1777 auflöste. Seine eigne, pomphaft angekündigte Schule in



399. Joh. Bernhard Basedow.
Nach der Zeichnung von D. Chodowiecki lithographiert von P. Rohrbach.
(Berlin, E. H. Schröder.)

Heidenheim (Pfalz) hatte ebensowenig Dauer. So einseitig der Philanthropinismus aber auch erscheint, namentlich in seiner lockeren Zucht und seiner einseitigen Verstandesbildung, er ist doch als eine natürliche Reaktion zu betrachten und hat in mancher Beziehung eine wohlthätige Anregung gegeben.

Pädagogische Litteratur.

Doch wurde die festgegründete Herrschaft der Lateinschule und der von ihr ausgehenden Bildung durch alle diese Bestrebungen noch keineswegs erschüttert. Nur der alten Abgeschlossenheit des Schulwesens machte die reiche pädagogische Litteratur dieser Zeit für immer ein Ende. Schriften wie Christian Felix Weißes „Kinderfreund" (1774—84) Campes „Robinson" und „Entdeckung von Amerika", A. F. Büschings „Erdbeschreibung" wandten sich unmittelbar an die Jugend. Friedrich Eberhard von Rochow suchte Basedows Gedanken auf die Volksschule zu übertragen, für Österreich wirkte in derselben Richtung

mit großem Erfolge der Abt Felbiger (s. S. 551). Auf das lange vernachlässigte Landvolk waren Johann Georg Schlossers „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk“, auf die weitesten Kreise überhaupt Zacharias Beckers „Not- und Hilfsbüchlein“ berechnet.

Die Universitäten.

Für das gesamte deutsche Geistesleben wurde es nun von der allerhöchsten Bedeutung, daß sich die protestantischen Universitäten nicht, wie die der romanischen Länder, auf dem Standpunkte der überwundenen Scholastik festhalten ließen. Ihre Zahl war zu einer tiefgreifenden Wirkung schon groß genug und vermehrte sich daher seit 1740 nur um zwei, nämlich durch Erlangen im Jahre 1743 für die hohenzollernschen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth und die katholische Hochschule in Münster 1780. Die äußeren Einrichtungen der älteren Universitäten veränderten sich nicht, und die landsmannschaftlichen Verbindungen unter den Studenten dauerten fort, wurden auch durch gelegentliche Verbote, wie sie 1750 in Rostock, 1762 in Göttingen, 1765 und 1778 in Jena, 1774 in Kiel erlassen wurden, schwerlich ganz unterdrückt, und mit ihnen erhielt sich z. B. in Rostock und Kiel, Gießen und Jena ein Rest des alten rohen Pennalismus. Anderseits kamen als Ausläufer des Freimaurerbundes seit der Mitte des 18. Jahrhunderts an manchen Universitäten, wie in Göttingen, Erlangen und Tübingen, Studentenorden auf (namentlich die „Amicisten“ seit 1771), die ohne landsmannschaftliche Rücksichten ihre Mitglieder aufnahmen und zu den Landsmannschaften in scharfen Gegensatz traten. Das ganze Leben auf den Universitäten aber verfeinerte sich wenigstens auf einzelnen wesentlich. Besonders von Leipzig wird dies von Goethe nachdrücklich hervorgehoben, der es „Klein Paris“ nennt, und Göttingen galt als die vom Adel bevorzugte Universität.

Indem nun die Universitäten sich der Wolffschen Philosophie öffneten, brachten sie einen ganz neuen Grundsatz zur Geltung. Die katholische wie die protestantische Scholastik hatte die Wahrheit als gegeben vorausgesetzt und daher ihre Schüler mit den nötigen Kenntnissen und mit der Fähigkeit, sie zu verteidigen, ausrüsten wollen, daher die logisch-philosophische Durchbildung und die Disputation in den Vordergrund gestellt. Die rationalistische Philosophie, die jetzt die Hochschulen durchdrang, erkannte keine Autorität an, sondern wollte die Wahrheit auf allen Gebieten des Wissens erst suchen und die Studierenden dazu anleiten, sie zu erforschen und zu finden. Daher wurde jetzt die Vorlesung aus der Erklärung eines altüberlieferten Textbuches zu einer selbstständigen Leistung des Lehrers, und an die Stelle der Disputationen trat in einzelnen Fächern schon die besondere Unterweisung in Seminarien. Dieser inneren Umwandlung verdankten es die deutschen Hochschulen, daß sie ihre führende Stellung im Geistesleben der Nation behaupteten und daß die wichtigsten Fortschritte der Wissenschaft auf ihrem Boden gelangen, nicht außerhalb, wie in Frankreich und selbst in England, obwohl auch in Deutschland manch bahnbrechender Geist niemals einer Universität angehörte.

Wissenschaft.

Der Rationalismus.

Es entsprach der Innerlichkeit des deutschen Wesens, daß die Thätigkeit in der Theologie und Philosophie eine besonders rege war. Der Herrschaft der lutherischen Scholastik über die Wissenschaft hatte schon die vorhergehende Periode ein Ende gemacht (s. S. 353 ff.), doch die Umgestaltung der Theologie selbst vollzog sich erst in dieser Zeit und zwar ebenfalls unter dem Einflusse der Philosophie Chr. Wolffs. Hatte dieser noch darauf verzichtet, seine Lehre auf die Sätze des christlichen Glaubens anzuwenden (s. S. 363 f.), so strebte jetzt der Rationalismus nach einer Versöhnung der Vernunft mit dem Glauben, wobei er freilich oft zu platter Verständigkeit und hausbackener Nützlichkeitsmoral herabsank, so daß er das innige Bedürfnis des gläubigen

Herzens völlig unbefriedigt ließ. Bleibend dagegen war sein Verdienst in der Anwendung der historisch-philosophischen Kritik auf die Bücher der Bibel. Joh. August Ernesti in Leipzig brach derselben für die Bücher des Neuen Testamentes Bahn und sprach zuerst den Gedanken aus, daß sich auch die Glaubenslehren unter mancherlei Einflüssen allmählich entwickelt hätten, also den Grundgedanken der Dogmengeschichte. Joh. David Michaelis (1719—91) leistete dasselbe für das Alte Testament und faßte es zuerst auf als ein örtlich, national und geschichtlich bedingtes Erzeugnis des israelitischen Altertums. Der eigentliche Begründer der Dogmengeschichte wurde Johann Salomo Semler in Halle (1725—91). Alle diese Männer waren persönlich noch lutherisch-gläubig. Weiter gingen einige spätere, meist Geister zweiten Ranges, wie Sack, Spalding, Teller in Berlin, Jerusalem in Braunschweig. Sie verwarfen alle Glaubenssätze, die mit der „Vernunft" in Widerspruch zu stehen schienen, forderten, daß die Religion in der Moral aufgehe, hielten aber dabei nach der Weise Wolffs und der Deisten den Glauben an Gott und persönliche Unsterblichkeit fast durchweg fest. Der bedeutendste Vertreter dieser Richtung war Hermann Samuel Reimarus in Hamburg (1694—1768), dessen Hauptwerk, „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", erst nach seinem Tode durch Lessing teilweise der Öffentlichkeit übergeben wurde (1778). Darin suchte er nachzuweisen, daß die Annahme einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung und die auf sie gegründete Kirchenlehre den Forderungen der Vernunft widerstreite; in einem zweiten Buche, den „Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion", unternahm er es, diese von aller Offenbarung unabhängige, nur auf sich selbst gestellte Vernunft- und Naturreligion zu begründen. Rücksichtsloser noch griff später Karl Friedrich Bahrdt (1741—92), im Gegensatze zu dem ernsten, sittenstrengen Reimarus ein sehr unstäter, lockerer, übelberufener Gesell, das Thatsächliche der biblischen Erzählungen an. Diese ganze „vernünftige" Theologie fand lange Zeit ihren Hauptsitz in Berlin und Halle, ihr weitverbreitetes Organ aber in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" (1765—1805) des Berliner Buchhändlers Christian Friedrich Nicolai. In gleichem Sinne ist dessen vielgelesener Roman „Magister Sebaldus Nothanker" (1773) gehalten, eine bittere Satire gegen die Rechtgläubigen.

Orthodoxie und evangelische Mystik.

An Gegnern konnte es natürlich nicht fehlen. Die Sache der lutherischen Rechtgläubigkeit verfocht, freilich mit mehr Eifer als Geschick, der Hamburger Hauptpastor Joh. Melchior Goeze (1717—86), der seine Berühmtheit vor allem den Streitschriften Lessings („Anti-Goeze") verdankt. Weit tiefer griff eine mystisch-schwärmerische Bewegung, der natürliche Rückschlag gegen den platten Rationalismus. Der Kreis der katholischen Fürstin Galizyn (Amalie von Schmettau) in Münster (1748—1806), zu dem unter andern Friedrich Heinrich Jacobi gehörte, suchte nicht in der Vernunft, sondern in dem natürlichen, ursprünglichen Gefühl der Menschenbrust die Quelle aller Religion, im Glauben den Anfang aller Weisheit. Hier fand auch nach unstätem Leben Johann Georg Hamann aus Königsberg (1730—88) festere Anlehnung, denn dieser „Magus des Nordens" versuchte eine tiefsinnige Vermittelung zwischen dem Autoritätsglauben und der Vernunft und hielt mit innigem Glauben fest an der Offenbarung. In ähnlichen Bahnen bewegte sich Joh. Kaspar Lavater, Prediger in Zürich (1741—1801). Ihm war der Glaube an den unmittelbaren Verkehr des Menschen mit Gott, an Gebetserhörung, Wunder, Offenbarung zur felsenfesten Überzeugung geworden; in allem sah er den Finger Gottes. Eine gewaltige Wirksamkeit als Prediger und noch mehr ein unglaublich ausgedehnter Briefwechsel machte ihn zum Gewissensrat vieler Tausende, woran die Satiren seines Hauptgegners, des witzigen, kritischen, ungläubigen Mathematikers und Physikers Georg

Christoph Lichtenberg (1742—99) in Göttingen, nicht das mindeste änderten. Ein Leben ganz in Lavaters Sinne lebte Joh. Heinrich Jung, genannt Stilling (1746—1817) aus Siegen, in dürftigen Verhältnissen durch regen Lerneifer selbstthätig emporgekommen, dann viel umhergeworfen, in Straßburg, wo er mit Goethe und Herder bekannt wurde, zum Doktor der Medizin promoviert, später Professor der Kameralwissenschaften in Heidelberg, zuletzt (seit 1806) Geheimer Rat in Karlsruhe. Er war eine weiche, vor jeder rauhen Berührung mit der Außenwelt zurückschreckende



Johann Caspar Lavater.

400. Joh. Kaspar Lavater.
Nach dem Gemälde von Ölenhainz gestochen von C. H. Pfeiffer.

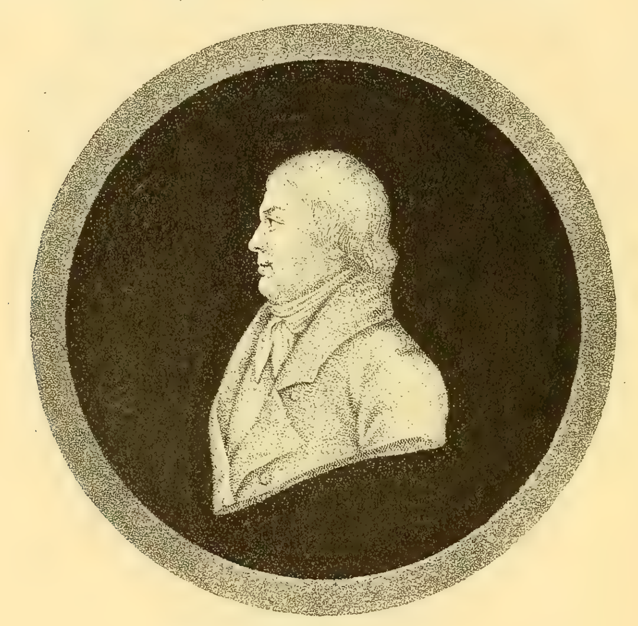
Natur, deshalb durchaus tiefinnerlicher Selbstbetrachtung zugewandt und von der fortwährenden unmittelbaren Einwirkung Gottes auf sein Leben innig überzeugt. Seine Selbstbiographie wurde ein Lieblingsbuch für Tausende.

Zweifellos hat der Rationalismus wie der Mystizismus die konfessionellen Gegensätze praktisch sehr abgeschwächt. Den gebildeten Deutschen erschienen diese Unterschiede als gleichgültig, nicht mehr als wesentlich, und so kam ein Zeitalter tiefen konfessionellen Friedens, das auch den Charakter unsrer klassischen Dichtung mitbestimmt hat.

Magie.

Leider führte nun aber das Bedürfnis des direkten Verkehrs mit dem Überirdischen viele in die Irrgänge einer phantastischen Magie, die danach strebte, eine angeblich verlorene, von Moses und Zoroaster herrührende Urweisheit, den „Stein

des Weisen", der unedle Metalle in Gold verwandeln sollte, aufzufinden, wohl auch in unmittelbare Verbindung mit Gott zu treten. Vertreter dieser Richtung, oft betrogene Betrüger, fanden nirgends mehr Anhang als in den glaubenslosen Kreisen der vornehmen Welt, so Joh. Georg Schrepfer (1730—74) in Leipzig, so Joh. Joseph Gaßner (1726—79) aus Chur, dessen „Wunderkuren", besonders an nervenkranken Frauen, viele Tausende Heilbedürftiger nach seinem Aufenthaltsort Ellwangen führten und ihm selbst am Münchener Hofe Ansehen verschafften, bis ein Befehl Josephs II. den Schwindel unterdrückte (1775). Eine Art wissenschaftliches System brachte in die Magie der Schwabe Franz Anton Mesmer (1734—1815) durch seine Lehre vom tierischen Magnetismus. Nach derselben üben die Weltkörper vermöge ihrer Anziehungskraft einen Einfluß auf den Menschen, der das Gleichgewicht der magnetischen Kräfte in ihm aufhebt. Dies wiederherzustellen, war die Aufgabe



401. Friedrich Anton Mesmer.
Nach einem Kupferstiche von Meyer.

der „magnetischen Kuren" Mesmers, zu denen er selbst sich durch die ihm innewohnende ungewöhnliche magnetische Kraft für befähigt erklärte. In München wurde er sogar Mitglied der Akademie, in Wien dagegen scheiterte er an dieser und ging im Jahre 1777 nach Paris, wo er bald die Gunst des Hofes gewann, die wunderbarsten Kuren ausführte und durch eine besondere Genossenschaft, die „Harmonie", seine Lehre über ganz Frankreich verbreitete. Erst als auch hier eine vorurteilslose Untersuchung der Akademie die Grundlosigkeit seiner Annahmen nachwies (1784), verschwand er, doch fand er einen Nachfolger in dem Marquis Puységur zu Straßburg, der besonders die Hellseherei (Somnambulismus) ausbildete.

Mesmer hat selbst an seine Wunderkraft geglaubt; ein bewußter Betrüger und raffinierter Gauner dagegen war unfraglich der berüchtigte Graf Cagliostro (Giuseppe Balsamo aus Palermo, 1743—95). Als Magnetiseur, Geisterseher und Alchimist durchzog er abenteuernd und Tausende (so auch Lavater) bethörend ganz Europa; in Petersburg durchschaute und verspottete ihn Katharina II., aber in Warschau, Straßburg (1780—85) und Paris hatte er die größten Erfolge. Endlich verschwand er im Jahre 1789 zu Rom in den Kerkern der Inquisition und starb hier 1795.

Die Rosenkreuzer.

Die phantastische Mystik fand aber nicht nur einzelne Vertreter, sie schuf sich auch ein wirksames Organ in einer Genossenschaft, die sich um 1760 von den Freimaurern ablöste, den Rosenkreuzern, so genannt nach einem gewissen Christian von Rosenkreuz, auf den durch Vermittelung des Templerordens das Wissen vom Steine des Weisen vererbt sein sollte. Namentlich glaubten sie einen Verkehr mit den abgeschiedenen Seelen herstellen (etwa wie die jetzigen Spiritisten) und dadurch zur Kenntnis überirdischer Dinge gelangen zu können. Durch eine Menge höherer Weihen zog der neue Orden viele an, wählte sogar 1764 den Herzog Karl von Braunschweig zum Großmeister und beherrschte noch später unter Karl Theodor den bayrischen Hof; es scheint aber, daß die ganze Genossenschaft seit 1773 unter die geheime Leitung der Jesuiten geriet, als Clemens XIV. diesen Orden aufgehoben hatte.

Freimaurer und Illuminaten.

Aber auch die entgegengesetzte Richtung, die Aufklärung, bediente sich mit Vorliebe des Geheimbundes. Im protestantischen Deutschland erwuchs in dieser Zeit der Freimaurerorden zu einer wirklichen Macht wie schon längst in England, da seine phantastisch-mystischen Gebräuche den Gebildeten gewissermaßen den Gottesdienst einer Kirche ersetzten, der sie nur noch äußerlich angehörten. Von den jetzt noch in Deutschland vorhandenen Logen entstanden 13 zwischen 1740 und 1760, 60 zwischen 1760—80, und wenigstens in Norddeutschland zählten sich die meisten Gebildeten zu dem Orden, auch Friedrich der Große gehörte ihm eine Zeitlang an (s. S. 390). Für das katholische Deutschland unternahm dasselbe zu leisten Adam Weishaupt, Professor in Ingolstadt (1748—1826), ein früherer Zögling der Jesuiten. Um die Ideen der Aufklärung zunächst unter der katholischen Jugend zu verbreiten, stiftete er im Jahre 1776 den Orden der Illuminaten, der seine strenge Gliederung den Jesuiten, seine Gebräuche im wesentlichen den Freimaurern entlehnte und zwei Jahre nach seiner Gründung in Bayern bereits zwölf Logen zählte. Einen größeren Aufschwung jedoch nahm die Sache erst, als seit 1780 durch den Freiherrn von Knigge der Bund sich auch über Norddeutschland verbreitete und zahlreiche hochgestellte Männer, sogar nicht wenige Fürsten, wie Karl August von Weimar, ihm beitraten. Jetzt erschien als sein höchstes Ziel die Verwirklichung des Natur- und Vernunftrechts, also die Umgestaltung der bestehenden Staatsordnung. Eben dies brachte jedoch dem Orden den Untergang. Die bayrische Regierung, von verkappten Jesuiten geleitet und durch Spione mit argen Übertreibungen von den Zwecken der Illuminaten unterrichtet, unterdrückte 1784 alle Geheimbünde in Bayern und zog die Mitglieder zur Untersuchung. Zwar fand Weishaupt in Gotha Zuflucht, aber um 1790, als die Furcht vor den revolutionären Ideen die höheren Kreise ergriff, erlosch sein Orden.

Kants Philosophie.

Während auf religiösem Gebiet sich die Meinungen aufs lebhafteste bekämpften, gelangte in der Philosophie gegen Ende dieses Zeitraums eine Richtung zu unbedingter Herrschaft. Der Einfluß Wolffs hatte im Anfange den englischen Sensualismus und den französischen Materialismus von Deutschland abgewehrt, die gebildeten Deutschen hielten ganz überwiegend den Glauben an Gott und Unsterblichkeit fest, huldigten einer duldsamen, praktisch-moralischen Anschauung, so Friedrich II. (s. S. 510 f.), so Christian Garve (1742—98) in Breslau; so trat der jüdische Philosoph Moses Mendelssohn in Berlin (1729—86), Lessings Freund, in seinem „Phädon" lebhaft für die persönliche Unsterblichkeit ein. Doch der Urheber einer neuen Philosophie, bahnbrechend für alle Zukunft, wurde erst Immanuel Kant in Königsberg (1724—1804). Anfangs durch Newton für die Naturwissenschaft begeistert, geriet er später unter den Einfluß von Humes Skeptizismus (s. unten) und kam so auf die entscheidende Frage: Wie weit erstreckt sich überhaupt die Erkenntnisfähigkeit des Menschen? In seinem gewaltigen Buche „Kritik der reinen Vernunft" (1781) suchte er sie zu beantworten



402. Imanuel Kant.
Nach dem Gemälde von Schnorr gestochen von Rosmäsler.

und schuf damit zuerst die feste Grundlage aller Philosophie. Die gesamte bisherige Philosophie hatte darum zu keinem bleibenden, allgemein anerkannten Ergebnis geführt, weil keine ihrer Richtungen ihre Sätze wirklich zu beweisen versucht, jede vielmehr für ihre Grundprinzipien die Gültigkeit als selbstverständlich vorausgesetzt hatte. Jetzt gelangte Kant nach langer, harter Geistesarbeit zu dem Hauptsatze: „Gegenstände der Sinne können wir niemals anders erkennen, als bloß, wie sie uns erscheinen, nicht nach dem, was sie an sich selbst sind; übersinnliche Gegenstände sind für uns keine Gegenstände unsrer Erkenntnis.“ Es gibt also nur ein Erfahrungswissen, indem der menschliche Verstand die ihm zugehenden Sinneseindrücke verarbeitet, und zwar nach

angeborenen Anschauungsformen (Begriffen, Kategorien), wie Raum und Zeit; von übersinnlichen Dingen, wie Gott, Seele, Unsterblichkeit, Willensfreiheit gibt es kein Wissen, wenngleich die Möglichkeit ihrer Existenz vorhanden ist. Diese sucht nun Kant in seinem zweiten Hauptwerke „Kritik der praktischen Vernunft" (Sittenlehre) nachzuweisen (1788). Wie es angeborene Begriffe gibt, sagt er, so gibt es auch angeborene Sittengesetze, vor allem die Idee der Pflicht, den „kategorischen Imperativ", der jedem so zu handeln gebietet, als ob der Grundsatz seines Handelns Naturgesetz werden müßte. Aus ihm folgt die Freiheit des Willens. Denn obwohl jede Handlung und Begebenheit aus dem, was vorhergeht, mit Notwendigkeit folgt, so daß, die vollständige Kenntnis aller Motive vorausgesetzt, es möglich sein müßte, das künftige Verhalten eines Menschen mit derselben Sicherheit vorauszusagen, wie Mond- und Sonnenfinsternisse, so würde es doch ohne die Willensfreiheit keine Sittlichkeit geben, und also muß sie sein. Auf ähnliche Forderungen („Postulate") der praktischen Vernunft führt Kant die Unsterblichkeit der Seele und die Gottesidee zurück. Für die Beurteilung der Religionen aber bildet ihm den einzigen Maßstab ihr sittlicher Gehalt. Seit etwa 1790 herrschend, hat Kants Lehre auf alle Wissenschaften, ja auf das gesamte geistige Leben der Deutschen Jahrzehnte hindurch den größten Einfluß geübt.

Staatslehre.

Den größten Einfluß gewannen die Anschauungen der Aufklärung auf die Staatslehre und die Geschichtswissenschaft, deren Hauptsitz damals Göttingen war. Mehr sammelnd und ordnend als schöpferisch war allerdings die Thätigkeit der Reichsstaatslehrer. Eine vollständige und genaue Darstellung des geltenden Reichsrechts gab der Schwabe Joh. Jakob Moser (1701—85, s. S. 536) in seinem „Deutschen Staatsrecht", ebenso eine solche des neuesten europäischen Völkerrechts. Den riesigen Stoff des ersteren systematisch zu durchdringen versuchte dann in zahlreichen, noch heute brauchbaren Lehrbüchern Joh. Stephan Pütter in Göttingen (1725—1807); für das Völkerrecht leistete dasselbe Georg Friedr. Martens (1756—1821), dessen „Sammlung der Verträge „(Recueil des traités) zugleich unermeßliches Material aufhäufte. Ebenfalls ein Göttinger, Gottfried Achenwall (1719—72), wurde der Begründer der wissenschaftlichen Statistik. An der Spitze der Staatstheoretiker steht Friedrich II. (s. S. 391, 512), und durchaus aus den Zuständen des preußischen Staates unter seiner Regierung erwuchs die Staatslehre J. Kants, der den Staat wie Friedrich selbst aus einem Vertrage ableitete, als die beste Staatsform für die Gegenwart aber die aufgeklärte Monarchie auffaßte, da in dieser der Monarch verpflichtet sei, „der Idee des Staates gemäß" zu regieren, d. h. das Volk zur Freiheit zu führen. Auch der Schwabe Friedrich Karl von Moser (1723—98), der Sohn Johann Jakobs, ist ein überzeugter Anhänger dieser Regierungsform. Der ehrwürdige Justus Möser in Osnabrück dagegen (1720—94) eine echt niederdeutsche, konservative Natur, ist ebenso wohl den naturrechtlichen Theorien der Aufklärung wie dem bevormundenden Absolutismus grundsätzlich abgewandt und vertritt in seinen Aufsätzen, die dann in den „Patriotischen Phantasien" gesammelt wurden (1774—80), aufs wärmste die Gemeindefreiheit und Selbstverwaltung, das Schwurgericht und das Milizheer, während er in seiner „Osnabrückischen Geschichte" (1765, 1789) mit liebevoller Sorgfalt und genauester Kenntnis die Zeiten schildert, in denen sein Ideal, der freie Bauernstaat, verwirklicht schien, die Zeit vor Karl dem Großen.

Geschichtschreibung.

Im allgemeinen freilich steht die deutsche Geschichtschreibung dieser Zeit durchaus unter dem Einflusse der Aufklärung. Ihr verdankte sie die Fähigkeit zu schärferer Kritik und die leitenden Gesichtspunkte, dem Vorbilde besonders Voltaires außerdem den Sinn für künstlerische Gestaltung. Die Hauptvertreter sind Johann Christoph

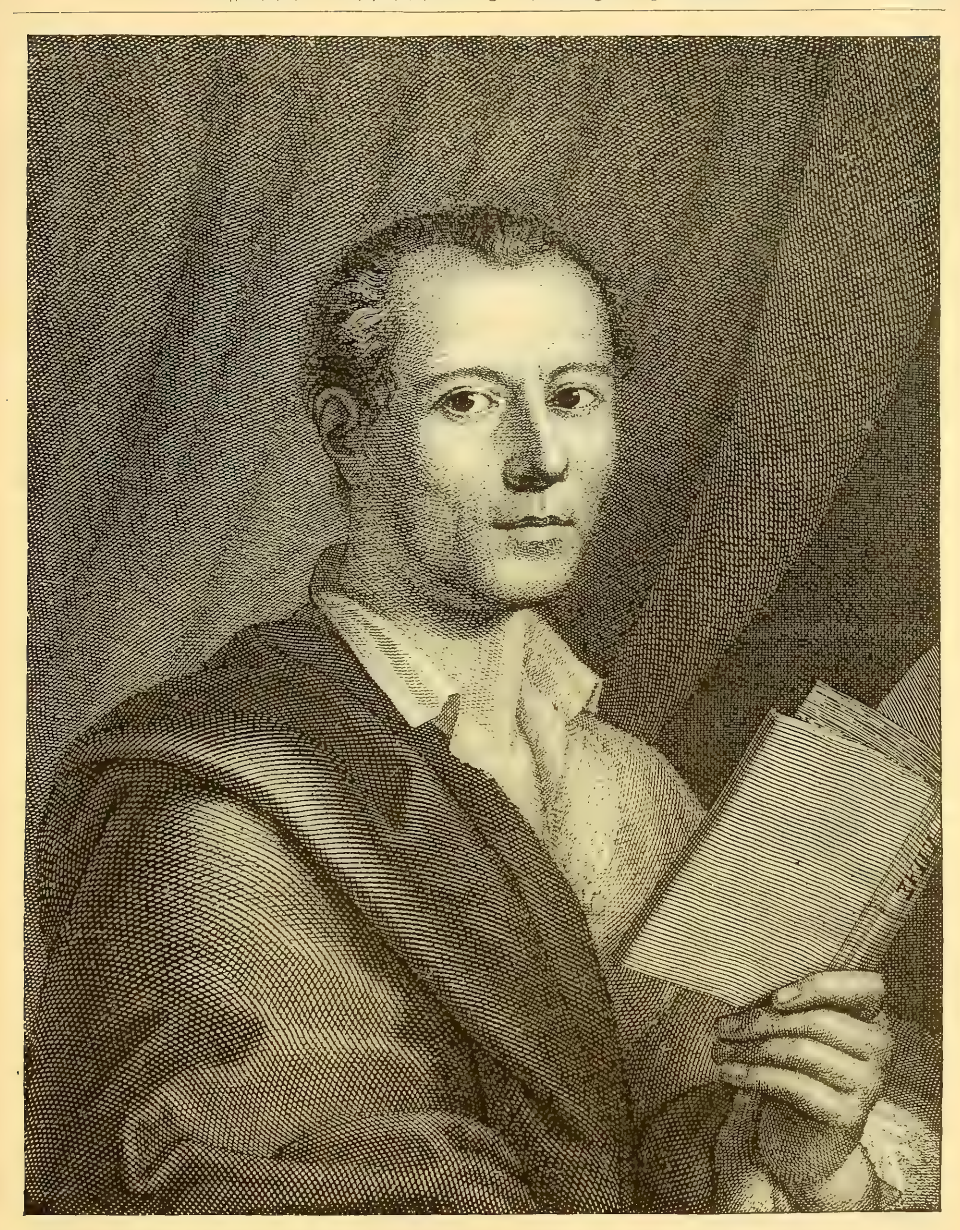
Gatterer (1727—99) und August Ludwig Schlözer (1735—1809). Beide waren vorwiegend in Göttingen thätig. Der erstere erwarb sich ein besonderes Verdienst durch die Pflege der historischen Hilfswissenschaften und seine bändereiche in Halle erschienene „Allgemeine Welthistorie", die er mit einer großen Anzahl von Gelehrten zusammen herausgab, eine höchst achtungswerte Leistung gelehrten Sammelfleißes und als Ganzes heute noch nicht überholt, ja kaum erreicht; der zweite betonte in seinen zahlreichen Werken („Weltgeschichte", „Allgemeine Geschichte von dem Norden", „Geschichte des Kaisertums Rußland" u. a. m.) besonders die materiellen Grundlagen staatlicher Entwickelung, während er für hochfliegende Ideale kein Verständnis zeigte. Ludwig Timoth. Spittler (1752—1810) aus Schwaben, lange aber in Göttingen thätig, unterzog das päpstliche Kirchenrecht und die hierarchischen Überlieferungen des Mittelalters einer zermalmenden Kritik und betonte in seiner „Geschichte der europäischen Staaten" überall die Notwendigkeit freier, konstitutioneller Verfassungen. Geschichte der Gegenwart schrieb freisinnig und unparteiisch der treffliche preußische Staatsmann Wilhelm von Dohm („Denkwürdigkeiten meiner Zeit"), vor allem aber Friedrich der Große selbst in seiner Geschichte der Schlesischen Kriege („Histoire de mon temps") und des Siebenjährigen Krieges (erst 1788 gedruckt), so eingehend, wie nur ein Mithandelnder es vermag, und so unbefangen, wie es einem solchen nur immer möglich ist. Doch kein einziger unter den genannten Historikern kann sich an tiefgreifendem Einfluß mit Johann Joachim Winckelmann (1716—68) messen. Ein geborener Altmärker, der Sohn eines armen Schusters in Stendal, rang er sich aus den dürftigsten Verhältnissen langsam durch eigne Kraft empor und fand erst in Dresden, in dessen Nähe ihn 1748 die Berufung zum Bibliothekar des Grafen Bünau in Nöthnitz versetzte (s. S. 365), seinen eigentlichen Beruf, das Studium der antiken Kunst. Mit dem Übertritt zum Katholizismus 1754 erkaufte er sich die Möglichkeit zur Reise nach Italien (Herbst 1755), wo er nun bald als Sekretär des geistvollen Kardinals Albani (1759) und als Oberaufseher aller Altertümer in Rom vollkommen heimisch wurde. Umgeben von den reichsten Überresten griechischer und römischer Herrlichkeit, drang er zur Erkenntnis von der maßgebenden Bedeutung der griechischen Kunst durch und erschloß in seiner „Geschichte der Kunst des Altertums" (1764) den Gebildeten aller Völker zum erstenmal die Welt des Griechentums. Von diesem gewaltigen Werke datiert die Wiedergeburt der Altertumswissenschaft wie der modernen Kunst. Noch glaubte man das Größte von Winckelmann erwarten zu können, als der Dolch eines habgierigen Italieners seinem Leben in Triest ein allzu frühes Ende bereitete (7. Juni 1768).

Philologie.

Mit dem erwachenden Studium der antiken Kunst hängt ein neuer Aufschwung der Philologie zusammen. An die Stelle der Nachahmung der Alten in Wort und Schrift trat zuerst in Göttingen durch J. M. Gesner und J. G. Heyne der Gedanke, daß das Ziel des Studiums das allseitige Verständnis der klassischen Schriftsteller als der höchsten Muster der Kunst und des Geschmacks sei. Dadurch erst kamen, ähnlich wie in der Kunstgeschichte durch Winckelmann, die Griechen zu ihrem Rechte, und nur diese Auffassung konnte den humanistischen Studien den fruchtbringenden Einfluß sichern, den sie auf die Neugestaltung der deutschen Litteratur in der That ausübten.

Zeitschriften und Zeitungen.

Wie überall die Zeit auf bessere Volksbildung drängte, so sorgten für die Verbreitung historisch-politischen Wissens zahlreiche Zeitschriften, so Schlözers gefürchteter, rücksichtslos gegen die Verrottung der Kleinstaaten, zumal der geistlichen, vorgehender „Briefwechsel" (seit 1774) und „Staatsanzeiger" (seit 1782), so vor allem das „Journal von und für Deutschland". Die eigentliche Tagespresse dagegen blieb lange noch äußerst dürftig und beschränkte sich fast überall auf örtliche Angelegenheiten und amtliche Bekanntmachungen. Erst allmählich bahnten sich hierin Änderungen an. Die



403. Johann Joachim Winckelmann.

Nach dem Gemälde von Raphael Mengs gestochen von M. Blot.

„Berlinische Zeitung“ und „Schlesische Zeitung“ z. B., die seit 1742 in Breslau erschien, brachten über die Kriege Friedrichs des Großen ausführliche Berichte aus der Feder preußischer Offiziere; die letztere erschien auch von Anfang an dreimal wöchentlich, während die meisten Blätter bis dahin nur ein- oder zweimal in der Woche dem Leser geboten wurden. Erst gegen Ende des Jahrhunderts kam z. B. die „Leipziger Zeitung“ täglich heraus. Aber eignen Urteils über die Weltbegebenheiten hatten sich

diese Blätter bis zur Französischen Revolution sorgfältig zu enthalten, wenn sie sich nicht Unannehmlichkeiten zuziehen wollten, und ihr Äußeres war noch sehr bescheiden, ein paar Quartblätter auf schlechtem Löschpapier.

Naturwissenschaften.

Viel größere Aufmerksamkeit als ihren öffentlichen Angelegenheiten und dem, was über sie geschrieben wurde, wandte die Nation den Naturwissenschaften zu. Die Führung auf diesem Gebiete blieb freilich den Franzosen und Engländern, aber neben ihnen gewannen doch auch die Deutschen ehrenvollen Anteil. Abraham Gottlob Werner in Freiberg (1750—1817) wurde der Begründer der wissenschaftlichen Geologie; in



404. Leonhard Euler.
Nach dem Gemälde von J. Darbes gestochen von S. Kütner.

der Chemie stellte G. E. Stahl eine neue Theorie des Verbrennens auf, der Stralsunder K. W. Scheele entdeckte unabhängig von dem Engländer Priestley den Sauerstoff. An der Ausbreitung der Kenntnis des Erdballs konnten die Deutschen damals nur im Dienste fremder Nationen Anteil nehmen. So machten beide Forster Cooks zweite Reise mit (1772—75, s. unten) und legten ihre Beobachtungen in größeren (englisch geschriebenen) Werken nieder; so waren es meist deutsche Gelehrte, denen Rußland die weitere Erforschung Nordasiens verdankte, als es den großen Dänen Vitus Bering dahin aussandte (1725—41), welcher der Beringsstraße ihren Namen gab; Johann Georg Gmelin aus Tübingen (gest. 1759) und Georg Wilhelm Steller aus Franken (gest. 1746), die ihn begleiteten, schilderten zuerst die Natur Nordasiens bis Kamtschatka hin; Simon Pallas aus Berlin (1768—74) untersuchte die Tier- und Pflanzenwelt Sibiriens. In Petersburg wirkte auch den größten Teil seines Lebens der bedeutendste deutsche Mathematiker seiner Zeit, Leonhard Euler (1707—93), vor und wieder nach seinem Aufenthalte in Berlin (1741—66).

Litteratur.

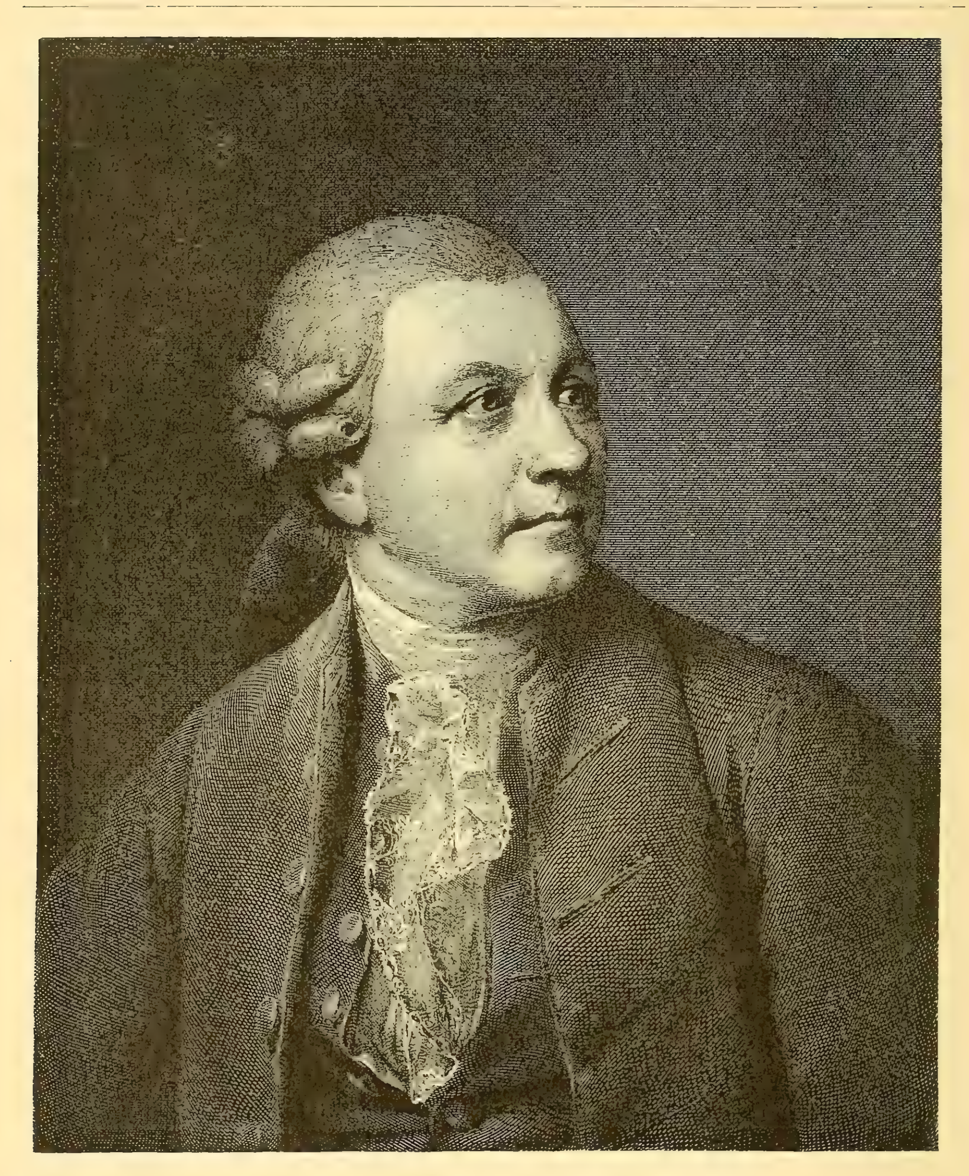
Beginn der neuen Richtung.

Von den Naturwissenschaften wandte sich besonders seit der Mitte des Jahrhunderts das Interesse der Gebildeten mehr und mehr zur schönen Litteratur, als scheinbar unvermittelt die erste große Dichtung gelungen war, die jeden Widerspruch entwaffnete, Klopstocks „Messias“. Bis dahin hatte sich die Litteratur noch durchaus in den Schranken der Grundbegriffe des 17. Jahrhunderts bewegt und ihre Mittelpunkte in Hamburg, Leipzig und Zürich gefunden. Innerhalb jener Grundbegriffe hatte Gottsched sich in der gesamten deutschen Litteratur um 1740 die unbedingte Herrschaft errungen und Leipzig zu ihrem Mittelpunkte gemacht (s. S. 371). Diese Herrschaft wurde zuerst erschüttert durch einen Angriff von Zürich aus. Hier stellte Joh. Jakob Bodmer (1698—1783) unter englischem Einfluß in seiner Schrift „Vom Wunderbaren in der Poesie“ den Satz auf, die Quelle der Poesie sei das Genie und die Phantasie, ihr Zweck, das Herz zu rühren durch eine weitläufige Malerei, ein bewegtes Schildern; Joh. Jakob Breitinger (1701—76) verfocht ähnliche Gedanken in seiner „Kritischen Dichtkunst“, und beide wiesen statt auf die Franzosen auf Milton, aber auch schon auf die altdeutschen Dichtungen, besonders auf das Nibelungenlied hin, das Bodmer als der erste teilweise herausgab (1757). Darüber entspann sich eine heftige litterarische Fehde, die Gottscheds Alleinherrschaft völlig brach. Selbst seine nächsten Anhänger fielen von ihm ab und begründeten 1744 ein eignes Organ, die (Bremer) „Beiträge zu Vergnügungen des Verstandes und Witzes“, um die sich nun allmählich der „Leipziger Dichterverein“ gruppierte. Es war immer noch eine Verbindung von Talenten zweiten Ranges, von lehrhafter, empfindsamer Richtung, die Richardsons und Youngs Vorbild noch mehr nährte; aber durch ihr Haupt, den schüchternen, kränklichen Christian Fürchtegott Gellert (1715—69), übte sie doch großen Einfluß. Gellert verpflanzte mit seinem vielgelesenen „Leben der schwedischen Gräfin von G.*“ den empfindsamen Familienroman der Engländer auf deutschen Boden; auch seine Lustspiele bezweckten moralische Besserung durch weinerliche Rührung. Wahrhaft Bedeutendes gelang ihm in seinen geistlichen Liedern und vor allem in seinen durchaus volkstümlichen Fabeln, einem der wirksamsten Bücher aller Zeiten, das seinen Namen bis in die niedrigste Hütte trug und weiten Kreisen zuerst wieder eine Ahnung gab von dem Werte der Poesie. Doch mindestens ebenso groß wie seine litterarische war seine Lehrerwirksamkeit in Vorlesungen über Moral und Übungen im deutschen Stil. Tausende hat er gebessert und getröstet und in zahllosen, oft rührenden Beweisen hat er den Dank seines Volkes erfahren. Unter den zahlreichen Genossen des Leipziger Dichtervereins ist vor allem der Satiriker Gottlieb Wilh. Rabener aus Wachau bei Leipzig (1714—71) zu nennen, der, freilich zahm genug, in klarer gefälliger Prosa die Schwächen und Gebrechen der Privatmenschen seiner Zeit verspottete. Viel bissiger ist der Mecklenburger Christian Ludwig Liscow (1701—60), der die Pfeile seiner Satire gegen ganz bestimmte Persönlichkeiten richtete. Als Fabeldichter schließen sich der Elsässer Gottlieb Konrad Pfeffel (1736—1809) und Magnus Gottfr. Lichtwer (1719—83) aus Wurzen an Gellert an.

Der Leipziger Dichterverein.

Klopstock.

Was die Schweizer gefordert, das erfüllte Friedrich Gottlieb Klopstock (1724 bis 1803) aus Quedlinburg, der Zögling der ehrwürdigen kursächsischen Schulpforta, der erste wahrhaft bedeutende Dichter des modernen Deutschland. Sein „Messias“, dessen erste drei Gesänge die „Bremer Beiträge“ vom Jahre 1748 brachte, erregte damals, wie jene verlangten, aufs tiefste das religiöse Gefühl, wirkte zugleich lehrend, erbauend auf viele Tausende, und für alle Zeiten bleibt ihm seine Bedeutung durch die Erhabenheit der Bilder, die Pracht und Schönheit der Sprache, die Einführung



Klopstock.

405. Friedrich Gottlieb Klopstock.
Nach dem Gemälde von Suel gestochen von L. Sichling.

des Hexameters gesichert. Ein Epos freilich ist das Gedicht weniger noch als Miltons „Verlorenes Paradies"; dazu fehlt ihm allzusehr die selbständige Haltung selbständiger Charaktere und die Plastik der Schilderung, die nur zum Teil auf der Erde, ebenso oft in den für jede menschliche Anschauung und Schilderung unerreichbaren Räumen des Himmels und der Hölle spielt, und allzu sehr überwuchert in breiter Ausmalung der Empfindungen das lyrische Element. Auf die Lyrik überhaupt

wies Klopstocks Anlage. Aber so innig er Freundschaft und Liebe besingt, so erhaben und tief empfunden seine religiösen Dichtungen sind, so patriotischen Sinn er in andern offenbart, der Verzicht auf den Reim und die Wahl der griechischen Odenform, die dem Geiste unsrer Sprache widerstrebt, haben mit einigen wenigen Ausnahmen diese lyrische Poesie Klopstocks ebensowenig zu allgemeiner Anerkennung kommen lassen, wie der oft geschraubte, dunkle Ausdruck und die unglückliche Vertauschung der allgemein bekannten antiken Mythologie mit einer angeblich einheimischen, thatsächlich aus den verschiedensten, zum Teil sogar unechten Bestandteilen gemischten nordisch-germanischen Götterlehre, wozu Macphersons „Ossian" die Anregung gab. So wenig episch Klopstocks Epos war, so wenig dramatisch waren seine biblischen Dramen und seine „Bardiete", dramatisch-lyrische Dichtungen zur Verherrlichung altgermanischer Freiheitskämpfe. Ihr und seiner vaterländischen Oden Patriotismus galt nicht der Gegenwart, sondern der grauen Vergangenheit, die jener gegenüber allein groß und ehrwürdig erschien. Trotzdem aber und vielleicht eben deshalb fand Klopstock zahlreiche begeisterte Nachahmer („Barden"), unter andern den österreichischen Jesuiten Michael Denis (Sined), den Verherrlicher Maria Theresias.

Die preußische Dichterschule.

Doch gleichzeitig trat diesem hochfliegenden, aber verschwommenen Patriotismus eine Richtung zur Seite, die sich, so sehr sie sich auch zum Teil in Klopstockschen Formen bewegte, doch durchaus auf die unmittelbare Gegenwart bezog, denn sie lebte in dem Preise des königlichen Helden, der zuerst den Deutschen das Selbstgefühl wiedergab. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie", sagt Goethe als beobachtender Zeitgenosse. Die Dichter dieser preußischen Schule gruppierten sich um den behaglichen, lebensfrohen Domherrn Christian Ludwig Gleim in Halberstadt (1719—1803). Ursprünglich der leichten Hagedornischen Richtung zugewandt und voll einigermaßen gemachter Schwärmerei für herzinnige Freundschaft schöner Seelen, traf er dann in den „Liedern eines preußischen Grenadiers" nicht selten mit Glück den echten frischen Ton vaterländisch-volkstümlicher Dichtung (1758). Und welch ein Ereignis war es doch für diese unpolitische Zeit, daß ein pommerscher Edelmann, Christian Ewald von Kleist (1715—59), Soldat und Dichter zugleich war und nicht nur den „Frühling" mit innigem Naturgefühl besang, sondern vor allem aus eigenster Erfahrung heraus, wenn auch zuweilen in antikisierender Verkleidung (so in dem kleinen Epos Cissides und Paches) das kriegerische Heldentum feierte, das er dann mit seinem tapferen Tode besiegelte! Gekünstelt und geschraubt dagegen erscheinen trotz ihrer sorgfältig gefeilten Form die patriotischen Oden Karl Wilhelm Ramlers (1725—98) aus Kolberg, während wiederum Johann Peter Uz aus Ansbach (1720 bis 1796) in aufrichtigem Schmerz Germania betrauert, die mit eigner Hand ihr Eingeweide zerfleische.

Wieland.

In hochgespannter Begeisterung für Religion, Freundschaft und Vaterland sah Klopstocks ganze Schule das Wesen der Poesie, aber ihr Enthusiasmus war nur allzu oft mehr gemacht als wahr, und die antikisierende Form ihrer Dichtungen widersprach dem Geiste der deutschen Sprache allzu sehr, um sich behaupten zu können. Der unvermeidliche Rückschlag ging von einem Dichter aus, der selbst in seiner ersten Periode ganz und gar in Klopstocks Bahnen gewandelt war, Christoph Martin Wieland aus Oberholzheim bei Biberach (1733—1813). Um so entschiedener wandte er sich dann, als er im Hause des kurmainzischen Ministers, Grafen Stadion, das elegante Hofleben kennen gelernt hatte, der heiter-sinnlichen Richtung der Franzosen zu und predigte diese neue bequeme Lebensweisheit in leichtfertigen Romanen, die er entweder im Orient oder in Spanien oder im alten Griechenland spielen ließ. Seit seiner Übersiedelung nach Erfurt (1769) und Weimar, wo er die Erziehung des jungen Herzogs

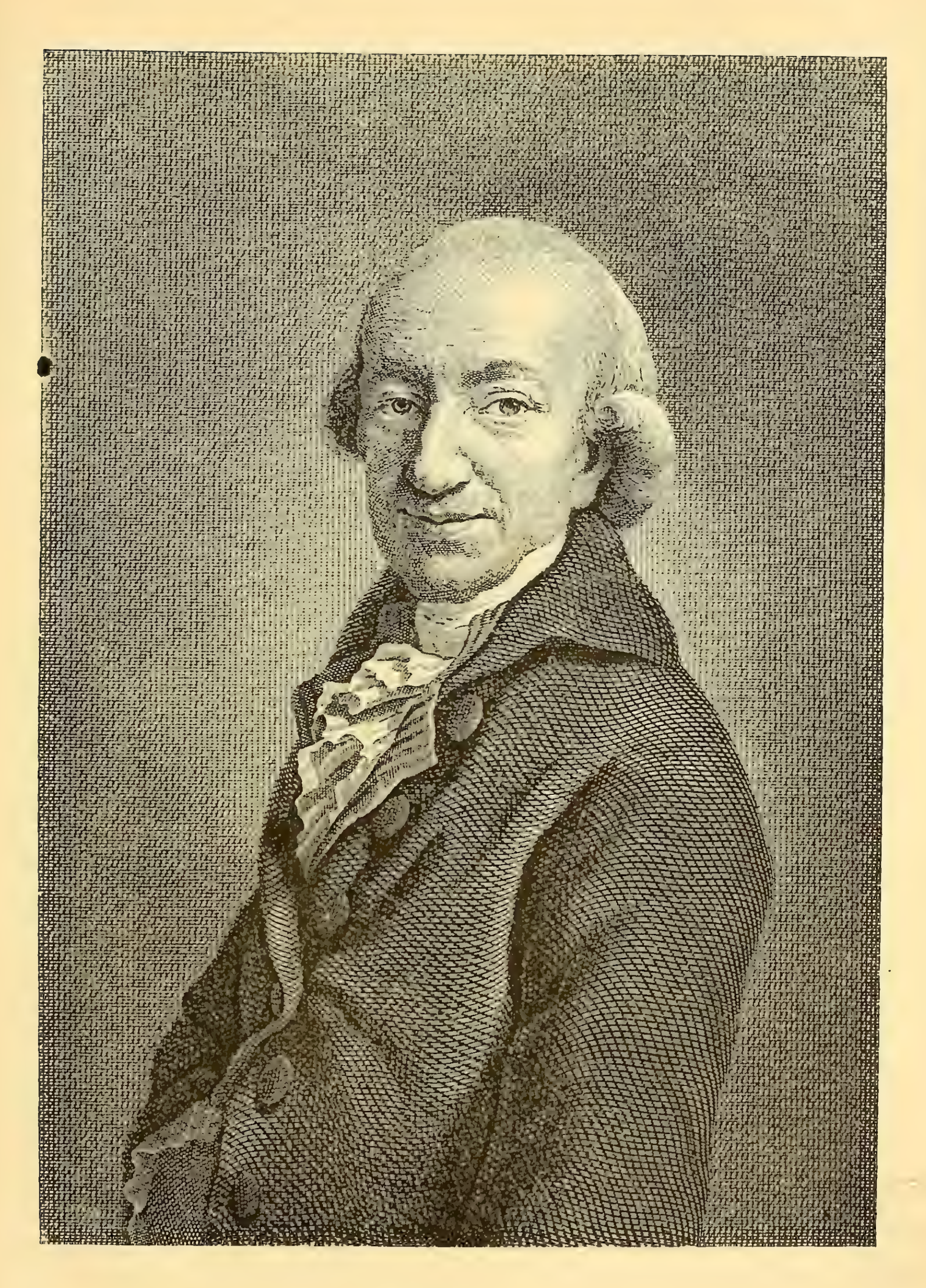
Karl August und seines Bruders Konstantin übernahm (1772), machte diese Richtung allmählich einer ernsteren Platz; er stellte im „Goldenen Spiegel" das Musterbild eines weisen Regenten auf, schilderte in den „Abderiten" ergötzlich das kleinstädtische Spießbürgertum im Gegensatze zu dem weltgewandten Philosophen Demokrit und wagte es als der erste in seinem romantischen Epos, dem „Oberon", abendländische und orientalische Märchen des Mittelalters zu einem reizvollen Gewebe zu verflechten. So wenig, vom Oberon abgesehen, seinen Werken dauernde Bedeutung zukommt, an Verdienst um die Entwickelung der deutschen Litteratur muß er doch neben Klopstock und Lessing gesetzt werden. Denn er verlieh der deutschen Sprache Leichtigkeit und Anmut, gewann ihr den verpönten Reimvers zurück, eroberte der Poesie das verschollene Gebiet der Romantik und öffnete ihr durch dies alles die französisch gebildeten Kreise der Höfe, während er zugleich durch seine Übertragung Shakespeares zur Einbürgerung desselben in Deutschland den ersten Anstoß gab und durch formgewandte Übersetzungen antiker Schriftsteller (Lucian, Horaz, Cicero) die starren Schranken durchbrach, die die Philologen bisher zwischen ihrer Wissenschaft und der großen Masse der Gebildeten aufgerichtet hatten.

Der Hainbund.

Es war freilich dafür gesorgt, daß seine immerhin oberflächliche Richtung nicht zur herrschenden wurde. Denn mit jugendlicher Begeisterung erhob sich für Klopstock im direkten Gegensatze zu Wieland der Göttinger Hainbund (1772), die Stiftung einer Anzahl Studierender, unter denen der Mecklenburger Johann Heinrich Voß, Christian Boie, Hölty, die Grafen Stolberg, Leisewitz, die hervorragendsten waren. Idealistische Schwärmer für deutsche Biederkeit, Freundschaft und Vaterlandsliebe, übten sie doch an ihren eignen Leistungen scharfe Kritik und nahmen nur das Beste in ihrem später hochangesehenen „Musenalmanach" auf. Der Bund selbst war freilich nur von kurzer Dauer, und mit seiner thatsächlichen Auflösung (1774) gingen die Genossen ihre eignen Wege, gerieten zum großen Teil unter den Einfluß der beginnenden Sturm- und Drangperiode. Voß (1751—1826), der gründliche Kenner antiker und namentlich griechischer Epik, bereicherte die Litteratur um die Gattung der Idylle und schilderte fern von allem gemachten Schäfertum, durchaus realistisch und doch verklärt von homerischer Heiterkeit, das niederdeutsche Landleben in seiner derben Tüchtigkeit und glücklichen Genügsamkeit, vor allem in seiner „Luise"; aber er erhob auch durch seine klassischen Übersetzungen Homers und Vergils das Deutsche zur ersten Übersetzersprache der Welt, die jeder poetischen Form sich unnachahmlich anzuschmiegen weiß, und eroberte der deutschen Litteratur den Hexameter erst vollständig. An volksmäßiger Einfalt und eigenartigem Humor steht ihm sein Holsteiner Landsmann Matthias Claudius (1740—1815), der „Wandsbecker Bote", nahe. An tiefer Innigkeit übertraf beide die wehmütige Lyrik Ludwig Höltys. Der genialste war Gottfried August Bürger (1748—94), Voß nur persönlich bekannt, nicht Mitglied des Hainbundes. Ein durch eigne schwere Schuld zerrüttetes Leben hinderte ihn doch nicht, in tiefempfundenen, ganz volksmäßigen Liedern seine Empfindungen auszuströmen und die deutsche Dichtung mit einer Gattung zu beschenken, die später Goethe und Schiller zu glänzender Vollendung ausbildeten, das war die Ballade, eine Nachahmung zunächst der schottischen Dichtungen, die Percy gesammelt hatte (s. unten), und doch im Grunde nur die Erneuerung einheimischen epischen Volksgesanges. Das große dramatische Talent, das Johann Anton Leisewitz (1752—1806) im „Julius von Tarent" offenbarte, spornte ihn leider nicht zu weiterer Entfaltung.

Lessing.

Weder Wieland noch Klopstock erkannten mit voller Bestimmtheit die Aufgabe der Dichtung, am allerwenigsten vermochten sie ihre höchste Gattung, das Drama, aus den Fesseln der französischen Kunstvorschriften Gottscheds zu lösen. Beides leistete Gotthold Ephraim Lessing (1729—81).



406. Christoph Martin Wieland.

Nach dem Gemälde von A. Graff gestochen von J. F. Bause.

Auch er war wie Wieland und so mancher andre bedeutende Mann des 18. Jahrhunderts, ein Pfarrerssohn, aus Kamenz in der Oberlausitz gebürtig und auf der Meißener Fürstenschule in klassischer Gelehrsamkeit gründlich geschult; doch frühzeitig entwuchs er der Enge seines Vaterhauses und seiner Heimat, eine streitbare Natur, die den Kampf nicht scheute, sondern suchte. Deshalb wurde er der größte deutsche Kritiker aller Zeiten und doch zugleich ein wahrer Dichter. Seine ersten dramatischen Versuche während seiner Studienzeit in Leipzig bewegten sich noch ganz nach Gottscheds Regeln; nach Berlin übergesiedelt, besang er Friedrichs des Großen Ruhm ebenso in horazischen Oden wie Ramler und ebenso begeistert wie ein geborener Preuße; ja, seine dramatischen Arbeiten und Entwürfe aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges, vor allem das kleine Drama „Philotas“ (1759), sind von so lebhafter Begeisterung für selbstverleugnende Vaterlandsliebe und kriegerisches Heldentum erfüllt, wie nur immer Kleists Oden, dem er freundschaftlich nahe stand.

Seine kritische Begabung entwickelte er zuerst in den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters“ und den „Neuen Beiträgen aus dem Reiche des Witzes“, dem Beiblatt zur Vossischen Zeitung, dann in den sogenannten „Litteraturbriefen“, einem Unternehmen Nicolais (1759—60). Schon hier zeigte er seine Fähigkeit, durch die fast dramatisch lebhafte Art seiner Behandlung auch den unbedeutendsten Gegenstand interessant zu machen, wie jene klare, durchsichtige Prosa, in der er niemals übertroffen worden ist. Mitten im Lärme des schlesischen Feldlagers zu Breslau als Sekretär des Gouverneurs von Tauentzien (1760—65) entwarf er dann, gestützt vor allem auf eindringendes Studium Homers, seine erste große kritische Arbeit, den „Laokoon“ (1766); er unternahm es hier, die Grenzen zwischen den Aufgaben der bildenden Kunst (Malerei) und der Dichtkunst haarscharf zu bestimmen und versetzte damit der beschreibenden und der lehrhaften Poesie, d. h. der herrschenden Anschauung seiner Zeit, den Todesstoß. Seine Ansichten über das Wesen des Dramas zu einer praktischen Reform desselben, zur Begründung eines „Nationaltheaters“ in Hamburg zu verwerten, mißlang, weil, wie er traurig schrieb, die Deutschen noch keine Nation seien; aber aus den Kritiken über die aufgeführten meist französischen Stücke erwuchs ihm die „Hamburgische Dramaturgie“ (1768), welche die Kunstformen des französischen Dramas zerbrach, das deutsche Drama zurückführte zu dem wahren Aristoteles und den ewigen Mustern Shakespeare und Sophokles. Niemals freilich würde Lessings Kritik so gewaltig gewirkt haben, hätte er nicht vermocht, seinen Theorien dichterische Schöpfungen an die Seite zu setzen. In „Miß Sara Sampson“ (1755) schuf er die erste deutsche Familientragödie nach englischem Vorbild; dann that er den kecken Griff ins volle Leben hinein und gab in „Minna von Barnhelm“ das erste wahrhaft nationale Lustspiel Deutschlands, zugleich das schönste poetische Denkmal des Siebenjährigen Krieges (1763), mit „Emilia Galotti“ (1772) betrat er das Gebiet des Trauerspiels im großen Stile. Bei seinem letzten Drama „Nathan der Weise“ (1779) fällt das Schwergewicht weniger auf die dichterische, als auf die religiös-lehrhafte Seite; es ist die schönste Verherrlichung der weitherzigen Duldsamkeit, der die besten Männer der Aufklärung huldigten, zugleich bedeutsam dadurch, daß es mit der Einführung des fünffüßigen Jambus die neue Kunstform des deutschen Dramas schuf, nachdem der Alexandriner als unerträglich und die Prosa, die Lessing selbst in allen seinen früheren Stücken verwandt hatte, als unzulänglich erkannt worden war. Hervorgegangen aber ist der „Nathan“ aus den theologischen Studien Lessings und aus seinen Kämpfen mit Goeze in Hamburg (1778, s. S. 632). Sie fanden ihren Abschluß in seiner reifsten Schrift „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ (1780). Hier sah er in den Religionen nur Stufen der Entwickelung, das Ziel derselben in der vollen reinen Humanität. Als der große Gesetzgeber der deutschen Dichtung, als ihr Befreier von französischem Regelkram, als Begründer der neuen deutschen Prosa, als Erzieher des deutschen Bürgertums zur Freiheit gegenüber dem Absolutismus



407. Gotthold Ephraim Lessing.

Nach dem Gemälde von May.

despotischer Höfe und einer unduldsamen Kirche nahm Lessing unsterblichen Ruhm mit hinweg, als er am 15. Februar 1781 in Braunschweig verschied.

Sturm und Drang.

Aber war es nicht ein Jammer, daß dieser größte Schriftsteller der deutschen Aufklärung niemals aus einem unstäten Leben herauskam, niemals eine Stellung fand, die seiner Kraft würdig gewesen wäre; daß Friedrich II., der ihn so leicht hätte gewinnen können, ihn gehen ließ wie Winckelmann, und daß Lessing selbst bei der Überzeugung anlangte, jeder Staat sei nichts weiter als ein trauriger, wenngleich unentbehrlicher Notbehelf? Und den Zwang, der ihn beengte, empfand noch lebhafter die leidenschaftliche Jugend um ihn her. Der Absolutismus drückte auch da, wo er als aufgeklärte Selbstherrschaft erschien, um wie viel mehr da, wo er als willkürlicher Despotismus auftrat; dazu kamen die schroffe Scheidung der Stände, die Härte und Gebundenheit der Sitte überall. Und im schärfsten Gegensatz zu dieser engen, nüchternen Wirklichkeit hatte Winckelmann die Herrlichkeit des griechischen Altertums erschlossen, hatte Lessing die französischen Regeln zerbrochen, Homer, Sophokles, Shakespeare als die ewigen Muster hingestellt, hatten Klopstock und seine Barden von der Herrlichkeit des deutschen Vaterlandes in der freien Urzeit gesungen. Und nun drang aus England die Kunde von einer ursprünglichen, ungelehrten Volksdichtung herüber, in Frankreich rief Rousseau die verbildete Menschheit zur Natur und Ursprünglichkeit zurück. Da begann auch in Deutschland die Reaktion der Gemütsinnerlichkeit gegen die überwiegend verstandesmäßige Aufklärung, da begehrte das junge Geschlecht nach ungehinderter Entfaltung und Bethätigung jedes Einzelwesens, die ursprüngliche Kraft und Anlage der Persönlichkeit, des „Genies" sollte alle Erziehung überflüssig machen, alle künstlichen Schranken der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung überspringen. Das junge Deutschland trat in seine Sturm- und Drangperiode ein. Zahlreiche junge Talente, wie Reinhold Lenz, Maximilian Klinger, Friedrich Müller (Maler Müller), Daniel Schubart (der Dichter des „Kapliedes" und der „Fürstengruft") haben diese gärende Unfertigkeit nie überwunden, einzelne von ihnen gingen durch eigne und fremde Schuld zu Grunde, aber die gefeierten Führer Herder, Goethe, Schiller rangen sich durch zu harmonischer Vollendung.

Herder.

Joh. Gottfried Herder (1744—1803) war ein Landsmann Kants, der Sohn eines armen Schullehrers in Mohrungen, und erfuhr auch in seinem Studiengange den Einfluß sowohl Kants als Hamanns. Er trug schon einen weithin bekannten Namen, als er seit dem Jahre 1769 teils im eignen Interesse, teils als Begleiter eines Prinzen von Holstein-Eutin auf Reisen in Westeuropa, im Jahre 1770 mit Goethe in Straßburg zusammentraf. Dieser Bekanntschaft verdankte er in erster Linie seine Berufung aus Bückeburg nach Weimar als Generalsuperintendent (1776). Herders Bedeutung liegt nicht so sehr in seinen selbständigen Dichtungen, die allzu sehr lehrhaften Charakter tragen, als in seiner wissenschaftlichen und nachbildenden Thätigkeit. In seinen kritischen Schriften („Fragmente zur deutschen Litteratur", 1767, „Kritische Wälder", 1769, „Blätter der deutschen Art und Kunst", 1773) wies er, von Hamann angeregt, dem die Poesie in ihrer ursprünglichen Hoheit für göttliche Offenbarung, die Volkspoesie als die Quelle alles wahrhaft poetischen Lebens erschien, die Deutschen hin auf die Volksdichtung, die als ein Gemeingut aller Nationen nicht abhängig sei vom Grade der Kultur. Er betrachtete von diesem Gesichtspunkte aus Homer, Shakespeare, Ossian; er wandte später denselben Begriff auf die Bücher des Alten Testamentes an, deren poetischen Gehalt er in der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" und noch mehr in der Schrift „Vom Geiste der hebräischen Poesie" den Deutschen zuerst erschloß. Mit den „Stimmen der Völker in Liedern" (1778) gab er die erste große Sammlung von Volksliedern aller Zeiten und Nationen in meisterhafter Nachbildung, in gleicher



J. G. Herder.

408. Johann Gottfried Herder.

Nach einer Lithographie von Rudolf Hoffmann.

Weise vereinigte er die spanischen Romanzen vom Cid zu einem epischen Ganzen (1801). Wer so das innerste Wesen der Volksdichtung erkannte, dem konnte auch der ursprüngliche Zusammenhang aller geschichtlichen Entwickelung mit der Natur und mit der Anlage des Volkes, die innere Gesetzmäßigkeit und Naturnotwendigkeit des menschlichen Handelns nicht verborgen bleiben; von diesem Gesichtspunkte aus versuchte er in seinen geistvollen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784—91) den inneren Zusammenhang der Geschichte und diese selbst als eine fortgesetzte Entwickelung des Menschengeschlechts zu höherer Vollendung nachzuweisen. So ist er der Begründer der modernen deutschen Geschichtschreibung geworden. Aber die Früchte dieser letzteren Arbeiten sollte erst eine spätere Zeit pflücken; unmittelbar wirkten seine Gedanken über das Wesen der Poesie, denn sie schlugen Wurzel bei dem größten Dichter der Deutschen, bei Goethe.

Goethe. Wenn man von irgend einem Menschen sagen kann, er sei ein Kind des Glückes gewesen und habe doch noch weit mehr seiner Arbeit als seinem Glücke verdankt, so ist das bei **Johann Wolfgang Goethe** (1749—1832) der Fall. Alle die Bildungselemente seiner reichen Zeit standen ihm von Jugend auf zur Verfügung: ein gesicherter, glücklicher Familienkreis im wohlhäbigen Patrizierhause der freien Reichsstadt Frankfurt a. M., die vielfache Anregung durch einen schwunghaften Verkehr und ein nicht unbedeutendes geistiges Leben, die gewaltigen Eindrücke des Siebenjährigen Krieges und großer historischer Erinnerungen. Indem der Knabe und Jüngling alles dies mit offenen Augen und Ohren in sich aufnahm, erwachte frühzeitig in ihm die Gabe des Dichters, und obwohl seine ersten dramatischen Versuche während seiner Leipziger Studienzeit (1765—69) noch der französierenden Manier Gottscheds angehören, in *einem* Punkte tritt doch die Grundeigentümlichkeit aller Goetheschen Dichtungen sofort hervor: sie beruhen durchaus auf der eignen, innersten Erfahrung. Im noch halb deutschen Straßburg, wo er seine juristischen Studien äußerlich abschloß (1770—71), ging ihm dann durch Herder das Wesen alles Volkstümlichen auf, insbesondere der Volksdichtung, Homers, Shakespeares, Ossians, und zugleich durchlebte er im Pfarrhause zu Sesenheim das reizendste Idyll glückseliger Jugendliebe. Entsprangen diesem viele seiner schönsten Lieder, so erfaßte ihn unter dem gewaltigen Eindrucke des Münsters und unter Herders Einfluß machtvoll der Zauber altdeutscher Herrlichkeit, der Gedanke an „Götz" entstand in ihm. Aus einer Reihe bunter, zusammenhangsloser Abenteuer, die des rauflustigen Reichsritters Götz von Berlichingen Selbstbiographie (s. Bd. V, S. 404) ihm bot, gestaltete er das lebensvolle Gemälde der deutschen Sturm- und Drangperiode des 16. Jahrhunderts und zerbrach damit die französischen Kunstformen noch weit rücksichtsloser, als Lessing gethan hatte (1771, erschienen erst 1773). Doch zunächst führten leidvolle Erfahrungen den jungen Rechtspraktikanten am Reichskammergericht in Wetzlar (1772), die hoffnungslose Liebe zu Charlotte Buff, der Verlobten eines Freundes, wieder nach andrer Richtung. Indes er befreite sich von der weinerlichen, unmännlichen Empfindsamkeit, die einen andern, den Sohn des Braunschweiger Konsistorialrates Jerusalem, in ähnlicher Lage bis zum Selbstmorde getrieben hatte, indem er in den „*Leiden des jungen Werther*" (1774) Jerusalems Geschichte in Verbindung mit eignen Erfahrungen darstellte, ein Buch von ungeheurer Wirkung weit über Deutschlands Grenzen hinaus, das eine ganze Wertherlitteratur hervorrief, und, so sehr es vielen die krankhafte Gefühlsschwärmerei der Zeit zu rechtfertigen schien, doch thatsächlich nach Goethes Absicht ihr Ende eingeleitet hat. Zur selben Zeit gewann der alte Stoff der Faustsage (s. Bd. V, S. 412 f.) bei ihm die erste dramatische Gestalt (1773—75). Als ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling bereits anerkanntermaßen einer der ersten Dichter



409. Johann Wolfgang Goethe im Alter von 30 Jahren.
Nach dem Gemälde von May gestochen von E. Oertinger.

der Nation, wenn nicht der erste, fügte sich Goethe nur widerstrebend dem Zwange der praktischen Arbeiten eines Rechtsanwalts in Frankfurt (1772—75) und auch eine Verlobung bereitete dem hochfliegenden Geiste mehr Qual als Glück, wenngleich sie für ihn eine Quelle herrlicher Lieder wurde. Gleichwohl lebte er eben damals in den umfassendsten Entwürfen. Nur zwei von ihnen kamen zunächst zur Ausführung:

„Stella“ und „Clavigo“, Trauerspiele zweiten Ranges, aber „Egmont“ wurde wenigstens begonnen. Da führte ein Ruf des jungen Herzogs Karl August Goethe nach Weimar (5. November 1775). Was als ein vorübergehender Besuch gemeint war, begründete rasch ein dauerndes Verhältnis, den schönsten Bund zwischen dem Dichter und dem Fürsten, und an dem Musenhofe zu Weimar, den Goethe bald unumschränkt beherrschte, begann das ausgelassene „genialische“ Treiben der Sturm- und Drangperiode, fern von aller Etikette, voll Begeisterung für Naturschönheit und Freundschaft und Frauenliebe, die Goethe in dem Verhältnis zu Charlotte von Stein auch hier beglückte. Seine poetische Thätigkeit schien fast zu stocken unter dem zerstreuenden Leben des Hofes und den amtlichen Geschäften, mit denen seine anfangs sehr beneidete Stellung als Mitglied des Geheimen Rates ihn belastete; zwar entstanden damals „Iphigenia“, „Tasso“, „Wilhelm Meister“, in einzelnen Partien oder in ihrer ersten Form, und manche seiner schönsten Balladen, aber Goethe fühlte, wie sehr ihm eine Sammlung und Erfrischung not thue. Auf der italienischen Reise fand er sich selber wieder (1786—88); er erstieg seitdem die Höhe klassischer Kunstdichtung.

Schiller.

Wie hätte jemand doch vorausahnen mögen, daß die harmonische Klarheit, zu der sich Goethe allmählich durchrang, sich jemals vertragen werde mit dem leidenschaftlichen Drange nach Freiheit, den Friedrich Christoph Schiller (1759—1805) in noch fast formlosen Werken zum ungestümen Ausdruck brachte! Denn in engen Verhältnissen aufgewachsen, als Sohn des wackeren württembergischen Leutnants Johann Kaspar Schiller, der alles sich selber verdankte, stand er in den entscheidenden Jahren seiner Entwickelung unter drückendem Zwange. Seinen ursprünglichen Wunsch, der Theologie sich zu widmen, vereitelte die Wohlthat, die der herrische Herzog Karl Eugen dem Sohne des armen Hauptmanns durch die Aufnahme in die Karlsschule aufzwang, und auch als der so Geförderte die Schule verlassen hatte, sah er sich als Regimentschirurg in den steifsten Gamaschendienst einer langweiligen Friedensgarnison gepreßt (1780). Da ergriffen der ungestüme Geist der Sturm- und Drangperiode, die Lektüre Ossians und Shakespeares, Rousseaus und Goethes den Jüngling, und er wagte es, in den „Räubern“ die ganze Staats- und Gesellschaftsordnung seiner Zeit als verrottet zu schildern, den Kampf gegen sie mit Feuer und Schwert als eine Notwendigkeit zu predigen (1781). Das trotz aller Formlosigkeit und Roheit doch höchst geniale Werk trug den Namen Schillers durch ganz Deutschland, allein es machte ihm schließlich auch das Verbleiben in seiner Stellung unmöglich, zwang ihn zur Flucht nach Mannheim (September 1782). Inzwischen war ein zweites Drama entstanden, „Fiesco“, das erste, das einen wahrhaft historischen Stoff in großem Stile zu behandeln unternahm, ein Bild des Kampfes zwischen selbstsüchtigem Ehrgeiz und republikanischer Freiheitsliebe, maßvoller als die Räuber, aber noch ohne die volle Kenntnis der Welt und der Menschennatur. Die Muße, die ihm dann die Freundlichkeit der Familie von Wolzogen auf dem Gute Bauerbach bei Meiningen gewährte, sah in erstaunlich kurzer Zeit ein drittes Drama entstehen, „Kabale und Liebe“, ein erschütterndes, lebenswahres Gemälde des tyrannischen Drucks veralteter Standesunterschiede und herrischer Willkür, der eine bürgerliche Familie ins Unglück stürzt, ein nur zu treues Abbild der Verhältnisse in der Heimat des Dichters und deshalb von mächtiger Bühnenwirkung (1783). Deutschland begann in Schiller seinen ersten Dramatiker zu erkennen, als Theaterdichter kehrte er nach Mannheim zurück (1783). Doch da in seiner dichterischen Entwickelung niemals ein wirklicher Stillstand eintrat, so wurden ihm die äußerlichen Verpflichtungen seiner Stellung allmählich unerträglich, und es war ein Glück, daß die großmütige Einladung des sächsischen Rates Körner nach Leipzig und Dresden ihn aus einer drückenden Lage befreite (1785). In heiterer



410. Friedrich Schiller im Alter von 21 Jahren.
Nach dem Gemälde von Nik. Guibal gestochen von E. Dertinger.

Muße, inmitten der lieblichen Natur des Elbgeländes vollendete er das vierte große Drama „Don Carlos“ (1787); doch unter den Händen verwandelte sich ihm das Gemälde des Kampfes zwischen der brutalen Gewalt und dem höheren Rechte der freien Persönlichkeit in die Schilderung eines Schwärmers, der das Ideal reiner Humanität in einem despotischen Staate verwirklichen will und daran zu Grunde geht.

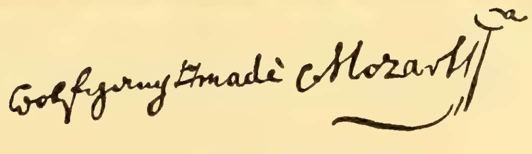
Diese Gestalt des Marquis Posa zeigt den Dichter selbst in einem Umwandlungsprozeß begriffen: er begann den Gedanken der Sturm- und Drangperiode zu entwachsen und demselben Ziele zuzustreben, das Goethe verfolgte. So wurde allmählich der Boden bereitet, auf dem sich beide vereinigen sollten, um neidlos wetteifernd in großartigem Zusammenwirken die deutsche Welt mit ihren Gaben zu überschütten.

Musik und bildende Kunst.

Musik.

Vor der Dichtung hatte die Musik den außerordentlichen Vorteil voraus, daß sich in ihr neben dem fremden Einfluß die einheimische, volkstümliche Überlieferung stets erhalten hatte (s. S. 352 ff.). In der Oper freilich, welche die Höfe begünstigten, herrschte noch lange durchaus der italienische Geschmack. In günstigerer Umgebung wirkte Joh. Sebastian Bachs (s. S. 376) jüngerer Zeitgenosse Georg Friedrich Händel aus Halle (1685—1759), der seit 1720 in der italienischen Oper zu London den Mittelpunkt seines Wirkens fand, dann aber (1740) zum Oratorium überging und mit den reichsten Mitteln in gewaltigen Werken (Israel in Ägypten, Messias, Samson, Judas Makkabäus) manches nationale Fest Englands verherrlichte. Er hat das Oratorium überhaupt zur Vollendung gebracht und das Instrumentalkonzert erst begründet. Der Weiterbildner der deutschen Oper wurde Christoph Wilibald Gluck (1714—87) aus der Oberpfalz. Erst ganz italienisch gebildet, lenkte er mit „Orpheus und Euridice“ 1762 in neue Bahnen ein. Sein Ziel war die engste Verbindung des Textes mit der Musik, so daß diese jenem ganz entsprechen sollte, ihn nur zu gesteigertem Ausdruck bringen. Aus Wien siedelte er 1773 nach Paris über und verhalf dort nach heftigem Kampfe mit Nicolo Piccini der nationalfranzösischen Richtung Lullys (s. S. 601) zum Siege. Was Gluck noch fehlte, das brachte Wolfgang Amadeus Mozart (1756—91), das Wunderkind aus Salzburg, wo die Pflege der Musik seit alter Zeit entwickelt war, zu klassischer Vollendung und erhob damit Wien zur musikalischen Hauptstadt Deutschlands, nachdem dort längst der Hof und die Aristokratie der Musik, zumal der Instrumentalmusik, eifrige Pflege zugewandt hatten. Mit der „Entführung aus dem Serail“ (1781), „Figaros Hochzeit“ (1782), „Don Juan“ (1787), „Titus“ und der „Zauberflöte“ (1791) schuf er ein unübertreffliches, festes Opernrepertoire und entwickelte zugleich die Instrumentalmusik in allen ihren Gattungen vom einfachen Klavierstück bis zur Orchestersymphonie und Kirchenmusik (so vor allem in seinem großartigen „Requiem“). Die klassische Durchbildung der Symphonie, der Sonate und des Streichquartetts war das Werk des immer liebenswürdigen, jugendlich-frischen Joseph Haydn (1732—1809) aus Rohrau an der österreichisch-ungarischen Grenze.

Neben dieser glänzend entfalteten Blüte der Musik und Dichtung stand keine entsprechende der bildenden Kunst. Die Architektur des Barock- und Rokokostils lebte sich allmählich aus, da es unmöglich war, auf diesen Bahnen weiterzugehen, und in enger Anlehnung an die neuentdeckten Griechen begann sich eine neue Richtung zu bilden, die gewissermaßen wieder zu den Ursprüngen zurückging und als Klassizismus bezeichnet wird. Sie fand, daß das Schöne in der Baukunst vornehmlich in den Proportionen bestehe, und daß ein Gebäude durch sie allein schön werde und sei, ohne Zieraten; sie wollte deshalb von bildnerischem und malerischem Schmucke nichts wissen, bevorzugte überall die gerade Linie, die glatte Fläche und die matte oder weiße Farbe. Schon der bevorzugte Baumeister Friedrichs des Großen, der Freiherr Hans Georg Wenceslaus von Knobelsdorff (1699—1753), neigte nach dieser Richtung, konnte sie aber noch nicht vollständig zur Geltung bringen, da der königliche Bauherr seine Vorliebe für das schmuckvolle Rokoko festhielt. Daher tragen diese Bauten meist den Charakter des Übergangs; in der Anlage macht sich schon der Klassizismus geltend,



411. Wolfgang Amadeus Mozart.

Nach dem Gemälde von Tischbein gestochen von L. Sichling.

in der Ausschmückung herrscht noch das Rokoko. So entstanden damals in Berlin das mächtige Opernhaus (1741—45), die katholische Hedwigskirche, eine Nachahmung des römischen Pantheon, das Palais des Prinzen Heinrich, die noch ganz barock gehaltene königliche Bibliothek, in und um Potsdam der Neubau des Stadtschlosses, das Sommerschloß von Sanssouci, das prachtvolle, großartige Neue Palais (1763—69) u. a. m. In Dresden klang der italienische Barockstil noch in einem Bauwerke ersten Ranges

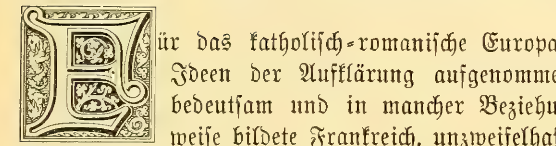
aus, der katholischen Hofkirche, dem genialen Werke des Italieners Gaetano Chiaveri (1736—38). Nach dem verheerenden Kriege, der dem prunkvollen Hofleben ein Ende machte, drang der Klassizismus durch, den vor allem der gelehrte Baumeister Friedrich August Krubsacius (1718—90), Professor an der neuen Kunstakademie, nachdrücklich vertrat. Sein Hauptwerk in Dresden ist das stattliche Landhaus (1774). Auch sonst entstanden Fürstenschlösser und Adelspaläste noch überall in großer Zahl, so in Kassel unter Friedrich II., in und bei Stuttgart unter Karl Eugen (z. B. die Solitude), in Bonn das mächtige kurfürstliche Schloß; in der Umgebung von Wien gehören u. a. das neue Schloß in Laxenburg und die späteren Teile von Schönbrunn dieser Zeit an. Auch das Kunsthandwerk ging allmählich von den geschwungenen Formen und üppigen Verzierungen des Rokoko zu der geradlinig steifen und glatten Art des Klassizismus über. In der Plastik machte sich eine neue Richtung erst später entschieden geltend.

Malerei. Einen kräftigeren Anstoß erfuhr die Malerei durch J. J. Winckelmann. Von ihm angeregt, faßte der zum Italiener gewordene Raphael Mengs aus Dresden (1728—79) ideale Schönheit und formale Korrektheit der Zeichnung als Ziel fest ins Auge und suchte es zu erreichen durch gründliches Studium der Natur und der Antike. Aus seiner großen Schule ragt besonders Angelika Kauffmann (1741—1807) hervor. Ein ganz ähnliches Ziel verfolgte Adam Friedrich Öser, der Direktor der Kunstakademie in Leipzig (1717—19). Nicht in mechanischer Nachahmung, sondern ganz aus dem Geist der Antike heraus zeichnete der geniale Schleswiger Asmus Jakob Carstens (1754—98) seine Darstellungen, vornehmlich aus der griechischen Götter- und Heldensage. Ganz realistisch wirkte dagegen Daniel Chodowiecki aus Danzig (1726—1801), der meisterliche Illustrator zahlreicher Werke, in dessen kleinen Bildern sich die Zeit getreulich spiegelt.

Rückblick Ein Geistesleben, so reich, wie kaum jemals zuvor, hatte sich in Deutschland entfaltet; in hochfliegendem Idealismus suchte dies Geschlecht das Wahre und Schöne, unbekümmert um die platte, nüchterne Alltäglichkeit, die es umgab, in weiten Kreisen des Mittelstandes lebte ein Gefühl fröhlichen Gedeihens und eine unübersehbare Fülle bedeutender oder mindestens eigenartiger Menschen gab dieser Kultur das Gepräge. Bereits zog sie auch einen Teil des Adels und manche Höfe in ihre Kreise; was äußerlich noch geschieden war, begann sie innerlich zu verbinden, und indem sie zuerst das Bewußtsein eines wertvollen, gemeinsamen geistigen Besitzes erweckte, wob sie um die politisch getrennten Teile der Nation ein Band, das die gebildeten Deutschen der verschiedenen Landschaften und Konfessionen zu einem idealen Ganzen zusammenschloß. Aber allzusehr hatte die Selbstherrschaft ihrer Fürsten die Gebildeten dem Staate entfremdet, allzusehr fehlte ihnen das stolze Bewußtsein ihres Volkstums und allzu einseitig gaben sie sich deshalb den geistigen Interessen hin, in deren Pflege allein sie sich frei entfalten durften. Den Staat begriffen sie nicht, am allerwenigsten den preußischen Staat; als das höchste Ziel aller Bildung galt ihnen die freie allseitige harmonische Ausbildung der Persönlichkeit zur weltbürgerlichen „Humanität". So war dies schönheitstrunkene, bildungsdurstige Geschlecht politisch ganz und gar unfähig, weichmütig und willensschwach. Die schicksalsvolle Frage vollends, wie die allerseits als schlechthin unhaltbar anerkannte Gesamtverfassung Deutschlands umzugestalten sei, wurde noch kaum aufgeworfen, sicherlich wußte niemand sie zu beantworten. So trieb Deutschland abermals, wie schon einmal dreihundert Jahre zuvor, steuerlos furchtbaren Erschütterungen entgegen, die wiederum vom Westen hereinbrachen, und lernte erst in Jahrzehnten härtester Prüfung, daß der Staat nichts Zufälliges, kein bloßer Notbehelf sei, sondern die notwendige Grundlage jeder fruchtbaren Thätigkeit in Wissenschaft und Kunst.



Das romanische West- und Südeuropa.



Für das katholisch-romanische Europa wurde die Art, wie Österreich die Ideen der Aufklärung aufgenommen und verwirklicht hatte, besonders bedeutsam und in mancher Beziehung vorbildlich. Doch merkwürdigerweise bildete Frankreich, unzweifelhaft das führende unter den romanischen Völkern, zwar diese Anschauungen theoretisch besonders eifrig weiter, aber die Monarchie fand hier nicht den Weg zur Verwirklichung dieser Ideale, gelangte also nicht zur aufgeklärten Selbstherrschaft. Praktisch ungleich wirksamer als dort wurden die Ideen der Aufklärung in Portugal, Spanien und Italien; ja die Selbstherrschaft erhielt hier ähnlich wie in Österreich unter Joseph II., ein besonderes, übereinstimmendes Gepräge, indem sie sich in erster Linie gegen das Übergewicht der Geistlichkeit richtete und sich bemühte, diese der Staatsgewalt zu beugen und die geistige Bildung von ihrer lähmenden Herrschaft zu befreien. Freilich war das Verfahren dabei ein allzu gewaltsames, und dauernde Früchte wurden selten erzielt, da die Befreiung im wesentlichen eine von außen kommende, nicht eine durch das Volksbewußtsein geforderte war, und die Kirche selbst mit ihrer gewaltigen, durch viele Jahrhunderte behaupteten Macht viel zu tiefe Wurzeln im Volksleben geschlagen hatte, um durch solche Angriffe ernstlich erschüttert oder gar überwunden werden zu können. Daher folgte dem stürmischen und zunächst siegreichen Anlauf der Aufklärer meist binnen kurzem eine energische Reaktion, und diese romanischen Völker kamen aus dem Zwiespalte zwischen bigotter Kirchlichkeit und ungläubiger Freigeisterei, zwischen blindem Festhalten am Hergebrachten und radikalen Umsturzgedanken überhaupt nicht heraus.

Frankreich unter Ludwig XV.

Staats- und Hofleben.

Verwaltung Bourbons.

Nach dem Ende der Regentschaft mit dem Tode des Herzogs Philipp von Orléans am 7. Dezember 1723 (s. S. 237) war der junge König gesetzlich mündig geworden; doch behauptete der Herzog von Bourbon thatsächlich noch die Stelle eines Regenten. Als ein alter Gegner der dem Range nach vornehmeren Orléans drängte er diese mit ihrem Anhange möglichst zurück und versuchte, in die zerrütteten Finanzen durch eine Neuregulierung des Steuerwesens Ordnung zu bringen, indem er, allerdings nur mit Hilfe einer Thronsitzung, im Pariser Parlament ein Edikt durchsetzte, das allen

Grundbesitz ohne Ausnahme mit einer zweiprozentigen Steuer vom Ertrage belegte. Aber der Klerus erhob gegen diese Verletzung seiner Privilegien heftigen Widerspruch, und da auch der König mit dem Verfahren des Herzogs nicht recht einverstanden war, so endete der Streit mit seiner plötzlichen Verweisung vom Hofe (Juni 1726). Er war der letzte „Prinz von Geblüt", der Frankreich geleitet hatte.

Fleurys innere Politik.

An seine Stelle trat abermals einer jener geistlichen Staatsmänner, die in Frankreich so große Bedeutung gehabt haben. Es war der alte Lehrer des Königs, Hercule de Fleury, Bischof von Fréjus (1726—43, sein Porträt s. S. 247). Da er bereits 73 Jahre zählte (geb. 1653), so hatte er fast die ganze Regierungszeit Ludwigs XIV. mit Bewußtsein durchlebt und sein Ideal des Königtums danach gebildet. Die ganze reiche Bildung dieser Zeit und ihre höfischen Formen beherrschte er vollkommen und er kannte Frankreich gründlich. Aber er wollte, um dasselbe Ziel, die Unumschränktheit der Königsmacht und die schiedsrichterliche Stellung in Europa, zu erreichen, doch nicht dieselben Mittel anwenden, wie Ludwig XIV. Ruhig und maßvoll schon durch sein höheres Alter war er vielmehr in der inneren wie in der äußeren Politik aller Gewaltsamkeit abhold; er versuchte überall die Gegensätze auszugleichen oder wenigstens abzuschwächen und vertraute in den auswärtigen Beziehungen mehr der Diplomatie als den Waffen. Im Innern stellte er daher die alte Verpachtung der Einkünfte wieder her und verschaffte sich dadurch sichere Einnahmen, die neue hart angefochtene Grundsteuer ließ er fallen. Den noch immer fortdauernden kirchlichen Streit um die Bulle Unigenitus (s. S. 237) suchte er endlich aus der Welt zu schaffen, indem er 1729 den Erzbischof von Paris, den Kardinal Noailles, bewog, sich der Bulle vorbehaltslos zu unterwerfen, und im März 1730 im Parlament ein Edikt registrieren ließ, das den Geistlichen die Annahme der Bulle einfach befahl. Die Pfarrer, die sich ihrer weigerten, wurden ihres Amtes entsetzt und verhaftet, aus der Sorbonne mehr als hundert Doktoren entfernt. Seitdem herrschten die siegreichen Jesuiten auf allen Lehrstühlen und im höheren Unterricht unbedingt. Aber soweit ging Fleury doch wieder nicht, daß er den Jansenisten ihre letzte Zuflucht, die zahlreichen Priesterstellen des großartigen „Hotel Dieu" (s. Bd. VI, S. 608), verschlossen hätte. Wenn er nun freilich gemeint hatte, den Streit beigelegt zu haben, so täuschte er sich gründlich. Im Pariser Parlament lebte nach wie vor die jansenistische und gallikanische Gesinnung, und abgesehen davon betrachtete sich diese mächtige und stolze Körperschaft als die Hüterin des gesamten Rechtszustandes in Frankreich, insbesondere als die Vertreterin der Selbständigkeit staatlicher Gewalt gegenüber dem geistlichen Anspruch auf unbedingte Gültigkeit kirchlicher Satzungen für den Staat. Daher nahm das Parlament gelegentlich verfolgte Pfarrer in Schutz, und obwohl die Regierung zuweilen wieder gegen einzelne Parlamentsräte einschritt, so wagte sie doch nichts Durchgreifendes, da die öffentliche Meinung sich sehr entschieden für das Parlament äußerte. Schließlich nahm Fleury die Deklaration von 1730 zwar nicht gradezu zurück, vertagte aber ihre Ausführung, ließ also die ganze Angelegenheit in der Schwebe.

Auswärtige Politik.

Glücklicher war er eine Zeitlang in der auswärtigen Politik. Der polnische Thronkrieg 1733—35 verschaffte den Franzosen die sichere Aussicht auf die Erwerbung des Herzogtums Lothringen (s. S. 258). Obwohl Stanislaus Leszczinski bis an seinen Tod im Jahre 1766 noch als König in Nancy residierte, wo er einen ganzen prächtigen Stadtteil schuf und sich den Beinamen des „Wohlthäters" (le bienfaisant) erwarb, so wurde das Land doch sofort von Frankreich in Besitz genommen und seine Verwaltung mit der französischen vereinigt. Damit beherrschten die Franzosen das wichtige Zwischenland vollständig und gewannen gegenüber Deutschland eine wesentliche Verstärkung ihrer militärischen Stellung. Dann vermittelte Fleury 1739 den



413. Ludwig XV., König von Frankreich.

Gemälde von Jean Baptiste van Loo.

Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach i. Elsaß.

österreichisch-türkischen Frieden von Belgrad als Vertrauensmann beider Teile. Um 1740, als eine neue Zeit hereinbrach, war der greise Staatsmann wirklich ohne große kriegerische Anstrengungen der Schiedsrichter Europas geworden. Er genoß das allgemeine Vertrauen, denn alle Welt war überzeugt, daß er den Frieden wolle und keine Eroberungen erstrebe.

Da ließ er sich gegen seine Natur und halb gegen seinen Willen, durch den Ehrgeiz der Brüder Belleisle in den Österreichischen Erbfolgekrieg verstricken (s. S. 404 f.). Er wollte das Haus Habsburg vor allem deshalb unschädlich machen, weil er seine Pläne auf die Wiedereroberung Lothringens fürchtete. Aber der junge König von Preußen zeigte eine diplomatische und kriegerische Überlegenheit, die den Kardinal überraschte und entsetzte; der alte Lieblingsgedanke der französischen Politik, an der Spitze der deutschen Fürstenopposition Österreich zu bekämpfen, hatte sich überlebt, seitdem sich im Norden Deutschlands eine waffengewaltige Großmacht stolz und eigenwillig erhob, die

J'ay imaginé monsieur, que votre intention
etoit, en renvoyant votre lettre,
de la communiquer au roy. S M
l'a lüe et l'approuve. je suis tres
parfaitement monsieur votre tres
humble et tres obeissante servante
Jeanne de Pompadour

414. Billet der Marquise von Pompadour.

Übersetzung:

Ich habe mir gedacht, mein Herr, es sei Ihre Absicht, indem Sie mir Ihren Brief schickten, daß ich ihn dem König mitteile. Se. Majestät hat ihn gelesen und billigt ihn. Ich verbleibe, mein Herr, Ihre ergebenste und gehorsamste Dienerin

Jeanne de Pompadour.

französischen Waffen erlitten nach vorübergehenden Erfolgen schwere Niederlagen, und mit dem demütigenden Bewußtsein, daß alle seine früheren Verdienste ausgelöscht seien durch das Unglück der letzten Jahre, starb Kardinal Fleury als ein gebrochener Mann am 29. Januar 1743.

Ludwig XV.

Erst jetzt konnte man von einer selbständigen Regierung Ludwigs XV. sprechen. Mit aufrichtigem Jubel begrüßten die Franzosen den jungen König als den „Vielgeliebten" (bien aimé). Er schien dessen nicht ganz unwert. Von Natur mild und gütig, zeigte er gute Anlagen, vornehme Haltung und ein sehr reizbares Selbstbewußtsein. Aber er hatte niemals arbeiten gelernt, wie Ludwig XIV., Geschäfte langweilten ihn, und er ließ im Konseil bei eingehenden Erörterungen so deutliche Zeichen mangelnder Teilnahme sehen, daß der vortragende Minister lieber abbrach. In der That ließ ihm seine ganze Lebensweise kaum eine Stunde täglich zu Geschäften Zeit. Nur in der auswärtigen Politik, die er in der That ganz persönlich machte, zeigte er etwas mehr Interesse und Thätigkeit. Im übrigen regierten die Minister, jeder auf seine Hand. Doch nicht dies war die schlimmste Seite der neuen Regierung, sondern das unbeschreiblich sittenlose und oberflächliche Leben, das den Hof bald

beherrschte und keine Scham mehr kannte, sondern Lust und Genuß als das einzige Ziel des Daseins betrachtete. Die sinnliche Natur des Königs hatte schon früh bei Mätressen Befriedigung gesucht, während er seine allerdings unbedeutende polnische Gemahlin Maria Leszczinska, die ihm 1725 aus politischen Rücksichten gegeben worden war (s. S. 247), völlig vernachlässigte. Die erste, die Marquise de Mailly, führte



415. Jeanne Antoinette Poisson, Marquise de Pompadour.
Gemälde von François Hubert Drouais.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach i. Elsaß.

ihm etwa 1737 der Herzog von Richelieu zu, ein geistvoller Mensch, aber der ärgste Schwelger und Wüstling Frankreichs, der „Mann aller Frauen“, aber auch ein gefürchteter Duellant, im Kriege ein schamloser Plünderer. Nach Fleurys Tode nahm deren Schwester, die Herzogin von Chateauroux, ihre Stelle ein. Als der König beim Feldzuge von 1744 im August zu Metz auf den Tod erkrankte, gelang es einigen geistlichen Herren, den durch Furcht vor den Höllenstrafen gepeinigten Monarchen zur

Entlassung der Herzogin zu bewegen, obwohl sie ihn aufopfernd gepflegt hatte. Doch die fromme Anwandlung war vorübergehend, bald nach seiner Genesung rief er sie zurück. Als sie kurz danach starb, übernahm dieselbe Stellung die Frau des königlichen Kämmerers Lenormand d'Etioles, die der König bald zur Marquise von Pompadour erhob und mit Aufmerksamkeiten überhäufte. Sie bezog eine Reihe von Prachtgemächern im Schlosse von Versailles und gewann bald großen Einfluß. Als eine kluge, gebildete und geschmackvolle Frau gab sie nicht nur den Ton für die ganze vornehme Gesellschaft an, sondern ehrgeizig und herrisch wie sie war, leitete sie mit ihren Kreaturen auch bald die Regierung. Sie vergab Ämter, Gnaden und Ehren, behandelte die Staatskasse wie ihre eigne, und sogar die Sitzungen des Staatsrats fanden oft in ihren Gemächern statt. Wer etwas gegen die Pompadour sagte, schrieb oder auch nur las, wurde am liebsten durch einen geheimen Haftbefehl (lettre de cachet) unschädlich gemacht. Ein solches Weiberregiment hatte selbst Frankreich noch nicht erlebt.

Leben des Hofes und des höfischen Adels.

Das Gift skrupelloser Genußsucht und schamloser Sünde durchdrang nunmehr alle Schichten des höfischen Adels. Welch ein Mensch war jener Herzog von Richelieu, der es doch auf 92 Jahre brachte und auch noch das Glück hatte, vor dem Ausbruche der großen Revolution zu sterben (1788), nachdem er alle Höhen und Tiefen irdischer Lust durchmessen hatte; aber auch z. B. der siegreiche Marschall Moritz von Sachsen hielt auf seinem Schlosse Chambord an der Loire einen ebenso üppigen als liederlichen Hof, bis ihn ein durch seine Ausschweifungen beschleunigter Tod nach kaum vollendetem 54. Lebensjahre hinwegraffte (1750). Und welch ein Sittenbild ist es doch, das das Haus des Grafen Viktor Mirabeau in der Provence dem nachmals so berühmten Sohne darbot: ein jähzorniger, tyrannischer Vater, eine heißblütige Mutter, die ihre Kinder gegen den Gemahl aufhetzte, und zwischen beiden eine Mätresse, die gegen alle intrigierte! Derartige Dinge waren aber in adligen Häusern fast die Regel. Vornehme Eheleute lebten eben nur unter demselben Dache, führten aber einen getrennten Haushalt, begegneten sich auch im Hause aufs förmlichste und wurden in Gesellschaft niemals zusammen gesehen. Innige Empfindung zu hegen oder gar zu zeigen, galt als anstößig. Dazu hatten Dreiviertel der Herren des Hofadels ihre Mätressen, sahen aber auch den eignen Frauen alles nach. So entwickelte sich ein Dasein, das von dem Ideal der „freien Liebe“ nicht mehr weit entfernt war. Tägliche Berichte aus der reichen Skandalchronik der vornehmen Welt, am liebsten aus erbrochenen Privatbriefen, bildeten eine ganz besondere Würze für den König und seine Vertrauten. Von sittlichem Ernst und Pflichtbewußtsein war nirgends mehr die Rede, wenngleich Ludwig XV. selbst eifrig alle kirchlichen Übungen mitmachte und des tröstlichen Glaubens lebte, einem König von Frankreich würden alle Sünden vergeben, wenn er nur die Kirche schütze und fördere. Selbst den Krieg betrachtete dieser Adel etwa wie das Duell, nur noch als ein nervenaufregendes Spiel, das einige Abwechselung in das doch zuweilen ermüdende höfische Genußleben der Friedenszeit brachte. Daher drängte sich alles zum Heere, wenn es ins Feld ging. Freilich nahm man auch die Gewohnheiten und Unsitten vom Hause mit ins Lager. In der Armee von 1757 strebte jeder adlige Offizier den andern an Prunk und Verschwendung zu überbieten; Scharen von Mätressen und Dirnen folgten in langen Wagenreihen dem Marsche, Bälle, Konzerte und selbst das Theater mochte man nicht entbehren. Am Abend vor der Schlacht bei Rocoux 1746 kündigte die beliebte Schauspielerin Favart von der Bühne herab an: „Morgen wird nicht gespielt wegen der Schlacht, übermorgen findet das und das statt.“ Welche große Rolle das Theater bei der französischen Besatzung in Frankfurt seit 1759 spielte, ist aus Goethes Schilderungen bekannt. Eine gewisse ritterliche Tapferkeit war dem französischen Hofadel auch damals noch geblieben, aber



416. Lebensbild aus der Zeit Ludwigs XV. Nach einem Stiche von Augustin de Saint-Aubin.

er übte sie nicht um des Vaterlandes willen, sondern weil das eben die Ehre seines Standes erforderte, und die Nachkommen aller der glänzenden Feldherren der Zeit Ludwigs XIV. hatten längst die Pflichten vergessen, die ihnen eine ruhmvolle Vergangenheit auferlegte.

Luxus.

Mit diesem sittenlosen Leben verband sich eine wahrhaft ungeheuerliche Verschwendung. Der Hofhalt Ludwigs XV. kostete im Jahre 1751 etwa 68 Mill. Livres, fast ein Viertel des Staatseinkommens. Allein die Jagd, die dem König 30 Lieues im Umkreise von Paris gehörte, so daß Ludwig XV. in den Jahren 1743—74 nicht weniger als 1400 Hirsche erlegen konnte, verschlang riesige Summen. Dazu kamen die lediglich von Laune und Gunst abhängigen, meist sehr reichen Pensionen von Herren und Damen. Freilich war auch der Unterschleif aller Art durch das Hofpersonal ganz enorm, aber man würde es für unschicklich gehalten haben, sich darum zu kümmern, und ließ lieber die Hofdienerschaft oft lange Zeit unbesoldet, so daß sie z. B. im Jahre 1753 schon seit drei Jahren keinen Gehalt mehr bezogen hatte und die königlichen Stallknechte in Versailles abends in den Straßen bettelten. Der Hofadel ahmte das natürlich nach. Kein vornehmer Herr, der nicht wenigstens mehrmals in der Woche offene Tafel gehalten hätte. Moritz von Sachsen ließ im Schlosse Chambord täglich 140 Kouverts auflegen, hielt 400 Pferde und gab für sein Theater 600000 Frank aus. Der Fürstbischof Rohan von Straßburg konnte auf seinem prächtigen Schlosse in Bergzabern 200 Fremde einquartieren, hatte 180 Pferde und 25 Kammerdiener. Derselbe Kirchenfürst hielt sich als Gesandter in Wien 1772 zwei Prachtkarossen, 40 Pferde, 7 Edelpagen, 6 Edelleute, eine besondere Kapelle u. dgl. m. Auch in den vornehmen Damenstiftern ging es höchst prunkvoll und weltlich zu, und es wimmelte beständig von Besuchern. Freilich überstieg dieser enorme Luxus sehr bald die Kräfte der meisten. Aber niemand scheute sich Schulden zu machen, solange er geborgt bekam, und er bekam immer geborgt, wenngleich zu immer höheren Zinsen. Gewissenhaft hauszuhalten galt nicht für standesgemäß; man bezahlte nur gelegentlich einmal, wenn man gerade konnte oder Laune dazu hatte, und die Gläubiger wußten ihre Rechnung auch dabei schließlich zu finden.

Hofsitte.

Das ganze Leben war zum Spiel, das ganze Land zu einem großen Salon geworden; also war die einzige Aufgabe des höfisch Gebildeten, sich gut darzustellen, andre zu empfangen und von andern empfangen zu werden. Man lebte nur der Gesellschaft, nicht dem Hause, nicht einer wirklichen Pflicht, am wenigsten sich selbst. Aber das bildete nun auch in der That die gesellschaftliche Sitte zu einer Feinheit und Vollkommenheit aus, wie wohl zu keiner andern Zeit. Jedes Wort, jede Wendung, jedes Lächeln, jede Bewegung war ein vollendetes Kunstwerk. Die vollkommenste Selbstbeherrschung auch in den schwierigsten und heikelsten Lagen wurde von jedem gefordert; die Unschicklichkeit und Unsittlichkeit der Dinge durfte niemals in Worte übergehen, man scheute zwar nicht die Sünde, aber den Skandal, den „Eklat“, und stets blieb der Schein so gewahrt, daß, wer nicht eingeweiht war, die tiefe Verderbnis dieser Gesellschaft gar nicht merkte. Auf diese vollkommene Beherrschung der feinsten geselligen Form war die ganze vornehme Erziehung berechnet, bei der vielleicht die wichtigste Persönlichkeit der Tanzmeister war. Bonmots, feine Schmeicheleien, höfische Verschen mußte schon der Knabe von sich zu geben wissen, und jedes Mädchen von zehn Jahren war bereits eine fertige Dame. Dabei war alles immer in der fröhlichsten und angeregtesten Laune, voll Witz und Geist, Anmut und Schönheit. Denn man machte sich weder ernste Gedanken noch gar irgendwelche Sorgen; hatte man doch vor Besuchen, Bällen, Soupers, Diners, Theater, Ausflügen, Jagden auch gar keine Zeit dazu. Kein Wunder, daß dies Leben auf alle, die es



Je vous fais cette Lettre pour vous dire de recevoir dans mon Chateau de la Bastille le S.r

et de l'y retenir jusqu'à nouvel Ordre de ma part. Sur ce je prie Dieu qu'il vous ait, Mons. en sa Sainte garde.

Ecrit à



Louis

Faksimile eines Lettre de Cachet.

Übersetzung:

Herr . . . . Ich sende Euch diesen Brief, um Euch zu sagen, in mein Schloß Bastille aufzunehmen den Herrn . . . . und ihn festzuhalten bis auf neuen Befehl von meiner Seite. Außerdem bitte ich Gott, daß er Euch, Herr . . . ., in seinen heiligen Schutz nehme.

Geschrieben am

Ludwig.

er
St
Lud
gan

Luxus.

sch
fast
im
we
die
He
per
zu
z.
die
ade
in
Ch
60
prä
25
Pr
Au
wi
die
geb
Ge
ein
ihr

Hoffitte.

gen
and
Ge
selb
Fei
jed
vol
von
in
„E
die
her
bei
Sch
und
alle
und
So
Ja

Brief der Marquise von Pompadour an den Herzog von Chaulnes

vom 26. Juni 1760.

Transskription:

a Monsieur

Monsieur le duc de Chaulnes

26 juin 1760 — a Chaulnes.

Bonjour mon cochon*), vous avés bien raison et je dis plus que jamais, ah quil est heureux dêstre chez luy. Mes(sieurs) du parlement mempechent d'en faire autant, convenés que ce sonts de charmants personages quand seronts ils . . . . . temptacé. je suis bien aise que votre fils vous donne de la satisfaction, car il est sûr, que les chagrins du coeur empaisonent toutte la vie, et assurement ce pauvre cochon n'en meritte pas, il n'est point de bonheur que je ne luy souhaite.

Jann. de Pompadour.

Übersetzung:

An Herrn

Herrn Herzog de Chaulnes

26. Juni 1760. — in Chaulnes.

Guten Tag, mein Schwein*), Sie haben wohl recht, und ich sage mehr als je, ach wie glücklich man ist, zu Hause zu sein. Die Herren vom Parlament hindern mich daran, geben Sie zu, daß das charmante Leute sind — wann werden sie der vergangenen Zeit angehören? Ich freue mich, daß Sie mit Ihrem Sohne zufrieden sind, denn es ist sicher, daß Herzenskummer das ganze Leben vergiftet, und gewiß, das arme Schwein verdient ihn nicht, es gibt kein Glück, das ich ihm nicht wünsche.

Jeanne de Pompadour.

*) Wir machen auf die Anrede aufmerksam, welche einer Gewohnheit der Marquise von Pompadour entspricht. Sie nannte Paulmi d'Argenson ma petite horreur, den Kardinal de Bernis mon pigeon pattu, Moras mon gros cochon und den Herzog von Chaulnes kurz mon cochon.

à Monsieur

Monsieur le Duc de Chaulnes

26 juin 1760 à Chaulnes

Bonjour mon Cochon, vous avés bien raison
et je dis plus que jamais, ah quil
est heureux destre chez luy. mrs
du parlement mempechent den
faire autant, convenés que ce
sonts de charmants personages
quand levants ils seroit tout le temps placé
je suis bien aise que votre fils
vous donne de la satisfaction
car il est sur, que les chagrins
du coeur empoisonent toutte
la vie, et assurement le pauvre
Cochon nen m meritte pas, il nen
point de bonheur que je ne luy souhaite



La M de Pompadour

Brief der Marquise von Pompadour an den Herzog von Chaulnes
vom 26. Juni 1760.



teilten, einen bestrickenden Zauber ausübte. Freilich, war es für die herrschenden Kreise eine graziös-frivole Komödie, fürs Volk war es ein Trauerspiel. Zuweilen mochte in einer Stunde der Abspannung und Ernüchterung nach dem Rausche bei den Genießenden wohl der Gedanke aufsteigen, ob das denn immer so weiter gehen könne, und Ludwig XV. selbst hat gelegentlich geäußert, er zweifele, ob sich sein Nachfolger werde behaupten können, aber stören ließ sich durch solche Stimmungen niemand, die vornehme Gesellschaft dachte vielmehr höchstens: „après nous le déluge!“

Auswärtige Mißerfolge.

Wie hätte nun diese herrschende Kaste eine andre als leichtsinnige und darum erfolglose Politik führen sollen! Im Österreichischen Erbfolgekriege erntete Frankreich zwar glänzenden Ruhm, aber es bezahlte ihn mit dem Verluste seiner Flotte und eines Teils seiner amerikanischen Besitzungen und trug nicht den geringsten Landgewinn davon. Der König betrachtete daher den Frieden von Aachen 1748 nur als einen Waffenstillstand und ließ sich schließlich durch die Pompadour und Bernis, teils in dem Gedanken, der römischen Kirche durch die Vernichtung des ketzerischen Preußen einen besonderen Dienst zu erweisen, teils durch persönliche Empfindlichkeit über die selbständige Haltung Friedrichs des Großen in den verhängnisvollen Krieg hineintreiben, der seinem Heere die unverwindliche und unvergeßliche Schmach von Roßbach brachte und den Franzosen ihr nordamerikanisches Kolonialreich kostete. Völlig erschöpft und mit schweren Einbußen ging das Land aus dem ruhmlosen Kriege hervor. Der Herzog von Choiseul, der seit dem Dezember 1758 die Oberleitung behauptete, weil der gewandte Weltmann zu den Verehrern der Pompadour gehörte, that nachher das möglichste, um Heer und Flotte wiederherzustellen, und erwarb 1768 durch Kauf von der Republik Genua die aufständische Insel Corsica, die der alternde Staat nicht zu bändigen vermochte und auch Frankreich nur nach blutigen Kämpfen bezwingen konnte (s. unten).

Kampf zwischen dem Parlament und der Geistlichkeit.

Aber schon war im Innern ein hartnäckiger Kampf im Gange, der die Grundfesten der alten Zustände erschütterte und sogar das Königtum in seinem Ansehen schädigte. Schon der Österreichische Erbfolgekrieg hatte die ganz ungleichmäßig verteilte und daher von jeher drückende Steuerlast ins Unerträgliche gesteigert. Die Steuerpachtungen waren 1747 bereits auf Jahre vorausbezahlt und natürlich auch verbraucht. Die Regierung hatte sich zu helfen gesucht, indem sie von den Besitzern von Edelsteinen, Gold- und Silbergeräten eine besondere Steuer erhob, die Einfuhrabgabe (Oktroi) auf die in Paris eingehenden Waren erhöhte, für 1 200 000 Livres neue Leibrenten verkaufte (s. Bd. V, S. 738), das Tabaksregal an die Ostindische Kompanie gegen Vorausbezahlung der Pachtsumme verpachtete und eine besondere zehnprozentige Einkommensteuer ausschrieb. Nach dem Kriege dachte man daran, die Finanzen mit Hilfe einer Einkommensteuer zu ordnen, diese aber auf allen Grundbesitz, also auch auf die geistlichen Güter, auszudehnen. Dies Edikt wurde vom Parlament registriert; ein andres im August 1749 setzte der Gütererwerbung durch die Kirche Schranken, und bei der Kirchenversammlung im Jahre 1750 forderte die Regierung vom Klerus einen Beitrag von 7½ Millionen Livres zur Gründung eines Fonds für die Tilgung der Staatsschulden. Schon diese Dinge hatten die Geistlichkeit in eine heftige Erregung versetzt, weil sie darin ebenso viele Eingriffe in ihre Privilegien sah; dazu tauchte die jansenistische Frage wieder auf. Der Erzbischof von Paris, Christoph de Beaumont, vertrieb die Jansenisten auch aus dem Hotel Dieu und wies sogar die Pfarrer an, denen, die nicht die Bulle Unigenitus annähmen, die Sterbesakramente zu verweigern. Das Parlament wiederum erklärte im April 1752 dies Vorgehen als gesetzwidrig. So gerieten die beiden mächtigsten Körperschaften des Reichs, der Parlamentsadel und die Geistlichkeit, in scharfen Gegensatz. Nach heftigem

Streit erwirkte der Klerus ein königliches Dekret gegen diese Einmischung des Parlaments in geistliche Dinge; dies jedoch erklärte, den Rechtszustand des Reiches selbst gegen den König aufrecht erhalten zu müssen. Der König verwies darauf das Parlament aus Paris und setzte dafür einen eignen Gerichtshof (Chambre royale) ein; doch dieser fand nirgends Anerkennung, der König mußte das Parlament zurückrufen und gebot endlich zu Ende des Jahres 1756 über den ganzen Handel Stillschweigen zu beobachten. Das Parlament, ermutigt durch dies Zurückweichen der Krone, behauptete indes seinen grundsätzlichen Standpunkt, verbot gelegentlich Thesen der Sorbonne und ließ Erlasse des Erzbischofs von Paris als gesetzwidrig öffentlich durch den Henker verbrennen.

Ausweisung und Aufhebung des Jesuitenordens.

So schleppte sich der seiner Natur nach unausgleichbare Streit unerledigt fast die ganze Zeit des Siebenjährigen Krieges hindurch. Noch während desselben aber nahm er unerwartet die entscheidende Wendung gegen den scheinbar allmächtigen Jesuitenorden. Marseiller Kaufleute klagten gegen den Pater Lavalette, den Generalsuperior der Jesuitenmissionen im französischen Westindien, auf Entschädigung, weil er große Summen in Wechseln auf sie gezogen hatte und die mit Kolonialwaren beladenen Schiffe, durch die jene Beträge gedeckt werden sollten, 1756 von englischen Kapern weggenommen worden waren. Unklugerweise verweigerte der Orden die verlangte Entschädigung und verdarb es zugleich auch mit der Pompadour, da der jesuitische Beichtvater des Königs, Pater Perusseau, auf die Entfernung der Marquise vom Hofe drang. Unter allgemeiner Spannung kam der Prozeß vor dem Pariser Parlament zur Verhandlung. Dies verurteilte den Orden zum Schadenersatz, nahm aber gleichzeitig im April 1761 den Handel zur Veranlassung, die Vorlegung der Statuten des Ordens zu verlangen, und erklärte sie dann für unverträglich mit den Gesetzen und Ordnungen des Reiches (3. Juli 1761). Die Provinzialparlamente stimmten dem bei, eine Flut von Flugschriften regte die öffentliche Meinung noch mehr auf, und als der Ordensgeneral Lorenzo Ricci jede Änderung der Statuten für Frankreich abwies mit den berühmten Worten: „Sint ut sunt aut non sint!“ da verfügte das Parlament mit Zustimmung des Königs die Schließung der Häuser des Ordens und die Einziehung seines Vermögens (6. August 1762). Endlich, da die meisten Jesuiten den Eid, den Statuten zu entsagen und die Verbindung mit dem General abzubrechen, nicht leisteten, befahl ein königliches Edikt die Ausweisung der Mitglieder und die Aufhebung des Ordens in Frankreich für alle Zeiten (November 1764), gestattete jedoch den ausgewanderten Ordensbrüdern die Rückkehr, wenn sie sich als Weltgeistliche verwenden lassen wollten. So fiel der einst so herrschgewaltige Orden fast ohne Widerstand zusammen, denn die Bildung der „Aufklärung“ hatte seine Macht über die Gemüter mehr unterhöhlt, als alle Beschlüsse des Parlaments und des Königs.

Umgestaltung des Unterrichtswesens.

Bei diesem leidenschaftlichen Sturmlauf gegen die Jesuiten hatte man schwerlich daran gedacht, welche ungeheure Lücke die Aufhebung des Ordens in das gesamte höhere Unterrichtswesen Frankreichs reißen mußte. Zählte man doch allein im Bezirke des Parlaments von Paris, der allerdings den ganzen Osten bis südwärts zur Auvergne umfaßte, 38 große Kollegien, darunter das berühmte Collège Louis-le-Grand in Paris (s. Bd. VI, S. 604 f.), im ganzen Reiche aber nicht weniger als 669 Jesuitenschulen (um 1750). Jetzt, wo der Staat sie einzog, mußte er auch für Ersatz sorgen. Da vereinigte die Regierung 1764 das Collège Louis-le-Grand als Collège d'État mit 28 herabgekommenen Kollegien der Universität Paris, übertrug die Leitung einem zum Teil weltlichen Aufsichtsrate und richtete hier eine Lehrerbildungsanstalt ein; andre Kollegien übergab sie andern geistlichen Genossenschaften, wie z. B. das Dreieinigkeitskolleg in Lyon den Brüdern vom Oratorium (s. Bd. VI, S. 60).

Überhaupt war die „Verweltlichung" des höheren Unterrichts vielfach nur eine scheinbare. Von den Lehrern waren auch jetzt noch ungefähr neun Zehntel geistlich, darunter viele ehemalige Jesuiten, die als Weltpriester lebten. Denn Ludwig XV. wollte die Geistlichkeit keineswegs grundsätzlich vom höheren Unterricht ausschließen, und man hätte schlechterdings ohne sie auch nicht die genügenden Lehrkräfte gefunden. Aber das ganze höhere Schulwesen Frankreichs war doch durch die Aufhebung des Jesuitenordens gründlich erschüttert.

Neuer Konflikt mit dem Parlament; Choiseuls Sturz.

Gegen die Jesuiten waren Krone und Parlament zusammengegangen, aber gleichzeitig gerieten sie in einer andern Frage in einen Gegensatz, der überhaupt nicht wieder ausgeglichen wurde. Während des Siebenjährigen Krieges hatte die Staatsschuld, die schon 1735 gegen 45 Millionen an Verzinsung erfordert hatte, abermals um 34 Mill. zugenommen, und im Jahre 1762 waren alle Mittel völlig erschöpft. Da kam die Regierung auf den an sich höchst verständigen Gedanken, ein neues Kataster aufzustellen und auf dieser Grundlage eine neue Grundsteuer einzuführen, der auch die privilegierten Stände, Adel und Klerus, unterworfen sein sollten. Das Parlament widersetzte sich jedoch diesem Plane aufs entschiedenste und schlug vielmehr vor, die Krone möge ihm eine Art Budget vorlegen und sich auf ein festes Einkommen setzen lassen, für das dann die Provinzen aufzukommen hätten. Der König erzwang darauf die Registrierung seiner Reformedikte in den Provinzen und löste dort einige Parlamente, die widerstrebten, auf. Dadurch nicht eingeschüchtert, machte der Parlamentsrat de Brosses den Vorschlag, in Ermangelung von Reichsständen sämtliche Parlamente als Organ der „Nation" zu einer Art von Vertretungskörperschaft zu vereinigen. Die Parlamente gingen auch darauf ein, Ludwig XV. dagegen erklärte in einer feierlichen Thronsitzung des Pariser Parlaments am 3. März 1766 diese „Union" für null und nichtig, indem er dabei aufs entschiedenste betonte, daß er allein die gesetzgebende Gewalt besitze. Ein neuer Konflikt brach 1770 aus, als das Parlament der Bretagne gegen den Gouverneur der Provinz, den Herzog von Aiguillon, klagte und das Pariser Parlament, obwohl sich der König dagegen verwahrte, daß seine Diener von andern als von ihm zur Rechenschaft gezogen würden, den Herzog von seiner Würde als Pair suspendierte, bis er sich von dem gegen seine Ehre erhobenen Verdachte gereinigt habe. Da der Herzog von Choiseul sich mehr dem Standpunkte des Parlaments zuneigte und, wie man wenigstens behauptete, es zur Opposition noch ermutigte, so gelang es seinen zahlreichen Gegnern, darunter vor allem dem Herzog von Aiguillon in Verbindung mit der Gräfin Dubarry, der neuen Mätresse des Königs (seit 1769, nach dem Tode der Pompadour 1764), ihn zu stürzen, und am 24. Dezember 1770 wurde der Minister mit seinen Freunden vom Hofe verwiesen.

Das „Triumvirat".

Der letzte und schlimmste Abschnitt in der Regierung Ludwigs XV. begann. Da die Dubarry nur Genuß und Vergnügen wollte, aber zu ungebildet und oberflächlich war, um auch nur den Ehrgeiz der Macht zu haben, so fiel die Regierung an ihre Kreaturen und Anhänger, den Herzog von Aiguillon, einen Wüstling schlimmster Sorte, den Kanzler Maupeou und den Abbé Terray als Generalkontrolleur der Finanzen. Gegen die Parlamente wurde scharf vorgegangen. Ein neues Edikt erkannte zwar ihr Recht an, Vorstellungen zu machen, erklärte es aber für wirkungslos, wenn der König auf seinem Willen beharre. Als das Pariser Parlament widersprach, wurde es im April 1771 aufgelöst, seine Mitglieder zum Teil gefangen abgeführt und verbannt. Auch die Prinzen von Geblüt, die sich dem Parlamente angeschlossen hatten, erhielten Befehl, den Hof zu meiden. Freilich unterdrückte das alles die oppositionelle Gesinnung nicht; der Gegensatz zwischen einer unumschränkten und einer ständisch beschränkten Monarchie war offen ausgesprochen und in das Bewußtsein der gebildeten Franzosen

übergegangen. War es unter Ludwig XIV. guter Ton gewesen, streng königlich zu sein, so begann es jetzt für anständig zu gelten, oppositionell zu sein. Die Häuser der „verbannten“ Prinzen und Parlamentsräte wurden nicht leer von vornehmen Besuchern, und der Herzog von Choiseul hielt auf seinem Landsitze eine Art von Hof.

In der That führte das „Triumvirat“ — Aiguillon, Maupeou und Terray — Frankreich immer rascher dem Abgrunde zu. Als es die Verwaltung übernahm, war der jährliche Fehlbetrag im Staatshaushalt bereits auf 70 Millionen Livres gestiegen,



417. Nicolas Charles Augustin de Maupeou, Kanzler von Frankreich.

Nach dem Kupferstiche von H. J. Cathelin.

und belief sich 1774 auf beinahe 100 Millionen. Die auswärtige Politik beruhte noch immer auf dem Bündnisse mit Österreich, und dies wurde noch 1770 durch die Vermählung des Thronfolgers Ludwig (XVI.) mit Marie Antoinette, der jugendlichen Tochter Maria Theresias, die am 7. Mai in Straßburg zuerst französischen Boden betrat, befestigt, aber einen wirksamen Einfluß auf die europäische Politik übte Frankreich schon seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges nicht mehr aus. Die größten Umwälzungen, vor allem die erste Teilung Polens 1772, das immer so eng mit Frankreich verbunden gewesen war, wurden in Osteuropa geplant oder auch durchgesetzt, ohne daß die drei Teilungsmächte es für nötig gehalten hätten, auch nur zu fragen, was man in Paris dazu sage.

Als Ludwig XV. am 10. Mai 1774 an den Blattern starb, hinterließ er eine Erbschaft, wie sie schlimmer nicht gedacht werden konnte. Nach außen hatte Frankreich alles Ansehen verspielt, im Innern waren die schärfsten Gegensätze offen herausgebrochen. Die drei großen Mächte des französischen Staatslebens, Königtum, Kirche und Parlamente, waren untereinander tief verfeindet, denn der hohe Klerus hatte dem Parlament die Aufhebung des Jesuitenordens und die wiederholten Eingriffe in seine Privilegien nicht verziehen, und zwischen der Krone und der Noblesse de robe war schon die Frage nach der Rechtsbeständigkeit der unumschränkten Monarchie aufgeworfen. Doch schlimmer als dieser Zwiespalt der „privilegierten“ Stände waren die tiefe Entfremdung, die sie alle von der Masse des Volkes trennte, und der unversöhnliche Gegensatz, der zwischen den thatsächlichen Zuständen und der neuen Bildung der „Aufklärung“ klaffte.

Ludwigs XV. Tod.

Soziale und wirtschaftliche Verhältnisse.

Die „Privilegierten“ und das Volk standen zu einander beinahe wie zwei fremde Rassen von völlig verschiedener Kulturstufe, die sich gar nicht mehr verstanden. Die Franzosen zerfielen in Unterdrücker und Unterdrückte. Denn Frankreich wurde nicht im Interesse des Volkes, sondern lediglich für die Privilegierten, also vor allem den Adel, regiert, eine Gruppe von etwa 140 000 Menschen, wozu dann noch der Klerus mit etwa 130 000 Köpfen hinzukam, der sich für seine höheren Stellen ebenfalls aus dem Adel ergänzte. Für diese 270 000 Menschen war nach der tiefsten Überzeugung jedes „echten“ Edelmanns das französische Volk überhaupt da, für sie hatte es zu arbeiten und zu leiden. Gewiß war eine solche Anschauung zu Zeiten ziemlich allgemein gewesen, und die Zustände hatten ihr entsprochen, aber in vollem Umfange war das damals innerhalb Europas wohl nur noch in Polen und in der Türkei der Fall, und nirgends war das Mißverhältnis zwischen Rechten und Lasten so himmelschreiend wie in Frankreich. Der Adel übte in seiner Masse nur die Pflichten einer leeren Repräsentation; die eigentliche Arbeit thaten selbst in den wenigen Berufszweigen, denen er sich widmete, andre. Von den Hof- und Staatsämtern wurden zwei Drittel lediglich nach Gunst und Laune, ohne jede Rücksicht auf Kenntnisse und Befähigung, verliehen. Alle Stabsoffizierstellen im Heere waren den Edelleuten vorbehalten und deshalb meist mit jungen, gänzlich unerfahrenen, aber um so hochmütigeren Leuten, zuweilen Menschen von 18—20 Jahren besetzt, die nur die Genüsse und Einkünfte des Amts bezogen und weder eigentlichen Dienst thaten, noch zu gehorchen verstanden; nur das Offizierkorps der Kriegsmarine machte, wie begreiflich, eine rühmliche Ausnahme. Mit verbissenem Groll standen solchen Offizieren die bürgerlichen (roturiers) gegenüber, denen alle Tüchtigkeit kein Avancement verschaffte, und zu den Mannschaften vollends hatten die meisten Offiziere von Adel gar kein Verhältnis. Nicht anders waren in der Kirche alle die reichen Pfründen der 131 Erzbischöfe und Bischöfe und der 700 Äbte ausschließlich jüngeren Söhnen des Adels vorbehalten; die meisten der 60 000 Pfarrgeistlichen waren erbärmlich besoldet und lebten auf dem Lande in den dürftigsten Verhältnissen, sahen daher in ihren Vorgesetzten ihre Gegner und Unterdrücker. Adel und Geistlichkeit waren ferner frei von der Taille, der Kopfsteuer, den indirekten Auflagen, kurz, fast von allen staatlichen Lasten und sie betrachteten das als ihr selbstverständliches Recht. Dafür genoß der Adel das ausschließliche Recht auf Jagd und Fischfang, er erhob auf seinen Gütern Wege-, Brücken- und Marktgelder und übte die Strafgewalt gegen Übertretungen. Um die Gutsverwaltung kümmerte sich der Adel fast nur in einzelnen abgelegenen Landstrichen, in der Niederbretagne, im Nieder-Poitou, in der Vendée und in der Normandie, wo er schlecht und recht noch mit seinen Bauern und Pächtern in patriarchalischem

Die Privilegierten.

Verhältnis lebte; weitaus die meisten der Herren besuchten ihre Landgüter nur, um dort einige Wochen der mit Leidenschaft betriebenen Jagd obzuliegen oder sich von den Anstrengungen des Hoflebens zu erholen und zu weiteren Genüssen zu stärken (absentéisme); die Wirtschaft überließen sie ihren Inspektoren, ihren Unterthanen blieben sie gänzlich fremd. Und in den Händen der Privilegierten waren etwa zwei Drittel des gesamten Grund und Bodens.

Die Bourgeoisie, Gewerbe und Handel.

Nächst den „Privilegierten" im eigentlichen Sinne stand das besitzende Bürgertum (tiers-état, bourgeoisie). Da es das Schoßkind des Colbertismus gewesen war (s. Bd. VI, S. 525 f.), so hatte es sich trotz der schweren Verluste, die der Aufhebung des Edikts von Nantes folgten, durch Handel und Gewerbe glänzend entwickelt, die



418. **Bourgeois und Bourgeoise.**
Nach Dupins „Costumes français"

besonders nach den Friedensschlüssen von 1748 und 1763 einen außerordentlichen Aufschwung nahmen. Die französische Industrie beherrschte in allen Dingen, bei denen es auf geschmackvolle und feine Ausführung ankam, den Weltmarkt fast ausschließlich. Und das geschah trotz der immer peinlicheren Regierungsvorschriften, die namentlich jede neue Erfindung aufs empfindlichste lähmten, weil zu ihrer Anwendung erst eine Erlaubnis der Aufsichtsbehörde erforderlich war, die selten gegeben wurde, und weil jede, auch die unbedeutendste Verletzung des Reglements mit Vernichtung der Ware bestraft wurde. So konnte eine Denkschrift an die Regierung vom Jahre 1778 behaupten, daß Jahre hindurch an einem einzigen Morgen und in einem Orte 80—100 Stück Stoffe in Stücke zerschnitten worden seien, bloß weil ein kleiner Fehler im Gewebe war, und Fabrikanten wurden sogar an den Pranger gestellt, weil sie ein

Gewebe verfertigt hatten, das die Reglements nicht kannten. Daher war die allgemeine Stimmung der Gewerbtreibenden durchaus gegen die Regulative. Trotzdem vermehrte sich die Ausfuhr Frankreichs fortwährend. Sie betrug im Jahre 1720 erst 106 Mill. Livres, stieg aber 1748 auf 192, 1755 auf 257 Millionen. In Marseille, Nantes und Bordeaux entstanden damals gewaltige Handelshäuser; Marseille, der Sitz des privilegierten Levantehandels (s. Bd. VI, S. 527), der von einer Handelskammer streng beaufsichtigt, von unverheirateten Faktoren betrieben und von zahlreichen Konsuln geschützt wurde, brachte die französischen Manufakturen in der Levante zur Herrschaft, Bordeaux stellte ein englischer Reisender als Handelshafen gleich hinter London. Für das französische Gewerbe und die davon abhängige Ausfuhr bildete natürlich Paris den Mittelpunkt. In allen kunstgewerblichen Artikeln war es unübertrefflich und versorgte die elegante Gesellschaft von ganz Europa; der Pariser Buchhandel allein hatte 1774 einen Umsatz von 45 Millionen Livres. Daher war auch der Personenverkehr in beständiger Zunahme; langten doch 1764 z. B. täglich aus den verschiedensten Richtungen 27 Landkutschen (Diligences) mit 270 Reisenden an, eine für die damaligen Verhältnisse sehr ansehnliche Zahl, und die Pachtsumme für die Post, die 1756 noch 5 Millionen Livres betragen hatte, stieg 1764 auf 7, 1777 auf 10 Millionen. Allerdings kamen Postwagen nur aus den großen Provinzialstädten und zwar wöchentlich meist einmal, denn auf diese und auf Paris beschränkte sich der Verkehr, im übrigen war er unbedeutend. Um so mehr steigerte Paris in allen Beziehungen sein altbegründetes Übergewicht, vor allem auch in der Volkszahl, denn die Stadt hatte um 1786 etwa 700 000 Einwohner bei einer Gesamtbevölkerung von ungefähr 24 Millionen, enthielt also von dieser fast 3 Prozent.

Die Kolonien.

Einen nicht geringen Anteil an diesem Aufschwunge hatten die französischen Kolonien. Zwar Kanada war verloren und die Gründung eines großen ostindisch-französischen Reichs ein Traum geblieben, aber das französische Westindien, vor allem San Domingo (s. Bd. VI, S. 528), stand in glänzender Blüte. Hier hatte sich der Bau tropischer Nährpflanzen, vor allem des Zuckerrohres, entfaltet, und aus der Verbindung von Weißen und Negern war eine zahlreiche Mulattenbevölkerung hervorgegangen, die den Weißen zwar weder gesellschaftlich noch rechtlich gleichstand, aber sehr wohlhabend wurde. In dem einen Jahre 1786 sandte San Domingo Waren im Werte von 141 Millionen nach Paris und empfing dafür französische Waren für 44 Millionen.

Bürgerlicher Wohlstand.

Dazu kam für den Kapitalisten noch die Möglichkeit, durch Geldgeschäfte mit dem ewig der Anleihen bedürftigen Staat und mit dem verschuldeten Adel große Gewinne einzuheimsen, Landgüter des verschuldeten Adels an sich zu bringen und die städtischen Ämter zu kaufen (s. Bd. VI, S. 520 u. oben S. 235), die dann wieder Gelegenheit boten, die öffentlichen Lasten möglichst auf andre Schultern abzuwälzen. Die Städte zahlten durchgängig weniger Steuern als das platte Land, und in den Städten wieder die Wohlhabenden weniger als die armen Handwerker. In Compiègne z. B. betrug die Taille von 1671 Rauchfängen 8000 Frank, in einem benachbarten Dorfe von 148 Kaminen 4475 Frank. An Kopfsteuer zahlte man in Versailles kaum 1 Frank. In Paris dagegen fielen auf den Sammler von Glasscherben oder Asche, den Trödler, den Hausierer u. dgl. $3\frac{1}{2}$ Frank Kopfsteuer, in Burgund auf einen Arbeiter 18—20 Frank Taille und Kopfsteuer u. s. f. So wuchs der Reichtum in den besitzenden Kreisen rasch. Er zeigte sich in prächtigen Stadthäusern und Landsitzen, in kostbaren Equipagen, in dem ganzen luxuriösen und bequemen Leben, das der höhere Bürgerstand in den großen Städten führte. Freilich der Handwerkerstand war im ganzen um so übler daran. Eifersüchtig wachten auch die Zünfte über ihre Gerechtsame, namentlich über die Zahl der Meister, die ihr Recht teuer bezahlen

mußten; daher gab es überall Hunderte und Tausende von unzünftigen Arbeitern, die beständig in der Angst vor Strafe schwebten. So ging auch durch die bürgerliche Gesellschaft ein tiefer Riß.

Die Bauern und die Landwirtschaft.

Doch die schwersten Lasten legten sich auf die schwächsten Schultern, die Bauern. Weitaus die meisten lebten auf den Großgrundherrschaften der Privilegierten, die ja zwei Drittel Frankreichs bedeckten, als Pächter, Hörige oder Leibeigne und Tagelöhner; nur ein Drittel des Landes war in den Händen persönlich freier Bauern, aber in Zwergwirtschaften zerstückelt, die eine Familie weder beschäftigten noch ernährten. Doch diese Leute trugen den größten Teil der Taille, der Kopfsteuer, der überaus verhaßten Salzsteuer (gabelle), die dem einzelnen Familienvater weit mehr Salz zu einem bestimmten Preise aufnötigte, als er überhaupt brauchte, den Zehnten für die Kirche, Abgaben (die Hörigen natürlich auch Frondienste) an die Herrschaft, und hatten außerdem noch manche öffentliche Fron zu leisten, wie die für den Bau und die Unterhaltung der Straßen (corvée). Diese Steuern fraßen den bei weitem größten Teil des Einkommens. Ein großes Pachtgut in der Picardie brachte um diese Zeit dem Eigentümer 3600 Frank, davon aber erhob der Staat 1800, die Kirche 1300 Frank. Ein kleiner Bauer in der France hatte von seinem Gütchen ein Einkommen von 200 Frank und zahlte an Steuern mehr als 100 Frank. In Ober-Guyenne blieb dem Eigentümer kaum ein Drittel des Ertrags. Im ganzen Lande verschlangen allein die Staatssteuern durchschnittlich 53 Prozent des Einkommens. Und dabei war der Landmann nicht einmal sicher, daß seine Saat reifen würde. Denn der Wildstand war überall unvernünftig hoch, die Jagd ging das ganze Jahr hindurch, und bei schwerster Strafe durfte der Bauer nicht verhindern, daß Hirsche und Rehe seine Saaten abweideten oder gar seinen Gemüsegarten zerstörten! Zu diesen Lasten gesellte sich der Preisdruck des Getreides infolge der Colbertschen Ausfuhrverbote (s. Bd. VI, S. 526). Daher deckten sich kaum mehr die Produktionskosten. Ein ansehnliches Pachtgut von 500 Arpents (zu 42 Ar), von denen 400 in Kultur waren, 100 als Weide liegen blieben, warf in mittleren Jahren 3000 Livres Bruttoertrag und 575 Livres Reinertrag ab, von dem der Eigentümer und Pächter (métayer) je die Hälfte erhielten. Davon aber hatten beide alle öffentlichen Lasten zu tragen. In ärmeren Gegenden war der Ertrag viel geringer. Fast schlimmer noch war der Weinbauer daran. Denn außer der sehr hohen Verzehrsteuer und der Eingangssteuer, z. B. in Paris, hatte ein Weinschiff, das etwa die Rhone hinauf, die Loire hinunter und den Kanal von Briare nach Paris fuhr, an 15—16 Orten 40 verschiedene Gebühren zu zahlen. Das alles verteuerte den Wein so, daß der Verbrauch sehr zurückging und die Begriffe „Weinbauer“ und „Elend“ gleichbedeutend wurden. Daher begann der Boden mehr und mehr zu veröden, der Anbau ging zurück, Weideland und Wüstungen breiteten sich weiter aus. Von Poitiers bis ins Limousin hinein lagen 25000 Arpents Ackerland als Heideland und Stechginstereinöde. Wer konnte, drängte sich in die Städte, wo die Industrie gute Löhne zahlte und man eher Gelegenheit fand, sich die Steuerlast zu erleichtern.

Verbesserungsversuche.

Erst als die physiokratischen Anschauungen (s. unten S. 681 f.) größeren Einfluß gewannen, begann eine leise Wendung zunächst in der Getreidehandelspolitik. Die Deklaration von 1763 gab den Getreidehandel im Innern frei, wenngleich er noch keineswegs von den zahllosen Wege- und Flußzöllen befreit wurde; das Edikt von 1764 gestattete die Aus- und Einfuhr von Getreide gegen einen Zoll von 1 Prozent. Zugleich bildeten sich Ackerbaugesellschaften, und als für Meliorationsunternehmungen auch Steuererleichterungen gewährt wurden, da nahmen derartige Arbeiten rasch zu. In den Jahren 1766—69 wurden in 28 Provinzen gegen 400000 Arpents urbar gemacht.

Da aber nun, wie natürlich, die Getreidepreise erheblich stiegen und infolge einer schlechten Ernte 1769—70 Teuerung und Hungersnot eintraten, da hob der Finanzminister Terray schon 1770 die Edikte von 1763 und 1764 wieder auf und ließ nur im Inlande den freien Getreidehandel bestehen. Und da sich ferner im Steuerwesen nichts änderte, so blieb die Lage des französischen Bauern nach wie vor trostlos. Seine Lebenshaltung sank immer tiefer herab, seine Wohnung war eine elende Lehmhütte ohne Rauchfang, seine Nahrung Wasser und schwarzes Kleienbrot. Infolge dieser elenden Kost und der schweren Arbeit waren die Landleute meist von kleiner, schwächlicher Gestalt, abgezehrt und fahl. Um den Staat, der den Bauern nur als ein gefräßiges Ungeheuer erschien, kümmerten sie sich nicht, von der Welt wußten sie nichts, die Religion trat ihnen nur als leerer Zeremoniendienst oder als Aberglaube entgegen; stumpfsinnig und gedankenlos trugen sie ihr Schicksal ohne Hoffnung und ohne Klage. Es ist die Frage, ob diese Unterthanen des „allerchristlichsten Königs" nicht schlechter standen als die Rajahvölker der Türken.

Recht und Rechtsprechung.

Verschlimmert wurden diese Zustände noch durch das Recht und die Rechtsprechung. Der Versuch, die Unzahl landschaftlicher und örtlicher Rechte durch ein einheitliches Landesrecht zu ersetzen, wurde in Frankreich nicht einmal ins Auge gefaßt, die verwirrende Vielheit der Rechtsbestimmungen dauerte also fort. Die Rechtspflege lag in den obersten Instanzen allerdings in den Händen der sehr unabhängigen Parlamente, aber um so schlechter war es mit ihr bei den vielen noch vorhandenen gutsherrlichen Gerichten bestellt. Denn viele dieser Herren ernannten zu Richtern unwissende oder schlechte Gesellen, oder sie verkauften das Amt und überließen es in beiden Fällen den Leuten, sich selbst bezahlt zu machen, was natürlich zu den schlimmsten Mißbräuchen, namentlich zu den ärgsten Spitzbübereien führte. Die Strafrechtspflege solcher Gerichte vollends war fast gleich null, weil sich mit Geld alles machen ließ. Vielleicht das Ärgste aber in der ganzen französischen Rechtspflege war die willkürliche Durchbrechung aller Rechtsnormen durch die berufenen geheimen Verhaftsbefehle. Unter Ludwig XIII. und XIV. meist Mittel zu politischen Zwecken (s. Bd. VI, S. 522 f.), wurden sie unter Ludwig XV. lediglich Werkzeuge fürstlicher Laune; ja der König ging so weit, Günstlingen Formulare solcher Befehle zu geben, die er bereits unterzeichnet hatte und die sie dann mit dem Namen eines beliebigen Gegners ausfüllen durften! Ebenso willkürlich wie die Verhaftung war die Entlassung, und weder für die eine noch für die andre erfuhr der Verhaftete jemals den Grund. Zuweilen wurden Verhaftsbefehle sogar als Erziehungsmittel erbeten und gewährt, wie von Mirabeaus Vater. Als Gefängnis diente gewöhnlich die Bastille, aber auch das Schloß von Vincennes oder irgend eine entlegene Burg. Begreiflich, daß die Bastille 1789 der Volkswut als das verhaßteste Sinnbild des Despotismus galt.

Kirche.

Die geistigen Mächte, die auf das Volk wirkten, die Kirche und die Schule, erfüllten ihre Aufgabe nur in höchst unvollkommener Weise. Die große Zeit der französischen Kirche war mit der Austreibung der Reformierten zu Ende gegangen. Niemals übte sie einen geringeren sittlichen Einfluß aus, niemals war sie, wenn man von einzelnen Ausnahmen absieht, herzloser, bildungsfeindlicher, unduldsamer. Als im Jahre 1744 sich die Reformierten im südlichen Frankreich wieder etwas regten, veranlaßte sie das schärfste Einschreiten des Staats, der ihren Büttel spielte, wie im späteren Mittelalter; noch im Jahre 1756 ließ das Parlament von Toulouse einen reformierten Prediger aufknüpfen, und im Jahre 1765 verurteilte derselbe Gerichtshof den protestantischen Kaufmann Jean Calas, einen Greis von 68 Jahren, auf erlogene Angaben hin, zum Tode durch das Rad, weil er seinen katholischen Sohn ermordet haben sollte.

Schule.

Die Schule war für das Landvolk kaum vorhanden. In der Gascogne hatten die meisten Dörfer weder Schulmeister noch Pfarrer, im Bezirk von Toulouse waren von 50 Pfarren 40 ohne Schulen. In den Städten stand es besser, aber auch der höhere Unterricht entsprach den damaligen Bedürfnissen keineswegs mehr. Von der Jesuitenschule brachte der junge Mann nichts weiter mit als eine gewisse Kenntnis des Latein, eine logisch-rhetorische Abrichtung und eine äußerliche Kirchlichkeit; von der Geschichte des eignen Volks erfuhr er nichts, seine Ideale sah er in Sparta, Athen und Rom, und diese waren republikanisch. An den Universitäten lernten die Juristen, wenn überhaupt etwas — denn Vorlesungen selbst zu besuchen galt beinahe für anstößig — das abstrakte römische Recht, aber nichts vom heimischen Recht, geschweige von den Einrichtungen andrer Völker. Wie sehr die ganze Erziehung des höfischen Adels auf den schönen Schein berechnet war, ist schon erwähnt worden. So erwuchs eine Bildung, die äußerlich, mechanisch, dem wirklichen Leben abgewandt und daher nur zu sehr geeignet war, für abstrakte, logisch konstruierte Ideale als Pflanzstätte zu dienen, namentlich, wenn sie mit der prunkenden Rhetorik vorgetragen wurden, die auf dieses Volk stets berauschend wirkt. Die Generation, die sie genossen, hat die Revolution gemacht.

Kunst und Dichtung.

Baukunst und Malerei.

Die geistige Entwickelung ist das getreue Spiegelbild dieser Verhältnisse, zunächst in Kunst und Dichtung. Mit dem stolzen, prunkvoll steifen Königtum Ludwigs XIV. verschwand auch der Barockstil aus der Baukunst und machte dem launenhaften, spielenden Rokoko Platz (s. S. 356), denn man wollte jetzt anstatt der hohen, kalten Prachtsäle kleine behagliche Salons und Boudoirs für Plauderei, Soupers und Liebeständelei. So wurde die Hauptaufgabe der Architekten dieser Zeit die Erbauung von Landhäusern und von Stadtwohnungen (Hôtels) für den Adel und den besitzenden Bürgerstand, und man übertrug dabei gewissermaßen ein Stück ländlich-aristokratischer Abgeschlossenheit in die Stadt, indem man zwischen Haus und Straße einen breiten Hof legte und ihn mit hohem Eisengitter nach außen absperrte. Große Bauten entstanden wenige, so die prachtvolle Kirche der heiligen Genoveva (St. Geneviève), der Schutzheiligen von Paris, mit ihrer mächtigen, das ganze Stadtbild beherrschenden Kuppel in einem sich bereits dem altrömischen wieder annähernden Stile, das Werk des Baumeisters Soufflot (gest. 1781), zu dem Ludwig XV. persönlich 1764 den Grund legte. Die Plastik wurde immer malerischer, theatralischer und bediente sich mit Vorliebe des Porzellans für ihre puppenhaften, verschnörkelten Schöpfungen. In der Malerei hörte das Historienbild großen Stils fast ganz auf, die Schilderung der Anmut und Lebenslust, aber auch der Lüsternheit erschien als die wichtigste Aufgabe. In dieser Beziehung ist François Boucher (1703—70) der französischeste der damaligen Maler. Als Porträtmaler zeichnete sich vor allem Antoine Pesne (1683—1757) aus, der Hofmaler Friedrichs des Großen. Die Genremalerei in der Form des zierlichen Gesellschaftsbildes entwickelte sich besonders durch den überaus fruchtbaren Antoine Watteau (1684—1721), den Maler des vornehmen Landlebens seiner Tage. Bald entartete freilich auch diese Gattung durch die Neigung zum Üppigen und Gekünstelten, doch boten später die schlichten, innig empfundenen Darstellungen des bürgerlichen Familienlebens durch Simeon Chardin (1699—1779) und vor allen den liebenswürdigen Jean Baptiste Greuze (1726—1805) ein wohlthätiges Gegengewicht.



419. Antoine Watteau.

Nach dem Selbstporträt des Meisters gestochen von Boucher.

Roman und Drama.

Ganz entsprechend wich jetzt in der Dichtung unter englischem Einfluß das höfisch-klassische Drama Corneilles und Racines dem Roman und dem Lustspiel, fast nur Voltaire hielt noch an der Tragödie fest. Der Roman schildert das leichtfertige und sittenlose Leben der vornehmen Welt (so Prévost, Crébillon, Gresset) oder die Leiden und Freuden, die Kämpfe und Thorheiten des aufstrebenden Mittelstandes mit entschiedener Richtung auf Seelenmalerei und Charakterzeichnung, so bei Marivaux (1688—1763). Später leistete Diderot Klassisches in der kleinen Erzählung, der Dorfgeschichte, der Novelle, während in seinen Romanen die lüsternen Ausschweifungen eine allzu große Rolle spielen. Das Lustspiel aber, in dieser Umgestaltung am hervorragendsten ebenfalls durch Diderot vertreten, verwandelte sich mehr und mehr in das bürgerliche Familiendrama, dessen Zweck es war, zu rühren und zu belehren, und in der dramatischen Musik verdrängt, etwa seit 1752, das bürgerliche Singspiel (Operette), in dem am meisten André Ernest Grétry (1741—1813) hervorragt, die vornehme höfische Oper.

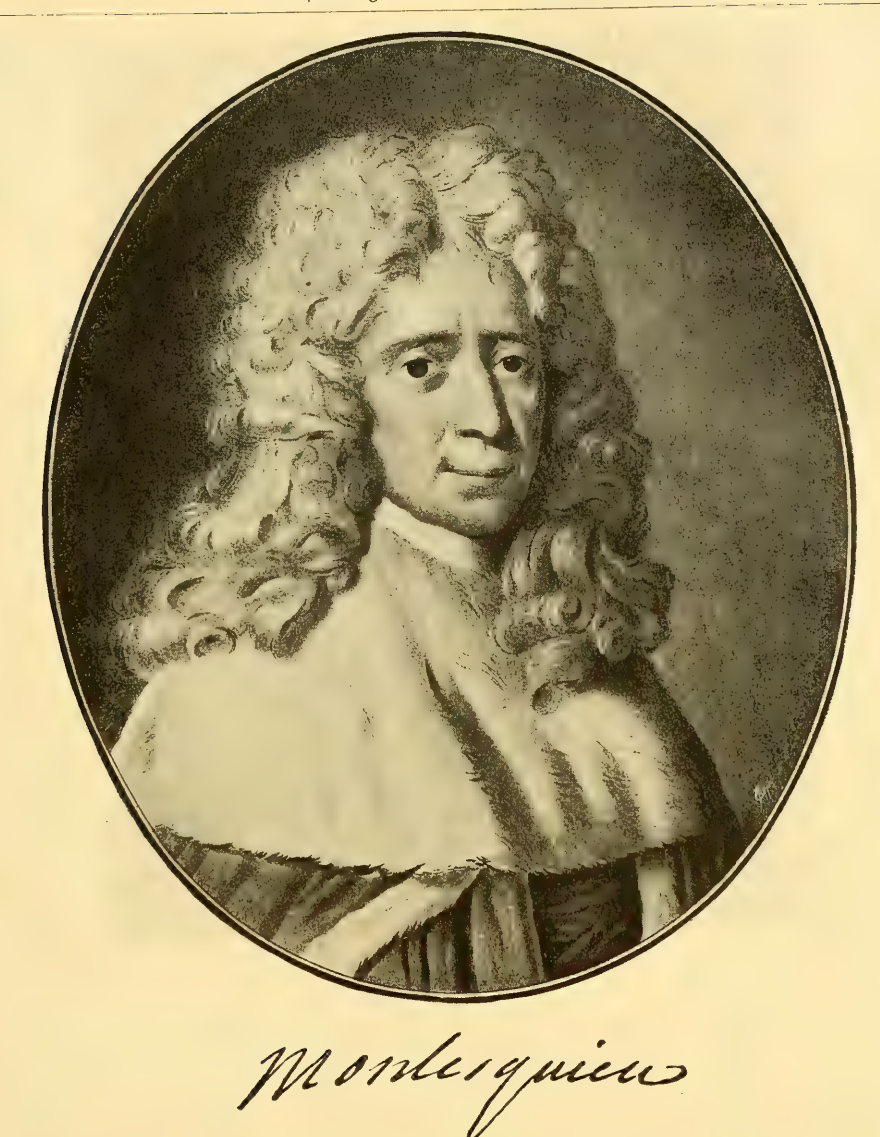
Die Salons und die Aufklärungslitteratur.

Die Salons

Somit hörte der Hof völlig auf, den Ton auch für die Dichtung anzugeben. Sie empfing ihren belebenden Einfluß aus dem gebildeten Mittelstande und dem besseren Teile des Adels, der sich diesem anschloß. Ja nicht nur unabhängig vom Hofe, sondern ihm geradezu entgegengesetzt hielten sich die Salons, wie der der Frau von Tencin und Geoffrin, des Barons Holbach, von Helvétius und andern. Hier versammelten sich an bestimmten Abenden der Woche in mäßiger Zahl geistvolle Männer und Frauen, oft durch „freie Liebe" miteinander verbunden und jedenfalls nicht geneigt, die Schranken der Sitte streng zu beobachten, zu behaglichem Zusammensein und leichter oder tiefgehender Unterhaltung; hier errangen junge Schriftsteller ihre ersten Erfolge, und wer in den Salons von Paris gesiegt, der hatte in Frankreich, in Europa den Preis errungen. Viele Fürsten hielten hier ihre stehenden Berichterstatter, so Katharina II. den Staatsrat Friedrich Melchior Grimm (1723—1807), dessen „Litterarische Korrespondenz" das treueste Bild des gesamten geistigen Lebens in Frankreich gibt (s. S. 570). In den Salons entwickelte sich vor allem die Aufklärungslitteratur, in ihren Anfängen stark beeinflußt von England, in ihrem Charakter jedoch vor allem bestimmt durch den Gegensatz zu den immer unerträglicher werdenden Verhältnissen Frankreichs. Nicht bessern und reformieren wollte sie diese Zustände, sondern etwas Neues an ihre Stelle setzen, das auf einfacher, „vernünftiger", „natürlicher" Grundlage beruhte. Es fehlte ihren Wortführern gänzlich an der Achtung für das Gewordene, an historischem Sinn, sie sprachen oft dreist ab über Halbbekanntes, urteilten häufig oberflächlich und bekämpften ihre Gegner in Staat und Kirche nicht selten mit leidenschaftlicher Gehässigkeit oder mit frivolem Spott. Aber wie sollten sie sich anders stellen diesen schlechterdings nichtswürdigen Zuständen gegenüber? Und dabei wurden sie doch auch von warmer Begeisterung, aufrichtiger Humanität und unermüdlichem Eifer getragen. Mochte die Zensur ihre Bücher unterdrücken oder verbrennen, vor persönlicher Gefahr schützte die Schriftsteller doch meist die oft angewandte Anonymität, vornehme Gönner oder wohl gar die stille Hilfe der Beamten, die nicht selten innerlich selbst die Gesetze verwarfen, die sie ausführen sollten. So entwickelte sich die französische Aufklärungslitteratur in drei Perioden: zuerst huldigten ihre Anhänger dem englischen Deismus, dann dem offenen oder verhüllten Materialismus, endlich erhob sich gegen diesen die gemütvolle Innerlichkeit Rousseaus.

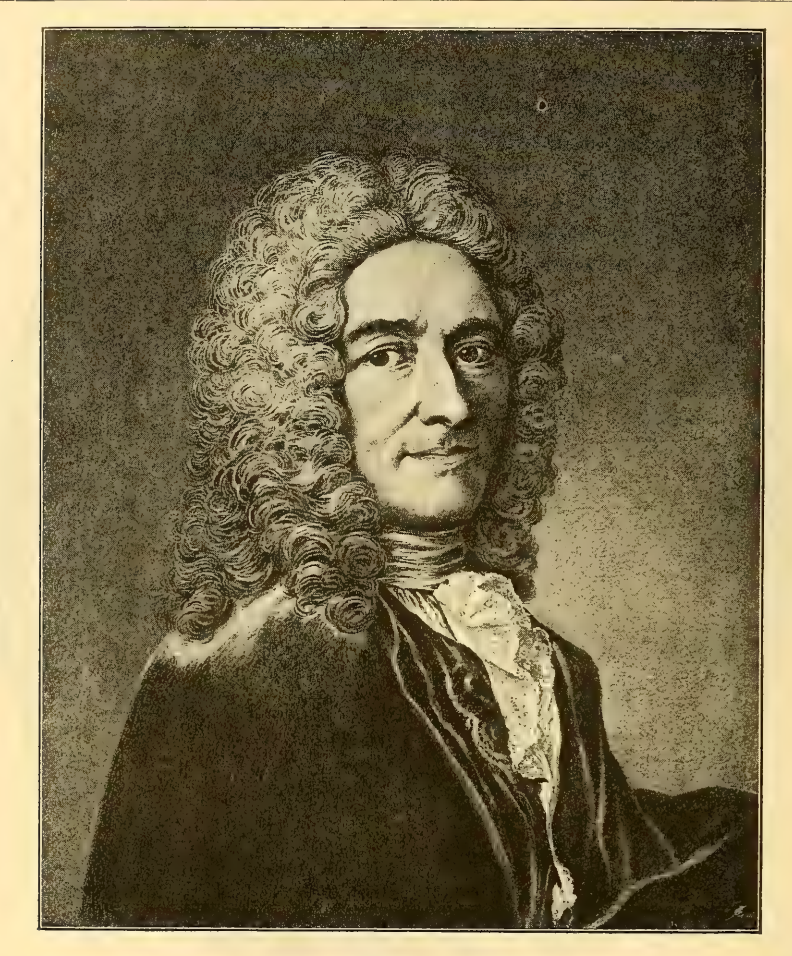
Montesquieu.

Gleich der erste hervorragende Schriftsteller, Charles de Sécondat, Baron de Montesquieu (1689—1755), aus einer alten begüterten Familie des Parlamentsadels entsprossen, war ein Schüler Englands, wo er sich 1730—32 aufhielt, nachdem er in seinen „Persischen Briefen" (Lettres persannes) unter der Maske zweier reisender Perser die französischen Zustände einer schneidenden Kritik unterzogen hatte (1721). In England wurde er zu einem überzeugten Anhänger der konstitutionellen, parlamentarischen Monarchie. Nach Frankreich zurückgekehrt, verfaßte er in ländlicher Muße seine beiden Hauptarbeiten, den Aufsatz „Über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer" (1734) und den „Geist der Gesetze" (Esprit des lois, 1748). In jenem hebt er überall den Zusammenhang der Thatsachen hervor, betont die gesellschaftlichen und staatlichen Zustände als das eigentliche Ausschlaggebende, sieht die politische Größe in der politischen Freiheit und hat dabei natürlich stets die französischen Verhältnisse im Auge. Das zweite größere Werk gibt eine vergleichende Darstellung der Staatsverfassungen, wobei er hervorhebt, daß diese nicht etwas Gemachtes seien, sondern mit



420. Charles de Sécondat, Baron de Montesquieu.
Nach dem Gemälde von Garnerey gestochen von P. M. Alix.

innerer Notwendigkeit aus den gegebenen Verhältnissen emporwachsen. Nach ihm herrscht als Prinzip in der unbeschränkten Monarchie die Furcht, in der gesetzlich gemäßigten die Ehre, in der Republik aber die Tugend. Die politische Freiheit wird am besten gesichert durch eine aus monarchischen, aristokratischen und demokratischen Elementen gemischte Verfassung. Dies Ideal sieht er verwirklicht in der englischen, da sie die notwendige Teilung der gesetzgebenden, ausführenden und richterlichen Gewalt durchgeführt habe und somit jeden Mißbrauch der Macht am besten hindere. So falsch das thatsächlich ist, die Ideen Montesquieus haben doch ungeheuren Einfluß geübt und im Anfang die Französische Revolution ganz wesentlich bestimmt.



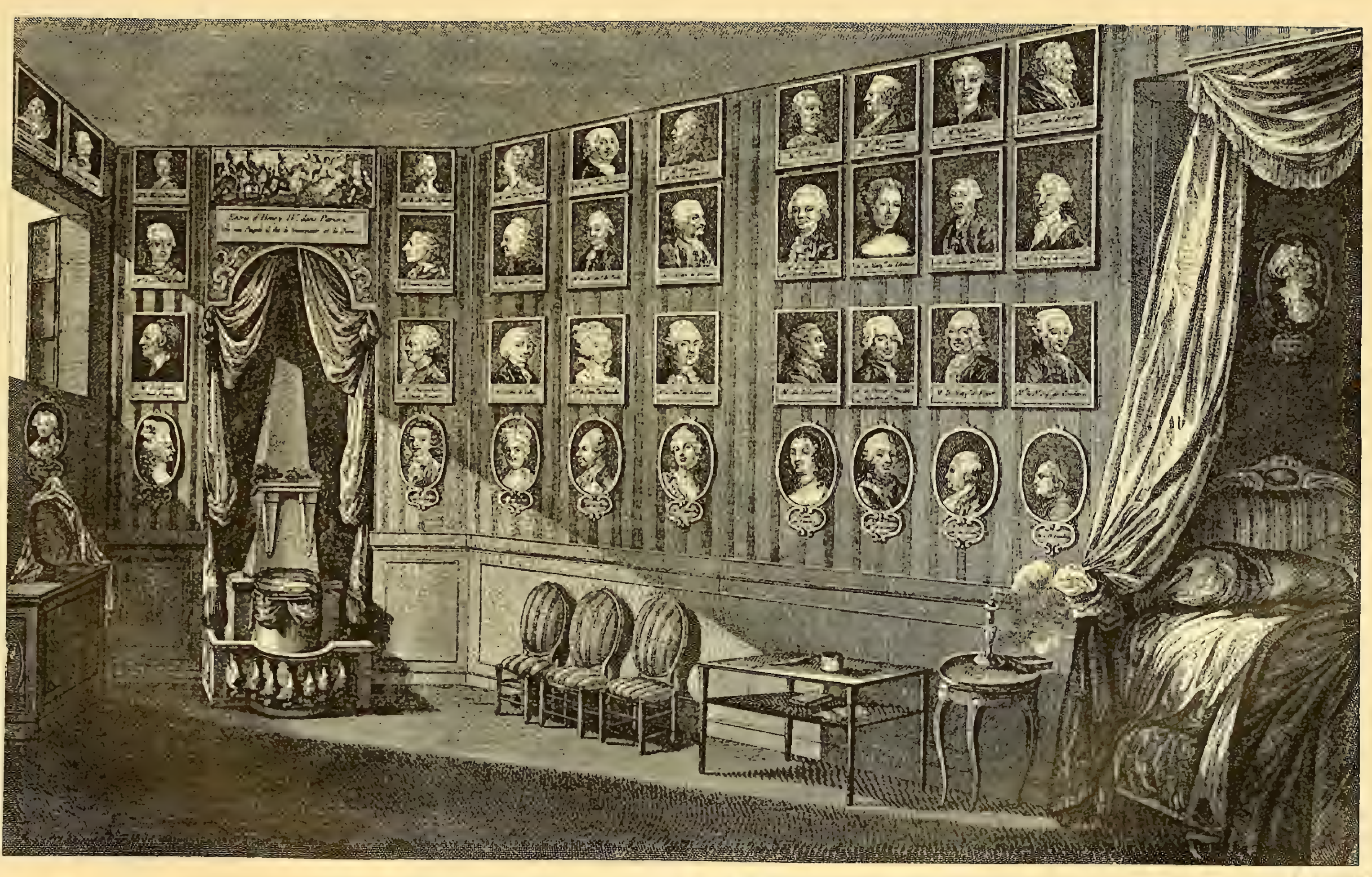
421. François Marie Arouet de Voltaire.

Nach dem Gemälde von Robert Tournières.

Voltaires Leben.

Während bei Montesquieu das Hauptgewicht auf die politische Anschauung fällt, betonte sein jüngerer Zeitgenosse François Marie Arouet Voltaire vor allem die sittlich religiöse Seite, doch ging seine Thätigkeit weit über sie hinaus und bewegte sich auf den verschiedensten Gebieten.

Geboren am 21. November 1694 zu Paris, erhielt er seine Bildung im Jesuitenkolleg Louis-le-Grand und kam alsdann frühzeitig mit den vornehmen Kreisen der Regentschaftszeit in Berührung, wo sich seine satirische Anlage rasch entwickelte. Beißende Spottgedichte brachten ihn zwar auf ein Jahr in die Bastille (1717), das erhöhte aber nur seinen Ruf. Noch fester gründete er denselben durch seine Tragödie „Ödipus" (1718) und sein Epos, die „Henriade" (1723). Als er aber einst bei Tafel mit einem Edelmann in Streit geraten und zur Rache dafür von dessen Bedienten geprügelt worden war, ohne daß es ihm gelang, dagegen Recht zu finden — er selbst wurde vielmehr auf einige Wochen wieder in die Bastille geschickt — ging er nach England (1726—28). Das wurde der wichtigste Wendepunkt seines Lebens. Denn hier lernte er durch das Studium Lockes und Newtons, im Verkehr mit Bolingbroke und andern Staatsmännern die englische Geistesentwickelung und die englische Verfassung kennen und sah fortan in den englischen Verhältnissen das Ideal, dem man nachstreben müsse. Für sich selbst wollte er die größte persönliche Unabhängigkeit, und in der That gelang es ihm allmählich,



422. Voltaires Lieblingszimmer zu Ferney. Nach der Zeichnung von Duchó, gestochen von Née.

durch Erbschaften, Pensionen, Honorare und Geldgeschäfte, nicht immer der saubersten Art, sich ein großes Vermögen zu erwerben. Nach Frankreich heimgekehrt, fand er eine Zeitlang nirgends rechte Ruhe, bis ihm dann die Marquise du Chatelet auf Schloß Cirey in der Champagne eine lange Reihe von Jahren glücklichster Muße gewährte (1733—49). Die Verbindung mit Friedrich II. führte ihn in dieser Zeit zweimal auf ein paar Monate nach Berlin, von 1750—53 trat er dann ganz in die Dienste des Königs (s. S. 511). Nachher kaufte er sich in Ferney unweit des Genfer Sees an (1758) und lebte seitdem in glücklicher Abgeschiedenheit, doch durch häufige Besuche und eine ungeheure Korrespondenz mit aller Welt in Verbindung. Unabhängig wie er damals war, nahm er den Kampf auf gegen jede Ungerechtigkeit und jede Unduldsamkeit; er erreichte vor allem, daß das Urteil über den unglücklichen Jean Calas umgestoßen und der Familie eine Entschädigung von 36000 Livres zugesprochen wurde (1768). Auch für die Aufhebung der Leibeigenschaft trat er in Wort und Schrift aufs lebhafteste ein. Als den großen Vorkämpfer für Humanität und Freiheit begrüßte Paris den vierundachtzigjährigen Greis mit rauschendem Jubel, doch die Freude und Aufregung wurden ihm tödlich, er verschied am 30. Mai 1778, ohne die Sterbesakramente seiner Kirche.

Voltaire als Mensch und Schriftsteller.

Ein echter Franzose des 18. Jahrhunderts, eitel, boshaft, geschmeidig und ohne Seelenadel, aber geistvoll, rastlos, erfüllt von warmer Humanität, hat Voltaire neue Ideen kaum aufgestellt, ist überhaupt größer im Einreißen, als im Aufbauen, aber er hat für die Verbreitung der Aufklärung mehr gethan als jeder andre. In der Philosophie war er Anhänger des Deismus, hielt also auch an dem persönlichen Dasein Gottes fest, während ihm die Unsterblichkeit der Seele zweifelhaft blieb. Dagegen verwarf er die Glaubenslehre des Christentums als Priestertrug, den Christus selbst nicht anerkennen werde; nur die christliche Sittenlehre nahm er unbedingt an. Daher sein leidenschaftlicher Kampf gegen die katholische Kirche seiner Zeit und sein berufenes Wort: „Écrasez l'infame", denn ihre Vernichtung erschien ihm als eine Wohlthat für die Menschheit. In der Politik bekannte er sich zum Naturrecht, also zur ursprünglichen Freiheit und Gleichheit aller Menschenklassen. Allein, da nach seiner Meinung die große Masse immerfort „dumm und barbarisch" bleiben wird, so sollten aufgeklärte Fürsten mit den Philosophen im Bunde die Welt leiten und nur an dem Mißbrauch der Gewalt durch eine Volksvertretung gehindert werden, wie in England. Von solchen Anschauungen ausgehend, schrieb Voltaire auch Geschichte. So wenig seine Darstellungen derart (Charles XII., Pierre-le-Grand, Siècle de Louis XIV., Essay sur les moeurs et l'esprit des nations, eine Weltgeschichte seit Karl dem Großen, sein Hauptwerk) in allen Stücken der modernen Kritik Stich halten mögen, und so wenig Verständnis er manchen hochwichtigen Erscheinungen entgegenbringt, wie der Entstehung des Christentums, den Kreuzzügen und der Reformation, das große Verdienst gebührt ihnen, einmal, daß sie, fern von schwerfälliger Gelehrsamkeit, die Geschichte anziehend und geschmackvoll erzählen, und dann, daß sie die Kulturentwickelung in der entschiedensten Weise berücksichtigen, denn die gesamte Geschichte ist für Voltaire das Aufsteigen von der Barbarei zur Kultur. Das nüchtern Verstandesmäßige seines Wesens bestimmte auch den Charakter seiner Dichtungen. Er handhabte alle Formen mit gleicher Meisterschaft, aber die eigentliche Schöpferkraft, der Reichtum der Phantasie und die Tiefe der Ideen gingen ihm ab, und überall drängte sich sein lehrhafter oder satirischer Zweck hervor. Es hängt damit zusammen, daß ihm für die griechische Poesie schlechterdings jedes Verständnis fehlte. Als Dramatiker hielt er, obwohl er Shakespeare kannte, doch im ganzen an den Formen der klassischen Tragödie fest. Als Epiker dachte er seinem Volke ein nationales Kunstepos zu schaffen, wie etwa Tassos „Befreites Jerusalem", aber seine „Henriade", die Darstellung der Kämpfe Heinrichs IV. mit der Ligue, ist zwar ein Lied zur Verherrlichung der religiösen und bürgerlichen Freiheit, ein Mahnruf zu Milde und Duldung, zu Bildung und Aufklärung, und war deshalb von tiefster Wirkung, doch ein Epos ist sie nicht. Zahlreiche Erzählungen in Vers und Prosa wie eine Reihe von Lehrgedichten wirkten nach derselben Richtung. Wie unendlich fern ihm das Verständnis des Mittelalters und

und
io=

Brief Voltaires vom 7. August 1755 an Friedrich den Großen.

Schon Ende 1753 wäre Voltaire, der Potsdam am 26. Mai d. J. verlassen hatte, bereits gern nach Sanssouci zurückgekehrt, doch der Ruf, den er in Preußen hinterlassen, war zu schlecht; den 1. April 1754 schreibt der König an Darget: „Voltaire habe wieder Versuche gemacht, zurückkommen zu dürfen; aber der Himmel möge ihn davor behüten, der Mann sei nur zum Lesen gut, aber gefährlich zum Umgehen." Ebenso ließ Friedrich in der Mitte des Monats Mai 1754 einen Brief von Voltaire ganz lakonisch von fremder Hand beantworten. Endlich aber verzieh der König: er bewunderte Voltaires Geist zu sehr, als daß er den gewohnten brieflichen Verkehr mit ihm nicht gern sollte erneuert gesehen haben. Anfang Juli 1755 kam der junge Villaume als Sekretär des Königs mit Empfehlungen aus Délices an, wodurch das alte freundschaftliche Verhältnis wieder eingeleitet worden zu sein scheint. Das nächste urkundliche Denkmal der erneuerten Verbindung Voltaires mit dem Könige ist nun eben der nebenstehende Brief vom 4. August 1755, welchem Voltaires neue Tragödie: „l'Orphelin de la Chine ou Gengis-Chan" beigelegt war: einem Geschenk, das mit solchen Worten begleitet war, konnte Friedrich bei seiner Begeisterung für des Dichters Poesien nicht widerstehen.*) Diese Andeutungen werden genügen, die Wichtigkeit dieses Briefes anschaulich zu machen.

Aux Délices bei Genf

Majestät. 4. August 1755.

Wenn die schönen Wissenschaften, welche Ew. Majestät bei dero Arbeiten zur Erholung dienten, Ew. Majestät noch unterhalten, möge mir Ew. Majestät gestatten, diese Tragödie zu dero Füßen zu legen und unter dero Schutz zu stellen; ich begann sie dort, bevor ich das Unglück hatte, Ew. Majestät zu verlassen. Ich hätte gewünscht, sie in dero Palast zu Potsdam zu vollenden, so auch mein Leben. Die Schönheiten des Genfer Sees und der Zufluchtsort, den ich für meine Grabstätte gewählt habe, sind weit entfernt, mich über das Unglück, nicht mehr in der Nähe Ew. Majestät zu sein, zu trösten.

Ich kann meinen bitteren Schmerz nur lindern, indem ich jede Gelegenheit ergreife, Ew. Majestät meine Gefühle von neuem auszusprechen; es sind dieselben, wie zu der Zeit, da Ew. Majestät geruhte, mich zu lieben, und ich wage noch zu glauben, daß Ew. Majestät gegen die sehr aufrichtige Bewunderung eines Mannes, welcher in dero Nähe sein durfte, nicht unempfindlich sein wird, eines Mannes, dessen tiefer Schmerz durch die Erinnerung an dero frühere Güte gelindert wird. Da ich nicht den Trost haben kann, mich selbst zu Ew. Majestät Füßen zu werfen, will ich wenigstens den Trost haben, mit Mylord Maréchal von Ew. Majestät zu sprechen, ich bin nicht fern von ihm; und wenn Ew. Majestät es erlauben und meine schwache Gesundheit mir die Kraft dazu läßt, werde ich zu ihm gehen und ihm sagen, was ich Ew. Majestät nicht sage, nämlich, wie hoch Ew. Majestät über andern Menschen stehen, und wie sehr ich die Kühnheit und Schwäche hatte, Ew. Majestät von ganzem Herzen zu lieben; aber ich darf Ew. Majestät nur von meiner Hochachtung sprechen.

V.

*) Der „Mylord Maréchal", von dem Voltaire bei dieser Gelegenheit spricht, ist ohne Zweifel George Keith, Earl Marishal of Scotland, des Königs Vertrauter, Bruder des Feldmarschalls James Keith (s. S. 463. 490), seit 1754 k. preußischer Gouverneur von Neuenburg (Neufchâtel).

Sire

aux délices près de Geneve
4 aoust 1755

Si les belles lettres qui ont servi de délassement a votre majesté dans ses travaux l'amusent encor, permettez que je mette a vos pieds, et sous votre protection cette tragédie que je commençai chez vous avant d'avoir le malheur de vous quitter. j'aurais voulu la finir dans votre palais de potsdam aussi bien que ma vie. les beautez du lac de Geneve et de la retraitte que j'ay choisie pour mon tombeau sont bien loin de me consoler du malheur de n'être plus auprès de votre majesté.

je ne peux soulager mon amertume qu'en saisissant les moindres occasions de vous renouveller mes sentiments. ils sont tels qu'ils etaient quand vous avez daigné m'aimer et j'ose croire encor que vous n'etes pas insensible a l'admiration tres sincere d'un homme qui vous a aproché; et dont la douleur extreme est étouffée par le souvenir de vos premieres bontez

ne pouvant avoir la consolation de me mettre moy meme aux pieds de votre majesté, je veux avoir au moins celle de m'entretenir de vous avec milord maréchal. je ne suis pas éloigné de luy; et si votre majesté m'en donne la permission, si ma malheureuse santé m'en laisse la force, j'irai luy dire ce que je ne vous dis pas, combien vous etes au dessus des autres hommes et a quel point j'ai eu la hardiesse et la faiblesse de vous aimer de tout mon cœur. mais je ne dois parler a votre majesté que de mon profond respect

V

Brief Voltaires vom 7. August 1755 an Friedrich den Großen.

seiner religiösen Begeisterung lag, beweist am besten seine „Jungfrau“ (la Pucelle), eine Parodie auf Chapelains gleichnamiges Epos (s. S. 593), die an frecher Verspottung des Christentums und schamloser Verhöhnung jeglichen Anstandes ihresgleichen kaum findet, aber in den feinen Kreisen Frankreichs begierig verschlungen wurde.

Quesnay und die Physiokraten.

Wie sich Montesquieu gegen den Absolutismus im Staat, Voltaire gegen den Absolutismus in der Kirche wandte, so bekämpfte François Quesnay (1694—1774), seinem Berufe nach Arzt, ihnen parallel die wirtschaftlichen Grundsätze der unumschränkten Monarchie, das Merkantilsystem, das durch seine einseitige Begünstigung des



423. François Quesnay.
Nach dem Gemälde von Fredon gestochen von François.

Ausfuhrhandels und der Industrie zu der trostlosen Lage des französischen Bauernstandes soviel beigetragen hatte. Freilich verfiel Quesnay in die entgegengesetzte Einseitigkeit, denn ihm galten Grund und Boden, da sie alle Stoffe hervorbringen, als die alleinige Quelle des Reichtums (daher der Name Physiokratie), der Landbau also als die einzige Beschäftigung, die die Gütermasse vermehrt, alle andre Arbeit für unfruchtbar. Er verlangte daher die Aufhebung aller Schranken der landwirtschaftlichen Produktion, also vor allem der bäuerlichen Unterthänigkeit und kehrte sich deshalb auch gegen alle Vorrechte von einzelnen Personen, Körperschaften und Provinzen, also überhaupt gegen die ganze, noch auf der mittelalterlichen Ordnung beruhende

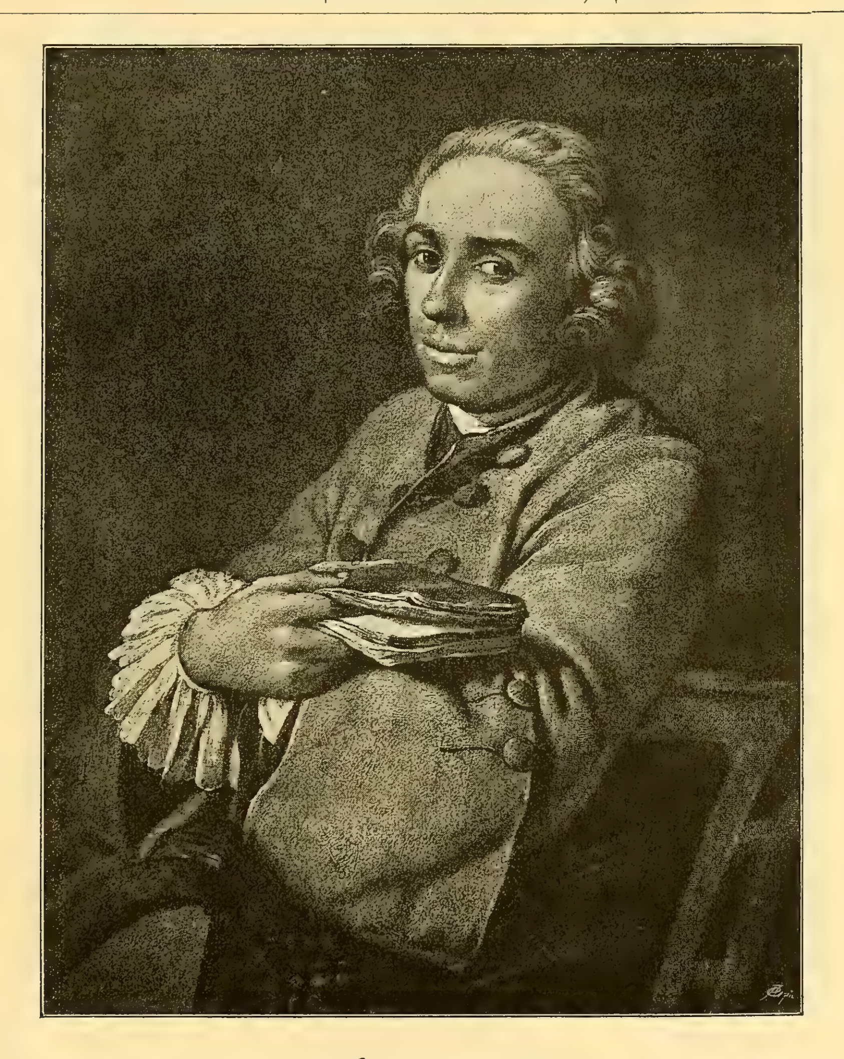
gesellschaftliche Gliederung. Von unmittelbar praktischer Bedeutung wurde namentlich seine Forderung, den Getreidehandel für den Binnenverkehr und die Ausfuhr völlig freizulassen. Der erste, der den Versuch machte, die ganze Volkswirtschaft vom physiokratischen Standpunkte aus zu begreifen, war Mercier de la Rivière (1767). Die neue Lehre, von zahlreichen Anhängern lebhaft verfochten, wirkte insofern besonders wohlthätig, als sie innerhalb und außerhalb Frankreichs die Aufmerksamkeit auf die gedrückte Lage des Landvolkes lenkte, und sodann jene Bestrebungen zur Verbesserung derselben hervorrief, denen Karl Friedrich von Baden, Joseph II. u. a. erfolgreich huldigten (s. S. 537).

Die Materialisten.

Die französischen Deisten hatten Lockes Sensualismus und Newtons Lehre von der Naturnotwendigkeit aller äußeren und inneren Vorgänge auf den Offenbarungsglauben angewandt, aber das Dasein eines persönlichen Gottes nicht bezweifelt; das jüngere Geschlecht verneinte auch dieses und erkannte in dem geistigen Leben überhaupt nur Äußerungen des Stoffes, der Materie. So leitete Condillac (1715—80) auch das Bewußtsein nur aus der sinnlichen Wahrnehmung ab; La Mettrie (1709—51) folgerte weiter, daß das Ziel des menschlichen Lebens die Sinnenfreude, eine gute That das Ergebnis einer guten, eine schlechte das einer schlechten Organisation, der Verbrecher also nur ein Kranker sei. Ähnlich betrachtete Helvétius (1715—71) in seiner bald in 50 Auflagen verbreiteten Schrift „Vom Geiste" (1758) als die Triebfeder des Handelns den Eigennutz, als die Aufgabe der Regierung und der Erziehung, die daraus entspringenden Bestrebungen und Leidenschaften in die richtige Bahn zu leiten, wobei er freilich der verkehrten Anschauung huldigte, daß die Menschen im wesentlichen gleich begabt seien, die Erziehung also alles aus jedem machen könne. Ein ausgeführtes Lehrsystem des Materialismus gab Baron Holbach, ein französierter Deutscher aus der Rheinpfalz (1723—89), in seinem Buche „Système de la Nature", das deutsche Gründlichkeit des Studiums und französischen Glanz der Darstellung vereinigte. Persönlich für alle idealen Bestrebungen eingenommen, wohlthätig und aufopfernd haben Holbach und Helvétius den Materialismus, den sie predigten, in durchaus edlem Sinne verstanden, aber wer bürgte dafür, daß andre nicht die unsittlichsten Folgerungen aus ihm zogen, sobald diese Ideen in weitere Kreise getragen wurden?

Diderot und die Encyklopädie.

Das aber leistete Dénis Diderot (1713—84), der Sohn eines Messerschmieds aus Langres. In seiner praktischen Lebensauffassung war er durchaus ein gemütvoller Idealist, in der Theorie Materialist, in seinen Schriften weniger Gelehrter als Schöngeist, lebhaft, mitteilsam, streitlustig, rastlos, so ganz geschaffen zu dem großen Werke, dem er seinen historischen Namen verdankt. Ein Buchhändler trug ihm die französische Bearbeitung eines englischen Realwörterbuchs (in zwei Bänden) an. Aber daraus erwuchs ein großartiges Sammelwerk, das die Summe der menschlichen Erkenntnis vereinigen und alle bedeutenden Geister zur Mitarbeit heranziehen sollte, zuerst den großen Mathematiker d'Alembert, den Verfasser der meisterhaften Vorrede, dann auch Voltaire und zahllose andre. Diderot selbst bearbeitete besonders die den Gewerbfleiß und die Technik betreffenden Artikel. Im Jahre 1750 erschien die Ankündigung des Unternehmens, in den Jahren 1751 und 1752 kamen die ersten Bände heraus. Obwohl der Erzbischof von Paris sofort einen Hirtenbrief dagegen erließ und die Beschlagnahme der erschienenen Bände erwirkte, so leistete doch später die Regierung der Sache insgeheim Vorschub. Der siebente Band wurde zwar wieder verboten (1757), indes Diderot arbeitete zäh und unermüdlich weiter und ließ im Jahre 1766 die letzten zehn Bände auf einmal erscheinen. Schon die erste Auflage war 30000 Exemplare stark, dazu kamen bis 1774 vier Übersetzungen. So wurde die Encyklopädie das eingreifendste Werk des Zeitalters, gewissermaßen das große Schlachtfeld im Kampfe



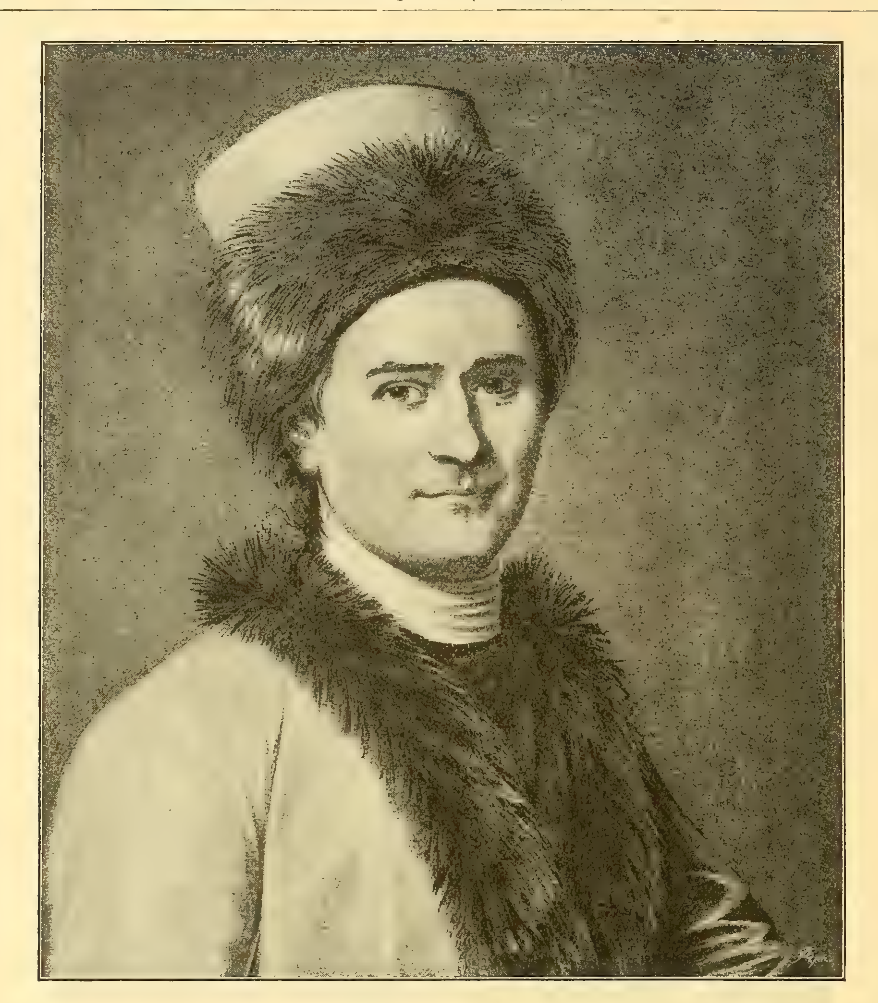
424. Denis Diderot.
Nach dem Gemälde von Jean Baptiste Siméon Chardin.

für die Herrschaft des Gesetzes in der Natur wie im Staate gegenüber dem Wunderglauben, dem Gewissenszwange und dem Despotismus, aber es trug freilich auch die materialistische Weltanschauung in die weitesten Kreise.

Rousseaus Jugend.

Der Rückschlag blieb nicht aus. Gegenüber dem nüchternen Verstande, der alles leugnete, was nicht sinnlich wahrgenommen werden kann, erhob sich die Innerlichkeit eines tiefen Gemüts in Jean Jacques Rousseau (1712—78).

Er wuchs als Sohn eines schlichten Uhrmachers in Genf unter den entscheidenden Eindrücken calvinistischer Glaubenstreue und eines freien Gemeindelebens auf, wie es nach heißen Kämpfen zwischen der Aristokratie und der im „Großen Rate" (Conseil général) vertretenen Bürgerschaft sich durch die Verfassung vom Jahre 1738 gestaltet hatte. Aber durch und durch reizbarer, sinnlicher Gemütsmensch wie er war, brachte er es niemals zu einem festen, geregelten



425. Jean Jacques Rousseau.
Nach dem Gemälde von Maurice Quentin de Latour.

Dasein. Aus der Lehre eines Kupferstechers entlief er und trieb sich lange in untergeordneten Stellungen abenteuernd umher, studierte aber auch Latein, Mathematik, Philosophie und Musik und trat, einem raschen Antriebe folgend, zum Katholizismus über. Im Jahre 1742 nach Paris gelangt, half er sich längere Zeit als Sekretär durch, verkehrte aber auch viel mit Schriftstellern und Schöngeistern, namentlich mit Diderot. Er war indes 37 Jahre alt geworden, als die Beantwortung der Preisfrage der Akademie von Dijon, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen habe (1749), ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne machte, denn er verneinte sie nicht nur, sondern suchte das Gegenteil nachzuweisen und beantwortete auch eine zweite Preisfrage: „Wie ist die Ungleichheit der Menschen entstanden und ist sie auf einem Naturgesetz begründet?“ in ähnlichem Sinne, indem er nach Locke (s. S. 156 f.) einen paradiesisch-glücklichen Urzustand der Menschen annahm und das Privateigentum als die Wurzel alles Übels darstellte. Nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Genf, wo er wieder zum Protestantismus zurückkehrte, lebte er in ungestörter Muße, erst auf der Eremitage der Frau von Epinay, dann auf einem Schlößchen des Herzogs von Luxemburg (1756—62) in Montmorency der Abfassung seiner drei Hauptwerke. Das sind: „Die neue Heloise“ (1761), „Der Gesellschaftsvertrag“ (Contrât social) und der „Émile“ (beide 1762).

„Der Gesellschaftsvertrag“ und der „Emile“.

In der „neuen Heloise“, einem Roman in Briefen, schildert er mit glühenden Farben erst das Glück zweier Herzen, die sich in freier Liebe finden, umgeben von der herrlichen Natur des Genfer Sees, dann ein Familienleben, das sich auf religiöse Innigkeit und tiefes Pflichtgefühl gründet, obwohl die Hausfrau (Julie) nicht dem Manne ihrer Wahl angehören darf. Viel einschneidender wirkte der „Gesellschaftsvertrag“, eine selbständige Weiterbildung der Lehren Lockes. Nach Rousseau sind alle Menschen von Natur gleich. Sie vereinigen sich zu einem Staate durch einen Vertrag, indem sie die Ausübung der ihrer Gesamtheit innewohnenden, an sich unteilbaren und unveräußerlichen höchsten Macht (Souveränität) unter bestimmten Bedingungen an eine Regierung übertragen. Doch behält sich das Volk als Souverän die gesetzgebende Gewalt vor und entscheidet mit Stimmenmehrheit, wobei es selbstverständlich ist, daß der souveräne Volkswille immer recht hat. Verletzt die Regierung ihre Pflicht, so kann das Volk sie jederzeit ändern, ohne daß dies eine Revolution wäre, denn es nimmt ja nur den erteilten Auftrag zurück, weil er mißbraucht worden ist. Diesen Anschauungen zufolge sieht Rousseau sein Ideal in der reinen Demokratie, und, da diese nur in kleinen Gemeinwesen durchführbar ist, in solchen, wie sie etwa in der Schweiz bestanden. So radikal aber seine Theorie sich ausnimmt, in religiöser Beziehung ist er verhältnismäßig konservativ, denn er hält den Glauben an Gott und Unsterblichkeit für unentbehrlich und ist weit davon entfernt, gewaltsamen Umsturz zu predigen. Trotzdem ist sein Gesellschaftsvertrag „der Katechismus der Französischen Revolution“ geworden. — In ebenso radikaler Weise will Rousseau die Erziehung umgestaltet wissen. „Alles ist gut, was aus den Händen des Schöpfers kommt; alles entartet unter den Händen der Menschen“, mit diesem Satze beginnt der „Emile“. Daher muß der Mensch zur „Natur“ zurückkehren, also natur- und vernunftgemäß erzogen werden. Zu diesem Zwecke soll aller Unterricht die Selbstthätigkeit wecken, das Kind möglichst viel selber finden lassen, auf lebendige Anschauung der Dinge dringen. Zugleich soll sich die körperliche Ausbildung und die Handfertigkeit mit der Entwickelung des Geistes verbinden. Die Spitze aller Bildung ist die Religion, diese aber ist durchaus Sache des Herzens. Daher wendet sich Rousseau ebenso gegen die Deisten und Materialisten, wie gegen den kirchlichen Offenbarungsglauben, den er von der Lehre Jesu durchaus trennt. Goethe hat den „Emile“ das „Naturevangelium der Erziehung“ genannt, und in der That haben seine gesunden und weisen Gedanken weithin umgestaltend gewirkt, am meisten in der Schweiz und Süddeutschland.

Rousseaus Ausgang.

In Frankreich vermochte Rousseau nicht zur Anerkennung zu gelangen. Vielmehr erfuhr er von beiden Seiten die heftigsten Angriffe. Von Diderot und Frau von Epinay hatten ihn innere Verschiedenheit und krankhafte Reizbarkeit schon früher getrennt, jetzt schalt ihn Voltaire den „Judas der Aufklärung“, der Erzbischof von Paris erließ einen Hirtenbrief gegen den „Emile“, das Buch wurde vom Henker verbrannt, Rousseau mußte flüchten (1762), trieb ruhelos umher, versank immer tiefer in Verbitterung und Verdüsterung. Friedrich der Große gewährte ihm Aufnahme in Neufchâtel, aber pfäffische Hetzereien trieben ihn bald fort nach der Petersinsel im Bieler See (1765), von dort wies ihn nach kurzer Zeit wieder die Berner Regierung aus. Er folgte einer Einladung David Humes nach England (1766), überwarf sich jedoch bald auch mit diesem und irrte nun jahrelang in bitterer Armut, von Trübsinn gepeinigt, unstät in Frankreich umher, bis er endlich in Ermenonville, einer Besitzung des Marquis de Girardin, plötzlich starb (3. Juni 1778). Er erlag dem Widerstreit zwischen seiner gefühlsseligen, idealistischen Weltauffassung und der rauhen Wirklichkeit der Dinge, den er nicht durch klare Selbstbeschränkung zu überwinden verstand. In seinen „Confessions“ hat er seine Krankheitsgeschichte geschildert.

Die exakten Wissenschaften.

Die vorwiegend deistische oder materialistische Richtung der französischen Bildung hat auf die exakten Wissenschaften den größten Einfluß geübt, wie sie umgekehrt von ihnen bestimmt wurde, denn sie befreiten von allen theologischen Voraussetzungen und lenkten auf die nüchterne Beobachtung der Naturerscheinungen hin. Daher errangen sich die Franzosen auf diesen Gebieten glänzende Ruhmeskränze. In der Mechanik machte d'Alembert (1717—83) die Bewegungslehre, wie sie sich von Newtons



426. Jean le Rond d'Alembert.
Nach dem Original von Restout gestochen von Miger.

Sätzen aus ergeben hatte (s. S. 156), der mathematischen Berechnung zugänglich. Der große Astronom Laplace (1749—1827) wies von derselben Grundlage aus in seiner „Mechanik des Himmels“ (Mécanique céleste) die Einwirkungen der Planeten aufeinander nach und sprach, übrigens in unbewußter Übereinstimmung mit Kant, die Vermutung aus, daß unser Sonnensystem aus einem sich umdrehenden Urnebel durch Ablösung und Verdichtung der Massen hervorgegangen sei, einen Satz, den die neueste astronomische Forschung in der überraschendsten Weise bestätigt hat. Für den Nachweis der Abplattung der Erde waren die französischen Erdmessungen, deren erste im Jahre 1730 in Lappland vorgenommen wurde, epochemachend. In der Physik gestaltete

Réaumur (1683—1757) das Thermometer durch die Skala zu einem brauchbaren Instrument (1730). Dagegen erfüllten sich die hochgespannten Hoffnungen, mit denen die Zeit den ersten Luftballon der Gebrüder Montgolfier (1783) begrüßte, nur zum kleinsten Teile. Die Chemie, von allen Wissenschaften am längsten in den Banden des Aberglaubens, stellte nach manchen Vorarbeiten andrer zuerst Lavoisier (1743—94) auf eine wissenschaftliche Grundlage, indem er die unteilbaren Elemente nachwies. Zur wissenschaftlichen Geologie zunächst der Alpen legte der Genfer Horace de Saussure den festen Grund (1740—99). In der Botanik stellte der ältere Jussieu (1699—1766) dem Linnéschen System zuerst ein „natürliches" entgegen, während das Streben des geistvollen Materialisten Buffon (1707—88) vor allem sich darauf richtete, die einzelnen Thatsachen in ihrem inneren Zusammenhange untereinander nachzuweisen und in lebendiger Sprache anschauliche Bilder der Gesamtnatur zu geben.

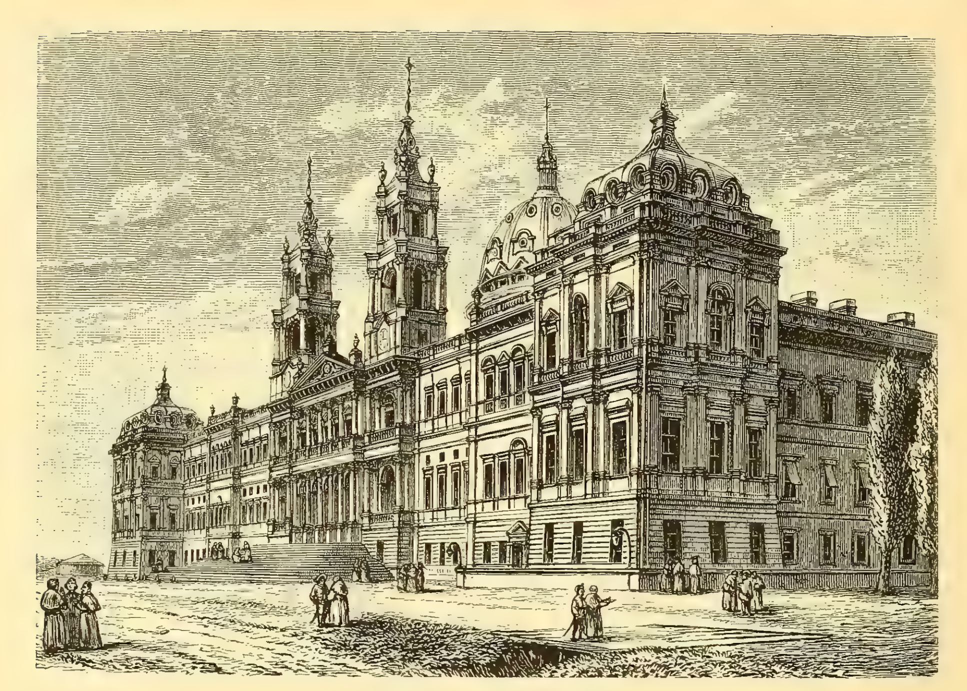
Forschungsreisen.

Auch an der Erforschung des letzten noch nicht erschlossenen Erdraumes, der Südsee und des Südpolarlandes, der seit den holländischen Entdeckungsfahrten im 17. Jahrhundert nicht wieder aufgesucht worden war (s. Bd. VI, S. 394 f.), nahmen die Franzosen rühmlich teil, gleichzeitig mit den Engländern (s. unten). Im November 1766 lief Bougainville mit zwei Kriegsschiffen aus, ging zu Ende Januar 1768 durch die Magelhaensstraße und erblickte am 2. April das herrliche Tahiti, das der Engländer Wallis schon im Jahre vorher gesehen hatte. Anfang Mai segelte er südlich an der Samoagruppe vorüber, die er Schifferinseln nannte, weil ihre Einwohner in leichten Kähnen mit größter Verwegenheit in die offene See hinaussteuerten, erreichte die Neuen Hebriden und die Südostküste von Neuguinea, kehrte aber hier wieder um, ohne die Torresstraße zu entdecken, und fand dafür am 28. Juni die von den Spaniern schon früher gesehenen Salomonsinseln wieder auf, von denen er zwei nach seinem Namen und dem Herzog von Choiseul nannte. Um den jetzigen Bismarckarchipel erreichte er dann Batavia. Andre französische Entdecker fanden in den Jahren 1771—72 die vereinzelten Gruppen der Marianen, der Crozetinseln und der Kerguelen, und halfen so die alte Vorstellung von einem ausgedehnten Südpolarlande widerlegen.

* * *

Ergebnis.

So behauptete Frankreich mehr noch als durch Kunst und Industrie durch seine Wissenschaft und Dichtung einen stolzen Vorrang unter den Völkern Europas. Noch nahm seine Litteratur ohne Zweifel die erste Stellung ein, wenigstens in der Schätzung der Welt, noch war das, was in Paris gedacht und geschrieben wurde, maßgebend für weite Kreise, nach gab in allem, was Mode und feine Sitte betraf, Frankreich den Ton an. Aber für Frankreich selber wurde es zum Verhängnis, daß die thatsächlichen Zustände in Staat, Kirche und Gesellschaft in immer schreienderen Widerspruch gerieten mit den Bedürfnissen des Volks und mit den Anschauungen der geistig führenden Kreise. Aus diesem unheilvollen Zwiespalt entsprang die Französische Revolution, um schließlich ganz Europa mit in den Strudel zu reißen und dem Weltteile noch einmal eine politisch-militärische Vorherrschaft Frankreichs aufzuzwingen, die freilich nicht mehr wie die Ludwigs XIV. auf einer alles überbietenden Kultur beruhte und daher zwar gewaltsamer, aber auch weit kürzer war als die Hegemonie der Bourbonen.



427. Kloster Mafra bei Lissabon.

Portugal und Spanien.

Portugal unter geistlicher Herrschaft.

Außer Spanien gab es kein Land, das unter dem Drucke geistlicher Herrschaft mehr gelitten hätte, als Portugal. Seit dem verhängnisvollen sogenannten Methvenvertrage vom Jahre 1703 der überlegenen englischen Geldmacht preisgegeben (s. S. 98), verkümmerte die portugiesische Volkswirtschaft, und unter dem bis zum Schwachsinn bigotten Johann V. (1705—50) verwandelte sich Portugal beinahe in einen geistlichen Staat. Als Beichtväter beherrschten die Jesuiten den Hof und dadurch die Regierung. Zur Ausstattung seiner Lieblingsstiftung, des „Patriarchats" von Lissabon, verwandte der König einen großen Teil der Staatseinnahmen; dreizehn Jahre lang (1717—30) ließ er an dem kolossalen Klosterpalast Mafra bauen, der den Escorial nachahmen, ja übertreffen sollte. Dabei war die portugiesische Verwaltung elend, Heer und Seemacht in traurigem Verfall.

Pombals Kirchenpolitik.

Aus solcher Versunkenheit riß unter dem schwachen, gutmütigen Joseph Emanuel (1750—77) die starke Hand des Marquis de Pombal das Land empor. Sebastian Joseph de Carvalho, Marquis de Pombal war am 13. Mai 1699 geboren und durch Studien wie durch seine Wirksamkeit als Gesandter an den wichtigsten europäischen Höfen ein überzeugter, eifriger Anhänger der Aufklärung geworden. Von stattlicher, imposanter Persönlichkeit, kraftvoll, ja schonungslos in der Verfolgung seiner Ziele, durchaus rechtschaffen und von glühender Vaterlandsliebe erfüllt, gewann er das unbedingte Vertrauen des Königs und beherrschte Portugal mit unumschränkter Gewalt 27 Jahre lang. Vor allem galt es, die Übermacht der Geistlichkeit zurückzudrängen und den hohen Adel, der eng mit ihr verbunden war, einzuschränken. Deshalb entzog ihm Pombal seine reichen Güter in den Kolonialgebieten, da sie ursprünglich Krongüter seien (1753). Anderseits gestaltete er die Universität Coimbra vollständig um, indem er eine große Anzahl wissenschaftlich tüchtiger Professoren berief und ihr eine philo-

sophische und eine mathematische Fakultät hinzufügte; zugleich rief er Hunderte von neuen Volks- und Lateinschulen ins Leben, um die scholastisch-jesuitischen Anstalten zu übertreffen oder zu verdrängen.

Pombal und die Jesuiten.

Bald aber spitzte sich alles zu in den Kampf gegen die Jesuiten, denn überall traten sie seinen Neuerungen in den Weg. Als Portugal seine Kolonie San Sacramento, die dem gegenüberliegenden Buenos Ayres durch Schmuggelhandel lästig fiel, gegen mehrere Bezirke der Jesuitenmission Paraguay (seit 1609) an Spanien



428. Sebastião Jose de Carvalho e Mello, Marquis von Pombal.
Nach einem Kupferstiche von Cecchi.

abtrat, hetzten die Jesuiten die ihnen untergebenen Indianer zu einem Aufstande, der erst im Jahre 1756 niedergeworfen werden konnte. Dann kam ein Unglück ohnegleichen über Lissabon; am Allerheiligentage (1. November) 1755 verwandelte binnen wenigen Minuten ein Erdbeben die Hauptstadt in einen Trümmerhaufen, die Flut des Tajo stieg um 6 m und riß hinweg, was die Erschütterung übrig gelassen hatte; unter den Trümmern wütete eine furchtbare Feuersbrunst, und Banden von Verbrechern verbreiteten sich raubend und mordend über die unglückliche Stadt, unter deren Schutthaufen 30 000 Leichen lagen. Während aber das Entsetzen alles lähmte, antwortete Pombal auf die Frage des zitternden Königs: „Was ist zu thun, um diesem göttlichen Strafgerichte zu begegnen?“ mit fester Stimme: „Die Toten begraben und für

die Lebenden sorgen", und eilte nach Lissabon. Mit bewunderswerter Energie und Umsicht stellte er zunächst die Sicherheit wieder her, sorgte für Unterkunft und Verpflegung der Obdachlosen, ließ in angestrengtester Thätigkeit die Trümmer wegschaffen, und bald erhob sich die Hauptstadt schöner aus ihren Ruinen, als sie jemals gewesen war. Doch auch gegen die Jesuiten wußte Pombal sich des furchtbaren Ereignisses als Waffe zu bedienen. Daß sie es als Strafgericht des Himmels über die gottlosen Neuerungen darstellten, nahm er zur Veranlassung, sie aus dem königlichen Palaste zu verweisen (19. September 1757), dann mit Zustimmung Papst Benedikts XIV. sie für entartet zu erklären, Kanzel und Beichtstuhl ihnen zu verschließen. Ein Mordanfall auf den König, der dabei leicht verwundet wurde (3. September 1758), gab ihm die willkommene Gelegenheit, seine geistlichen und weltlichen Gegner vernichtend zu treffen. Als



429. Lissabon nach dem Erdbeben vom 1. November 1755. Platz und Kirche von S. Paulus.
Nach dem Kupferstiche von J. Tirion.

der Teilnahme an dem Attentat verdächtig, wurden der Herzog von Aveiro, der Markgraf von Tavora und der Graf von Atougia mit allen ihren Angehörigen und mehreren Jesuiten verhaftet, acht der vornehmsten Edelleute, darunter jene drei, am 13. Januar 1759 grausam hingerichtet, viele in harter Haft gehalten. Nun gab allerdings Clemens XIII. die Erlaubnis, die Jesuiten wegen hochverräterischer Umtriebe vor ein geistliches Gericht zu stellen; da dieses aber ungenügend erschien, so ließ Pombal am 13. September 1759 sämtliche Angehörige des Ordens festnehmen und auf zwei ragusanischen Schiffen mit großer Härte nach Civitavecchia bringen; alle seine Güter wurden mit Beschlag belegt, seine Häuser (24 große Collegien und 17 Residenzen) geschlossen, dann der päpstliche Nuntius und endlich alle päpstlichen Unterthanen aus Portugal verwiesen, was Rom mit gleicher Münze bezahlte, und über die irgendwie widerstrebenden Geistlichen die gerichtliche Verfolgung verhängt. Umsonst erklärte Clemens XIII. in der Bulle Apostolici pascendi munus (7. Januar 1765) die Anklagen gegen den Orden für Verleumdung und bestätigte ihn aufs neue; sein Schritt trieb Pombal nur noch weiter vorwärts. Er verbot die Verbreitung der Bulle bei schwerer Strafe, ließ alle noch in

Portugal sich aufhaltenden Jesuiten für Hochverräter erklären (Mai 1765) und bemühte sich im Verein mit den bourbonischen Höfen, die Aufhebung des Jesuitenordens durchzusetzen. Erst unter Clemens XIV., der diese aussprach (1773), kam die Versöhnung mit Rom zustande. Zahlreiche Verfügungen jedoch, die die Herrschaft der Geistlichkeit über Portugal aufs tiefste erschütterten, waren nicht wieder rückgängig zu machen. Viele Klöster wurden aufgehoben, die Vermehrung der geistlichen Güter beschränkt, alle ohne königliches Placet eingebrachte päpstliche Bullen für ungültig erklärt. Ebenso fiel der rechtliche Unterschied zwischen „alten" und „neuen" Christen (s. Bd. V, S. 27), die alten Bücherverbote wurden aufgehoben und eine neue Zensurbehörde errichtet. Als der greise Erzbischof von Coimbra in einem Hirtenbriefe die Werke der französischen Aufklärer verbot, obwohl die Zensur sie zugelassen hatte, wurde der Hirtenbrief vom Henker verbrannt und er selbst zum Tode verurteilt, doch das Urteil nicht vollstreckt.

Volkswirtschaft.

Mit diesen kirchlichen Maßregeln verbanden sich aber auch solche, die unmittelbar auf die Hebung der Volkswohlfahrt berechnet waren. Ein vortreffliches allgemeines Landrecht schuf die lange schmerzlich vermißte Rechtseinheit, eine straffe Polizei stellte die Sicherheit in den südlichen Bezirken energisch her. Die Seidenzucht erhielt neuen Aufschwung durch ausgedehnte Maulbeeranpflanzungen, den Weinhandel nahm eine bevorrechtigte Kompanie in die Hand, die namentlich den beliebten Fälschungen des trefflichen Gewächses ein Ende machte und seinen Ruf bald wiederherstellte; der Handel mit Brasilien, den zwei Gesellschaften besorgten, warf reiche Erträge ab, und 1777 konnte Pombal auf einen Staatsschatz von 78 Mill. Cruzados (zu 2 Mark) hinweisen.

Pombals Rücktritt und Tod.

Schon aber waren die Tage seines Regiments gezählt. Am 24. Februar 1777 starb Joseph Emanuel, und seine Tochter Maria, die Gemahlin des gleichgesinnten, bigotten Dom Pedro, bestieg den Thron. Wenige Tage nachher erhielt Pombal seine schon früher erbetene Entlassung. Er erlebte noch die Befreiung der eingekerkerten Geistlichen, die Rückgabe der eingezogenen Kirchengüter, die Vernichtung des Urteils gegen die „Königsmörder" von 1758; gegen seine eigne Verwaltung wurde die Untersuchung eingeleitet. Als er starb (5. Mai 1782), konnte er nicht mehr zweifeln, daß seine Kirchenpolitik vollständig aufgegeben sei.

Ansätze zu politischen u wirtschaftlichen Reformen.

Ähnliche Wandlungen wie Portugal erfuhr um dieselbe Zeit Spanien. Trotz der Schwäche der ersten Fürsten bourbonischen Stammes, Philipps V. (1701—46) und Ferdinands VI. (1746—59), hatte es doch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts eine achtunggebietende Stellung wiedergewonnen und beherrschte seit 1735 wenigstens mittelbar wieder Sizilien und Neapel, seit 1731 auch Parma, wenngleich diese Länder nur als Sekundogenituren der spanischen Bourbonen galten (s. S. 257, 429). Zugleich war ein weiterer Schritt geschehen, um die politische Einheit der spanischen Landschaften zu vollenden. Denn Philipp V. hob nach dem Spanischen Erbfolgekriege die Sonderrechte Aragoniens auf und vereinigte dessen Stände mit den kastilianischen Cortes. Nur die Baskenlande und Asturien behaupteten ihre alte Selbständigkeit unter einer ständischen Verwaltung, die in Asturien von der aller drei Jahre zusammentretenden iunta general (Landtag) überwacht, in der Zwischenzeit von einer ständischen Deputation unter dem procurador general von Oviedo aus geleitet wurde. Eine königliche Oberbehörde war hier nur der 1718 eingesetzte oberste Gerichtshof (audiencia). Den Anfang zu Reformen im Sinne des Zeitalters machten unter dem trübsinnigen, unthätigen Ferdinand VI. der Marques de la Ensenada und José de Carjaval durch Beseitigung der verderblichen Steuerverpachtung, Erleichterung der Abgaben und Zölle, namentlich der verhaßten Alcavala (s. Bd. VI, S. 730), regelmäßige Verzinsung der Staatsschuld, Förderung des Handels u. a., so daß im Jahre 1759 die Finanzverwaltung sogar ansehnliche Überschüsse ergab.

Kirche und Unterricht.

Indessen das Haupthemmnis einer gedeihlichen Entwickelung lag hier in dem altbegründeten Übergewichte der Kirche, der damals mindestens die Hälfte des gesamten Nationalvermögens gehörte, und in dem damit eng zusammenhängenden ungenügenden und gänzlich veralteten Unterrichtswesen. Eine wirkliche Volksschule gab es überhaupt nicht. Wohl bestanden Elementarschulen, die von Klöstern, Stiftungen und Gemeinden unterhalten wurden, aber sie bezweckten nur die Vorbildung von Geistlichen oder Beamten und waren daher stets mit Lateinschulen verbunden, die in allen Städten und sogar in zahlreichen Dörfern bestanden. Hier lernte man bei den sogenannten Domines ein dürftiges Latein nach mittelalterlichen Grammatiken, ohne zu irgend welcher Lektüre zu kommen, und etwas Poetik und Rhetorik (humanidad). Mit etwa zwölf Jahren ging dann der Knabe zum Studium der „Philosophie“ (faculdad de artes) über, d. h. einer öden, formalen, scholastischen Logik, mit der die künftigen Theologen vier, die Juristen und Mediziner zwei Jahre vergeudeten. Über die eigentlichen Fachwissenschaften lasen an den 40 spanischen Universitäten ausschließlich Geistliche nach Lehrbüchern aus dem 16. Jahrhundert. Von dem Griechischen und der Muttersprache, von nationaler Geschichte, spanischem Recht und Mathematik war nirgends die Rede. Der ganze höhere Unterricht lief also auf einseitige formale Dressur hinaus und konnte weder den wissenschaftlichen Sinn, noch Verständnis für die wirkliche Welt erwecken.

Neuerungen.

Der erste frische Luftzug drang in dies dumpfe Dasein mit dem Einzuge der Bourbonen. Schon Philipp V. gründete 1713 die königliche Akademie zu Madrid für die Pflege der spanischen Sprache, 1738 die Akademie der Geschichte; andre Akademien derart entstanden in Barcelona und Valladolid, eine für Mathematik in Granada. Dann kam die Verbreitung der Aufklärungsideen zu Hilfe. Sie wurde besonders gefördert durch die Verbreitung der Freimaurerlogen. Die ersten Logen entstanden schon unter Philipp V. 1726 in Gibraltar, 1727 in Madrid. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gab es solche auch in Cadiz, Barcelona und andern Städten, deren Mitglieder zunächst meist Offiziere und Kaufleute waren. Ferdinand VI. verbot 1751 die Logen, doch hatte das keinen Erfolg, vielmehr breiteten sie sich immer weiter aus und traten unter die englische Großloge in London, was ihnen einen festeren Halt gab. Unter demselben König bahnte das Konkordat mit Rom 1753 eine Änderung zu gunsten der Staatsgewalt an, indem es die Geldleistungen an Rom erheblich beschränkte und die Besetzung der meisten geistlichen Stellen der Regierung überließ.

Karl III. und die Ausweisung der Jesuiten.

Nun brachte der Tod Ferdinands in seinem jüngeren Bruder Karl III. (1759 bis 1788), dem bisherigen König von Neapel, einen Fürsten auf den Thron, der aus voller Überzeugung der neuen Richtung huldigte und einsichtig und selbstbewußt, wie er war, ihr bereits in Neapel zur Herrschaft verholfen hatte (s. unten). Zwar verwickelten ihn seine nahen Beziehungen zu Choiseul in den nachteiligen Krieg mit England (s. S. 507), aber sie gaben ihm auch an dem gleichgesinnten französischen Minister einen festen Rückhalt. Ihm zur Seite standen dabei die Italiener Grimaldi und Squillace, die Spanier Aranda und Campomanes. Auch hier richtete sich die aufgeklärte Selbstherrschaft in erster Linie gegen die Kirche. Wie in Portugal wurden der ungesunden Vermehrung des Kirchenguts Schranken gesetzt, das königliche Placet gegenüber päpstlichen Verfügungen streng aufrecht erhalten. Natürlich eröffneten auch die Jesuiten einen lebhaften Krieg gegen die Neuerungen, schleuderten eine Flut von Flugschriften gegen die Regierung und wurden von Rom aus durch die schon erwähnte Bulle Apostolici pascendi munus (1765) unterstützt. Indes Campomanes deckte schonungslos die verderblichen Folgen ihres Unterrichtswesens auf, die Geistlichkeit stand, zum großen Teil mit dem herrschsüchtigen Orden gründlich verfeindet, auf Seite der Krone, und als am 23. März 1766 aus Anlaß eines neuen Monopols auf die notwendigsten



430. Karl III., König von Spanien.
Nach dem Gemälde im Schlosse zu Gripsholm.

Lebensmittel ein Tumult in Madrid ausbrach, bei dem, wie man glaubte, die Jesuiten geschürt hatten, da entließ der König zwar den Minister Squillace, als den Urheber des Monopols, erhob aber den Grafen Aranda zum Präsidenten des Rates von Kastilien, d. h. zum ersten Minister. Dieser ließ, dem Beispiele Pombals folgend, in einer Nacht (2. April 1767) sämtliche Jesuiten in ganz Spanien, gegen 6000, aufheben, an die Küste bringen und nach Rom einschiffen; da sie indes dort keine Aufnahme finden konnten, landete man sie nach harten Entbehrungen in Corsica. Gleiches Schicksal traf noch im selben Jahre den Orden in Neapel, im nächsten auch in Parma. Seine Häuser wurden geschlossen, sein Vermögen mit Beschlag belegt, und drohend forderten nunmehr im Mai 1768 die bourbonischen Höfe seine Aufhebung in Rom.



431. Pedro Pablo Abaraca de Bolea, Graf von Aranda.
Nach dem Originale von Joachim Inza gestochen von J. Ballester.

Dem folgten weitere Angriffe auf das Gebäude der römischen Hierarchie. Die Berufungen nach Rom wurden beschränkt, die spanischen Klöster ausschließlich unter die Aufsicht spanischer Oberen gestellt, das Asylrecht der Kirchen und Klöster aufgehoben oder eingeschränkt, die Ketzergerichte eingestellt und durch Errichtung neuer Schulen unter staatlicher Aufsicht der alten Herrschaft der Geistlichkeit über das Unterrichtswesen entgegengearbeitet. Endlich vollendeten die bourbonischen Höfe ihren Sieg über den mittelalterlichen Katholizismus, indem der milde Papst Clemens XIV. (Ganganelli) durch das berühmte Breve Dominus ac redemptor noster (21. Juli 1773) die Aufhebung des Jesuitenordens aussprach. Er zählte damals 22 589 Mitglieder in 24 Provinzen.

Umwandlung der spanischen Kolonialpolitik.

Wie so das altspanische Kirchentum dem Andrange moderner Ideen zu weichen begann, so sanken damals auch allmählich die Schranken, die das spanische Amerika dem Weltverkehr verschlossen, nachdem schon der Spanische Erbfolgekrieg die ersten Breschen in sie geschlagen hatte (s. S. 124). In der That ließen sie sich nicht länger

aufrecht erhalten. Schon um 1728 bedeutete der englisch-holländische Schmuggelhandel mit dem spanischen Amerika ebensoviel als der legitime Verkehr von Spanien aus, and außerdem wurden die nach Amerika bestimmten Gallionen ganz überwiegend mit nichtspanischen Waren und auf Rechnung fremder Kaufleute befrachtet. Liefen doch z. B. im Jahre 1734 in Cadiz, das seit 1720, weil der Guadalquivir versandete und die Schiffe größer wurden, an die Stelle von Sevilla getreten war, 596 englische, 228 französische, 147 holländische, 14 schwedische, 13 dänische, 2 deutsche, 2 portugiesische und 2 italienische Schiffe ein. Schon 1728 hatte daher die spanische Regierung in Guipuzcoa die Errichtung einer Handelsgesellschaft gestattet, um das Interesse der eignen Kaufleute gegen den fremden Schmuggel zu verwerten; im Jahre 1733 gewährte sie auch den Franzosen beträchtliche Vorteile in Amerika. Infolgedessen nahm der französische Handel mit dem spanischen Amerika so zu, daß er 1741 allein 60 Prozent des Gesamtverkehrs beherrschte. Daher sank die Bedeutung der Silberflotten schon 1737 auf nicht mehr als 2000 Tonnen. Die spanische Regierung erlaubte darauf 1740 Gallionen und Registerschiffe zu schicken und stellte endlich 1748 die regelmäßigen Fahrten der Silberflotten ganz ein, obgleich dann und wann noch ein Geschwader derart auslief, das letzte 1778. Seitdem verfielen Panama und Portobello. Doch blieb der Betrieb des Handels nach Amerika noch an Cadiz und kostspielige königliche Erlaubnisscheine gebunden. Aber der natürliche Lauf der Dinge ließ sich nicht mehr hemmen. Seit 1764 gingen regelmäßige Postschiffe nach Havana und Buenos Ayres; dann wurde der Handel nach den Kolonien einer großen Anzahl spanischer Häfen gegen einen bestimmten Zoll freigegeben, zuerst 1765 nach Westindien, 1778 für Südamerika und Guatemala, zuletzt 1788 nach Mexiko, um dieselbe Zeit (1778) auch der Verkehr zwischen den einzelnen Kolonien. Der große Aufschwung des Handels bewies bald, wie unnatürlich die bisherigen Verhältnisse gewesen waren. Im Jahre 1765 brauchte der Handel mit Cuba nur sechs Schiffe, 1778 über 200. In demselben Jahre belief sich die Gesamtausfuhr von Spanisch-Amerika auf $148\frac{1}{2}$ Millionen Realen, 1788 auf $1104\frac{1}{2}$ Millionen Realen. Da jedoch das Mutterland die steigenden Bedürfnisse der Kolonien nicht zu befriedigen vermochte, so lockerte sich auch die Verbindung beider, und der Abfall von Spanisch-Amerika wurde vorbereitet.

Land-wirtschaft und Gewerbe.

Freilich enthüllte die Umgestaltung dieser Verhältnisse zugleich greifbar deutlich den tiefen Verfall der spanischen Volkswirtschaft. Sie war um mehrere Jahrhunderte zurück. Das drückende Übergewicht des kirchlichen und adligen Grundbesitzes hielt die große Masse der Landbevölkerung, ein meist überaus fleißiges und genügsames Geschlecht, in völliger Gebundenheit und ließ keinen Unternehmungsgeist aufkommen; als „elende Sklaven der Kirche und der Gutsherren" bezeichnete einmal ein Intendant von Burgos die Bauern seines Bezirks. Hemmend auf die Ausdehnung des Anbaus wirkte vor allem die spanische Schafzucht, so ziemlich das einzige blühende Gewerbe des Landes. Ungeheure wüste Weidestrecken (baldios) waren seit Jahrhunderten in Händen der Herdenbesitzer, die jeden Anbau hier untersagten; außerdem verbot die seit dem 16. Jahrhundert allmächtige Mesta, die Gesellschaft der großen Herdenbesitzer, sogar den Landwirten, ihre Äcker einzuzäunen, und nahm das Recht in Anspruch, nach der Ernte sie als Weideland für ihre ungeheuren wandernden Herden (gewöhnlich 10000 Stück) zu benutzen. Auch die ausgedehnten Gemeindeländereien dienten meist als Weide. Das Gewerbe war überall dürftig entwickelt, gewinnbringende Unternehmungen lagen in den Händen der Fremden, wie z. B. Engländer die asturischen Kohlengruben ausbeuteten, es fehlte an guten Straßen, außer an der Nordküste, und viele Häfen versandeten. Daher war der Landverkehr sehr gering und mußte sich bis auf Florida Blanca noch ohne Fahrpost behelfen; auch die Bevölkerung war im ganzen

dünn, mit alleiniger Ausnahme der Küstenlandschaften, und sie nahm sogar in manchen Gegenden immer mehr ab. In den siebziger Jahren klagte Salamanca, daß es in seinem Bezirke 172 verlassene Ortschaften gebe, alle auf dem Boden der Kirche oder adliger Majorate, Ciudad Rodrigo zählte ihrer 110 auf, Xeres de la Frontera hatte 15527 Morgen verlassenes Ackerland. Im ganzen hatte Spanien mit den Balearen im Jahre 1723 etwa $7\frac{1}{2}$ Millionen, 1768 über 9 Millionen, 1787 aber über 10 Millionen Einwohner auf einem Raume, der etwa der Größe Frankreichs entspricht (s. Bd. V, S. 734).

Arandas Reformpolitik.

In dies verkommene und zurückgebliebene Land waren nun die Ideen der Aufklärung eingedrungen und wurden sofort von vielen mit echt spanischer Leidenschaftlichkeit erfaßt. Überall bildeten sich „patriotische Gesellschaften“, um nach physiokratischen Grundsätzen vor allem der Volkswirtschaft aufzuhelfen. Besonders Sevilla, die alte glänzende Hauptstadt Andalusiens, lange Zeit der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Verkehrs, der spanischen Malerei und Dichtkunst, wurde jetzt ein bevorzugter Sitz dieser Aufklärungsbewegung. Von hier machte ein geborener Peruaner, Pablo de Olavides, als Generalintendant von Andalusien, seit 1763 den Versuch, den verödeten Landstrichen selbst durch Ansiedelung deutscher und schweizerischer, zum Teil protestantischer, Kolonisten in der Sierra Morena wieder emporzuhelfen, freilich ohne die nötige Umsicht und daher auch nicht mit dem beabsichtigten Erfolge. Bald regte sich auch gegen die ganze Reformpolitik Arandas heftiger Widerstand in der großen Masse des spanischen Volkes, dessen Natur sich nicht so leicht verändern ließ, und im Jahre 1773 sah sich Karl III. veranlaßt, den Minister als Gesandten nach Paris zu schicken. Kurz nachher mußte er auch zulassen, daß die Inquisition Olavides zur Verantwortung zog, weil er Ketzer nach Spanien gebracht und mit französischen Freigeistern verkehrt habe (1776). Er wurde 1778 zu lebenslänglicher Klosterhaft verurteilt, entkam aber nach Genf (gest. 1803). Selbst ein Autodafé fand in Cadiz wieder statt.

Florida Blanca.

Gleichwohl war von einer wirklichen Reaktion nicht die Rede. Denn nicht nur stand Aranda selbst jetzt noch in engster Verbindung mit dem König, sondern auch Campomanes blieb fortwährend thätig für Reorganisation der Universitäten, Förderung der Realwissenschaften und Milderung des Strafrechts nach Beccaria. Auch Florida Blanca, der im Februar 1777 die Leitung des Auswärtigen mit dem Vorsitz im Ministerium übernahm, war durchaus reformfreundlich und förderte namentlich die materiellen Interessen im Verein mit einer Reihe ausgezeichneter Männer, unter denen der edle Asturier Gaspar de Jovellanos aus Gijon (1744—1811) wohl die erste Stelle einnimmt. Die patriotischen Gesellschaften entfalteten überall eine rege Thätigkeit und traten mit dem Auslande in lebhaften Verkehr. Im Interesse der Industrie errichteten sie Spinn- und Nähschulen, in Vergara entstand durch die baskische Gesellschaft eine höhere Lehranstalt für Mathematik und Naturwissenschaften, auch einzelne Prälaten opferten große Summen, Straßen und Brücken und vor allem Kanäle, teils zur Bewässerung, teils zur Schiffahrt (der Kanal von Kastilien seit 1755, der Kanal von Gundarrama seit 1787 u. a. m.) wurden gebaut, und für die Reform der spanischen Landwirtschaft brachte die patriotische Gesellschaft in Madrid ein ungeheures Material zur Kenntnis der Zustände zusammen, das dann Jovellanos seit 1787 zu einer umfassenden Denkschrift verarbeitete.

Tod Karls III.

Ein dauernder Erfolg freilich war allen diesen Anstrengungen nicht beschieden, dazu waren die Mächte des Beharrens viel zu stark. Karl III. starb am 14. Dezember 1788, und obwohl sich Florida Blanca auch noch unter seinem Nachfolger Karl IV. (1788 bis 1808) behauptete, so sah er doch mehr und mehr den größten Feind der Monarchie nicht in der Hierarchie, sondern in den demokratischen Ideen, wiewohl Spanien aus Feindschaft gegen England im Bunde mit Frankreich die Nordamerikaner unterstützte (s. unten).

Italien.

Politische Lage Italiens.

Italien war noch immer nichts weiter als ein geographischer Begriff und stand noch zum guten Teile unter der bourbonischen und habsburgischen Fremdherrschaft. Nur ein einziger Staat, Savoyen-Piemont, besaß eine nationale Dynastie, die, wenn auch französischen Ursprungs, doch mit dem Staate fest verwachsen war. Nirgends anders bestand auf der Halbinsel ein ähnliches Verhältnis zwischen Fürst und Volk, denn zwischen den durch die europäische Politik nach Italien verpflanzten Dynastien und ihren Unterthanen bildete sich kaum ein sittliches Band. Trotzdem fanden die Ideen der Aufklärung auch hier rasch Aufnahme. Und zwar richteten sie sich hier praktisch nicht nur gegen die Herrschaft der Kirche, sondern auch gegen die Reste der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung. Dabei gingen Neapel und Sizilien, sonst die am meisten zurückgebliebenen, von den Spaniern unsäglich mißhandelten Teile, in der Verwirklichung dieser Ideale voran, ihnen folgten Toscana, Mailand und Piemont, während der Kirchenstaat und die beiden aristokratischen Republiken Venedig und Genua davon wenig berührt wurden.

Neapel und Sizilien.

Karl III. und Tanucci.

In Neapel und Sizilien wurde die Regierung Karls III. (1735—59) und seines Ministers Marchese Bernardo Tanucci besonders fruchtbar, wenngleich, wie begreiflich, die neue Richtung nur von einer kleinen Minderheit vertreten wurde und in dem seit Jahrhunderten von fremden Eroberern despotisch regierten Volke keinen Boden hatte. Karl III. hatte eine jämmerliche Erziehung gehabt und deshalb geringe Kenntnisse gesammelt, aber er besaß einen gesunden Verstand, ein richtiges Urteil und ein ausgezeichnetes Gedächtnis, war dabei gutherzig und gerecht. Es war sein Stolz, das schönste Königreich Europas zu beherrschen und etwas aus ihm zu machen. Für alles hatte er ein lebhaftes Interesse, besonders auch für praktische Aufgaben, was in diesem ästhetisch überbildeten Volke eine Wohlthat war; er war selbst ein leidenschaftlicher Jäger, hielt sich in seiner Lebensweise karg und anspruchslos und verkehrte gern ungezwungen mit Leuten aus dem Volke. Bedeutender als er war seine Gemahlin Maria Amalia, die Tochter Friedrich Augusts II. von Sachsen, eine heftige und herrschsüchtige Dame, die stets den Sitzungen des Konseils beiwohnte. Doch die Seele der Regierung blieb Bernardo Tanucci, früher Professor der Rechte in Pisa, ein feiner Florentiner von umfassendem Wissen, unbestechlich, in seiner Haltung von eiserner Ruhe, obwohl er vielleicht zu sehr Theoretiker war, um Staatsmann zu sein. Aber im Verhältnis zu der trägen, despotischen Verwaltung der Spanier (s. Bd. V, S. 450) und dem mißtrauisch gewaltthätigen Regiment der späteren neapolitanischen Bourbonen erscheint doch diese Zeit als ein heller Lichtpunkt, denn zum erstenmal in der Geschichte wurde Neapel um seiner selbst willen regiert.

Reformbestrebungen.

Tanucci erschütterte die altgewohnte Adelsherrschaft im Königreiche dadurch, daß er die Berufung von den Patrimonialgerichten der Barone an den königlichen Gerichtshof einführte, bei Neubelehnungen die peinliche Gerichtsbarkeit den Vasallen nicht mehr übertrug und auf Verringerung der adligen Haustruppen bestand. Die Macht der Geistlichkeit, die hier von alters her um so größer war, als das Königreich für ein päpstliches Lehen galt, mußte sich ähnliche Einschränkungen gefallen lassen, wie später in Spanien und Portugal, der eigenmächtig eingerichtete Inquisitionsgerichtshof wurde geschlossen. Freilich gründete Tanucci, statt der Volkswirtschaft aufzuhelfen (er errichtete nur ein paar Luxusfabriken), die Staatsfinanzen wesentlich auf die Zölle und

vernachlässigte das Heerwesen. Dabei verschönerte diese Regierung jedoch Neapel durch den Prachtbau des San Carlotheaters u. a., errichtete den gewaltigen Palast von Caserta und fand in der Aufdeckung von Herculaneum (1738) und Pompeji (1748) den Antrieb zur Begründung des großartigen Museo Borbonico (jetzt Nazionale) sowie der Herkulaneischen Akademie (1755). Als Karl III. nach Spanien übersiedelte (1759, s. oben S. 694), führte Tanucci als Regent für seinen damals erst achtjährigen Sohn Ferdinand IV. (1759—1825) die Verwaltung in dem Sinne des früheren Königs fort. In der Nacht vom 3. zum 4. November 1767 wurden auch hier die Jesuiten verhaftet und ausgewiesen, ihre Güter zur Förderung des Schulwesens verwendet, namentlich die Universität Neapel durch neue Lehrstühle und Errichtung wissenschaftlicher Institute gehoben.



432. San Carlotheater zu Neapel, erbaut unter König Karl III. von Neapel.

Mit Tanuccis Entfernung (1777), die man dem Einflusse der jungen Königin Karoline von Österreich (seit 1769) zuschrieb, kamen diese Reformen allmählich ins Stocken, da der König nur für Jagd und Fischfang Interesse verriet; doch sorgte der neue Minister, der Engländer Joseph Acton, wenigstens für Herstellung einer stattlichen Flotte.

Toscana.

Großherzog Franz Stephan.

Am folgerichtigsten wurden die Ideen der Aufklärung in Toscana verwirklicht, dem ersten Kulturlande des modernen Italien, der Stätte früher politischer Reife. Doch nicht Einheimische, sondern Fremde waren es, die diese Aufgabe übernahmen und lösten. Nach dem Aussterben der Medici mit Gastons Tode 9. Juli 1737 hatte der dem Lande völlig fremde Franz Stephan von Lothringen, der Gemahl Maria Theresias, die schöne Erbschaft angetreten (s. oben S. 238); aber er verweilte nur

einmal, im Jahre 1739, auf einige Zeit in Florenz, um die Huldigung seiner neuen Unterthanen entgegenzunehmen, behandelte Toscana durchaus als ein österreichisches Nebenland (s. oben S. 483) und überließ im übrigen fast 30 Jahre lang die Regierung seinen lothringischen Landsleuten, die den feinen Florentinern als halbe Barbaren erschienen und sich durch Habgier und Stolz gründlich unbeliebt machten. Trotzdem bereiteten die beiden an der Spitze stehenden Männer, der Fürst van Craon und der Graf Richecourt, die kommende Reformperiode rüstig vor. Sie nahmen dem Adel seine Gerichtsbarkeit fast ganz und zogen ihn gleichzeitig zu allen Staatslasten heran, beschränkten das Anwachsen des Kirchenguts und gaben die geistlichen Güter teilweise in Erbpacht.

Leopold I.

Auf dieser Grundlage baute Großherzog Leopold I. (1765—90) weiter. Als er nach dem Tode des Vaters Toscana als eine habsburgische Sekundogenitur übernahm, zählte er erst 18 Jahre (geb. 5. Mai 1747). Aber er war sich seiner Aufgabe von Anfang an klar bewußt. Wie Friedrich der Große betrachtete er sich durchaus als den ersten Diener des Staates, den „Beauftragten" des Volkes. Doch wollte er freilich dies Volk unumschränkt regieren und nach seiner Weise beglücken, nur daß er besonnener verfuhr als sein Bruder Joseph II. In den ersten Jahren war er allerdings noch an den Rat der Vertrauensmänner Maria Theresias, des Marchese Botta (bis 1766) und des Grafen Franz Orsini von Rosenberg gebunden, aber seit 1770 regierte er mit seinem Minister Pompeo Neri ganz selbständig.

Reformen.

Als er ankam, fand er die Staatskassen leer, das Land durch Hungersnot und Seuchen verheert. Das Nächste mußte also die Ordnung der verwirrten Finanzen sein. Die bisher üblichen Steuerpachtungen wurden abgelöst, eine einheitliche Grundsteuer eingerichtet, die Staats- von den Krongütern getrennt, für die Schuldentilgung planmäßig gesorgt. Dies alles mit solchem Erfolge, daß Leopold bei seinem Abschiede vom Lande 1790 einen baren Überschuß von 5 Mill. Lire hinterließ. In volkswirtschaftlicher Beziehung stand er auf physiokratischer Grundlage. Daher gab er allmählich den Handel mit Vieh und Getreide völlig frei, beseitigte die Binnenzölle, schaffte die Fronden und alle die eine freie Entwickelung der Landwirtschaft hemmenden Servituten ab, ließ mit großen Kosten das berüchtigte Sumpfthal des Chiana entwässern und in fruchtbares Ackerland verwandeln und baute zahlreiche gute Straßen, wie die von Florenz nach Modena. Freilich gab er auch in schwerbegreiflicher Verblendung die Waldungen der Spekulation und also der Verwüstung preis, und das Gewerbe wollte sich so wenig wieder heben, daß Florenz unter einer Bevölkerung von etwa 78000 Menschen nur 28000 Gewerbtreibende (davon ein Drittel Seidenweber) zählte. Die Gemeindeverwaltung, die in diesem klassischen Lande uralter Städte höchst mannigfaltig war, gestaltete er 1769—82 einheitlich, indem er überall jährlich wechselnde und von allen steuerzahlenden Bürgern gewählte Bürgermeister (gonfalonieri nach alter Benennung) und Ratmannen (priori) einsetzte, ihnen aber einen landesherrlichen Gemeindekanzler beigab, der bald die Hauptrolle spielte. Ebenso ordnete er die Rechtspflege einheitlich, so daß eine Anzahl großherzoglicher Zivil- und Kriminalgerichte unter dem Obertribunal in Florenz standen; auch reformierte er Strafrechtspflege in dem humanen Sinne Beccarias (s. unten S. 713). Nur die Wehrkraft vernachlässigte Leopold grundsätzlich. Er verkaufte nicht nur die Kriegsschiffe, obwohl sie gegen die Barbaresken unentbehrlich waren, sondern löste 1774 sogar das Landheer auf, bis auf die Garnisontruppen in Livorno und Portoferrajo und seine Garde, und erklärte 1778 die Neutralität zu einem Grundgesetze Toscanas.

Kirchenpolitik.

Seine Kirchenpolitik stimmte mit der Josephs II. überein. Wie sein Bruder sah er in der Kirche wesentlich ein Werkzeug des Staates, das dieser natürlich auch möglichst ausschließlich in der Hand haben mußte. Daher knüpfte er die Ver-

öffentlichung aller auswärtigen Kirchenbehörden, auch der päpstlichen, an das landesherrliche Placet, forderte von den toscanischen Bischöfen den Treueid, schaffte die Inquisition ab, stellte die Klöster unter die Aufsicht der Bischöfe und des Staats, hob viele Klöster ganz auf (von den 28 Klöstern des Sprengels von Pistoja allein 22, und in dem einen Jahre 1783 überhaupt 15) und wies 1773 die Jesuiten aus. Den Zutritt zum geistlichen Stande erschwerte die Vorschrift, daß jeder künftige Welt- oder Ordensgeistliche die bischöflichen Seminare oder eine geistliche Akademie besucht haben mußte; dafür wurden die Pfarren besser ausgestattet. Aber indem Leopold so wenig wie Joseph II. davor zurückscheute, in alte kirchliche Gewohnheiten polizeilich einzugreifen, die Laienbruderschaften meist aufhob und sogar gegen die tiefgewurzelte Verehrung von Madonnen- und Heiligenbildern einschritt, erregte er die tiefste Erbitterung des toscanischen Volkes. Er versuchte deshalb die Bischöfe des Landes 1785 zur Abhaltung von Diözesansynoden zu bestimmen, um die Kirchenzucht einheitlich zu regeln, aber nur der Bischof von Prato und Pistoja, Scipione de' Ricci, dessen Rat Leopold in kirchlichen Dingen oft hörte, hielt 1786 eine solche ab und ließ eine Reihe von Beschlüssen in jansenistischem und gallikanischem Sinne fassen, die übrigen erklärten sich in einer großen Versammlung gegen diese Grundsätze, und der sogenannte Madonnenaufruhr in Prato 1777 zeigte dem Großherzog, daß er (wie alle Aufklärer) die Mächte des Widerstandes im Volke und im Klerus unterschätzt habe. Wohl suchte er durch Förderung der wie überall vernachlässigten Volksschule und durch Pflege der Naturwissenschaften ein modern denkendes Geschlecht zu erziehen, aber er ließ auch dem geistigen Leben wenig Freiheit, indem er z. B. die altberühmte Academia della Crusca (s. Bd. V, S. 114) mit zwei andern zu einer einzigen verschmolz, was ihm die Florentiner sehr übel nahmen.

Ergebnisse.

So hatte er das Unglück, trotz aller redlichen Bemühungen gründlich unpopulär zu sein, und er vergalt das wieder mit einem tiefen Mißtrauen, das ihn dazu verführte, eine ausgedehnte Spionage zu organisieren und die Polizei beinahe als die wichtigste Staatseinrichtung zu behandeln. An seinen Idealen wurde er trotzdem nicht irre; als er im März 1790 Florenz auf immer verließ, um den Kaiserthron zu besteigen, hatte er sogar die Absicht, eine Verfassung zu verleihen. Sie blieb unausgeführt, aber das moderne Toscana ist Leopolds Werk.

Mailand.

Graf Firmian.

Das alte spanische Herzogtum Mailand, das 1713, allerdings stark beschnitten, unter habsburgische Herrschaft getreten war (s. oben S. 124), stand seitdem zu Österreich zwar in weit engeren staatsrechtlichen Beziehungen als Toscana, wurde aber beinahe wie ein selbständiger Staat regiert, denn der Statthalter stand unmittelbar unter der italienischen Kanzlei, seit 1757 unter dem Hof- und Staatskanzler in Wien und erhielt von dort nur allgemeine Weisungen. Der Geist der neuen Zeit hielt seinen Einzug in das lange verwahrloste und durch die Kriege der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts schwer mitgenommene Land mit der Statthalterschaft des Herzogs Franz von Modena (1754—71) und des Erzherzogs Ferdinand durch das Wirken der „bevollmächtigten Minister", des Großkanzlers Beltrame-Christiani (1754—58) und vor allem des Grafen Karl von Firmian (1758—82). Graf Firmian (geb. 1716), der Sprößling eines alten südtirolischen Geschlechts, dem auch der Erzbischof Leopold Anton von Salzburg verhängnisvollen Andenkens entstammte (s. oben S. 281), war nicht nur ein vollendeter Kavalier von der vielseitigsten Bildung, namentlich Gönner der Künste, sondern auch ein Staatsmann von weitem Blick und tiefem Wohlwollen. Bereits Christiani hatte den Gemeinden eine gewisse Selbstverwaltung gegeben, aus ihren Vertretern „Delegationen" für die Bezirke und aus

diesen wiederum den „Generalrat“ als eine Art von Aufsichtsbehörde für das ganze Herzogtum gebildet, ferner ein neues Kataster durchgeführt und auch die Geistlichkeit zu den Staatslasten herangezogen. Unter Firmian wurden die Feudallasten aufgehoben, die Patrimonialgerichte und die Inquisition beseitigt. Die Universität Padua nahm einen neuen Aufschwung, in Mailand lehrte Beccaria, auch die vernachlässigte Volksschule wurde seit 1770 nach den Plänen Bovaras neu gestaltet und durch Aufhebung frommer Bruderschaften, deren Vermögen eingezogen wurde, besser ausgestattet. Ein lebhafter Bildungsdrang des Volkes kam diesen Veranstaltungen entgegen, und mit aufrichtiger Dankbarkeit gedachten die Lombarden noch lange der erfolgreichen und einsichtigen Verwaltung Firmians, obwohl sie der österreichischen Herrschaft selber kühl und ablehnend gegenüberstanden.



433. Karl Emanuel I., König von Sardinien (als Herzog von Savoyen Karl Emanuel III.). Nach dem Kupferstiche von J. E. Nilson.

Savoyen-Piemont.

Eigenart Piemonts.

Unter allen Staaten Italiens war Piemont allein im stande, eine konsequente, selbständige Politik zu verfolgen, denn nur dies zwischen den Alpen und den Apenninen, zwischen den Bourbonen und den Habsburgern eingezwängte, noch kaum im vollen Sinne zu Italien gerechnete, obendrein mit dem ganz französischen Savoyen verbundene Gebiet besaß eine nationale Dynastie und einen militärisch-politischen Adel, der zwar meist arm war und an der italienischen Bildung keinen Anteil hatte, dafür aber fest am Lande haftete, seine Jugendjahre im Dienste des Hofes und des Heeres verbrachte, um dann schlecht und recht mit seinen Bauern auf seinen Gütern zu wirtschaften, und auf zahlreichen Schlachtfeldern für die blaue Kokarde des Hauses Savoyen geblutet hatte. Die Städte wollten hier wenig bedeuten, und von der See war das Land durch die grimmig gehaßte Republik Genua fast ganz abgeschnitten; aber mit

unermüdlichem Fleiße arbeitete der piemontesische Bauer in der Sonnenglut seiner Ebene, und er gab zugleich den Kern des kleinen Heeres, der einzigen nationalen Armee der Halbinsel, und der einzigen, deren Fahnen die Kränze ruhmvoller Kämpfe trugen. So war denn auch dies lange mißachtete und von allen Parteien mit Recht für treulos verschrieene Piemont der einzige italienische Staat, der rastlos wuchs, und zwar durch eine Verbindung von kluger, nicht selten zweizüngiger, aber immer zielbewußter Staatskunst und kriegerischer Erfolge.

Viktor Amadeus II.

Seit 1713 trug Viktor Amadeus II. (1675—1730; s. Bd. VI, S. 571) die Königskrone, die erst auf Sizilien, seit 1735 auf Sardinien ruhte (s. oben S. 258). Er hatte im Spanischen Erbfolgekriege nach bösen Tagen das altlombardische Land zwischen Ticino und Sesia gewonnen; er ging nachher darauf aus, dem Adel die von ihm zu Unrecht besessenen Krongüter zu entziehen, um seine Einkünfte zu vermehren, er gründete aber auch die Universität Turin und schloß mit Rom ein Konkordat. Um sich mit einer Hofdame, der Gräfin S. Sebastiano, in zweiter Ehe vermählen zu können, übergab er, schon 64 Jahre alt, am 3. September 1730 die Regierung seinem Sohne Karl Emanuel I. (1730—73); da er aber immer noch Einfluß auf die Regierung haben wollte und endlich 1731 seine Abdankung sogar widerrief, so ließ ihn der Staatsrat nach Schloß Rivoli und schließlich nach Moncalieri bringen, wo er am 1. November 1732 in geistiger Umnachtung starb.

Karl Emanuel I.

Karl Emanuel erhielt 1735 Sardinien für Sizilien, einen sehr ungenügenden Ersatz, denn die Insel war völlig verwahrlost, ihre Bevölkerung in Schmutz und Fieberluft verkommen und vom Klerus oder mächtigen, meist spanischen Adelsgeschlechtern beherrscht. Im Österreichischen Erbfolgekriege erwarb Piemont ein weiteres Stück der Lombardei, das ganze westliche Ufer des Lago maggiore, das Gebiet von Pavia links des Po und Piacenza bis zur Stura (s. oben S. 414). Seitdem aber betrachtete auch Österreich den kleinen, so energisch aufstrebenden Staat als seinen gefährlichsten Gegner in Italien, denn schon tauchte der Gedanke auf, ob nicht das weiße Kreuz von Savoyen „den Herrscherbahnen des preußischen Adlers folgen könne“. Noch war dazu die Zeit nicht gekommen, aber eifrig arbeitete Karl Emanuel an der Verstärkung und Ausbildung seines Heeres, dem er die harte Mannszucht und den blauen Rock der Preußen gab; waren doch beide seit den Tagen von Cassano und Turin wohlbekannt in Oberitalien. Um die großen Kosten für dieses Heer aufbringen zu können, zog er auch die Geistlichkeit zu den Staatslasten heran, während er anderseits die Feudallasten erleichterte oder abschaffte. Diese Bestrebungen setzte Viktor Amadeus III. (1773—96) fort, indem er dadurch freilich auch eine schwere Staatsschuld anhäufte. Da er aber den Hauptfeind in den demokratischen und kirchenfeindlichen Ideen der Aufklärung sah, so begünstigte er auf alle Weise die Herrschaft der Geistlichkeit über den Unterricht und verbot seinen Unterthanen den Besuch der von Joseph II. umgestalteten Universität Pavia.

Genua und Venedig

Genua und Corsica.

Daß die beiden alten aristokratischen Stadtrepubliken in Oberitalien sowie das geistliche Fürstentum in Rom sich der herrschenden Richtung des Jahrhunderts gegenüber im wesentlichen ablehnend verhielten, lag in ihrem Wesen, konnte aber ihren ferneren Bestand nicht verbürgen. Die Lebenskraft Genuas reichte noch hin, um die Stadt gegen ein feindliches Heer mit Erfolg zu verteidigen (s. S. 424), aber sie war nicht mehr stark genug, um die meuterische Insel Corsica zu bezwingen. Seit 1730 bereits waren die wilden, kriegerischen Corsen, auf die Unzugänglichkeit ihrer Gebirge trotzend, im Aufruhr gegen die aussaugende Herrschaft des genuesischen Geldadels.

Kaiser Karl VI. vermittelte 1732 den Frieden, aber während des polnischen Thronkrieges brach der Aufstand 1735 von neuem aus, eine Zeitlang unter der Führung eines deutschen Abenteurers, des Barons Theodor von Neuhof aus Westfalen (1736—37), der durch geheimnisvolle Hinweisungen auf mächtige Verbündete das Vertrauen der Insulaner zu gewinnen wußte und sich sogar zum König von Corsica ausrufen ließ, bald aber, als seine geringen Mittel zu Ende waren, wieder verschwand. Französische Unterstützung verhalf dann den Genuesen 1738 wieder zu einem Waffenstillstande. Er war von kurzer Dauer. Als Genua durch den Österreichischen Erbfolgekrieg in



434. Pasquale Paoli.
Nach einem Kupferstiche von E. van Harrevelt.

Anspruch genommen war, erhoben sich die Corsen abermals, erklärten sich 1746 für unabhängig und waren 1748 im Besitze der ganzen Insel, mit Ausnahme der Küstenfestungen. Besonders als 1755 Pasquale Paoli an die Spitze trat, ein Mann von entschiedener kriegerischer Begabung und von einer wunderbaren Reinheit des Charakters, und die Volksbewaffnung musterhaft organisierte, erwiesen sich die Corsen trotz französischer Hilfe als unbezwinglich. Die nationale Regierung nahm ihren Sitz in Corte, ganz im Innern der Insel, verbot die Vendetta (Blutrache) und errichtete sogar in Corte eine Universität. Verzweifelnd an der Niederwerfung des Aufstandes trat Genua endlich 1768 die Insel als Entschädigung für die Kriegskosten an Frankreich ab, und mit einer erdrückenden Machtentfaltung gelang es den Franzosen, nach blutigen Kämpfen die Corsen zur

Unterwerfung zu bringen (15. April 1769). Paoli ging nach England, wo er erst im Februar 1807 starb. Er trat seitdem für den ehrlichen Anschluß an Frankreich ein und bekämpfte noch später die phantastischen Pläne der Bonaparte, die anfangs die Französische Revolution zur Losreißung der Insel benutzen wollten.

Politischer Verfall.

Venedig behauptete noch während des ganzen 18. Jahrhunderts seine ansehnlichen auswärtigen Besitzungen, nur das neugewonnene Morea ging verloren, und die Erweiterung des dalmatinisch-epirotischen Gebiets im Frieden von Belgrad 1718 war dafür keine Entschädigung (s. oben S. 241 ff.). Im Innern dauerten die alten Verfassungs- und Verwaltungsformen fort, und mit der Erinnerung auch noch der Stolz auf die alten Siege. Alljährlich am Himmelfahrtstage fuhr der Doge wie seit Jahrhunderten auf dem goldenen „Bucentoro" ins Meer hinaus, um sich mit der Adria symbolisch zu vermählen, und jeden 7. Oktober beging er mit feierlichem Hochamt den Jahrestag des Sieges bei Lepanto, wie sonst umgeben von den höchsten Staatsbeamten im dunkelroten Schleppkleide. Selbst die venezianische Diplomatie behielt etwas von ihrer alten Tüchtigkeit; gibt es doch noch vortreffliche venezianische Berichte von den Anfängen der Französischen Revolution. Aber der Geist und die Kraft, die einst diese Formen geschaffen und belebt hatten, begannen zu schwinden. Die meisten Nobili zogen ein müßiges Genußleben daheim dem aufreibenden Dienst in den Provinzen, im Auslande und auf der Flotte vor, und deutsche Söldner erfochten der stolzen Republik von San Marco ihre letzten Siege. Dazu starben viele alte Geschlechter aus, wofür die nur spärliche Aufnahme reicher Familien des Bürgerstandes keinen Ersatz bot, die Zahl der Nobili war schon 1705 auf 1500 gesunken (gegen 2219 im Jahre 1509), und auch die Verarmung griff unter den Nobili immer weiter um sich, namentlich seit Morea verloren war. Obwohl nun diese verarmten Leute, die sogenannten Barnabotti, vom Staate erhalten werden mußten, behaupteten sie doch ihre politischen Rechte (s. Bd. VI, S. 368), nur übernahmen sie die Pflichten nicht mehr, so daß die Zahl der Mitglieder des Großen Rats zuletzt auf etwa 600 sank. Dafür waren sie ein ewig unzufriedenes und gefährliches Element. Die modernen demokratischen Ideen ergriffen gerade diese armen Edelleute und führten sie auf Umsturzgedanken. Einen ihrer Führer Giorgio Pisani, der im März 1780 Prokurator von San Marco geworden war, mußte die Signoria wegen aufrührerischer Reden schon im Mai in Haft nehmen lassen. Sonst war freilich von den alten Gewaltsamkeiten des Verfahrens (s. Bd. V, S. 482 ff.) nicht mehr die Rede, und als am 25. Mai 1797 nach dem Einmarsche der Franzosen aufgehetzte Pöbelhaufen den ehrwürdigen Dogenpalast stürmten, da fanden sie die Pozzi und die Bleidächer leer (s. Bd. V, S. 485).

Wirtschaftlicher Verfall.

Aber auch die wirtschaftliche Grundlage altvenezianischer Größe zerfiel unaufhaltsam. Dem Bürgerstande mangelte es an Unternehmungsgeist, der Dienst zur See wurde mehr und mehr gemieden, die österreichischen Häfen Triest und Fiume durchbrachen die Alleinherrschaft Venedigs auf der Adria (s. S. 323), und wenn auch venezianische Schiffe noch im ganzen Mittelmeer fuhren, selbst in der Ostsee und sogar in den indischen Gewässern erschienen, so trieben sie doch meist Zwischen- oder Einfuhrhandel und verfrachteten nicht mehr die Erzeugnisse eines blühenden heimischen Gewerbfleißes. Denn mit dem mächtigen Aufschwunge der großen Industriestaaten konnte die venezianische Industrie nicht mehr Schritt halten. Noch gegen Ende der Republik zählte sie etwa 30000 Arbeiter, aber ein guter Teil davon war ohne Beschäftigung, selbst die berühmte Glasfabrikation hatte fast aufgehört, nur die Seidenweberei bedeutete noch etwas, und die gutgemeinte Untersuchung, die 1773 die Regierung anordnete, um den Ursachen des Verfalls auf den Grund zu kommen, ergab nur, daß es mit den alten zunftmäßigen Beschränkungen nicht weiter gehe, vermochte aber keine Abhilfe zu schaffen.

Die Erschlaffung des Staats machte sich natürlich nicht zum wenigsten in seinen unterthänigen Landschaften und in seinem Verhalten nach außen hin geltend. Mehrfach brachen Aufstände, meist wegen des Steuerdrucks, aus, 1753 in Cattaro, 1760 auf Cephalonia, 1780 in Dalmatien, von wo infolgedessen 1785 nicht weniger als 80000 Familien auswanderten. Noch wurde die Republik mit ihnen fertig, aber der weiland seebeherrschende Löwe von San Marco wagte die Kauffahrer, die seine Flagge trugen, selbst gegen die Barbareskenstaaten nicht mehr mit den Waffen zu schützen, sondern schloß lieber mit ihnen Verträge über bestimmte Geldzahlungen. Als die letzten (1764—65) nicht gehalten wurden, sandte der Doge Aluise Mocenigo (1763—79), wenigstens der Träger eines berühmten Namens, 1766 ein Kriegsgeschwader gegen Tripolis und ein zweites 1774 gegen Tunis unter Angelo Emo, der Susa, Goletta und Bizerta beschoß. Aber er trat seiner furchtsamen Regierung zu energisch auf, sie rief ihn daher zurück und schloß neue Tributverträge ab.

Verhalten nach außen.

So ging es mit der Macht und Größe Venedigs unaufhaltsam zu Ende. Schmerzlich bewegt und wie im Vorgefühl des Kommenden rief der Doge Paolo Renier (1779—88) einmal aus: „Wir haben keine Streitkräfte, nicht zu Lande nicht zur See, und keine Bündnisse; wir leben vom Zufall, und wir leben nur noch mit dem Gedanken an die Klugheit der Republik.“ Sein Nachfolger Luigi Manin (1788—97) war der letzte Doge von Venedig, denn die Klugheit allein vermochte in den Kriegen der neuen Weltmächte nichts mehr.

Der Kirchenstaat.

Noch viel weiter zurück als die Tage der venezianischen Macht lag die Zeit, da der Kirchenstaat als Staat in den Welthändeln eine Rolle gespielt hatte. Jetzt war er längst das wehrloseste und am schlechtesten verwaltete Land Italiens geworden. Eine gründliche Umgestaltung lag hier noch weit weniger im Bereiche der Möglichkeit, als in den geistlichen Fürstentümern Deutschlands, das war im Wesen der geistlichen Monarchie und vor allem des Papsttums, an dessen Besetzung sich stets die verwickeltsten persönlichen Interessen knüpften (s. Bd. VI, S. 365), tief begründet, und daran konnten auch die trefflichsten Päpste, an denen das 18. Jahrhundert nicht arm war, gar nichts ändern. Ihre größte Weisheit mußte darin bestehen, nach außen eine ängstliche Neutralität zu beobachten, im Innern einzelne Fortschritte anzubahnen und die ärgsten Mißbräuche abzustellen, soweit sie nicht mit dem Wesen des geistlichen Staates verbunden waren.

Wesen des Kirchenstaates.

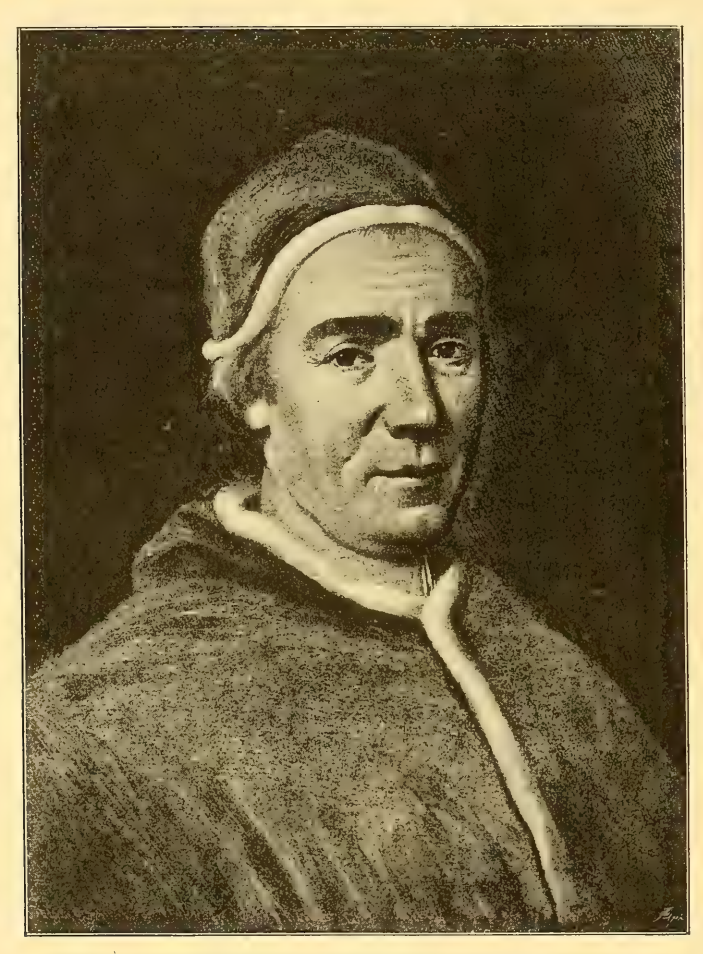
Schwieriger noch war ihre Stellung gegenüber dem Ansturm der Staatsgewalten auf die kirchliche Macht. Noch Clemens XI. (1700—21) hatte sich mit Kaiser Joseph I. in einen ärgerlichen Handel verwickelt und der Gewalt weichen müssen (s. S. 107 f.); Benedikt XIII. (1724—30) und Clemens XII. (1730—40) hielten sich in bedenklichen Zeitläuften behutsam zurück, und Benedikt XIV. Lambertini aus Bologna (1740—58) ein kluger, behaglicher, launiger Herr, ließ sich auch durch österreichische und neapolitanische Durchmärsche nicht in den großen Erbfolgekrieg hineinreißen, obwohl die feindlichen Heere 1744 fast unter den Mauern Roms erschienen, und erlebte noch den Eintritt jener langen Periode tiefsten Friedens, die mit 1748 für die geplagte Halbinsel anbrach. Er benutzte diese Zeit, um der römischen Aristokratie 1746 eine Verfassung zu geben, die 187 edle Geschlechter mit den Mitgliedern der Papstfamilien zu einer für alle weltlichen Ämter bevorrechteten Körperschaft zusammenschloß und bis zum Ende der weltlichen Papstgewalt bestanden hat.

Die Päpste bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

Hart war das Schicksal seines Nachfolgers, des Venezianers Clemens XIII. Rezzonico (1758—69). Unter ihm erhob sich in den romanischen Ländern der Sturm gegen den Jesuitenorden. Da er ihm entgegentreten zu müssen meinte, so erfuhr er

Aufhebung des Jesuitenordens.

Drohungen und Gewaltmaßregeln, die wieder einmal deutlich zeigten, daß die weltliche Gewalt das Papsttum nicht schütze, sondern schwäche. Die Franzosen besetzten Avignon, die Neapolitaner Benevent und Pontecorvo, der französische Botschafter drohte mit der Blockade Roms, und am 10. Dezember 1768 forderten die bourbonischen Mächte einmütig und gebieterisch die Aufhebung des Jesuitenordens. Unter dem erschütternden Eindruck dieser drangvollen Lage verschied der Papst am 2. Februar 1769. Aus dem nächsten Konklave ging im Mai nach langem Kampfe Clemens XIV. Ganganelli aus Urbino



435. Papst Clemens XIV. (Lorenzo Ganganelli).
Nach einem gleichzeitigen Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

(1769—74) hervor, ein Mann von eigentümlicher Feinheit und Milde, voll Enthusiasmus und lebhaftester Empfänglichkeit. Er vermochte dem Drängen der fremden Botschafter nicht lange zu widerstehen. Als er am 21. Juli 1773 im Quirinal die Glocken der Jesuitenkirche (Gesù) die Nachfeier (Octave) zum Feste des Ordensstifters, des heiligen Ignatius, einläuten hörte und den Grund erfuhr, bemerkte er zu seiner Umgebung: „Ihr irrt; die Glocken im Gesù läuten nicht für die Heiligen, sondern für die Toten.“ An demselben Tage unterzeichnete er die berühmte Bulle: „Dominus ac redemptor noster“, am Abend des 16. August ließ er sie veröffentlichen. Noch in der Nacht wurden die Häuser der Jesuiten militärisch besetzt und versiegelt, der Ordensgeneral Lorenzo Ricci in die Engelsburg gebracht. Nach der Meinung des Volkes kostete die

Aufhebung des Jesuitenordens dem Papste das Leben, doch die Jesuiten, die damals sich als verfolgte und arme Flüchtlinge überall mühsam durchschlugen, haben ihn nicht vergiftet; er erlag schon am 22. September 1774 der furchtbaren inneren Aufregung, die ihm sein Entschluß bereitet hatte.

Noch weit Schlimmeres sollte sein Nachfolger erleben, der vornehme, feingebildete **Pius VI. Braschi** (1775—99) aus Cesena. Kaiser Joseph II. hob einen großen Teil der Klöster in Österreich auf und ließ sich darin auch durch den vielgetadelten Besuch des Papstes in Wien 1782 nicht stören (s. S. 595), und Neapel verweigerte ihm 1788 den herkömmlichen Lehnszins (7000 Dukaten und einen weißen Zelter). Was ihm die Französische Revolution und die bonapartische Militärherrschaft bereiteten, gehört noch nicht hierher. Trotz alledem wurde Rom vielleicht niemals von so vielen Fürsten besucht, wie unter ihm. Joseph II., Gustav III. von Schweden, Ferdinand von Neapel, Großfürst Paul von Rußland u. a. m. erschienen damals in der ewigen Stadt. Aber Pius VI. wollte nicht nur vom Ruhme einer verblassenden Vergangenheit zehren. In mancher Beziehung war er ein Papst der Aufklärung. Er ging eifrig daran, alte Unterlassungssünden gut zu machen. Seit 1778 wurde an der Austrocknung der berüchtigten pontinischen Sümpfe gearbeitet, die Via Appia, die alte „Königin der Straßen", wurde wiederhergestellt, die Campagna neu vermessen, der Hafen von Ancona ausgebaut. Die verrotteten Sicherheitszustände in Rom zu bessern vermochte Pius VI. freilich nicht, weil sie mit dem Asylrecht der fremden Gesandten unzertrennlich zusammenhingen, aber seit 1787 erfreute sich die Hauptstadt der katholischen Christenheit wenigstens einer bescheidenen Straßenbeleuchtung. Ebensowenig heilte Pius VI. den Krebsschaden der Staatsverwaltung, die Finanzen. Im Gegenteil, durch seine an sich nützlichen Unternehmungen stieg die Staatsschuld schließlich auf fast 100 Millionen Lire. Die Folgen jener Verbesserungen aber zeigten sich natürlich nicht sofort. Die Bevölkerung blieb dünn und betrug nur 1700000 Einwohner, von denen etwa der zehnte Teil, 166000 (darunter 17000 Geistliche!) im Jahre 1776, auf Rom kam, und auch wirtschaftlich gehörte der Kirchenstaat zu den am meisten zurückgebliebenen Teilen Italiens.

Kulturleben.

Volkswirtschaftspolitik.

Die meisten Vergleichspunkte zeigt das politische Leben Italiens mit dem des damaligen Deutschland. In beiden Ländern lag aller Fortschritt in den Einzelstaaten, so wenig darin die italienischen den deutschen gleichkamen, aber die Gesamtverfassung der Nation blieb davon ganz unberührt. Und Italien war weit schlimmer daran als Deutschland, denn es besaß nicht einmal das lose Band, das die deutsche Reichsverfassung darstellte, und stand zum größten Teile unter fremden Dynastien oder geradezu unter fremder Herrschaft. Es hängt damit zusammen, daß es auch wirtschaftlich soweit zurückblieb. Der fürstliche Merkantilismus, der den größten Teil Deutschlands allmählich emporhob, ging an Italien fast spurlos vorüber; wo Reformen versucht wurden, da beruhten sie im wesentlichen auf physiokratischen Anschauungen, beschränkten sich auf einzelne Urbarmachungen, Beseitigung oder Aufhebung der Feudallasten, Förderung des freien Verkehrs und Straßenbauten. Aber das Grundübel des ganzen italienischen Wirtschaftslebens, das Latifundienwesen, wurde nicht angetastet (s. Bd. VI, S. 373), das Gewerbe verfiel in den meisten Teilen des Landes völlig bis auf einige Zweige des Kunstgewerbes und ein paar feine Industrien (wie die Seidenweberei), der Handel wurde mehr und mehr Passivhandel. Selbst das sonst sehr begünstigte Livorno kam zurück und wurde nach dem Abfalle Nordamerikas von Genua überflügelt.

Die italienische Gesellschaft.

Aber auch der Geist der italienischen Gesellschaft trug einen wesentlichen Teil der Schuld an diesem wirtschaftlichen Niedergange. Nach wie vor nahmen an der vornehmen Gesellschaft der Adel und die höhere Geistlichkeit gleichmäßig teil. Die

fortdauernde ausschließliche Erziehung der Knaben in geistlichen Schulen oder durch geistliche Hauslehrer, der Mädchen in Nonnenklöstern trug wesentlich dazu bei, eine gewisse Einheit der Anschauungen zu begründen und zu erhalten (s. Bd. VI, S. 362 f.). Von einer Volksschule war in den meisten Teilen Italiens gar keine Rede, und doch war auch der gewöhnliche Italiener, selbst wenn er niemals lesen und schreiben gelernt hatte, kein ungebildeter Mensch. Die natürliche Anlage, die uralte Kultur, die kunstgeschmückte Umgebung ersetzten hier vieles. Kunst und Dichtung gehörten zu den Lebensbedürfnissen des gesamten Volkes, nicht nur der Gebildeten. Auch auf Fremde übte es einen unnachahmlichen Reiz, wenn in Florenz auf dem Domplatze in der Nacht zwei Masken aufeinander zugingen, sich herausforderten und einander improvisierte Verse nach derselben Melodie unermüdlich entgegenwarfen, während vornehm und gering zuhörte und Beifall klatschte. Und wie eigentümlich berührte es Goethe, als venezianische Gondolieri in stiller, klarer Mondnacht über den dunklen Spiegel der Lagune hinweg sich Strophen aus Ariost und Tasso zusangen, arme Schiffer Stellen aus den Werken der gefeiertsten Dichter Italiens! Von der dem Nordländer gewöhnlichen Unterwürfigkeit wußte auch der ärmste Teufel hier nichts; selbst der halbnackte braune Lazzarone von Neapel, der den lieben langen Tag in der Sonne lag und sich von einigen erbettelten oder verdienten Münzen Makkaroni und Muscheln kaufte, dünkte sich ein König, und jeder Trasteveriner hielt sich in seinen malerisch drapierten Lumpen für einen echten Nachkommen der alten Römer. Solches Bewußtsein bewahrte selbst in der ausgelassensten Lustigkeit des Karnevals vor Roheit. So standen denn nun auch in Italien die einzelnen Bevölkerungsklassen einander gesellschaftlich viel näher als anderwärts. Nur der ungebildete piemontesische Adel, der nur seinen Dialekt oder französisch sprach, galt für junkerhaft stolz, aber jeder echte venezianische Nobile aus altem Hause behandelte den Bürgersmann freundlich und höflich, ließ sich auch wohl zum Gevatter bitten, und vollends bei den öffentlichen Festen galt auch damals in Italien kein Standesunterschied (s. Bd. VI, S. 363, 370).

Die Fremden.

Eine eigentümliche Beimischung gaben der vornehmen italienischen Gesellschaft die zahlreichen Fremden, doch in einer andern Weise als früher. Die frommen Pilger traten in diesem weltlichen Jahrhundert sehr zurück, und der Besuch italienischer Universitäten durch ausländische Studenten, der noch im 17. Jahrhundert nicht unbedeutend gewesen war (s. Bd. VI, S. 352), hatte fast ganz aufgehört; dafür gab es jetzt ganze ansässige Künstlerkolonien besonders in Rom, die manchen Ausländer, namentlich Deutsche, zeitlebens festhielten, und immer zahlreicher wurden mit dem Erwachen der Altertumswissenschaft die vornehmen und gebildeten Nordländer, damals besonders Deutsche, Engländer und Franzosen, die um Kunst und Natur, feine Geselligkeit und eigenartiges Volksleben zu genießen, oft jahrelang im Lande blieben. Die größte Rolle spielten unter ihnen die Engländer.

Verkehrswesen.

Als die angenehmste Fremdenstadt galt damals Florenz, wo namentlich viele Engländer lebten, doch den größten Zauber übte Rom. Das wesentlich vervollkommnete Verkehrswesen kam diesem Fremdenzuzug zu statten. Zwar vermißte der deutsche Reisende in den Wirtshäusern der kleineren Städte die Sauberkeit, die Straßen waren oft schlecht und nach der neapolitanischen Grenze hin nahm die Unsicherheit zu. Indes gab es reichliche und gute Fahrgelegenheit. Die Personenpost (procaccio) freilich ging noch in großen Pausen (zwischen Rom und Neapel nur alle Sonnabende in fünf Tagen), aber man konnte auch Kurierpferde oder Vetturini benutzen. Man bezahlte um 1755 für die Fahrt von Augsburg bis Rom 30 Dukaten, von Rom nach Neapel und zurück 10 Dukaten. In Rom und andern großen Städten fand man schon Mietwagen, Fremdenführer (Ciceroni) und Mietwohnungen, und die größeren Gasthöfe ließen dort wenig zu wünschen übrig.

Geist und Leben der Gesellschaft.

Die Interessen der vornehmen Gesellschaft, zu der natürlich die angesehensten Fremden gehörten, war zunächst ganz und gar nicht politisch und noch viel weniger militärisch. Man nahm zwar an großen Ereignissen, wie z. B. am Siebenjährigen Kriege, lebhaften Anteil, und Winckelmanns Gönner, der Kardinal Albani, rief bei jeder Nachricht von einem Siege Friedrichs des Großen begeistert aus: Benedetto il re di Prussia! (Gesegnet sei der König von Preußen!), obwohl er „Protektor" der deutschen Nation, also Vertrauensmann des Kaisers war, aber um den eignen Staat kümmerte sich diese Gesellschaft nur so weit sie mußte; er war kein Gegenstand ihrer besonderen Zu- und Abneigung. Eigentlich politisch empfanden nur der piemontesische Adel und die Nobilität von Venedig und Genua. Im übrigen überwog das ästhetische Interesse alles andre. Der piemontesische und neapolitanische Adel galt im Durchschnitt allerdings für unwissend, aber die römische Aristokratie lebte vor allem für Kunst, Altertum und Musik, namentlich für die Oper; die florentinische hatte ein besonderes Interesse für die Dichtung. Die Teilnahme für die exakten Wissenschaften und die Volkswirtschaftslehre erwachte erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts, und zwar zunächst in Neapel, doch blieb sie auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis beschränkt. Diese Interessen belebten in Florenz die glänzenden Soireen des Adels, der, seitdem es dort keinen Hof mehr gab (s. S. 701), seine frühere mißtrauische Zurückgezogenheit (s. Bd. VI, S. 367) aufgegeben hatte und auch den Fremden gastfrei entgegenkam. Da versammelte man sich am liebsten in einem glänzend erleuchteten Gartensaal bei offenen Thüren und trieb in angeregtem Gespräch umher, wobei einfache Erfrischungen herumgereicht wurden. Denn auf Tafelgenüsse gab man dabei nicht viel, nur beim neapolitanischen Adel pflegte man gut zu essen. In Rom nahmen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts die Conversazioni dieselbe Stellung ein. Neben den großen römischen Adelsgeschlechtern behaupteten hierin hohe Geistliche eine bevorzugte Stellung, wie zu Winckelmanns Zeit der geistvolle Kardinal Passionei, ein grimmiger Jesuitenfeind, der Staatssekretär Archinto, der Kardinal Albani, das „Haupt aller Kunstverständigen". Auch vornehme Fremde machten zuweilen ein großes Haus, so Graf Firmian als kaiserlicher Gesandter in Neapel (1754—58), und seit 1764 ebendort der Engländer Sir William Hamilton, wie überhaupt auch in Neapel die gelehrten Conversazioni, vor allem die im Hause des gelehrten Gaetano Filangieri (gest. 1788), eine große Rolle spielten. In der schönen Jahreszeit zogen diese Herren nach ihren Villen vor den Thoren hinaus, oder, wenn die schwüle Fieberluft über Rom brütete, hinauf nach dem Gebirge, nach dem wasserfallumrauschten Tivoli, nach Frascati und Castel Gondolfo am Albanergebirge, wo auch die vornehmsten Kirchenfürsten mit ihrer Umgebung von Gelehrten und Künstlern ganz zwanglos lebten, wie es ihnen gefiel, und wohl mochte sich Winckelmann zu den seligen Göttern entrückt dünken, wenn er von luftiger Höhe hinübersah nach den violettleuchtenden Sabinerbergen und der steilen Wand des Monte Cavo und hinunter nach der latinischen Ebene mit ihren uralten Städten, hinter der als blauer glänzender Streifen das Tyrrhenische Meer mit seinen weißen Segeln steht. Dies feine, durchgeistigte Genußleben inmitten einer von Natur und Kunst gleichmäßig geschmückten Umgebung galt dem gebildeten Italiener als des Daseins höchster Zweck. Der Gedanke an eine eigentlich erwerbende Thätigkeit lag ihm ganz fern, auch ein Amt war ihm nicht Beruf, sondern eine Sinekure, deren man bedurfte, um das Dasein zu sichern, aber nicht, um darin aufzugehen. Selbst die Masse des italienischen Volkes teilte einigermaßen diese Gesinnung. Die Arbeit füllte sein Leben nicht aus, der Italiener ist schon nach seiner Sprache z. B. nicht Schuhmacher, er spielt ihn (fa il sartore). Eine solche Auffassung war allerdings nicht geeignet, das italienische Volk zum wirtschaftlichen Wettkampfe mit andern Nationen anzuregen. Aber es lag ein Zauber zumal über dem römischen Leben, dem sich kein gebildeter Mensch entziehen konnte. Selbst ein verwöhnter Pariser, der Parlamentsrat

Charles de Brosses, der unter Clemens XII. in Rom lebte, sagte: „Ich kenne in Europa keine Stadt, die angenehmer und bequemer wäre und wo ich lieber wohnen möchte, Paris nicht ausgenommen. Man kennt sich untereinander und sieht sich fortwährend, jeder weiß um des andern Thun und Lassen, aber es herrscht vollkommene Freiheit des Handelns. Laßt die andern reden, sie lassen euch thun, was ihr wollt." Winckelmann nannte Rom „die hohe Schule für alle Welt", Goethe kehrte geläutert und verjüngt aus Italien zurück und schied von Rom in einer Vollmondnacht so schmerzlich bewegt wie Ovid, als er in die Verbannung ging.

Wissenschaft.

Der Charakter der italienischen Gesellschaft und Geselligkeit bestimmte auch einigermaßen den Betrieb der Wissenschaft. Sie war in Italien weniger Buch- und Stubengelehrsamkeit, besaß deshalb mehr Frische als im Norden, denn sie verband sich mit einem regen persönlichen und geselligen Verkehr, so daß ganze Werke aus solchen Unterhaltungen hervorgingen. Sie war ferner nicht eigentlich Berufs- oder gar Brotstudium, denn die meisten Gelehrten waren Geistliche, die von ihrer Pfründe, nicht von dem Ertrage ihrer Feder lebten. Daraus ergab sich auch eine größere Vielseitigkeit des einzelnen, beinahe wie in der Humanistenzeit.

Altertumswissenschaft.

Im Vordergrunde des Interesses stand die Altertumswissenschaft, besonders, da sie durch neue große Entdeckungen, neue Funde in Rom, die erste Aufdeckung der etruskischen Gräberstädte, vor allem die Ausgrabungen von Pompeji und Herculaneum, die das antike Leben greifbar deutlich vor Augen stellten, frische Anregungen empfing. Für die wissenschaftliche Bearbeitung derselben entstanden neue Gesellschaften, in Toscana die Akademie von Cortona 1726, in Neapel die Herculanensische Akademie 1755, und neue Sammlungen wurden begründet, ältere erweitert. In Neapel entstanden das Museo borbonico, in Rom das päpstliche Museum auf dem Kapitol, die große Inschriftensammlung des Museo lapidario im Vatikan und das altchristliche Museum Benedikts XIV. In Florenz vermehrte Großherzog Leopold die Kunstschätze der Uffizien um die wertvollsten Stücke (z. B. die Niobidengruppe); hier brachte in englischem Auftrage der Brandenburger Philipp von Stosch eine großartige Sammlung von geschnittenen Steinen und Münzen zustande, ordnete der österreichische Jesuit Joseph Eckhel die großartige Münzsammlung der Mediceer.

Geschichte.

Die Geschichtsforschung und Geschichtschreibung konnte freilich, wie die politischen Verhältnisse lagen, über Stoffsammlungen nicht weit hinauskommen. Dafür aber errichtete Benedikt XIV. in Rom vier Akademien (für Papstgeschichte, Liturgie, Konzilien, römische Geschichte und Altertümer), und unvergängliche Verdienste erwarb sich Antonio Muratori (1672—1750) durch seine bändereiche Sammlung italienischer Geschichtschreiber (Mailand 1723—51) und seine „Italienischen Annalen". Der Neapolitaner Giambattista Vico (1668—1743) begründete die Philosophie der Geschichte, aber sein Landsmann Pier Giannone (1676—1748) büßte den Freisinn seiner „Geschichte von Neapel" (1723) mit Verbannung und langer Kerkerhaft, und selbst in Florenz durfte L. Galuzzi seine Geschichte von Toscana zur Zeit der mediceischen Herrschaft nur unter der strengsten Aufsicht Leopolds I. schreiben.

Moderne Wissenschaften.

Ein ganz neues Element in das italienische Geistesleben brachte die Volkswirtschaftslehre. Die erste Professur dafür entstand an der Universität Neapel 1753, in ihrem Besitz wurde Antonio Genovesi (1712—69) der Aufklärungsphilosoph Italiens. Noch glänzender und vielseitiger als er war sein Landsmann, der Abbate Ferdinando Galiani aus Chieti (1727—87). Aber weit umfassender und tiefer noch wirkten die neuen bahnbrechenden Gedanken der Rechtsphilosophie, die Cesare Beccaria in Mailand (1748—94) in seinem berühmten Buche „über Verbrechen und Strafen" (dei dilitti e delle pene) 1765 überzeugend vortrug, denn er bekämpfte aufs nachdrücklichste das barbarische Strafrecht des Mittelalters und forderte sogar die Abschaffung der Todesstrafe. Für die Naturwissenschaften wurde Florenz ein großer Mittelpunkt, besonders durch das Museo fisico Leopolds, das damals in Europa nicht seinesgleichen

fand, und zwei großartige, zukunftsreiche Entdeckungen gingen von Italienern aus: Luigi Galvani aus Bologna (1737—98) und Alessandro Volta aus Como (1745—1827) fanden und erforschten einige der wichtigsten Erscheinungen der Elektrizität.

Bildende Kunst.

Die bildenden Künste befanden sich in Italien wie überall im Übergange vom Barock zum Klassizismus, aber gebaut, gemeißelt und gemalt wurde unendlich viel. Den monarchischen Pomp entfaltete Karl III. von Neapel in dem gewaltigen Theater San Carlo und in dem langweilig nüchternen Riesenschlosse von Caserta seit 1752, mit dem Vanvitelli Versailles überbieten sollte. Mailand erhielt 1776 im Scalatheater den größten Bau dieser Art nach San Carlo. In Rom entstanden im 18. Jahrhundert noch zwei der großartigsten Fassaden vor den ehrwürdigsten päpstlichen Kirchen,



436. Fassade des Lateran. Nach einer Originalphotographie.

für die Basilika im Lateran seit 1734 und für Sta. Maria Maggiore seit 1743. Später baute der Kardinal Alessandro Albani, Winckelmanns hochherziger Gönner, seine herrliche Villa Albani für seine reichen Kunstschätze, und unter Benedikt XIV. vollendete Niccola Salvi den poesievollsten aller Brunnen Roms, die wunderbare Fontana Trevi. Welch ein Anblick, als am 24. August 1743 vor dichtgedrängten Massen zum erstenmal die Pracht dieser frischen Gebirgswässer aus den übereinandergetürmten Felsen hervorrauschte und sich in das weite Becken ergoß, als die Springbrunnen zu spielen begannen und die wilden Tritonen mit ihren Seerossen hervorzustürmen schienen, während oben in stolzer Ruhe gebietend der Oceanus thronte!

Für die römischen Ruinen aber brach die Zeit der baulichen Wiederherstellungen an. Nicht immer waren sie glücklich wie im Pantheon, das schon Alexander VII. von Schutt und Einbauten hatte befreien lassen, aber das Kolosseum rettete Benedikt XIV. vor weiterer Zerstörung, indem er es zur Erinnerung an die Märtyrer, die hier geblutet hatten, am 19. September 1756 mit höchstem Pomp und in unermeßlichem Volks-

gedränge zur Andachtsstätte (Chiesa pubblica) mit vierzehn Stationskapellen an der Via Crucis weihte. Leider wurden dabei auch beständig frühmittelalterliche Kirchen im „Geschmacke der Zeit" umgebaut, also künstlerisch vernichtet. Alles aber, das werdende, aufrechtstehende und zerfallende Rom mit seiner ganzen lebendigen Staffage von den goldstrotzenden Karossen der Kardinäle bis zu den zerlumpten Bettlern und Krüppeln vor den Kirchthüren herab hielt der Venezianer Giambattista Piranesi (1707—78) in genialen Kupferstichen für alle Zukunft fest, und dasselbe Ziel verfolgte in Gemälden Giov. Paolo Pannini (gest. 1764). Der bedeutendste Architektur- und Landschaftsmaler dieser Zeit war der auch in Deutschland viel beschäftigte Venezianer Antonio Canale (Canaletto, 1697—1768; s. z. B. S. 482). Auch als Figurenmaler ragte besonders ein Venezianer hervor, Giovanni Battista Tiepolo (1692—1769). In Rom nahm dieselbe Stellung Pompeo Batoni aus Lucca (1708—87) ein, den eigentümlich anmutigen Geist der Rokokozeit aber brachte vor allem die gefeierte Pastellmalerin Rosalba Carriera aus Venedig (1675—1757) in zahlreichen Brustbildern zum Ausdruck.

Tonkunst und Dichtung.

Unbestritten behauptete Italien sein altererbtes Ansehen und eine Herrscherstellung in ganz Europa als Hochschule der Tonkunst, besonders der Instrumentalmusik und des Gesanges. Die Geigen von Cremona waren und sind weltberühmt, Neapel war die musikalische Hauptstadt Italiens, aber auch Rom mit seinen beiden großen Opernhäusern, Venedig mit dem Teatro Fenice und Mailand mit der Scala galten als maßgebend für das Urteil über Sänger und Komponisten. Auf der Bühne verdrängte, von der höchsten Gunst der Höfe und des Publikums getragen und glänzend vertreten durch die neapolitanische Schule Alessandro Scarlattis (1649—1725) und die venezianische von Antonio Lotti (1665—1740), die Oper das gesprochene ernste Drama fast gänzlich; für sie leistete in Herstellung straff gebauter dramatischer Texte, die ihren Stoff überwiegend dem Altertum entnahmen, das bedeutendste Pietro Metastasio aus Assisi (1698—1782), der gefeiertste Dichter des damaligen Italien. Sonst gelangte hier nur das realistische Sitten- und Charakterlustspiel durch den Venezianer Carlo Goldoni (1707—93) und im scharfen Gegensatze dazu das phantastische Feenmärchen (z. B. Turandot) durch seinen Landsmann Carlo Gozzi (1722—1806) zu reicher Entwickelung, abgesehen von der unverwüstlichen improvisierten Posse. Doch fand auch das klassische französische Drama eine gewisse Pflege, allerdings nur als Schulkomödie in den Erziehungsanstalten. So formenschön dann in den zahlreichen Akademien die lyrische und halblyrische Produktion war, so geehrt sich die römische „Arcadia" fühlte, als sie dem Signore Goethe in einem blumenreichen Diplom ihre Mitgliedschaft verleihen konnte, innige Empfindung trat doch nur selten hervor. In solcher Empfindung hatte Vincenzio Filicaja (1642—1707) zuerst auch den Ton patriotischen Schmerzes über die Fremdherrschaft und die Zerstückelung seines Heimatlandes angeschlagen (so in dem berühmten Sonett „Italia"). Mit glühender Leidenschaft und schroffem Nationalstolze übernahm später ein piemontesischer Edelmann, der mit vollem Bewußtsein darauf ausging, sich zu „entpiemontisieren" (spiemontizzarsi) und Italiener schlechtweg zu werden, Vittorio Alfieri (1749—1803), die gewaltige Aufgabe, die Italiener zu einer politisch denkenden und strebenden Nation zu erziehen durch die Tragödie. Seine Dichtungen, meist geschichtlichen Inhalts in straffer Fassung und markiger Sprache, sind ganz beherrscht von dem Gegensatze zwischen Freiheit und Tyrannei. Doch fand dieser Ton bei den Italienern des 18. Jahrhunderts kaum noch einen Widerhall. Es bedurfte erst der schwersten Erfahrungen, um sie aus ihrer rein ästhetischen Genußschwelgerei zu thatkräftiger Vaterlandsliebe zu erwecken. Dann aber fand Alfieri auch die Anerkennung, die er ersehnt hatte in den Versen:

„— — die Zeit, die du verkündet, dein ehern Lied hat sie heraufbeschworen."



437 und 438. Siegel König Georgs III. von Großbritannien.

England und sein Kolonialreich.

Die Periode nach dem Siebenjährigen Kriege, der Englands Herrschaft über Nordamerika vollendete, wurde für das Mutterland wie für die Kolonien eine Zeit stürmischer Bewegung. Während Georg III. nach Erhöhung der königlichen Macht strebte, erhob sich im Volke immer lauter der Ruf nach der Reform des Parlaments, das keine rechte Volksvertretung sei; dieser Zwist trat jedoch bald zurück hinter dem Streite, der sich zwischen England und den nordamerikanischen Kolonien erhob. Er endete mit dem Abfall derselben und mit der Gründung eines demokratischen Bundesstaats, ein Ereignis von der größten Tragweite auch für Europa. Denn hier erschien der Freiheitskampf der Nordamerikaner als die Verwirklichung der politischen Lehren der Aufklärung. Schon aber hatte England einen Ersatz für das Verlorene gefunden in Ostindien, wo allmählich aus vereinzelten Faktoreien einer Handelsgesellschaft ein großes Reich emporwuchs, das seitdem der Mittelpunkt der gesamten englischen Politik geworden ist.

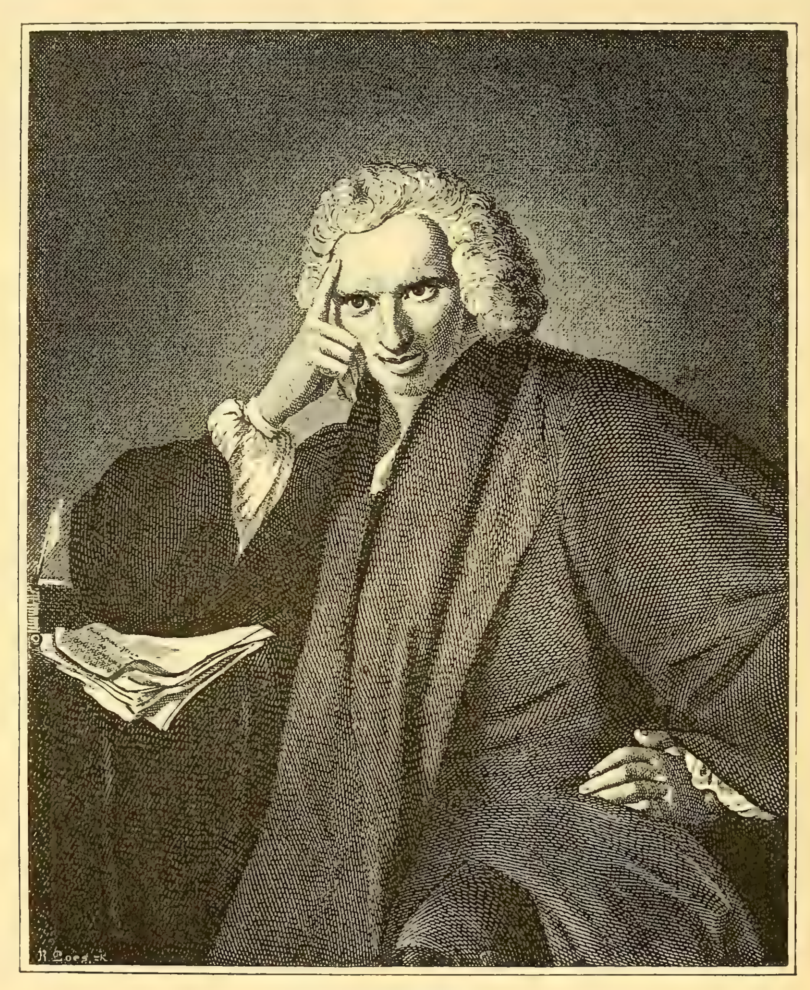
Englische Kultur.

Litteratur, Kunst und Wissenschaft.

Dichtung: Roman.

Inmitten der gewaltigen Kämpfe des Jahrhunderts entwickelte sich die geistige Bildung Englands auf der gelegten Grundlage weiter, stark beeinflußt nicht nur von jenen, sondern auch von der französischen Aufklärung. Die Dichtung blieb anfangs ihrem lehrhaft nüchternen Charakter treu, aber immer gewaltiger erhob sich der Ruf nach Erlösung von den beengenden Fesseln des Herkommens, nach der „Rückkehr zur Natur“. In der Dichtung überwogen Roman und Drama. Von den vier hervorragendsten Schriftstellern, die den Roman pflegten, fand der bürgerlich bescheidene Samuel Richardson (1689—1761) seine Aufgabe in der ausgeführten Ausmalung der Seelenzustände bürgerlicher Menschen, schilderte dabei aber weniger die Wirklichkeit, suchte vielmehr durch Aufstellung idealer Mustermenschen und Darstellung von Bösewichtern moralisch bessernd zu wirken, so vor allem in dem überaus gelesenen, weit verbreiteten Familienroman „Clarissa“. Henry Fielding (1707—54) dagegen, leichtsinnig und

verschwenderisch, aber gutmütig und menschenfreundlich, zeichnete die Menschenwelt, wie sie ist, so daß das Gute und Böse einander das Gleichgewicht halten, entlarvt aber jede Heuchelei und belohnt überall nach Verdienst. Mit anheimelnder Naturtreue und liebevoller Sorgfalt zeichnet sodann Oliver Goldsmith (1728—74) in seinem „Prediger von Wakefield" das häusliche Leben eines schlichten Pfarrhauses in seinen Leiden und



439. Lorenz Sterne.
Nach einem Kupferstiche.

Freuden wie in seiner festen, sittlichen Tüchtigkeit und schuf so ein Buch, das bald zu den gelesensten aller Zeiten gehörte. Wieder in ganz andrer Weise schildert der geist- und gemütvolle Humorist Lorenz Sterne (1713—68) in seiner „Empfindsamen Reise" (Sentimental Journey; das Wort hat er zuerst gebraucht) nicht etwa Land und Leute, sondern vielmehr die Eindrücke, die die Menschen in ihren verschiedenartigen Lebenslagen auf den Reisenden hervorbringen, in herzlich gemütvoller, freilich auch gefühlsseliger Weise. Im „Tristram Shandy" aber, dessen Hauptheld kein andrer als Sterne selber ist, führt er in losester Fügung eine Reihe von Sonderlingen vor, die verschieden nach ihrem Wesen und ihren Schicksalen, doch alle voll Liebe und Gutherzigkeit sind.

Drama.

Wie im Roman das bürgerliche Element herrschte, so brach sich dies im bewußten Gegensatz zu dem französischen Kunstideal der Zeit Ludwigs XIV., auch im Drama Bahn. Zuerst Georg Lillo (1693—1739) wagte es, in seinem „Kaufmann von London" (1731) einen tragischen Stoff aus dem bürgerlichen Leben zu entnehmen, und wurde somit der Begründer des bürgerlichen Trauerspiels, doch empfing es seine Ausbildung weniger in England, wo sich Moore und Cumberland an Lillo anschlossen, als in Frankreich und vor allem in Deutschland, dort durch Diderot, hier durch Lessing.



440. Robert Burns.
Nach dem Gemälde von Alexander Nasmyth.

Bedeutenderes leisteten im Lustspiel Georg Coloman und Oliver Goldsmith, in der satirischen Posse Young, Samuel Foote und Sheridan, von deren Stücken sich noch heute nicht wenige auf der englischen Bühne erhalten haben. Indem man so mit dem französischen Vorbilde brach, war es ganz naturgemäß, daß der große Schauspieler David Garrick Shakespeares Dramen zu neuem Leben erweckte, nachdem sie lange Jahrzehnte nur in verstümmelter Gestalt aufgeführt worden waren.

Natur- und Volksdichtung.

Diese „Rückkehr zur Natur", wie sie sich in dem Streben, das menschliche Leben treu und wahr zu sehen und zu schildern, die Empfindungen des menschlichen Herzens zu freiem Ausdruck zu bringen, ausspricht, führt freilich auch zu einer eigentümlichen Gefühlsweichheit, zur „Empfindsamkeit", die nicht nur das Menschenleben als rührend

und herzbewegend betrachtet, sondern auch — etwas schlechterdings Modernes und Nordisches — in der belebten und unbelebten Natur den Ausdruck der eignen Stimmung sucht und findet. So schildert James Thomson (1700—48) mit sentimentaler Religiosität das Leben der Natur in den „Vier Jahreszeiten", die auch in Deutschland den größten Anklang fanden (s. oben S. 371); Eduard Young (1681—1765) gab in seinen „Nachtgedanken" der Wehmut über die Eitelkeit alles Irdischen Ausdruck, aber auch den Tröstungen, die der Christenglaube dagegen leiht; der Schotte James Macpherson aber (1738—86) verarbeitete altirisch-hochschottische Volkslieder und eigne Dichtungen zu einer Reihe von „Bardengesängen", welche er — und zwar lange mit Glück — für Werke des altirischen Volksdichters Ossian (richtiger Ossin, der Name eines altirischen Helden des 3. Jahrhunderts) ausgab (1760), Gesängen voll schwärmerischer Naturschilderungen aus seiner rauhen Heimat, in bilderreicher Sprache, voll Sehnsucht zugleich nach dem reineren, stärkeren, schlichteren Leben der Vorzeit, und deshalb von überwältigender Wirkung auf die gleichgestimmte Mitwelt. An dem Vorbilde des Volksliedes aber, das Macpherson wenigstens mit verwertet hat, erwuchs der größte britische Lyriker aller Zeiten, der Schotte Robert Burns (1759—96). Fern von ungesunder Sentimentalität, ohne Schönmalerei schildert er schlicht, lebendig, ergreifend nur das Selbsterlebte. Sein inniges Heimatslied: „Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier" ist nicht nur in England unsterblich geworden.

Kunstkritik.

Parallel mit dieser Rücksicht der britischen Dichtung zur Natur vollzog sich ein Umschwung in der Kunstkritik. Der geniale, aber wunderliche Samuel Johnson (1709—84), der „Gottsched der englischen Litteratur", hielt in seinen Lebensbeschreibungen der hervorragendsten englischen Dichter (1779 ff.), einem noch heute nicht übertroffenen Werke außerordentlichen Fleißes und schärfster Charakteristik, noch wesentlich an dem französischen Kunstideal fest. Daher galt ihm Pope als der größte Poet englischer Zunge und eine gerechte Würdigung Shakespeares war ihm unmöglich, obwohl er die erste kritische Ausgabe von seinen Dramen veranstaltete. Bald jedoch erhob sich gegen diese Richtung die entschiedenste Opposition. Indem Lowth die hebräischen Psalmen, Wood die Gesänge Homers als aus der Natur des Landes und Volkes naiv, ohne Reflexion erwachsene Dichtungen begriff, trafen sie damit das Wesen aller echten Poesie, und um dieselbe Zeit bot die Sammlung schottischer Balladen durch Percy (1765) ein großartiges Beispiel einheimischer, volkstümlicher Heldendichtung.

Bauten.

Ein so reiches Volk wie das englische baute natürlich auch beständig viel und oft prunkvoll. Unter der Königin Anna hatte sich besonders durch Christopher Wren, den Erbauer der Paulskirche (s. S. 154), ein kräftiger Barockstil in Anlehnung an Palladio entwickelt, in dem z. B. John Vanborough den prächtigen Landsitz Howard-house in Yorkshire schuf, aber bei dem zäh am Überlieferten festhaltenden Volkscharakter erhielten sich daneben die gotischen Bauformen und ließen sich auch nicht durch den Klassizismus verdrängen, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mehr und mehr aufkam. In London war schon um 1740 das mächtige Mansion-house, die Residenz des Lordmayors der City, entstanden; später erbaute William Chambers 1776—86 Somersethouse am Strande der Themse, eine gewaltige Fassade auf hoher Terrasse, kurz nachher errichtete John Soane den einförmigen Riesenbau der englischen Bank u. a. m. Ganz national entwickelte sich damals im Gegensatze zum französischen der englische Parkstil durch William Kent, der die Natur nicht mehr zu einem grünen Abbilde der Architektur zustutzte, sondern sie nur verschönerte und in freier Gestaltung nachahmte. Aus dieser Zeit stammen die meisten Parks auf den Landsitzen des englischen Adels, womit schon Pope und Walpole vorangingen. In der Umgebung von London war eine der ersten Parks dieser Art der Kensington-Garten.



441. William Hogarth.
Nach dem Selbstporträt des Meisters.

Wm Hogarth

Die Kunst aber, in der die Engländer im 18. Jahrhundert das Bedeutendste leisteten und beinahe an der Spitze der europäischen Nationen standen, war die **Malerei**. Anfangs pflegten sie noch anglisierte Ausländer, meist Deutsche, so der bedeutende Porträtmaler Gottfried **Kneller** aus Lübeck (gest. 1727). Die nationalenglische Malerei begründeten vier Meister. William **Hogarth** (1697—1764) war ein Lustspieldichter mit Pinsel und Radiernadel auf zahllosen Tafeln und Blättern, unübertroffen in satirischen Sittenbildern, die er oft in ganzen Reihen zusammenfaßte; Richard **Wilson** (1714—82) schuf die englische Landschaftsmalerei übrigens meist mit italienischen Motiven; Josuah **Reynolds** (1723—92), der feinsinnige Schüler Tizians und Correggios, Rembrandts und Rubens, war der bevorzugte Porträtmaler der englischen Aristokratie und suchte seine Stärke in der Farbengebung und in einer bei aller Idealisierung

Malerei.

lebenswahren Auffassung der Persönlichkeit. Der nationalste Maler war Thomas Gainsborough (1727—88), der niemals England verlassen hatte und abgesehen von zahlreichen Bildnissen, zuerst die englische Landschaft in realistischer Treue vorführte. Auch die Historienmalerei fand in den großen Zeitereignissen reichen Stoff. Die „Kunstgenossenschaft" (Society of art) von 1765 und die von ihr 1765 abgezweigte königliche Kunstakademie unter Reynolds gaben den englischen Künstlern feste Mittelpunkte, und die reichen Sammler bedachten sie fortwährend mit Aufträgen. — Die Musik wurde von den Engländern zwar eifrig gepflegt, aber ihr größter Tondichter war ein Deutscher, Georg Friedrich Händel (s. S. 654).

Philosophie.

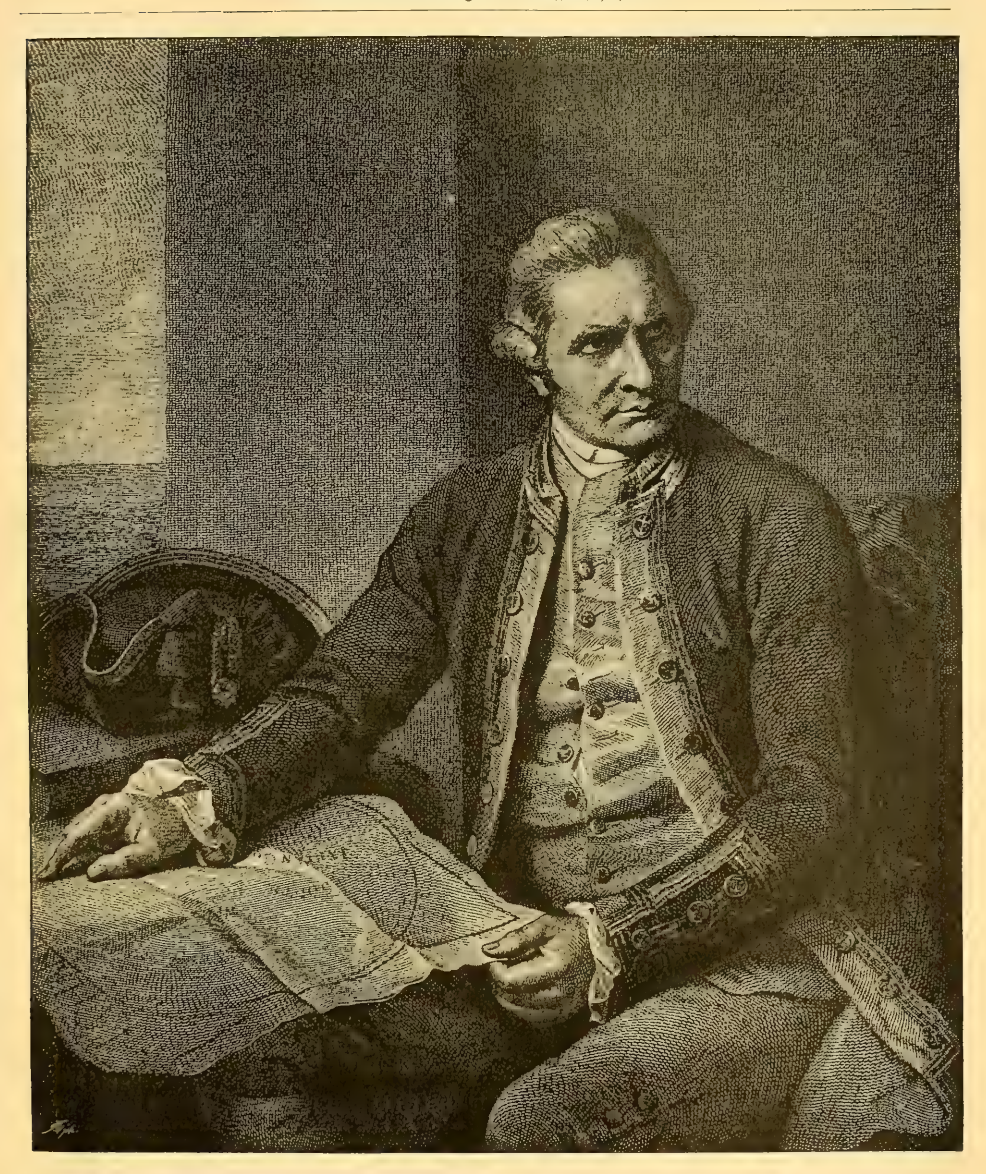
Während sich die Engländer in der Dichtung von der französischen Richtung durchaus befreiten, schlossen sie in der Weiterentwickelung der Philosophie sich ihnen zum großen Teile an. Wie in Frankreich schritt der Deismus auch in England durch Hartley und Priestley zum Materialismus fort, durch David Hume zum Skeptizismus. Dieser hält allein die Sinneseindrücke für sicher und zweifelt durchaus an der Möglichkeit, die Gegenstände und Vorgänge der Außenwelt in ihrer Wirklichkeit zu erkennen, bricht also ebenso mit dem Offenbarungsglauben wie mit dem Deismus.

Naturwissenschaft.

Diese Philosophie wirkte wiederum auf Naturwissenschaft und Geschichtschreibung hinüber. Auf jenem Gebiete erfuhr die Chemie bedeutsame Förderung durch Priestley und Cavendish, die Astronomie, für deren Pflege die im Jahre 1645 gegründete Sternwarte in Greenwich die Zentralstelle wurde, durch Halley, dem Entdecker des ersten Kometen, dessen Bahn sich genau berechnen ließ, und vor allem durch den großen F. W. Herschel aus Hannover (1738—1822), der mit verbesserten Instrumenten das Planetensystem genauer untersuchte, den Uranus entdeckte (1781), in der Fixsternwelt zuerst die Natur der Nebelflecke erhellte und manche Sterne als Doppelsterne erkannte.

Entdeckungsreisen.

Die Astronomie war es auch, die nach längerer Pause (s. Bd. VI, S. 394 f.) unmittelbar zu neuen geographischen Entdeckungen und zwar in der Südsee Veranlassung gab. Dorthin, nach dem 1767 von Wallis aufgefundenen Tahiti, führte 1768 James Cook (geb. 1728, seit 1755 in königlichen Diensten) eine Expedition zur Beobachtung des Durchganges der Venus durch die Sonne, deren Ergebnis bis in die neueste Zeit der Berechnung der Entfernung zwischen Sonne und Erde, des astronomischen Einheitsmaßes, zu Grunde gelegen hat (3. Juni 1769). Dabei entdeckte Cook die nach ihm benannte Meeresstraße zwischen den beiden Inseln von Neuseeland und stellte überhaupt die Außenlinie derselben fast vollständig fest, ebenso wie die Gestalt der Ostküste des australischen Festlandes und die Inselnatur Neuguineas. Fast noch bedeutender waren die Ergebnisse der zweiten Reise, bei der ihn zwei deutsche Naturforscher, Reinhold und Georg Forster (s. S. 641), begleiteten (1772—75). Dreimal gelangte er damals über den südlichen Polarkreis hinaus (zuerst 17. Januar 1773 unter 40 Grad östl. Länge von Greenwich), und vernichtete damit endgültig die Wahnvorstellung von einem weit nordwärts ausgedehnten Südpolarlande, berührte auch die Gesellschafts- und Freundschaftsinseln. Die dritte Reise (1776—79) galt der Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt. Im großen Ozean nordwärts steuernd, fand er die Sandwichinseln auf, die von den Spaniern zwar gesehen, aber nicht beschrieben worden waren (1778); er erkannte in der Beringsstraße, daß sich Nordamerika viel weiter westwärts erstrecke, als man bisher angenommen hatte, drang aber an der Nordwestküste des Erdteils nur etwa bis zum 70. Grad nördl. Br., bis zum „Eiskap" vor. Während der Rückreise fand er auf den Sandwichinseln (Owaihi) seinen Tod durch Eingeborene, die er durch die Verletzung eines Heiligtums erbittert hatte (am 14. Februar 1779), aber er nahm den Ruhm eines der größten Entdecker aller Zeiten mit ins Grab.



442. James Cook.

Nach dem Gemälde von N. Dance gestochen von J. K. Sherwin.

Die geschichtliche Auffassung der Engländer wurde ebenso durch ihre Philosophie wie durch ihr großartiges öffentliches Leben bestimmt. Jene vermittelte für David Hume (1711—76) eine richtigere Anschauung von der geschichtlichen Entwickelung, denn er leitet die Entstehung des Staates nicht von einem Vertrage, sondern aus Gewalt und Gewohnheit ab. Von diesem Standpunkte aus schrieb er die „Geschichte Englands“ mit besonderer Berücksichtigung des Zeitalters der Stuarts (seit 1754) lebendig, pragmatisch und mit entschiedener Betonung des Kulturgeschichtlichen, wenngleich

Geschichtliche Wissenschaften.

seine Kritik oft ungenügend ist, und manche Erscheinungen des Mittelalters bei ihm ebenso wenig gerechte Würdigung finden wie bei Voltaire. Ihm nahe steht Eduard Gibbon (1737—94) in seiner „Geschichte des Verfalls und des Unterganges des römischen Kaiserreichs", die noch heute als Ganzes unerreicht, in einzelnen Teilen unübertroffen ist, freilich auch in der abfälligen Behandlung des Christentums große Schwächen aufweist. Dagegen entfernt sich der Schotte Robertson (1721—93) in seinen Werken „Geschichte Karls V.", „Schottland unter Maria Stuart und Jakob VI.", „Entdeckung Amerikas" nicht von der allgemeinen Auffassung. In der Altertumswissenschaft bahnte zuerst Richard Bentley (1668—1742) eine wirklich wissenschaftliche Kritik an. Zugleich lenkten die Architekten Stuart und Rewett den Blick zurück auf die Kunst der Griechen und ihre schönsten Reste in Athen in dem großen, bahnbrechenden Werke „Die Altertümer von Athen" (1762 ff.). Weiter wurden dann diese Studien von der „Gesellschaft der Liebhaber" (Society of Dilettanti, seit 1734) durch kostbare Veröffentlichungen gefördert, und für sie bildete sich 1752 die „Gesellschaft für Altertümer" in London.

Politik und Volkswirtschaftslehre.

Noch stärker als die Geschichtschreibung wurden Politik und Volkswirtschaftlehre von der Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse berührt. In der Staatslehre bereitete die Bestrebungen der Zeit Georgs III. Henry St. John, Lord Bolingbroke theoretisch gewissermaßen vor (1678—1751), indem er in seinen politischen Schriften, die erst nach seinem Tode erschienen (1753 f.), dem damaligen Parlament die Bedeutung einer wirklichen Volksvertretung durchaus absprach und als Heilmittel gegen die Verderbnis der Parteiwirtschaft die Stärkung der Krongewalt im Sinne der aufgeklärten Selbstherrschaft empfahl, da ein so ausgestatteter König weit mehr das Volk in seiner Gesamtheit vertrete als ein Parlament, das nur aus wenigen mächtigen Familien und ihrem Anhange bestehe. In der Volkswirtschaft wirkte bahnbrechend der große Schotte Adam Smith (1723—90), der Begründer der modernen Nationalökonomik. In seiner „Untersuchung der Natur und der Ursachen des Nationalreichtums" (1776) hat er zuerst im Gegensatz zum Merkantilsystem wie zu den Anschauungen der Physiokraten, von denen er selbst anfangs ausging, das Wesen des Kapitals und des Einkommens genau bestimmt. Der Reichtum (Kapital) eines Volkes besteht nach ihm in der Summe der Tauschwerte, die es besitzt oder hervorbringt, die Urquelle des Reichtums ist die Arbeit, die um so vollkommener wird, je mehr sich die Arbeitsteilung entwickelt. Er fordert daher für alle Erwerbszweige die möglichste Freiheit, verwirft deshalb alle wirtschaftlichen Vereinigungen, wie Zünfte und Handelsmonopole, alle persönliche Unfreiheit, alle Reallasten und die herrschenden Kolonialsysteme und will die Aufgabe des Staates auf den Rechtsschutz der freien Privatkonkurrenz beschränken. Freilich berücksichtigt Smith zu wenig die sittliche Bedeutung der Arbeit, und indem er die schrankenlose Konkurrenz der einzelnen predigt, überläßt er den wirtschaftlich Schwachen der Ausbeutung des Starken.

Volkswirtschaft.

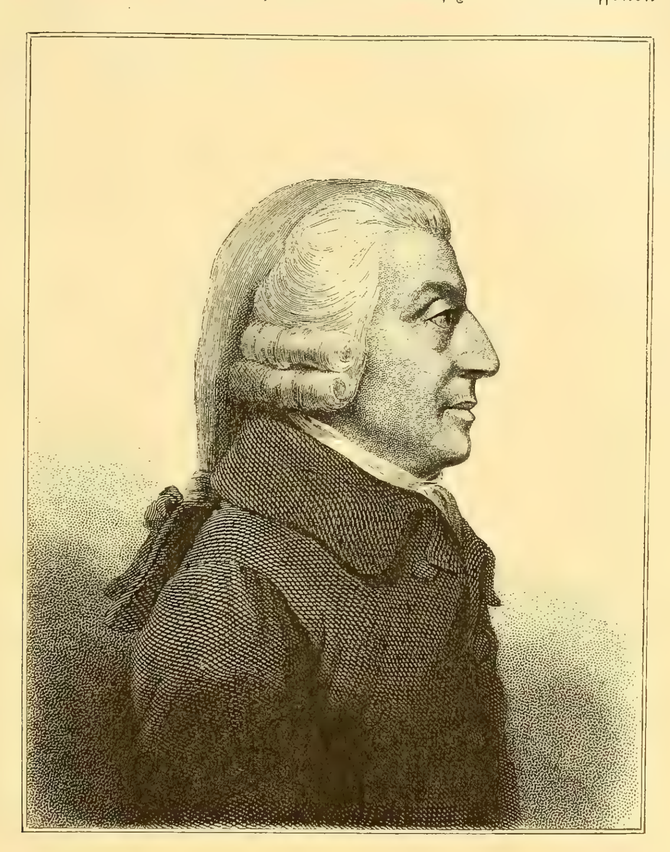
Allgemeiner Charakter.

Smiths Lehre ist der getreue Ausdruck des Geistes, der die damalige englische Volkswirtschaft beseelte. Ihre bezeichnendsten Merkmale sind in sozialer Beziehung die Bildung einer kleinen Anzahl riesiger Vermögen und eines begüterten Mittelstandes, aber auch, im ganzen betrachtet, das Hinabsinken der großen Masse in wirtschaftliche Abhängigkeit, in rein wirtschaftlicher Hinsicht die Zunahme des Anbaues und die Ausbildung einer gewaltigen Exportindustrie, die sich allmählich den Weltmarkt erobert und den Grund zu der ungeheuren wirtschaftlichen Überlegenheit Englands im 19. Jahrhundert legt, aber auch die englische Politik gebieterisch zu immer neuen Erwerbungen

von Kolonien und tributpflichtigen Ländern jenseit des Meeres zwingt, um dem riesig anwachsenden heimischen Gewerbfleiß die Absatzgebiete zu sichern. Auch die gesamte englische Gesetzgebung steht unter der Herrschaft dieser Bedürfnisse.

Landwirtschaft.

In der Landwirtschaft dauerte die Einziehung der nur als Weide benutzten Gemeindeländereien (enclosures) zu gunsten der Grundherren (landlords) fort (s. S. 138 f.). Unter Georg II. wurden 318 000 Acres „eingefriedigt", unter Georg III. noch weit mehr. Zugleich ließen die Grundherren die Landsitze der entlassenen Pächter und



443. Adam Smith, der Begründer der modernen Nationalökonomik.
Nach dem Kupferstiche von Bosselmann.

Tagelöhner oft geradezu niederbrennen (clearing of estates). Der wirtschaftliche Vorteil war eine sehr bedeutende und sehr notwendige Ausdehnung und Verbesserung des Getreideanbaues (s. S. 139), so daß England bis 1765 einer Zufuhr von Brotkorn kaum bedurfte; dabei ging jedoch auch die ohnehin schon sehr schwache Bauernbevölkerung (s. S. 138, 228) in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts völlig zu Grunde, und die Dörfer verschwanden fast ganz. So siegte der Großgrundbesitz, dessen Herren die Bewirtschaftung einer Bevölkerung von Pächtern und Tagelöhnern überließen, und die englische Landschaft gewann ihr heutiges Ansehen, in dem herrliche Edelsitze mit aus-

gedehnten Parks, Pachthöfe (farms) und „Schaudörfer" (show villages) von Herrschaftsbeamten und Tagelöhnern abwechseln, Bauerndörfer aber fast gänzlich fehlen. Die Masse der Bevölkerung verfiel in immer steigendem Maße der Armenpflege, so daß die Armentaxe (poor rate, s. S. 140) im Jahre 1785 die Höhe von 2 Million Pfd. Sterl. erreichte, obwohl das Wachstum der Volkszahl nicht im entferntesten damit Schritt hielt.

In Schottland vollzog sich Ähnliches seit der Niederwerfung des letzten Stuartaufstandes (s. S. 425 ff.). Die meist zu sehr hoher Pacht verpflichteten Pächter der früheren Lairds konnten sich oft nicht behaupten und mußten den Boden, auf dem ihre Familien unter der Clanverfassung jahrhundertelang gesessen hatten, aufgeben, um nach Amerika auszuwandern oder in die Städte zu ziehen, und die Clans lösten sich auch thatsächlich auf. Der Anbau allerdings wurde auch hier verbessert, und die Straßen, die das Hochland zu durchziehen begannen, bahnten auch milderer Sitte den Weg.

Was nicht auf dem platten Lande Beschäftigung fand, drängte sich in die Städte und lieferte dort der Industrie billige Arbeitskräfte. Die englische Zollpolitik gegenüber Irland (s. S. 138) und den Kolonien (s. S. 148 f.), wie gegenüber Ostindien schloß die Einfuhr solcher Industrieerzeugnisse, die mit den englischen konkurrieren konnten, grundsätzlich aus (z. B. bis 1750 alle ostindischen Baumwollwaren), begünstigte aber, teilweise sogar durch Prämien, die Einfuhr der Rohstoffe, die in England verarbeitet wurden und verhinderte die Ausfuhr von Maschinen für industrielle Zwecke (vgl. S. 228 ff.). Die Zünfte wurden nicht gesetzlich aufgehoben, aber durch die thatsächliche Gewerbefreiheit (vor allem für die Baumwollfabrikation) lahmgelegt. Einen gewaltigen Anstoß zum Übergange vom handwerksmäßigen Betriebe zur wirklichen Fabrikation gab die Erfindung der Spinnmaschinen 1738, die von Arkwright bald vervollkommnet, wenn auch zunächst nur mit Wasserkräften in „Spindelmühlen" betrieben wurden; ihnen folgten die Webmaschinen erst 1785. Aber inzwischen gelang es dem genialen James Watt (1736—1819), die schon seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts zu Pumpgestängen in den Bergwerken verwendete Dampfmaschine durch die Erfindung des Kondensators 1765 wesentlich zu verbessern und 1784 so umzugestalten, daß sie auch rotierende Bewegungen ausführen konnte, also zu allen möglichen Betrieben brauchbar wurde und allmählich die Industrie zu beherrschen begann. Vor allem der Baumwollindustrie, die in Liverpool, Manchester und Glasgow ihre wichtigsten Sitze hatte, kamen die neuen Erfindungen zu gute. Freilich die kleineren Unternehmer, die zahlreichen Weber, die bisher für größere Geschäfte gearbeitet hatten, gingen dabei zu Grunde, einzelne aber, wie Richard Arkwright und der ältere Robert Peel, erwarben fürstlichen Reichtum, und das Gewerbe nahm einen großen Aufschwung. Stieg doch die Einfuhr roher Baumwolle von 2212000 Pfd. Sterl. jährlich 1743—49 bis 1764 nur auf 3870000 Pfd. Sterl., bis 1786 aber auf 19475000 Pfd. Sterl. Ähnlich in der Eisenproduktion. Während 1740 ein Hochofen durchschnittlich im Jahre 288 Tonnen Eisen lieferte, gab er 1788 schon 800 Tonnen. Für die alte Töpferei in dem unfruchtbaren, aber mit den schönsten Thon- und Steinkohlenlagern ausgestatteten Straffordshire wurden die Erfindungen von Wedgwood 1760 eine Quelle gesteigerter Thätigkeit, die zwanzig Jahre später allein in dieser Grafschaft 20000 Menschen beschäftigte. Das alles steigerte den Verbrauch an Steinkohlen, zumal da das Brennholz immer seltener und teurer wurde. Bereits 1750 wurden 22000 Tonnen gefördert. In den Steinkohlenbergwerken, seit 1750 auch in den Eisenwerken, wandte man für die Beförderung der schweren Lasten bereits hölzerne Schienenwege an, die man seit 1760 zuerst in Straffordshire mit Eisenplatten versah und bald mit massiven Eisenschienen vertauschte. Mehr und mehr verschob sich durch dies alles der industrielle Schwerpunkt Englands nach dem Nordwesten, weil hier Steinkohlen, Eisen und vorzügliche, den Verkehr nach Westeuropa und Amerika

besonders erleichternde Häfen dicht bei einander lagen. Liverpool wuchs 1778—1801 von 54000 auf 77000 Einwohner, Manchester von 50000 auf 94000 Einwohner. Diese industrielle Entwickelung ergriff auch die südlichen Teile Schottlands, wo namentlich Glasgow seit etwa 1755 eine bedeutende Fabrikstadt wurde, die 1755 erst 23000, 1801 aber 77000 Einwohner zählte.

Lage der handarbeitenden Klassen.

Die Lage der englischen Industriearbeiter war vielfach nicht schlecht, namentlich um 1760 gingen die Löhne wesentlich in die Höhe, ohne daß die wichtigsten Lebensmittel teurer wurden. Natürlich waren sie in und um London am höchsten (1768 durchschnittlich 10 Schilling 9 Pence in der Woche) und sanken in größerer Entfernung von der Hauptstadt (bis auf 6 Schilling 4 Pence). Landarbeiter verdienten selbst im Norden Englands damals wöchentlich etwa 7 Schilling (s. S. 139). Freilich herrschte vielfach der Mißbrauch, den Lohn teilweise in Waren auszuzahlen (truck system), wogegen schon unter Königin Anna und Georg II. Verbote ergingen; in den schottischen Salzwerken und Bergwerken bestand bis 1775 die härteste Leibeigenschaft der Arbeiter, die geradezu an die Scholle gefesselt waren und mit ihr verkauft wurden, und in den Spindelmühlen war das Gewöhnlichste, weil Billigste, die Arbeit von Kindern zwischen 7 und 13 Jahren, die in der grausamsten Weise ausgebeutet und hingeopfert wurden. Dabei herrschte in den für Knaben und Mädchen gemeinsamen Schlafräumen die ärgste Unsittlichkeit, und sie wurden zugleich Herde ansteckender Krankheiten. Und doch dauerten diese Scheußlichkeiten bis 1802, ohne daß jemand dagegen einschritt.

Seehandel.

Der britische Seehandel trat mehr und mehr in den Dienst der heimischen Industrie und wuchs mit ihr. Schon vor der Mitte des 18. Jahrhunderts herrschte die britische Flagge in den Häfen Süd- und Westeuropas (s. oben S. 697), ebenso in dem Verkehr mit Nordamerika und mit Ostindien, und thatsächlich auch schon in den spanisch-amerikanischen Beziehungen (s. oben S. 76 f.). Leider bildete freilich auch der Handel mit afrikanischen Negersklaven seit dem Assientovertrage von 1712 (s. S. 124) ein sehr gewinnbringendes Geschäft, das allein in Liverpool, allerdings einem Haupthafen dafür, 1730 erst 15, 1792 aber 132 Sklavenschiffe beschäftigte, und die Gewinnung dieses „schwarzen Elfenbeins“ galt als eine ganz besonders gute Schule für die Kapitäne. Daher fand auch eine Bill des edlen Wilberforce gegen den Sklavenhandel noch 1788 im Parlament nicht Annahme. Auch am Seefischfang hatte England einen bedeutenden Anteil und unterstützte die Walfisch- und Heringsfänger durch ansehnliche Prämien. Dabei war der Seeverkehr noch immer ziemlich langsam und unsicher, schon weil Meeres- und Luftströmungen noch wenig bekannt waren. Auf der Fahrt über den Atlantischen Ozean vergingen mindestens sieben Wochen, nach China fuhr man acht bis neun Monate. Für weitere Reisen thaten sich die Handelsschiffe noch gern in Flotten zusammen. Gegen die Seegefahren aber bildete sich 1774 eine Versicherungsgesellschaft, die nach Lloyds Kaffeehause in London, wo sie alle über Schiffe eingehende Nachrichten auslegte, ihren Namen erhielt.

Binnenverkehr.

Auch der Binnenverkehr hatte immer noch mit großen Erschwerungen zu kämpfen (s. S. 140 f.), hob sich aber seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bald beträchtlich. Die Landstraßen wurden teilweise besser und vor allem zahlreicher und begannen nach 1745 auch die schottischen Hochlande zu durchziehen (s. S. 428). Doch gab es in der Gegend von Birmingham bis 1770 noch keine Kunststraßen; um dieselbe Zeit mußten in Devonshire alle Waren auf Saumtieren befördert werden, und selbst im südlichen England war der „Wald (weald) von Sussex“ sogar noch 1791 fast unwegsam. Zu reisen war deshalb damals weder bequem, noch konnte man mit dem gewöhnlichen öffentlichen Fuhrwerk, Landkutsche (der Stage coach), wesentlich rascher vorwärts kommen als zu Fuß. Es war etwas Großes, wenn die 1759 zwischen

Manchester und London fahrende Landkutsche diese Strecke in $4^1/_2$ Tagen zurücklegen sollte, „so unglaublich es scheinen möchte". Von London nach Edinburg (gegen 600 km) fuhr man mit dieser Gelegenheit noch 1745 mit dem resignierten Stoßseufzer: „So Gott will!" in drei Wochen, 1763 allerdings nur noch acht Tage und zwar auch jetzt nur einmal wöchentlich, wobei monatlich gewöhnlich im ganzen 25, nur in außergewöhnlichen Fällen 50 Reisende befördert wurden. Von Edinburg nach Glasgow brauchte 1750 die Landkutsche 36 Stunden. Inverneß stand bis 1755 nur durch eine Botenpost mit Edinburg in Verbindung. Der Kanalbau begann mit dem Bridgewaterkanal 1761; der Plan, London und Bristol, Hull und Liverpool durch Wasserstraßen miteinander zu verbinden, kam erst seit 1772 zur Ausführung.

London.

Trotz dieser mangelhaften Verkehrsmittel sammelte sich doch das ganze wirtschaftliche und politische Leben Englands in London (s. S. 150 f.). Immer mehr der benachbarten Dörfer flossen mit der gewaltigen Stadt in eins zusammen, von 1652—1760 im ganzen nicht weniger als acht Kirchspiele. So wuchs die Stadt gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf nahezu 1 Million Einwohner (vgl. S. 150). Freilich blieb das Aussehen der meisten Häuser, da sie aus schlechten Ziegeln aufgeführt wurden, während des ganzen 18. Jahrhunderts noch unansehnlich, und die Dachtraufen, die bei Regenwetter die Vorübergehenden durchnäßten, wurden erst unter Georg III. verboten. Unter demselben König besserte sich allmählich auch das schlechte Pflaster, die Stadt wurde reinlicher und mit fließendem Wasser versorgt. Auch die Verkehrsmittel nahmen zu. Schon 1726 fand man Sänften an allen Straßenecken, und zu David Humes Zeit (gest. 1776) gab es etwa 800 Mietwagen. Die Volkszahl aber von ganz England mit Wales erreichte im Jahre 1790 infolge des rasch steigenden Wohlstandes schon 8540000 Einwobner.

Die Gesellschaft.

Die vornehme Geselligkeit.

London gab aber auch den Ton an für das gesellige Leben, denn das Parlament hielt während vieler Monate Hunderte von Abgeordneten in der Hauptstadt fest, und der hohe Adel brachte schon lange den Winter dort zu. Freilich war er politisch nicht höfisch, stand also bei weitem nicht so unter dem Einflusse des Hofes wie der französische. Dem Hofe unter den ersten Georgen konnte man Zucht und Sitte wenig nachrühmen. Georg II. hielt sich stets Mätressen, wogegen seine Gemahlin Königin Karoline merkwürdigerweise nichts einzuwenden hatte. Überhaupt herrschte in dem ganzen Verkehr der vornehmen Welt eine erstaunliche Zwanglosigkeit, nur daß sie sich nicht mit dem Maße von Grazie verband, die in Frankreich manches milderte. Während der „Saison" (Season), vom Oktober bis Mai, erfreute sich die Gesellschaft nicht nur an Theater und Konzerten, sondern auch an luxuriösen Gastereien und an hohem Spiel. Solche Einladungen wurden dadurch noch kostspieliger für die damit Beglückten, daß unsinnig hohe Trinkgelder an die zahlreiche Dienerschaft des gastlichen Hauses Sitte waren. Hoch gespielt wurde besonders in Whites Schokoladenhaus, aber auch am Hofe gab es unter Georg II. Spielabende, bei denen der niedrigste Einsatz 200 Pfd. Sterl. betrug, und die Damen nahmen eifrig daran teil. Kein Wunder, wenn die Bestechlichkeit der Parlamentsmitglieder so groß war (s. oben S. 229 u. 732); namentlich die weniger bemittelten Schotten galten für besonders käuflich. Einen Teil des Sommers und Herbstes brachte die Aristokratie auf ihren Landsitzen zu, die sie mehr und mehr mit schönen Parks umgab. In der eigentlich warmen Jahreszeit ging man in die Bäder, auch schon in Seebäder, die seit der Mitte des Jahrhunderts in Aufnahme kamen. Das eigentlich „fashionable" Bad war Bath, daneben standen Epsom, Buxton, Tunbridge Wells. Bath wurde alljährlich im Durchschnitt

von 7000 Familien besucht. Das Leben war hier zwar nicht minder kostspielig, aber etwas zwangloser; zuerst dort hörte das Degentragen auf. Auch nach dem Festlande, namentlich nach Italien zu reisen, galt in der vornehmen Welt als guter Ton (s. S. 711).

In das Treiben wurde auch der kleine Landadel (gentry) mit hereingezogen, schon weil viele wegen der Parlamentsverhandlungen während des Winters an London gefesselt waren. Aber auch andre Familien desselben Standes gewöhnten sich daran, im Winter eine Zeitlang dort zu leben und im Sommer die Bäder zu besuchen. Dabei gingen freilich kleinere Edelleute, die jährlich nur etwa 200 bis 300 Pfd. Sterl. zu verzehren hatten (s. S. 139), wirtschaftlich zu Grunde und sanken zu Pächtern herab. Aber der größere Teil der Gentry blieb doch zu Hause, schon weil der Verkehr schwierig und kostspielig war, beschäftigte sich mit den Ämtern der Selbstverwaltung, liebte einen starken Trunk und zog auf die Jagd. In der schottischen Gentry erhielt sich wenigstens in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch sehr strenge Sitte unter dem Einflusse der harten calvinischen Kirchenzucht. Hier galt noch unbedingt die Autorität des Familienoberhauptes. In seiner Gegenwart wagte sich kaum ein lautes Wort, geschweige denn ein fröhliches Lachen hervor; in ehrfurchtsvollem Schweigen verharrte alles bei Tische, und die besten Bissen wurden für ihn allein bereitet. Erst allmählich lockerte sich diese strenge Zucht. Schon seit 1726 gab es in Edinburg ein Theater, es bildeten sich Klubs, und man fand sich zu geselligen Vereinigungen in mannigfachen Formen zusammen.

Die mittleren und unteren Stände.

Der Mittelstand folgte dem Beispiel der höher Gestellten je nach dem Vermögen, doch überwog hier natürlich die Arbeit den Genuß. Freilich verlockte der leichte Gewinn, den manche in den Kolonien machten, auch hier viele, und taugte ein junger Mann zu Hause nichts, dann schickte man ihn nach Indien, um dort sein Glück zu machen oder zu Grunde zu gehen. Gern saß der Bemitteltere in einem der zahllosen Kaffeehäuser oder in öffentlichen Gärten, von denen der von Vauxhall in London einen besonderen Ruf hatte, oder bei der dampfenden Punschbowle. Die große Masse liebte noch sehr öffentliche Schaustellungen, wie sie namentlich die Messen (fairs) boten. Rohe, sogar grausame Lustbarkeiten, Boxen, Tierkämpfe zwischen Stieren und Bulldoggen und vor allem Hahnenkämpfe waren bei allen Ständen besonders beliebt, und arg war bei diesem nordischen Volke durchweg die Trunksucht. An dem englischen Arbeiter rühmte man, daß er in allen Dingen, die Kraft und Energie erforderten, sehr Tüchtiges leiste, während er allerdings in andern, bei denen Geschmack und feine Behandlung notwendig waren, tief unter dem Franzosen stünde; man sagte ihm aber auch nach, daß er verschwenderisch und sorglos lebe und deshalb weniger vor sich bringe als z. B. der Holländer. — In Schottland galt gerade in den südlicheren, zivilisierteren Teilen das niedere Volk noch um 1787 für schmutzig und sittlich leichtfertig, obwohl man Bettlern auch in den entlegeneren Gegenden wenig begegnete; dagegen hatte sich selbst der arme Hochländer etwas von der Gastfreiheit und Ritterlichkeit seiner Vorfahren bewahrt, ergötzte sich an den Balladen, die, zum Teil in keltischer (gälischer) Sprache, mit Vorliebe die Zeit der unglücklichen Maria Stuart und Karl Eduards behandelten, und fand für seine kriegerischen Neigungen Befriedigung in dem Dienst bei den schönen, in die schottische Tracht gekleideten Hochländerregimentern, die Pitt während des Siebenjährigen Krieges einrichtete.

Unterricht und Kirche.

Englische Schulen und Universitäten.

Der Einfluß, den eine schulmäßige Erziehung auf den Volkscharakter üben kann, war in England für die breiten Volksschichten lange Zeit so gut wie gar nicht vorhanden, und daß es eine Pflicht des Staates sei, sich um diese Dinge zu kümmern,

lag dem englischen Gedankenkreise ganz fern; derartiges blieb dort, wie so vieles andre, lediglich der Fürsorge privater Kreise überlassen. Ein Volksschulwesen bestand in England bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts überhaupt nicht. Erst die 1698 gegründete Gesellschaft zur Verbreitung christlichen Wissens (Society for promoting christian knowledge) rief allmählich eine Anzahl von Freischulen ins Leben, deren bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts etwa 1500 entstanden, immerhin noch so wenig, daß auf sieben Gemeinden durchschnittlich nur eine Schule kam. Der sittlich gänzlich verwahrlosten Massen sich erbarmend, richtete zuerst Robert Raikes in Gloucester Sonntagsschulen ein, und 1785 bildete sich eine Gesellschaft für ihre Beförderung in den weitesten Kreisen, die mit bestem Erfolge arbeitete. Besser war für das höhere Schulwesen gesorgt, da seit dem 15. Jahrhundert und dann wieder im 16. Jahrhundert von Königen und Privatleuten eine Reihe Internatsschulen (sogenannte public schools, 1387 Winchester, 1441 Eton, 1552 Christs Hospital, 1567 Rugby, 1571 Harrow, 1611 Charterhouse, beide in London) oder freie Lateinschulen, grammar schools (St. Pauls 1509, Merchant Taylors school 1561, Tunbridge 1552 u. a.) gestiftet und oft mit sehr reichen Mitteln ausgestattet worden waren (s. Bd. V, S. 578, 712). Die älteren Schulen waren mit geistlichen Kollegien verbunden, übten eine halbklösterliche Zucht, ließen aber ihren Alumnen und den außerhalb der Anstalt wohnenden sehr zahlreichen Tagesschülern auch wiederum große Freiheit zu körperlichen Bewegungsspielen (Kricket, Fußball, Bootfahren), in denen sich Gewandtheit und Kraft, Mut und Entschlossenheit vorzüglich entwickeln konnten, und die hierin tüchtigen Schüler waren nicht minder hochgeachtet als die in den Wissenschaften hervorragenden Zöglinge. Schulkomödien, namentlich Aufführung französischer Stücke, brachten außerdem fröhliche Abwechselung in das Schultreiben. Der Unterricht war streng humanistisch; Lektüre und Nachahmung der Lateiner in Prosa und vor allem in Versen (worin sich Eton noch heute auszeichnet) spielten die Hauptrolle, Griechisch und Mathematik traten erst später hinzu. Die Meisterschaft in den klassischen Sprachen galt dem Engländer als die beste Vorbereitung für jeden Beruf, weshalb auch die Schulsprache durchaus Lateinisch war. In diesen alten Anstalten mit ihren herrlichen, spätgotischen Hallen, saftiggrünen Rasenplätzen und uralten Bäumen, in Winchester, Eton, Harrow, Rugby, wuchsen die Söhne des englischen Adels auf, in den jüngeren die Kinder des Mittelstandes, und noch ist jede Schule stolz auf die großen Männer, die aus ihr hervorgegangen sind und deren Bilder ihre Wände schmücken, und diese wiederum, Dichter wie Addison und Staatsmänner wie Pitt, haben alle mit wahrer Begeisterung an ihrer alten Schule gehangen. Ganz mittelalterlich blieben die beiden alten Universitäten Oxford und Cambridge. Auch hier nahmen die körperlichen Übungen eine wichtige Stelle ein, und die Wettfahrten zwischen den Rennbooten von Oxford und Cambridge sind Jahrhunderte alt. Die Universitätsbildung setzte nur die auf den Gelehrtenschulen erhaltene fort, gab also keine eigentliche Fachbildung außer in der Theologie; was der Engländer für einen künftigen praktischen Beruf brauchte, das lernte der Jurist beim Rechtsanwalt, der Mediziner beim Arzte, für den staatsmännischen Beruf aber schulte er sich in der Selbstverwaltung und im Parlament, nicht in der Studierstube und am grünen Tische. So erwuchs in der That ein herrschkundiges und herrschgewaltiges Geschlecht, das körperliche Frische mit geistiger Gewandtheit, freien Blick mit fester Willenskraft verband und bis ins Mark hinein erfüllt war von einem unbeugsamen nationalen Stolz und von hartem nationalen Egoismus.

Schottisches Unterrichtswesen.

Wesentlich verschieden von dem englischen Unterrichtswesen ist das schottische. Dem Calvinismus verdankte das Land eine Volksschule, die der englischen weit voranstand. Schon seit John Knox gab es Volksschulen in den meisten Kirchspielen,

und nach einem Gesetz von 1696 sollte jede Pfarre ihre Schule haben. Und zwar waren, dem demokratischen Charakter des Calvinismus entsprechend, diese Schulen für alle Stände bestimmt und die allgemeinen Vorbereitungsanstalten für die höheren Studien. In Schottland saß der Sohn des Laird neben dem Kind des Tagelöhners auf derselben Bank und genoß denselben Unterricht. Nach 1745 drangen „englische Schulen" auch in die noch keltischen Hochlande ein und förderten dort die Verbreitung der englischen Sprache. Dagegen blieb das Gelehrtenschulwesen Schottlands wieder hinter dem englischen zurück, da es hier an alten Stiftungen fehlte, und wurde in der Hauptsache durch die für den Umfang des Landes ziemlich zahlreichen Universitäten (Glasgow 1450, St. Andrews 1466, Aberdeen 1494, Edinburg 1582) ersetzt.

Irländische Schulen.

Der Zustand des Schulwesens in Irland entsprach den Verhältnissen des mißhandelten Landes (s. S. 135 ff.). Was an höheren Schulen neben der Universität Dublin (1592) vorhanden war, das war natürlich anglikanisch, also nur für die herrschende englische Minderheit bestimmt. Auch als der Erzbischof Boulton von Dublin 1730 die Volkserziehung in die Hand nahm und eine Gesellschaft für den Unterricht armer Kinder in der englischen Sprache und christlichen Religion stiftete, die vom irischen Parlament unterstützt wurde, handelte es sich der Hauptsache nur darum, katholische Kinder für die anglikanische Kirche zu gewinnen. Daher stand die katholische Bevölkerung diesen Anstalten mißtrauisch gegenüber, trotz aller Bemühungen gab es 1769 erst 52 Schulen mit 2100 Kindern, und als kurz danach die Staatsunterstützung wegfiel, gingen auch diese ein.

Die Landeskirchen.

Streng hielt die Masse der britischen Völker an ihrer Kirche fest. Der Schotte war nach wie vor ein überzeugter Calvinist, der seinen Sonntag als einen freudlosen Buß- und Bettag beging, zweimal, vormittags und nachmittags, stundenlange Predigten anhörte und im Hause erbauliche Gespräche führte oder Andachtsübungen abhielt. Dabei verband sich ein massiver Aberglaube, namentlich an Hexen. Noch 1739 protestierte das schottische Presbyterium gegen die Aufhebung der alten Hexengesetze. Die Geistlichkeit war fanatisch und unduldsam gegen alle Andersdenkenden und verhing über jede Versäumnis kirchlicher Pflichten, namentlich Vernachlässigung der Sonntagsfeier, strenge öffentliche Kirchenstrafen. Erst allmählich, besonders seit 1745, als die Ideen der Aufklärung auch in diese harten schottischen Köpfe eindrangen, machte sich eine gewisse Reaktion gegen die strenge Sabbatruhe geltend, und die Geistlichen begannen in ihren Predigten mehr die Moral in den Vordergrund zu stellen. Die englische Hochkirche war niemals recht volkstümlich gewesen, wie der presbyterianische Calvinismus es in Schottland trotz alledem war, und hatte daher schon seit dem 16. Jahrhundert „Dissenters" neben sich gehabt, die sich nach der glorreichen Revolution endlich gesetzliche Duldung erzwangen (s. S. 40). Noch früher waren die Quäker hervorgetreten (s. S. 487), aber ihrem Wesen entsprechend auf kleine Kreise beschränkt geblieben.

Der Methodismus.

Eine wirkliche Erneuerung des religiösen Lebens von Innen heraus versuchte erst der Methodismus, der in mancher Beziehung an den deutschen Pietismus erinnert. Er ging aus einer Vereinigung frommer Studenten in Oxford (1729) hervor, die unter der Leitung des schwärmerischen John Wesley (1703—91) nach pedantisch geistlicher „Methode" lebten. Sie gingen darauf aus, in frommen Betrachtungen und Übungen, unter Thränen und inbrünstigen Gebeten die Selbstsucht gewaltsam zu brechen und den stürmischen „Durchbruch der Gnade" zu schmerzlicher Wiedergeburt zu erzielen. Neben Wesley trat bald Georg Whitefield (1714—70) in herzenerschütternder Wirksamkeit hervor; da er aber von der Gnade die strengste calvinische Ansicht hegte, Wesley dagegen der arminianischen Auffassung (s. S. 297) folgte, so trennten sich beide 1740 und gingen ihre besonderen Wege. Doch überwogen bald die Anhänger Wesleys. Während Whitefield

als gewaltiger Prediger alle englischsprechenden Länder, vor allem Nordamerika, durchzog, legte Wesley, obwohl von der Hochkirche heftig angefochten, den Grund zu einer gemeinsamen Organisation. Er wollte sich nicht von der bischöflichen Kirche trennen, aber durch die Feindschaft, die er von ihr lange erfuhr, wurde er gedrängt, einen besonderen Gemeindeverband mit strenger Kirchenzucht unter Superintendenten und mit Synoden nach calvinischer Art zu gründen. Die Gefahr für den Methodismus lag in der Schwärmerei und einer gewissen Gleichgültigkeit gegen das Sittengesetz, die auf der Überzeugung von der Allgewalt der zum Durchbruch gelangten göttlichen Gnade beruhte, aber er hat den starren, in äußerer Macht und Kirchlichkeit lebenden Anglikanismus in ähnlicher Weise aufgerüttelt, wie der Pietismus die lutherische Orthodoxie in Deutschland, und ist besonders für die Volksmassen sehr wirksam gewesen. Vor allem hat er auch jene menschenfreundlichen Bestrebungen mächtig gefördert, die Robert Raikes zur Gründung der Sonntagsschulen antrieben (s. oben S. 729), den edlen **John Howard** seit 1774 zu einer opfervollen Thätigkeit für die Umgestaltung der schauerlich verwahrlosten Gefängnisse führten und Wilberforce zur Bekämpfung des Negerhandels begeisterten.

Gesellschaft und Staat.

Die gebildeten Engländer huldigten mehr oder weniger dem modischen Deismus und dem damit verbundenen Freimaurertum, ohne sich deshalb von der Staatskirche trennen zu wollen. Eine bedenkliche Entartung war freilich der „höllische Feuerklub“ in London 1780, der auf eine Verhöhnung alles kirchlichen Lebens hinausging.

Wenn die englischen Zustände, namentlich die politischen, damals auf dem Festlande von Theoretikern vielfach verherrlicht und als Muster hingestellt wurden, so war diese Idealisierung ein Beweis dafür, daß sie trotz schwerer Mängel im Verhältnis zu den festländischen in der That als die fortgeschritteneren empfunden wurden. Der Absolutismus der festländischen Monarchien sorgte planmäßig für das Wohl des Volkes, wie er es verstand, aber er bevormundete und gängelte auch das Volk auf Schritt und Tritt; der englische Staat that in der Pflege des Volkswohles wenig oder nichts und berechnete seine volkswirtschaftliche Gesetzgebung lediglich auf das Interesse der herrschenden Klassen, aber er ließ den Unterthanen auch ein hohes Maß von Freiheit der Bewegung und gewöhnte sie an selbständiges Urteil und selbständigen Entschluß. So leistete in Britannien das Größte nicht der Staat, sondern die freie Thätigkeit der einzelnen und der Körperschaften. Die Begründung der englischen Großindustrie und des englischen Welthandels, die Kolonisation Nordamerikas und die Eroberung Ostindiens haben Privatunternehmer vollbracht.

Das englische Parlament und Nordamerika.

Der Ruf nach Parlamentsreform.

Freilich war es auch die englische Selbstsucht, die mit den stärksten Kolonien, den selbstbewußten nordamerikanischen Pflanzstaaten, wo sich das englische Wesen in einer eigenartigen Ausprägung eine neue Heimat geschaffen hatte, in Konflikt geriet und dadurch den Abfall dieser Niederlassungen wenigstens beschleunigte, wenn auch nicht geradezu herbeiführte. Dieser Kampf verschlang sich in seinen Anfängen mit einem heftigen Streite im Innern Englands selbst. Denn lauter und lauter erscholl der Ruf nach Parlamentsreform unter **Georg III.** (1760—1820), während sich die Regierung die Macht der Krone zu steigern bemühte und das Parlament in ein gefügiges Werkzeug zu verwandeln suchte. Für diesen König war dies möglich, weil er, der Sohn des Prinzen Friedrich von Wales (gest. 1751) und der Prinzessin Auguste von Gotha, der erste Fürst des Hauses Hannover war, welcher in England geboren war (4. Juni 1738)

Die Parlamentswahl.

Satirisches Zeitbild von William Hogarth.

Dieses Blatt enthält eine Darstellung von dem, was der Engländer canvassing for votes nennt, des Stimmenfangs bei Parlamentswahlen. Der junge, muntere Kerl in der Mitte des Blattes ist ein Pächter; seine Stimme scheint von Gewicht, denn er steht gestiefelt und gespornt da und wird von den Wirten der beiden Wirtshäuser „Zur Königseiche“ (the Royal oak) und „Zur Krone“, welche die Hauptquartiere der beiden sich bekämpfenden Parteien sind, zugleich und zwar mit Macht angegangen. Beide übergeben ihm Einladungskarten, jeder zu seinem Hause, und jeder sucht dieser Einladung noch einen besonderen Nachdruck zu verleihen, der aus der „Krone“ armselig mit einer Guinee, der aus der „Eiche“ hingegen mit einer Handvoll. Des Pächters Auge und Beifall wenden sich also mehr der „Eiche“ zu; doch hindert ihn das, wie es scheint, nicht, auch die Guinee aus der „Krone“ zu nehmen. Zur Linken erblicken wir im Vordergrunde eine Nebenszene, die aber in mehr als einer Hinsicht von Bedeutung ist. Ein einäugiger Schuster und ein Barbier sitzen vor dem Wirtshause „Portobello“ (dem dritten, das hier vorgestellt ist) und disputieren über die Eroberung der Festung gleichen Namens durch den Admiral Vernon mit nur sechs Schiffen (1739, s. S. 412). Der Barbier formiert die Flotte mit Stückchen von seiner Pfeife auf dem Tische und vergißt darüber das Rauchen ebenso wie seine Geschäfte. Der Schuhmacher hat Schuhe vor sich und der Barbier seine Becken mit Serviette und Flasche auf die Erde gelegt — auf beide wird gewiß irgendwo gewartet. Der Schuster, der seine Stimme für einige Guineen verkauft hat, bedeckt diese mit der Hand, vermutlich weil er der Fingerfertigkeit des Barbiers nicht ganz traut. In dem Ausgabefenster des Wirtshauses „Zur Krone“, vor welchem der Löwe die Lilie verzehrt, geht eine kleine Eßszene vor; da der Löwe nahe bei den Leuten steht, welche schmausen, sieht es beinahe aus, als spotte er über den Kerl, der den gebratenen Kapaun wie eine Querpfeife ansetzt. Übrigens wird wirklich von beiden fürs Vaterland gefressen. Der Löwe ist nämlich ein vom Vorderteil eines englischen Kriegsschiffes abgerissener Zierat, und da er hier im Trocknen keine französischen Schiffe mehr verschlingen kann, frißt er wenigstens französische Lilien — sehr bedeutsam bei einer Gelegenheit, wo alles frißt.

Vor eben diesem Wirtshause befindet sich ein wohlgekleideter ansehnlicher Mann Timothy Partytool Esqu. (d. i. etwa „Parteimietling“) — wie man aus der Adresse eines Briefes sieht, der ihm soeben gebracht wird. Vor ihm steht ein Jude mit einem unbeschreiblichen Spitzbubengesicht; er verhandelt hier Kostbarkeiten, Uhren, Uhrketten, Ringe. Herr Partytool, vermutlich der Agent eines der Kandidaten, hält in der Linken einen Beutel mit Guineen; er spricht mit zwei Damen auf der Galerie und scheint sie zu fragen, was er kaufen soll — die Wahl scheint auf eine Uhr zu fallen. Diese Mädchen haben selbst freilich keine Stimme; aber sie werden bestochen, damit sie andre bestechen: „Nur erst die Herren Weiber gewonnen, dann ergibt sich das mit den Frau Männern von selbst!“

Der Bote, der Herrn Partytool den Brief überreicht, hat einen großen Ballen Papier vor sich liegen — teils sind es Adressen an das Volk, teils Ankündigungen eines Lustspiels, das auf Kosten des Herrn Partytool oder seiner Partei in dem Wirtshause dargestellt werden soll. Das Stück, wovon eine Hauptszene, auf Wachstuch gemalt, vor dem Hause hängt, heißt Punch Candidate for Guzzledown. Ein Kandidat ist dargestellt, wie er eine Schubkarre voll Guineen vor sich her schiebt und mit einer einem Punschlöffel ähnlichen Schaufel sie unter die Leute auswirft, von denen sie dann, wie man leicht denken kann, sehr gierig hinunter„geguzzelt“ werden. Auch die obere Abteilung des aufgehängten Gemäldes ist eine Satire. Das Gebäude linker Hand ist die Schatzkammer und das zur Rechten die Wache der Garde zu Pferde (Horse Guards), beide in der Straße Whitehall gelegen. Vor ersterer hält ein noch nicht bespannter Frachtwagen, auf welchen Geld in Säcken (Hogarth meint zum Stimmenkauf für den Hof) geladen wird. Das Haus der Garde aber wird wegen seines plumpen und schwerfälligen Aussehens verspottet. Zum Thore hinein fährt des Königs Staatskutsche; da aber das Thor viel zu niedrig ist, stößt der Schlußstein des Bogens dem Kutscher den Kopf ab. Und anstatt des kleinen plumpen Turmes, den der Baumeister Ware oben aufgesetzt hatte, zeichnet Hogarth eine Biertonne. — Neben dieser Annonce sieht man das Schild des Hauses, die Königseiche, nämlich König Karl II. in der bekannten Eiche, mit drei Kronen (England, Schottland und Irland): eine in England damals sehr häufige Wirtshauszierde.

Im Vordergrunde rechter Hand sitzt an der Hausthür die Wirtin und zählt Geld in den Schoß; ein Grenadier, der in der Thür Schildwache steht, sieht ihr sehr ernsthaft zu — vermutlich nicht ohne den lebhaften Wunsch, im Besitz dieses Reichtums zu sein.

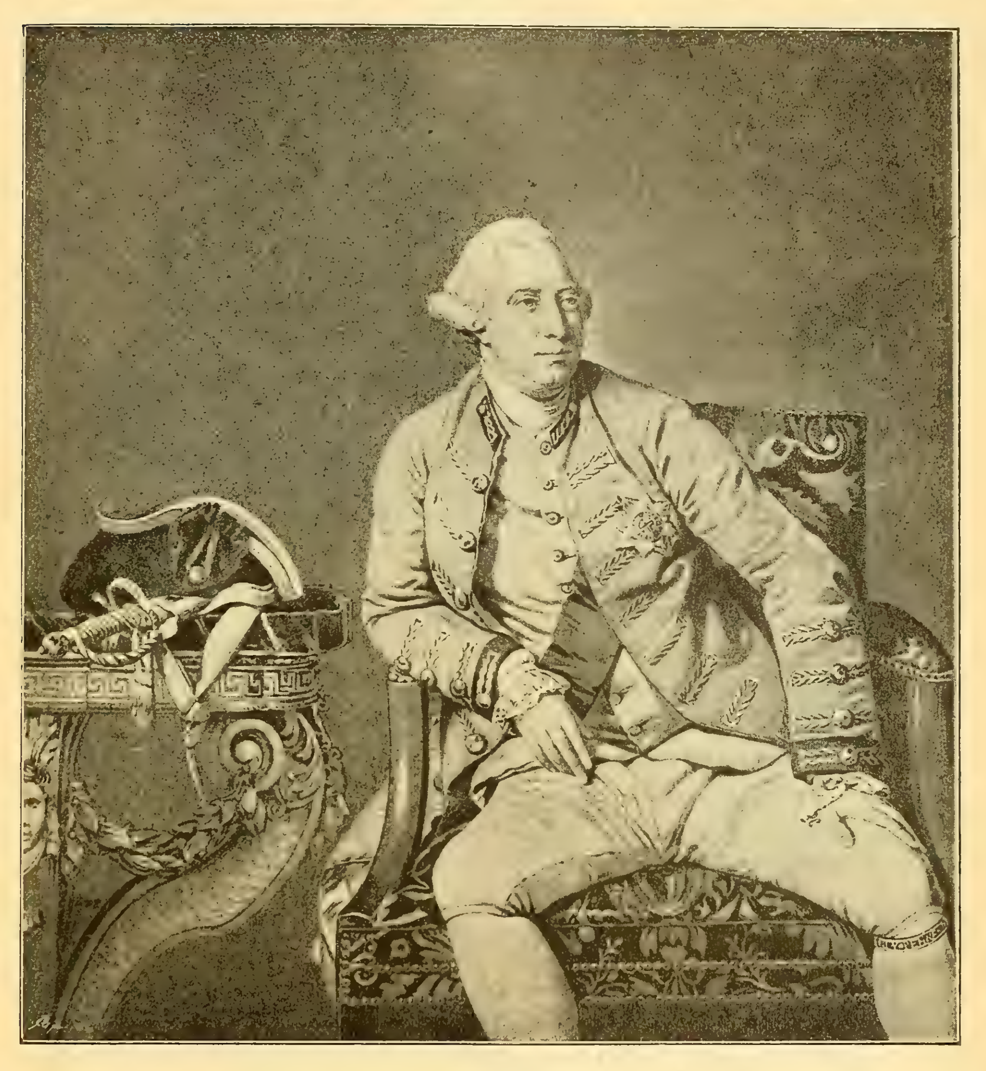
Im Hintergrunde wird die Accise (das Steuerbüreau) gestürmt, ein Vorgang, der sich von selbst erklärt, Hogarth hat aber dabei einen sehr bezeichnenden Zug angebracht: der Pöbel ist beschäftigt, das Schild abzureißen, das die Accise verkündigt. Ein Kerl ist schon wirklich auf den Balken geklettert, woran jenes hängt, und bemüht, ein Stück davon abzusägen, bemerkt aber nicht, daß er gerade auf dem Ende sitzt, das er absägt und das noch dazu mit einem Seil niedergezogen wird; sowie ihm also sein Sägen gelingt, muß es ihn den Hals kosten.

(Nach Lichtenberg.)



Die Parlamentswahl.

Satirisches Zeitbild von William Hogarth



444. Georg III., König von Großbritannien und Irland.
Nach dem Gemälde von R. A. Zoffany.

und deshalb in England viel festeren Boden unter den Füßen hatte als sein Vorgänger. Von Natur beschränkt, frömmelnd, aber auch sittenstreng, war er doch erfüllt von monarchischem Stolz und wollte um jeden Preis die Macht seiner Krone vermehren. Männer von festem Charakter waren ihm zuwider, jede demokratische oder republikanische Gesinnung verhaßt, daher auch die Ideen der Aufklärung. Deshalb stützte er sich auf die Tories, die er zuerst wieder, den Überlieferungen seines Hauses entgegen, mit Lord Bute und nach dessen Rücktritt mit Lord Grenville zur Regierung kommen ließ (1761, s. S. 502). Um sich gefügige Mehrheiten im Parlamente zu sichern, trieb dies Ministerium die Bestechungen ärger als jemals Walpole; wurden doch zuweilen an einem einzigen Morgen 25000 Pfund Sterling an Parlamentsmitglieder ausgezahlt! Um so berechtigter erschien dann freilich auch das Bestreben nach einer Reform der Volksvertretung.

Nordamerika gegenüber der Besteuerungsfrage.

Es kreuzte sich dies mit dem Streite, der sich über das Verhältnis der Kolonien zum Mutterlande erhob. Hatte dasselbe schon früher den Anfang dazu gemacht, die Volkswirtschaft Nordamerikas dem Interesse Englands zu unterwerfen (s. S. 148 f.), so kam jetzt der Gedanke zur Herrschaft, diese Kolonien vollständig unter die Gesetzgebung der Krone und des Parlaments zu beugen, ihnen also die Freiheit der Selbstverwaltung zu verkümmern. Die praktische Folge dieser Auffassung war zunächst der Versuch zu einer eigenmächtigen, ohne die Zustimmung der Koloniallandtage verfügten Besteuerung (s. S. 148), welche die Kosten des allerdings auch im Interesse Nordamerikas mit Frankreich geführten Krieges decken sollte. Deshalb erließ das Parlament im April 1764 ein „Zollgesetz für die Kolonien und Pflanzungen". Es belegte Kaffee, Zucker, Indigo, Wein, Seide u. a. mit einem übrigens mäßigen Eingangszoll und verfügte die strenge Unterdrückung des Schmuggels. Doch mit dem Wachsen des Wohlstandes und der Bevölkerung (damals 3 Millionen), und mit den glücklichen Waffenthaten des französischen Krieges war auch das Selbstgefühl der Kolonien hoch gestiegen, und schon wirkten Lockes und Rousseaus politische Ideen herüber. So erhoben in Amerika James Otis, John Adams u. a. entschiedenen, grundsätzlichen Widerspruch gegen das Besteuerungsrecht des Parlaments. Anders der Agent für Pennsylvanien in London, Benjamin Franklin. Geboren im Jahre 1706 als Sohn armer Eltern, hatte er sich durch eisernen Fleiß und praktisches Geschick als Buchdrucker und Schriftsteller emporgearbeitet und durch die Erfindung des Blitzableiters einen Weltruf erworben. Als Generalpostmeister aller Kolonien war er ebenso Vertrauensmann der Krone wie eine der bekanntesten Persönlichkeiten Amerikas, deshalb auch für seine neue Stellung in London trefflich geeignet, ein echter Neuengländer, nüchtern, praktisch, rechtschaffen, aber ohne jeden Idealismus und von einer Schlauheit, die sich mit der schlichten Einfachheit des äußeren Auftretens wirkungsvoll verband. Deshalb bekämpfte er das Zollgesetz nicht grundsätzlich, sondern nur vom Standpunkte des bisher geltenden Staatsrechtes aus.

Die Stempelakte.

Infolge dieses Widerspruchs ließ Grenville das Zollgesetz fallen, setzte dafür aber die Stempelakte durch, die für alle von den Behörden auszustellenden Urkunden die Erhebung einer Stempelabgabe vorschrieb, von deren Erträgen die bisher jährlich bewilligten Gehalte der Kolonialbeamten fixiert werden sollten; zugleich wurde den Kolonien der Unterhalt von 20 englischen Regimentern auferlegt (März 1765). Gegen diese Verfügungen dauerte natürlich der grundsätzliche Widerspruch fort; besonders in Massachusetts, New York und Virginien bildeten sich Vereine gegen die Durchführung der Stempelakte, ja schon Waffenbrüderschaften unter dem Namen „Söhne der Freiheit", und mit den Verfechtern der natürlichen Menschenrechte gingen die puritanischen Prediger Hand in Hand. Nun fiel allerdings damals das Ministerium Grenville, weil sein Chef die herrschsüchtige Mutter des Königs und Lord Bute von der Regentschaft ausschließen wollte, die der Zustand des zeitweilig bereits an Geistesstörung leidenden Königs notwendig machte, und Georg III. mußte trotz seines lebhaften Widerwillens die Regierung an den Marquis von Rockingham, den Lord Grafton und den greisen Herzog von Newcastle, die Führer der Whigs, überlassen (Juli 1765), von denen die Kolonien eine billigere Behandlung erwarten konnten. Allein die Aufregung war dort schon zu hoch gestiegen. Am 25. Oktober 1765 schlossen sechs Provinzen in New York eine „Union"; sie erklärten sich der Besteuerung widersetzen zu müssen „kraft ihrer Rechte als Menschen und als Nachkommen britischer Bürger". So erwies sich die Einführung der Stempelabgabe als unmöglich. Dazu sahen sich die Minister im Parlament den heftigsten Angriffen der Opposition ausgesetzt. In zwei gewaltigen Reden versuchte William Pitt gegenüber Grenville u. a. die Stempelakte als ungesetzlich zu erweisen, ohne daß er übrigens die Herrschaft über die Kolonien

445. **Benjamin Franklin.**

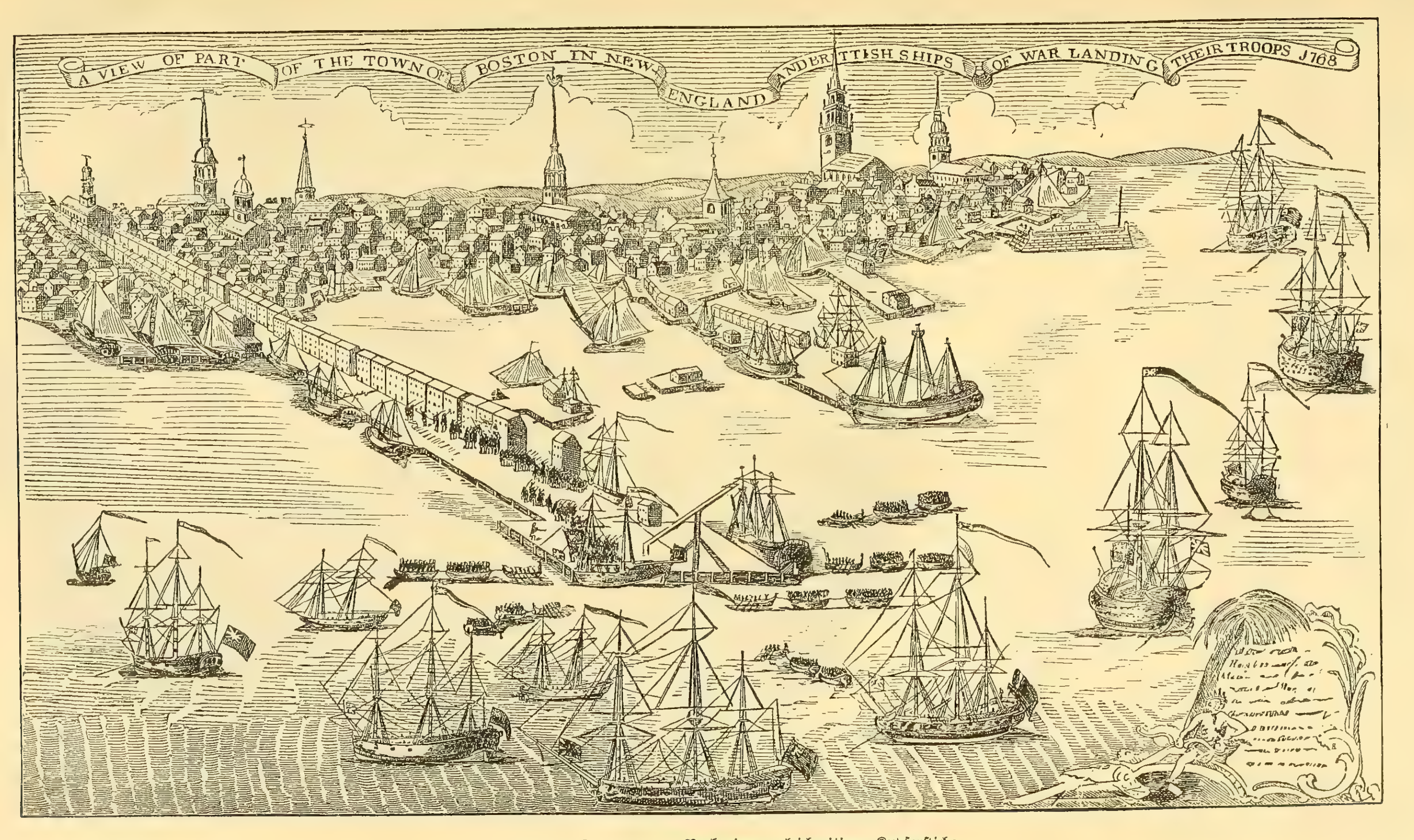
Nach dem Gemälde von Duplessis gestochen von Chevillet.



hätte aufgeben wollen, und nur mit größter Anstrengung vermochte die Regierung den Angriff abzuschlagen. Erst die maßvolle, kluge Rede, mit der Franklin vor den Schranken des Unterhauses die Sache der Kolonien führte (13. Februar 1766), bewog das Parlament zur Nachgiebigkeit, es hob die Stempelakte auf, hielt aber in der „Deklarationsbill" sehr nachdrücklich an seiner Gewalt über die Kolonien fest, wich also grundsätzlich nicht einen Finger breit.

Das neue Zollgesetz.

Einen Augenblick erweckte der Eintritt Pitts ins Ministerium und ins Oberhaus (als Lord Chatam) die Hoffnung auf einen Ausgleich; doch da Pitt sehr leidend war und Ende 1766 ein Bad aufsuchen mußte, so erhielt im Ministerium Charles Townshend



446. Boston im Jahre 1768. Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

(Lord der Schatzkammer) das Übergewicht, und dieser setzte im Mai 1767, um den Ausfall der damals verminderten Landtaxe (s. S. 55, 229) zu decken, ein neues Zollgesetz für die Einfuhr von Thee, Glas, Papier und Farbenwaren durch. Sein Tod änderte nichts in der Richtung des Ministeriums, denn sein Nachfolger, Lord North, war ein ganz entschiedener Monarchist und jeder Nachgiebigkeit abgeneigt. Von einer solchen war freilich auch bei den Amerikanern keine Rede. Schon kam es im Hafen von Boston zu einem Zusammenstoß zwischen der englischen Polizei und den „Söhnen der Freiheit“, welche die Wegnahme eines amerikanischen Handelsschiffes nicht dulden wollten (10. Juni 1768); in der Waffenhalle von Boston beschloß eine große Versammlung, sich der Einquartierung eines stehenden Heeres, der Einführung fester Besoldungen und der willkürlichen Besteuerung zu widersetzen; die Kaufleute bildeten Vereine gegen die Einfuhr englischer Manufakturwaren. Mit der größten Spannung verfolgte man in Europa, namentlich in Frankreich, den immer heftiger werdenden Streit, Pitt aber schied im Oktober 1768 aus dem Ministerium, das nun ganz von den nächsten Anhängern des Hofes beherrscht wurde.

Die Juniusbriefe.

Da wurde das parlamentarische System aufs heftigste erschüttert durch einen ursprünglich nur persönlichen Streit. Zu den entschiedensten Wortführern derer, die eine Parlamentsreform erstrebten, gehörte John Wilkes, ein Mann von lockeren Sitten, aber von entschiedener Begabung, der in seiner Zeitschrift „North-Briton“ eine sehr scharfe Feder führte, dann ins Parlament gewählt, wegen seiner rücksichtslosen Angriffe auf dasselbe jedoch ausgestoßen worden war. Nach längerem Aufenthalte in Frankreich nach London zurückgekehrt (1768), wurde er in Middlesex abermals gewählt, und obwohl das Parlament ihn abermals ausstieß, auch zum drittenmal gewählt, denn die öffentliche Meinung sah in dem zweideutigen Manne einen Märtyrer der Wahlfreiheit gegenüber der Willkür eines käuflichen Parlaments und einer Regierung, die sich desselben bediente. Dabei war die Volksstimmung in London so erregt, daß ein Aufstand nahe schien, und die Truppen mehrmals auf die Massen feuerten. In diesem Augenblicke erschien im „Public Advertiser“ der erste der berühmten „Juniusbriefe“ (21. Januar 1769). Der Verfasser, später unzweifelhaft in Philipp Francis erkannt, damals aber unbekannt geblieben, führte in diesem und in den Fortsetzungen bis 1772 (im ganzen 69) die wuchtigsten Streiche gegen die Krone und gegen das entartete Parlament, forderte Freiheit der Wahlen, der Presse, des Gerichts, und dies alles in einer so kühnen, ja leidenschaftlichen Sprache, aber auch mit so gründlicher, vernichtender Kenntnis der Personen und Zustände, daß bald jeder Widerspruch verstummte. Maßvoller verlangte um dieselbe Zeit Edmund Burke in seinen „Gedanken über die Ursachen der gegenwärtigen Unzufriedenheit“ (1770) die Reform des bestechlichen Parlaments, das unfähig geworden sei, wie es seine Bestimmung gewesen sei, die Verwaltung der Krone zu beaufsichtigen; und im März 1770 richtete eine Adresse der Altstadt London die Bitte an den König, seine Räte zu entfernen und das Parlament aufzulösen, denn das Unterhaus vertrete das Volk nicht mehr. Fast schien eine neue Revolution bevorzustehen.

Die erste Gewaltthat.

Einer wachsenden Aufregung im Innern des Landes gegenübergestellt, wichen Regierung und Parlament in Amerika einen Schritt zurück und hoben die neuen Zölle mit Ausnahme des Theezolles auf (März 1770). Indes beschwichtigte dies die Aufregung in den Kolonien keineswegs. Besonders in Boston und New York wurde die Bewegung immer stürmischer, sie ergriff auch Pennsylvanien, Virginien und selbst Nordcarolina; sogar die Ansiedler in den neukultivierten Gebieten Kentucky, Illinois und Tennessee blieben davon nicht unberührt. Schon kam es in Boston und New York zu Tumulten, bei denen die englischen Truppen, erbittert durch die fortgesetzten

Beschimpfungen, von ihren Waffen Gebrauch machten; in Boston bildete sich ein „Aktionskomitee", dort, dann in Philadelphia und New York entstanden Bürgerausschüsse, zunächst um die Ausschiffung des zollpflichtigen Thees zu verhindern, und endlich, am 18. Dezember 1773, erfolgte im Hafen von Boston die erste Gewaltthat: ein Haufe von Männern, die als Indianer verkleidet waren, erstieg den „Dartmouth" und warf 340 Theekisten im Werte von 18000 Pfund Sterling ins Meer. Um sich nicht gleichem Schicksal auszusetzen, segelten darauf die übrigen Schiffe ab.



447. Edmund Burke.

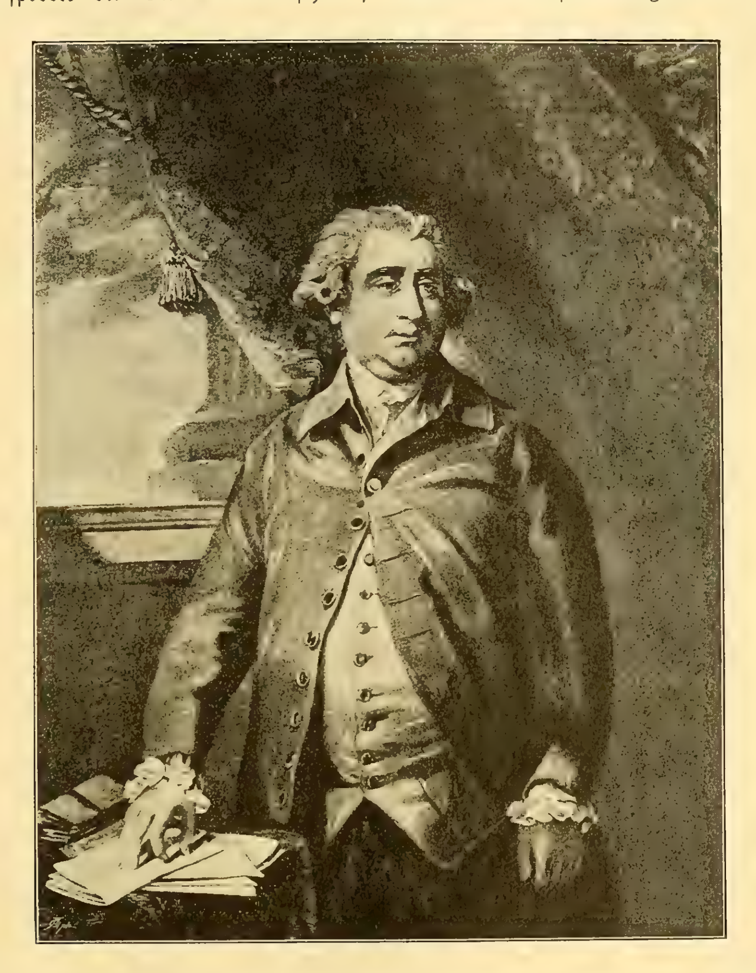
Nach dem Gemälde von G. Romney gestochen von von J. Jones.

Edmund Burke

Bruch mit Nordamerika.

Der Bruch war unheilbar. Denn obwohl Franklin vor dem Geheimen Rat die Bittschrift von Massachussetts um Entfernung des Gouverneurs Hutchinson nachdrücklich vertrat (29. Januar 1774), in dem Willen, Nordamerika den englischen Gesetzen zu unterwerfen, waren Volk, Parlament und Regierung Englands vollkommen einig. Kein englischer Bettler, der nicht von „unsern amerikanischen Unterthanen" gesprochen hätte. Nach heftigen Debatten mit der Opposition, an deren Spitze James Fox und Edmund Burke standen, nahm das Parlament im April 1774 drei neue Zwangsgesetze an. Das erste sperrte den Hafen von Boston vom 1. Juni ab, das zweite hob die Verfassung von Massachussetts in wesentlichen Stücken auf und erklärte die Einquartierung

von Truppen für gesetzlich, das dritte dehnte die Grenzen von Kanada und damit die dort geltende absolutistische Verfassung bis zum Mississippi aus. Zugleich wurde General Gage, übrigens ein leutseliger und bis dahin in den Kolonien beliebter Herr, mit vier Regimentern als Zivilgouverneur nach Massachusetts gesandt und zum Oberbefehlshaber in allen dreizehn Kolonien ernannt. Am 17. Mai bereits landete er in Boston, sperrte die Stadt militärisch ab, verbot alle Versammlungen und löste den



448. James Fox.

Nach dem Gemälde von J. Reynolds.

C. J. Fox

Landtag auf. Statt dessen aber traten im September 1774 zu Philadelphia 51 Abgeordnete aus zwölf Provinzen (nur Georgien fehlte noch) zu einem Kongreß zusammen. Derselbe erließ eine „Erklärung der Rechte“ der Kolonien und mehrere Adressen an den König, an das Volk von Großbritannien, an die Bürger der dreizehn Provinzen, an Gage u. a., alle in durchaus maßvollem, ruhigem Tone gehalten, aber von gewaltigster Wirkung. Der König freilich wies die Adresse geringschätzig ab, das Parlament erklärte Massachussetts für aufrührerisch, untersagte allen Verkehr mit Neuengland und verbot die Einfuhr von Kriegsmaterial (Februar 1775).

Der nordamerikanische Freiheitskrieg.

Die Kämpfe bis zur Kapitulation von Saratoga.
(1775—77.)

Die ersten Gefechte.

Wenige Monate noch, und in Amerika floß das erste Blut im Bürgerkriege. Der aufgelöste Landtag von Massachusetts versammelte sich in Concord, setzte einen Sicherheitsausschuß ein, rief die Milizen unter die Waffen und häufte Kriegsmaterial an. Um dies wegzunehmen, sandte General Gage eine schwache Truppenabteilung nach Concord. Diese sah sich unterwegs bei Lexington von den Milizen in aufgelöster Kampfesweise angegriffen (19. April 1775), erlitt herbe Verluste und fand in Concord doch wenig vor, weil die Einwohner das meiste versteckt hatten. Andre Milizen bemächtigten sich der beiden Forts am Champlainsee, Ticonderoga und Crownpoint, also der Verbindungsstraße mit Kanada; endlich besetzte Oberst William Prescott mit nur 1500 Mann die steile Höhe von Bunkershill, die den Hafen von Boston beherrscht, und leistete mit seinen erschöpften, undisziplinierten und mangelhaft bewaffneten Leuten den angreifenden und auch von Kriegsschiffen unterstützten Engländern, gegen 4000 Mann, einen so heldenmütigen Widerstand, daß diese über 1000 Mann auf dem Platze ließen und die Amerikaner sich schließlich in bester Ordnung zurückziehen konnten (16. Juni). An demselben Tage aber übertrug der Kongreß, der im Mai 1775 wiederum in Philadelphia zusammengetreten war, den Oberbefehl über das „Nationalheer“ an George Washington, der ihn ohne Gehalt annahm, und hob damit den rechten Mann an die rechte Stelle.

Washington war im Jahre 1732 zu Bridges Creek in Virginien geboren, hatte sich besonders gern mit Mathematik beschäftigt, dann als Feldmesser gearbeitet, fand aber schon seit 1751 die rechte Aufgabe für seine Kräfte im Dienste des Milizoffiziers gegen Indianer und Franzosen, als welcher er den Siebenjährigen Krieg dann ruhmvoll mitfocht (s. S. 449, 505). Am Ende desselben Oberst, erwarb er durch eine Heirat und die Erbschaft seines älteren Bruders ansehnlichen Grundbesitz und lebte seitdem als Pflanzer zu Mount Vernon in Virginien, ein Mann von tadelloser Reinheit des Charakters, selbstlos und patriotisch wie keiner, ausdauernd und unverzagt inmitten der größten Schwierigkeiten.

Amerikanische Kriegsleistungen.

Denn eifersüchtig auf ihre Selbständigkeit, gehorchten die einzelnen Staaten den Beschlüssen des Kongresses nur, soweit es ihnen beliebte, und brachten z. B. noch 1783 statt 9 Millionen nur 442 000 Dollar auf. In den südlichen Provinzen war die Zahl der englisch Gesinnten (Loyalisten) sehr groß, und fast überall wehrte sich das Volk gegen jede starke Anspannung. Die Milizen gingen nach Ablauf ihrer kurzen Dienstzeit (6—9 Monate) unfehlbar nach Hause, um durch neue, vollkommen unausgebildete Haufen ersetzt zu werden; die Ausrüstung war mangelhaft bis zum Lächerlichen, die Bewaffnung, ja selbst das Kommando in jedem Regimente verschieden, der Kredit, den der Kongreß genoß, fast gleich Null, so daß schon 1777 auf einen Silberdollar 113, 1780 sogar 15 000 Papierdollar gingen! Und diese Zustände erhielten sich in vielen Stücken bis zum Ende des Krieges. So wurde die Freiheit Amerikas gar nicht durch den Heldenmut des Volkes, sondern durch die Einsicht, Thatkraft und Aufopferung einer kleinen Anzahl hervorragender Männer entschieden und nicht zum wenigsten durch die Hilfe Frankreichs.

Die Unabhängigkeitserklärung.

Zunächst hatte man sich die Sache leichter vorgestellt, als sie war, ja sogar an den Anschluß Kanadas gedacht. Der Heerhaufe, der daher im Anfange des Jahres 1776 Arnold und Montgommery dahin führten, nahm nun zwar Montreal und belagerte Quebec, doch die französischen Kanadier dachten nicht daran, sich den demokratischen Republiken anzuschließen, und der harte Winter nötigte die Nord=

Entwurf der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika.

Abgefaßt am 4. Juli 1776, unterzeichnet am 2. August 1776.

Übersetzung:

Eine Erklärung der Vertreter der Vereinigten Staaten von Amerika, versammelt im allgemeinen Kongreß.

Wenn es im Laufe der menschlichen Ereignisse für ein Volk nötig wird, [sich loszusagen von einer Unordnung, in der es bisher verharrt hat] das politische Band zu lösen, welches es mit einem andern Volke verbunden hat, und unter den Mächten der Erde die [gleichberechtigte und unabhängige] getrennte und gleichberechtigte Stellung einzunehmen, zu welcher es die Gesetze der Natur und Gott berechtigen, dann erfordert die Rücksicht auf die Meinung der Menschheit, daß es die Ursachen erklärt, welche es zu der Trennung zwingen.

Wir erachten diese Wahrheit für unbestritten, daß alle Menschen gleich [und unabhängig] erschaffen sind; daß ihnen ihr Schöpfer gewisse angeborene und unveräußerliche Rechte verliehen hat, darunter: Leben, Freiheit und Streben nach Glück; um diese Rechte zu sichern, sind unter den Menschen Regierungen eingesetzt, welche ihre gerechte Macht von dem Willen der Regierten ableiten, daß, so oft irgend eine Regierungsform jene Zwecke zerstört, es das Recht des Volkes ist, diese Regierung zu ändern oder abzuschaffen und eine neue Regierung einzusetzen, und diese auf solchen Grundsätzen zu begründen und ihre Macht in einer solchen Form zu organisieren, wie es ihm am geeignetsten scheint, um seine Sicherheit und sein Glück zu bewirken. Die Klugheit wird allerdings vorschreiben, daß lang bestehende Regierungen nicht wegen leichter und vorübergehender Ursachen geändert werden, und es hat deshalb die Erfahrung von jeher gezeigt, daß die Menschen eher geneigt sind, zu leiden, solange die Leiden erträglich sind, als selbst ihr Recht zu suchen durch Abschaffung der Formen, an die sie gewöhnt sind; aber wenn eine lange Reihe von Mißbräuchen und rechtswidrigen Eingriffen (zu einer bestimmten Periode begonnen und) beständig das gleiche Ziel verfolgend, die Absicht offenbar macht, sie [zur Machtlosigkeit] unter einen absoluten Despotismus* zu bringen, dann ist es ihr Recht, ist es ihre Pflicht, eine solche Regierung zu stürzen und für ihre künftige Sicherheit neuen Schutz zu schaffen. Solcher Art waren die geduldig ertragenen Leiden dieser Kolonien, und solcher Art ist jetzt die Notwendigkeit, welche sie zwingt, ihr früheres Regierungssystem zu ändern (vernichten). Die Geschichte [seiner jetzigen Majestät] des jetzigen Königs von Großbritannien* ist eine Geschichte (unaufhörlichen) wiederholten Unrechtes und Usurpationen (unter denen nicht ein einziger Umstand dem gleichmäßigen Streben nach dem Ziele widerspricht), sondern alle haben zum direkten Zweck die Einsetzung einer absoluten Tyrannei über diese Staaten — um das zu beweisen, sollen der unparteiischen Welt Thatsachen vorgelegt werden (für deren Wahrheit wir mit unserm noch nie durch Unwahrheit befleckten Worte bürgen).

* Eigenhändige Abänderung von Dr. Franklin.

* Eigenhändige Abänderung von Mr. Adams.

A Declaration by the Representatives of the UNITED STATES OF AMERICA, in General Congress assembled.

When in the course of human events it becomes necessary for one people to dissolve the political bands which have connected them with another, and to [advance from that subordination in which they have hitherto remained, & to] assume among the powers of the earth the separate and equal station to which the laws of nature & of nature's god entitle them, a decent respect to the opinions of mankind requires that they should declare the causes which impel them to the separation.

We hold these truths to be self-evident; that all men are created equal, that they are endowed by their creator with [inherent &] certain inalienable rights, that among these are life, liberty, & the pursuit of happiness; that to secure these rights, governments are instituted among men, deriving their just powers from the consent of the governed; that whenever any form of government becomes destructive of these ends, it is the right of the people to alter or to abolish it, & to institute new government, laying it's foundation on such principles & organising it's powers in such form, as to them shall seem most likely to effect their safety & happiness. prudence indeed will dictate that governments long established should not be changed for light & transient causes: and accordingly all experience hath shewn that mankind are more disposed to suffer while evils are sufferable, than to right themselves by abolishing the forms to which they are accustomed. but when a long train of abuses & usurpations [begun at a distinguished period, &] pursuing invariably the same object, evinces a design to reduce them under absolute Despotism, it is their right, it is their duty, to throw off such government & to provide new guards for their future security. such has been the patient sufferance of these colonies; & such is now the necessity which constrains them to [expunge] alter their former systems of government. the history of the present King of Great Britain is a history of [unremitting] repeated injuries and usurpations, [among which, appears no solitary fact to contradict the uniform tenor of the rest, but all have] in direct object the establishment of an absolute tyranny over these states. to prove this let facts be submitted to a candid world. [for the truth of which we pledge a faith yet unsullied by falsehood]

Dr. Franklin's handwriting

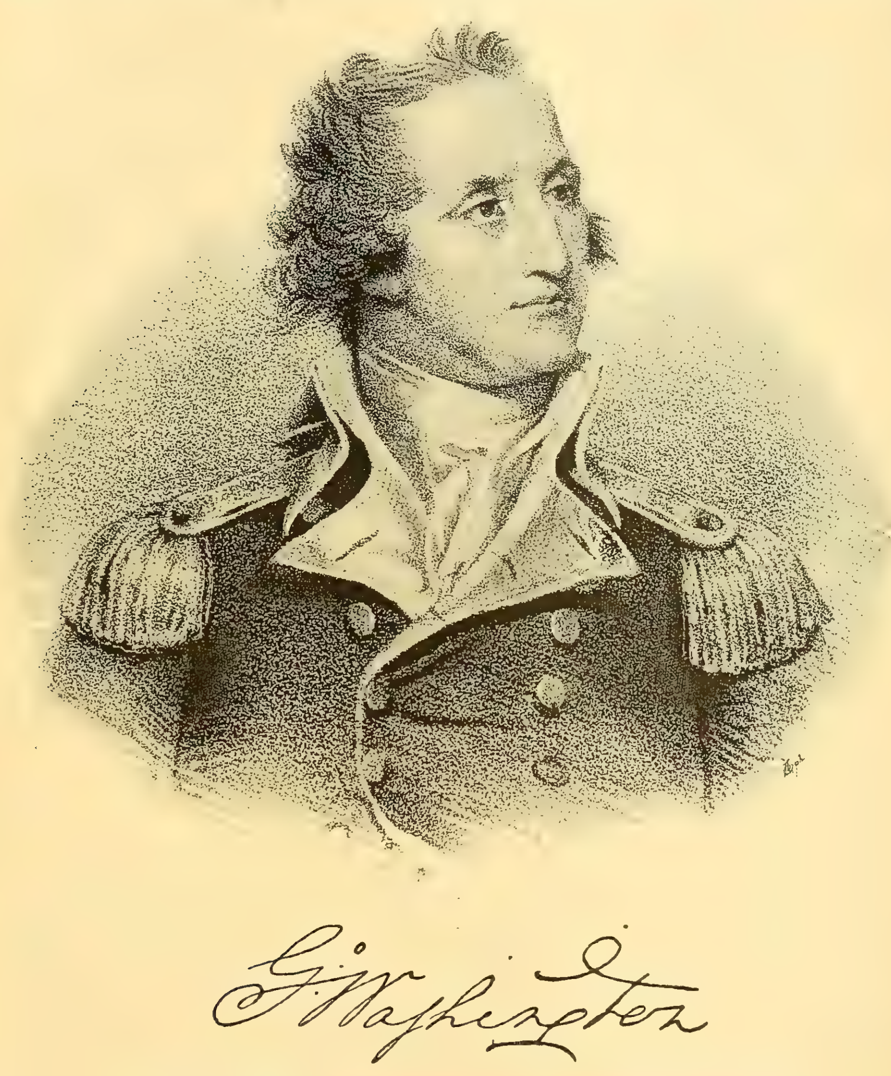
Mr. Adams's handwriting

Die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika.

Faksimile des im Staats-Departement zu Washington befindlichen Original-Entwurfs.



amerikaner nach einem mißlungenen Sturm auf Quebec (31. Dezember) zum verlustvollen Rückzuge. Besser gelang es in Neuengland: hier erzwang Washington die Räumung Bostons (17. März 1776). Doch war die Lage noch nichts weniger als aussichtsvoll, als der Kongreß am 4. Juli 1776 den letzten entscheidenden Schritt wagte: er verkündigte die Unabhängigkeit der dreizehn Kolonien in einem Akten-



449. George Washington, Oberbefehlshaber des nordamerikanischen Nationalheeres.
Nach einer Lithographie von Ducarme.

stücke, das weithin den tiefsten Eindruck machte, zumal in Europa, denn es stellte die Verkündigung der natürlichen Menschenrechte an die Spitze und erschien somit als die Verwirklichung der politischen Grundsätze, welche die Aufklärung predigte. In demselben Jahre noch gab sich Virginien eine neue, ganz demokratische Verfassung, ihm folgten Pennsylvanien und Maryland. Noch hatten indes die neuen Republiken eine furchtbare Feuerprobe zu bestehen.

Englische Rüstungen u. Kriegspläne.

England rüstete mit Anspannung aller Kräfte. Dank seiner elenden Heeresverfassung, vermochte es freilich eine nennenswerte Landarmee nur durch Anwerbung fremder, namentlich deutscher Hilfstruppen aufzubringen, und schloß deshalb mit Hessen-Kassel (s. S. 533), Braunschweig, Anhalt-Zerbst, Waldeck und Ansbach eine Reihe von Soldverträgen, die für etwa 7 Millionen Pfd. Sterl. im ganzen 30 000 Mann trefflicher Truppen unter britische Fahnen stellten; aber was 80 Jahre zuvor nicht den mindesten Anstoß erregt hatte, das rief jetzt weithin in Deutschland schmerzliche Klage und leidenschaftliche Entrüstung hervor. So warf England 40 000 Mann Verstärkungen nach Nordamerika hinüber, und General Howe konnte im Sommer 1776 mit 55 000 Mann den Feldzug eröffnen. Seitdem spielte sich der Krieg auf drei Schauplätzen ab. Im Norden sollte Bourgoyne den Staat New York unterwerfen, im Süden Clinton Georgien und Carolina erobern, in der Mitte Howe selbst mit gegen 20 000 Mann vorgehen. Groß waren die Schwierigkeiten, die das weit ausgedehnte, aber noch dünnbevölkerte, wenig wegsame Land mit seinen ungeheuren Waldungen den Engländern bot; sie fanden darin ernstere Hindernisse als in den unzuverlässigen amerikanischen Milizen.



450. Sechs-Dollar-Note der „Vereinigten Kolonien“. Verkleinertes Faksimile.

Wechselnde Erfolge.

In der That kamen im Jahre 1776 die Engländer nur im Süden nicht recht vorwärts, denn hier sah sich Clinton vor dem tapfer verteidigten Charleston entschieden zurückgewiesen (Juni); aber im Norden nahm Bourgoyne Crownpoint wieder, zerstörte die amerikanische Flotille auf dem Champlainsee und schickte sich an, südwärts nach dem unteren Hudson zu ziehen. Howe selbst nahm Long-Island, das Washington nach einer schweren Niederlage am 29. August räumte, zwang im September auch die Stadt New York zur Übergabe und unterwarf nach dem Treffen von White Plains östlich vom unteren Hudson (28. September) ganz New Jersey, so daß Washington am 9. Dezember bei Trenton hinter den Delaware zurückgehen mußte, um nur Philadelphia, die Kongreßstadt, zu decken. Er hatte zuletzt kaum 3000 Mann um sich, und diesen fehlten nicht nur Geschütze und Zelte, sondern auch Kleidung, Schuhe und Lebensmittel. 4000 Mann und 300 Offiziere waren in englische Gefangenschaft geraten und 150 Geschütze verloren gegangen. Jeder andre wäre in dieser Lage verzweifelt, Washington aber verstärkte sich nach und nach auf 7000 Mann, und auf die Nachricht, daß Howe seine Truppen in weitgedehnten Winterquartieren verzettelt habe, überschritt er in der Christnacht auf Booten den eistreibenden Delaware, überfiel in

Trenton drei hessische Regimenter (26. Dezember), wies hier einen englischen Angriff zurück, und während Howe ihn in den Strom zu werfen hoffte, zersprengte er durch plötzlichen Angriff vier englische Regimenter in Princeton (3. Januar 1777), drängte Howe schließlich nach New York zurück und gewann durch dies alles fast ganz New Jersey wieder. Der Kongreß belohnte ihn für diese unerwarteten Erfolge mit einer erheblichen Erweiterung seiner Vollmachten, ermächtigte ihn namentlich, die Kriegsbedürfnisse selbst mit Gewalt wegzunehmen und 28 Bataillone als Kern einer Nationalarmee zu bilden. Für das ausgegebene Papiergeld führte er Zwangskurs ein.

Entscheidung im Norden.

Indes der Sommerfeldzug des Jahres 1777 stimmte die frohen Hoffnungen der Amerikaner in den mittleren Landschaften bedeutend herab. Howe drang abermals den Delaware aufwärts, schlug Washington, unter dem damals bereits der Marquis de Lafayette als Generalmajor diente, am Brandywineflusse (11. September) vollständig, nahm sogar Philadelphia (26. September), das der Kongreß schon am 18. September verlassen hatte, und erfocht in der Nähe desselben bei Germantown einen zweiten Sieg (4. Oktober). Nur ein glänzender Sieg im Norden glich die Niederlagen auf dem mittleren Kriegsschauplatze einigermaßen wieder aus. Hier nämlich hatten die Engländer unter Bourgoyne Montreal wieder genommen und drangen nach einer empfindlichen Schlappe bei Oriskany unweit des Ontariosees (6. August) trotz außerordentlicher Schwierigkeiten durch unwegsames Gebirgs- und Waldland mit 10 000 Mann und indianischen Hilfstruppen geradeswegs südwärts den Champlainsee entlang nach dem oberen Hudson vor. Allein bei Saratoga wurde Bourgoyne von den Amerikanern unter Arnold und Gates, denen Washington Verstärkungen geschickt hatte, nach einem unentschiedenen Gefecht am 19. September und einer schweren Niederlage am 7. Oktober mit 13 000 Mann umschlossen und, da es an Lebensmitteln fehlte, mit etwa 7000 Mann (darunter 2200 Braunschweiger) zur Kapitulation gezwungen (17. Oktober 1777). Sie lieferte den nördlichen Kriegsschauplatz in die Hände der Amerikaner.

Das Bündnis mit Frankreich und der Krieg bis zur Kapitulation von Yorktown.

Umbildung des nordamerikanischen Heeres.

Wichtiger noch war es, daß der bedeutende Erfolg Frankreich veranlaßte, offen in den Kampf einzugreifen. Trotz der Übergabe von Saratoga war dies für die Amerikaner von größtem Werte. Denn bei Washingtons Armee sah es auch jetzt noch traurig aus. Etwa sechs Stunden von Philadelphia entfernt lag er im Winterlager von Valley Forge mit einem Heere, das am 1. Februar 1778 nur 5000 dienstfähige und fast 4000 dienstuntaugliche Mannschaften zählte, und auch jene waren noch ohne Spur von militärischer Zucht, ja fast ohne Kleidung. In diese elenden Verhältnisse griff mit ordnender, kräftiger Hand ein Deutscher ein, Friedrich Wilhelm von Steuben (geb. 1730), ein Mann, der im preußischen Heere zuletzt als Flügeladjutant Friedrichs des Großen mit Auszeichnung gedient, dann 1763 seinen Abschied genommen, als gewandter Kavalier an einigen kleinen süddeutschen Höfen gelebt hatte und dadurch auch mit Frankreich in Verbindung gekommen war. Darauf hin bewog ihn der dortige Kriegsminister, Graf St. Germain, als Freiwilliger nach Amerika zu gehen, um dort seine Dienste anzubieten. Im Dezember 1777 langte er auf einem französischen Schiffe in Portsmouth (New Hampshire) an, wurde von Washington mit größter Auszeichnung aufgenommen und vom Kongreß zum Instruktor und Generalinspektor des gesamten Heeres ernannt. Obwohl zunächst der Verhältnisse und sogar der Sprache unkundig, arbeitete er doch mit unermüdlicher Energie, nicht abgeschreckt durch die Knauserei des Kongresses und das hochmütige Mißtrauen gegen den „Fremden“, daran, aus den Milizen ein leidlich kriegstüchtiges Heer zu schaffen. Und

wenn die Amerikaner in den letzten Jahren des Krieges Besseres leisteten, so ist das allein Steubens Verdienst. Dazu kam nun die französische Hilfe.

Bündnis mit Frankreich.

In Frankreich hatten die „aufgeklärten" und patriotischen Kreise die Erhebung Nordamerikas sofort mit unverhohlenem Beifall begrüßt. Sahen sie doch dort ihre Ideale verwirklicht und zugleich die Gelegenheit geboten, dem verhaßten England die Niederlagen des Siebenjährigen Krieges zu vergelten. Als deshalb Benjamin Franklin als Vertreter seiner Heimat im Dezember 1776 in Paris erschien, umgab den nüchternen, schlichten Amerikaner allgemeine Begeisterung und Bewunderung; überall



451. Friedrich Wilhelm von Steuben.
Nach einem Kupferstiche.

sah man sein Bildnis, und in der Akademie begrüßte ihn d'Alembert mit dem berühmten Verse: „Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis". Philosophen, junge Offiziere, Frauen, Höflinge drängten sich um seine bescheidene Wohnung in Passy, und schon im Jahre 1777 entschloß sich der kaum neunzehnjährige Marquis de Lafayette, der glänzendste Edelmann Frankreichs, dessen Jahreseinkommen 200 000 Livres betrug, der echte Vertreter des jungen freiheitschwärmenden Adels, mit Johann von Kalb auf einem eignen Schiffe nach Amerika zu gehen. Dazu lieferte die Regierung unter der Hand bereits Waffen und Geld (vierteljährlich $^1/_4$ Million Livres). Jetzt, als Saratoga gefallen war, empfing Ludwig XVI., so unbequem ihm persönlich die ganze revolutionäre Bewegung war, Franklin als Gesandten der Union. Bereits am 16. Dezember 1777 wurde ein Freundschafts- und Handelsvertrag mit ihr abgeschlossen, am 6. Februar 1778 ein Bündnisvertrag zwischen beiden Mächten unterzeichnet.

Entschluß Englands zum Kriege gegen Frankreich.

Auch in England hatte die Nachricht von Saratoga den tiefsten Eindruck gemacht. Das Ministerium North war bereit, dem nordamerikanischen Kongreß die größten Zugeständnisse zu machen. Allein die drohende Haltung Frankreichs schlug jeden Gedanken

an Nachgiebigkeit nieder. Als am 7. April 1778 der Herzog von Richmond im Oberhause den Antrag stellte, daß England die Unabhängigkeit Nordamerikas anerkennen möge, erschien unerwartet der greise Pitt, gichtbrüchig, in Flanell gehüllt, kaum fähig zu stehen, und entschied durch eine letzte gewaltige Rede den Beschluß, auch mit Frankreich den Kampf aufzunehmen. Ohnmächtig brach er danach zusammen, am 11. Mai verschied er siebzigjährig.

Eintritt Spaniens und Hollands in den Krieg.

Der Gang des Krieges im Jahre 1773—79 schien die Standhaftigkeit Englands belohnen zu sollen. Denn die von Brest ausgesegelte französische Flotte wich nach der unentschiedenen Schlacht bei Ouessant (27. Juli) wieder dahin zurück; eine zweite führte d'Estaing von Toulon aus im Juli nach dem Delaware, wo inzwischen Clinton, Howes Nachfolger, Philadelphia geräumt und sich nach New York zurückgezogen hatte (Juni und Juli). Aber d'Estaing unterstützte Washingtons Angriffe auf Rhode-Island nicht genügend, wurde von einem Sturme arg mitgenommen und erlitt beim Angriffe auf Santa Lucia in den Kleinen Antillen eine schwere Niederlage. Unterdes arbeitete Frankreich daran, auch Spanien in den Krieg zu verwickeln, das doch, selbst im Besitz



452 und 453. Erste vom Kongreß geprägte Münze.
(Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

ausgedehnter Kolonien, an sich wenig geneigt sein konnte, aufständische Kolonien andrer Staaten zu unterstützen. Aber die Aussicht auf die Wiedereroberung von Gibraltar, Menorca und Jamaika überwog schließlich diese Bedenken; am 12. April 1779 schloß Spanien sein Bündnis mit Frankreich, am 16. Juni erklärte es an England den Krieg, und schon am 25. Juni vereinigte sich seine Flotte mit der französischen Kanalflotte unter d'Orvilliers zum Angriff auf England und Irland. 66 Linienschiffe stark erschien das verbündete Geschwader am 15. August vor Plymouth. Aber ein furchtbarer Sturm jagte es aus dem Kanal, die englische Flotte segelte heran, Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten und Herbststürme zwangen das friedliche Geschwader endlich zur Rückfahrt nach Brest. Im nächsten Jahre (1780) segelte eine englische Flotte unter George Rodney in den Atlantischen Ozean, schlug ein spanisches Geschwader beim Kap St. Vincent (16. Januar), verproviantierte Gibraltar und bestand dann im Antillenmeere eine Reihe glänzender Gefechte gegen die Franzosen und Spanier. Aber die Rücksichtslosigkeit, mit der die Engländer überall neutrale Schiffe nach feindlichem Kriegsmaterial durchsuchten und neutrales Gut unter feindlicher Flagge kaperten, erweckte ihnen neue Gegner unter den neutralen Staaten, und am 8. März 1780 verkündigte eine Akte Katharinas II. die Grundsätze des modernen Seerechts: die neutrale Flagge deckt feindliches Gut mit Ausnahme der Kriegskonterbande, d. h. von Waffen und Munition; keine Blockade ist gültig, wenn sie nicht wirksam ist; neutrale Schiffe haben freie Fahrt auch an den Küsten der kriegführenden Mächte. Schweden, Dänemark, Preußen, Österreich, Portugal stimmten dieser Erklärung bei, aber den Beitritt Hollands, auf den

es vor allem angekommen wäre, verhinderte die englische Kriegserklärung (Dezember 1780), nachdem Holland bereits am 4. September 1778 einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit Nordamerika geschlossen hatte.

Die Entscheidung in Nordamerika.

Fast mit Verzweiflung sahen die ermatteten Amerikaner, wie sich die Kräfte ihrer Verbündeten in fruchtlosen Kämpfen fern von ihren Küsten erschöpften. Denn hier stand es sehr bedenklich. Im Süden behaupteten sich die Engländer nicht nur in Savannah tapfer gegen die französische Flotte d'Estaings (1779), sondern sie bemächtigten sich auch ganz Georgiens. Ja am 12. Mai 1780 nahm der tüchtige Cornwallis Charleston, am 16. August zersprengte er bei Camden die amerikanische Südarmee unter Gates und dem tüchtigen deutschen Offizier Johann von Kalb, der dabei fiel, vollständig, und dessen Nachfolger Greene vermochte in zahlreichen Gefechten eben nur Nordcarolina zu decken; Südcarolina war verloren. In der Mitte, am unteren Hudson, sah sich Washington 1778—80 gegenüber Clinton völlig auf die Verteidigung beschränkt, wobei er sich auf das feste Westpoint am Hudson und ausgedehnte Verschanzungen stützte. „Wir sind ohne Geld, Zufuhr, Munition, Kleidung und werden bald ohne Mannschaft sein", schrieb Washington damals. Erst im Juli 1780 landeten die heißersehnten Franzosen unter Graf Rochambeau, 6000 Mann stark, auf Rhode-Island und stellten sich mit Begeisterung unter Washingtons Oberbefehl. Frankreich, obwohl selbst verschuldet, schoß den Amerikanern hochherzig 10 Millionen Livres vor und schenkte 6 Millionen, und nun kam es im Jahre 1781 in Nordamerika zur Entscheidung. Cornwallis rückte von Wilmington in Nordcarolina aus nach Virginien vor, wo Lafayette und Steuben mit wenigen Tausenden standen, vereinigte sich im Mai mit den schon dort liegenden englischen Truppen und drängte Lafayette nordwärts zurück. Dann nahm er unweit der Mündung der Chesapeakbai eine feste Stellung auf der Halbinsel von Yorktown, zwischen dem James- und Yorkflusse, um für weitere Einfälle in Virginien einen Stützpunkt zu haben. Hier aber hatte er bald nicht nur Lafayette und Steuben sich gegenüber, sondern auch Washington selbst, der, Clinton bei New York durch Scheinmanöver täuschend, seine Truppen in Eilmärschen nach Virginien führte, während die französische Flotte unter de Grasse die Engländer von der Seeseite her faßte und ihre Flotte am 5. September so zurichtete, daß sie zunächst nicht die See zu halten vermochte und nach New York zurückkehrte. Am 25. September begann die Umstellung von Yorktown, am 6. Oktober wurde unter Steubens Leitung die förmliche Belagerung eröffnet, am 19. Oktober streckte Cornwallis mit 7000 Mann die Waffen. Die Engländer besaßen nur noch New York, Charleston und Savannah, denn während der Kämpfe in Virginien hatte Greene Carolina mit leichter Mühe zurückerobert. Der Krieg in Nordamerika war entschieden.

Englische Seesiege.

Die Kunde von Yorktown warf das Ministerium North von seinen Stühlen (März 1782). An seine Stelle trat Rockingham, neben ihm Fox und Burke und zwar nur unter der Bedingung, daß unter Umständen die Unabhängigkeit Nordamerikas anerkannt werde. Für den englischen Stolz erleichterte das der im ganzen glückliche Gang des Seekrieges. Schon am 3. Februar 1781 hatte Admiral Rodney das holländische St. Eustathius in den kleinen Antillen, einen Freihafen aller Nationen, durch Kapitulation gewonnen und ruchlos alles Privateigentum geplündert. Kurz danach fielen die niederländischen Besitzungen in Südamerika, Surinam, Paramaribo und andre ohne Gegenwehr in englische Hände; das Kapland und Ceylon rettete nur der gewaltige französische Admiral Suffren für Holland, der holländische Seehandel war fast vernichtet. Im Geleite großer Kauffahrerflotten trafen am 5. August auf der Doggersbank in grimmigem Kampfe die englische und holländische Flotte zusammen, jede sieben schwere Schiffe und vier bis fünf Fregatten stark, und wenn-



454. Die Seeschlacht bei der Doggersbank. Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von J. F. Reitz gestochen von M. Salliett.

gleich die Schlacht unentschieden blieb, die Ehre ihrer Flagge hatten beide Völker dabei ruhmvoll gewahrt. Im Atlantischen Ozean nahmen die Franzosen 1782 zwar Tabago und eroberten St. Eustathius sowie Surinam wieder, aber ihren Angriff auf Jamaika vereitelte Rodney durch die gewaltige Seeschlacht bei Guadeloupe (12. April 1782). Im Mittelmeer mußte Menorca nach tapferster Gegenwehr an die Spanier übergeben werden (5. Februar 1782); um so erfolgreicher verteidigte Georg Elliot die Felsenfestung Gibraltar. Schon seit 1779 war sie durch die



455. **William Pitt.**

Nach dem Gemälde von T. Gainsborough gestochen von J. K. Sherwin.

Spanier von der Landseite her eingeschlossen, die Belagerungswerke bis an den Fuß des Felsens vorgeschoben, aber die Festungswerke waren fast noch unversehrt und der Mut ihrer tapferen Besatzung von etwa 7000 Mann, meist hannoversche Bataillone, nicht gebrochen. Endlich lagerten sich im Jahre 1782 unter dem Herzoge von Crillon 52000 Mann vor Gibraltar, mit einer Flotte von 46 Linienschiffen sperrte Luis de Cordova jeden Zugang, und 170 schwere Geschütze standen im Feuer. Aber der entscheidende Angriff der zehn schwimmenden Batterien am 13. September, auf den die Belagerer ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten, mißlang; die glühenden Kugeln der

Engländer brachten Verderben über die Kolosse, ihre Kanonenboote vollendeten das Unheil. Neun Batterien gingen in Flammen auf, die zehnte wurde genommen. Wenige Wochen nachher, am 9. Oktober, als ein wütender Sturm die spanische Flotte fast zerstreut hatte, gelang es einem englischen Geschwader unter Howe, neue Vorräte in die Festung zu bringen, womit jede Aussicht schwand, sie zu bezwingen.

Friede von Versailles.

Die Ehre Englands war glänzend gewahrt, um so eher war der Friede möglich. Sein Abschluß war das Werk des jüngeren William Pitt, der nach Rockinghams Tode (1. Juli 1782) das Schatzkanzleramt übernahm. Schon am 10. Januar 1783 kam der Präliminarfriede, am 3. September der endgültige Friede von Versailles zustande. England erkannte die Unabhängigkeit der dreizehn Kolonien an, deren Westgrenze der Mississippi bilden sollte, gab Pondichéry und Tabago an Frankreich, Menorca an Spanien zurück, behielt aber Gibraltar. Im Mai 1784 schloß auch Holland seinen Frieden mit England.

* * *

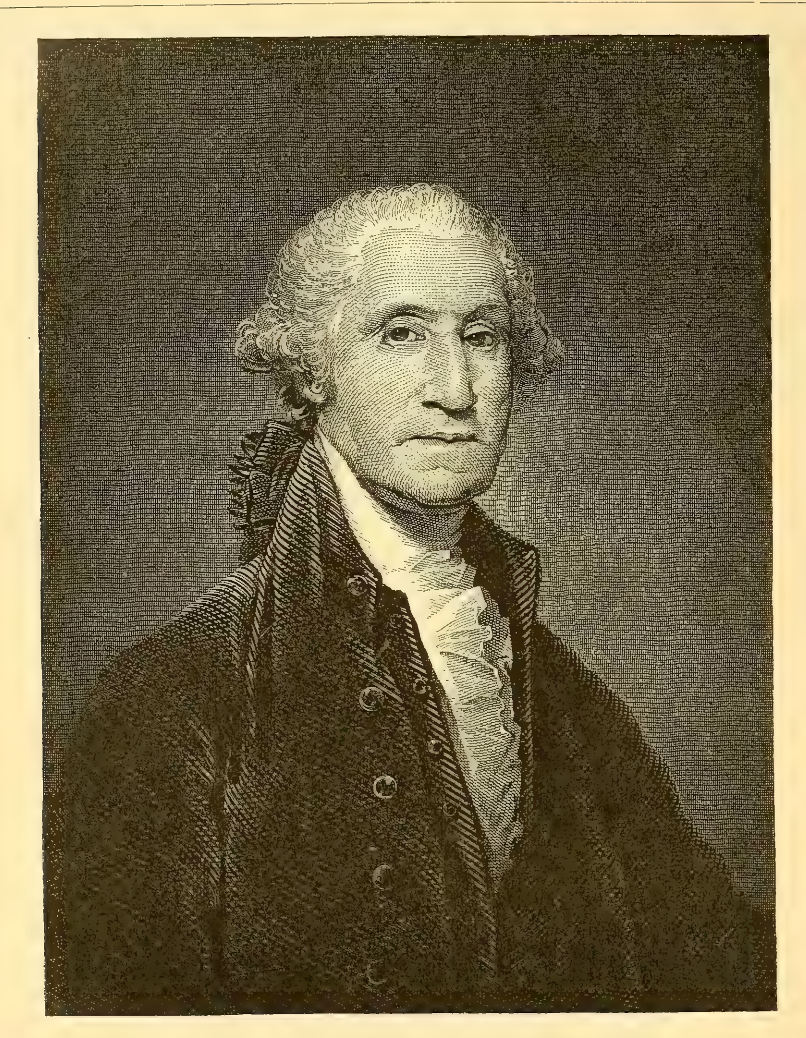
Die „Vereinigten Staaten von Amerika".

Die Unabhängigkeit von England hatte Nordamerika erkämpft, aber noch entbehrte es jeder festen Ordnung. So unmöglich es auch war, daß jeder Einzelstaat für sich weiter bestehen konnte, so sehr sträubten sich doch alle gegen jede einheitliche Gewalt; nicht einmal die Staatsschuld, welche der Kongreß während des Krieges



456 und 457. *Münze der Vereinigten Staaten von Amerika aus dem Jahre 1792.*
(Königl. Münzkabinett zu Berlin.)

aufgenommen hatte, wollten sie anerkennen. Washington selbst hatte sich nach dem Kriege, ein zweiter Cincinnatus, auf sein Landgut zurückgezogen, denn jeder Ehrgeiz, zu herrschen, war ihm fremd; aber er sagte den Freunden, die ihn baten, seinen Einfluß für eine neue Gestaltung der Dinge geltend zu machen, ganz richtig: „Was ihr braucht, ist Regierung, nicht Einfluß." Endlich fand Alexander Hamilton, Washingtons alter Adjutant, den rechten Weg; er verfocht im „Federalist" die Idee des Bundesstaats, und im September 1787 vereinigten sich unter dem Vorsitz Washingtons, der drängenden Notwendigkeit nachgebend, die meisten Staaten in dem „Verfassungsrat" zu Philadelphia über die Organisation der „Vereinigten Staaten von Amerika" (United States of America), die in allen Grundzügen noch heute besteht. Danach bildet ein auf vier Jahre gewählter, aber wieder wählbarer Präsident mit seinem Ministerium und dem Kongreß (Senat und Haus der Repräsentanten) die über den Einzelstaaten stehende, souveräne Bundesgewalt. In den Senat entsendet jeder einzelne Staat zwei Abgeordnete; das Haus der Repräsentanten wird gebildet durch direkte, allgemeine Wahlen ohne Zensus, so daß auf je 70000 Einwohner ein Abgeordneter kommt. Der Bundesgewalt ausschließlich stehen die auswärtige Politik der Union, die Gesetzgebung über Vereinssachen, Zoll- und Handelssachen, der Unterhalt eines kleinen stehenden Heeres und der Kriegsflotte zu; ein Bundesgericht entscheidet



458. George Washington, Erster Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.
Nach dem Gemälde von Stuart gestochen von M. Burt.

in Streitigkeiten der Bundesglieder und dient zugleich als Appellationsgericht. Ihre inneren Angelegenheiten verwalten die Einzelstaaten ganz selbständig nach dem bewährten Muster des hier längst festgewurzelten englischen Selfgovernements; sie stellen auch die Milizen auf sowohl auf selbständigen Beschluß als auf Weisung der Bundesregierung. Kirche und Schule sind von den Gegenständen der Staatsthätigkeit ausgeschlossen, sind Sache der einzelnen und der Körperschaften. Als der erste Präsident, der dies junge Gemeinwesen zu leiten hatte, wurde verdientermaßen am 4. März 1789 Washington gewählt. Er bekleidete das höchste Amt der Union zweimal hintereinander, zog sich aber 1797 gänzlich ins Privatleben zurück. Nach dem ersten Zensus, der

unter ihm 1790 veranstaltet wurde, zählten die 13 Staaten etwa 3800000 Einwohner, darunter über 680000 Negersklaven.

So entstand diese Verfassung, durchaus demokratisch, die Staatsthätigkeit auf das Allernotwendigste beschränkend zu gunsten der Selbstthätigkeit des einzelnen, und zugleich berechnet auf die fortschreitende Ausdehnung der Union nach dem Westen hin, dessen wüste Gebiete ihr als Eigentum von den Einzelstaaten überwiesen wurden (1787), eine Verfassung, die, obwohl durchaus hervorgegangen aus den thatsächlichen Verhältnissen Nordamerikas, doch vielfach in Europa und namentlich in Frankreich schlechtweg als das Ideal einer Staatsordnung erschien.

Die irische Bewegung.

Anfänge einer Opposition.

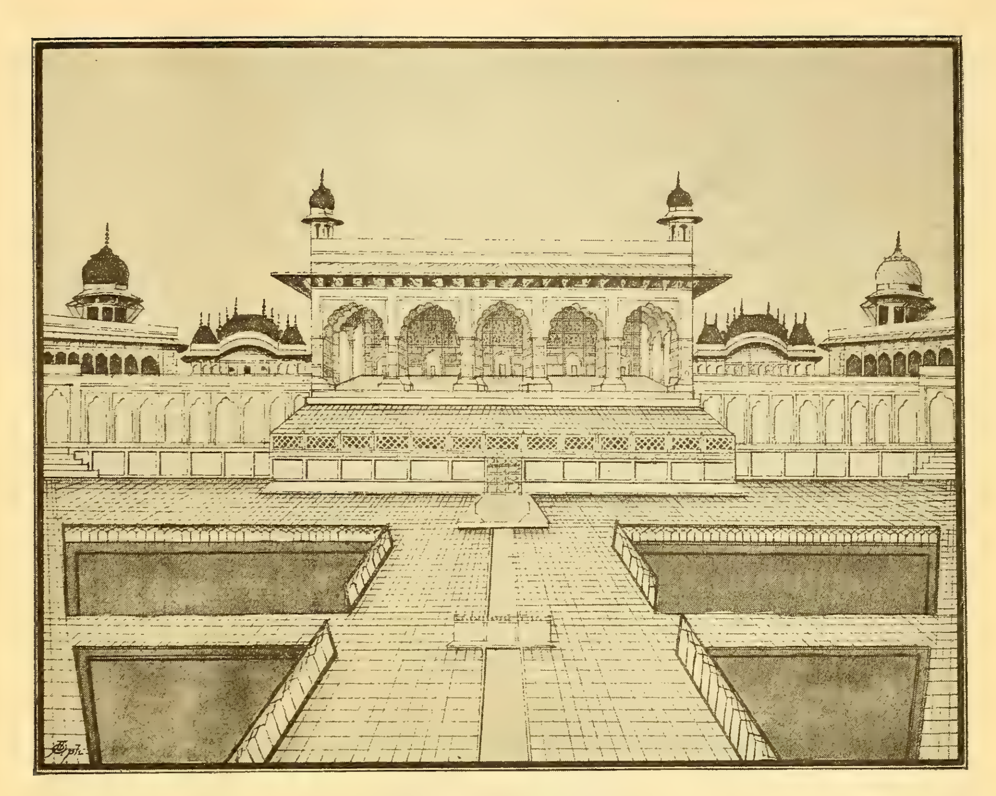
Während des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges, zum Teil auch schon während der vorhergehenden großen Kriegsperiode, traten in dem unterdrückten Irland Erscheinungen hervor, die den Engländern zuweilen die Besorgnis einflößten, die Insel möge sich mit fremder Hilfe vom Reiche losreißen. Die ersten Spuren einer duldsameren und gerechteren Behandlung zeigte die freilich nur sehr kurze Verwaltung des Lord Chesterfield (1745). Er übte größere Duldung und sorgte nach Kräften für das materielle Gedeihen. Wichtiger war es, daß sich im irischen Parlamente selber allmählich eine Opposition gegen die bisherige Regierungsweise bildete, die zwar von Irländern englischer Abkunft ausging, aber sehr wichtig war, weil sie bewies, daß diese Einwanderer allmählich mit den Interessen des Landes verwuchsen. Ihr Führer war anfangs Charles Lucas, nach dessen Verbannung 1749 der langjährige Sprecher des irischen Unterhauses, Boyle, später Graf von Shannon, und sie richtete sich anfangs besonders gegen die auch in Irland arge Käuflichkeit des Parlaments und die Verschwendung irischer Mittel für Pensionen hoher Herren, die dem Lande ganz fremd waren (z. B. Herzog Ferdinand von Braunschweig), wogegen sich einmal im Jahre 1759 sogar ein Aufstand des protestantischen Pöbels in Dublin erhob. Bei alledem blieb die materielle Lage der Masse des irischen Volkes erbärmlich, nur daß die allgemeine Einführung des Kartoffelbaues wenigstens der ärgsten Not steuerte und sogar eine beträchtliche Zunahme der Volkszahl veranlaßte, die im Jahre 1754 doch schon 2372000 betrug. Doch der Tagelohn des Feldarbeiters betrug z. B. in Munster nur 4—5 Pence ohne Kost, die Pacht für den Morgen Kartoffelland aber jährlich 6 Pfd. Sterl., und dabei waren die Pachtverhältnisse so unsicher, daß die Grundherren die Leute fast beliebig von Haus und Hof jagen konnten. Dazu störte der Krieg mit Frankreich die Ausfuhr, 1756 und 1757 schlug die Kartoffelernte fehl, so daß Tausende von Menschen Hungers starben, und im August 1758 schilderte der Primas von Irland, der Erzbischof Stone, den Zustand des katholisch-irischen Volkes beinahe in ebenso düsteren Farben wie Swift (s. S. 138) fünfzig Jahre früher: „Die Masse des Volkes hat weder Wohnung noch Kleidung noch Nahrung, wie es sie haben müßte; Dinge, die in England für notwendig zum Leben gelten, sind bei uns nur hier und da vorhanden.“ Nur die herrschende Minderheit entfaltete in Dublin glänzenden Luxus, da die Bodenrente durch die Erhöhung der Pachtzinsen und Vermehrung der Viehzucht bedeutend stieg. Aber allmählich bildete sich aus Pächtern und Kaufleuten ein nicht unansehnlicher, wohlhabender Mittelstand, und anderseits begann sich die irisch-katholische Gentry unter Führern wie Curry, O'Connor und Wyse zu organisieren, ohne dabei übrigens trotz des Krieges an einen Abfall von England zu denken; vielmehr blieb die Insel vollkommen ruhig, selbst als eine französische Landung drohte, und als 1760 ein französisches Geschwader Carrickfergus wirklich überrumpelte, da zogen irische Freischaren heran, um die Feinde wieder auf ihre Schiffe zu jagen.

Soziale Erhebungen.

Da regte sich nun in den Volksmassen allmählich ein sozialer Widerstand gegen die Ausbeutung durch die herrschenden Klassen und zwar bei Katholiken wie bei Protestanten, die hier durch ihre materiellen Interessen zusammengehalten wurden. Zuerst im Dezember 1761 erhoben sich in Munster und Leinster die „Weißburschen" (White boys) gegen die fortgesetzte Verwandlung von Ackerland in Weidegrund zur Vermehrung der Viehzucht, was Tausende von Bauern von Haus und Hof vertrieb. Mehrmals gewaltsam unterdrückt, glomm das Feuer doch immer unter der Asche fort. Im Sommer 1763 erschienen dann im protestantischen Nordosten Banden mit Eichenzweigen an den Hüten, die „Eichenherzen" (Hearts of oak), um die Herabsetzung der willkürlich erhöhten Zehnten und die Abschaffung der lästigen Straßenfronden zu erzwingen, doch wurde diese Bewegung durch gesetzliche Maßregeln ohne besondere Mühe unterdrückt. Viel gefährlicher war der Aufstand der „Stahlburschen" (Stealboys), der meist presbyterianischen Pächter des Marquis von Donegal, eines der größten Grundherren von Nordirland, der durch brutale Erhöhung der Pachtzinsen seine Leute zur Verzweiflung trieb (1771). Den aufgebotenen Truppen gelang es, die Leute zu Paaren zu treiben, aber Tausende wanderten nach Nordamerika aus und halfen dort die Unabhängigkeit von England erfechten.

Englische Zugeständnisse.

Der dort beginnende Kampf wirkte auf Irland sehr stark ein. Zunächst brachte die Störung des Handels die irische Leinweberei, das einzige Gewerbe, das dem Lande geblieben war, so herunter, daß 1774 über ein Drittel der Weber in Irland unbeschäftigt war und entweder ins tiefste Elend sank oder auch nach Amerika auswanderte, wo ihrer binnen zwei oder drei Jahren gegen 10000 ankamen. Sodann hatten die Irländer eben infolge solcher Auswanderung viele persönliche Beziehungen zu den Kolonien, und nicht wenige, vor allem die Presbyterianer, sahen in der Sache der Nordamerikaner ihre eigne. Als nun vollends der Krieg auch mit Frankreich drohte, als die fast ungeschützte Insel alle Tage eine feindliche Landung erwarten konnte (s. S. 741), da blieb der englischen Regierung gar nichts übrig als Zugeständnisse an die irischen Katholiken, und auch die protestantische Gentry Irlands unter der Führung Henry Grattons trat jetzt im irischen Parlament dafür ein. Schon 1774 wurden die Katholiken zum Huldigungseide zugelassen, im Jahre 1778 erhielten sie das Recht, Land auf 999 Jahre zu pachten und zu erben, und das schändliche Gesetz, das einem zum Anglikanismus übertretenden Sohne das ganze Erbe seines katholischen Vaters zusprach (s. S. 137), wurde aufgehoben. Im Jahre 1779—80 setzte Lord North auch die Aufhebung zahlreicher Handelsbeschränkungen durch: die Woll- und Glasausfuhr Irlands wurde freigegeben, und die Insel in bezug auf den Verkehr mit den Kolonien England gleichgestellt (s. S. 137 f.). Noch stärkeren Nachdruck gab der irischen Sache die Freiwilligenbewegung zum Schutze der Küsten gegen feindliche Angriffe. Seit 1778 stellte die irische Gentry aus ihren Pächtern und Bauern Scharen von Freiwilligen auf, die aus freiwilligen Beiträgen und auf öffentliche Kosten ausgerüstet wurden; ihre Zahl wuchs bis Ende 1781 auf 80000 Mann wohlbewaffneter und gutgeübter Leute mit zahlreichen Geschützen. Diesem in Waffen starrenden Lande gegenüber war eine in Nordamerika bereits völlig geschlagene Regierung machtlos. Daher bewilligte sie 1781 eine Habeascorpusakte für Irland, und am 17. Mai 1782 hob das englische Parlament die Beschränkungen des Gesetzgebungsrechts des irischen Parlaments auf den Antrag des Führers der irischen Gentry, Henry Gratton, auf. So brachte der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg auch den Irländern beider Nationalitäten die Erlösung von dem drückendsten Zwange und den Anfang einer besseren Zeit.



459. Residenz des Schah Dschihan.

Die Begründung des englischen Reiches in Ostindien.

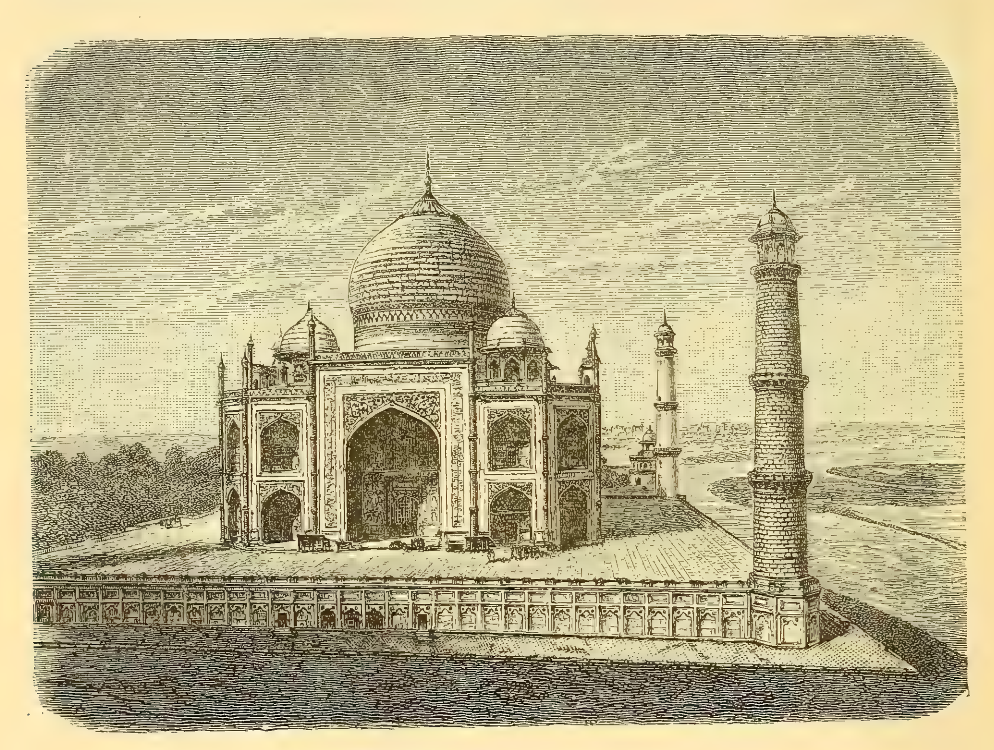
Während England seine Kolonien in Nordamerika verlor, weil dort ein Volk germanischen Stammes erwachsen war, welches die Fähigkeit zur Unabhängigkeit in sich fühlte, gewannen die Briten im fernen Osten ein ungeheures Reich, dessen buntgemischte Bevölkerung, trotz ihrer zum Teil uralten hohen Kultur, sittlich erschlafft und durch Despotie gebrochen, der Herrschaft des Stärkeren rettungslos verfallen war.

Indien unter den Großmoguls.

Die Blüte des Reiches.

Dem großen Mongolen Timur war Indien nur nominell unterthänig gewesen. Erst sein Urenkel Baber, dem aus dem Erbe des Eroberers Chokand (Ferghana), später auch Kabul und Kandahar, vorübergehend sogar Samarkand zugefallen war, eroberte im Jahre 1526 Delhi, stürzte das hier regierende afghanische Herrengeschlecht und gründete das indische Kaiserreich der Mongolen, das Reich des Großmoguls, den sprichwörtlich gewordenen Inbegriff aller irdischen Macht und Herrlichkeit (s. Bd. IV). Unter Babers zweitem Nachfolger (gest. 1530) Akbar (1555—1605), dem Sohne Humajuns, erreichte dasselbe seine höchste Blüte. Er unterwarf die kriegerischen Radschputenfürsten in den weiten Ebenen des Nordwestens (1572), brachte die afghanischen Fürsten von Behar und Bengalen, die sich unter Humajun losgerissen hatten, zum Gehorsam zurück (1576), machte endlich auch Kaschmir (1585) und das untere

Industland (Sindh) zinspflichtig. Die Auflösung der afghanischen Herrschaft im Dekan (s. Bd. V, S. 41) bot ihm dann die Gelegenheit, seit 1595 auch dieses Hochland teilweise von sich abhängig zu machen, so daß er fast über das gesamte nördliche Indien gebot. In Allahabad (Gottesstadt) gründete er sich eine neue prächtige Residenz, hier hielt er seinen glänzenden Hof. Aber Akbar war nicht bloß ein Eroberer. Er ließ über sein ganzes Reich eine ausführliche Statistik veranstalten und ordnete die Besteuerungsverhältnisse aufs neue, indem er an Stelle der verschiedenartigen Abgaben, die bisher erhoben worden waren, eine einheitliche Leistung setzte, nämlich den dritten Teil des Ertrages vom Grund und Boden. Das Reich gliederte er in fünfzehn Provinzen (Subabieh), zwölf in Hindostan, drei in Dekan; an der Spitze jeder derselben stand



460. Grabmoschee „Tadsche Mahal“ zu Agra.
Nach einer Photographie.

ein Subahdar, unter diesem wieder eine Anzahl Kreisvorsteher (Nabob, Nawab). Religiös erwies sich Akbar sehr duldsam und in mancher Beziehung freisinnig. Er erließ den Nichtmohammedanern das Kopfgeld (Charadsch) und verbot die Witwenverbrennungen; ja er verkehrte sogar mit jesuitischen Missionaren, die (zuerst 1568) von Goa nach Delhi kamen.

Beginn des inneren Verfalls.

Doch schon unter Akbars Sohne Selim, genannt Dschihangir, d. i. Eroberer der Welt (1605—27), traten die ersten Spuren des Verfalles auf, wie sie allen orientalischen Reichen eigentümlich sind: Uneinigkeit im Herrscherhause, Unbotmäßigkeit der Statthalter und der Vasallenfürsten. Trotzdem war der Hof der Moguls niemals glänzender als unter Schah Dschihan (1627—58). Im Audienzsaale seines Palastes zu Delhi stand in funkelnder Pracht der edelsteingeschmückte „Pfauenthron“; selbst Sattelzeug und Zäumung seiner Elefanten schimmerten von Gold und Juwelen; aus

rotem Granit erbaute er sich einen neuen Palast in Neudelhi (Dschihanpur); aus weißem Marmor und Alabaster, mit feinster Reliefarbeit und Edelsteinen verziert, entstand unter ihm in Agra, inmitten duftiger Gärten, die Grabmoschee für seine Gemahlin, die „Tadsche Mahal“, das schönste Bauwerk Indiens, vielleicht des ganzen Orients. Aber gegen Ende seiner Regierung brach zwischen ihm und seinen Söhnen der Zwiespalt aus, und Dschihan selbst starb in der Gefangenschaft.

Die Maharatten.

Als Sieger aus dem Kampfe ging der tückische, gewaltthätige, wenngleich kräftige Aurengsib (1658—1707) hervor. Sein islamitischer Eifer trieb die Radschputen zum Aufstande; vor allem aber erhob sich unter ihm im Dekan das kriegerische Hinduvolk der Maharatten. In zahlreiche kleine Stämme geteilt und der Form nach dem Herrscher von Bidschapur unterthänig, saßen die Maharatten in den Schluchten und Bergen des nordwestlichen Dekan, ein kräftiges, rauhes Geschlecht voll Kühnheit und Unternehmungslust. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts vereinigte Sewadschi diese zersplitterten Stämme und führte ihre leichtberittenen, raublustigen Scharen in raschen Streifzügen hinunter in die reichen Tiefebenen Hindostans und gegen die Handelsstädte der Malabarküste, wo er zweimal, 1664 und 1670, Surate plünderte, wie gegen die Dekanstaaten Bidschapur und Golkonda (Heiderabad). Wenig später wurden diese auch von Aurengsib angegriffen und beide zur Unterwerfung genötigt (1686 f.). Nach Sewadschis Tode (1680) wuchs die Macht der Maharatten durch seinen Bruder Ram Radschah noch viel gefährlicher an, und nachdem Aurengsib gestorben war, unterwarfen sie sich in kurzer Zeit das gesamte nördliche Dekan. Das Werk der Eroberung zu vollenden wurden sie nur durch innere Zerrüttung verhindert, denn auch ihre Herrschaft zerfiel rasch in eine Anzahl kleiner Staaten, von denen Berar und Punah die wichtigsten waren, aber gefährlich blieb ihre Macht bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Sikhs, Perser und Afghanen.

Ein neuer Feind erwuchs dem Reiche der Großmoguls in dem theokratischen Militärstaate der Sikhs. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatte im Pandschab Nanuk eine neue religiöse Sekte begründet, indem er mohammedanische und brahminische Bestandteile zu einer leicht faßlichen Sittenlehre und einem einfachen Monotheismus verschmolz. Später galt er selbst nach indischer Weise als eine Verkörperung Vishnus. Seine Nachfolger, die geistlichen Häupter der Sekte (Gurus), bildeten die Lehre weiter aus, legten sie auch in heiligen Büchern nieder, wurden aber von den Mohammedanern grimmig verfolgt. Als der letzte Guru, Ardschun, im Gefängnis gestorben war (1606), begannen die Sikhs heftige Kämpfe gegen die herrschende Religion und bildeten eine militärische Verfassung unter sich aus. Trotz derselben in die nördlichen Gebirge verdrängt, beunruhigten sie doch das Tiefland durch verheerende Streifzüge bis Lahore und Delhi. Bahadur (1707—12) drängte sie zurück; noch entschiedener schlug sie dessen Nachfolger Furokshir (1712—19); aber unter Mohammed (1719—47) sank die Macht der Großmoguls rascher und rascher. In Heiderabad (Golkonda) schwang sich sein Statthalter (Nizam) Asof Schah zum selbständigen Herrscher auf; der Perserfürst Nadir-Schah (s. S. 260) nahm im Jahre 1739 unter furchtbaren Greueln Delhi, schleppte unermeßliche Beute im Werte von etwa 30 Mill. Pfund Sterling mit sich fort und ließ sich alles Land westlich des Indus abtreten. Bedroht im Nordwesten von den Afghanen und Sikhs, die sich im Pandschab ausbreiteten, im Süden von den Maharatten und Rohillas, einem kräftigen Afghanenstamme zwischen Ganges und Audh, bestieg Ahmed den Thron. Doch schon im Jahre 1750 stürzte diesen sein Emir al-Omrah Ghazi-ed-din und erhob an seiner Stelle Alumgir (1750—57). Jahre grenzenloser Verwirrung folgten. Der Afghanenfürst Ahmed Abdallah nahm und plünderte Delhi zum zweitenmal; dann ließ Ghazi-ed-din den Großmogul ermorden und war gleichwohl nicht fähig, die Herrschaft zu behaupten, sondern mußte selbst



461. Offizier aus der Leibwache des Großmoguls.
Überwurf und Beinbekleidung sind aus schwarzer Seide. Der Helm hat einen Nasenschutz aus Stahl mit goldener Damaszierung.
Die übrigen Waffenstücke sind reich mit Gold eingelegt.
Die Rüstung stammt von einem Offizier der Leibwache des Großmoguls aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts.
(Die Rüstung befindet sich jetzt im Museum zu Zarskoje Selo.)

flüchten, und nun wurde das Mogulreich der Kampfpreis zwischen Afgahnen und Maharatten. Zunächst überfluteten diese, mit den Sikhs verbündet, das obere Hindostan, nahmen Delhi und Agra; dann aber erlagen ihre flüchtigen Geschwader den schweren Reitermassen der Afghanen in zwei großen Feldschlachten, deren zweite bei Panniput unweit Delhi sie mit ungeheuren Verlusten in ihre Berge zurücktrieb und Delhi den Afghanen überlieferte. Diese setzten Ali Gohur auf den Thron (1760), doch er besaß nur den Schatten der Macht, die wirkliche Gewalt lag in den Händen seiner thatsächlich unabhängigen Statthalter, soweit die Maharatten und Afghanen es gestatteten.

Engländer und Franzosen im südlichen Indien.

Übermacht der Franzosen unter Dupleix.

So vollkommen zerrüttet war Indien, als neben diesen beiden eine dritte Macht Anspruch erhob auf das herrenlose Erbe der Großmoguls, den andern allen weit überlegen an Kraft, ihnen gewachsen an Gewissenlosigkeit und Schlauheit, mit denen man allein diese treulose orientalische Welt bemeistern zu können schien, das war England. Der Gedanke, aus den bescheidenen Handelsfaktoreien an der indischen Küste (s. S. 142) eine große Herrschaft zu gestalten, entstand allerdings zunächst nicht bei den Engländern, sondern bei den Franzosen. Während des Österreichischen Erbfolgekrieges nämlich nahm der französische Gouverneur der Insel Mauritius, Labourdonnais, das englische Madras, und Dupleix, der Gouverneur von Pondichéry, der bedeutendsten Faktorei der Französisch-ostindischen Kompanie (s. Bd. VI, S. 528), setzte durch, daß Madras zerstört und die englischen Kaufleute als Gefangene hinweggeführt wurden (1747). Nun gab zwar der Aachener Friede Madras den Engländern zurück, doch in Ostindien dauerte der Kampf zwischen den beiden großen Handelsgesellschaften weiter. Der hochstrebende Dupleix mischte sich in den Thronstreit, der damals fast gleichzeitig in Heiderabad und im sogenannten Karnatik, dem Küstenstriche nächst Madras, ausgebrochen war, erhob dort erst Mirzafa Dschung, dann Salabat Dschung, hier Gunda Sahib und ließ sich von beiden die thatsächliche Regierung ihrer Länder übertragen; ja in stolzem Selbstgefühl gründete er eine neue Residenz, die er Dupleixfatihabad (d. i. Dupleix' Ruhmesstadt) taufte, als Hauptstadt des künftigen französisch-indischen Reiches. Schon hatte das Ansehen der Franzosen das der Engländer im südlichen Indien vollkommen aus dem Felde geschlagen, und nur mit großer Mühe behauptete sich Gunda Sahibs Nebenbuhler, Mohammed Ali, von den Engländern notdürftig unterstützt, in Tritschinopoli gegen ein überlegenes Belagerungsheer.

Der Umschwung.

Da riß die Verwegenheit eines jungen Engländers die Englisch-ostindische Kompanie zu energischer Anstrengung mit sich fort. Robert Clive, der Sohn eines mäßig begüterten Landedelmanns, geb. 1725, war von seiner Familie als ein unverbesserlicher Taugenichts im Jahre 1743 nach Indien geschickt worden und dort als Schreiber in die Dienste der Kompanie getreten. Doch auf den rechten Posten kam er erst, als er sich im Jahre 1746 zum Fähnrich meldete. Im Kriege gegen die Franzosen durch Umsicht und Thatkraft ausgezeichnet, ließ er sich, da infolge der Abwesenheit des Oberstkommandierenden, Major Lawrence, niemand das Notwendige zu befehlen wußte, mit nur 500 Mann, von denen 200 Engländer, 300 einheimische Truppen (Sipahis, Sepoys) waren, nach Arcot, der Hauptstadt des Karnatik, senden, um dem belagerten Tritschinopoli Luft zu machen, bemächtigte sich des Platzes durch einen raschen Handstreich, wies einen Angriff der herausgeworfenen Besatzung zurück und verteidigte die Festung glänzend gegen weit überlegene Massen, die von Tritschinopoli herankamen (1752). Von Madras aus verstärkt und von einem Maharattenfürsten in Mohammed Alis Diensten unterstützt, bemächtigte er sich dann mehrerer andrer Städte, schlug Gunda Sahib und zerstörte Dupleixfatihabad. Endlich, als Lawrence mit Verstärkungen aus Europa zurückgekommen war, löste sich Gunda Sahibs Heer auf oder wurde zur Übergabe gezwungen, der Fürst selbst von den Maharatten gefangen und getötet. Doch hatte dann Tritschinopoli, das Lawrence tapfer verteidigte, noch eine lange Belagerung auszuhalten (1754). Inzwischen waren in Europa Unterhandlungen eröffnet worden, um einen Krieg zu beenden, den im wesentlichen Dupleix begonnen hatte, ohne von der Kompanie beauftragt zu sein. Sie rief ihn im Jahre 1757 zurück, ohne ihm seine Auslagen auch nur teilweise zu erstatten — er ist bald danach gestorben — und verpflichtete sich, ihre Erwerbungen zu räumen, so daß beiden Nationen nur ihre alten

Faktoreien bleiben sollten. Freilich war auf beiden Seiten kaum der ernste Wille vorhanden, diesen Vertrag zu halten, und der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges machte bald auch in Indien dem unsicheren Friedenszustande ein Ende.

Robert Clive und die Eroberung von Bengalen.

Einnahme von Kalkutta.

Bisher hatten die Engländer ihr Hauptaugenmerk auf das südliche Indien gerichtet. Noch im Jahre 1756 jedoch sahen sie ihre Besitzungen im Gangeslande bedroht. In Bengalen regierte damals der Subahdar Suradschah Daulah, ein noch nicht zwanzigjähriger junger Mann, aber ein echt orientalischer Despot und von jeher ein Todfeind der Engländer. Überzeugt, daß diese in Kalkutta (Fort William) unendliche Schätze aufgehäuft hätten, benutzte er einen gleichgültigen Vorwand, um den Krieg



462. **Robert Clive, der Begründer der britischen Macht in Ostindien.**
Nach dem Originale von D. Berger.

vom Zaune zu brechen, und erschien im Juni 1756 mit großer Heeresmacht vor Fort William, wo man nichts weniger als einen Angriff erwartete. Nach kurzem Widerstande ergab sich deshalb die kleine Festung, als der Subahdar den Verteidigern das Leben zusicherte. Ohne sein Wissen sperrten aber die indischen Soldaten die gefangenen Europäer, 146 an der Zahl, in das Garnisongefängnis, die sogenannte Schwarze Höhle (Black Hole), einen kleinen Raum von nur 6 m Länge und 5 m Breite, der obendrein nur zwei kleine vergitterte Fenster hatte, und das in der heißen indischen Sommernacht. Ein entsetzlicher Kampf um das nackte Leben begann zwischen den Unglücklichen, die sich alle möglichst nach den Fenstern drängten, während die indischen Soldaten hohnlachend mit Laternen hineinleuchteten und sich an den Qualen der Verschmachtenden weideten. Allmählich wurde es stiller, und am Morgen waren sie fast alle tot, erstickt, verschmachtet, zertreten; nur 23 wankten heraus und diese kaum noch kenntlich, mehrere irrsinnig. Suradschah Daulah hieß nachträglich das Geschehene gut, ließ eine Besatzung im Fort William zurück und verbot den Engländern allen Handel in seinem Gebiet.

Sieg von Plassy und seine Folgen.

Auf diese Nachrichten hin, die erst im August Madras erreichten, beschloß der Rat der Kompanie sofort den Krieg und sandte Clive, der von 1753—55 seiner angegriffenen Gesundheit halber sich in England aufgehalten hatte und dort zum königlichen Oberstleutnant ernannt worden war, mit 900 Engländern und 500 Sepoys nach dem Ganges. Im Oktober ausgesegelt, aber durch stürmisches Wetter aufgehalten, lief dies Geschwader unter Admiral Watson erst im Dezember im Hugly ein. Doch schon am 2. Januar 1757 nahm Clive Kalkutta wieder und erstürmte dann das französische Tschandernagore. Als die Hindus den bitteren Ernst der Engländer sahen, dachte Suradschah Daulahs Feldherr Mir Dschaffier sofort daran, mit ihrer Hilfe seinen Herrn zu beseitigen und sich selber an seine Stelle zu setzen, begann deshalb auch mit Clive zu unterhandeln, der kein Bedenken trug, auf das verräterische Spiel einzugehen. Indes der Hindu war zu klug und zu treulos, um irgend etwas wirklich zu unternehmen, ehe er den handgreiflichen Beweis von der Überlegenheit der europäischen Waffen empfangen hatte, und so rückte Clive landeinwärts vor, nur auf seine eignen Kräfte angewiesen. Nach einem heißen Tagemarsche sah er am 20. Juni 1757 bei Plassy (Palaschi in der Nähe von Murschidabad) das Heer der Inder vor sich. Die Kräfte erschienen lächerlich ungleich, denn Clive verfügte nur über 1000 Europäer (das 39. Regiment und einige Artilleristen) und 2000 Sepoys, Suradschah Daulah dagegen über 50000 Mann Infanterie, 14000 schwere Reiter, 40 große Geschütze und einige französische Feldstücke. Daher berief der englische Befehlshaber, sehr gegen seine Gewohnheit, einen Kriegsrat, den ersten und letzten in seinem Leben, und dieser entschied gegen die Schlacht. Clive jedoch kam in einsamer Selbstberatung unter einer riesigen Sykomore, die man noch lange gezeigt hat, zu dem Entschlusse, zu schlagen, und führte am 23. Juni sein kleines Heer zum Angriff vor. Da thaten denn die indischen Geschütze wenig Schaden, dagegen richtete das Feuer der englischen Infanterie und Artillerie in den dichten Massen der Feinde große Verheerungen an. Suradschah Daulah verlor den Mut und befahl, Mir Dschaffiers Einflüsterungen folgend, vorzeitig den Rückzug, obwohl er nur etwa 500 Mann, die Engländer 50 Mann Verwundete und 25 Tote verloren hatten. Binnen einer Stunde war das Treffen entschieden, das Bengalen den Engländern in die Hände gab, und mit Stolz führte seitdem das 39. Regiment auf seinen Fahnen die Inschrift: Primus in Indis. Mir Dschaffier wurde von Clive als Subahdar eingesetzt und ließ Suradschah Daulah, der auf der Flucht in seine Hände gefallen war, umbringen; als Entgelt zahlte er 800000 Pfund Sterling in Silber an die Kompanie und machte Clive ein Geschenk von 2—300000 Pfund Sterling, die Kompanie aber ernannte diesen zum Gouverneur ihrer Besitzungen in Bengalen. Als solcher leistete er dem Mir Dschaffier erfolgreichen Beistand gegen Schah Alum, einen Sohn des Großmoguls, der mit 40000 Mann Patna belagerte, und besiegte dann ein holländisches Geschwader, das sein treuloser Schützling herbeigerufen hatte, um sich der schon lästig werdenden Vormundschaft der Engländer zu entledigen. Um dieselbe Zeit brachte ein englischer Heerhaufe die Circars, den Küstenstrich nördlich vom Kistna, einen Teil des Gebiets von Heiderabad, zum Gehorsam.

Englische Siege in Südindien.

Im Besitz eines fürstlichen Vermögens, eines Jahreseinkommens von 40000 Pfund Sterling, kehrte Clive im Jahre 1760 nach England zurück. Hier erlangte er mit der Erhebung zum Lord einen Sitz im Oberhause, ohne jedoch eine hervorragende Rolle zu spielen. Aber sein Beispiel trieb Hunderte nach Indien, wo Kühnheit und Glück in wenigen Jahren Macht und Reichtum gewinnen konnten, und erfüllte die Niederlassungen der Kompanie mit Menschen, welche nicht kamen, um zu arbeiten, sondern um mühelos und unbedenklich die Schätze des Landes an sich zu reißen. Die nachteiligen Folgen zeigten sich sehr bald, nicht eben in Niederlagen, aber in

großen Mängeln der Verwaltung. Im Felde behauptete vielmehr England gegenüber den Franzosen nach anfänglichem Schwanken ein entschiedenes Übergewicht. Im April 1758 war der französische Befehlshaber Lally Tolendal, ein geborener Irländer, der England glühend haßte, mit bedeutenden Verstärkungen in Pondichéry erschienen, schon am 1. Juni bezwang er das Fort St. David südlich von Madras, das stärkste des südlichen Indien, aber die Belagerung von Madras mußte er aufgeben (Februar 1759), er wurde mehr und mehr in die Enge getrieben und nach der entscheidenden Niederlage bei Wandawasch am 22. Dezember 1760 von Oberst Coote in Pondichéry belagert. Am 16. Januar 1761 fiel der Platz. Obwohl der Friede von Paris (s. S. 507) ihn den Franzosen wieder zurückgab, so war doch ihr politischer Einfluß in Südindien vernichtet, die einheimischen Fürsten traten in ein Abhängigkeitsverhältnis zur Englischen Kompanie.

Festere Begründung der englischen Macht in Bengalen.

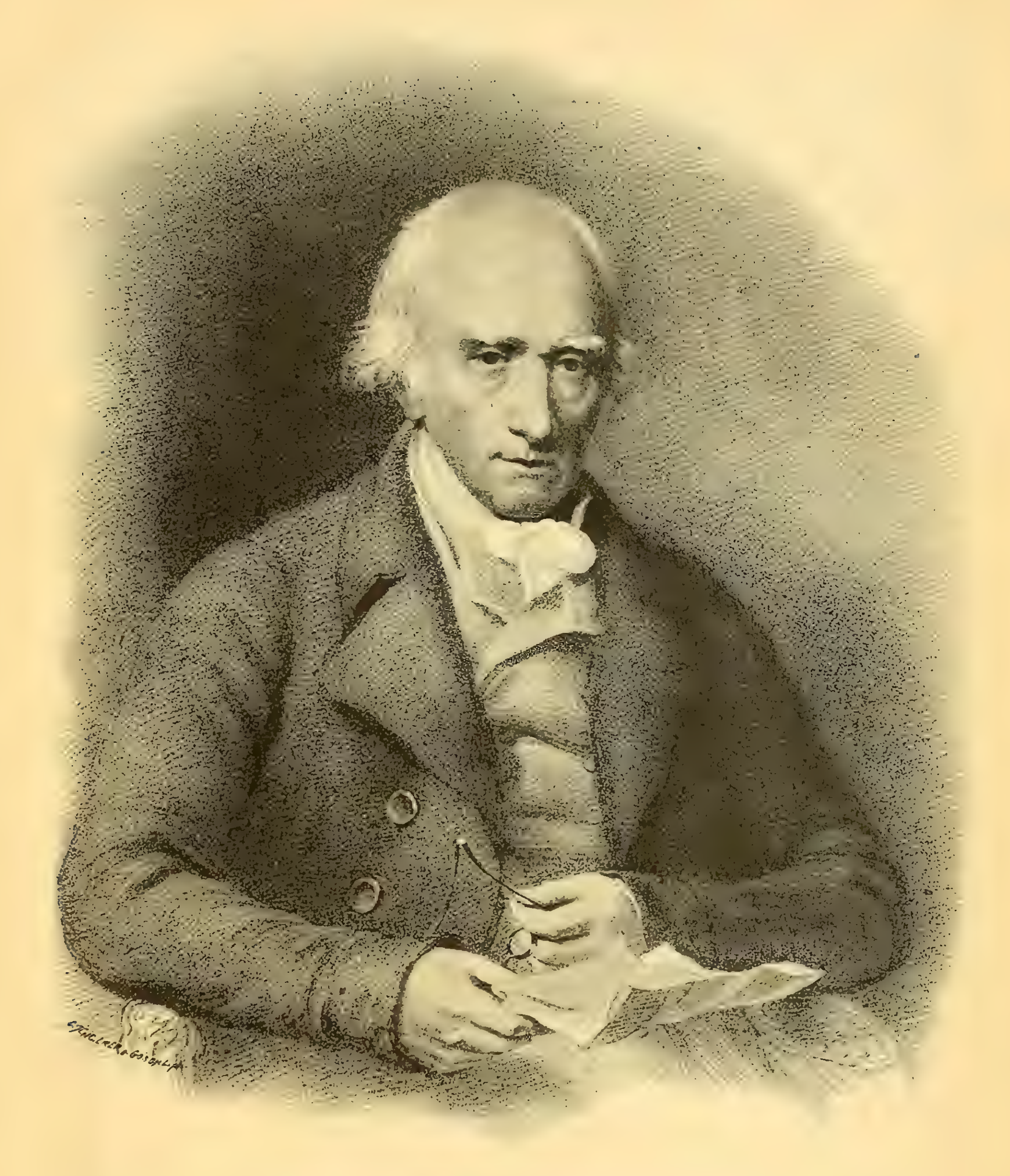
Doch der Schwerpunkt ihrer Macht lag schon in Bengalen. Hier plünderten zwar ihre schlecht bezahlten Beamten das reiche Land systematisch durch Erpressungen, Handelsmonopole u. s. f., aber die Streitigkeiten, in die sich Mir Dschaffier mit seinem Bruder Mir Kossim über die Thronfolge verwickelte, kamen der Ausbreitung der englischen Macht zu gute. Denn Mir Dschaffier trat gegen eine Pension seine Herrscherrechte an die Kompanie ab. Mir Kossim wurde bei Bukar in der Nähe von Patna völlig geschlagen (September 1761) und ein jüngerer Sohn Mir Dschaffiers als Subahdar eingesetzt.

Trotz dieser Erfolge gingen die Einkünfte der Kompanie zurück, während sich ihre Beamten bereicherten, und die Unordnung in der Verwaltung wuchs. Da entschloß sich Clive, in anerkennenswerter Uneigennützigkeit, abermals nach Indien zu gehen (Mai 1765). Er verbot dort den Beamten kurzweg den Handel auf eigne Faust, entschädigte sie aber durch die Erträge des Salzmonopols und unterdrückte mit umsichtiger Entschlossenheit eine Verschwörung von 200 Offizieren, die sich dagegen erhob. Zugleich gab er der englischen Herrschaft im Gangeslande festere Grundlagen. Der Nabob von Audh schloß ein Bündnis mit der Kompanie und trat ihr Allahabad und Korah ab; vor allem aber überließ der Großmogul ihr gegen das Versprechen ihres Schutzes die Verwaltung aller seiner Einkünfte in Bengalen, Behar und Orissa, d. h. die thatsächliche Regierung; die Subahdare wurden durch eine Rente abgefunden. Ruhmgekrönt kehrte Clive im Januar 1767 nach England zurück. Die Anklage, welche seine Gegner 1773 erhoben, wies das Parlament, wo er sich kraftvoll verteidigte, als unbegründet ab, aber schon am 22. November 1774 erlag er den Folgen seiner unaufhörlichen Anstrengungen. Noch hatte er es erlebt, daß die englische Krone die Selbständigkeit der Kompanie erheblich einschränkte, die ja längst aufgehört hatte, lediglich Handelsinteressen zu verfolgen. Nach dem „Regulationsgesetz“ vom Februar 1773 bestätigte fortan die Regierung die Gouverneure und die Verwaltungsräte, setzte ein königliches Obergericht in Kalkutta ein und beschränkte die Jahresdividende der Aktionäre auf 6—8 Prozent. Der Statthalter von Bengalen sollte zugleich Generalgouverneur von ganz Englisch-Ostindien sein.

Heider Ali und Warren Hastings.

Heider Alis Stellung.

Der Zusammenbruch des Mogulreiches lockte nicht bloß fremde, sondern auch einheimische Eroberer. Um 1767 bemächtigte sich im Reiche Meissor (Mysore), das dem Namen nach erst den Herrschern von Heiderabad, später den Moguls unterthänig gewesen war, der thatkräftige Heider Ali der Herrschaft und wurde bald der gefährlichste Feind englischer Macht. Im September 1767 war er bei Trinomali geschlagen worden, aber im Jahre 1768 brach er im Karnatik ein, im nächsten Jahre bedrohte er Madras; zugleich unterstützte er die Maharatten von Punah und Sattara in ihrem



463. Warren Hastings, Generalgouverneur von Bengalen.
Nach der Zeichnung von Th. Lawrence gestochen von W. Say.

Widerstande gegen die Engländer, von denen eine Abteilung sich sogar gefangen geben mußte. Die erste Hilfe dorthin sandte ihnen der Generalgouverneur Warren Hastings aus Bengalen, der erste, der diese Würde bekleidete. Er war 1732 geboren, wie Clive schon mit achtzehn Jahren als Beamter der Kompanie nach Indien gekommen, und seitdem rasch emporgestiegen, ein Mann, arglistig und habgierig wie ein Orientale, aber auch von großer Klugheit und Energie. Ihm verdankte die englische Herrschaft im Gangesthale ihre weitere Ausbildung. Er nötigte nicht nur den Nabob von Benares zur Tributzahlung nach Kalkutta, sondern er ordnete auch das Besteuerungswesen,

indem er die Grundsteuer in fünfjährigen Perioden verpachtete, und verbesserte die verwahrloste Rechtspflege. Dabei sah er sich von seinen Gegnern im Rate von Bengalen, an ihrer Spitze Philipp Francis (s. S. 736), beständig angegriffen, ja einmal wurde er sogar von der Kompanie entlassen, doch wußte er sich zu behaupten, und die schwierigen Umstände erforderten bald einen ganzen Mann.

Mißerfolge der Engländer in Südindien.

Der Krieg mit Frankreich brach abermals aus (1778), die Engländer nahmen zwar Pondichéry (1779), die Franzosen aber traten mit Heider Ali und den Maharatten in Verbindung, und jener rief alle indischen Fürsten zum gemeinsamen Kampfe gegen die Engländer auf. Mit 100 000 Mann rückte er gegen Madras ins Feld



464. Heider Ali, Sultan von Meissor.

Nach der Zeichnung von J. Year gestochen von Le Beau.

und erfocht am 10. September 1780 über die Engländer unter Baillie einen vollkommenen Sieg. Nur die Schnelligkeit, mit der Warren Hastings Truppen unter Eyre Coote nach dem bedrohten Platze warf, sicherte die Hauptstadt des englischen Südindien; auch die Maharatten ließen sich für die Engländer gewinnen, und am 1. Juli 1781 siegten diese bei Porto novo über Heider Ali und dessen Sohn Tippu Sahib, nahmen dann Kalikut und das holländische Negapatam. Trotzdem blieb ihre Lage im Karnatik höchst unsicher, ja im Februar 1782 wurde ein englischer Heerhaufen bei Tandschore von Tippu Sahib und den Franzosen zur Ergebung gezwungen, und die Ankunft des französischen Admirals Suffren sicherte der Lilienflagge der Bourbonen die Überlegenheit auch zur See, er siegte über ein englisches Geschwader unweit Cuddalore, südlich von Pondichéry (20. Juni 1783). Besser gingen die Dinge

für die Engländer wenigstens anfangs an der Westküste. Von Bombay aus vorgehend, wies Macleod in fester Stellung den Angriff Tippu Sahibs bei Paniani ab. Der Tod Heider Alis aber, der am 9. Dezember 1782 mindestens 80 Jahre alt starb, erhob seinen Sohn Tippu Sahib auf den Thron von Meissor, und bald erwies sich dieser als ein ebenso gefährlicher Gegner wie der Vater. General Matthews, der von der Küste aus wieder ins Innere drang, eroberte zwar das wichtige Bednar, hier aber umschloß ihn Tippu Sahib mit 100 000 Mann und nötigte ihn zur Ergebung



465. Tippu Sahib, Sultan von Meissor.
Nach der Zeichnung von Mauraisse lithographiert von C. Molte.

(April 1783), dann nahm er auch noch die Küstenstadt Mangalore. Für die Engländer war es somit ein Glück, daß im Juni 1783 die Nachricht vom Frieden von Versailles eintraf, der den Franzosen Pondichéry wieder zurückgab; denn er nötigte die französischen Offiziere, die Unterstützung Tippu Sahibs aufzugeben und veranlaßte diesen, am 11. März 1784 in den Frieden von Mangalore zu willigen. Er stellte den Besitzstand vor dem Kriege in Südindien wieder her, das beste, was die Engländer hier erwarten konnten. Aber ihre Herrschaft in Indien war doch gesichert. Eine Gesellschaft von Kaufleuten gebot über Gebiete, deren Umfang bereits damals den des Mutterlandes weit übertraf.

Die Indiabill

Aber sie vertrat damit auch so außerordentlich große Interessen der gesamten Nation und ihre Verwaltung war, namentlich in Bengalen, zugleich so räuberisch, daß ihr der Staat die bisherige Unabhängigkeit nicht länger lassen konnte. Die Frage, wie seine

Rechte ihr gegenüber wahrzunehmen seien, beschäftigte England schon seit 1782 aufs angelegentlichste. Dort hatte der unglückliche Friede von Versailles das Ministerium Shelburnes, dem Pitt als Schatzkanzler angehörte, zu Falle gebracht. Aber das neue „Koalitionsministerium" (Portland) bestand aus Männern der verschiedenartigsten Richtungen: neben Lord North saß sein früherer Gegner James Fox, und nur in dem Bestreben stimmten sie überein, England und womöglich auch das reiche Indien der Ausbeutung einer ehrgeizigen, selbstsüchtigen whigistischen Koterie zu unterwerfen. Deshalb brachte Fox, nachdem schon 1784 eine doppelte „Prüfungskommission" für die indische Verwaltung eingesetzt worden, im November 1783 einen Gesetzentwurf ein, nach welchem Indien durch sieben von der Regierung ernannte Kommissare verwaltet werden und den neun Direktoren nur die Besorgung des Handels verbleiben sollte. Das Unterhaus nahm die Bill an, das Oberhaus jedoch verwarf sie, und zwar infolge einer ganz persönlichen Einmischung König Georgs III., der die selbstsüchtigen Absichten der Antragsteller durchschaute. Um sie zu kreuzen, ließ er den Lords erklären, er werde jeden als persönlichen Feind betrachten, der für die Indiabill stimme; ja als das Ministerium, das er damit preisgab, abzudanken zögerte, gab er ihm die Entlassung (12. Dezember 1783) und beauftragte Pitt mit der Neubildung des Kabinetts, der nun sofort einen völligen Personenwechsel in den höheren Stellen vornahm. Als das Parlament am 12. Januar 1784 wieder zusammentrat, erteilte das Unterhaus dem neuen Ministerium ein Mißtrauensvotum und ersuchte den König, es zu entlassen; die öffentliche Meinung aber sprach sich allmählich so entschieden gegen Fox aus, daß der König am 25. März die Auflösung des Parlaments verfügen konnte. In dem neugewählten, ihm günstig gestimmten Unterhause setzte nun Pitt im August 1784 eine neue Indiabill durch, denn eine Regelung dieser Verhältnisse war allerdings nötig. Nach diesem Gesetz wurde ein „Kontrollhof" (Board of Control) aus zwei Ministern und vier andern Mitgliedern des Council gebildet. Derselbe verfügte oder genehmigte die Anstellung aller höheren Beamten, Richter und Offiziere der Kompanie und führte die Aufsicht über die drei Präsidentschaften Kalkutta, Madras und Bombay. Seinen Verkehr mit der Kompanie vermittelte ein Ausschuß von neun Direktoren. Ein Nachspiel hatte die Angelegenheit noch in dem großen Prozeß gegen die Verwaltung von Warren Hastings, der sechs Jahre lang (1789—95) England in Spannung hielt, aber trotz des Nachdrucks, mit dem Burke die Anklage vertrat, mit der Freisprechung des Generalgouverneurs endete.

Mit der Besitzergreifung ostindischer Landschaften gewann England auch auf der südlichen Halbkugel die herrschende Stellung, die ihm auf den nördlichen Meeren niemand mehr streitig machte; das stolze „Rule, Britannia, rule the waves" (Herrsche, Britannien, über die Flut) begann zur Wahrheit zu werden. Als das wirtschaftlich stärkste und das politisch reifste Volk der Welt traten die Engländer in eine Zeit welterschütternder Umwälzungen und Kämpfe ein und bestanden sie siegreich, ohne Gefährdung ihrer staatlichen Zustände, während auf dem Festlande die ganze alte Ordnung der Dinge zusammenbrach.

Ende des siebenten Bandes.


EUROPA
zu Beginn der franz. Revolution
1789
bearbeitet von Carl Wolf
Maßstab 1:15000000
NORDSEE
KGR. GROSSBRITANNIEN UND IRLAND
KÖNIGR. NORWEGEN
KGR. SCHWEDEN
KGR. DÄNEMARK
KGR. PREUSSEN
KÖNIGREICH POLEN
RUSSISCHES KAISERREICH
KÖNIGR. FRANKREICH
SCHWEIZ
KÖNIGR. UNGARN
KGR. PORTUGAL
KÖNIGR. SPANIEN
KÖNIGR. SARDINIEN
Schwarzes Meer
Adriatisches Meer
Tyrrhenisches Meer
Mittelländisches Meer
SULTANAT MAROKKO
Algier
Tunis
SIZILIEN
PERSIEN
GEORGIEN
Römisch Deutsches Kaiserreich
Habsburgischer
Hohenzollernscher
Wittelsbachischer
Wettinischer
Welfischer
Besitz
Geistliches Gebiet



